This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PGerm 147.7

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters
shall be spent for books and one quarter
be added to the principal.

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Herausgegeben von

JULIUS LOHMEYER

Band IV

April 1903 bis September 1903

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1903

103-16

PGerm 147.7

Lowell Fund

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Hermine Villinger, „'s Romans Hütt". Novelle 1
Dagobert von Gerhardt-Amyntor, Übertrumpft. Novelle 161
Ida Boy-Ed, Die Pistole 321
Julius Lohmeyer, Schloß Hohenzipp. Novelle 481, 641, 801

Dichtungen.

Julius Lohmeyer, Auf Tempeltrümmern 46
Fritz Philippi, Mich aber richtete die Nacht 60
Wilhelm Idel, Manneswort 69
Stephan Milow, An das Leben 69
Wilhelm Idel, Aufmunterung 75
Karl Ernst Knodt, Im stillen Dorf 99
Paul Warncke, Tau Schummertid 146
E. von Bülow, Geh aus dem Wege nicht dem bittern Weh 238
Paul Heyse, Abschied 248
Paul Heyse, Sonntagsruhe 254
E. von Bülow, Ich denke mein Leben zurücke 264
Fritz Philippi, Süß duften die Weiden 289
Gottfried Schwab, Blühende Wildnis 403
Rudolf Krauß, Rosen im See 461
Julius Lohmeyer, Und ob mir Gut und Gold verraucht 504
Julius Lohmeyer, Lebenssprüche 514, 532, 584
Julius Lohmeyer, O Lieb an deiner Seite 514
Goethe, Stille ruhn oben die Sterne 525
Isolde Kurz, Aus den „Neuen Gedichten" 533
Ernst Muellenbach, Vorspuk 664
W. K. A. Nippold, Nacht im Gebirg. Sonette 708
Isolde Kurz, Der schwarze Reiter 750
E. von Bülow, Der Wind verweht den Blütenschaum 754
Gustav Falke, Der schlafende Wind. — Ein Tageslauf 852
Leon Vanderfee, Und ruft nun immer 894
Karl August Hückinghaus, Herbstlied 894
Gustav Falke, Schweigen. — Nach Jahren 914

Literatur.

Seite
Fritz Lienhard, Ein Wort der Verständigung 100
Karl Busse, Literarische Monatsberichte 130, 290, 467, 628, 788, 943
Heinrich Spies, Otto Gildemeister (13. März 1823 bis 29. Aug. 1902) 715
Rudolf Krauß, Eduard Paulus 751

Biographisches.

Richard Graf Du Moulin-Eckart, Roon 331
Victor Blüthgen, Julius Lohmeyer †. Ein Gedenkblatt 505
Friedrich Ratzel, Heinrich Schurtz †. Ein Gedenkwort 674
Ernst Berner, Neuaufgefundene Briefe König Friedrichs des Großen aus der Gefangenschaft zu Küstrin 1730—1731 895

Musik und Kunst.

Ferdinand Noack, Antike Kunst und Kultur im Lichte der großen Ausgrabungen 39, 201, 691
Fritz Lienhard, Das deutsche Theater 138, 300, 475
Hans von Wolzogen, Das Werk von Bayreuth. Zu Wagners 90. Geburtstage am 22. Mai 1903 . . . . . 191, 380
Alfred Lichtwark, Justus Brinckmanns Lebenswerk 567
Otto March, Unsere Wohnung 665
Viktor Blüthgen, Die Opernnot 835
Paul Cauer, Goethes Faust in Max Grubes Bearbeitung 911
Ludwig Gurlitt, Das Albrecht Dürerhaus 916
Fritz Lienhard, Theaterprovinzen 952

Staats- und Völkerleben.

Wilhelm von Polenz, Die Stände des Volkes von Nordamerika 47, 227
Max Christlieb, Die ultramontane Gefahr 76
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik 103, 277, 439, 599, 760, 919
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik 110, 284, 446, 605, 766, 926
Paul Dehn, Weltwirtschaftliche Umschau 118, 305, 453, 612, 773, 932
Ernst von Halle, Kultur und Technik 362
Cato, Wiener Brief 416
Heinrich Schurtz, Spanien nach seiner Niederlage 675
Karl von Stengel, Die Kaiseridee 709

Religion, Ethik und Erziehung.

Fritz Lienhard, Arndts Manneworte an unsere Zeit 26
Hermann Scholz, Die Frauen im vaterländischen Dienst 70
Alfred Biese, Immer frischere Luft und immer helleren Sonnenschein in unsere höheren Schulen 95
Martinus, Zur religiösen Frage 265
Bewirken unsere deutschen Trinksitten eine Entartung, die für die Zukunft des Volkes bedenklich ist? Eine Umfrage bei hervorragenden Ärzten, Psychologen, Hygienikern usw. 268, 422

Seite
Ernst Troeltsch, die theologische Lage der Gegenwart 385
Rudolf Eucken, Das Aufsteigen eines neuen Idealismus 515
Adolf Matthias, Zeit- und Streitfragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens. I. Der Schulfriede 526
Otto von Leixner, Die Muse als Magd des Alkohols 550
Elisabeth von Oertzen, Mütterlichkeit 561
Karl König, Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott 728
Hermann Raydt, Die Schule und die Leibesübungen 853
Alfred Biese, Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung 867
Friedrich Rippold, Darf man von einem werdenden Christuslied in der außerkirchlichen Kultur reden? 881

Deutschtum im Auslande.

Wilhelm Rohmeder, Die Deutschenverfolgung in Ungarn 81, 255
Paul Dehn, Deutschtum im Auslande 127, 314, 462, 623, 782, 937

Koloniales und Überseer.

Karl Canera, Allgemeine und politische Beobachtungen bei einer Brasilienreise im Jahre 1902 213
Alfred Funke, Unsere koloniale Arbeit 585
Karl Dove, Südwestafrika, eine deutsche Heilstätte der Zukunft 740
Alfred Funke, Deutsche Siedlung über See 843

Heer und Flotte.

Centurio, Die Zukunftsschlacht 61
Georg Wislicenus, Wirklicher Wert der Unterseeboote 239
Kühne, Die erste preußische Expedition nach Ostasien und ihre Bedeutung für Deutschlands jetzige Weltstellung 404
Gerhard von Pelet-Narbonne, Der Wert der Kavallerie in einem nächsten Kriege 538
A. von Boguslawski, Militärische Kritik 917

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Hermann Keller, Gegen die Wassernot 249

Technik und Naturwissenschaft.

Richard Aßmann, Über atmosphärische Störungen 399
Julius Janitsch, Die Photographie im Dienste der bildenden Kunst in Deutschland. Mit besonderer Berücksichtigung der Reichsdruckerei in Berlin 433
Johannes Reinke, Zwei neue populäre Schriften über den Darwinismus . . 555
Wilhelm Haacke, Die Mutationslehre 755

Literarische Rundschau.

Seite

d'Annunzio, Gabriele, Die drei Novellen der Peccara (Carl Busse) 793
Bastier, Paul, La mère de Goethe (Wilhelm Bode) 480
Bernheim, Prof. Ernst, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie (Hans Helmolt) 159
Bertsch, Hugo, Die Geschwister (Carl Busse) . 296
Beta, Ottomar, Deutschlands Verfündigung (Georg Koch) 158
Beyerlein, Franz Adam, Jena oder Sedan? (Carl Busse) 469
Bismarcks Briefe an seine Gattin im Kriege 1870/71 (Herman Oncken) 318
Bock, Alfred, Kantor Schildköters Haus (Carl Busse) 950
Böhlau, Helene, Die Kristallkugel (Carl Busse) 947
Bojanowski, Eleonore von, Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar H. v. Blomberg) 799
Chamberlain, Houston Stewart, Drei Bühnendichtungen (Fritz Lienhard) 636
Chun, Carl, Aus den Tiefen des Weltmeeres (Otto Finsch) 959
Dähnhardt, Oskar, Deutsches Märchenbuch . 160
Der siebenjährige Krieg, dargestellt vom großen Generalstabe (H. Rohne) 149
Die Buchhandlung Alphons Dürr in Leipzig. Festschrift. 156
Diesterweg, M., Aus dem Pionierleben Süd-Afrikas (Otto Felsing) 154
Ebner-Eschenbach, Marie von, Agave (Carl Busse) 944
Ernst, Otto, Vom geruhigen Leben (Viktor Blüthgen) 320
Falke, Gustav, Aus Muckimacks Reich (Carl Busse) 295
Frapan-Akunian, Ilse, Arbeit (Carl Busse) 473
General de Wets Kriegserinnerungen (A. Schowalter) 797
Geschichte der Befreiungskriege 1813—15. Der Feldzug von 1814 in Frankreich. Von v. Janson, Generalleutnant z. D. Band I. (H. Rohne) 478
Gilm, Hermann von, Gedichte (Viktor Blüthgen) 800
Glagau, Dr. Hans, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle (Dr. Ludwig Gurlitt) . 152
Gorjki, Maxim, Frühlingsstimmen (Carl Busse) 298
Haym, Rudolf, Erinnerungen aus meinem Leben (H. v. Blomberg) 157

Seite

Heiberg, Hermann, Die schwarze Marit (Carl Busse) 632
Hillern, Wilhelmine von, Ein Sklave der Freiheit (Carl Busse) 792
Hoffmann, Hans, Von Haff und Hafen (Carl Busse) 631
Hoffmann, Max, August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel (Karl Berger) . . . 150
Holz, Arno, Lieder auf einer alten Laute (Carl Busse) 294
Huch, Ricarda, Vita somnium breve (Carl Busse) 180
Jensen, Wilhelm, Gradiava (Carl Busse . . 137
Keyserling, E. von, Beate und Mareile (Carl Busse) 790
Kolonial-Handels-Adreßbuch 1903 (Paul Dehn) 960
Kretzer, Max, Die Sphinx in Trauer (Carl Busse) 471
Lagerlöf, Selma, Eine Herrenhofsage (Carl Busse) 951
Lehmann, Rudolf, Erziehung und Erzieher (O. Weißenfels) 148
Leppin, Paul, Glocken, die im Dunklen rufen (Carl Busse) 795
Lohmeyer, Julius, Unter dem Dreizack . . 640
Mann, Heinrich, Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy (Carl Busse) 467
Mann, Thomas, Tristan (Carl Busse) . . . 634
Marterſteig, Max, Jahrbuch der bildenden Kunst 1903 (Richard Redlich) 639
Mereschkowski, D. S., Leonardo da Vinci (Carl Busse) 946
Meyer-Förster, Wilhelm, Lena S. (Carl Busse) 630
Meyers Großes Konversations-Lexikon 155
Meyers Reisebücher. Italien in sechzig Tagen . 155
Münch, W., Geist des Lehramts (O. Weißenfels) 479
Muthesius, Hermann, Stilarchitektur und Baukunst (Otto March) 320
Obrist, Hermann, Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst (Otto March) 956
Oertzen, E. von, Der Strandbauernhof (Carl Busse) 134
Paulsen, Friedrich, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles (Otto Siebert) 147
Reicke, Georg, Im Spinnenwinkel (Carl Busse) 789
Salten, Felix, Die kleine Veronika (Carl Busse) 794

Seite

Schalk, Gustav, „Paul Benecke, ein harter deutscher Seevogel" (O. Rückert) 160
Schiemann, Prof. Dr. Theodor, Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus I. (Hermann Oncken) 151
Schmidt, Wilhelm, Uferleute (Carl Busse) . 135
Schowalter, A., Im Kampf um Südafrika (Gottfried Doehler) 957
Schubin, Ossip, Refugium peccatorum (Carl Busse) 633
Schwronnek, Richard, Der Bruchhof (Carl Busse) 293

Seite

Straß, Rudolph, Es war ein Traum (Carl Busse) 472
Tolstoj, Leo N., Was sollen wir denn tun? (Wilhelm Bode) 153
Tovote, Heinz, Der letzte Schritt (Carl Busse) 133
Viebig, Clara, Vom Müller-Hannes (Carl Busse) 290
Weise, Prof. Dr. Oskar, Ästhetik der deutschen Sprache (Viktor Blüthgen) 638
Wolff, Eugen, Von Shakespeare zu Zola (Viktor Blüthgen) 318

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

vierten Bande

der

Deutschen Monatsschrift.

	Seite
Aßmann, Richard, in Berlin-Reinickendorf	399
Berger, Karl, in Darmstadt	150
Berner, Ernst, in Berlin	895
Biese, Alfred, in Neuwied	95, 867
Binz, Carl, in Bonn	424
Blomberg, Hermann von, in Weimar	157, 799
Blüthgen, Victor, in Berlin 318, 320, 505, 638, 800, 835	
Bode, Wilhelm, in Weimar	153, 429, 480
Boguslawski, A. von, in Berlin	917
Boy-Ed, Ida, in Lübeck	321
Bülow, E. von	238, 264, 754
Busse, Carl, in Neustrelitz 130, 290, 467, 628, 788 943	
Cato	416
Cauer, Paul, in Düsseldorf	911
Centurio	61
Christlieb, Max, in Freistett	76
Dehn, Paul, in Friedenau 118, 127, 305, 314, 453, 462, 612, 628, 778, 782, 932, 937, 960	
Doehler, Gottfried, in Wilmersdorf	957
Dove, Karl, in Jena	740
Eucken, Rudolf, in Jena	515
Falke, Gustav, in Hamburg	853, 914
Felsing, Otto, in Berlin	154
Finsch, Otto, in Leiden	959
Forel, August, in Chigny	276
Funke, Alfred, in Berlin	585, 843
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von, in Potsdam	161
Gruber, Max, in München	422
Gurlitt, Dr. Ludwig, in Steglitz	152, 916
Haacke, Wilhelm, in Luftschiff	755
Halle, Ernst von, in Berlin	362
Helmolt, Hans, in Leipzig-Stötteritz	159
Heyse, Paul, in München	248, 254
Hueppe, Ferdinand, in Prag	424
Hückinghaus, Karl August, in Elberfeld	894
Janitsch, Julius, in Breslau	438
Ibel, Wilhelm, in Wermelskirchen	69, 75
Keller, Hermann, in Berlin	249
Knodt, Karl Ernst, in Ober-Klingen	99
Koch, Georg	158
König, Karl, in Ursprungen	728
Kraepelin, E., in Heidelberg	273
Krauß, Rudolf, in Stuttgart	461, 751
Kühne, in Lübeck	404
Kurz, Isolde, in Florenz	533, 750
Leixner, Otto von, in Groß-Lichterfelde	550
Lichtwark, Alfred, in Hamburg	567
Lienhard, Fritz, in Halensee 26, 100, 138, 300, 475, 636, 952	
Lohmeyer, Julius † 46, 481, 504, 514, 532, 584, 641, 801	
March, Otto, in Charlottenburg	320, 665, 956
Martinus	265
Massow, Wilhelm von, in Berlin 110, 284, 446, 605, 766, 926	
Matthias, Adolf, in Berlin	526
Milow, Stephan, in Mödling b. Wien	69
Möbius, Paul Julius, in Leipzig	274
Moulin-Eckart, Richard Graf Du, in München	321
Muellenbach, Ernst	664
Nippold, Friedrich, in Jena	881
Nippold, W. K. A. in Jena	708
Noack, Ferdinand, in Jena	89, 301, 691
Oertzen, Elisabeth von, in Dorow	561
Oncken, Hermann, in Charlottenburg	151, 318
Pelet-Narbonne, Gerhard von, in Berlin	538
Philippi, Fritz, in Breitscheid	60, 289
Polenz, Wilhelm von, in Obercunewalde	47, 227
Ratzel, Friedrich, in Leipzig	674
Raydt, Hermann, in Leipzig	853
Redlich, Richard, in Steglitz	639
Reinke, Johannes, in Kiel	555
Rohmeder, Wilhelm, in München-Gern	81, 255
Rohne, H., in Berlin	149, 478
Rückert, O.	160
Schiemann, Theodor, in Berlin 103, 277, 439, 599, 760, 919	
Scholz, Hermann, in Berlin	70
Schowalter, A., in Jettenbach	797
Schurtz, Heinrich, †	675
Schwab, Gottfried, †	403
Siebert, Otto, in Fermersleben	147
Spies, Heinrich, in Berlin	715
Stengel, Karl von, in München	709
Strümpell, Adolf, in Erlangen	268
Tanera, Karl, in Berlin	213
Troeltsch, Ernst, in Heidelberg	385
Vandersee, Leon, in Berlin	894
Villinger, Hermine, in Karlsruhe	1
Warncke, Paul, in Charlottenburg	146
Weißenfels, Oskar, in Groß-Lichterfelde 148, 479	
Wislicenus, Georg, in Gr.-Flottbeck	239
Wolzogen, Frhr. Hans von, in Bayreuth 191, 380	
Ziegler, Theobald, in Straßburg	427

Hirzel

HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 13 1903
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

II. Jahrgang. April 1903. Heft 7

Inhalt des Aprilheftes.

	Seite
Houston Stewart Chamberlain: Leitspruch	1
Hermine Villinger: „'s Romans Hütt'". Novelle	1
Houston Stewart Chamberlain: Aus „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts". IV. Auflage	25. 38
Fritz Lienhard: Arndts Mannesworte an unsere Zeit	26
Fr. Noack: Antike Kunst u. Kultur im Lichte der grossen Ausgrabungen I.	39
Julius Lohmeyer: Auf Tempeltrümmern	46
Wilhelm von Polenz: Die Stände des Volkes von Nordamerika I.	47
Fritz Philippi: Mich aber richtete die Nacht	60
Centurio: Die Zukunftsschlacht	61
Wilhelm Idel: Manneswort. Stephan Milow: Aus „Fallende Blätter"	69
Hermann Scholz: Die Frauen im vaterländischen Dienst	70
Wilhelm Idel: Aufmunterung	75
Max Christlieb: Die ultramontane Gefahr	76
Fritz Bredow: Aus „Martin Luther": Denn der Herr ist dein Trotz	80. 94
Wilhelm Rohmeder: Die Deutschenverfolgung in Ungarn I.	81
Alfred Biese: Immer frischere Luft und immer helleren Sonnenschein für unsere höheren Schulen	95
Karl Ernst Knodt: Im stillen Dorf	99
Fritz Lienhard: Ein Wort der Verständigung	100
Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	103
Wilhelm von Massow: Über innere Politik	110
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	118
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande	127
Carl Busse: Neuere erzählende Literatur	130
Fritz Lienhard: Das deutsche Theater	138
Paul Warncke: Tau Schummertid	146
Bücherbesprechungen: Otto Siebert, O. Weissenfels, H. Rohne, H. Oncken, L. Gurlitt, W. Bode, H. Helmolt, K. Berger, H. v. Blomberg u. a.	147

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Diesem Hefte liegen Verlagsprospekte der Firmen

August Hopfer Burg-Magdeburg und Eugen Diederichs Verlag, Leipzig

bei, die wir der Beachtung empfehlen.

APR 1? 1913

In diesem Jahrhundert ist enorm gearbeitet worden, und das ist die Grundlage alles „Besser- und Glücklicherwerdens“; es war das die „Moralität“ unserer Zeit, wenn ich mich so ausdrücken darf. Und während die Werkstätte der großen, gestaltenden Ideen ruhte, wurden die Methoden der Arbeit in bisher ungeahnter Weise vervollkommnet. — Unser Jahrhundert ist der Triumph der Methodik. Hierin mehr als in irgend einer politischen Gestaltung ist ein Sieg des demokratischen Prinzips zu erblicken. Die Gesamtheit rückte hierdurch höher hinauf, sie wurde leistungsfähiger. In frühen Jahrhunderten konnten nur geniale Menschen, später nur zu mindest hochbegabte Wertvolles leisten; jetzt kann es ein Jeder, dank der Methode! Durch den obligatorischen Schulunterricht, gefolgt vom obligatorischen Kampf ums Dasein, besitzen heute Tausende die „Methode“ um ohne jede besondere Begabung oder Veranlagung als Techniker, Industrielle, Naturforscher, Philologen, Historiker, Mathematiker, Psychologen usw. an der gemeinsamen Arbeit des Menschengeschlechts teilzunehmen. Sonst wäre die Bewältigung eines so kolossalen Materials in einem so kurzen Zeitraum gar nicht denkbar.

Aus der Einleitung zu Houston Stewart Chamberlains Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Auflage.

„'s Romans-Hütt“.

Von

Hermine Villinger.

Rings um den Feldsee ist Wald; an schroff emporragenden Felswänden bauen sich die hohen Tannen auf und werfen ihre Schatten in den See zu ihren Füßen. Nur an einer Stelle lichtet sich das Ufer und ein Stückchen Wiesenland macht sich breit.

Auf dieser Wiese hatte des See-Romans Hütte gestanden; da und dort sind noch die schwärzlichen Umrisse der einstigen Grundmauern sichtbar.

Zur Zeit, als die Hütte hier stand, gab's nur einen steilen Pfad durch mannshohes Farnkraut zu dem hoch über dem See thronenden Feldberg. Ein ebensolcher Pfad führte aus der Seeecke ins freie Tal, wo auf hügeligem Grund sich freundliche Bauernhöfe hinzogen.

Von da draußen aber zeigte selten einer Lust, den Weg zum Feldsee einzuschlagen, denn die Ehre war nicht groß, zur Kameradschaft des See-Romans gerechnet zu werden. Man wußte, wie er's trieb da hinten in seiner Ecke, wo er im staatlichen Wald und See wirtschaftete wie auf seinem Eigentum.

Freilich, in der Heimlichkeit, da gab es manche Bauern, die gern dann und wann ein Geschäftlein mit dem See-Roman machten, und es war einmal geschehen, daß gegen zwanzig Mann wegen Wilddieberei eingezogen

wurden und bei Wasser und Brot sitzen mußten. Keiner aber hatte den Mut, den See-Roman, der ihnen das Wild geliefert, anzuklagen, denn wenn's ihm einfiel, dem großen, sehnigen Mann, eine ganze Wirtsstube voll Bauern konnte er allein mit seinen zwei Fäusten bewältigen. Und das war's nicht allein; es standen ihm da allerlei unheimliche Sprüche zur Verfügung; er hatte es in der Gewalt, das Vieh tot oder zum Leben zu beten. Auch den roten Hahn konnte er den Leuten vermittelst seiner Zaubersprüche auf's Dach setzen, und Gicht und Rheumatismus jagte er seinen Widersachern nur so in den Leib hinein.

Wie sie auf ihn schimpften, die Bauern, wenn sie im Wirtshaus beisammen saßen! Jeder verschwor sich hoch und teuer: „Ich zeig ihn an — ich sag's frei raus, der Kerl tut was Gott verboten hat — Warum hat meine Kuh gelahmt, wie ich sie auf den Markt geführt hab — doch nur weil der See-Roman sie mit einem neidigen Blick angeschaut —."

Jeder wußte so ein Stücklein und alle wollten sie gegen ihn aufstehen wie ein Mann — Aber wie wurden ihre Mienen plötzlich so freundlich und untertänig, als sie den Gegenstand ihres Zornes, den See-Roman, die Landstraße einherkommen sahen in seinen großmächtigen, wasserdichten Pechschuhen, um den Hals ein buntseidenes Tuch; lustig zwinkerten seine dunklen Augen nach den Fenstern der Wirtsstube, und er freute sich, ihnen wieder eines aufzubinden.

Das junge Roß, das er an der Leine führte, übergab er dem Knecht, der unter der Stalltüre erschien.

„Gut füttern!" befahl er.

„Will gleich umfallen und tot sein, wenn das Tier sein Futter nit kriegt," verschwor sich der Knecht.

Der See-Roman trat stark gebückt über die Schwelle der Wirtsstube. Drinnen nahm er den Hut vom Kopf; sein schwarzer Haarschopf reichte gerade bis zur dunkel geräucherten Stubendecke. Er stieg über eine Bank weg und setzte sich mitten unter die Bauern. Sie rückten schnell zusammen und machten ihm Platz.

„Zwei Küh gut verkauft, ein Rößle eingehandelt," erzählte er, „hab ihn dran kriegt, den Ochsenwirt, um den halben Preis hat er's müssen lassen —."

„Du bist halt ein Gescheiter," meinte einer der Bauern mit schlecht verhehltem Zorn neben seiner Pfeife heraus.

Der See-Roman legte den Finger an die kühn geschwungene Nase:

„Merksch, der Mensch braucht nit gescheit zu sein, wenn er nur einen guten Merker hat — daß dich" — fuhr er auf und packte einen der

Bauern, der eben eine Wespe mit dem Messer durchschneiden wollte, beim Ärmel.

„Einem Tierle kann ich nichts zu Leid tun, einem Menschen kann ich die Haut abziehen —."

„Du hast doch Grundsätz wie der Satan," brummte einer der Bauern.

Wieder legte der See-Roman den Finger an die Nase:

„Merksch, 's gibt nur zwei Arten wie man durch die Welt kommt: entweder man macht die Leut fürchten, oder sie müssen einem achten —."

Sie wollten's alle mit der Achtung halten.

Er lachte sie aus:

„Spreu seid ihr, gut oder schlecht, wie's grad der Vorteil mit sich bringt. Wenn am jüngsten Gericht der Erzengel mit der Posaune herniederkommen wird vom Himmel und sieht euch zusammen stehen mit euern Schlotterknien — werft sie ins Hinterstüble zu den törichten Jungfrauen, wird er sagen, mit so einem Geschmeiß kann ich vor unserm Herrgott nit aufmarschieren —."

Nun fuhren sie auf, die qualmenden Bauern, die in der Tat neben dem übermütigen Sprecher wie Menschen niedrigern Schlags erschienen, fluchend, schimpfend, auf den Tisch schlagend, rückten sie dem See-Roman zu Leib:

„Und du, du, so ein Erzsünder, dich wird man wohl zur Rechten Gottes setzen —."

„Vielleicht, vielleicht auch nit," meinte er, „aber so viel ist gewiß — ich acht die Tugend. Auf dem Feldberg, d' Gasthoferi, kann's bezeugen; wenn sie in der Wirtsstub ist, red ich kein unebenes Wörtle. Sie, 's Fany, hat mir's gezeigt, daß die Achtung beinah so viel ausrichtet wie die Furcht —."

„Hm, ja, reden kannst wie ein Wasserfall," grollte es aus einer Ecke.

„Noch lang nit," meinte ein Bauer, „denn der Wasserfall macht die ganze Nacht fort, und das kann der See-Roman nit —".

„Wein her, Bärenwirt," rief dieser, „merkt, jetzt ist's siebene; wenn ich länger reden kann, als ihr zuhören könnt, zahlt ihr meine Zech. Umgekehrt — seid ihr noch munter und ich kann nimmer reden, zahl ich —."

Er streckte die Hand aus, die Bauern schlugen ein; munter bleiben, das schien ihnen keine Kunst.

Der See-Roman schwatzte los:

„Am 11. April 1903 ist's aus; was aus ist? Ich seh's euern Köpfen an — keine Ahnung habt ihr; hockt da und qualmt und denkt, so hockt ihr ewig da. Aber in der Unermeßlichkeit ist's anders beschlossen, dort

liegen sie schon wie geladene Stutzen, die hereinbrechenden Ereignisse kommender Zeit: — der Weltuntergang, die Himmelfahrt der 144 000 Christen, der Absturz der Menschenschinder —."

Der See-Roman, die Ellenbogen auf dem Tisch, rechnete an seinen Fingern. Über ihm die Hängelampe, warf ein unsicheres Licht auf des Mannes kühn geschnittene Züge und seinen schadenfroh lächelnden Mund. Hinter dem Sprecher stand der Wirt, die Hände auf dem Rücken, ganz Aufmerksamkeit.

Unter der Türe standen die Knechte und Mägde des Hauses, lautlos, kaum atmend.

„Es fängt mit den großen Kriegen an," fuhr der See-Roman fort, Anno 1900 geht's los, denn alsdann haben wir zehn Königreiche und zehn Herrscher, das ist zu viel für die Erdkugel, gieß das Glas zu voll, geht's über; das ist so klar wie's Einmaleins. Jetzt kommen die beiden Erzengel Michael und Gabriel; auf höhern Befehl rütteln sie ein wenig den Globus durcheinander. Autsch, was geschieht, wer stampft sich aus dem Durcheinander und schwingt sich heraus und rückt an mit Tücke? Der neue Napoleon — der neue Napoleon! Hol ihn der Henker! Wird sein ein frecher König und wird mächtig sein und wunderlich verwüsten und wird ihm gelingen, daß er's ausrichte. Die Starken samt dem heiligen Volk wird er zerstören. Aber halt, so war's nicht gemeint, das haben wir nicht gewollt da oben — jetzt werden sie losgelassen, jetzt brechen sie ein, die staunenerregenden Naturerscheinungen von Anno 1903 — erst kommt herangebraust das rote Roß des allgemeinen Krieges, auf daß sie sich unter einander erwürgeten ohne Gnade und Kommando — Napoleon hat seine Armeen verloren, aus ist's mit seiner verdammten Macht und auf seinem Fuße folgt das schwarze Roß der Hungersnot; ein Maß Weizen kostet siebzig Pfennig, das Vieh frißt Stroh, der Mensch Mäus' —."

Der See-Roman sprach und sprach; seine Stimme wurde immer eintöniger, immer leiser. Es schlug zehn, es schlug elf; die Mägde saßen auf der Erde, die Köpfe aneinander gelehnt. Der Wirt lag auf der Ofenbank; er wußte nicht, wie er dahingekommen war, und er wußte auch nicht, daß das Schwere auf seiner Brust der Kopf des Stallknechtes war.

Immer weiter sprach die eintönige Stimme; nur wenige der Bauern waren noch wach, und auch diese prallten fortwährend mit der Nase gegen den Tisch, nahmen den Kampf von neuem auf und unterlagen schließlich doch.

Als es zwölfe schlug, war kein Auge mehr wach.

Da nahm der See-Roman einen Stuhl und stieß ihn mit solcher Kraft auf den Tisch, daß alles um ihn herum mit lautem Geschrei auf die Beine sprang.

„Etsch," begrüßte er die Schläfer, „ich habe meine Wett gewonnen, ihr zahlt, Männer."

Da wollten einige der Bauern behaupten, sie hätten nicht geschlafen, sie hätten nur die Augen geschlossen; als aber der See-Roman von ihnen wissen wollte, was er zuletzt gesagt, da wußten sie's nicht und mußten nachgeben.

„Jetzt zum Rößle," sagte Roman und nahm den Knecht beim Kragen.

Drinnen im Stall fragte er:

„Hast es brav gefüttert?"

„Ganz wie Ihr's befohlen," gab der Knecht zur Antwort und warf einen verschmitzten Blick nach der Stalltüre, wo der Wirt stand.

„Schön, schön," sagte der See-Roman und klopfte dem Tier den Hals, „also bist zufrieden, mein Pferdle?"

Das senkte den Kopf und aus dem Dunkel herauf ertönte die Antwort: „Wie soll ich zufrieden sein, wenn ich nichts zu fressen krieg."

Wie der Blitz fiel der Knecht auf die Knie:

„See-Roman," schrie er, „See-Roman, verhext mich nit — ich hab' getan, wie's der Wirt befohlen —."

Der stand kreideweiß, an allen Gliedern zitternd unter der Stalltüre:

„Schütt ihm Hafer auf, Johann, schütt ihm Hafer auf — ich will's gewiß nimmer tun, See-Roman —."

Das Pferd, das der Johann mit zitternden Händen versorgte, machte sich vergnügt ans Fressen und der See-Roman hielt sich die Lenden vor Lachen, nachdem er die beiden Sünder über Hals und Kopf den Stall hatte verlassen sehen.

Am andern Morgen saßen sie beisammen in ihrer Hütte, der See-Roman und sein Weib. Im großen Kachelofen brannte ein lustiges Feuer, denn es war schon bitter kalt im Seewinkel, zu dem die Sonne ihren Weg nicht mehr fand von den ersten Herbsttagen an bis tief in den Frühling.

Drinnen über den Stangen um den Kachelofen hingen Tag aus Tag ein ein paar Drillich-Röcke und Hosen des Roman, der nie etwas andres auf dem Leib trug. Er selbst saß auf der Ofenbank, flickte an seinen Netzen herum, die Pfeife im Mund, und erzählte von seinen Streichen, und sie lachten, der Mann und das Weib, daß das Viehzeug um sie herum erschreckt aus dem Schlafe fuhr. Denn mit in der Kammer wohnten, sobald die Kälte eintrat, Geisen und Schweine und Hühner und

Gänse. Auch ein paar Turteltauben wurden gehalten — um den Rheumatismus weg zu gurren.

Sie waren voll Aberglaube, die Romansleute, und voll Frömmigkeit. In ihrer schmutzigen Kammer hing ein kleines Bild, Gottvater vorstellend mit segnender Hand; ein ewiges Lämplein brannte davor, um das sich zerknitterte dunkelrote Papierrosen schlangen. Vor diesem Bildlein verrichteten die beiden Menschen ihr Abend- und Morgengebet und gingen dann hin und machten sich zu eigen, was sie konnten und logen und betrogen und wer seine Sache am besten gemacht, der wurde vom andern höchlich bewundert. Denn auch das Weib verstand sein Handwerk. Wenn sie im Frühjahr, den Packen auf dem Rücken, das Bärental heimsuchte, um den Bäuerinnen, die ihr die Wolle ihrer Schafe gaben, das gesponnene Zeug abzuliefern, was sie sah, was ihr gefiel, mußte sie haben. Sie fing damit an, das Glück in den Mienen der Weiber zu schauen, und ihre Prophezeihungen erweckten nicht selten so viel innere Genugtuung, daß man ihr das Gewünschte ohne Widerrede mit auf den Weg gab. Blieb die Bäuerin hart, schaute die Romänin den Tod in ihren Zügen und entwarf ein so grausiges Bild des kommenden Verfalls, daß die also Geängstigte nicht selten in sich ging, sich raten und mit Traktätlein behandeln ließ und der listigen Schwätzerin gab, was sie verlangte.

Sie war eine kleine behende Frau, das Gesicht voll Falten; wenn ihr Mann von ihr verlangt hätte, sie solle ihm zu lieb einen Mord begehen, sie hätte es getan. Er war der Inhalt ihres Lebens. Wehe jedem, der sich unterstanden hätte, in ihrer Gegenwart ein unebenes Wort über den See-Roman zu sagen, gleich griff sie nach dem Holzschuh. Das Vieh fürchtete sich vor diesem blitzschnellen Griff und die Kinder in den Dörfern. Auch der Mann bekam ihren Holzschuh zu fühlen, aber nur wenn er zu viel getrunken hatte und im Wirtshaus Dinge ausplauderte, die die Bauern nichts angingen. Er vergaß zuweilen seinen Vorteil, die Phantasie ging mit ihm durch; auch hatte er Glück bei den Weibern und geriet dadurch in Händel, die nicht immer zu seinen Gunsten ausfielen. Aber immer fand er seine stille Bewunderin am häuslichen Herd, die ohne ein Wort des Vorwurfs die blanken Silberstücke für die Abenteuer des Gatten herausbezahlte.

Er war jetzt ein Mann von fünfzig, lang und hager und kohlschwarz an Haaren. Auf seinen Wangen glänzte die Röte der Gesundheit und er sah um Jahre jünger aus als das spinnende Weib an seiner Seite, die neunundvierzig zählte.

Zuweilen torkelte eines der jungen Schweinchen zu ihm hin, stieß ihn an und er kraute ihm den Kopf. Auch die große schwarze Katze wollte ihm nah sein. An die Frau, die das Getier fütterte, machte sich keines heran.

„Ich weiß nicht, was das ist", meinte der See-Roman in die augenblickliche Stille hinein, „aber ich kann's halt nit vertragen, wenn's Fany meint, 's kann was, was ich nit auch kann. Jetzt zieht's den kleinen Bub vom Bruder auf. ‚Hat man denn ein Kind, das nit 's eigene ist, gern?' frag ich. ‚Ich kann's', sagt's Fany —"

Eine Pause entstand.

„Jetzt möcht ich am liebsten so ein kleines Ding ins Haus nehmen", fuhr er plötzlich auf, indem er das Netz, an dem er flickte, zu einem Knäuel ballte und auf die Erde warf, „und 'nn Fany zeigen, was du kannst, das kann ich auch —"

„Werd dir so ein Würmle herlangen", meinte das Weib, als handle es sich um die Anschaffung eines neuen Haustieres.

Ein paar Tage später trat der See-Roman in die Wirtsstube des Feldbergerhofes, auf dem Arm einen Drillichsack, aus dem ein blasses Kinderköpfchen ragte.

„Wo ist d'Gasthoferi?" fragte er", nahm am Fenster Platz und setzte das kleine Wesen vor sich hin.

Es saßen noch ein paar Männer und Weiber am Tisch, die waren voll Neugier, und jeder holte sich das kleine Wesen am Sackzipfel herbei, so daß es über den ganzen Tisch zu rutschen kam, immer hin und her.

Das Kind schrie nicht, es schaute überhaupt mit einem merkwürdig bedenklichen Ausdruck in die Welt, als sinne es schon jetzt über das Rätsel des Lebens nach.

Die „Gasthoferi" kam — eine einfach und klar aussehende Persönlichkeit, nicht mehr in der ersten Jugend, aber aus ihrem Wesen sprach heitere Frische und ruhige Sicherheit.

Als sie vor dem See-Roman stand, konnte man sich keine größeren Gegensätze denken als diese beiden, denn ihm war sein übermütiges und gewissenloses Leben an die Stirne geschrieben, und sie sah drein als gäbe es kein dunkles Fleckchen in ihrer Seele. Nur die Energie hatten sie gemeinsam. Und daß sie sich nicht fürchtete, ihm zu widersprechen und er sich in ihrer Gegenwart zusammennehmen mußte, er, dem es nicht darauf ankam, die Obrigkeit an der Nase herumzuführen, das war's, was ihn immer wieder auf den Feldbergerhof trieb. Es ließ ihm keine Ruhe, er wollte es durchaus ergründen, wer weiter kam — sie, der man Achtung zollte, oder er, der den Leuten Furcht einflößte.

Als „'s Fany" oder „d'Gasthoferi", wie die Bauern sie nannten, bei ihrem Eintritt in die Wirtsstube das Kindlein auf dem Tisch gewahrte, nahm sie es sofort auf den Arm:

„Wem gehört das arm Würmle?"

„Mir", sagte der See-Roman.

„Euch?"

„Ja, 's war billig zu haben; die Frau hat's bei Kesselflickersleut für eine neue Schürz eingehandelt."

„Und jetzt?" erkundigte sich 's Fany.

„Jetzt ziehen wir's halt auf."

„Ja, habt Ihr denn einen Begriff, wie man ein Kind aufzieht? Ein Kind ist kein Schweinle; sauber gehalten gehört ein Kind und wohl verpflegt und nit bei der Kälte in einem Sack auf den Berg geschleppt; und die schwarz Kaffeebrüh, die Ihr dem armen Geschöpfle gebt, 's hat den ganzen Kittel voll. — So was kann ich nit mit ansehen."

Und einen vorwurfsvollen Blick nach dem See-Roman werfend, verließ sie mit dem Kind die rauchige Wirtsstube.

Er dampfte und wartete.

Die Meidli fanden sich nach und nach zum Kaffee ein, drüben am Tisch neben den Kachelofen, alle munter und guter Dinge in ihrer hübschen Schwarzwäldertracht.

Der See-Roman und die Mannsleute an seinem Tisch lugten wohl hinüber, indeß, was sie dachten, behielten sie für sich. Es war so Sitte da oben, Flatusen oder gar Handgreiflichkeiten den Meidli gegenüber mußten unterbleiben; der See-Roman hatte einmal von einer eine tüchtige Maulschelle abgekriegt.

Er versank in Gedanken; wenn er denn schon ein Meidli hatte, so wäre ihm ein braves lieber gewesen, als ein liederliches. —

„Werd's tüchtig hauen", nahm er sich vor, „will schon Meister werden" —

Endlich kam's Fany mit dem Kind, das ein warmes buntes Röckchen trug und Schuh und Strümpflein.

„So", sagte d' Gasthoferi und setzte sich vor den See-Roman an den Tisch, „und jetzt will ich Euch zeigen, was man so einem Kind zu essen gibt."

Eines der Meidli hatte einen Teller mit Reis in Milch gekocht vor sie hingestellt. Das Kind aß mit Lust und 's Fany meinte zum See-Roman hinüber:

„Nit daß Ihr ihm wieder schwarzen Kaffee gebt; Ihr habt ja Küh und Geißen genug, gebt dem Kind Milch, wenn Ihr's aufbringen wollt;

und daß es keine wüsten Sachen hört; Ihr habt jetzt eine Verantwortung, See-Roman, das schreibt Euch hinter's Ohr."

„Wird schon recht werden", erklärte er, innerlich erbost, daß sie ihm so frei ihre Meinung sagte.

Jeden Sonntag schleppte er nun das Kleine herauf; 's Fany sollte sehen, daß es sauber gehalten wurde; es trug in der Tat ein gutes Röcklein und seine Wangen wurden rund. Die Frau tat an dem Kind was der Mann befahl; sie machte sich nichts aus dem Geschöpfchen, ebensowenig als aus dem Vieh, das sie jedoch wie jenes gewissenhaft betreute.

Wenn sich zuweilen das Ehepaar des Sonntags auf dem Feldbergerhof des Guten zu viel erlaubte, behielt die Gasthoferi das Kleine zurück, steckte es in die Badewanne, versorgte es mit frischer Wäsche und hielt am andern Morgen den See-Roman eine Standrede. Besonders der Eigensinn des heranwachsenden Kindes machte der mütterlichen Frau zu schaffen; es wußte nichts von gehorchen: als ob es nicht höre, ließ es sich rufen und schelten und machte, was es wollte.

„See-Roman", mahnte ihn 's Fany, „Ihr müßt das Kind manchmal ein wenig mit dem Rütle fixen, sonst zieht Ihr Euch Euer Schicksal groß."

Er lachte: „Die Rut ist schon lang da, aber's Meideli muß erst ein bißle größer sein, sonst könnt mir's leicht unter der Hand bleiben. Aber hört's einmal beten", setzte er stolz hinzu, „alles plappert's mit morgens und abends, auf meinem Arm sitzt's mit aufgehobenen Händle. 's betet gern."

Die Augen glänzten ihm.

„Zum Beten gehört ein braver Mensch", sagte 's Fany, „sonst ist's den Mäusen gepfiffen."

Er machte Kehrt und schritt davon.

Den ganzen Tag war ihm unbehaglich, als habe da eine Hand mit dem Licht in eine dunkle Ecke seiner Seele geleuchtet, wo viel Unrat lag.

Er sprach sich gegen sein Weib aus, und die sonst so schweigsame Schafferin wußte ihn zu trösten; sie holte ein paar Flaschen Wein aus dem Keller und das Ehepaar saß zusammen und zechte, bis auch nicht die Spur eines Gewissensbisses in des Mannes Seele zurückblieb und der alte Übermut in ihm aufstieg, daß er pfiff und sang und seinen Weinkeller leben ließ, seinen Stolz, seine höchste Lust — für den er nicht einen Deut ausgegeben. Die Fischlein im See, die lieben Herrgottstierle, sie tauschte er gegen den guten Rebensaft ein. —

Das Meideli trippelte herbei, streckte sich was es konnte und holte des Vaters Glas vom Tisch. Aber es gingen ihm immer die Augen über, wenn es einen Schluck nahm, und darüber konnte sich der See-Roman schier tot lachen.

Und wenn's dann kam und ihn an den Händen zum Gottvaterbildchen zerrte, da wurde dem Manne ganz weich zu Mut, daß ein so frommes Kindlein in seinem Hause aufwuchs.

Im Grunde aber war es nicht das Beten, wonach sich das Meideli sehnte; das Lichtchen vor dem Bild erregte sein Interesse. Es gab sonst nichts in der Stube, woran es sich hätte erfreuen können den ganzen Winter lang; kein Spielzeug, nicht einmal ein Püpplein besaß es; daran dachten die Leute nicht. Der Vater war wenig daheim, die Mutter sprach nie ein Wort; das Kind und die Tiere fürchteten sich vor ihrem Holzschuh und wagten sich nicht zu rühren. Aber wenn der feste Tritt des Mannes von draußen ertönte, da bekam alles Leben.

Und doch — das Meideli war kein frohes Kind, es hatte noch immer den bedenklichen Ausdruck in den großen Augen, als traue es dem Frieden dieser Welt nicht recht.

Die Rute hing noch zwar unbenutzt unter dem kleinen Wandspiegel neben dem Kalender, obwohl Eigensinn und Ungehorsam mit dem Wachsen der Kleinen getreulich Schritt hielten. Aber für den See-Roman war sie zum Strafen noch immer zu klein. Er, der mit ruhiger Hand einem Widersacher das Haus anzündete, vermochte gegen das Meideli nicht die Hand zu erheben.

Er führte es eines Tages in die Schul und gab den Kindern in der Freistunde, als sie alle beisammen waren, den Rat:

„Daß ihr mei'm Meideli nix zu Leid tut; wer ein böses Wörtle zu ihm sagt oder gar die Hand gegen's aufhebt, den häng ich in der Nacht im Rauchfang auf."

So hatte das Meideli kein Kamerädle, denn niemand wollte mit ihm spielen, keines der Kinder begleitete es nach der Schule in die stille Seeecke. Wenn die Kinder vor dem Schulhaus zusammenstanden und sich eifrig unterhielten, scheu wichen sie zurück, wenn das Meideli sich ihnen näherte. Es wurde immer stiller und verdrossener; es nahm Steine und warf nach den Kindern, wenn diese lachten und fröhlich waren; es weinte, wenn es in die Schule mußte und weinte, wenn es von der Schul nach Haus kam. Einem unbestimmten Drange folgend ging es eines Tages allein hinauf auf den Feldberg zur Gasthoferi. Die Kleine trat in die Wirtsstube, gab auf keine Frage eine Antwort, spielte den ganzen

Tag mit dem Söhnchen des Hauses und wehrte sich mit Händen und Füßen, als man gegen Abend Miene machte, sie nach Hause zu bringen.

Die Wirtin richtete ein Bettchen zurecht und stand dann eine Weile davor und sah sich das schlafende Kind an. Es trug keine schlechten Kleider mehr und war auch gut genährt, und doch machte es den Eindruck eines bejammernswerten Geschöpfes. Es hatte eine so große Wildheit beim Spielen gezeigt, in atemloser Hast durchwühlte es des Knaben Spielsachen, wollte alles zugleich haben und nichts mehr loslassen. Nun lag's im Bett mit der Arche Noah im linken Arm, im rechten ruhten ein Hanswurst, eine Lokomotive und ein Elephant aus Zeugresten. Die Art aber, wie es gespielt hatte, bewies, daß es überhaupt vom Spielen nichts verstand, und die Wirtin an des Kindes Bett nahm sich vor, dem armen Ding die Spielsachen, die es nicht hatte loslassen wollen, mit himmter zu geben. Es ging ihr noch manches andre durch den Kopf; vielleicht ließ sich's machen, daß sie es öfter oben hatte, dann konnte sie ja versuchen, ein wenig auf das verwahrloste Geschöpf einzuwirken. Es hatte ihr gegenüber doch manchmal nachgegeben, wenn sie ihm freundlich zugesprochen. Sie wollte mit dem See-Roman reden.

Unterdessen durchsuchte dieser den Wald nach dem Meideli; das ganze Bärental durchsuchte er, von Hof zu Hof fragend, ob es keiner gesehen. Noch spät im Mondschein fuhr er über den See, mit einer langen Stange dessen Grund durchwühlend. Im See gabs Stellen, an denen er nie vorbeifuhr, ohne sie zu bekreuzen; dort erfaßten unterirdische Wirbel den Kahn und trieben ihn im Kreise herum, daß es einer Manneskraft bedurfte, um wieder loszukommen. Wer einmal hier untersank, den spie das Wasser nicht mehr aus. Jetzt lag der See in regungsloser Schwärze da, mitten durchschnitten von der silbernen Straße, die der Vollmond darüber hingoß.

Wenn der See-Roman diese glitzernde Straße kreuzte, sah er in seinem hellen Drillichzeug wie ein lautlos über das Wasser gleitendes weißes Gespenst aus. Aber sein kühnes Gesicht blickte in dieser Stunde nichts weniger als gebieterisch drein; eine Kerze um die andere gelobte er dem Gottvaterbild in seiner Hütte, wenn er das Meideli noch am Leben finde.

„Eine Osterkerz stift ich in die Bärentaler Kirch, 's soll mir nit darauf ankommen," sprach er laut, „laß mich's am Leben finden, Gottvater —."

Er stieg an's Ufer, um von neuem den Wald zu durchstreifen. Im Laufe des Morgens kehrte er im Feldberghof an; er wollte sein Unglück

der Gasthoferi klagen, da fand er den Liebling mit dem Kind des Hauses in einer Stube voll Spielsachen.

Der große Mann stand unter der Türe; die Freude verschlug ihm den Atem. Dann streckte er die Hand aus:

„Komm, Meideli, komm heim."

Es hielt seine Spielsachen fest und rührte sich nicht von der Stelle.

Der See-Roman bückte sich, um die Kleine aufzunehmen, da wehrte sie sich mit ihrer ganzen Kraft, schlug um sich und warf dem Vater, was sie gerade in der Hand hatte, an den Kopf.

Er lachte laut über den zappelnden Vogel auf seinem Arm. Im Innern aber wurmte ihn des Kindes Widerstand gewaltig.

Es hämmerte ihm mit den Fäusten auf dem Kopf herum und biß ihm in den Schnurrbart.

„Roman, wenn Ihr ihm jetzt keinen Klaps gebt, tu ich's," sagte die Wirtin.

„Ich hau's, wenn mir's paßt," sagte er, „nit wenn Ihr's befehlt."

Da erhob die Wirtin die Hand und gab dem Kind einen tüchtigen Klaps. Es blickte groß auf und sein kleiner Mund verzog sich schmerzlich.

Als sich jedoch der Vater zum Gehen wandte, streckte es die Arme mit leidenschaftlicher Innigkeit nach der aus, die es gezüchtigt:

„Bei der Gasthoferi bleiben," schrie's, „bei der Gasthoferi bleiben —."

Der See-Roman hielt ihm den Mund zu: „Ihr habt uns zum letzten mal gesehen," rief er beim Hinausgehen.

Sie folgte dem Mann aus Mitleid für das Kind.

„Seid doch kein Narr, See-Roman, seht Ihr denn nit ein, das Kind braucht ein Kamerädle. Laßt's doch da oben spielen und folgen lernen —."

„Daß Ihr mir's haut," rief er voll Ingrimm zurück, „eher werf ich's in See —."

„Nun so geht," rief sie ihm nach, „aber wenn Euch die Einsicht kommt — zu jeder Stund nehm ich's Meideli auf — das nehmt mit —."

Während des ganzen Heimwegs schrie das Kind nach der Gasthoferi.

Ja, natürlich, wenn er denn schon ein Kind hatte, so wollte er's für sich haben, nicht für andere Leut. —

Den ganzen Tag tollte er mit der Kleinen herum, um ihr das Weinen zu vertreiben.

Aber des Abends beim Beten sagte das Kind mit einem mal:

„Bei der Gasthoferi droben ist der lieb Gott schöner —."

Der See-Roman brach mitten in seinem Vaterunser ab.

Gottvater bekam die Kerzen nicht, die ihm der See-Roman zugeschworen, und auch in die Kirche wurde keine Osterkerze gestiftet.

Das Meideli wuchs auf; wenn's mit den Geißen in den Felsen herumstieg, konnte es oft plötzlich still sitzen und zu den Abhängen des Feldbergs hinüberstarren. Dort war's froh gewesen; ein einziges mal in seinem Leben hatte es gehabt, was seiner innersten Natur entsprach. Seither war's einsam, seither hatte es nie wieder mit einem Kind gespielt.

Mit zwölf Jahren kam's aus der Schule, ohne daß sich die andern Kinder mit ihm eingelassen. Aber die Schuld lag nicht nur an jenen; denen waren des See-Romans Reden längst aus dem Gedächtnis entschwunden, aber das Meideli, in dem der Wunsch zu spielen und mit andern Kindern zu sein, doch so groß war, das Meideli war in seiner Einsamkeit scheu und schüchtern geworden wie die Tiere des Waldes.

Und nun gar, seit es nicht mehr in die Schule ging; den ganzen Winter saß es in der eingeschneiten Hütte und half der wortkargen Mutter Schafwolle für die Bäuerinnen spinnen.

Nur nach Süden waren die Fensterchen vom Schnee frei, der übrige Raum in der Stube lag im Dunklen und die Spinnerinnen mußten sich zu dem ewigen Lämplein Gottvaters setzen, wenn sie den Faden, den sie spannen, sehen wollten.

Nur der Kirchgang am Sonntag brachte Abwechslung in das Leben des einsamen Kindes. Aber das Meideli glaubte, alles schaue nach ihm, wenn es in die Kirche trat und litt Folterqualen. Es wagte nicht, die Augen von seinem Buch zu erheben, und doch, wie gern hätte es sich umgeschaut, ob es wahr, was der Vater sagte, der sich nach jedem Kirchgang hoch und teuer verschwor: „Mein Meideli hat die schönsten Zöpf von allen Bärentaler Meidli."

Der Herbst in der See-Ecke, wer Augen dafür gehabt hätte für dieses buntleuchtende Blättergewirr auf dem dunklen Hintergrund der sich ewig gleichbleibenden Tannen. Wie sie an den Stämmen hinaufglitten, die roten und die gelben Guirlanden, von einem Baum zum andern, tief herabhängend, vom Herbstwind bewegt. — Wie sie am Hüttlein hinankrochen, üppige Ranken, daß vom Dache fast nichts zu sehen war vor gelbleuchtenden Blättern; sie deckten den Boden, sie deckten den See, der sie auf seiner stillen Fläche sorgsam in die Weite trug.

Ein Märchenbild in stillvergessenem Winkel, und in der Hütte, aus deren Fensterchen das rote Lichtlein der ewigen Lampe leuchtet, ein junges Menschenkind, dem die Freude fehlt, das spinnt, und dem die Stunden schleichen. Einsam ist's mit dem Getier, lauschend, ob sich nicht ein Tritt

nähert. Es lehnt den Kopf mit den schweren Flechten gegen den wurmstichigen Schrank und sinnt. —

Die Mutter war ausgezogen, um den Vater zu suchen, der von seinen heimlichen Jagdwegen nicht heimgekehrt war. Es hatte noch nicht getagt, war die Alte schon aufgebrochen.

„Fütter du 's Vieh," hatte sie dem schlafenden Mädchen in die Ohren geschrien.

„Wenn ihr doch die Holzschuh im Moor stecken blieben," wünschte sich das Meidli und wußte nicht, wie nah ihr Wunsch der Wirklichkeit kam.

Viel Moor gab's droben im Wald auf jenen einsamen Höhen, die nur des Jägers Fuß betritt, wenn er das Wild in seinen Schlupfwinkeln aufsucht. Der See-Roman auf seinen Schleichwegen war in das Moor geraten. Bis gegen die Hüften stack er drinnen, einen halben Tag lang und eine Nacht. Stundenlang hatte er sich abgemüht, herauszukommen, umsonst, er war nur immer tiefer eingesunken. Nun hielt er still; er dachte nicht an den Tod, er fürchtete sich nicht; er wußte, es gab eine, die ihn suchen ging und den Weg zu ihm fand und säße er hinter den Pforten der Hölle. Dort konnte es nicht viel schlimmer sein als hier im Moor, von dem ihm die Eiseskälte durch Mark und Bein schlich. —

„Heiho!" schrie er, um dem Weib, das nach ihm suchte, ein Zeichen zu geben.

Er schrie und schrie und betete die ganze Nacht hindurch, um nicht einzuschlafen, denn sank er mit dem Gesicht vornüber — das durfte nicht sein.

„Heiho! Heiho!

Dreien hab ich's Haus angezündet, ich geb's zu, Gottvater im Himmel, aber umgekommen ist keiner.

Heiho! Heiho!"

Zu meinem Ruhme kann ich's sagen, getötet hab ich nicht, aber angeschmiert jeden.

„Heiho! Heiho!"

Ihn schauderte; die Nacht war pechschwarz und der Wind blies durch die dürren Bäume rings um das Moor.

Er schwieg; er zitterte vor Kälte; im tiefsten Schnee war ihm nicht so kalt gewesen wie hier. Zweimal schon war er mit einer Lawine abgefallen und die Frau war zur rechten Zeit gekommen und hatte ihn herausgeschaufelt. Sie mußte doch jetzt auch kommen, jeden Augenblick mußte sie kommen. Er lauschte; der Mond brach durch das schwarz hinziehende Gewölk und einen Augenblick stand er hell und klar über

dem Moor. Der Mann da unten hielt seinen großen Hut gegen die Brust gedrückt, da fror ihn am meisten. Die Haare standen ihm unordentlich am Kopf. Als er am Morgen auszog, war er noch ein junger Mann gewesen trotz seiner sechzig, jung an Kraft und Aussehen. Im Moor stand ein alter Mann mit hageren Wangen, hervorquellenden Augen und gebogenem Rücken. Sein 'Heiho' klang immer schwächer. Er hatte im Anfang übermütig mit Gott gesprochen, jetzt tat er's mit Bitterkeit.

„Ist auch der Müh wert wegen so ein paar lumpigen Sündle eim gleich in Grundsboden zu verderben", brummte er in seinen triefenden Bart hinein.

„Heiho!" Die Stimme brach ihm.

Er raffte sich auf.

„Gottvater, laß mich am Leben; ich will meintwegen 's Meideli wieder zur Gasthoferi 'nauf lassen und nit mucksen, wenn sich 's an sie hängt — Ich will's meintwegen zugeben — dort droben wird's bräver als bei mir — no ja — 's Fany und ich, das ist wie Tag und Nacht — Kann man mehr verlangen? Wenn sich einer wie ich so demütigt, Gottvater, ich mein', das will was heißen —."

Er war so vertieft in seine Anklagen, daß er nichts von dem Nahen eines Schrittes hörte, der auf kräftigen Holzschuhen durch das raschelnde Laub stampfte. Als er aufblickte, sah er sein Weib aus der Lichtung des Waldes treten; keuchend stand sie da und sah zu ihrem Mann hin, der kein Wort über die Lippen brachte. Auch sie sprach nicht, sondern schritt rasch durch's Moor auf ihn zu. Die Holzschuhe blieben ihr im Sumpf stecken, es kümmerte sie nicht; sie war leicht und sank nicht ein. Nun hatte der See-Roman einen Halt an der Schulter seines Weibes. Nach einigen vergeblichen Versuchen, denn seine Beine waren steif und ohne Leben, gelang es ihm, sich aus dem Moor zu schwingen. Er sank zwar gleich wieder ein, aber nicht so tief, und immer war die Stütze da, die ihm weiter half. Als sie den festen Boden betraten, ließ er sich, so lang er war zur Erde fallen. Die Frau holte ihr Bündel herbei und gab dem schwer atmenden Mann ein Glas Kirschwasser zu trinken. Dann entledigte sie ihn seiner nassen Kleider, trocknete ihm die Beine und zog ihm frisches Zeug an. Er saß jetzt aufrecht und griff gierig nach dem Stück Brot mit Speck, das sie ihm reichte. Nachdem er gesättigt war, packte das Weib die herumliegenden Sachen zusammen, holte noch das Gewehr, dessen Schaft sie aus dem Moor ragen sah, und so, mit dem Bündel und dem Gewehr beladen, trat sie vor ihren

Mann hin. Schwer legte er den Arm um ihre Schultern, und wortlos wie bisher legten sie miteinander den Heimweg zurück.

Der See-Roman war nicht mehr derselbe; er saß wohl noch in den Wirtshäusern herum und log die Bauern an und machte sich lustig über ihre Dummheit. Auch das Wildern ließ er nicht sein, nur versagten ihm die Beine manchmal den Dienst. Die Turteltauben konnten ihm die Schwere nicht „weggurren", und die Tränklein gegen Gicht und Rheumatismus halfen auch nicht. Das kleine behende Weib aber mit seinen Runzeln und dem noch pechschwarzen Haar sah jetzt um Jahre jünger aus als der Mann, an dessen Seite sie bisher so welk und unscheinbar ausgesehen.

Bannten ihn die Schmerzen in die Stube, so redete er den ganzen Tag in das Meideli hinein und suchte ihm begreiflich zu machen, was die Achtung in der Welt galt. Er brauchte die Gasthoferi nicht. Gottvater konnte lange warten, er schickte das Meideli nicht hinauf.

„Werd's schon hüten", nahm er sich vor und ließ es nicht aus den Augen.

Das Meideli durfte die Wiese nicht verlassen. Nicht einmal am Seeeingang durfte es stehen und ins Tal hinausschauen, wo der Raimartishof lag mit dem großen Viehstand und dem vielen Volk, das aus und einging.

Aber des Romans Weib mußte oft den halben und manchmal auch ganzen Tag mit ihrem Fäßchen, das sie unter ihrem gesponnenen Zeug versteckt hatte, in der Nachbarschaft herumziehen, und dann konnte das Meideli tun, was es wollte. Der Vater saß an schönen Tagen am linken Seeufer auf einer Bank, wo die Sonne am längsten hinschien. Die Wärme sollte ihn kurieren. War die Sonne weg, schlürfte er mühselig an seinem Stock der Hütte zu. Bald konnte er auch das nicht mehr allein, und das Meideli mußte kommen und ihn heimführen.

Es zählte jetzt sechzehn Jahre und war ein feines Dingelchen; machmal nahm es seinen Rock beim Zipfel und raste unter den Hühnern und Schweinen herum, daß diese in wildem Schreck durcheinander stoben. Dann saß es wieder stundenlang auf den halbverfaulten Resten eines Kahns und starrte in den See. Seine Augen hatten noch immer jenen ernsthaft bedenklichen Ausdruck wie damals, als man es aus einem Haufen fröhlicher, schmutziger, sich im Sand kugelnder Kinder plötzlich in eine stille, einsame Hütte verpflanzte. Es wußte nichts mehr von jenen Zeiten und hatte keine Ahnung, daß es nicht das Kind der beiden Menschen war, mit denen es lebte. Aber das Blut, das in seinen Adern

floß und das einem frei herumziehenden, stets mit großer Familie gesegnetem Völklein entstammte, dies Blut machte ihm zu schaffen.

Zweimal hatte der Vater das heranwachsende Mädchen heimgeholt, als es mit einem Bündele unter dem Arm durchs Tal zog.

„Laß doch den aufgelesenen Balg laufen", hatte die Frau bei einer solchen Gelegenheit dem Mann entgegengerufen.

Da war es geschehen, daß er zum erstenmal gegen sein Weib die Hand erhob, und von diesem Augenblick an sprach sie nie ein Wort über die Herkunft des Kindes.

Das Meideli aber stand Tag für Tag am Taleingang und ließ den Blick nicht von dem Raimartishof. Dort gab's Hochzeit, und eine ganze Woche lang ertönten Fidel und Ziehharmonika und Lachen und Kreischen zum See herüber. Die erhitzten Burschе rannten heraus auf die Wiese, die schmucken Dirnen kamen nach; sie standen beisammen und verschnauften sich, liefen auseinander und fingen sich ein. Arm in Arm ging's wieder in den Hof zum Tanz.

Das Meideli war auch geladen worden, aber der Vater war hart geblieben.

„Tanzen ist der beste Weg zum Sündenfall", hatte er erklärt, „lieber werf ich dich in See."

Das junge Ding hatte noch nie einem Tanz zugesehen und wußte nicht, wie man sich dabei anstellte, und doch schienen seine Füßchen eigens nur zum Tanzen geschaffen zu sein. Ohne daß sie es wußte, wiegte sie sich in den Hüften, und es war ihr zu Mute, als müsse die wunderbare Musik sie plötzlich vom Boden aufnehmen und über alle Tannen, alle Berge und Häuser wegtragen.

Die Lüfte wehten so lind; es war Mai. Der alte See-Roman saß drüben am Ufer im Sonnenschein. Er rief manchmal durch die hohle Hand nach dem Meideli; aber es hörte nichts und merkte auch nicht, wie die Sonne hinter dem Berg verschwand und den alten Mann im kühlen Schatten ließ.

Drinnen im Raimartishof war die Musik verstummt; die Leute gingen heim, die Hochzeitsfeierlichkeiten hatten ihr Ende erreicht. Der Bursch mit der Fidel trat zuletzt aus dem Hof; er stand eine Weile unschlüssig, sah nach rechts und links, stutzte beim Anblick der jungen, unverwandt zu ihm herstarrenden Dirne und ging dann auf sie zu.

Er war ein junges Blut mit einem blassen, verkommenen Gesicht; ein durchlöchertes Filzhütlein saß ihm hinten am Kopf und straffes schwarzes Haar fiel ihm in dichten Strähnen bis auf die verschmitzten

Augen. Das Meideli sah ihn mit dem Ausdruck tiefster Bewunderung an, und das schmeichelte ihm; denn er war gewohnt, daß man kurzen Prozeß mit ihm machte, wenn man sein Fideln genug hatte, und ihn die Knechte ohne weiteres mit der Heugabel aus der Scheune trieben, wenn er dort heimlich zu nächtigen suchte.

„Warum hast nit mitgetanzt?" fragte er das Meideli.

„Kann's nit", gab's mit dem Ausdruck tiefster Verlegenheit zur Antwort.

Er legte seine Geige weg:

„Ich zeig Dir's —" schlang den Arm um die leichte Kreatur und flog mit ihr, eine Polka pfeifend, über den Grasboden hin.

Der See-Roman sah ihnen zu. Es kam ihm vor, als ging das nicht mit rechten Dingen zu, so anhaltend tanzten die Beiden. Die Sonne war verschwunden, der Mond stand am Himmel. Das Meideli sank endlich auf einen Stein nieder, hochrot im Gesicht; auch der Bursche war rot.

„Ich hab Durst, hat Dein Vater Wein?" fragte er.

„Soviel Du magst", bekam er zur Antwort.

„Dann nimm mich mit", bat er und streichelte ihr die Wange.

Er bekam eine Maulschelle, aber schon im nächsten Augenblick nahm sie ihn bei der Hand, und sie schritten der Hütte zu.

Der See-Roman warf einen hadernden Blick zum Himmel; daß das Meideli nur so den ersten besten Burschen mit sich in die Hütte nahm, nach allem was der Vater gesagt und gepredigt von der Achtung. — Nein, das hatte er nicht um das Kind verdient, das war eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. — Er hatte freilich nicht Wort gehalten, er hatte das Meideli nicht zur Gasthoferi hinaufgeschickt, wie er's damals im Moor gelobt; aber war er nicht krank und siech und war das nicht Strafe genug?

Das Weib kam und holte ihn zur Hütte. Unterwegs erzählte er, was sich begeben, und daß ein Bursche drin sei.

„Werd ihm Füß machen", knirschte die Alte.

„'s Meideli wird's nit leiden wollen", meinte er.

„Dann dreh ich ihr den Hals um."

Roman blieb stehen:

„Nein", sagte er und schüttelte den Kopf, „wir müssen's hinnehmen, wir sind selber schuld, wir haben's verkehrt angefangen; dem Meideli hat's Zeit seines Lebens an einem Kamerädle gefehlt. Jetzt hat sich's halt eins geholt."

„Und wir sollen zuschauen?" begehrte die Alte auf.

Er nickte und sie führte ihn ins Haus.

In der Stube auf dem Tisch zeigten sich Speisereste; auf dem Boden lagen leere Flaschen; Schrank und Kommode standen offen.

Die Frau tat einen Blick hinein:

„Der Kerl hat sich mit deinen Sachen angetan."

„Hm", seufzte der Alte, indem er mit Müh und Not sein Lager bestieg.

„Im Garten sind sie", sagte die Frau, nachdem sie zur Türe hinausgelauscht hatte, „ich werd ihm Füß machen."

Sie hörte nicht auf das Rufen des Alten und eilte hinaus.

Gleich darauf gab's ein Geschrei, dann flog die Türe auf; das Meideli, den Burschen an der Hand, trat zum Vater vor's Bett.

„Wenn er gehen muß, geh ich mit", schrie's den alten Mann an, „ich geh mit — auf Ehr und Seligkeit —."

Der See-Roman sah verwundert auf; ein ganz verwandeltes Geschöpf stand vor ihm, die Glieder wie befreit, die Augen groß offen; was sonst in ihrem Blick gelegen, das Wartende, Lauernde, Unoffene — alles weg. Äußerste Entschlossenheit sprach aus jeder Muskel ihres Gesichts, aus der Bewegung ihrer Hand, mit der sie nach dem hinter ihr stehenden Burschen griff.

Dem See-Roman raubte das Erstaunen die Sprache.

Als jedoch die Frau herbei kam und mit den beiden kurzen Prozeß machen wollte, richtete sich der Alte plötzlich auf und sprach kurz und bestimmt:

„Laß sie."

Ein sonderbarer Sommer kam nun in des Romans-Hütt' — zwei alte Leute, die vergrämt in einer Ecke saßen und ein junges Paar, das lebte wie es ihm gefiel. Sie taten die Arbeit, die man von ihnen forderte, und sie taten sie nicht; sie liefen in den Wald hinein und lachten und haschten sich wie die Kinder. Oder sie zankten sich und schlugen einander und böse heftige Worte hallten durchs Haus. Am liebsten aber tanzten sie; sie tanzten auf der Wiese, in der Stube, beim Sonnenschein und wenn der Mond schien. Es gab keinen Halt mehr für des Mädchens so lange unterdrückte Jugendlust; es war wie berauscht, und der Bursche spielte und pfiff und tat sich dazwischen gütlich an den schön aufgespeicherten Flaschen im Weinkeller. Legte sich die Frau ins Mittel, mußte sie Spott und Hohn erfahren, denn die jungen Leute wußten wohl, der Alte wollte nicht, daß die Mutter sie aus dem Hause jagte.

Nein er wollte es nicht.

„Laß sie", befahl er, so oft sie die Geduld verlor, „ich will's mit ansehen, wie weit's Gottvater noch treibt —."

Das Lichtlein vor dessen Bild war ausgelöscht; niemand betete mehr im Haus.

Der Alte hatte sich Krücken geschnitzt und konnte umhergehen und mühselig die Arbeit besorgen, wenn das Weib auf der Wanderschaft war und die jungen Leute keine Lust hatten die Arbeit zu tun.

Wenn sie mit dem alten Mann, dem der weiße Bart jetzt bis auf die Brust herabwallte, zusammentrafen, dann murmelte er nur leise, ohne einen Blick auf sie zu werfen:

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden."

Und er sagte es immer und immer wieder, trotz des Hohngelächters, das er dafür erntete — und streckte die noch starke Rechte aus, und hielt sein Weib darnieder, wenn sie aufspringen wollte, um der undankbaren Kreatur das zu sagen, was ihr auf den Lippen brannte.

Sie hatte das fremde Kind stets gehaßt, weil es die Liebe des Mannes besaß, aber sie zog es auf und ließ es nicht darben, weil er's so wollte. Sie hatte sich immer gefügt, auch in seine frühere Untreue. In ihr lag die Treue wie in einem Hund, der nur an seinem Herrn hängt, nur seinen Herrn liebt und außer ihm nichts.

Daß sie dem Treiben des jungen Paares nicht entgegen treten durfte, machte sie zum erstenmal wild auf den Mann. Heimlich schaffte sie ein paar Flaschen aus dem Keller und versteckte sie im Wandschrank, denn der Vorrat ging zur Neige. Das Tun der beiden wurde immer frecher; sie waren wie die Raben und stahlen alles weg. Er, der Bursche, wollte wissen, es habe noch mehr Wein im Keller gelegen, wo er hingekommen sei! Sie durchsuchten die Stube. Mit einem Freudengeschrei fielen sie über die im Wandschrank gefundenen Flaschen her. Winselnde Laute brachen aus dem Mund der Alten; mit aller Gewalt rang sie sich von der Hand ihres Mannes frei:

„Nur zwei, nur eine laßt mir für den Vater —."

„Der lebt ohnehin zu lang", lachte der Bursche auf.

Mit einem gellen Aufschrei fiel die Frau über die beiden her, mit eisernen Fäusten riß sie die beiden zur Tür.

„Dort hinaus, Pack, das uns nix angeht — du nit wie er — aufgelesen bist an der Landstraß — eingehandelt um eine Schürz', um eine lumpige Schürz' — ich hab dich nit geboren, so wahr Gott im Himmel lebt —."

Es gab dem Mädchen einen Ruck, aschfahl stand sie einen Augenblick da — dann rannte sie zum Vater:

„Es ist nit wahr — es ist nit wahr — sie lügt —."

Alle sahen auf ihn, die Frau, der Bursch, das atemlose Mädchen.

Da sprach der Alte in dumpfem Tone:

„Sie lügt nit."

Leise ging die Türe auf; der Bursche hatte die Stube verlassen. Niemand achtete auf ihn; die alten Leute waren um das Mädchen beschäftigt, das nach dem Ausspruch des Vaters mit heiserem Aufschrei zur Erde gefallen war.

In der Nacht kam ein kleines, nicht lebensfähiges Wesen zur Welt. Es verschied in den Armen der jungen Mutter, die das elende kleine Geschöpfchen mit heißen bittern Tränen benetzte.

Der See-Roman aber verlor zum erstenmal in seinem Leben sein trotziges Selbst.

Er weinte, er schluchzte, er geberdete sich wie ein hülfloses Kind.

„'s hat seine Achtung verscherzt — 's Meideli hat seine Achtung verscherzt —."

Darüber kam er nicht hinaus.

Die Frau hatte ihn nie so gesehen; daß er sich um die undankbare Kreatur so grämen konnte, das war noch das Bitterste, was sie erlebt.

Aber auch in diesem Augenblick hatte sie nur Trostworte für ihn.

„Sei ruhig, sei ruhig, wer weiß denn von der Geschicht. Der Bursch hat's Weite gesucht mit unsern letzten Flaschen, und das Kleine, versenk ich in den See, da wo er am tiefsten ist."

Als sie im Kahn saß, rief ihr der Mann durchs Fenster nach:

„Der Sturm geht — lehn dich nit hinaus und geh der bösen Stell' aus dem Weg —."

Die Nacht war pechschwarz; der Kahn verschwand im Dunklen.

Das Mädchen stöhnte im Fieber und der Alte setzte sich zu ihm ans Lager. Leise, wie gejagt, sprach sie die Worte, die sie in der letzten Zeit so oft verhöhnt:

„Du sollst Vater und Mutter ehren —."

Der Alte nickte darüber ein.

Als er erwachte, sah er sich um; es tagte; das Mädchen stöhnte, und er reichte ihr Wasser, das sie gierig trank.

Dann nahm er seine Krücke und humpelte vors Haus.

Sein erster Blick galt der bösen Stelle. Dort trieb der umgekippte Kahn, vom Strudel fortwährend im Kreise herumgedreht.

Lang stand der Mann und starrte nach jener Stelle hin; er weinte nicht, er stöhnte nicht einmal; mit einem seltsamen Lächeln stand er da — der da droben, der Mächtige, daß er seine Kreaturen so herumpeitschen mochte —.

Hab ich's vielleicht halb so schlimm getrieben? fragte der nach oben gerichtete Blick des Alten.

Das brüllende Vieh mahnte ihn an seine Pflichten. Er ging hinein.

Auch drinnen die Kranke pflegte er; die Natur half mit, das Fieber verschwand. Mit müden Augen lag das Mädchen da. Reichte ihr der Vater Milch, so trank sie, sonst achtete sie nicht auf das, was um sie vorging. Sie wußte nur eins — sie hatte nur den einen Gedanken: sie war nicht das Kind dieser Leute, in deren Hütte sie lag.

Der Rausch war vergangen, sie begriff ihn nicht mehr; es fiel ihr nicht einmal ein, nach dem Burschen zu fragen, nach dessen Fidel sie getanzt und dem zu lieb sie Pflicht und Ehre vergessen.

Ach, das tote Körperchen, das man von ihr genommen hatte — was war das nur für ein großes, heißes, schmerzliches Gefühl, das mit ihm auf die Welt gekommen war und ihr nun so bittere, bittere Tränen entlockte. —

Um eine Schürze hatte man sie eingehandelt; aber war die Frau, die sie um eine Schürze eingehandelt, ihr nicht mit Gefahr ihres Lebens auf einen Felsen nachgeklettert, wohin sie sich einst als Kind mit einem Zieglein verstiegen hatte. — Für ein fremdes Kind hatte sie dies getan, für ein fremdes Kind, das die Liebe ihres Mannes besaß. Denn jetzt verstand sie alles, die da auf ihrem Lager lag, gereift durch die Schuld.

In der Stube war's dunkel; der See-Roman hinkte an seinen Krücken herein und ließ sich erschöpft von der Arbeit, auf der Ofenbank nieder.

„Vater", rief eine Stimme vom Bett, „wo ist die Mutter?"

„Hm", machte er, „hm, halt nimmer vom See heimkommen. —"

„Vater, Vater" — sie schrie laut.

„Hast Schmerzen", sagte er, „gleich, gleich, nur ein wenig ausschnaufen. —"

Da kam sie auf den Knien zu ihm hergerutscht, umfaßte seine lahmen Beine und schrie und schluchzte, schrie, als säßen ihr tausend Messer im Herzen:

„Verzeihung, Verzeihung, Verzeihung —."

Sie war plötzlich gesund und konnte die Arbeit tun; alles tat sie; der Alte durfte sich nicht mehr rühren. Auf der Ofenbank mußte er

sitzen, die Beine umwickelt, das Haar war ihm schön glatt gestrichen, er sah sanft und stille drein. Das Meideli kam und ging; es war so geschäftig, es mußte sich tummeln, um mit allem fertig zu werden.

Saßen sie beisammen des Abends, der Alte und das Mädchen, von dem, was hinter ihnen lag, war nie die Rede. Es war als fingen sie eben erst an zu leben; von den Sorgen des Tages sprachen sie, vom Vieh; daß die Braune eine Latte eingeschlagen und die Scheckig nicht recht fressen wolle. Dann vor dem Schlafengehen führte das Mädchen den Alten zum Bildchen des Gottvaters, wo wieder das Lämplein brannte und sein rötliches Licht über die Beiden goß, die da beteten mit emporgerichteten Augen, Augen aus denen Menschen sahen, die das Leben gebeugt und gezähmt, aber nicht vernichtet. Unter den dichten weißen Brauen blitzte noch der alte Adlerblick des einst so kühnen Mannes, und wenn er betete, so geschah's nicht aus innerer Gebrochenheit, sondern aus Anerkennung für Gottvaters Einsicht, der ihm Balsam schenkte für die letzte Zeit seines Lebens. Denn des Meidelis Liebe goß Balsam auf alle seine Wunden.

„Weißt noch", sagte er einmal, als sie unter dem Lämplein standen, „droben beim Fany hast Du einmal gesagt, sei der liebe Gott schöner als bei uns."

„So", meinte sie, das Bildchen Gottvaters aufmerksam betrachtend, „ich werd's damals nit verstanden haben, denn jetzt kann ich mir's gar nit denken, daß es irgendwo schöner sein könnt als bei uns —."

„Und doch, Meideli", hub er nach einer Pause wieder an, „'s ist mein letzter Wunsch, droben bei der Gasthoferi möcht ich Dich wissen —."

Sie unterbrach ihn: „Ich bleib bei Euch, Vater, und Gott schenk Euch hundert Jahr — hundert Jahr —" wiederholte sie und preßte die Wange gegen sein weißes Haupt.

Er lächelte; es war nun ein wenig anders als damals, da sie gegen ihn geschlagen, als er sie droben wegnehmen wollte. Es war nun so gekommen, wie er sich's immer ersehnt hatte; es hätte nun wunderschön sein können, allein er fühlte nur zu wohl, der Rest seiner Kraft schwand dahin; kaum war er mehr im Stande sein Lager zu verlassen.

Sollte er mit seinen gesunden Sinnen sich wie ein kleines Kind pflegen lassen und zusehen wie allgemach die Armut ins Haus schlich. —

Nur wenige Stück Vieh waren noch übrig, über kurz oder lang mußte das Meideli zu den Bauern in Taglohn gehen, und mit seinem Verdienst dem Vater das Leben fristen —.

Nein, dem Meideli sollte, dem Meideli mußte etwas bleiben —.

„Ich fänd meine Ruh nicht in der Ewigkeit, ließ ich's bettelarm auf dem Erdboden zurück" — kam er mit sich überein.

Außerdem, er, der See-Roman wie ein gichtisches Weib enden — das war nicht seine Sache —.

Von dieser Stunde gab's für ihn allerlei zu betreiben, zu richten und zu ordnen.

Er hinkte hinüber zum Raimartishof und bestellte sich den Hirtenbuben. Am Sonntag in der Früh, am ersten Mai, solle er zur See-Hütte kommen.

Am Sonntag früh, das Meideli hatte sich zur Kirche angezogen, rief er's zu sich:

„Geh nit ins Bärental heut, tust mir einen Gefallen, wenn Du die Meß in der Kapell auf dem Feldbergerhof hörst. Hätt was Geschäftlichs mit dem Fany, mußt einen Zettel abgeben."

Das Mädchen nahm ihn in Empfang, nickte dem Vater zu und ging.

Er rief ihr nach: „Von der Höh tu einen Jauchzer; möcht gern wissen, wann Du oben bist."

Sie versprachs, ahnungslos ihren mit einer Oblate geschlossenen Zettel in das Gebetbuch legend.

Der See-Roman hatte geschrieben:

„Liebe Gasthoferi!

Ihr habt mir einmal gesagt, wenn ich das Meideli schick, zu jeder Stund wollt Ihr's nehmen. Das Vieh kommt nach als Mitgift. Ich hab keine Angst, daß Ihr nit Wort halten tut.

Der selige See-Roman."

Der Hirte kam, nachdem das Meideli die Hütte verlassen, und bekam die Weisung, das Vieh zum Feldbergerhof zu treiben mit einem schönen Gruß ans Fany.

Nun war's still; der See-Roman sah sich um; auf dem Ofen saß noch der Kater, alt und blind, regte er sich selten mehr von der Stelle.

Der See-Roman erhob die Hand und streichelte dem Tier den Rücken.

„Ist kein Schad um uns zwei alte Kerle — haben genug vom Leben — haufengenug —."

Sodann schaffte er trockenes Heu und altes Holz unter sein Bett, so viel er erschleppen konnte; all die alten Röcke seines Weibes tat er dazu, die Bücher, aus denen er seine Weisheit geschöpft, Meidelis Spiel-

sachen, die noch in einem Schränklein lagen. Dann legte er sich aufs Bett, rechts und links die Krücken; vorher hatte er Fenster und Türe aufgesperrt. Er lag und lauschte; nichts in seinem Wesen zeigte Erregung oder Weichheit, die alte Kühnheit sprach aus seinem tief eingesunkenen Blick. — Jetzt ertönte des Meidelis Jauchzer, hell und klar drang ihre junge Stimme über den See hin.

In des Mannes Bart rann eine Träne. Dann setzte er eine Zündholzschachtel in Brand und warf sie unter das Bett. Es währte nicht lang, begann es da unten zu knistern; der Zug von Tür und Fenster tat das übrige. Der Rauch schlug rechts und links über dem Lager zusammen.

Der See-Roman warf noch einen Blick nach dem Bild des Gottvaters, schlug ein Kreuz und sprach mit fester Stimme:

„So nimm mich auf."

Und still, von niemand gesehn, von niemand gehemmt, stieg eine, die ganze Seeecke mit flammender Röte erfüllende Lohe von der Wiese auf und verzehrte des Romans Hütte samt ihrem Herrn.

Unser Jahrhundert ist wesentlich ein Jahrhundert des Anhäufens von Material, des Durchgangsstadiums, des Provisorischen; in anderen Beziehungen ist es weder fisch noch fleisch; es pendelt zwischen Empirismus und Spiritismus, zwischen dem Liberalismus vulgaris, wie man es witzig genannt hat, und den impotenten Versuchen seniler Reaktionsgelüste, zwischen Autokratie und Anarchismus, zwischen Unfehlbarkeitserklärungen und stupidestem Materialismus, zwischen Millionärwirtschaft und Proletarierpolitik. Nicht die Ideen sind in unserm Jahrhundert das Charakteristische, sondern die materiellen Errungenschaften. Die großen Gedanken, die hier und da sich geregt haben, die gewaltigen Kunstschöpfungen, die von Faufts zweiten Teil bis Parsifal dem deutschen Volk zu ewigem Ruhme entstanden sind, strebten hinaus in künftige Zeiten. Nach großen, sozialen Umwälzungen und nach bedeutenden geistigen Errungenschaften mußte wieder Stoff gesammelt werden zu weiterer Entwicklung. Hierbei — bei dieser vorwiegenden Befangenheit im Stofflichen — schwand das Schöne aus unserm Leben fast ganz; es existiert vielleicht in diesem Augenblick kein wildes, jedenfalls kein halbzivilisiertes Volk, welches nicht mehr Schönes in seiner Umgebung und mehr Harmonie in seinem Gesamtdasein besäße, als die große Masse der sogenannten kultivierten Europäer. In der enthusiastischen Bewunderung des 19. Jahrhunderts ist es darum, glaube ich, geboten, Maß zu halten. Leicht ist es dagegen, den von Goethe empfohlenen Enthusiasmus zu empfinden, sobald der Blick nicht auf dem einen Jahrhundert allein ruhen bleibt, sondern die gesamte Entwicklung der seit einigen Jahrhunderten im Entstehen begriffenen „neuen Welt" umfaßt.

Aus: Der Einleitung zu Houston Stewart Chamberlain. Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Auflage. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

E. M. Arndts Mannesworte an unsere Zeit.

Von

f. Lienhard—Halensee.

> Es ist schön, sein Vaterland lieben und alles für dasselbe tun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch sein und alles Menschliche höher achten als das Vaterländische.
>
> Arndt („Erinnerungen aus dem äußeren Leben").

Jeder Einzelne von uns ist mitverantwortlich für den Zustand unserer Zeit und unserer Nation. Ist dieser Zustand minderwertig, so daß keine guten und großen Geister zum Wachsen kommen, deren Anblick Jahrhunderten Trost und Licht zu spenden vermag, so ist jeder Einzelne von uns, jeder, der diese Monatsschrift liest, jeder, zu dem diese Worte sprechen, mitschuldig an unserem geistigen Zustand.

Es sind die Menschen, die eine Zeit und ein Volk gut, groß und glücklich machen, nicht das feig vorgeschobene „Milieu", nicht die Verhältnisse. Denn auch unter schweren Verhältnissen bewährt sich die innere Leuchtkraft, ja, da glüht sie erst recht auf. Nur Zeiten, in denen dieser innere Widerstand keine Macht mehr ist, sind müde und untapfer genug, alle Minderwertigkeiten und alle Erfolge aus dem äußeren „Milieu" erklären, entschuldigen oder herabmindern zu wollen. Sie befinden sich damit im Gegensatz zu allen bedeutenden Menschen — zu Schiller und Goethe obenan — die in den Mittelpunkt geistiger Arbeit und sittlichen Vollbringens die Persönlichkeit stellten.

Des deutschen Volkes tapferste Eigenschaften drohen unter dem Einfluß einer verweichlichten Literatur und verflachten Presse zu Grunde zu gehen. Das eigentlich Deutsche, das künstlerisch, geistig und sittlich Tapfere, ist noch nicht angebrochen, geschweige denn eine Macht geworden in der Kulturarbeit des modernen Europas. Ich meine jenen lichtgeborenen Heldengeist, der sich selbst und sein Tun, Wollen, Sollen und Können mit stärkstem Verantwortungsgefühl mitten hineinstellt in die Erschlaffung der Umwelt; der instinktiv und sofort fühlt, daß er aus der andringenden Literatur des jetzigen Auslandes nichts Förderliches einatmen kann, daß vielmehr, wenn auch in anderen Formen, bereits Goethe, Schiller, Kant, Luther oder die noch ältere Zeit eines Walther, Wolfram oder Nibelungendichters viel stolzer und leuchtender die ewig-neuen Ideale unseres

Volkes bekundet haben und daß es nur aufs rechte Übersetzungstalent, sozusagen, ankommt, um sie wieder lebendig zu machen; der sich aus innerer Frühlingskraft immer wieder diesen Edelgeist übersetzt in die Sprache der Gegenwart, so daß es für ihn nicht mehr Gestern noch Heute gibt, sondern nur eine stete Flamme des Lebens.

Geht uns dieser Stolz endlich wieder auf, diese Sicherheit, diese schöpferische Ruhe mit all dem lichten und zarten künstlerischem Schauen, das sie im Gefolge hat, so übernimmt unser deutscher Geist die europäische Führung.

Wir achten das Gute am Ausland nur dann wahrhaft, wenn wir zuvor die Instinkte für das Gute unserer eigenen Geisteswelt ausgebildet haben. Wir sind künstlerisch nur dann, wenn wir unsere Eigenart schön und stark herausarbeiten: dann erst können wir uns mit gefestigter Sicherheit freuen an der Eigenart anderer Völker und Menschen. Und ebendies ist der praktische Standpunkt, ebendies ist sittlich und gerecht, ebendies entspricht den Gesetzen der Natur — und verbürgt allein wahre Freiheit in aller Gebundenheit an die Gesetze der Schöpfung.

* * *

Überschauen wir zunächst mit raschem Blicke das äußere Leben von Ernst Moritz Arndt, dem die folgende Betrachtung gelten soll.

Arndt war der Sohn eines einfachen Bauern von der Insel Rügen, seine Vorfahren stammten aus Schweden. Auf dem Gute Schoritz wurde er am 26. Dezember 1769 geboren. Seine Mutter, eine ausgezeichnete Frau, gleichfalls eine Bauerntochter der Insel Rügen, scheint stark auf ihn gewirkt zu haben. „Ich hatte eine Mutter, die nun zwei Jahre in der Erde liegt, ein kühneres und freieres Weib in einem gebrechlichen Körper hat die Natur nie hervorgebracht", schreibt der Sohn später. „Gleich im Glück, freudig im Unglück, still, fromm und tätig, mit einer reichen Phantasie und einem gesunden Herzen ausgerüstet, war ihr das Leben genug. Wir konnten alle bei und von der Stillen den stillen Verstand des Lebens lernen". Gesund emporwachsend in bäuerlicher Luft, dem Meer nahe, streng, fromm und gütig erzogen, gediehen die Söhne. Zu Stralsund, bald aber wieder zu Hause durch Selbstunterricht, bereitete sich der Jüngling zur Universität vor, ging nach Greifswald und Jena, studierte erst Theologie, wandte sich aber dann der Geschichte zu. Ehe er sich endgültig für einen Beruf entschieden, begann er zu wandern — das Wandern hatte er schon immer geliebt — und zu reisen, nach Österreich-Ungarn, Ober-Italien, Frankreich und wieder zurück, heiratete dann und ließ sich in Greifswald als Privatdozent nieder.

Nun war der mehr als Dreißigjährige gestählt für seine eigentliche, charakteristische Sendung. Es kam die Unglückszeit von 1806. Arndt trat in feurigen Worten („Geist der Zeit") gegen die wälsche Überflutung auf, mußte vor den andringenden Franzosen fliehen, erst nach Schweden, dann auf ver-

wickelten und beschwerlichen Umwegen nach Rußland, wo der gleichfalls vaterlandsferne Minister von Stein „ein Land der Freiheit und der Ehre mit der Seele suchte" — ein Wort Arndts, in bedeutsamem Gegensatz nachgebildet dem Goethe'schen Iphigenienwort: „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Im Dienste des Ministers, zugleich ununterbrochen publizistisch tätig, rückte nun Arndt mit den Armeen wieder vor, immerzu nach Westen: Napoleon voraus, der Geist des neuen Deutschlands siegreich hinterher.

Im Sommer 1818 wurde der berühmt gewordene und geschätzte Sänger und Schriftsteller zum Professor der Geschichte in Bonn ernannt. Er heiratete zum zweitenmal — die erste Gattin war ihm früh gestorben und hatte ihm einen Knaben hinterlassen — baute sich ein Häuschen, und sein Leben schien auf ruhiger Höhe angelangt. Da brach die unselige „Demagogenriecherei", geboren von der Angst der Höfe in jenen trübsten Tagen nach dem Freiheitskriege, auch in seine klare, gradgebaute, reine Welt ein: er wurde verhaftet, freilich bald wieder entlassen, da die Haussuchungen nichts von „Verschwörungen" ergeben hatten, blieb aber seines Amtes entsetzt. Dieser grelle Undank lähmte seine Entwicklung für immer, wie er unbitter klagt. „Die Sperrung meines Katheders war für die Universität wohl kein Verlust, aber für mich ein Unglück: für mich, für einen Menschen, der in persönlicher Eigentümlichkeit stecken blieb und es nimmer bis zur vollen Gegenständlichkeit brachte, d. h. zu dem ruhigen, sicheren, bewußten Stande den Sachen gegenüber und zur immer heiteren und sonnenhellen Beschauung des Allgemeinen, sondern der nur in dem Besonderen, Eigenen seine einseitige Stärke hat."

Was folgten dann für trübe Jahrzehnte in Deutschland, als dumpfer Druck über dem Staat, dumpferer Druck über den Geistern lag: als Schopenhauers heroischer Pessimismus einsam emporwuchs, als Heine, Börne und Jung-Deutschland der Literatur das laute Gepräge gaben! Wir haben sie geistig heute noch nicht überwunden, jene Jahrzehnte des europäischen „Weltschmerzes", der allmählich in vollständige „Decadence", auf der ganzen Linie, ausgeartet ist.

Arndt saß am Strom, den er so lebhaft für Deutschland verlangt hatte, und lebte seiner wachsenden Familie, ohne etwas Nennenswertes zu schaffen. Auch in der Familie hatte er schweres Unglück zu bestehen: sein neunjähriger Lieblingssohn Willibald ertrank beim Baden im Rhein.

Das Jahr 1840, der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., brachte endlich einen Umschwung: der siebzigjährige Greis wurde wieder auf den Lehrstuhl berufen, nahm unverbittert an, wurde zum Rektor gewählt, mit Jubel von der studierenden Jugend empfangen und trat mit einer ergreifenden Rede wieder vor die Öffentlichkeit. Nun erlebte auch sein literarisches Schaffen einen Nachfrühling: seine „Schriften für und an seine lieben Deutschen", seine sehr lesenswerten „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", seine „Gedichte" (in neuer Auflage) erschienen und wurden sehr beachtet. Und von nun ab nahm der „alte Arndt" regsamen Anteil an der wieder in Fluß geratenen deutschen

Frage. Er wirkte unter unseren besten Männern mit in der Paulskirche. Er hat die Erfüllungsjahre 1866 und 1870 nicht mehr erlebt: am 29. Januar 1860 ist der mehr als neunzigjährige Recke gestorben.

* * *

Wer sich aus der besonnen angelegten und mit Feingefühl ausgewählten Sammlung „Lebende Worte" des Düsseldorfer Verlegers Langewiesche — der hierin das Suchen der Zeit erkannt hat — die Auszüge aus E. M. Arndts Schriften anschafft (Deutsche Art. Auszüge aus den Schriften von Ernst Moritz Arndt. Herausgeg. von Gottlieb Schilling. 1.80 M., geb. 3 M.), der wird in diesem kernigen Sohn der Insel Rügen Willens- und Gemütswerte entdecken, oft in so guter Prägung, daß sie geradezu geformt scheinen für unsere Zeit und unser Geschlecht.

Goethe verstand es wunderschön, positiv zu schauen und überall etwas zu finden, was sich in innere Werte umsetzen ließ. Es ist bei solcher Verlebendigung des scheinbar Veralteten wie bei einem Gang mit der Wünschelrute: über fließenden Wassern schlägt sie an.

Ein fließendes Wasser ist auch der Mannesgeist des raschen und tapferen Ernst Moritz Arndt, der das, was er schrieb, in seinem wahrlich nicht leichten Leben durch die Tat bewährt hat.

Wie stellt sich uns heute Arndts Gesamtbild dar? Was von ihm ist in unserem Empfinden zurückgeblieben?

Nun, mir will scheinen, als sei dieser klare Charakterkopf ein wenig zum Zerrbild entstellt: der Dichter des Liedes „Der Gott der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" gilt ein wenig als „Franzosenfresser", als „Biedermann", der einem von so viel Reizungen übersättigten Zeitalter kaum „interessant" ist. Diese metallharten Männer aus dem Zeitalter eines Stein und Fichte, eines Blücher und Gneisenau, eines Körner, Schill und Lützow — wo ist etwas von ihrem Stoff und Wesen in der modernen Literatur, die seit dem bedeutungsvollen Jahre 1870 breit über uns wuchert?

„Um diesen heldenhaften Seher und Dichter" — so schrieb mir kürzlich ein Greis von Arndt'schem Temperament und Herzen — „hat es sich wie ein verstaubtes Spinnweb gelegt. Wir sehen ihn nur noch als ‚Alten', als Sänger der Freiheitskriege, als unmodernen Mann einer abgelaufenen Zeit. Wir haben vergessen, daß er erst kurz vor Anbeginn der neuen Zeit von uns ging. Wir staunen jetzt, wenn wir lesen, auf welcher Höhe über der Zeit er stand, was er uns und noch künftigen Geschlechtern sein kann. Wo, frage ich, ist in unserer ganzen heutigen Literatur ein Mann von diesem Ernst, dieser Gewissenstiefe, dieser Vaterlandssorge?" . . . Er ist gar nicht alt, schließt mit Recht der Schreiber dieses Briefes, er ist ewig jung. „An ihm erkennen wir, wie alt und hohl und matt unsere ‚Jungen' sind!"

So ist es. Und nun besorge man nicht, daß ich, in der Freude an meinem Helden, in Überschätzung geraten werde. Ich werde vorzugsweise Arndt selber zu uns sprechen lassen. Und im Vollbewußtsein dessen, was eine verwickelte

Kultur von heute bedarf, seien die Grenzen der Arndt'schen Wesensart von vornherein festgesetzt. Arndt ist nur ein Ton auf der deutschen Harfe, aber ein außerordentlich charakteristischer und klangstarker Ton. In ihm ist eine der ersten germanischen Tugenden: die Tapferkeit mit all ihren Nebenerscheinungen, die Ehrlichkeit, die Treue zu Volk und Ideal, die Lauterkeit in charaktervolle Erscheinung getreten. Sein Dichtertum ist nicht umfangreich, sein stilistisches Künstlertum weder vertieft noch veräftelt. Aber jede Zeile ist blank und natürlich, ist unverkünstelter Ausfluß seines Meinens und Empfindens. Und man wird sehen im folgenden, daß ihm überraschende Prägungen gelungen sind, die über die Zeit hinausweisen in Gestaltungen hinein, die wir noch gar nicht zu formen versucht. Gewiß ist uns Goethe der Höhe- und Sammelpunkt moderner Kultur und Dichtung: aber just der harte Ton des Schmiedes von Ruhla, des schwerterschmiedenden Wieland, der Schlachttrommete — auch in geistigem Sinne, etwa in Luthers und Bismarcks Art — war nicht Sache des forschenden und beschauenden Altmeisters von Weimar. Die Natur merkte zehn Jahre zu spät, daß in Goethes Blut ein derartiges Metall fehle (man lese die beiden charakteristischen Begegnungen Goethes mit Arndt bzw. mit Stein, 1813 und 1815, in Arndts „Erinnerungen" nach!) — und sie setzte den rascheren Schiller an seine Seite, der sich aber bald verzehrte und wegstarb. Nun war kein kongenialer Dichterfreund mehr da, den zur Ruhe und Überschau neigenden Meister anzuregen und mit hineinzuziehen in den großen Atem der neuen, der politischen, der modernen Zeit. Deutschland wäre vernichtet, wäre uns hierin unser allverehrter Goethe ein Vorbild gewesen. Wir verstehen sein Wesen, wahrlich, und wir billigen ihm, dankbar für so viel Reifstes und Feinstes, das eben nur in seiner Stille gedeihen konnte, gern eine erhabene Ausnahmestellung zu — verlangen aber im übrigen, daß die Dichtung von heute etwas vom Mannesgeiste der Freiheitskriege jener von Goethe gelernten Beschauungsweise beimische: denn wir haben heut ein großes Vaterland, und dies Vaterland ist in Not wie 1806 und 1813. — —

„Mut heißt mir Ruhe und Besonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten und Aufopferung. Wahrheit und Freiheit in Rede und Tat ohne den Rückblick auf Gold oder Ruhm. Das sind andere Kämpfe und edlere, als die unter Trommeln und Pfeifen und vor Kanonenschlünden."

Mit diesen vergeistigenden Worten stellt sich der Patriot von 1813 ins Reich des Geistes und der sittlichen Forderung.

„Jetzt oder nie! so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da ... Gott wohnt nur in den stolzen Herzen und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch ... Wo das große Herz waltet, da ist Glück ... Was ein braver Mann männlich will und wagt, das geht als Keim künftiger Zeiten in die Unendlichkeit hinein ... Lasset uns nur das eine, was das volle Herz in voller Liebe will und wollen muß, fassen und halten, fest, redlich, unverrücklich: lasset uns nur das eine fassen, in Einfalt und Wahrheit stark ausschreitend, uns selbst gleich und ehrlich deutsch zu sein — und wir werden tüchtige, männliche Männer werden. Dann

wird alles Kräftige und Jugendliche wie ein Blütenregen der Freude und Stärke auf uns herabregnen. Sprache, Sitte, Wort und Tat werden mit stolzem Antlitz ins Leben hineindringen und das Herrliche und Lebendige anziehen und um sich sammeln ... Durch Krieg und Kampf besteht diese Welt; es stirbt sogleich, wer hier nur ruhen will ... Wollt ihr das irdische Paradies wissen, feiges, faules, entartetes Geschlecht, das mit Worten und Klügeleien fechten kann, weil es mit Taten und Schwertern zu fechten zittert? Es heißt Arbeit und Mühe, und Freude und Genuß nach Arbeit und Mühe. Anders wird auf Erden kein glückliches Leben, keine Freude des Herzens, kein Götterstolz der schwellenden Brust gewonnen!"

Mit diesen Akkorden stellt sich der tapfere Mann unter die Sänger des herben germanischen Lebensliedes, das in den Mittelpunkt den eigenen Willen und das eigene Gewissen stellt, das Gottes Offenbarung im eigenen Innern als oberste Führerin anerkennt.

Und worauf gründet sich dies männliche Selbstbewußtsein und dies mutige Betonen der Persönlichkeit? Was ist der stärkende Grundton in diesem Chorlied? — Wer einmal erlebt und darum *dann* erst begriffen hat, was Luther — im Sinne des Neuen Testamentes, aber in deutscher Fassung — unter „lebendigem Glauben" versteht, der hört sofort hier Obertöne mitschwingen von Luther zu Kant, in der Nähe von Friedrich dem Großen vorüber, auch Herder, Schiller, Goethe berührend, in Fichtes Zeitalter hell erklingend, jenseits der Wasser in Carlyle, Emerson, Ruskin wiederum auftauchend: — es ist, wie ich eben sagte, das germanisch-protestantische Lebenslied, dem der unverwüstliche Glaube an die in *der Menschenseele* wirkende *Gotteskraft* immer wieder Frühlingsaufschwung gibt.

„Die menschliche Natur hat eine wunderbare Elastizität, eine Feuerkraft, die unvertilgbar scheint, die mächtig scheint, alle Unreinigkeiten und Schlacken einmal wieder, früher oder später, ausbrennen zu können ... Stolz geht der Mensch auf dieser Erde, wenn er eine innere, heilige Kraft ahnt, die aus der Natur und in der Natur treibt, die das, was Schicksal, Gottheit, Unsterblichkeit bedeutet, nur in dunklen Ahnungen, aber allen menschlichen Herzen nicht weniger gewiß zeigt ... Das ist die Gewalt des überschwänglichen Geistes, die Gewalt *Gottes*, die über die Menschen kommt, daß sie aus ihnen selbst heraus und über sich selbst emporgehoben werden und dann nicht mehr fühlen, wer sie gewesen sind, ja kaum fühlen, wer sie sind, wenn das Höchste sie beherrscht ... Nur in dem, dessen Leben die *eine* feste Richtung auf *Gott* erhalten hat, der alles will und tut durch Gott und um Gott und für das Ganze, worin Gott ist, der sich selbst täglich vergißt und hingibt für das Volk und für die Welt — nur in diesem Wackren und Getreuen spiegelt sich der Himmel mit seinen unsichtbaren Mächten, nur ihm wird der Blick, das Wort, der Klang, die Weihe gegeben, die das Volk allmächtig und prophetisch durchdringen und die entflohenen Geister freundlich und mild wieder zu der entseelten Erde zurückführen" ...

Wir haben im vorigen Sommer in diesen Blättern Emersons Lebensauffassung betrachtet: grüßt uns da nicht wieder derselbe Klang? Arndt sagt:

„Weit umher schaue der gebildete Mensch, vielfach betrachte und würdige er die Dinge und ihre Verhältnisse, ruhig und fromm deute er das ewige Schicksal und

seine Geheimnisse, kurz, vieles wisse und kenne er; aber durch seine Rede und seine Darstellung, durch seine Tat und sein Werk gehe eine Wahrheit, eine Gesinnung, eine Tugend als die Sonne, welche alle kleinen Lichter seines Herzens zu sich reißt" ...

Über diese Notwendigkeit eines „ruhenden Pols in der Erscheinungen Flucht", mit Schiller zu reden, über dies „cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te" des Augustinus (unser Herz ist unruhig, bis es in Dir, o Gott, seine Ruhe findet!) über diese Art von „Monismus", modern gesagt, spricht Arndt Worte von dichterischer Klarheit.

„Es ist nur ein Leben und eine Kraft, die durch die ganze Natur geht, ein göttlicher Atem, der alle Pulse bewegt. Aber wir Schwachen sehen Kräfte, wir sehen die Dinge einzeln geschieden in ihren Wirkungen und Erscheinungen; weil wir nur durch Unterschiede begreifen, müssen wir scheiden. Das Gesetz, welches uns an die Erde bindet, und das, welches uns zum Himmel zieht; das Gesetz, welches über uns in Wolken donnert, und das, welches in unserer eigenen Brust sich regt, sind ursprünglich gewiß eins. Aber wir sind Sterbliche und sprechen von Leib und Seele, von dem Gesetze in unserem Gemüte und dem Gesetze in unseren Gliedern, die miteinander streiten; wir sprechen von unserem Willen und Gewissen, und von dem Willen und Ratschluß der Vorsehung als von ganz verschiedenen Dingen; weil wir meistens nur nacheinander sehen und begreifen können, so setzen wir die Dinge gern nacheinander oder wohl gar aufeinander. Aber sollen wir alles sehen und begreifen? Sollen wir es so sehen und begreifen wollen, als wir uns anmaßen? Nicht lieber wie die Kindlein, die in Liebe und Wonne nach dem Sonnenstrahl und der Blume, nach dem Abendrot und dem Morgenrot greifen, und die Welt besser verstehen und Gott reiner erkennen als wir?"

Ein „gemeiner Dualismus" sei entstanden, klagt er an anderer Stelle, „welcher die Welt tötete und verdarb, Gott und Welt und Himmel und Erde entzweite". Aber grade von der modernen „Wissenschaftlichkeit" hofft dieser Sänger des Vorwärts-Liedes unbang und frohgemut ein Wieder-Hindurchdringen „zu der ältesten Einfalt der Lehre und des Dienstes, zu der stillen Verschweigung und Anbetung des zwischen Gott und Menschen ewig empfundenen, aber nimmer begriffenen Mysteriums, worauf alle Religion ruht, und vor allen Religionen die christliche". Wir werden nachher sehen, was er unter „Wissenschaftlichkeit" verstanden wissen will und wie scharf er sich gegen die Verflachung, Zersplitterung, Alleswisserei der Zeit wendet. Noch einmal faßt er, von Kinder-Erziehung sprechend, zusammen, wie er Religion gelehrt wissen will:

„Wir sind nicht so frech, das als ein bestimmtes Wissen hinzustellen, was wir in stummer Ehrfurcht nur glauben und ahnen. Aber o schöne lebendige Welt! O erhabener lebendiger Geist, der in ihr und aus ihr alles erschafft! Euch wollen wir frisch und unverschlossen vor die offenen Kinderaugen führen, nicht mit Worten und Formeln, sondern in Weben und Leben, in allem Sein. Daß nichts Verwirrtes und Erkältendes in ihr Gemüt komme, daß der geheime Sinn für alles Allgemeine und Unendliche nicht zu früh eingeengt, bestimmt und beschnitten werde, dahin geht unser ganzes Streben. Indem wir in allen Dingen einen göttlich wirkenden, geheim verbindenden, lebendigen Geist sehen lassen, indem wir alles Tote zum Leben machen,

indem wir das große Spiel der Welt auf den zartbesaiteten Geschöpfen nicht hindern, lehren wir doch wohl auf das religiöseste Religion?"

Und weiter auf dieser Linie: wie stellt sich dieser Mann, dem wir nun längst mit Freudigkeit zuhören, zum Christentum? Es klingt überaus freiheitlich und unbefangen, was wir da lesen.

„Feuer und Licht haben Christus und seine Jünger als das Symbol ihrer Lehre genannt, deswegen heißt die christliche Religion die Religion des Lichtes. Siebzehn Jahrhunderte ist die Welt in dem Ablaufe vieler Geschlechter so mit Feuer und Geist gesättigt und durchdrungen, daß ein ganz anderes Geschlecht dasteht, als das war, zu welchem St. Paulus, St. Bonifatius, St. Bernhard und Luther und Calvin predigten. Dies unmündige Menschengeschlecht zu führen, umkleidete sich die geistige Lichtreligion Christi für Jahrhunderte mit einem dicken äußerlichen Leib und nahm eine irdische Gestalt an, damit die Menschen ihren Glanz ertragen konnten. Jetzt ist dieser Leib der Kirche größtenteils veraltet und verwest, und die Religion schwebt fast ganz geistig in den Lüften, so daß viele kaum ihren Flug vernehmen können. Ich sage nicht, daß der gegenwärtige Zustand ein Glück ist; ich weiß, daß die Religion nicht bestehen kann ohne irgend eine Gestalt einer äußerlichen Kirche, ohne irgend einen Leib oder doch Ähnlichkeit eines Leibes. Aber dieser Leib muß zarter und durchsichtiger sein, je feiner und ätherischer das Feuer und Licht geworden ist, dessen Führer Jesus Christus war."

Er hält fest an der Überzeugung, daß das Christentum — er nennt es eine „musikalische Religion: Lied und Saitenspiel sind sein ewiger Atem" — die Religion der Religionen bleiben werde, freilich aber in mehr vergeistigter Gestalt. „Das Christentum wird sich eine dünnere und ätherischere Gestalt umkleiden und so die künftigen Geschlechter leiten und beglücken." Wie weit sind wir noch von dieser ätherischeren Gestalt entfernt!

Insbesondere den Protestantismus faßt er ins Auge mit seinen idealen Forderungen.

„Wir nennen uns Protestanten; aber wißt ihr, was das heißt? Das heißt, wir nehmen uns die Ansprüche heraus und legen uns die Pflicht auf, die geistigsten, idealischesten Menschen zu sein. Unsere Väter wurden Protestanten gescholten, weil sie protestierten, das Heilige und Feine in der dicken, irdischen Gestalt der feisten Hierarchie herumtragen zu lassen; weil sie protestierten, menschlichen Satzungen zu dienen da, wo allein der himmliche Glaube befreien kann."

„Luther hatte der Welt einen neuen Schwung gegeben, eine neue große Bildungsepoche sollte mit ihm beginnen. Aber was er gemeint hatte, geschah noch nicht. . . . Luthers große Ansichten, seine frische Begeisterung, womit er den Sinn des echten Christentums umfaßte, wurden in Klügeleien und Sophistereien begraben; sie stehen noch als Trümmer, als herrliche Trümmer, in den protestantischen Lehrgebäuden angedeutet; aber wo ist ihr Leben, ihre gewaltige Herrlichkeit bis jetzt erschienen?"

Mit Luthergeist charakterisiert er Luthers Werk und Wesen.

„Luther war ein Mann Gottes, ein deutscher Mann, dem Ernst vor Tand, Wahrheit vor Betrug, Gott vor dem Teufel galt. Scheu und furchtsam, nicht trauend

seinen Kräften, oft zweifelnd, ob von Gott oder dem Teufel sei, was ihn treibe, betrat er die Bahn, und wie er weiter schritt, ward er immer stärker und gewaltiger, ihm wuchsen Leib und Gebärden und Herz und Mut, daß auch die ihn früher gekannt hatten, erstaunten, wodurch dem demütigen Mönchlein solche Stattlichkeit und Mannhaftigkeit gekommen sei; und da er sah, wie das Volk ihm zufiel, und wie die Weisesten und Besten ihm zuriefen: ‚verzage nicht', und welch ein züchtiges, kräftiges und fröhliches Leben in die Menschen fuhr, die seiner Lehre anhingen, zweifelte er nicht mehr, sondern vertrauete, Gott wolle es, und er sei nur sein unwürdiges Werkzeug". . . .

Arndt, der sonst so temperamentvolle Kämpfer, läßt sich nicht verführen, irgendwelchen Zwang („den alten dummen Zwang") zu Hülfe zu rufen, um wieder Religion unter Volk und Gebildeten zu entfachen. Er hat ein herrliches Vertrauen auf die innere Kraft der unsichtbaren Kirche.

„Es steht noch die unsichtbare Kirche auf Säulen, die alle Pforten der Hölle und alle Klügeleien des Überwitzes und Aberwitzes nicht erschüttern können, und es leben noch die Priester Gottes, die Gott selbst berufen, erleuchtet und gesalbt hat, durch keine Weisheit der Schulen, durch keine Deutelei der Sprachen, durch keinen Geist der Zungen, sondern durch den Geist der Einfalt und des Glaubens, der aus dem himmlischen Worte wehet". . . .

Dies felsenfeste Vertrauen wiegt um so schwerer, als Arndt unter der verlogenen und zerfahrenen Zeit wahrhaftig bitterlich genug gelitten hat. Unmittelbar wider das Hauptgebrechen unseres jetzigen Geschlechts fallen diese Worte des Zornes:

„Vor allem muß vernichtet werden, ja verrufen als ein Baalsgreuel, der den reinen Dienst an den Altären der Zeit entheiligt, jenes nichtige und leere Vielerlei der Eitelkeit und Lüge, womit so viele unserer Hochgelehrten und Hochberühmten als mit einer echt deutschen Herrlichkeit auszustehen pflegen; jene gepriesene Vielseitigkeit, wodurch wir alles zu deuten, zu erklären, zu wenden, zu beschönigen und zu entschuldigen wissen, wodurch wir die Teufel bleichen und die Engel schwärzen können" . . .

„Die Art gelehrter Bänkelsänger ist von jeher eine deutsche Pest gewesen; wenigstens habe ich bei keinem Volke so sehr, als bei dem meinigen, den Sinn gefunden, die verschiedensten Dinge dumm und geduldig zusammenzulesen und gutmütigst erklären zu wollen. Laß den Satan von der Hölle herausfahren und König der Deutschen werden, sogleich werden hundert und tausend Federn in Bewegung sein und aus allen möglichen Gründen mit Vorder-, Hinter- und Mittelsätzen, ja womöglich mit Hinterhinter- und Vordervorderssätzen beweisen, daß es ein Glück der Welt und besonders ein Glück des deutschen Volkes ist, daß Herr Satanas ihm die Regierung über sie belieben läßt. Diese Art tut unsäglichen Schaden. Mit den Wörtlein Mäßigung, Hoffnung und Glauben, und was für herrliche Worte mehr sie dümmlich mißbrauchen; mit ihrem Händeringen und Achwehschreien über alles, was kühn und gefährlich aussieht, oder in Wort und Tat wirklich kühn und gefährlich ist; mit ihrer Anwendung der Worte „Schwärmer, Stürmer, Enthusiast", womit sie die heißen Herzen des Vaterlandes mitleidig zurechtweisen, lassen sie selbst im Unglück und Jammer dies Geschlecht nicht zur Besinnung und zum Leben kommen!"

Jeder Zusatz wäre Abschwächung. Wir kennen diese schädliche Art auch heute. Und weiter, an die blasierten und hypermodernen Gebildeten überhaupt:

„Bei unseren sogenannten Gebildeten ist die markige Kraft verwittert und die großen Züge sind ausgelöscht. Wir prahlen damit, daß wir, wie die Götter Epikurs, alle Dinge gleichgültig betrachten und behandeln können; wir rühmen uns, daß wir weder lieben noch hassen können; wir rühmen uns, daß wir — keine Menschen mehr sind."

Und gegen einen verwaschenen Kosmopolitismus:

„Das ist das Zeichen eines elendigen und lieblosen Menschen, wenn einer immer von dem Entfernten und Allgemeinen klingelt und für das Nahe und Einzelne nichts tut; wer sein Weib, seine Kinder und Nachbaren nicht mehr liebt als Fremde, den hält man mit Recht für einen schlechten Menschen; wer sein Nahes nicht liebt, verteidigt und festhält, der hat nichts Nächstes, der hat keinen Nächsten, sein Mund ist voll schöner Klänge und seine Lippen tönen Prunk, aber er ist ein entnervter Wollüstling oder ein abgelebter Dummkopf."

Und, sofort hier anschließend, ein knappes Wort, das wir für sich stellen, das ins Zentrum trifft:

„Einfalt und Wahrheit ist den Schwächlingen zu gewaltig."

Wie zugeschnitten auf unsere spielerischen und verbuhlten Ästheten, heißt es dann weiter:

„Weil sie die Herrlichkeit, welche in dem Natürlichen und Einfältigen wohnt, nicht schauen und tragen können, so tändeln und spielen sie mit den bunten und schimmernden Kindern des Wahns und der Lüge. Sie suchen in der Ferne das Heil, das sie zu ihren Füßen erblicken könnten, wenn sie einfältige Augen und Herzen zu sehen und zu verstehen hätten."

„Wenn dem so ist — und dem ist so — sollen wir uns wundern, daß aus dem wüsten Genasche, womit die Jugend die schöne Literatur der verschiedensten Völker gleichsam auf einmal verschlingen und verdauen will, wohl eine schlechte Allerweltsliteratur, aber wahrlich keine Weltliteratur, welche Goethe auch ganz anders gemeint hat, entstehen wird?"

Gleich Emersons Wort, daß ohne Freudigkeit niemand ein Dichter sein könne, ja, daß eine recht „königliche Freudigkeit" dem Dichter eigen sei, spricht auch Arndt: „Wo das Wort in der Rede und Dichtkunst am mächtigsten und fröhlichsten blüht, da ist ein Volk am kräftigsten und tugendhaftesten" — und umgekehrt: aus kräftigen und tugendhaften Menschen und Völkern entblüht eine mächtige und fröhliche Rede und Dichtung. In reich strömenden Worten preist er Shakespeare und rühmt er Luthers Verdienste um die deutsche Sprache. „Luther hat die deutsche Sprache für alle Zeiten mit dem Stempel der Majestät gestempelt, und wer künftig deutsch reden und dichten will, wird sich wohl an ihn halten müssen; er hat der Sprache den kurzen Schritt der Kraft, den treuen Ton der Einfalt gegeben, den sie wird behalten müssen, wenn sie deutsch bleiben soll". Was ist Deutsch in der Dichtung?

„Lies unsere alten Geschichten, höre unsere alten Märchen erzählen und die Volkslieder absingen, sieh Dürers und van Eyckens Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit ist ihr Charakter; sie haben nicht den idealischen Geist des Südens, nicht das üppige Spiel, aber sie haben auch nicht die furchtbaren Laster und Verdorbenheit desselben."

Es kommt immer wieder darauf an — so fügen wir hinzu — den Geist unserer „alten Geschichten und Märchen" zu übersetzen in die größeren und verwickelteren Formen der Gegenwart, weiterbildend an unseren sprachlichen Ausdrucksmitteln, wie sich ja auch unser Gemütsleben verästelt hat, und doch Treue haltend jenem unvergänglichen Edelsinn.

In demselben Geiste unverkünstelter Echtheit will er die Erziehung der Jugend gehandhabt wissen.

„Alle Erziehung ist schwer, weil sie einfach ist. Der verkünstelte und verdorbene Mensch will immer das Vielfache und Künstliche ... Man muß die Menschen wieder als Menschen erziehen, den Jünglingen die Welt lang, weit und unendlich frei zeigen, sie nicht sogleich auf einen bestimmten Zweck hinweisen, der das Leben und den noch nicht entwickelten Verstand des Lebens einengt. So werden starke und stolz gestaltete Gemüter hervorgehen." (Als Mittel zum Zwecke schätzt er die Leibesbildung außerordentlich hoch, er, der Unverwüstliche, der noch im Alter zur Winterszeit im Rhein zu baden pflegte.) „Je unabhängiger du im Geist sein willst, desto unabhängiger mache den Leib von Bedürfnissen. Je stärker und mächtiger du deine Seele wünschest, desto stärker und mächtiger mache den Leib!"

Immer steht die wohlausgebildete Persönlichkeit in der Mitte: aus vielen Persönlichkeiten erwächst ein gutes Volk. Es ist ein fast wörtlicher Satz Ruskins, den wir schon bei Arndt entdecken: „Nur durch die Einzelnen wird ein Volk".

Und, zu seiner Staatsauffassung übergehend, können wir den hier angeschlagenen Gedanken sofort mit folgenden Sätzen fortsetzen: „Das ist nicht die höchste Bestimmung des Staats, daß wöchentlich einige Schuhe und Strümpfe mehr verfertigt und einige Furchen mehr gepflügt werden, sondern daß seine Bürger ein an Leib und Seele gesundes, kräftiges, mutiges und geschicktes Volk seien. Unser Staat ist nicht, damit die meisten, sondern damit die besten Menschen leben".

Denn „ewig soll der Mensch, dessen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher stehen als der Staat; es ist also das schlimmste Zeichen, wenn man den Staat immer höher stellt als den Menschen". Hier streift Arndt die preußische Gefahr, wie man beinahe sagen darf: denn es ist mit dem Verhältnis zwischen Staat und Mensch wie etwa mit dem Verhältnis zwischen dem strengen altjüdischen Sabbat und dem darin lebenden Menschen: von ihm, dem Sabbat, betont das Neue Testament, daß der Sabbat um des Menschen willen geschaffen sei, nicht umgekehrt. Zwischen der gedeihlichen Entwicklung des Menschen und der fördernden Organisation des Staates das gute Verhältnis zu finden, ist das Ideal:

„Wenn wir die beiden großen Dinge erlangt haben, worin die ganze Aufgabe eines edlen und würdigen Menschenlebens liegt, innerlich unendlich und über-

schwenglich und äußerlich klar und gemessen zu sein, wenn wir das irdische und das himmlische, das politische und das menschliche Leben in Übereinstimmung gebracht haben, dann erst werden wir wirklich als ein starkes und herrliches Volk dastehen."

Harmonie ist das Ziel und der innerste Grund auch dieses Mannes, der so trotzig hassen und so heiß lieben konnte. „Eine unharmonische Natur kann wohl interessant sein, nie ist sie richtig groß. Flache Menschen begreifen nicht, wie bei der Begeisterung und dem tiefen Glauben großer Seelen auch die Feinheit und Klugheit sein können, welche die weltlichen und politischen Dinge kalt wägen und ordnen". Und wiederum: „Wo das große Herz waltet, da ist Glück; wo das kleine Herz waltet, da ist Unglück". Wie wahr ist dieser scheinbar so einfache Satz einer Weltanschauung, die in der Tat ihre beste Kraft aus dem vergeistigten Gemüt und geläuterten Willen bezieht!

„Die meisten der Sterblichen, welche bescheiden und kräftig in ruhiger Arbeit fortwandeln, entdecken in der Kraft der Jahre fast immer den Sinn und die Tugend des Lebens, und wirken ohne Furcht irdischer Wechsel, ohne Furcht des Todes, der für sie kein Tod ist, in einem fast glückseligen Dasein fort." (Wieso, weshalb? Dürsten sie nach dem Jenseits? Nein. Verachten sie das Jenseits? Nein. Was denn?) „Sie haben das unvergängliche Leben und die unvergängliche Menschheit vor Augen, und so wie sie mutig auf Kind und Kindeskind gleichsam hinüberspringen, und das Ziel immer Jahrzehnte, ja in der Idee Jahrhunderte weiter hinausrücken, werden sie auch in den vergangenen Jahrhunderten wiedergeboren; sie sehen, ja sie durchleben, was war und was sein wird, die Vergangenheit und die Zukunft. Diese sind Menschen und Geister, und beherrschen deswegen die leibliche Welt. Sie ernten täglich den Lohn ihrer Arbeit, weil sie ihn nicht wollen, das Schicksal gibt ihnen alles, weil sie mit ihm nicht dingen noch habern."

Sie haben sich eingefügt in das Walten und Weben des Alls. Das Ewige ist mit ihnen — wer könnte wider sie sein?

Da wären wir auf unserem Rundgang zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Wir haben an Arndts Wesen und Meinen Seiten kennen gelernt, die wir gar nicht kannten. Ich bin absichtlich an seinen Ausführungen über Napoleon, Revolution, Demokratie usw., die uns den historischen Arndt deuten, vorübergegangen, da er uns von dieser Ecke her kein Unbekannter ist.

Mit einem vollen politischen Klang wollen wir schließen, der ganz eigens für unsere unmittelbarste Gegenwart geprägt scheint. Der Deutsche und das Meer — kann es ein „aktuelleres" Thema geben? Hören wir Arndt!

„Alles was germanischen, gotischen Stammes ist, sowie es das Meer erblickt, reißt sich mit allen sehnsuchtgeschwellten Segeln der Seele in die Weltweite hinaus. Wir waren volle Männer, wir waren auch starke Männer, als wir unsere Küsten und Flüsse noch hatten, als die Flotten von Brügge, Antwerpen, Lübeck und Danzig ihre Meere beherrschten. Welch ein Leben, wenn unsere Ostsee und Nordsee uns deutsch aufgeschlossen wären, wenn wir mit den Kriegsschiffen deutscher Flagge frei und fröhlich in die weite Welt hinauswimpeln und fortsausen könnten! Glaubt nur, solche Lust und solcher Mut wirkt bis in das innerste Volk zurück; solches hat

einst von Brügge, Lübeck, Stralsund bis Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Prag zurückgewirkt, und die Kraft, Rüstigkeit und Entschlossenheit des Seemannes ist weiland in die deutschen Seelen durch alle Adern des Reiches hingeströmt und hat auch die Gesichter der Männer mit dem Gepräge des Mutes gezeichnet."

„In den Worten Schiffahrt und Handel liegt die Weltweite und die Weltverbindung, sie sind die Wiege der Menschlichkeit und Kunst und jeder Anmut und Huld des Lebens, und wenn sie manche kleine Seelen durch Geiz und Goldgier verengen, so dehnen sie dagegen die großen Seelen mit dreifacher Spannkraft aus."

Achtet er darum die feste Scholle gering? Törichte Frage! „An dem festen und sichern Besitz des Bodens durch lange Geschlechter von dem Urahn bis zum letzten Enkel hinab befestigt sich die Sitte, das Gesetz, die Ehre, die Treue, die Liebe: der Bauer ist des Vaterlandes erster Sohn. Wer ein festes und glorreiches Vaterland will, der macht festen Besitz und feste Bauern. Die Erde muß nicht wie eine Kolonialware aus einer Hand in die andere gehen, des Landmanns Haus muß kein Taubenschlag sein, woraus mit leichtfertigem Herzen aus- und eingeflogen wird. Wo das ist, da stirbt Sitte, Ehre und Treue, da stirbt zuletzt das Vaterland".

Wer mir bis hierher gefolgt ist, der wird nach dieser Auswahl von Arndt-Worten zugeben: Männer, Meinungen und Wünsche wie diese werden heut erst wieder „modern", Gott sei Dank!

Wäre unser Jahrhundert wirklich ein Gipfelpunkt, dann wäre die pessimistische Ansicht die einzig berechtigte: nach allen großen Errungenschaften auf geistigem und materiellem Gebiete die bestialische Bosheit noch so verbreitet und das Elend vertausendfacht zu sehen. — — — — — — — — — — Erblicken wir dagegen, wie gesagt, in unserem Jahrhundert nur eine Etappe, lassen wir uns außerdem von keinen Wahnbildern „goldener Zeitalter", ebensowenig von Zukunfts- wie von Vergangenheitswahnbildern blenden, noch von utopischen Vorstellungen einer prinzipiellen Besserung der gesamten Menschheit und ideal funktionierender Staatsmaschinen in unserem gesunden Urteile irreführen, dann dürfen wir wohl hoffen und zu erkennen glauben, daß wir Germanen und die Völker, die unter unserem Einfluß stehen, einer neuen harmonischen Kultur entgegenreifen, unvergleichlich schöner als irgend eine der früheren, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, einer Kultur, in der die Menschen wirklich „besser und glücklicher" sein werden, als sie es jetzt sind.

Aus: der Einleitung zu Houston Stewart Chamberlain. Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Auflage. München. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1903.

Antike Kunst und Kultur im Lichte der grosen Ausgrabungen.

Von

Ferdinand Noack.

I.

Die Kultur des klassischen Altertums, das heute im Kampf um die Mittel und Wege der Erziehung und Bildung so viele entschiedene Gegner findet, ist niemals so lebendig und greifbar erschienen, als gerade in unseren Tagen, wo tausende von Denkmälern dem klassischen Boden entsteigen, um ergänzend und berichtigend sich dem großen, aus der schriftlichen Tradition längst gewonnenen Bilde einzufügen, oder auch um uns ganz neue, überwältigende Überraschungen zu bringen. Nur an einigen hervorragenden Beispielen soll hier gezeigt werden, welche tiefeingreifende Neubelebung die Altertumswissenschaft den großen Ausgrabungen verdankt, die nach früheren, vereinzelter dastehenden Unternehmungen, seit nunmehr einem Menschenalter zielbewußt den antiken Boden allerorten erschließen.

Es ist kaum drei Jahrzehnte her, daß das deutsche Publikum auf den Namen Heinrich Schliemanns und seine Ausgrabungen auf dem Hügel von Hissarlik aufmerksam wurde, — und mit diesen zunächst ganz phantastisch erscheinenden Bemühungen eines für die homerische Sagenwelt begeisterten Dilettanten setzte auch die neue Epoche der Altertumswissenschaft ein. Man erinnert sich noch, mit welchem Spott und mitleidigen Achselzucken seine ersten Berichte über die Burg und den Schatz des Priamos aufgenommen wurden — nicht mit Unrecht, soweit es sich um seine allzu dilettantische Auffassung der homerischen Dichtungen handelte. Aber es war doch keine Fabel, wenn er von sieben über einander ruhenden Ansiedlungsschichten erzählte, und die Reihe seiner Funde reichte in der Tat von römischen und spätgriechischen Marmorwerken bis zu den merkwürdigsten Gefäßformen primitiver Zeiten zurück. Dennoch begann man zu diesen Dingen Vertrauen erst zu fassen, als der in seinem

Glauben unerschütterte Mann zu diesem ersten Erfolge — denn daß er die homerische heilige Ilios gefunden, daran zweifelte er keinen Augenblick — wenige Jahre darauf — 1876 — einen viel erstaunlicheren zweiten fügte, als er hinter dem zu allen Zeiten sichtbaren Löwentor von Mykenae die sagenhaften Gräber Agamemnons und der Seinen suchte, und, in den Felsboden eingegraben, sechs Grabschachte mit goldüberstäten fürstlichen Leichen tatsächlich fand. Überzeugender konnte der Ruhm des „goldreichen Mykenae" Homers uns allerdings nicht vor Augen geführt werden. Und heute wissen wir und danken es Schliemann, daß er damit auch den ersten entscheidenden Schritt tat, eine ganze, ungeahnt glänzende Kultur, die im zweiten vorchristlichen Jahrtausend auf griechischem Boden erwachsen war, unsrer Erkenntnis zu erschließen.

In dem großen Mittelsaale des atheniſchen Zentralmuseums liegen jetzt auf langen Schautischen die kostbaren Schätze, die diese Gräber enthielten. Denn wenn auch die zahlreichen Leichen trotz künstlicher Konservierung, die sich in einem Falle noch nachweisen ließ, fast ganz zerfallen waren, so hatte sich doch die wahrhaft fürstliche Ausstattung, die man ihnen einst mitgegeben, erhalten: Goldene Masken, die noch die Barttracht erkennen lassen, Diademe und reichornamentierte Gürtel und einmal ein Brustblech, goldenes Geschmeide, gestanzte und getriebene Goldplättchen zur Applikation für die Gewänder — Blatt, Schmetterling und Tintenfisch sind ihre Ornamente. Lange Degenklingen zeigen eingelegte Spiral- und Flechtbandmotive, und auf kurzen breiten Dolchklingen erblicken wir in feinster Tauschierarbeit bewegte figürliche Scenen. Da ist eine Löwenjagd — zwei Löwen entfliehen, der dritte hat sich den Verfolgern gestellt, schon hat er den vordersten zur Seite geschleudert und stürzt den andern entgegen, die hinter hohen, den ganzen Mann deckenden Schilden mit langen Stoßlanzen, Bogen und Pfeilen das mächtige Tier erwarten. Oder ein Löwe jagt hinter schlanken Antilopen her, oder auffflatternde Enten werden im Röhricht eines von Fischen belebten Flusses von katzenartigen Tieren verfolgt. Das Bruchstück einer getriebenen Silberschale zeigt die Verteidiger einer Stadt auf dem Felde vor den zinnenbekrönten von Weibern und Kindern besetzten Mauern, und auf den geschickt gravierten Miniaturbildchen goldener Siegelringe sieht man die Männer im Kampfe, oder sie hetzen auf zweirädrigem Wagen den Hirsch, oder Männer und Frauen nahen verehrend einer Göttin, tanzen und beten an ihrem Altar.

So lange man mit solchen und anderen kostbaren Beigaben die Fürsten in den Schachtgräbern bestattete, lagen diese vor dem Burgtor,

außerhalb der aus kaum behauenen Blöcken aufgetürmten „kyklopischen" Mauer; schmale Grabstellen, teilweise mit ähnlichen Kampf- und Jagdszenen in flachem Relief geschmückt, bezeichneten ihre Stelle. Als aber ein anderes Fürstengeschlecht kam — die Sage berichtet, daß auf die Perseiden die Pelopiden folgten —, schob man die Burgmauer weiter, über die Gräber hinaus; nun entstand das imposante Tor mit dem Relief der sich hochaufrichtenden, den Einzug behütenden Löwen über dem Türsturz, die alte Fürstengruft aber verschwand in der Tiefe einer künstlich aufgemauerten kreisförmigen Terrasse und nur ein doppelter Ring von meterhohen Steinplatten bezeichnete noch die heilige Stätte. Und wieder draußen vor dem neuen Mauerring werden die Gräber der Fürsten angelegt, jetzt aber nicht mehr als einfache rechteckige Schachte, sondern in den Abhang des Hügels hineingebaute massive Gewölbe von bewundernswerter Konstruktion. Ein langer Zugang geleitete zwischen mächtigen Quaderwänden zu der hohen, allein sichtbaren Portalwand, die in einzelnen Fällen mit reichornamentierten Halbsäulen und Porphyrplatten geschmückt war. — Wie an den älteren Schachtgräbern, so hat man auch noch in den hohen Kuppelräumen dieser stolzen Mausoleen die Seele des Toten verehrt und ihr regelmäßige Opfer dargebracht. Der Seelen- und Ahnenkult hatte sich als ein Vermächtnis aus viel primitiveren Zeiten her lebendig erhalten.

So erfuhren wir von der Behausung der Toten eher als von den Palästen, die sie im Leben bewohnt hatten. Doch auch über diese sollte uns Schliemann bald die erste Aufklärung bringen. Unter der sachkundigen Leitung von Wilhelm Dörpfeld, der ihm schon bei einer erneuten Grabung auf Hissarlik beigestanden hatte und später berufen sein sollte, sein Werk hier zu Ende zu führen, ließ er 1884 die Oberfläche der Burg von Tiryns freilegen, die sich wenige Meilen südlich von Mykenae, unweit vom Ufer des blauen Golfes von Nauplia aus der Ebene erhob. Da zeigte sich, daß die riesenhaften sieben und mehr Meter dicken kyklopischen Mauern, die schon der homerische Dichter rühmte, auf engem Raume die Grundmauern eines vielräumigen Herrenhauses umschlossen, wie es der Macht und dem Golde der Fürsten jener Zeiten entsprach.

Auf mächtiger Rampe und durch den engen, einst mit festverriegeltem Bohlentor geschlossenen Torweg ersteigt man heute noch die Palasthöhe; durch einen stattlichen Torbau mit äußerer und innerer Säulenhalle, das Urbild der klassischen Propyläenbauten, betritt man den großen Vorhof. Hallen umgeben ihn und Treppen führen hinab zu den Kasematten, die an langen, spitzbogig gedeckten Korridoren gereiht

im Massiv der Burgmauer ausgespart sind. Durch einen kleineren Torbau geht es zum inneren Hofe, den wieder an drei Seiten Hallen begrenzen, während dem Tor und dem Opferplatz gegenüber sich das Hauptgebäude, der dreigeteilte Saalbau erhebt. Zwei Säulen zwischen weitvorspringenden Seitenwänden bildeten die Front — wie alle freistehenden Träger, wie Türpfosten und viele Schwellen und das ganze Deckengebälk, waren sie von Holz und standen, wie die Säulen auf dem Löwentorrelief, mit dem dünneren Ende auf der kreisrunden Steinbasis. Prächtig skulpierte Bänke aus Alabaster zogen sich an den Seitenwänden entlang. Durch diese Halle und den schmalen Vorsaal schritt man zum Hauptraum, dessen Mitte der flache kreisförmige Herdplatz einnahm. Wieder verraten uns vier steinerne Basen, daß die Balken der Decke von Säulen getragen waren. Zahlreiche Steinschwellen und die in Sockelhöhe erhaltenen Wände bezeichnen noch in voller Deutlichkeit den Weg, der von diesem in erster Linie dem Fürstenpaare dienenden Bau durch lange Gänge zu den übrigen Räumen, dem Badezimmer mit seinem Fußboden aus einem riesigen Steine, den Wohnräumen der Kinder und des Gesindes sowie zu den Magazinen geführt hat. Die Wände, aus Holzfachwerk und ungebrannten Ziegeln errichtet, hat einmal eine gewaltige Brandkatastrophe zerstört, und nur noch spärliche Bruchstücke von bemaltem Stuck bezeugen, daß diese Räume einst in bunter Farbenpracht strahlten und daß manches Wandfresko vom Leben und Treiben seiner Bewohner ebenso lebendig wie die mykenischen Siegelringe und Dolchklingen erzählte.

In diesem Palaste aber erinnerte so vieles an homerische Schilderungen, daß es nur zu begreiflich war, wenn die glücklichen Entdecker in der ersten Finderfreude ein veritables homerisches Anaktenhaus vor sich zu sehen glaubten und der Unterschiede nicht achteten, die doch im Grunde zwischen diesem und jenen Palastruinen bestehen.

Von dem Palast auf der Burghöhe von Mykenae selbst, den bald darauf die griechischen Archaeologen, halb bedeckt von einem späteren Tempelfundament fanden, war viel weniger erhalten geblieben. Nur soviel ließ sich erkennen, daß er in seinen einzelnen Elementen ebenso wie in Technik und Dekorationsstil demjenigen von Tiryns vollkommen entsprochen hatte. Auch die Einzelfunde stimmten mit denen der Kuppelgräber und des tirynther Palastes vollkommen überein. Und unter diesen hoben sich vor allen Dingen die zahllosen Tongefäße und Gefäßscherben heraus, die in glänzenden Farben vom dunkelsten Braun bis zum leuchtendsten Rot auf warmgelbem Grunde bald mehr stilisiert, bald in überraschender

Natürlichkeit, außer Palmen, Blättern und Ranken, mit Vorliebe die Fauna des Meeres wiedergaben und damit, da sie nur im Bereiche dieser Kultur vorkommen, den schlagendsten Beweis lieferten, daß deren Schöpfer in engster Berührung mit dem Meere, an der Küste und auf den Inseln gelebt haben müssen.

Etwas völlig Neues, das seine eigenen Hoffnungen weit überstieg, hatte also Schliemann gefunden. Der Altertumswissenschaft war durch die Opferwilligkeit eines einzelnen Mannes ein ganzes Jahrtausend mit einem Male erschlossen worden. Doch inzwischen waren längst, schon unmittelbar auf seine ersten Versuche auf Hissarlik, andere Ausgrabungsunternehmungen gefolgt, die unter strengwissenschaftlicher Leitung und mit staatlichen Mitteln ausgerüstet, nun auch für die geschichtlichen Zeiten neue Aufklärung von dem Boden zu erlangen suchten.

Wohin sollte man sich da wenden? Es galt natürlich diejenigen Stätten auszuwählen und zu finden, wo das antike Leben nicht nur am stärksten pulsiert, sondern wo es auch voraussichtlich die dauerndsten Spuren hinterlassen hatte und sich noch in seiner ganzen Eigenart zu erkennen geben würde. Das war aber zunächst am wenigsten von den Zentren des politischen Lebens, von den antiken Großstädten zu erwarten, die dank ihrer Lage oder anderer günstiger Umstände nie aufhörten, eine Rolle in der Geschichte zu spielen, wie etwa Athen, Alexandria, Byzanz, Syrakus oder Rom. Denn wenn auch schließlich keine Stelle antiken Lebens von der Zerstörung gänzlich verschont geblieben war, so haben sie darunter doch am meisten, weil am längsten zu leiden gehabt. Aber gerade die griechische Kultur hatte sich noch eine andere, ganz einzig dastehende Art von Zentren geschaffen, die gleichsam den Niederschlag ihres ganzen Wesens in sich aufnahmen: die heiligen Bezirke und Festplätze der Götter.

Lange bevor man die ersten Tempel baute, war man schon hinausgezogen zum heiligen Hain am Berghang oder im stillen Tale, oder hinauf in wilde Bergeinsamkeit zur heiligen Höhle oder zum Gipfel empor, um dem Gott, den man sich wohl gar noch in Tiergestalt vorstellte, sein bescheidenes Opfer darzubringen. Zu der Opfergabe, die man, je nach dem Wesen der Gottheit, entweder auf den Altar legte, in die Grube goß oder auch verbrannte, gesellte sich schon in früher Zeit, d. h. in Zeiten primitivster Kunstübung, das Weihgeschenk; meistens war es ein kleines Abbild des Opfertieres unbehülflich aus Bronze geschnitten oder gegossen, oder aus gebranntem Ton und dürftig bemalt, gleichsam das Symbol eines immerwährenden Opfers, — seltener aber waren es

Menschenfigürchen, einzeln oder auch zu einem Reigen verbunden. Denn seinen eigenen Körper im Tanz in den Dienst des Gottes zu stellen, war, wie die mykenischen Denkmäler lehren, schon im zweiten Jahrtausend Brauch. Zu dem Tanze des Einzelnen trat, zumal an den Festtagen, wo die Bewohner der ganzen Gegend sich zusammenfanden, der Reigentanz auf dem geebneten Tanzplatz, die Chöre der Männer und der Frauen, gewiß von Anfang an nicht ohne Gesang oder Musikbegleitung, sowie auch die feierlichere Prozession, die häufig nur wieder einen Vorgang aus der Kultlegende, aus der Glaubensgeschichte symbolisierte. Und schließlich traten die Jünglinge und Männer — an einzelnen Orten auch die Frauen — zusammen und zeigten im Wettkampf ihre Kraft und Gewandheit. Auch damit glaubte man, wie durch Opfer und Tanz, die Gottheit zu ehren und zu erfreuen.

Doch der naive Mensch tut das alles nicht umsonst. Er will sich seinen Gott durch den Kultus auch verpflichten. Er soll ihn zum Danke dafür schützen, soll ihm helfen und raten. So kommt er mit seinen großen und noch viel mehr kleinen Sorgen und Fragen des täglichen Lebens zum Heiligtum, wo die Gottheit haust. Sehr frühe herrscht der Glaube, daß in der Erde selbst die ewige Weisheit, das Wissen von der Zukunft wohne. Aus der Erde Tiefe steigt sie empor in geheimnisvollen Spalten und Schluchten oder durch die Wurzeln der Bäume hinauf zur Krone, und wer sich, auf das Laub von diesen Bäumen oder auf die Haut des heiligen Opfertieres gebettet, auf die Erde lege und sich dadurch ihr fest verbinde, dem werde im Traume aus der Erde selbst, oder, was dasselbe ist, aus dem Rauschen der Baumwipfel die gewünschte Offenbarung, die Antwort auf seine Frage.

So ist das Befragen des Orakels ein uralter Zug griechischer Religion. Aber man sieht, nicht jeder Ort gab eine geeignete Orakelstätte ab; die Natur mußte ihn in besonderem Maße gekennzeichnet haben und kluge Priester mußten in geschickter und Vertrauen erweckender Weise zwischen den Ratsuchenden und der Gottheit der Tiefe zu vermitteln wissen. Und die Geschichte lehrt, nicht jede Orakelstätte hat sich durch die Jahrhunderte hindurch das gleiche Ansehen, denselben Zuspruch erhalten können, und nur wenige haben ihren Ruhm in der antiken Welt verbreitet und sind zu unbegrenztem Ansehen und höchstem äußeren Glanze gelangt. Ja auch bei mehreren dieser berühmtesten Kultstätten ist das Orakel, das wir am Anfang ihrer Geschichte immer finden werden, früher oder später in den Hintergrund gerückt und hat, wie vor allem andern in Olympia, den Vorrang an die großen Opferfeste und Kampf-

spiele abgetreten, in denen sich, allen nie endenden kleinlichen Zwistigkeiten und Bruderkriegen zum Trotz, die nationale Zusammengehörigkeit aller Hellenen immer wieder dokumentierte. Nur beim Zeus in Dodona und vor allen beim Apollon in Delphi sowie in den Heiligtümern der Heilgötter ist das Orakel stets die Hauptsache geblieben.

Diese heiligen Stätten waren es, wo sich nun im Laufe der Zeit nicht nur die prächtigsten Tempel, sondern auch alle möglichen anderen sakrale und profane Gebäude erhoben, wie sie der vielgestaltige Dienst des Kultortes verlangte. Nirgends konnte die griechische Baukunst ihre Vielseitigkeit so glänzend beweisen wie hier. Dazu traten die Weihgeschenke, die mit wachsendem Können der Künstler und mit dem steigenden Wohlstande immer stattlicher und prunkvoller wurden. Nichts diente dem Ansehen eines Privatmannes, nichts verbreitete den Ruhm eines Fürsten oder einer Stadt mehr, als ein dem Gotte dargebrachtes wertvolles, kunstreiches Geschenk. Und da es immer mehr Sitte wurde, auch die Siege in den Kampfspielen, auf die schließlich keine dieser Kultstätten an ihrem Hauptfeste verzichten wollte, durch die Statue des Siegers zu verewigen, so kann man sich vorstellen, daß im Laufe der Jahrhunderte ein Wald von Bildwerken aus Marmor und Erz diese Tempel umgab. Bedenken wir endlich, daß man auch Gesetze, Staatsverträge und andere wichtige Urkunden, in Stein gegraben, gleichsam zur Sanktionierung in den Heiligtümern aufstellte, so mußte die Freilegung solcher Orte den mannigfaltigsten Ertrag versprechen. Gewiß verhehlte man sich nicht, daß man nur Ruinen finden werde; man wußte, daß in den Triumphzügen römischer Feldherrn und Kaiser tausende von griechischen Kunstwerken aufgefahren worden waren, daß Nero allein aus Olympia und Delphi hunderte von Statuen entführt hatte, daß die Residenz Konstantins mit delphischen Weihgeschenken prunkte — aber nicht um das Finden einzelner Statuen, nicht um einzelne Inschriften und Tempelgebäude handelte es sich, sondern um die heiligen Festorte als Ganzes, auf denen sich über ein Jahrtausend ein bedeutendes Stück griechischen Volks- und Geisteslebens abgespielt hatte.

„Was dort in dunkler Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn auch andere Götterboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben als die olympische Waffenruhe, so bleibt Olympia auch für uns ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von seinem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude" — mit

diesen Worten hatte Ernst Curtius am 10. Januar 1852 seinen berühmten Vortrag geschlossen, in dem er zuerst für eine umfassende Ausgrabung Olympias eintrat. Aber wenn auch König Friedrich Wilhelm IV. daraufhin erklärte, er möchte am liebsten gleich selbst mit dem Sammeln beginnen, so vergingen doch 28 Jahre, bis als erste große wissenschaftliche Tat des neugeeinten Reiches die Ausgrabung des heiligen Festplatzes am Alpheios unter Curtius Leitung in fünfjähriger Arbeit verwirklicht wurde. Und erst im letztvergangenen Jahrzehnt haben wir die tausendjährige Schutthülle unter französischen Spaten auch von dem delphischen Heiligtum fallen sehen, und wieder können die Menschen unter den Felswänden des Parnaß auf dem Pflaster der heiligen Straße zu Pythias Orakelsitz steigen. Und sind auch der Seherin Lippen und die apollinischen Lieder lange verstummt, und füllt keine jubelnde Menge mehr den heiligen Hain und die Sitze der Rennbahn, das Hochfest des Zeus zu begehen, so können die Steine doch zu uns reden und noch die Trümmer fügen sich zum Bilde einer herrlichen Vergangenheit.

Auf Tempeltrümmern.

Um geborst'ne Marmortrümmer
Webt des Frühlings junges Grün,
Und die ersten Rosenschimmer
Eines Maienmorgens glüh'n.

Heut wie damals lacht der Himmel,
Glänzt die blaue Bucht hinaus,
Als ein festliches Gewimmel
Noch durchwallt das Gotteshaus.

Ob gestürzt in Schutt und Erde
Seiner Säulen Pracht zerfällt,
Froh wie einst graft hier die Herde,
Jauchzt der Hirt der schönen Welt.

Und das Herz, das sanfter Klage
Der versunk'nen Schönheit denkt,
Fühlt beglückt: auch diesem Tage
Ward ein goldnes Los geschenkt.

Julius Lohmeyer.

Die Stände des Volks von Nordamerika.

(Der Farmer, der Industriearbeiter, der Unternehmer, der Berufspolitiker.)

Von

Wilhelm von Polenz.

I.

Wenn wir die Tüchtigkeit eines Volks erforschen wollen, so fragen wir zuerst nach den Individuen, die es bilden. Da man diese aber unmöglich alle kennen kann, so frägt man nach den Klassen und Berufsständen, aus denen es sich zusammensetzt, und ob diese gesund sind.

Wollte man eine solche Untersuchung an dem Volke von Nordamerika anstellen, so würde sich sofort der Unterschied zwischen alter und neuer Welt auf das allerdeutlichste zeigen. In Deutschland zum Beispiel müßten wir als die wichtigsten Stände, als die, auf denen Gegenwart und Zukunft des Volksganzen ruht, anführen: den Stand der Bauern und des grundbesitzenden Adels, den Lehr- und Wehrstand, die Beamten, die Industriellen und Kaufleute und die Arbeiterschaft. Für Amerika scheiden einige dieser Stände so gut wie ganz aus. Einen eingesessenen Bauernstand in unserem Sinne gibt es nicht. Ebenso fällt der grundbesitzende Adel weg. Der Wehrstand spielt kaum eine Rolle. Der Lehrstand ist erst in der Entwicklung begriffen. Und an Stelle unserer Staatsdiener tritt drüben der freie Politiker. Es fehlen also gerade jene Stände, die wir als die ältesten und eigentlich staatserhaltenden anzusehen gewohnt sind.

Ich würde für Amerika als die wichtigsten die Vollkraft der Nation darstellenden Berufsstände folgende nennen: den Arbeiter, den Farmer, den Unternehmer und den professionellen Politiker.

Man sieht, daß dies keine Stände im alten Sinne sind, zum mindesten keine Kasten. Es sind Klassen, wie sie der modernen Gesellschaftsentwicklung ihre Entstehung verdanken. Bei uns sind die Stände den Säulen des Basalts gleich aus unergründlicher Tiefe emporgewachsen, sie berühren sich, stützen sich gegenseitig, aber gehen nicht in einander über. In Amerika haben wir nicht eine vertikale, sondern eine horizontale Schichtung der Gesellschaft. Die Schichten der Berufsklassen liegen breit über dem ganzen Volke, sind ganz unabgeschlossen nach allen Seiten und locker gefügt. Bei uns erwählt man einen Beruf, falls man nicht in einen hineingeboren ist, und bleibt ihm meist treu bis ans Lebensende. Ja es gibt Stände, wie der des Offiziers und des höheren Staatsbeamten,

die nur Bevorzugten zugänglich sind; verlieren ihre Mitglieder den Standescharakter, so sind sie deklassiert. In der Demokratie jenseits des großen Wassers ergreift man einen Beruf und verläßt ihn, je nach Laune, Glück und Begabung. Wie viele sinken dort jährlich aus Reichtum und Stellung durch plötzlichen Geschickswechsel in die ärmeren Klassen zurück, um sich unverdrossen auf der sozialen Leiter wieder emporzuarbeiten. Leute, die zwei, drei Vermögen gemacht und wieder eingebüßt haben, sind nichts seltenes. Der unverwüstliche Optimismus des Yankees erkennt völliges Zugrundegehen nicht an. Selbst die Krüppel sehen drüben vergnügt aus.

Die Möglichkeit sich vorwärts zu bringen ist es auch, die dem Arbeiterstande von Amerika das besondere Gepräge aufgedrückt hat. Leute, die aus ihrer Mitte Präsidenten, Erfinder, Multimillionäre, Bankdirektoren haben hervorgehen sehen, kennen keine Grenzen für ihre Hoffnungen und Forderungen.

Der amerikanische Arbeiter — unter dem ich immer den industriellen verstehe, denn der ländliche fehlt als besonderer Stand — ist beherzt und strebsam, von dem Drang erfüllt, sich vorwärts zu bringen; aber er ist auch anspruchsvoll und unstät. Nirgends in der Welt ist die Arbeiterschaft ähnlich fluktuierend. Die Leute verlassen nicht bloß ihre Stellen häufig, sie wechseln gern auch ihren Beruf und ziehen in dem großen Lande von einem Staat zum andern. Die Versuchung, es mit etwas Neuem anzufangen, die Neuerungssucht und Abenteuerlust bilden die Schattenseite der Ungebundenheit.

Daß es der Arbeiterklasse an Abschluß nach oben fehlt, daß ein Aufsteigen möglich und häufig ist, kommt aber auch im Guten zum Ausdruck. Hoffnung macht selbstbewußt. Der Arbeiter fühlt sich drüben nicht als Sklave der Arbeit. Seine Stellung zum Arbeitgeber ist eine freiere; Unternehmer und Arbeiter stehen sich als gleichberechtigte Kontrahenten gegenüber. Ihr Klassenbewußtsein ist minder vergiftet als bei uns. Das Axiom des Sozialismus von der Verelendung der Massen, die Behauptung, daß der vierte Stand entrechtet und enterbt sei, kann drüben niemals die Gemüter in dem Maße aufregen wie in dem Geburtslande von Marx und Engels. Der Ärmere kennt in Amerika nicht jenen Haß gegen den besser Situierten, der bei uns so oft am Herzen der Armut frißt. Man gönnt den oberen Hunderttausend ihre Landsitze und Equipagen, glaubt man doch, daß man Ähnliches einstmals vielleicht selbst besitzen wird, oder daß doch wenigstens die Kinder Anwartschaft darauf haben.

Sozialismus und Arbeiterschaft fallen in Nordamerika lange nicht in dem Maße zusammen wie bei uns. Zu einer mächtigen den ganzen vierten Stand beherrschenden Organisation wie in der sozialdemokratischen Partei Deutschlands ist der Sozialismus drüben gar nicht gelangt. Seine Geschichte ist die von auf Reform der Wirtschaftsordnung abzielenden mißglückten Experimenten. Er hat so gut wie gar keine Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften, darum konnte er bisher auch noch keinen einzigen hervorragenden Parlamentarier ausbilden. Es fehlt dem Sozialismus in den Vereinigten Staaten an einigen der

zündendsten Wahlparolen und heftigsten Agitationsmittel, die er in Europa hat. Es gibt drüben keine Krone zu bekämpfen und keinen grundbesitzenden Adel. Man kann die Beamten nicht als Handlanger und Büttel des Nachtwächterstaates verhöhnen, denn Regierung und Beamtenschaft gehen aus Volkswahlen hervor. Man kann nicht gegen Gewissenszwang und Kirchengewalt wüten, denn Religion ist Privatsache. Es bleibt eigentlich von allen wichtigsten Programmpunkten des Marxismus nur Bekämpfung der bestehenden Gesellschaftsordnung im allgemeinen, Vergesellschaftung der Arbeitsmittel und als Hauptfeind das kapitalistische Unternehmertum übrig.

Gegen die Unternehmer haben sich denn auch die Arbeiter in mächtigen Koalitionen zusammengeschlossen; doch die Unions verfolgen mehr das praktische Ziel, die Arbeitsbedingungen zu bessern als gesellschaftlichen Umsturz. Im Kampfe gegen Übermacht der Trusts finden sich Labor Party und People's Party, überhaupt die ganze Arbeiterbewegung, mit billig denkenden Leuten aus allen Parteien, in gewissen staatssozialistischen Ideen und Bestrebungen zusammen. International gefärbt ist nur der revolutionäre mit den Anarchisten verschwägerte Sozialismus, der hauptsächlich von Fremden: Deutschen, Slaven, Italienern, Irländern, getragen wird. Den echt amerikanischen Arbeiter hält sein common sense davon ab, an Bewegungen teilzunehmen, deren Ziele offenkundige Utopien sind.

Die Haupturſache, warum die Sozialdemokratie so wenig Boden findet in einem Lande, das sich mehr und mehr zum Industriestaat großen Stils entwickelt, ist die, das zwischen Proletarier und Bourgeois keine tiefe und unüberbrückbare Kluft besteht. Auch der Unterschied in der Lebensführung ist zwischen dem Manne von Geld und Rang und dem schlichten Arbeiter gar nicht so groß. Beide haben eine ähnliche Schulbildung genossen, lesen dieselben Zeitungen, fahren in der nämlichen Eisenbahnklasse. Sie haben die nämlichen Sports, sie kleiden sich, wenigstens Feiertags, fast gleich. Nicht wenige aus der Arbeiterklasse sind Hausbesitzer. Wie oft sieht man am Sonntagnachmittag junge Arbeiter, nett angezogen, mit einer jungen Dame neben sich im Einspänner kutschieren. Sie gehen, wenn sie Zeit dazu haben, auf die Jagd, die drüben frei ist. Sie haben ihre Bäder, ihre Turnhallen. Sie spielen baseball, der für die Arbeiterklasse den football der akademischen Jugend vertritt. Kurz, sie stellen Ansprüche an das Leben, die bei uns höchstens die Herrenklasse kennt.

Die Löhne sind bekanntlich drüben wesentlich höher als bei uns; dabei sind die Dinge, die man zum körperlichen Leben braucht, Essen, Kleider (soweit sie fertig gekauft) und Wohnung (im Verhältnis zu dem, was sie bietet) nicht sehr viel kostspieliger. Bei allem was zum Luxus gehört erst steigen die Preise ins Ungemessene. Entsprechend der besseren Bezahlung seiner Arbeitsleistung ist der Standard of life des amerikanischen Arbeiters auch ein viel höherer als der des europäischen, mit Ausnahme vielleicht des englischen Arbeiters. Der kleine Mann stellt drüben an Ausstattung und Komfort der Wohnung hohe Anforderungen. In dem Luncheonbasket eines Maurers kann man Gerichte finden

wie: Braten, Pastete, Tomaten, Pudding, Melone. Gerichte, die bei uns kaum auf den Tisch des Mittelstandes kommen. Im Trinken sind sie enthaltsamer als der Durchschnitt unserer Leute. Viel Thee wird in jenen Kreisen konsumiert. Der Branntwein spielt drüben lange nicht die verderbliche Rolle, die er leider bei unseren ländlichen und industriellen Arbeitern vielerorts noch immer spielt.

Der höhere Standard of life zusammen mit der Enthaltsamkeit der Leute üben die günstigste Wirkung aus auf Gesundheit und Kraft des Menschenschlags. Man sieht wundervolle Erscheinungen von wahrhaft athletischem Wuchse unter ihnen. Die höheren Löhne allein sind es nicht, die solche Wunder wirken. Es ist in erster Linie doch angeborene Männlichkeit und dadurch bedingte Selbstachtung, welche diese Klasse drüben wie eine freiere gesundere Atmosphäre umgibt. Gewiß trägt die bessere materielle Lage dazu bei, das Selbstbewußtsein zu heben, die Leute lebensfroher und hoffnungsvoller zu machen; aber sie halten auch mehr auf sich, sind stolzer von Natur und haben edlere Instinkte und Bedürfnisse als ein großer Teil unseres Proletariats.

Man wäre fast versucht zu glauben, daß es in Amerika Proletarier überhaupt nicht gäbe. In den Slums der großen Städte vegetiert allerdings eine durch und durch proletarische Klasse. Dort hat sich ein Bodensatz aus allen Bevölkerungsschichten des Riesenlandes abgelagert: Arbeitslose, aber noch mehr Arbeitsunwillige, Eingewanderte aus aller Herren Länder, die keinen Beruf gefunden, Eingeborene, die ihren Beruf verfehlt haben, verbrecherische Existenzen, welche die Gesellschaft von sich gestoßen hat. Doch kann man diesen Abschaum kaum der Arbeiterschaft zurechnen; es sind morsche unbrauchbare Teile, die von allen Berufsklassen und Ständen abgebröckelt sind und die von der Strömung des reißenden amerikanischen Lebens den großen Zentren zugeführt und dort fallen gelassen wurden.

Der amerikanische Arbeiter ist auch durchweg geweckter als sein Klassengenosse in Europa. Seine Interessen gehen nicht so einseitig in der Parteipolitik auf wie die des Deutschen. Die Idee des Zukunftsstaates hypnotisiert ihn nicht, er hat praktischere und näher liegende Ziele. Er weiß, daß Bildung Macht ist. Darum nimmt er jede Gelegenheit wahr, seine Kenntnisse zu vermehren und sich geistig zu fördern. Und die höheren Stände sind so vernünftig, einzusehen, daß ein gebildeter Arbeiterstand einem ungebildeten in jeder Beziehung vorzuziehen ist.

Bekannt sind die großen Stiftungen, die drüben in liberalster Weise für Bildungszwecke gemacht werden, sie kommen in erster Linie den unbemittelten Klassen zugute. Die Bibliotheken stehen jedermann aus dem Volke offen und werden reichlich benutzt. In den Abendschulen haben Leute, die tagsüber durch ihren Beruf festgehalten sind, Gelegenheit sich geistig zu erfrischen. Die University Extension fängt an sich nach englischem Muster auch in Amerika zu entwickeln, und setzt ihre Settlements mitten hinein in die Quartiere der Armen. Die große sozial versöhnende Wirkung dieser Klubs liegt darin, daß hier Männer und Frauen jeden Alters aus allen Ständen sich zu edler Geselligkeit vereinigt

auf Gebieten finden, wo das Geld keinerlei Rolle spielt. Viel Segen stiften auch die Vereine christlicher junger Männer, die in ihren vortrefflich ausgestatteten Vereinshäusern den ledigen jungen Leuten des Arbeiterstandes die Möglichkeit des Heimgefühls bieten. Es ist nichts seltenes, daß Fabrikanten und Großkaufleute für ihre Angestellten neben Bädern und Turnhallen auch Lesezimmer halten. In all den Heimen, Vereinshäusern, Settlements, welche die Arbeiter selbst unterhalten oder die für sie von den Unternehmern geschaffen worden sind, ist eine Bibliothek selbstverständlich. Dem Bildungstriebe des amerikanischen Arbeiters entspricht sein Lesebedürfnis. Schwächer ist in diesen Kreisen der Kunsthunger entwickelt, der sich in unserer Arbeiterschaft doch hier und da in erfreulicher Weise zu melden beginnt. Der Yankee will vor allem vorwärts kommen im Leben, dazu sieht er in der Bildung des Verstandes das wichtigste Mittel. Die Erkenntnis, daß zur harmonischen Ausbildung des ganzen Menschen auch Verständnis für Kunst gehört, hat in jenen Kreisen weder Apostel noch Jünger gefunden.

Mit einem Arbeiterstand von so hoher Qualität kann die Industrie selbstverständlich Großes erreichen. Trotz der hohen Löhne sehen wir die amerikanische Industrie nicht nur konkurrenzfähig bleiben, sondern der unsrigen allmählich zur gefährlichsten Rivalin heranwachsen. Leistungsfähigkeit einer Industrie und hohe Löhne gehen Hand in Hand. Die Tüchtigkeit des einzelnen Arbeiters fördert das Unternehmen, und eine blühende Industrie wiederum kann ihre Leute besser bezahlen, als eine blutarme. Der amerikanische Arbeiter ist intelligent genug, um sich das zu sagen. Er weiß, daß sein Interesse übereinstimmt mit dem des Unternehmers. Darum arbeitet er nicht, wie bei uns leider so oft, mit geheimem Widerwillen und mit dem Stachel des Klassenhasses im Gemüt, nur das Notwendigste verrichtend, sondern mit Lust und Liebe, ja mit einer gewissen Begeisterung für die Sache, die ihn nährt. Dazu kommt der empfängliche Sinn des Amerikaners für das Praktische. Alles Zweckmäßige macht ihm Freude. Ich werde nie vergessen, mit welchem Eifer mir ein Arbeiter, der mir zur Führung in einer großen Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen in Chicago als Begleiter mitgegeben war, die Großartigkeit der ganzen Anlage und die Leistungsfähigkeit der einzelnen Maschinen erläuterte. Ein Künstler hätte nicht stolzer sein können auf sein Werk, als dieser einfache Mann es war auf das sinnreiche Zusammenwirken des Riesenunternehmens, von dem er ein winziger Handlanger war.

Es ist nichts seltenes, daß drüben die Arbeiter auf eigene Faust Verbesserungen vornehmen an den Maschinen, die sie bedienen; ja es wird behauptet, daß die wichtigsten technischen Erfindungen im Fabrikwesen fast immer von Seiten der Angestellten ausgingen. Hier bezahlt sich jene Selbständigkeit, die der Arbeitgeber seinen Leuten läßt, aufs beste für ihn selbst. Aber der Unternehmer ist dort auch viel eher geneigt, neue Erfindungen einzuführen und jede Einrichtung zu treffen, die seinen Angestellten die Arbeit erleichtern kann.

Welcher Gegensatz zu unseren Verhältnissen, wo die Fabrikanten so oft klagen, daß die Arbeiter sich in eine neue Einrichtung nicht hineinfinden können,

und wo aus altem Schlendrian oder Geiz oftmals an einer ganz veralteten Produktionsweise festgehalten wird.

Es ist natürlich, daß auch dieser Stand die Fehler seiner Vorzüge hat. Das hochsympathische Selbstbewußtsein der amerikanischen Arbeiterschaft artet nicht selten in Ungenügsamkeit und Überhebung aus. Die Arbeiter haben sich drüben, wie das in einem Industriestaat selbstverständlich ist, aller Orten zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen, zu Vereinigungen und Genossenschaften zusammengetan. Solche Verbindungen wirken fraglos segensreich, soweit sie, von kooperativer Grundlage ausgehend, gegenseitigen Schutz und gegenseitige Hülfe zum idealen Zwecke haben. Unzählig ist die Menge der Versicherungsgesellschaften, Konsumvereine, Sterbekassen, Produktionsgenossenschaften, Logen, Kreditvereine, Friendly Societies usw. in Nordamerika. Sie werden hauptsächlich von den arbeitenden Klassen getragen. Die Einlagen der kleinen Leute in die Sparkassen, die Summen, die von ihnen in Polizen angelegt werden, machen der sorgenden Voraussicht und der Sparsamkeit dieser Klassen alle Ehre.

Aber die Arbeiter haben sich nicht zu friedlichen Zwecken allein vereinigt, sie haben sich auch für den Kriegsfall, zu Abwehr und Angriff, in mächtigen Organisationen zusammengetan. Den Trusts der Unternehmer stehen die Unions der Arbeiter kampflustig gegenüber. Die Trusts sind gewiß keine sympathische Erscheinung, aber die Tyrannei der Unions ist mindestens ebenso unleidlich wie Übermut und Frivolität jener Ringe. Auch die Unions streben nach einem Monopol: das über die menschliche Arbeitskraft. Auch sie wollen ausschließen, boykottieren. In den Streiks, die von ihnen nicht selten leichtfertig vom Zaune gebrochen werden, gilt es nicht immer bloß Lohnforderungen durchzusetzen, sondern oft ist die Triebfeder zu so zweischneidigem Vorgehen das ehrgeizige Verlangen, den Unternehmern die Macht der Arbeiterorganisation zu zeigen.

Wer in dem großen Kampfe zwischen dem Großkapital und der vereinigten Arbeiterschaft, der in Nordamerika heftiger tobt als irgendwo anders in der Welt, endlich siegen wird, kann heute niemand voraussagen. Vielleicht hat der in den Vereinigten Staaten mehr und mehr an Popularität gewinnende Gedanke der schiedsrichterlichen Entscheidung Zukunft. Denkbar wäre es auch, daß die beiden Faktoren: die Unternehmerringe und die Unions sich über den Kopf des Publikums weg einigten, welches dann die Zeche zu zahlen hätte.

Es fehlt in dem Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer drüben etwas, das bei uns von den echten Volksfreunden angestrebt wird: die Milde. Genau wie Zeit, Raum, Natur, wird auch die Menschenkraft rücksichtslos ausgenutzt. Man hält so wenig Leute wie möglich, bezahlt sie gut, nimmt aber auch alles aus ihnen heraus, was sie hergeben können. Wenn sie altern, schwächer werden, aus irgend einem Grunde in ihren Leistungen nachlassen, entläßt man sie ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Nicht ganz ohne Schuld daran ist der Umstand, daß viele Unternehmer sich aus dem Arbeiterstande erst selbst emporgearbeitet haben. Der Parvenu

aber ist erfahrungsgemäß gegen den früheren Genossen überall härter als der von Geburt aus Herr-Sein gewohnte. Viele Arbeitgeber nehmen auch mit vollem Bewußtsein den Standpunkt ein, daß Milde nicht ins Geschäft gehöre. Solche Leute vereinigen in ihrem Verhalten die scheinbar größten Gegensätze; sie halten die Löhne so niedrig wie möglich und stellen dabei die höchsten Anforderungen an die Angestellten. Von dem Gelde aber, das sie auf diesem Wege gewinnen, machen sie vielleicht die großartigsten Stiftungen, die ihre Menschenfreundlichkeit weithin verkünden sollen.

Unsere soziale Gesetzgebung hat keine Parallele in den Vereinigten Staaten. Einmal fehlt in der Republik die hochherzige Initiative, die unser soziales Königtum mit dieser Großtat bekundet hat. Aber es fehlt auch beim Volk von Nordamerika das Verlangen nach solcher Hülfe. Die soziale Gesetzgebung war für Leute erlassen, die für sich selbst nicht sorgen wollten oder konnten, die dazu angehalten werden mußten, für die Fälle von Alter, Krankheit, Unfall zurückzulegen. Der amerikanische Arbeiter sorgt für sich selbst. Gesetzliche Regelung dieser Materie, die ihm durchaus ins Gebiet der Privatangelegenheiten zu gehören scheint, würde er als Bevormundung ansehen. Wie alle Yankees, wacht auch der Arbeiter eifersüchtig darüber, daß das nationale Idol der Gleichheit nicht verletzt werde. Nichts würde er unerträglicher empfinden als patriorchalische Gebahrung von Seiten des Staates oder Privater. Selbst die Stiftungen, die von Arbeiterfreunden zu Gunsten der unbemittelten Klassen gemacht werden, suchen daher den Schein patronisierender Wohltätigkeit nach Möglichkeit zu vermeiden.

Es ist kein Zweifel, daß es dem Industriearbeiter gegenwärtig in Nordamerika gut geht; der Stand ist im Aufsteigen begriffen. Das liegt allerdings nicht allein an der Tüchtigkeit und Strebsamkeit seiner Mitglieder; die günstige Konjunktur, unter der das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten seit dem Bürgerkriege — mit Ausnahme einiger vorübergehender Krisen — gestanden, hat niemandem solche Vorteile gebracht wie der Arbeiterklasse.

Aber es drohen diesem Stande auch Gefahren; einmal die aus dem eigenen Inneren, daß er allzu begehrlich und übermütig wird, und Forderungen stellt, die antisozial sind, weil sie, wenn sie erfüllt würden, die Unternehmungen, von denen der Arbeiter sogut wie der Unternehmer lebt, lahm legen und schließlich zu Grunde richten müssen. Sodann eine äußere Gefahr, die allerdings das ganze Volk treffen würde: wirtschaftliche Krisen.

Daß eine solche für Nordamerika früher oder später einmal kommen muß, gibt man selbst drüben zu. Eine einzige Mißernte kann sie heraufführen. Sie würde den Industriearbeiter am schwersten treffen. Seine Ansprüche sind durch das Glück der letzten Zeit übermäßig gesteigert worden; von seinem hohen Standard of life würde er nur unter Schmerzen zu einer einfachen Lebensführung herabgehen. Wird er durch eine Krisis brotlos, so weiß er nichts mit sich anzufangen. Denn er ist bis zu einem gewissen Grade Sklave der Maschine

geworden. Seine Kenntnisse sind Spezialkenntnisse; er ist gewöhnt, einige wenige Handgriffe zu machen an der Maschine, die ihm alle gröbere Arbeit abgenommen hat. Das ist die Schattenseite der modernen Produktionsweise, daß sie die Vielseitigkeit der Menschen herabmindert. Amerika aber, das in der Maschinentechnik am weitesten vorgeschrittene Land hat auch diese nachteilige Wirkung auf den die Maschine bedienenden Arbeiter am stärksten entwickelt.

Die Arbeitslosen der Industrie werden schwerlich, wie einige Optimisten glauben, in der Landwirtschaft Unterkunft suchen, sondern sie werden genau so, wie sie es bei uns in Fällen wirtschaftlichen Rückgangs tun, das Heer der Straßenbummler und das Proletariat in den großen Städten vermehren. Und es wird bei der Riesenhaftigkeit aller Verhältnisse drüben auch diese Not dann eine gigantische sein.

Die amerikanische Produktion ruht auf den Schultern zweier großer Stände: auf den Industriellen und auf den Farmern.

Wenn man den Farmer Nordamerikas verstehen will, muß man vor allen Dingen jeden Gedanken an unseren deutschen Bauern bei Seite lassen. Der Yankee-Farmer ist Unternehmer, beweglich und spekulativ; er lebt und stirbt nicht mit seinem Gute, nicht von Generation zu Generation hat sich der Bauernhof auf ihn vererbt. Die Farm wurde bestenfalls von seinem Vater erstanden. Er sucht unter geschickter Ausnutzung der Konjunktur möglichst viel aus ihr herauszunehmen.

In neun von zehn Fällen trägt er sich mit Verkaufsgedanken. Oft ist der Farmer bei dem Kauf übervorteilt worden von den Eisenbahngesellschaften, von Agenten und Landspekulanten, und er schaut nach einem aus, dem er antun möchte, was ihm wiederfahren ist. Ein Gemütsverhältnis des Eigentümers zur Scholle, wie es bei uns doch noch die Regel ist, findet man charakteristischer Weise drüben fast nur beim Farmer teutonischer Abstammung, nicht aber beim Anglo-Kelten.

Ein anderer tiefeinschneidender Unterschied zwischen amerikanischer Landbevölkerung und Deutscher ist, daß drüben das Dorf vollständig fehlt, das Dorf, jenes Wahrzeichen germanischen Landlebens von Alters her. Bekanntlich ist das ganze riesige Terrain der Vereinigten Staaten durch rechtwinklig sich schneidende von Nord nach Süd und von Ost nach West laufende Linien in Quadrate eingeteilt. So sind die Townships entstanden mit ihren sechsunddreißig Sektionen, die wiederum in Viertelsektionen zerfallen. Solche Einteilung hat den Vorzug der Übersichtlichkeit, aber den großen Nachteil der Widernatürlichkeit. Willkürlich durchschneiden die erdachten Grenzen die natürliche Bodengestaltung. Wohl sitzt der Farmer auf einem gut arondierten Stück Land, das sich bequem bewirtschaften läßt, aber die Mannigfaltigkeit verschiedener Böden, von Gelände und Ackerland, von Wiese und Wald, die dem deutschen Bauern von der Zeit der Markgenossenschaften her mit ihrer Nutzung der verstreut in der gemeinen Flur gelegenen Stücke lieb und gewohnt war, ist hier ausgeschlossen. Das Bundes-

Heimstättengesetz, unter dem die Ansiedler das Land so gut wie umsonst bekamen, verstärkte die Tendenz zum Anbau in Einzelgehöften, denn es machte zur ersten Bedingung, daß der Erwerber des Grundstücks es bewohnen und ausschließlich zu eigenem Gebrauch nutzen solle.

So sitzt der Farmer, ähnlich wie ein niedersächsischer Bauer, einsam auf seiner Farm, umgeben von einer Anzahl auf Stücken von gleicher Größe und Beschaffenheit lebenden Nachbarn, mit denen er durch keinerlei Gemeindeverband vereint ist. Diese völlige Ungebundenheit nach der sozialen Seite hin hat dazu beigetragen, den Farmer kühn und selbständig zu machen; sie hat aber auch jenes Heimgefühl unterbunden, mit dem der deutsche Bauersmann ~~nicht~~ am eigenen Heerd, an der heimatlichen Flur, den Dorfgemarkungen, den Gemeindeeinrichtungen, kurz an der alt gewohnten Nachbarschaft, hängt.

Während der Farmer in Nordamerika auf der einen Seite dem spekulativen Unternehmertum nahe steht, ist er auf der anderen auch verwandt mit dem Industriearbeiter. In der amerikanischen Landwirtschaft hat die Maschine von jeher eine große Rolle gespielt, und je größer der Arbeitermangel drüben wird, desto mehr sucht man naturgemäß durch Maschinenkraft Zeit zu sparen und Menschenkraft zu ersetzen.

Die Landwirtschaft hat drüben überhaupt engste Fühlung mit der Technik. Die Herstellung von landwirtschaftlichen Maschinen ist ein wichtiger Industriezweig geworden. Hierzu hilft die günstige Produktionsmittel-Verteilung, die in Nordamerika immer nebeneinander hat wachsen lassen, was zusammen gehört. Neben dem fruchtbaren Tale des Mississippi liegen die Kohlenfelder und Ölregionen Pennsylvaniens und hinter dem Präriegürtel die Erzfunde der Rocky-Mountains. Von vornherein besaß das platte Land die trefflichsten Verbindungen in seinem verbreiteten Netz von Flüssen und Seen, das die mangelnde Gliederung dieses massiven Kontinents reichlich ausglich. Und schließlich schufen die großen Eisenbahngesellschaften, begünstigt von der Regierung durch überreiche Landschenkungen, jene großartigen Verkehrswege, die recht eigentlich die Blutadern geworden sind für den Landbau. Nirgends haben sich die Eisenbahnen so den Bedürfnissen des Landes angepaßt wie drüben. Sie leben vom Farmer und seinen Frachten, und der Farmer wäre ohne sie ein Krüppel. Überall während man durch die endlosen Weizenregionen des Nordens oder durch die Maisfelder der Mitte fliegt, sieht man längs der Strecke die Elevatoren am Bahnkörper stehen, diese nüchternen leicht gezimmerten Elevatoren die doch herrliche Denkmäler sind für den Unternehmungsgeist dieses praktischen Volkes.

Von der Aussaat bis zur Ernte und zum Verladen in die Elevatoren wird alles mit Hülfe von Maschinenkraft gemacht, wozu unsere kleinen Landwirte eine Menge zeitraubender Handgriffe nötig haben. Der Boden wird mit dem Dampfpflug gepflügt, oder auch mit dem spezifisch amerikanischen Reitpflug. Drill- und Sämaschinen besorgen die Aussaat. Der Kultivator wird an Stelle der veralteten Hacke angewendet. Grasmähmaschinen, Wender

und Heupressen behandeln das Heu. Der Harvester besorgt die Getreideernte nebenbei auch das Binden der Garben durch Selbstbinder. Den Triumph landwirtschaftlicher Ingenieurkunst aber stellt die kombinierte Mäh- und Dreschmaschine dar, die auf dem Felde in kürzester Zeit erledigt, was früher die Arbeit für lange Herbst- und Wintermonate bedeutete.

Wie weit entfernt von unserem Ackersmann, der noch heute mit Säsack, Handhacke, Sense und Dreschflegel wirtschaftet, ist dieser ländliche Unternehmer. Ähnlich dem Industriearbeiter bedient er nur noch die Maschine, die für ihn arbeitet. So sitzt der junge Farmer, gekleidet wie ein Gentleman, auf seinem Reitpfluge, bequem und leicht, und reguliert mittelst eines Handhebels die Schar. Sein Vater ist vielleicht in der deutschen oder russischen Heimat noch hinter dem schwerfälligen von Ochsen gezogenen altmodischen Pfluge einhergeschritten, die eine Hand am Sterz in der anderen die Hotteleine.

Der amerikanische Farmer ist ein durch und durch moderner Mensch; unser Landmann erscheint mit ihm verglichen wie ein Fossil. Die Wandlung aus der alten Form in die neuzeitliche vollzieht sich übrigens erstaunlich schnell. Das Selbstbewußtsein und der Unternehmungsgeist scheinen den Leuten drüben aus der Luft anzufliegen. Man muß nur gesehen haben, was im Laufe einer Generation aus den Söhnen unserer demütigen, unbeholfenen, unselbständigen Bauern wird in jenem Lande, wo jeder rettungslos unter die Räder kommt, der sich nicht selbst zu helfen weiß.

Der Farmer muß vielseitiger sein als irgend ein anderer Stand. Mit dem Feldbau allein ist es nicht getan. In den Strichen, wo der Acker erst dem Urwald abzugewinnen ist, muß er Bäume fällen und roden, er muß den Baumeister spielen und Zimmermann, er hat einen großen Vorteil, wenn er sich sein Vieh selbst heranzieht, oder gar wenn er sich auf Butter- und Käseproduktion werfen kann. Er muß die Maschinen verstehen, mit denen er arbeitet, also Techniker sein, und zu alledem möchte er auch noch kaufmännische Anlagen besitzen.

Im ländlichen Kreditwesen liegt ein anderer die Lage des amerikanischen Landwirts günstig beeinflussender Grund. Überschuldung ländlicher Grundstücke kommt vor, aber sie ist nicht wie in manchen Gegenden bei uns, eine Kalamität. Bei dem häufigen Besitzwechsel werden Hypotheken nur bis zu beschränkter Höhe von den vorsichtigen Geldleuten gewährt. Um so stärker ist der Mobiliarkredit ausgebildet. Der Farmer bekommt seine Produkte schnell und leicht in der nächsten Stadt lombardiert. Seine Ersparnisse legt er in der nächsten Bank an, und kann durch den in Amerika so beliebten Checkverkehr seinen Kredit ausnutzen. Oder er tauscht Ware gegen Ware um. Eine Naturalwirtschaft, wie man sie im Osten Europas noch vielfach findet, wo das Gut die meisten Verbrauchsartikel selbst hervorbringt, gibt es drüben nirgends mehr. Der Farmer ist Exporteur; aus diesem Grunde hat er sich auf den Anbau eines einzigen oder einiger besonders lohnender Artikel geworfen. Sein Hauptkreditmittel jedoch ist der Lagerschein, den er vom Elevator der Eisenbahn

erhält. Die Banken beleihen den Lagerschein bis zur vollen Höhe, im Verkehr ist der Schein so gut wie Bargeld.

Durch diese einfachen, sinnreichen Einrichtungen fällt der Zwischenhandel fort und der Wucher wird erschwert. Um zwei furchtbare Feinde also, die manchen braven deutschen Landwirt von Haus und Hof getrieben haben, ist sein amerikanischer Berufsgenosse ärmer.

Besitzt der Yankeefarmer nur ein wenig Geschäftssinn und hat er kein Ernteunglück, so muß er eigentlich prosperien. Es ist auch nichts Seltenes, daß mit der Landwirtschaft drüben Geld gemacht wird. Aber das Haus des Farmes ist ein leicht gezimmertes und sein Sinn veränderungsluſtig. Da er sein Herz nicht in der Scholle vergraben hat, die ihm nicht Geliebte ist wie dem deutschen Landmann, so denkt er auch nicht an Meliorationen, sondern viel eher an Veräußerung des Grund und Bodens und gewinnreichen Kauf eines neuen Spekulationsobjekts.

Mit diesem leichten rein verstandesmäßigen Verhältnis, in dem der Eigentümer zum Gute steht, hängt seine Wirtschaftsmethode eng zusammen, die oft nur ein raffinierter Raubbau ist. Nur in einem Lande, wo die Natur große Güte und Nachsicht an den Tag legt, ist eine so leichtfertige Wirtschaft durchführbar, wie der amerikanische Durchschnitts-Farmer sie noch heute zu treiben beliebt. Es ist ja ganz richtig, vom geschäftlichen Standpunkt wäre der ein Tor, der einen Boden, welcher dreißigmal hintereinander Weizen hervorbringt, schonend behandeln, und der Scholle das, was sie gewährt hat in Gestalt von Dünger wieder erstatten wollte. An Schonen und Pflegen der Humusschicht, an eine rotierende Fruchtfolge, an Brachen des Feldes, braucht der Farmer wenigstens in den besten Distrikten Amerikas noch nicht zu denken. Aber die Zeit ist vielleicht nicht allzu fern, wo auch er zu diesen Hülfsmitteln seines europäischen Genossen wird greifen müssen. Die weiten ehemals fruchtbaren jetzt unbebauten Striche im Süden, welche durch unvernünftige Plantagenwirtschaft ausgesogen und der Verwilderung anheim gefallen sind, reden eine beredte Sprache. An manchen Stellen des Nordens und Westens rächt sich auch die systematisch seit Jahrhundertfrist betriebene Waldverwüstung am Klima. Und andere Gefahren drohen, an deren das Landvolk selbst nicht schuldlos ist: die Verunkrautung des Grund und Bodens, eine Folge liederlicher Feldbestellung bei extensiver Wirtschaft, und Schädigung der Früchte durch allerhand Getier, das man in seiner Sorglosigkeit hat zur Plage werden lassen. Nützliche Tiere zu vertilgen und schädliche aufkommen zu lassen, ist eine jener für den schlechten Wirt charakteristischen Eigenschaften, die den anglokeltischen Farmer nicht zu seinen Gunsten abzeichnet von seinem Genossen teutonischen Ursprungs. Die Farmen der Deutschen, Deutsch-Russen und Schweizer wird man meist schon an ihren gut gehaltenen Ställen und an der größeren Ordnung in Feld und Garten erkennen. Stehen Blumen um das Haus, so sitzt sicherlich einer unserer Landsleute darin; dafür hat die Wohnung vielleicht weniger Komfort aufzuweisen.

Man fängt übrigens an in den Vereinigten Staaten sich hie und da bewußt zu werden, daß es unverantwortlich ist, die Gabe Gottes, dem augenblicklichen Gewinn zu Liebe, aber zum sicheren Schaden kommender Generationen, verwüsten zu lassen. Die einzelnen Staaten setzen den Hebel an der richtigen Stelle an, wenn sie durch Gründung und Erhaltung landwirtschaftlicher Schulen zunächst einmal Sorge tragen, daß gediegene Kenntnisse in den Farmerstand gelangen. An solchen Instituten herrscht, wie überall in den Akademien Nordamerikas ein reger, praktischer, vorwärtsstrebender Geist. Es wird Sache dieser Schulen sein, neben Vertiefung der Fachkenntnisse vor allem auch den Schüler darauf hinzuweisen, daß Landwirtschaft mehr ist als bloßes Geschäft, die Scholle etwas anderes als Ware, und so dem ganzen Volke allmählich das Gewissen zu schärfen der Natur gegenüber, die niemand, geschweige denn eine ganze Nation, ungestraft mißbrauchen darf.

Trotz mancher Unarten und schwachen Seiten ist jedoch der Stand der Farmer einer der tüchtigsten ja vielleicht der wertvollste des ganzen Landes. Er vereinigt Körperkraft, Gesundheit, Beherztheit mit hoher Intelligenz. Er hat sich bei der großen Aufgabe, die dem Volke von Nordamerika im neunzehnten Jahrhundert gestellt war: der Aufschließung des Westens, als vorzüglicher Pionier bewährt. Einer seiner besten Gaben als Landwirt ist seine Liebe für das Tier. Er ist ein vorzüglicher Züchter. Mit den Haustieren hat er auch das Verständnis für ihre Behandlung, ein Erbteil seiner angelsächsischen Vorfahren, aus den Mutterländern nach dem fernen Westen getragen.

Das ländliche Proletariat fehlt so gut wie ganz in Nordamerika. Das erklärt sich einmal aus der Besiedelung des Landes mit Einzelhöfen, dann aus dem Fehlen des Großgrundbesitzes in unserem Sinne und schließlich auch aus den hohen Löhnen, welche die Industrie zahlt. Der Großgrundbesitz kommt nicht in Form des Rittergutes vor, sondern in einer Vereinigung verschiedener Grundstücke in Kapitalistenhand. Die Folge davon ist Verpachtung und zwar unter viel härteren Bedingungen als wir sie kennen, weil der Verpächter meist nicht Fachmann ist und den Grundbesitz lediglich als Geschäftsmann hält. Die Riesen-Weizenfarmen des Nordens sind in Auflösung begriffen, werden parzelliert. Die gewaltige Ausdehnung der Ranchen im Westen und Südwesten rechtfertigt sich durch Bodenbeschaffenheit und Wirtschaftsmethode. Im Süden, in den Baumwollstaaten, ist an Stelle der ehemaligen Plantagen der Sklavenbarone vielfach Parzellenwirtschaft getreten, die durch Schwarze betrieben wird.

Die Farmer sind ein freier Stand, sie haben keine Arbeitgeber über sich. Aber auch in Amerika ist der Landwirt abhängig von einem unpersönlichen Herrn: dem mobilen Kapital. In der Gestalt von Getreidepreisen, Frachtsätzen, Börsenkursen, Eisenbahnpolitik, Währung, Zinsfuß, Zoll, macht sich dieser Gewalthaber ihm gegenüber oft sehr empfindlich fühlbar.

Ein Kampf zwischen Landwirtschaft und Industrie, wie bei uns, ist drüben noch nicht entbrannt. Aber die Farmer sind nicht ohne Interessenvertretung.

Zwei große über das platte Land verbreitete Vereinigungen: die Patrons of Husbandry und die Farmers Alliance bringen die Ansichten und Bedürfnisse dieses Standes zu öffentlicher Kenntnis. Das Interesse an der Politik ist rege; auf den Farmen werden viel Zeitungen gehalten. Nicht selten auch hat der Farmerstand bei den Wahlen seinen Willen zur Geltung zu bringen verstanden.

Die Lebenshaltung des amerikanischen Farmers ist eine verhältnismäßig hohe. Die Maschine nimmt ihm die gröbste Arbeit auf dem Felde ab. Er ist selbst am Werkeltage gut und zweckmäßig gekleidet. Die Badestube im Hause sowie das Parlour mißt er, falls er Angelsächsischer Abkunft ist, ungern. Kleine Bibliotheken findet man auf jeder bessern Farm. Die Frauen überraschen durch feine Manieren und Bildung. Fast nur bei Ansiedlern slavischen Ursprungs sieht man die Frauen Feldarbeit verrichten. Die Farmerssöhne drängen sich in alle Berufe ein. Auch in diesem Stande ist wenigstens bei der jungen Generation jener Trieb vorhanden, auf dem soviel vom amerikanischen Fortschritt beruht, es weiter zu bringen als die Alten.

Freilich bedeutet dieser Trieb auch eine große Versuchung für den Farmerssohn. Die Gelegenheit, sich weiterzubilden, findet er am bequemsten und reichhaltigsten in der Stadt. Aber das Landkind, welches einmal vom Zug nach der Großstadt ergriffen wird — das wissen wir aus der deutschen Erfahrung — ist für die Scholle verloren. Der Umstand, daß der Farmer früh mit der Maschine umzugehen gelernt hat, macht ihm den Übergang zur Industrie leicht. Die hohen Löhne aber, welche eine blühende Industrie zahlen kann, ist ein ferneres zur Landflucht verführendes Lockmittel. Mangel an Händen ist eigentlich die einzige schwere Sorge, die den amerikanischen Farmer drückt, sie wirkt um so peinlicher, je größer der Erntesegen. Verkommen der Früchte in Feld und Obstgarten wegen mangelnder Erntearbeiter bleiben eine traurige Erscheinung, die man in Nordamerika an verschiedenen Stellen beobachtet kann.

Der Farmerstand ist der Halt des Landes, er bildet das Gegengewicht zu den unruhigen von Korruption angefressenen, von frivolen Politikern beherrschten Massen in den großen Städten. Genau wie bei uns erhält die Gesamtheit des Volkes aus diesem Urstande auch drüben ihre besten gesündesten Säfte und Kräfte. Die Ausdauer und Kühnheit rüstiger Landleute hat im Bürgerkriege die großen Entscheidungen herbeigeführt.

Wer von Nordamerika nur die Millionenstädte kennt, wird leicht zu der Ansicht kommen, daß dort, wo die himmelhohen Geschäftshäuser und Mietkasernen sich gegenseitig Luft und Licht wegnehmen, wo alle Fäden, der das ganze Land umspannenden Monopole in wenigen Händen zusammenlaufen, daß dort Intelligenz, Kapital und politische Macht sich zur einer alles beherrschenden Dreiheit zusammenschließen. Unzweifelhaft ist das Geld in den großen Städten angehäuft, unzweifelhaft wird von dort aus die gesamte Kapitalbewegung geleitet und das Wirtschaftsleben angeregt und befruchtet; aber das Geld wird doch nicht an den Börsen gemacht. Dort wird es höchstens gewertet und um-

gesetzt. Edle, wirklich bleibende und nützliche Werte werden an Stellen produziert, die ganz anders aussehen wie Wallstreet. Im Grund und Boden liegen die Schätze verborgen, die ein Volk reich machen; aber nur auf die Dauer reich machen können dann, wenn menschliche Tüchtigkeit sie zu heben, anzuwenden und zu erhalten versteht. Das Rohmaterial, alle herrlichsten Schätze von Mineralien, Kohlen, Steinen, aller Raum und alle Naturkräfte wären nichts, wenn nicht menschlicher Unternehmungsgeist hinzuträte, die starre Masse zu erschließen, und die ruhenden Kräfte zum Leben zu erwecken.

Neben den Arbeiter und den Farmer tritt als dritter produktiver Stand der Unternehmer. (Schluß folgt.)

Mich aber richtete die Nacht.

Der Abend bracht den Tag zur Ruh.
Und friedlich träumt die Welt vom Tag,
Vom alten Tag, vom jungen Tag.

Mich aber richtete die Nacht!

Er ist dahin, dein Tag.
Unwiederbringlich. Sag,
Was hast du, Mensch, mit ihm gemacht?

Er kam vom Licht, und er vertraute
Sich ohne Arg dir leuchtend an.
Und du? Was hast du ihm getan?!

Dir sollt er heilig sein.
Du mußtest, voller Scham vor seinem Licht,
Das forttun, was an dir gemein.
Und führen, zwingen mußt er dich zur Pflicht,
Zu seinem Gott und deinem Gott.

Was hast du mit dem Tag gemacht!

Nun bin ich dein Gericht — die Nacht.

Aus: „Aus der Stille", Lieder von Fritz Philippi. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

Die Zukunftsschlacht.

Von

Centurio.

Der ewige Friede ist ein Traum und
nicht einmal ein schöner. Graf Moltke.

Viele Menschen träumen vom ewigen Frieden. In allen amtlichen Reden und Erlassen trieft es von Versicherungen, daß der Friede niemals gesicherter gewesen sei als gegenwärtig. Allerdings ist die Zeit der Kabinetskriege vorüber, die Verantwortung leichtfertig einen Krieg zu erklären ist für den Einzelnen zu groß, auch die Besorgnis vor dem unberechenbaren Ausgang drückt zu schwer. Aber Volksleidenschaften und wirtschaftliche Interessen beherrschen unsere Zeit. Der Haß der Slavenvölker gegen das kulturell höher stehende germanische Volkstum auf der einen Seite, die Weltmachtpolitik des mächtig aufstrebenden Amerika auf der anderen können über Nacht eine Feuerbrunst erzeugen, die kein Friedesengel mit dem Palmwedel auszuschlagen vermag. Noch niemals ward so viel vom Frieden gesprochen, noch niemals haben die Nationen so gewaltige Kriegsrüstungen getragen wie zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Und Hand aufs Herz! So lange noch ein Tropfen unverfälschten Germanenbluts in unseren Adern rollt, wollen wir Deutschen sicherlich auch den kampfesfrohen Mut unserer Vorfahren in uns bewahren und vor dem ernsten blutigen Austrag einer großen, unserer Weltstellung berührenden Frage nicht bleich erzittern. „Wir stiegen auf in Kampfgewittern, der Heldentod ist unser Recht!“ singt auch dem heutigen Geschlecht unser nationalster Dichter. —

Wie aber haben wir uns einen großen europäischen Krieg vorzustellen? Seit dreißig Jahren fehlt jede Kriegserfahrung für große Verhältnisse und für einen rein europäischen Kriegsschauplatz. Auch die Erfahrung von 1870/71 ist verblaßt, fast alle einschlagenden Faktoren haben sich seit jener Zeit geändert. Heutzutage trifft der Ausbruch eines Krieges nahezu ganz gleiche Verhältnisse auf beiden Seiten an: allgemeine

Wehrpflicht, Massenheere, beschleunigte Mobilmachung, vorbereiteter, planmäßiger Aufmarsch, modernste Bewaffnung und neueste technische Ausrüstung. Dazu von beiden Seiten das Streben nach schneller Entscheidung und nach Hineintragen des Krieges in Feindesland, also höchste Energie der Kriegführung, denn die große Anstrengung der Staatsfinanzen fordert schnelle Erledigung des Kriegszustandes. Ein großes Rätsel aber bleibt für beide Parteien vorläufig die Wirkung der modernen Schnellfeuerwaffen und zwar deren Massenwirkung auf Massenziele. Niemand vermag bisher darüber Zeugnis abzulegen, ob die menschlichen Nerven das Getöse der Schlacht, den Anblick von Blut und Leichen, die sich in Sekunden zu Hekatomben steigern, auf die Dauer eines Tages ertragen können. Darüber bestehen bislang nur Vermutungen und Kombinationen.

Aus der eben angeführten dauernden und planmäßigen Kriegsvorbereitung aller Staaten ergibt sich sofort, daß die erste Schlacht unmittelbar an der Grenze zu erwarten ist, und daß gleich der erste Zusammenstoß zu einer Riesen- oder Massenschlacht führen wird. Das erste charakterische Kennzeichen der Zukunftsschlacht wird die gewaltige Anhäufung von Truppenmassen auf einem Schlachtfelde sein. Schon Gravelotte hat auf 15 km Frontlinie $5^1/_2$ Armeekorps in erster Linie fechten sehen, bei Sedan schlossen 7 Armeekorps den eisernen Ring um die französische Armee und Festung. Dies wird sich weiter steigern, da nur in der Masse und durch die Masse der große Schlag, um den es sich heutzutage handelt, getan werden kann, da der Oberfeldherr mit dem Zertrümmertwerden der vorn fechtenden Truppen rechnen muß, und alles von dem Nachschieben frischer Truppenmassen sowie vom Flankieren und Einkreisen des Gegners abhängt. Es werden also mehrere Armeen, d. h. 4 bis 500 000 Fechtende auf jeder Seite, eine Million Menschen auf einem allerdings riesigen Schlachtfelde zusammenströmen. Solche gewaltigen Massen sind nur mit den technischen Mitteln der Neuzeit zu versammeln, zu leiten, zu verpflegen. Eisenbahnen führen die Truppen bis dicht ans Schlachtfeld, sie schaffen mittelst beweglicher Magazine den Mundvorrat heran und bringen dafür Verwundete und Kranke rückwärts. Luftballon, Feldtelegraph, Automobil und Fahrrad ermöglichen die Befehlsführung und den Meldedienst auf den großen Entfernungen der heutigen Schlachtfront. Letztere wird man auf 30 bis 40 km Ausdehnung zu veranschlagen haben, wobei sehr wohl möglich ist, daß die Schlacht in Gruppen zerfällt, deren eine von der anderen im Augenblick der Schlachthandlung kaum etwas weiß und nur durch Kräfteverschiebung auf der eigenen oder der feindlichen Seite beeinflußt wird. Bei solch getrennten

Kämpfen auf langer Linie wird es sich zeigen, von wie hoher Bedeutung einheitliche Organisation, gleichmäßige Ausbildung, gegenseitiges Verständnis und Vertrauen innerhalb des ganzen Heeres sind. Im deutschen Heere ist jeder höhere Führer in der angenehmen Lage, mit seiner Nachbarabteilung (Korps, Division) aufs Leichteste Verständigung zu erzielen und kann dann zuverlässig darauf rechnen, zu bestimmter Stunde auf dem verabredeten Fleck, genau in der gewünschten Richtung Unterstützung zu finden. Das ist eine ungeheuere Stärke unsers nationalen, einheitlich geschulten und geführten Heeres.

In Koalitionskriegen ist wie die Geschichte lehrt, auf ein inniges Zusammenwirken der Streitkräfte am wenigsten zu rechnen; so ließ z. B. Wellington am 16. 6. 1815 die Preußen bei Ligny verbluten, ohne ihnen Unterstützung zu bringen; so dachten im J. 1866 die Führer der süddeutschen Streitkräfte zum Teil mehr an die Deckung ihrer kleinen engern Vaterländer als an die Besiegung der Preußen usw.

Selbstverständlich kann auf so lange Fronten nicht überall die Entscheidung des Tages gleichartig fallen, auch die einzelnen Kampfesabschnitte werden je nach Geländeform, nach zufälliger Kräfteverteilung und manch anderen Bedingungen recht verschiedenen Ausgang haben. Da ist es geboten, ein für alle mal an der der Erfahrung entnommenen Lehre festzuhalten, jeden Einzelerfolg auszunützen, aber auch immer in stetiger engster Verbindung mit dem Nachbar zu bleiben, bei Rückschlägen und Mißerfolgen aber nur den Boden preiszugeben, der dem Gegner nicht mehr vorenthalten werden kann, dann sich sofort wieder festzusetzen und auf die Erfolge der Nachbartruppen zu warten. Wieviel stolze Siege sind 1870 erfochten worden, bei denen im Anfang und an einzelnen Punkten bereits das Bild einer Niederlage gestreift war. Wie herrlich ist das zähe Aushalten der Brandenburger bei Vionville, der Westfalen und Hannoveraner bei Beaune la Rolande belohnt worden! In den Massenheeren der Zukunft muß jeder Offizier, hoch und niedrig, von der Überzeugung durchdrungen sein, daß das moderne Gefecht hin und zurück flutet, und daß jede Rückwärtsbewegung durch andere Truppen seitwärts wieder ausgeglichen wird, wenn der Führer im Gefecht die Ruhe behält und seine Truppe sich nicht selbst aufgibt, sondern den Kopf hoch trägt.

Trotz der in die Hunderttausende anwachsenden Truppenzahl ist die Schlacht auch in Zukunft noch zu leiten, wenn die Heeresorganisation klar, der Melde- und Befehlsapparat in Ordnung und das gegenseitige Vertrauen zwischen den einzelnen Instanzen vorhanden ist. Allerdings ist eine Schlachtenleitung nach der Art des großen Napoleon kaum

mehr denkbar, das persönliche Element wird mehr und mehr ausgeschaltet, die technische, man möchte beinahe sagen Bureauarbeit überwiegt, wie ja die strategische Tätigkeit längst schon auf Papier und Karte eingeschränkt ist. Der Napoleonische Grundsatz: ou s'engage partout et puis on voit hat seine Bedeutung verloren, da der Feldherr das Schlachtfeld nicht mehr zu überblicken, auch nicht abzureiten vermag. Auch das persönliche Eingreifen an gefährdeten Punkten, das Vorführen der Reserven u. dergl. verbietet sich von selbst. Die Person des Feldherrn ist viel zu wichtig und in keinem Augenblick entbehrlich an dem Punkt, wo Telegraphendrähte und Meldungen zusammenlaufen. An Stelle des körperlichen Auges ist das geistige getreten; angespannteste Nerven und Verstandestätigkeit des Führers und seiner Organe müssen durch schnelle Auffassung und Kombination ersetzen, was selbst zu schauen ihnen nicht möglich ist. Luftballon, Feldtelegraph, Reiterpatrouillen und Radfahrer melden, darauf folgen Überlegung an Hand der Karte, Entschluß und schriftliche oder telegraphische Befehle. Hierbei sind ruhiges Temparament, Gleichmut gegenüber stürmischen und vordringlichen Unterführern und Abwägen aller Umstände und Möglichkeiten ebenso wichtig wie schneller Entschluß und Charakterstärke beim Durchführen der gefaßten Entschlüsse. Der Feldherr der Zukunft muß dem tragischen Helden gleichen, der gegen das widrige Geschick ankämpft und nur in der eigenen Brust die Kraft dazu zu suchen hat.

Sobald der elektrische Funke den Befehl des Oberfeldherrn an die Truppen übermittelt, setzt sich der Wille in die Tat um, und unmittelbar kommt nun die Masse zur Geltung. Die Infanterie erscheint in Divisionsmassen auf dem Schlachtfelde, wenn sie sich auch beim ersten Kanonenschuß in Atome gliedert, die Reiterei überschreitet vielleicht gar den Rahmen der Division und kehrt zum Kavalleriekorps Napoleons, den Reitermassen Murats zurück. Die Artillerie endlich tritt nur in Massen auf, jedes Armeekorps erscheint mit einer Linie von 144 Geschützen. Wie haben wir uns die Lenkung und taktische Führung dieser Massen zu denken?

Tiefe Marschkolonnen nahen sich auf parallelen oder nach vorn zusammenlaufenden Straßen dem Schlachtfelde. Jedes Armeekorps hat eine Marschtiefe von rund 20 km d. h. diejenige eines gewöhnlichen Tagemarsches. Marschieren zwei Korps hinter einander, so ist auf das zweite am ersten Schlachttage kaum, höchstens als letzte Reserve spät Abends zu rechnen. Die Generalkommandos erhalten die Befehle vom Armeeoberkommando und zumeist einen bestimmten Raum für ihre

Schlachtentwicklung. Die eigentliche Gefechtsführung aber übernehmen die nächste Instanz, die Divisionskommandeure. Die Division ist die eigentliche Schlachteneinheit, der taktische Körper, der aus allen Waffen bestehend (12000 Gewehre, 600 Säbel, 72 Geschütze) ein selbständiges Gefecht auf lange Stunden hindurch zu führen und durch sein Auftreten auf jedem Punkte des Schlachtfeldes entscheidend einzugreifen vermag. Mit dieser Einheit muß die höchste Führung rechnen, die Zahl der Divisionen, die in Front oder Flanke des Gegners ins Gefecht gebracht werden können, ist entscheidend für den Ausgang des Tages. Während oberkommandierender und kommandierender General die Oberleitung, das strategische Element der Führung, vertreten, führt der Divisionär seine Truppen ins Gefecht selbst, setzt sie zum Angriff an, weist ihnen die Ziele und läßt sie im gegebenen Moment, wenn die Artillerie genügend vorgearbeitet hat, auf den Feind los. Innerhalb jeder Division muß das gegenseitige Verständnis der Unterführer derart entwickelt sein, daß Befehlserteilen und Ausführen ohne Schwierigkeit und Aufenthalt sich vollzieht, und jeder Befehl sofort bis in die unteren Stellen durchdringt. Dieser Apparat muß so eingespielt sein, daß die Division möglichst als Ganzes, durch ihre zahlenmäßige Stärke, durch das einheitlich geleitete Feuer, durch ihr planmäßiges, möglichst unausgesetztes Vorgehen dem Feinde moralisch und materiell gefährlich wird, ihm imponiert und ihn niederzwingt. Im Kriege 70/71 krankte bekanntlich die deutsche Taktik daran, daß die Infanterie in kleinen Verbänden (bataillons-, regimenterweise) zum Angriff geführt wurde; der größte Verband, der überhaupt jemals einheitlich an den Feind gebracht worden, war eine Brigade. Deshalb erlahmten die Vorstöße leicht und wurden durch französisches Feuer mürbe gemacht, durch Gegenangriffe gelähmt. Im Zukunftskriege muß der Massencharakter derart zum Ausdruck gebracht werden, daß die Division gemeinsam in Aktion tritt, als ein Ganzes und doch taktisch klar gegliedert, von einem Willen beherrscht und doch selbständig fechtend, das Gelände vorsichtig benutzend, aber zum gemeinsamen Ziele hinstrebend. Solche Divisionsangriffe, mit überwältigendem Feuer beginnend, dasselbe unter steter Verstärkung an den Gegner herantragend, zähe aushaltend bis die Feuerüberlegenheit errungen, und dann die Ernte durch kurzen Anlauf einheimsend, müssen das Ausschlaggebende der deutschen Zukunftstaktik werden. Jeder Mann, jedes Gewehr ist nach und nach in die vorderste Linie zu bringen, die Batterien folgen, so nahe es irgend möglich, der Infanterie in den Entscheidungskampf; für Reserven haben die höheren Führer durch Heranziehen anderer Heereskörper auf bedrohte Stellen zu

sorgen. Sehr vorteilhaft würde die Zusammensetzung der mobilen Armeekorps aus drei Divisionen sein, da dann dem Generalkommando ein bedeutender Einsatz in zweiter Linie zu Gebote stände. Jedenfalls muß der Angriff auf Freund wie Feind den Eindruck des Unaufhaltsamen, des Unwiderstehlichen machen, die Verluste müssen ersetzt, die Lücken gestopft, die Patronen ergänzt werden, das Feuer muß dem Gegner den Atem benehmen, die mit den Schützen in steter Verbindung bleibenden vorgeschobenen Batterien, ebenso die Maschinengewehre müssen alles niederschmettern, bis der Widerstand drüben erlischt.

Eine Vorstellung von dem wirklichen Verlauf dieser Feuerschlacht ist schwer zu geben, mag man auch die Phantasie noch so sehr zu Hülfe nehmen. Wie hatten sich Feuerschnelligkeit, Feuerwirkung, moralische Eindrücke und Verluste im Gefecht von 1864 zu 1866 zu 1870/71 gesteigert! Jeder frühere Feldzug verschwand hinter dem stärker grollenden Schlachtendonner des neuen. Und was sind Zündnadel und Chassepot gegenüber den heutigen Mehrladern kleinen Kalibers, was Geschütze mit Kolbenverschluß und gar die französischen Vorderlader gegenüber den heutigen Feldgeschützen mit Rohrrücklauf und Schutzschilden, wie sie die französische Feldartillerie führt. Die Artilleriewirkung reicht bis über 4000 m, das Infanteriefeuer ist auf 1500 m schon mörderisch, auf 600 m, der äußersten Schußweite des alten Zündnadelgewehrs, kann es schon eine entscheidende Wirkung haben. Dazu leichte und schwere Feldhaubitzen, die den Gegner auch hinter Deckungen durch Steilfeuer erreichen, und die unaufhörlich feuernden Maschinengewehre. Dies alles aber in massenhaftem Betrieb, ohne Unterbrechung und auf langen Linien sowie bei beiden fechtenden Parteien.

Bislang hat es noch kein lebender Mensch durchgemacht. Die früheren Kriege sind ihrer einfacheren Kriegsmittel halber nicht als Vergleich heranzuziehen, der südafrikanische Krieg ist mit verschwindend kleinen Abteilungen und fast ohne Artillerie geführt worden. Wer will im voraus behaupten, daß seine Nerven dies Getöse und Geknatter, den Anblick der sich häufenden Toten und Verwundeten auf Dauer von Tagen ertragen können. Da wird sich erst mal wieder zeigen, daß der Mann etwas wert ist, aber Jeder muß erst einzeln daraufhin erprobt werden. Hier sind nur physisch und moralisch ganz gesunde Männer zu brauchen.

Die gänzliche Zerrüttung des Nervensystems durch das stundenlang währende vernichtende Feuer, die moralische Zerknirschung, die daraufhin beim Einzelnen und dann bei der Masse eintritt, das fatalistische Sichgehenlassen oder die wilde Panik, die einen ganzen Truppenteil infolge

plötzlicher schwerer Verluste befällt — alles dies sind Faktoren, mit denen die Reiterei rechnet, um auf eine so hart mitgenommene Truppe die Wucht ihres Anpralls loszulassen und mit rasselnden Schwadronen Alles niederzureiten, was überhaupt ihr im Wege steht. Es ist nicht zu leugnen, daß die Aussichten auf das Gelingen solcher Massenattacken von Flanke und Rücken auf das durch Feuergefecht zermürbte und seiner Führer beraubte Fußvolk gegen früher unvermindert geblieben sind. Die Reiterei wird technisch geschult auf den langen Anlauf von mehreren Kilometern, sie ist geübt in Massen, Treffen hinter Treffen, oder mit einem schöneren Bilde: Welle auf Welle zu attackieren; eine Reiter-Division bringt 3600 Pferde in die Front, und zwei solcher Divisionen können unter günstigen Umständen noch gemeinsam gegen dasselbe Ziel losgelassen werden. Dazu die oben geschilderte Verfassung geschlagener, im Rückzug befindlicher Infanterie! Welchem Reiterführer sollte da nicht gelüsten, gleiche Lorbeern wie Seydlitz, Blücher und Murat zu pflücken! Und noch größere Erfolge winken der Reiterei nach einem glücklichen Tage auf dem Schlachtfelde, wenn es gilt, die Früchte eines Sieges durch ausdauernde Verfolgung einzuernten. Der energische Reitergeneral muß dann danach trachten, den weichenden Gegner nicht aus der Stimmung der Niederlage und Panik herauskommen zu lassen, ihm nirgends Ruhe zu gönnen, um ihn durch moralische und physische Erschlaffung gänzlich zu vernichten.

Bei der Unmöglichkeit die Ereignisse eines Zukunftskrieges, den Verlauf einer Zukunftsschlacht vorauszusehen und zu berechnen, muß noch ein Moment in Erwägung gezogen werden, die vermutliche Dauer der Schlachten. 1870 waren die Schlachten zwischen den beiden vorzüglichen Heeren der ersten Periode des Krieges stets an einem Tage erledigt. In der zweiten Hälfte, als deutscherseits die Truppen stark gelitten hatten, und die Blüte der Offizierkorps auf den Schlachtfeldern oder in den Lazaretten lag, auf französischer Seite junge, zusammengeraffte, minderwertige Truppen auftraten, kam es einigemale zu mehrtägigen Schlachten an der Loire, Lisaine, bei le Mans usw. Der Angreifer setzte ungern seine letzten Kräfte ein, der kurze Wintertag reichte nicht aus, den Gegner völlig zu erschüttern, die Kälte nötigte zum Unterkriechen unter Dach und Fach, am andern Morgen aber standen beide Parteien wieder kampfbereit einander gegenüber. Bei den jetzt beiderseits gleich guten Waffen und ziemlich gleichmäßig ausgebildeten und kriegsbereiten Truppen ist es fraglich, ob ein Tag genügen wird, den einen Teil niederzukämpfen und eine volle Entscheidung zu erzielen. Gerade

die Massenhaftigkeit der Heere legt die Annahme nahe, daß von hinten und von der Seite auf das Schlachtfeld während des Schlachttages und der darauf folgenden Nacht größere Truppenmassen herbeiströmen, so daß am Morgen des zweitens Tages frische Verbände bereit stehen, um die Lücken zu füllen, die Erschöpften mitfortzureißen, den Kampf zu erneuen. Ebenso wird häufig, um die mörderische Wirkung der Feuerwaffen herabzusetzen und auszugleichen die Nacht herangezogen werden, um Unglücksfälle wieder gut zu machen, verloren gegangene oder unangreifbare Stellungen unter dem Schutze der Dunkelheit zu erstürmen. Derartige Kämpfe aber ziehen dann ganz von selbst die Fortsetzung am folgenden Tage nach sich, so lange als Kräfte und Nerven ausreichen. Welche Bilder sich dann auf einem solchen Schlachtfeld entrollen, wenn der Tod tagelang Legionen niedermäht und die Leichen des neuen Tages über die noch zuckenden Verwundeten des gestrigen Schlachttages hinwegrollen, sei der Phantasie des Einzelnen überlassen sich auszumalen.

Ein weiterer in Betracht kommender Faktor für die große Entscheidungsschlacht unmittelbar an der Grenze ist die voraussichtlich zu erwartende gründliche Vorbereitung des Schlachtfeldes seitens desjenigen, den der Stoß im eigenen Lande trifft. Zum Teil sind die Schlachtfelder der Zukunft längst ausgewählt, eingerichtet und abgesteckt. Alle Hülfsmittel der Technik sind herangezogen, um ihre Behauptung zu erleichtern. Außer dem schweren Geschütz, der Befestigungskunst, den neuesten Beobachtungsmitteln wird auch die Festung selbst herangezogen, um als Flankenschutz mit weittragenden Geschützen mitzuwirken oder den Angreifer zu zwingen, seine Hauptkräfte gegen unersteigbare, feuerspeiende Stellungen zu richten. Auch auf diesem Gebiete sind Rätsel zu lösen, denn der Festungskrieg mit modernen Kampfmitteln ist ein noch ungeschriebenes Buch, und die Verbindung von Festung und Feldstellung ist seit den Tagen von Metz zwar viel erörtert, jedoch noch nicht ergründet.

Zum Schluß erübrigt es noch einen Blick auf die Bedeutung der ersten Schlacht in einem Zukunftskriege zu werfen. Ob 400000 Mann siegen oder geschlagen werden, dürfte schon von Belang sein, denn solche Massen lassen sich nicht sofort wieder herbeischaffen. Noch wichtiger aber als der tatsächliche militärische Verlust an Menschen, Pferden, Geschützen und Material erscheint die moralische Einbuße für die Armee, den Staat, den öffentlichen und privaten Kredit, der Eindruck auf die öffentliche Meinung, auf die Presse, auf Handel und Wandel. Speziell wir Deutschen mit unserem schwachen Nationalgefühl, mit dem Partikularismus in unserer Mitte und der konfessionellen Trennung im Volke, mit der

international gesinnten Demokratie in unsern großen Städten können einen solchen Schlag kaum verwinden. Die Wirkung kann schwerlich zu trübe dargestellt werden.

Deshalb ist unbedingt die Folgerung zu ziehen: Wir müssen die erste Schlacht gewinnen, ganz gleichgültig, welche Hekatomben sie uns kostet. Der Sieg muß uns zufallen. Von dieser Notwendigkeit muß jeder deutsche Soldat durchdrungen sein und mit dem Landsknecht sprechen:

Ob Tausend mir zur Linken,
Zehntausend mir zur Rechten,
Ob alle Freunde sinken,
Wir werden weiter fechten!

Manneswort.

Hast du dein Wort gegeben,
So lös' es männlich ein,
Und sollte widerstreben
Dir eine Welt von Pein!

Nie sei von dir gebrochen,
Was je dein Mund verspricht!
Nie sei von dir versprochen,
Wozu dir Kraft gebricht!

Aus: Wilhelm Idel, Gestalten und Bilder. Dichtungen. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

An das Leben.

Du krönteſt mich nicht hold, ob noch ſo warm
Ich Dank und Preis dir zugejubelt hätte;
Du ſchlangſt, an ſegnender Erfüllung arm,
Statt Flügel mir zu leihn, um mich die Kette.

Doch ſtand ich dir. Was du mir botest herb,
Hat nimmermehr mir Kraft und Mut vernichtet,
Und jeden deiner Schläge, rauh und derb,
Empfing ich ungebrochen aufgerichtet.

So ſchau' ich Leben, feſt dir ins Geſicht,
Starrt mich's auch an gleich jenem der Meduſe;
Im Innerſten gewappnet, beb' ich nicht,
Und die Entſagung nenn' ich meine Muſe.

Aus: Fallende Blätter. Neue Gedichte von Stephan Milow. Kassel, Georg Weiß Verlag. 1903.

Die Frau im Dienſt des vaterländiſchen Lebens.

Von

Profeſſor Dr. Hermann Scholz.

Die Frau im Dienſt des vaterländiſchen Lebens — welch eine Reihe bedeutſamer Bilder erhebt ſich im Rahmen dieſes Gedankens aus der Chronik der Weltgeſchichte. In alten Tagen die gewaltigen Frauengeſtalten, die unmittelbar teilnehmen an ihrer Völker Wohl uud Wehe, an Krieg und Sieg und blutigem Lorbeer. Da führt der griechiſche Mythus hinüber nach Kleinaſien zum Weibervolk der Amazonen, die ſich aus eigener Kriegstüchtigkeit wohl zu verteidigen wiſſen. Da ſchreitet Debora, die Richterin und Prophetin des Alten Teſtaments, mit Barak in den Kampf der Helden. Das feindliche Heer des Königs Jabin von Hazor wird geſchlagen, der Feldhauptmann Siſera flüchtet ſich und erliegt der Hand eines israelitiſchen Weibes, die ihn im Schlaf ermordet. Debora aber ſingt ein Lied voll ſüßer Rache und ingrimmigen Triumphes:

Vom Himmel her kämpften die Sterne,
Von ihren Bahnen aus kämpften ſie mit Siſera.

Geprieſen vor allen Weibern ſei Jael!
Waſſer heiſchte er, Milch gab ſie,
In prächtiger Schale reichte ſie Sahne.
Ihre Hand ſtreckte ſie aus nach dem Pflock
Und ihre Rechte nach dem Arbeitshammer
Und hämmerte auf Siſera, zerſchlug ſein Haupt,
Zerſchmetterte und durchbohrte ſeine Schläfe.

Auch unſere Väter, die germaniſchen Horden, kennen den Dienſt der Frau im Sturm und Wetter der Schlachten. Das ganze Volk bricht auf, Weiber und Kinder hinterdrein. Sie ſammeln ſich, wenn es zur Schlacht kommt, in der Wagenburg, und wenn die Reihen der Männer wanken, treten die Frauen mit ein, reichen den Kämpfenden friſche Speere und ſchleudern ſelbſt die Lanze.

Das ſind Bilder urſprünglichen, unentwickelten Lebens; noch entſcheidet die rohe Gewalt und ihre Strudel verſchlingen das Weibliche.

Edleren Zügen begegnen wir in Rom, dem Rom der republikaniſchen Zeit und republikaniſchen Bürgertugend. Vor den Toren der Stadt ſteht Coriolan mit dem Heer der Volsker, an deſſen Spitze er getreten iſt, um die Bürger zu

züchtigen, die ihn, den hochverdienten, in die Verbannung geschickt haben. Ganz Rom harrt erschrocken der Dinge, die da kommen sollen. Hier ist nur eine Rettung: wenn Volumnia, die Mutter, und Virgilia, die Gattin Coriolans sich ins Mittel legen. Sie ziehen hinaus, dem Furchtbaren entgegen, und Shakespeares Meisterhand malt die Gruppen in seinem Coriolan: Die Frauen in schwarzen Gewändern, Volumnia zu herzbewegender Rede anhebend und, als der Sohn unerbittlich bleibt, die Szene zum titanischen Geisterkampf steigernd, ob es der Mutterliebe gelinge, die mit dreifachem Erz gepanzerte Brust des Sohnes zu erweichen:

Kniet nieder, Frauen, beschäm' ihn unser Knien!

Nun ist es aus — wir kehren heim nach Rom
Und sterben mit den Unsern. —
— Kommt laßt uns gehn:
Der Mensch hat eine Volskerin zur Mutter,
Sein Weib ist in Corioli, dies Kind
Gleicht ihm durch Zufall.

Bis Coriolan überwunden und Rom, das Vaterland gerettet ist.

Neben Volumnia steht Cornelia, die hochgemute Mutter der Gracchen, weithin berühmt durch die treffliche Erziehung, die sie, die Tochter des Publius Scipio Africanus, den Söhnen hat angedeihen lassen, damit sie des Vaters wert würden, und dann doch widerstandslos hineingerissen in die schwere Tragödie der Gracchischen Volkspolitik, — rührend und erhaben zugleich der Anblick, wie diese Mutter nicht einmal Trauerkleider anlegen darf, um ihre erschlagenen Söhne zu beweinen.

Das sind Geschichten aus alter Zeit. Sie erneuern sich in den Tagen der Völkerwanderung, sie leben wieder auf in der Jungfrau von Orleans, sie nehmen staatsmännische Formen an in Maria Theresia, der bewunderungswürdigen Gegnerin des großen Preußenkönigs; aber sie liegen hinter uns.

Schlichter erscheint seitdem die Wirksamkeit der Frau im Dienst des vaterländischen Lebens. So oft der 10. März wiederkehrt, gedenken wir in Ehrfurcht der Königin Luise, die die Kindheit von Deutschlands erstem Kaiser überwacht und in der jungen Seele edelste Regungen gepflanzt hat, die in den Tagen schwerster Erniedrigung dem tiefgebeugten Gatten tröstend und mahnend zur Seite stand. Unvergeßlich ihre Antwort auf Napoleons barsche Frage bei jener Zusammenkunft in Tilsit: Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen? „Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Sie hat sich in die Seele ihres Volkes gegraben, wie sie dort an die Fensterscheibe schrieb: Wer nie sein Brot mit Tränen aß. Ihr früher Tod aber ist manchem der Helden, die nachher gestritten haben, in hohem Mitgefühl und heiligem Zorn zur Quelle der Kraft geworden. Und drüben in Charlottenburg im stillen Mausoleum, wie viele Andacht ist auf

die unzähligen Besucher ausgeströmt, die nun ein halbes Jahrhundert und mehr zu der schlafenden Dulderin wallfahren gingen!

Im Sinne dieser Königin versteht die Frau der Gegenwart ihren Anteil am Dienst des vaterländischen Lebens. Sie will auf der einen Seite eine Jugend erziehen helfen, die mitten im Getümmel politischer Kämpfe, im rücksichtslosen Wettbewerb der wirtschaftlichen Interessen, in den harten Gegensätzen des geistigen Lebens sich auf ein Letztes und Höchstes besinnt: Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen. Diese stille, vertraute Mitarbeit, dies Bilden und Bauen an den werdenden Geistern und ihrer sittlichen Kultur bleibt in der Reihe weiblicher Dienste zu Ehren des Vaterlands das erste, wichtigste. Daneben die Pflege des Opfersinns. Was haben die Frauen, grade weil sie sich vom Kriegsschauplatz fernhalten mußten, daheim zu erdulden gehabt! Wir erinnern an das alte Soldatenlied, das unter Tränen lächelnd singt:

Adje, Lowise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht.
Denn träfe jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Kön'ge die Soldaten dann?

Tiefer zu Herzen spricht Bürgers Lenore, wie sie aus schweren Träumen emporfährt:

Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst Du säumen!
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Endlich das Lied von der Leipziger Schlacht:

Wo kommst Du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?

mit seinem dramatischen Bericht und dem wehmütigen Schlußakkorde:

Drob müssen die Weiber und Bräute klagen,
Da ward ich so rot.

Sittliche Zucht auf der einen Seite, hoher Opfermut auf der anderen, nicht allein wenn die Kriegstrommel ruft, sondern in stiller Friedensarbeit, in der Enge und Bescheidung häuslichen Lebens, in den nüchternen Proben klangloser Alltäglichkeit, das heißt dem Vaterlande dienen und seiner Zukunft Kräfte bilden. Einfache Wahrheiten, ganz gewiß; aber an ihrem Ort unumgänglich. Eine Staatengeschichte oder Geschichtsphylosophie, die diese Dienste nicht in Anrechnung bringt, verliert sich in Äußerlichkeiten oder im Nebel begrifflicher Abstraktionen.

Ist es drum alles, was die Frau im Dienst des vaterländischen Lebens zu tun hat? Lange Zeit war man dieser Meinung. Das vaterländische Leben ist öffentliches Leben. Das öffentliche Leben aber schien mit vollem Recht in

jeder Gestalt dem Manne vorbehalten. Denkwürdig genug, wie im Jahre 1831, als die Cholera in Hamburg grassierte, Amalie Sieveking in Altona einen Aufruf an Frauen und Jungfrauen erließ, sich mit ihr zur Pflege cholerakranker Frauen zu vereinigen und gemeinsam in das Cholerahospital einzutreten. Der Aufruf stieß überall auf verschlossene Türen. Statt Zusagen oder doch Zustimmung einzubringen, erregte er schweres Ärgernis, und die Frage war nur, ob Hohn oder Entrüstung die rechte Antwort sei. Wie kann eine Frau die Grenzen übersehen, die ihr Natur und Sitte gezogen haben? Was will die Frau im öffentlichen Leben? Uns Heutigen sind diese spröden Einwände so gut wie unverständlich. Eine Heerschar von mehr als 20000 Pflege- und Gemeindeschwestern, darunter allein 16000 im Dienst der evangelischen Diakonissenhäuser — die katholisch-barmherzigen Schwestern nicht einmal mitgerechnet — wandert die Straße des Samaritertums und wirkt, zum größten Teil amtlich bestellt, in der weitesten Öffentlichkeit. Auf diesem Punkt haben wir umgelernt, so werden wir auch sonst umlernen.

Die Frau dringt unaufhaltsam vor und erobert sich einen Zugang zum öffentlichen Leben nach dem andern. Indem sie dies tut, erfüllt sie Pflichten, aber erwirbt auch Rechte. Immer höher geht die Woge der Frauenbewegung. Ihre Geschichte während der letzten Jahrzehnte zu umschreiben, ist nicht unsere Aufgabe. Sie liegt in ihren äußersten Verzweigungen ohnedies weit genug ab vom Dienst des vaterländischen Lebens und wird zur einfachen Selbsthülfe aus unverkennbaren Notlagen. Aber so viel wird man als ausgemacht betrachten dürfen. Einmal: wenn es der Frauenbewegung gelingt, dem erzwungenen und darum spielerischen Müßiggang unserer Haustöchter in der Richtung zu steuern, daß die Bahn für geordnete Tätigkeit frei wird, so erwirbt sie sich ein Verdienst um das vaterländische Leben. Und umgekehrt, wenn es der Frauenbewegung gelingt, der erzwungenen, Leib und Seele verheerenden Außenarbeit der Arbeiterfrauen Grenzen zu ziehen, ihren Kindern die Mutter zurückzugeben, erwirbt sie dasselbe Verdienst.

Auch außerhalb der Frauenbewegung im engeren Sinn bleibt viel zu wünschen und noch vielmehr zu tun, um der Frau im Dienst des vaterländischen Lebens die rechten Wege zu weisen. Was uns fehlt, sind weder die exotischen Gewächse politischer Gleichberechtigungsbestrebungen noch die uferlosen Pläne eines allgemeinen Frauenstudiums um jeden Preis und auf jede Gefahr, sondern Verstand und wachsendes Verständnis für die Männerarbeit im öffentlichen Leben. Der Pflichtenkreis einer Hausfrau muß ihr gestatten, über die Pfähle des eigenen Zeltes in die große Welt des allgemeinen Lebens mit einiger Teilnahme hinüberzublicken. Das ist ein Stück Erziehungs- und Kulturarbeit, der wir noch nicht im entferntesten gewachsen sind. Zwischen dem Kleindienst des häuslichen Lebens und jenen letzten leeren Träumen einer frauenrechtlerischen Phantasie liegt mitteninnen die gemäßigte Zone wahrer Gemeinsamkeit höheren Lebens. Warum geben wir unseren Töchtern nicht Lesestoff in die Hand, der

sie befähigt, geschichtliche Zusammenhänge, soziale Probleme und wissenschaftliche Vorfragen in allmählicher Aneignung zu durchdringen? Aber freilich, wo sind die Väter, die sich die Mühe dazu nehmen?

Vom Verständnis zur Mitarbeit ist nur ein Schritt und auch Spielraum genug ist dafür vorhanden. Unsere neuere Gesetzgebung auf dem Gebiet der Sozialreform greift tief hinein in die Praxis des Lebens. Was liegt allein in dem einen Wort „Kinderschutz", persönlich und vor allem gewerblich genommen, für eine Fülle von Aufgaben! Kein Gesetzgeber und keine noch so lange Paragraphenreihe, je länger sie ist desto weniger, kann die ergänzende Kleinarbeit freiwilliger Liebestätigkeit entbehren, wenn anders das Gesetz seinen Zweck erreichen soll. Da sind überall Ausnahmefälle und überall Grenzgebiete, deren eigentümlichen Bedürfnissen und Schwierigkeiten nur anpassende und nachhelfende Auslegung, nur sinngemäße Anwendung dauernd gewachsen ist. Die Kinder frei machen, ist ein gutes Werk, ein besseres, sie beschäftigen. Gegenwärtig geschieht ein gewaltiger Fortschritt in der Zulassung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege. Und nichts vielleicht bezeichnet den hoffnungsvollen Stand der Sache deutlicher als diese erfreuliche Wendung. Nachdem die Frau sich die Krankenpflege bedingungslos erobert hat, erobert sie den Zutritt zur Armenpflege.

Doch ist dies alles nur von mittelbarer Wirkung. Gibt es nicht auch eine unmittelbare? eine solche, die dem Vaterland ohne Zwischengedanken auf geradem Wege dient, ihm so dient, wie es jedermann angeht und dann, wenn es am nötigsten ist? Auf diese Frage gibt der Vaterländische Frauenverein mit seiner Tätigkeit die bejahende Antwort. Er ist unter der Wallensteinschen Losung enstanden: Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk. Wenn die Völker gegen einander angehn, weil Ehre und Dasein angefochten werden, wenn wieder einmal der König ruft und alle, alle kommen, wenn tausend Wunden zu bluten anfangen, dann wird es zur Gewissenssache, dem Rolandshorn des Freiheitssängers zu lauschen: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, wer legt die Hände feig in den Schooß? Und auch die Frauen besinnen sich auf ihre vaterländische Dienstpflicht.

Jammervoll lauten die Kriegsberichte vergangener Zeit über das Los der armen Verwundeten. Wie wenig bedeuteten die Armeeärzte, wie gering war ihre Zahl, ihr Wissen und Können, wie ohnmächtig standen auch diese Wenigen und mangelhaft Ausgerüsteten dem Elend des Krieges gegenüber, wie aussichtslos war ihr Kampf gegen die furchtbaren Seuchen. Wenn das eigne Heer siegte, war die Lage noch günstig, wenn aber nicht, was dann? Im siebenjährigen Krieg galt jeder im Felde verwundete oder erkrankte Soldat so gut wie für verloren. Im Jahre 1813 lagen nach der Schlacht bei Leipzig ganze acht Tage lang und ebensoviel Nächte gegen 2000 Verwundete auf dem Schlachtfeld, ohne daß auch nur ein einziger etwas Speise und Trank erhalten hätte, geschweige notdürftig verbunden und gegen die Oktoberkälte geschützt gewesen wäre. Es gab weder hinreichend Ärzte, noch Krankenpfleger, noch Lazarette.

Anfänge waren immerhin gemacht. Am 31. März 1813 erschien ein Aufruf der Prinzessin Wilhelm von Preußen, gleichsam aus dem Geist der Königin Luise, der die Frauen und Jungfrauen Preußens zur Hülfstätigkeit für die Verwundeten ermunterte, und bald hatte jede Stadt und jedes größere Dorf seinen Wohltätigkeitsverein für die Krieger im Felde. Mit dem Friedensschluß versiegte diese Entwicklung. Erst der Krimkrieg deckte aufs neue auf, welche Gefahren und Pflichten das Schlachtfeld mit sich bringe. Miß Nightingale, eine Schülerin unseres Theodor Fliedner und seines Kaiserswerther Diakonissenhauses, hat damals vor den Wällen Sebastopols ihren Landsleuten ein ergreifendes Beispiel gegeben, das bis in diese Tage wirkt. 1864 fällt das schwerste Hindernis erfolgreicher Pflege erkrankter und verwundeter Krieger. Die Genfer Konvention schützt nicht nur die Verwundeten, sie macht auch den Ärzten und Krankenpflegern möglich, das Schlachtfeld aufzusuchen, unangesehn, wohin der Sieg sich neigt.

Im Zeichen des Roten Kreuzes geht fortan durch des Krieges blutige Wirrnis eine schmale aber gesegnete Spur von unermüdeter Barmherzigkeitsübung. Schon war der Preußische Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger gegründet, an welchem die Frauen ihren Anteil erhielten. Am 11. November 1866 gliederte sich aus diesem Gesamtverein unter dem Schutz der Königin Augusta der Vaterländische Frauenverein als besondere Arbeitsgruppe ab. Großes war ihm neben andern Vereinigungen im Jahre 1870 zu tun beschieden. Große Erinnerungen, größere Anregungen nahm er in die Friedenszeit mit hinüber. Si vis pacem, para bellum, willst du den Frieden, so rüste den Krieg, so lautet die militärische Parole — mit geringen Veränderungen läßt sich der Satz auch auf die Frauenvereine anwenden. Die fortdauernde, sorgfältige Ausbildung von Pflegerinnen und Helferinnen, aber auch die Bereitstellung des gesamten Materials, für Berlin allein sind 1000 Betten in Aussicht genommen, macht wichtige Stücke der Friedensarbeit aus.

Dienen lerne das Weib beizeiten nach ihrer Bestimmung,
Denn durch dienen allein gelangt sie endlich zum herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gebühret.

Im Hause und, fügen wir hinzu, im vaterländischen Leben.

Aufmunterung.

Ach! wie vielen schönen Trieben
Blieb der Sonne Strahl verhüllt!
Ach! wie viele Wünsche blieben,
heiße Wünsche, unerfüllt!

Eitles Seufzen, töricht Sinnen!
Siehe, daß du dich ermannst!
Denke, was noch zu gewinnen,
Und wie viel du schon gewannst!

Aus: Wilhelm Idel, Gestalten und Bilder. Dichtungen. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Die ultramontane Gefahr.

Von

Max Christlieb—Freistett (Baden.)

Ein rheinischer Katholik aus der Diözese des Bischofs Korum hat an die Nationalzeitung eine Zuschrift gerichtet, in der er feststellt, daß der Bischof in seinem Erlaß sich zwar auf frühere Entscheidungen der Kirche berufe, diese aber nicht anführe, und er fährt nun fort: „Für jeden glaubenstreuen Katholiken erhebt sich aber jetzt die schwerwiegende Frage: Ist es Wahrheit, daß nach katholischer Lehre das Schicken der Kinder in paritätische Schulen eine schwere Sünde und mit der Strafe der kleineren Exkommunikation bedroht ist? Oder ist dies eine Unwahrheit? ein zu dem Zweck erfundener Vorwand, um die Ursulinerinnen in Trier lebensfähig zu machen und den Schwestern Rekrutinnen für das Noviziat zuzuführen? Die deutschen Katholiken haben das Recht, von ihren Bischöfen zu verlangen, daß sie Antwort hierauf geben, daß sie die aufgerollte schwere Gewissensfrage nicht im Dunkel lassen, sondern keinen Augenblick zögern, die Gewissensbedenken, die der Trierer Erlaß bei den katholischen Eltern aller Diözesen notwendig hervorrufen muß, durch eine autoritative Erklärung zu lösen."

Ich habe die Worte unterstrichen, auf die es ankommt. Die Situation ist also für diesen offenbar überzeugungstreuen, aber noch nicht ganz unkritisch gewordenen Katholiken folgende. Er weiß nicht, ob sein Bischof die Wahrheit spricht oder ob er mit Bewußtsein den ungeheuren Frevel begeht, in einer solchen Sache unwahr zu sein; er traut also einem Bischof eine solche Unwahrheit zu. Und derselbe Mann läßt sich von eben diesem Bischof plötzlich etwas zu einer schweren Gewissensfrage machen, was er bisher in gutem Glauben getan hat, und verlangt von eben den Bischöfen, bei denen er über die sittliche Beschaffenheit eines Unter ihnen derartig im Zweifel ist, eine autoritative Erklärung — der er sich dann offenbar unterwerfen will.

Ich meine, deutlicher kann es nicht gezeigt werden, welch entsetzliche Verwüstungen das ultramontane System unter unsern katholischen deutschen Volksgenossen anrichtet, welche Mächte der Finsternis im hellen Licht des heutigen Tages ein ehrliches deutsches Herz bedrängen.

Aber noch eines kann man, wie ich meine, deutlich aus diesem Schmerzensschrei eines gequälten Gewissens heraus hören, nämlich die Tatsache, daß unsere

deutschen Katholiken selber unter ihrem System leiden, und daß wir nicht scharf genug zwischen ihrer katholischen Religion, und jenem System, dem Ultramontanismus, unterscheiden können. Freilich, unterscheiden ist nicht immer so viel als trennen, und leider Gottes hängen die beiden furchtbar eng miteinander zusammen. Aber man kann sie doch, meine ich, deutlich scheiden.

Der eine religiöse Grundgedanke des Katholizismus ist der Glaube, daß es eine absolute, objektiv vorhandene und greifbar geoffenbarte göttliche Wahrheit in allen Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit gibt. Diesen Grundgedanken teilt der Katholizismus im wesentlichen auch mit der protestantischen Orthodoxie: der Inhalt der Wahrheit wird von beiden verschieden gefaßt, aber die Begründung durch eine objektiv feststehende zweifellose Offenbarung ist bei beiden in allem wesentlichen dieselbe. — Über diesen Glauben kann man nun nicht steiten: man hat ihn oder man hat ihn nicht, mit Vernunftgründen kann man ihn nicht beweisen, weil eben die Offenbarung übervernünftig ist. Aber von hier gehen die Wege auseinander. Während der orthodoxe Protestantismus die Offenbarungsquelle ausschließlich in der Bibel finden will, wird im Katholizismus deutlich erkannt, daß das nicht genügt: denn das „Wort" ist vieldeutig. Nicht bloß das Wort selbst, sondern auch seine Deutung und Erklärung, und nicht bloß diese, sondern auch weiter seine Anwendung auf heut und auf mich muß durch göttliche Offenbarung garantiert sein: die Quelle der Offenbarung muß bis zum heutigen Tage fließen. Und selbst die Fassung dieser Quelle, die Institutionen, durch die die Kirche ihre ungetrübte Reinheit fortwährend sicher stellt, müssen unbedingt göttlicher, offenbarungsmäßiger Natur sein.

Daß diese Deutung des geoffenbarten Wortes im Protestantismus nicht autoritativ garantiert ist, das ist der tiefste Grund seiner endlosen Zerspaltenheit — aber auch seiner unerschöpflichen Lebensfülle: in der protestantischen Kirche, so hat Harnack jüngst geschrieben, stehen die letzten und höchsten Fragen immer zur Diskussion und jede Generation muß sich die Antwort selbst erwerben. Der Katholizismus aber hat immer stärkere Mittel zur Befestigung der Autorität nötig gehabt, und in einer Zeit grenzenloser Rassen- und Völkerverwirrung hat sich das System in der alten Hauptstadt des römischen Imperiums einen Mittelpunkt geschaffen, den es in dem Jahrtausend der Unmündigkeit der Völker immer fester ausgebaut hat. Bei einer so schroffen Fassung der Autorität für den Glauben muß ein solches unfehlbares Zentrum da sein: wer Autorität sagt, sagt Papst oder er sagt gar nichts.

Es ist die grandiose Konsequenz dieses Systems, die immer wieder auch dem Widerstrebendsten imponiert. Daß aber das Zentrum jenseits der Alpen, ultra montes, im alten Sitze des Völkerchaos liegt, das macht seine weltvergiftende Wirkung aus. Hier beginnt das, was man Ultramontanismus nennt: die Herrschaftsansprüche römischen Geistes über die vielgestaltige Welt der Nationen und leider auch über uns Germanen. Nicht die katholische Auffassung des Christentums im Gegensatz zu der protestantischen ist es, was eine

so wahnsinnige Trennung blutsverwandter Volksgenossen schafft, daß der eine den andern nicht mehr versteht, sondern in der Religion ist es das Erblicken des Göttlichen in greifbaren, grobmateriellen Dingen, Stücken und Brocken, und in der Sittlichkeit ist es die jesuitische Ertötung aller persönlichen Verantwortung: diese Dinge sind's, die uns Germanen so von Grund unserer Seele fremd sind, daß wir nicht verstehen können, wie einer von uns sich von ihnen beherrschen lassen kann.

Vielmehr als das Dogma ist es die Sittlichkeit, wo der Ultramontanismus die deutsche Seele vergewaltigt. In der Kasuistik eines Liguori wird dem sittlichen Handeln sein köstlicher Kern genommen, die sittlich freie Einsicht in den Wert des Geforderten: das eigene sittliche Urteil des Einzelnen soll überhaupt ausgeschaltet werden. Und immer mehr wird so die Moral eine esoterische Wissenschaft, die nur der Klerus versteht, und auch der liest sie seelenlos wie ein Strafrichter aus den Paragraphen seiner Beichtbücher heraus.

Vor allem die Vorstellung, daß auch in den elementarsten sittlichen Fragen jemand außer mir, d. h. außerhalb meines Gewissens, mir vorschreiben kann, was Gewissensfragen sind und was nicht, was schwere Sünden sind und was läßliche, und daß irgend ein Mensch, der sittlich nicht besser ist als ich selbst, mir „autoritative Erklärungen" darüber geben kann, wie ich mich in Fragen, die erst er selber für Gewissensfragen erklärt hat, zu verhalten habe: das ist der größte Fluch des ultramontanen Systems! Brunetière hat diesen Standpunkt am korrektesten und zugleich am frivolsten ausgesprochen — beides fällt hier zusammen: — „qu'est-ce que je crois? Allez demander à Rome!"

Welche Abgründe trennen unser germanisches Empfinden von diesem Standpunkt! Und hier wenigstens ist der Protestantismus im tiefsten Einklang mit dem germanischen Wesen. Wohl will auch er durch religiösen Einfluß auf das Sittliche einwirken, aber das einzige Ziel, das er sich steckt, ist die Erziehung zum sittlichen Takt, der von selbst in jedem Einzelfall das richtige trifft.

Das ist überhaupt der unermeßliche Vorzug des Protestantismus, daß sein geistiger Umfang unendlich viel weiter ist als der Umkreis des protestantischen Kirchentums. So ist unser Staat von heute zweifellos weder katholisch noch protestantisch im konfessionellen Sinn, und der Reichskanzler kann, wie er selbst sagt, keine konfessionelle Politik machen, denn er hat nur „Eine unteilbare Nation vor sich, unteilbar in materieller und unteilbar in ideeller Beziehung". Diesem Wort kann ein Protestant unbedingt und von Herzen zustimmen, ein Katholik kann es nur im Widerspruch mit dem ultramontanen System, das in seine Religiosität eingedrungen ist. Und wenn wir die Unterscheidung des Protestantismus als Prinzip von seiner Ausprägung als Kirche festhalten, so dürfen wir sagen: unser Staatsgedanke ist prinzipiell protestantisch. Daß die geistliche Gewalt über der weltlichen ist, diese „papierne Mauer des Romanismus" hat erst Luther ganz zerstört. „Das Werk der weltlichen Herrschaft soll frei ungehindert gehen in alle Gliedmaßen des Körpers, strafen und treiben, wo es die Schuld verdient und die Not fordert, unangesehen Papst, Bischöfe,

Priester, sie dräuen oder bannen wie sie wollen" — diese ehernen Worte ruft er dem christlichen Adel deutscher Nation zu, der noch heute so oft in unbegreiflicher Verblendung die Stütze seiner Autorität im Ultramontanismus zu finden glaubt.

Wahrlich unser Vaterland hat genug geblutet für die Freiheit aller Völker, als auf unsern zerstampften Feldern dreißig Jahre lang der Kampf tobte, ob ein Mensch seines Glaubens leben dürfe ohne den Beichtvater fragen zu müssen. Deutschland ist das einzige Land, in dem die Konfessionen neben und durcheinander wohnen — darauf sind wir angewiesen. Un roi, une loi — wohl uns, daß wir uns das errungen haben, aber une foi — darauf müssen wir verzichten und verzichten gerne. Ja wenn es ein deutscher Glaube wäre, der uns alle umfaßte, eine, daß ich so sage, deutsche Ausgabe des Evangeliums! — Aber bis das kommt, müssen wir uns gegenseitig ertragen. Wir Protestanten können es am ehesten; aber auch unsere katholischen Brüder könnten es, wenn nicht der Todfeind alles nationalen und vor allem alles germanischen Lebens sie immer wieder beunruhigte und das Gottgewollteste, das es gibt, die Einheit einer Nation, immer wieder zur Gewissensfrage machte. Der deutsche Katholik steht, wie Treitschke richtig sagt, in seinen religiösen Vorstellungen dem deutschen Protestanten näher als dem spanischen oder südamerikanischen Katholiken. Und das gilt auch von seiner sittlichen Empfindung. Selbst streng katholische Blätter wie die Kölner Volkszeitung und die Germania haben oft ihre Bedenken gegen Liguoris Schmutz und die jesuitische Mentalreservation geäußert, und es ist höchst bezeichnend, daß man von ultramontaner Seite Liguoris laxe Fassung der Wahrhaftigkeit damit entschuldigt, daß er dem süditalienischen Volkscharakter Rechnung getragen habe. Und so dürfen wir hoffen, daß das germanische Empfinden unserer katholischen Volksgenossen auf die Dauer stärker sein wird als das Gift, das dieser zum Doctor ecclesiae ernannte Wälsche ihnen bei jeder Beichte ins Ohr träufelt.

Aber wenn wir das vom germanischen Geist erhoffen, so müssen auch wir Protestanten uns als Germanen erweisen, die in religiösen Fragen nichts anderes kennen als Freiheit für sich und Duldung für andere, ja was mehr ist als Duldung: Anerkennung. Gerade die scharfe Scheidung zwischen katholischer Religion und ultramontanem System ermöglicht uns das rechte Verständnis dieser Duldung. Alle Feinde wahrer Toleranz berufen sich jetzt auf Lessing, aber wenn er heute wieder käme, er würde sprechen wie Friedrich Theodor Vischer ihn sprechen läßt:

Als Losung nicht für weiche, matte Seelen
Hab ich der Duldung schönen Ruf gemeint,
Nicht eurer Schonung wollt ich ihn empfehlen,
Den „Patriarchen", jeder Duldung Feind.

Gegen den Ultramontanismus, den Todfeind aller Freiheit und aller Duldung, ist die schroffste Intoleranz Pflicht und jedes Nachgeben Sünde. Aber gegen unsere mißleiteten Brüder selber können wir gar nicht duldsam genug sein. Auch wo sie meinen, uns verdammen zu müssen, dürfen und sollen wir stets

sagen: Sie wissen nicht was sie tun! Gerade die Regungen germanischen Geistes, die wir heute beobachten, wie Reform-Katholizismus und ähnliches, tragen eine ganz besondere Geringschätzung des Protestantismus zur Schau. Aber das ist, wenn es auch ehrliche Überzeugung ist, doch zugleich die einzig mögliche Politik für sie: denn sie wollen innerhalb ihrer Kirche arbeiten und bessern. Wir mögen das inkonsequent finden, wir mögen wünschen, daß sie doch einfach zu uns herüberkämen — aber ich wenigstens vermag nicht zu wünschen, daß der ganze Katholizismus mit allem, was gut und schön an ihm ist, aus der Welt verschwinde: Rosegger ist ein schönes Beispiel für eine solche innere Stellung. Wir dürfen getrost anerkennen — ja die Höhe und Freiheit unseres Standpunktes macht uns diese Anerkennung zur Freude —, daß nicht alles im Katholizismus, vor allem nicht im deutschen, ultramontan ist, und darauf dürfen wir unsere Hoffnung setzen. Mögen sie das unerforschliche Göttliche sich zu deuten suchen, wie ihr Herz sie treibt, wenn sie nur ihr deutsches Herz behalten und mit uns einig bleiben im deutschen, im germanischen Empfinden.

Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht wie die Binse den Kranz:

das ist die Konfession, die besondere Deutung des Göttlichen in kleineren Kreisen.

Was ist das Heiligste? Das was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht:

das ist das höchste, das wir kennen und das uns gemeinsam sein muß und gottlob auch gemeinsam ist: unsere germanische Eigenart, verklärt durch das Evangelium Jesu Christi.

Wollen wir Christen sein, so müssen wir uns darein finden, daß wir viele gebrechliche Brüder und Schwestern unter uns haben müssen, auf daß wir uns untereinander vergleichen und einander tragen. Darin besteht die größte Kunst, höchste Weisheit und Tugend, welche die Christen haben. Wer die nicht kann, der halte sich nicht für einen Christen.

* * *

Man sollte den Wahn beider Seiten dulden bis sie eins würden. Mit Gewalt, Trotz und Eile können wir nicht wieder zusammengebracht werden. Es muß Geduld und Sanftmut dabei sein.

* * *

Der Glaube ist stärker als alle Feinde. Unsre Lampen kann niemand auslöschen. Darum sehe jeder zu, daß er diese zwei Stücke zusammen habe: Das Öl, das ist das rechte Vertrauen und Glauben an Christus, und die Lampe, das Gefäß, das ist die Dienstbarkeit an deinem Nächsten. In diesen zwei Stücken besteht das ganze christliche Leben: Glaube Gott, hilf deinem Nächsten!

Aus: Martin Luther. Denn der Herr ist dein Trotz. Auszüge aus seinen Werken. Gewählt von Fritz Bredow. Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig.

Die Deutschenverfolgung in Ungarn.[1])

Von

Dr. Dr. Wilhelm Rohmeder—München.

I.

„Recht, Gesetz und Gerechtigkeit!“ Als der jetzige Ministerpräsident Ungarns, Koloman von Szell, nach Banffys erzwungenem Rücktritt die Leitung der ungarischen Nationalitätenpolitik übernahm, erklärte er, daß er sein Amt nach dieser schönen Formel führen wolle. Es gab damals harmlose Leute genug, welche dies für Ernst nahmen. Sie sind unterdessen wohl alle anderer Meinung geworden.

Alle jene aber, welche die Entwicklung der ungarischen Verhältnisse verfolgen oder aus eigener Anschauung auch nur einigermaßen kennen, waren auch damals schon darüber im klaren, daß nur die Form des Kampfes gegen das Deutschtum eine andere werden, in der Sache selbst aber, d. i. in der Behandlung der Deutschen, sich nichts ändern werde. Das ist denn auch der Fall.

In welcher Weise unter der Ministerpräsidentschaft Szells „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit“ gehandhabt werden, dafür liefert drastische Belege die vor einigen Wochen erschienene Schrift des frühern Eigentümers und Schriftleiters der „Groß-Kikindaer Zeitung“ Arthur Korn: „Die Deutschenverfolgung in Ungarn; zur Aufklärung des deutschen Volkes.“ Das vorzüglich zusammengestellte Büchlein (91 Seiten) behandelt allerdings nur eine Episode aus der Geschichte des ungarischen Deutschtums in den letzten 35 Jahren, indem es eine aktenmäßige Darstellung einiger der berüchtigten Preßprozesse des letzten Jahres bietet, welche die ungarische Rechtspflege auch bei denjenigen westeuropäischen Freunden Ungarns in so übeln Ruf gebracht haben, welche den Söhnen Arpads um ihrer ehemals betätigten Freiheitsliebe willen mit ehrlicher Sympathie zugetan gewesen waren. Einleitungs- und anhangsweise behandelt Korn einige ungarische Angelegenheiten allgemeiner Art („Zur Geschichte des Deutschtums in Ungarn“, „Die ungarische Presse“, „Die deutschen Volksschulen in Ungarn“), wodurch solchen, welche die dortigen Verhältnisse nicht aus harter Erfahrung am eigenen Leibe oder durch wiederholten Aufenthalt im Lande kennen gelernt haben, in der Tat recht belehrende Ausblicke eröffnet werden.

Wenn ich für die nachfolgenden Ausführungen die gleiche Überschrift gewählt habe, so will dieselbe nicht etwa bildlich oder als Epitheton ornans oder

[1]) Geschrieben anfangs Februar 1903.

als eine übertreibende Bezeichnung, sondern als das genommen sein, was der Wortlaut sagt. Denn es besteht in Ungarn seit vierthalb Jahrzehnten eine wirkliche Deutschenverfolgung, die sich zwar nicht durch Schaffot und Landesverweisung betätigt — die Neigung hierzu wäre reichlich vorhanden! —, sondern in Rechtsbrüchen, Rechtsverletzungen und Rechtsverweigerungen, in Eigentumsschädigungen und Eigentumsentziehungen, in Einkerkerungen, Abschiebungen und öffentlichen Beschimpfungen, in Verkümmerung und Entziehung der geistigen Bildungsmittel, in Verfolgung und Unterdrückung der deutschen Sprache, in Knebelung des gedruckten deutschen Wortes, namentlich der deutschen Presse, und in tausenderlei Gewalttätigkeiten im gesamten öffentlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben.

Ungarn ist kein Rechtsstaat und will keiner sein! „Fiat Hungaria, pereat justitia." Dieser Spruch ist nicht etwa von irgend einem Feinde „Madjariens" ersonnen worden zur Verhöhnung der gegenwärtigen Zustände in den Ländern der Stephanskrone. Er wird im Gegenteil von den ungarischen Staatsmännern offen einbekannt und in den mannigfaltigsten Variationen von der deutschfeindlichen Presse tagtäglich wiederholt. Nach diesem Grundsatze hat der frühere Ministerpräsident Tißa, „der Nationalitätenzermalmer", in einer langen Amtsdauer gehandelt. Sein Nachfolger Banffy hat nicht nur während seiner amtlichen Tätigkeit als Obergespan und dann als Ministerpräsident in tausend und abertausend Akten der Willkür und der brutalsten Gesetzesverletzung nach dem gleichen Grundsatze „regiert", sondern er hat ihn auch bei den verschiedensten Anlässen und mit den verschiedensten Mitteln öffentlich verteidigt. Der „Madjar Szo" ist von ihm eigens zu dem Zwecke gegründet worden, um ein Organ zur Verfügung zu haben, in welchem die Unterdrückung und Vernichtung der „Fremdsprachigen" in Ungarn als „staatsrechtliches System" behandelt wird. Er selbst hat erst jüngst wieder in dem gleichen Blatte in einer Artikelreihe nachzuweisen versucht, „warum Ungarn kein Rechtsstaat sei, sein könne und sein dürfe", solange es nicht in einen „einheitlichen madjarischen Nationalstaat" umgeschaffen sei, d. h. solange nicht die Mehrheit der Bevölkerung im Lande der herrschenden madjarischen Minderheit in Sprache und Recht, in allen Betätigungen des öffentlichen, geistigen, wirtschaftlichen und privaten Lebens völlig unterworfen worden sei.

Die gleiche Theorie vertritt diejenige ungarische Presse, welche sich offen in den Dienst der Madjarisierung gestellt hat, mag sie nun in der madjarischen oder in der gehaßten „fremden" deutschen Sprache[1]) geschrieben sein. So führte erst jüngst wieder der Madjar Hirlap und zwar unter wörtlicher Aneignung

[1]) Z. B.: „Pester Lloyd", „Budapester Tagblatt", „Neues kleines Journal", „Neues Pester Journal", „Neues politisches Tagblatt", „Politisches Volksblatt", „Extrablatt", „Kleines Journal", „Montagsblatt".

des Spruches: „Fiat Hungaria, pereat justitia!“ klipp und klar aus, daß „die Grundsätze, nach welchen heute in Ofen-Pest regiert wird, vielleicht gegen die Prinzipien verstoßen, die man dort im Westen hat — nenne man sie Gerechtigkeit, nationale Gleichberechtigung, Demokratie oder wie immer; nach diesen Grundsätzen könne man vielleicht in Europa regieren, nicht aber in Ungarn. Die madjarische Rasse sei eine Minderheit und könne ihre Herrschaft nur durch eine Art Militärregiment behaupten“.

Ungarn ist ein Polizeistaat und zwar ein solcher schlimmster Art. Die Büttelherrschaft, in welcher sich das Neu-Madjarentum allem Deutschen gegenüber seit Jahrzehnten gefällt, wirkt aber um so widerwärtiger, als sie sich nach außen hin mit Freiheitsphrasen, mit dem Mantel angeblich „liberaler“ Einrichtungen drapiert. Durch dieses Geflunker mit schönen Redensarten läßt sich auch ein Teil des deutschen Volkes und der deutschen Presse immer wieder täuschen. Dies gelingt um so leichter, als die in deutscher Sprache erscheinende, aber von der Regierung bezahlte Pester Presse durch Verdächtigungen, unwahre Berichte und Verdrehung der Tatsachen in der Irreführung ihrer Leser unerreicht dasteht. Sie wird in diesem Bestreben unterstützt durch die reichen Geldmittel, welche die Regierung zur Stimmungsmacherei in der Presse des In- und Auslandes durch die Preßbureaus, internationalen Korrespondenzen usw. verwendet, aus welchen die offizielle deutsche Presse einschließlich des Wolff'schen Telegraphenbureaus ausschließlich ihre Kenntnisse von Ungarn schöpft.

Eine erschöpfende Darstellung der Leidensgeschichte, welche unsere Volksgenossen in Ungarn seit 35 Jahren, d. i. seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, über sich haben ergehen lassen müssen, würde Bände füllen. Sie müßte umso umfangreicher werden, wenn sie zugleich die geschichtlichen Grundlagen des Deutschtums in Ungarn und seines Verhältnisses zum Staate, seine Verdienste um den Staat, sowie endlich auch die politischen, wirtschaftlichen, physiologischen und volkspsychologischen Ursachen der gegenwärtigen Erscheinungen in den Rahmen ihrer Behandlung aufnehmen wollte. In all diesen Beziehungen sollen im nachfolgenden bloß einige Schlaglichter gegeben werden.

Die gegenwärtige Volkszahl der Deutschen in Ungarn festzustellen, dürfte unmöglich sein. Nach der Zählung vom 31. Dezember 1900 betrug sie in den „Ländern der Stephanskrone“ (Ungarn mit Kroatien und Slavonien): 2 135 181 (11,1 % der Gesamtbevölkerung), im eigentlichen Ungarn 1 999 060 (11,9 %). Ihnen stehen gegenüber: 8,6 Mill. (45,4 %) und bezw. 8,6 Mill. (51,4 %) Madjaren, 5,2 Mill. (26,9 %) und bezw. 3,1 Mill. (18,1 %) Slaven (Slovaken, Ruthenen, Serbokroaten), 2,8 Mill. (14,5 %) und bezw. 2,8 Mill. (16,6 %) Rumänen, 0,4 Mill. (2,1 %) und bezw. 0,3 Mill. (2,0 %) andere, sodaß sich eine Gesamtbevölkerung von 19,2 Mill. und bezw. 16,8 Mill. ergibt.

Allein die Ergebnisse der Volkszählung sind, soweit sie die Nationalitäts-Verhältnisse betreffen, mit größter Vorsicht aufzunehmen und zu behandeln. So wurde, um nur eines als Beispiel anzuführen, in den Zählbogen nicht die

„Nationalität" als solche, oder die „Umgangssprache", wie in Österreich, erhoben, sondern, wie es in der amtlichen deutschen Übersetzung der Instruktion für die Volkszählung wörtlich heißt: „Die Sprache, die Sie am liebsten sprechen". Mit dieser Fragestellung war natürlich sowohl dem Belieben des einzelnen, als auch der amtlichen Beeinflussung, d. h. der Fälschung Tür und Tor geöffnet. Einerseits dieser Wink mit dem Zaunpfahl für jeden, der halbwegs als „patriotisch" gelten wollte, und andererseits der Druck, der von allen Staatsorganen ausgeübt wurde, um die Leute, namentlich alle in einer abhängigen Stellung befindlichen, zum Bekenntnis des Madjarischen zu bringen: diese beiden Hinweise allein können schon genügen, um in der Tat die gewonnenen Ergebnisse als „künstlich gemachte" erscheinen zu lassen. Dazu kommt noch: das Deutsche als Muttersprache zu verleugnen, gilt in Ungarn als patriotisch und ist für Geschäftsverbindungen jeder Art, ferner den Beamten, Professoren, Gelehrten, Lehrern, Bediensteten aller Gattungen usw. für ihr Vorwärtskommen viel förderlicher, als Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und berufliche Tüchtigkeit. So kamen natürlich viele Tausende von Handel- und Gewerbetreibenden, von abhängigen und „strebsamen" Leuten, deren Muttersprache die deutsche ist, in die Zahl der Madjaren, weil sie — „das Madjarische am liebsten sprechen"!

Zuverlässig sind die Zählungsergebnisse in dieser Beziehung nur bei den Siebenbürger Sachsen (ca. 225000), da bei diesen derartige Mittel versagen. Dafür sind sie allerdings unter allen Deutschen Ungarns die am besten gehaßten, die am meisten geschmähten und verfolgten und die am rücksichtslosesten verleumdeten.

Wie geringen Anspruch auf Zuverlässigkeit diese amtlich bekanntgegebenen Zählungsergebnisse haben, will ich nur an einem Beispiel zeigen. Im Komitat Zipsen wurden unter einer Gesamtbevölkerung von 172091 noch 42885 solcher gezählt, die den Mut hatten, sich zum Deutschen als der Sprache zu bekennen, „die sie am liebsten sprechen". Ich habe im Jahre 1886 auf Grund von persönlichen Erhebungen bei den sämtlichen deutschen Pfarrämtern Zipsens die Zahl der zuständigen deutschen Bevölkerung auf ca. 61000 berechnet.[1]) Samual Weber, der würdige Pfarrherr in Bela, der seit länger als einem Menschenalter die Bausteine zu einer Geschichte des hinsterbenden Zipser Deutschtums zusammenzutragen sich angelegen sein läßt, schätzt jedoch die Zahl der „Deutschredenden" in Zipsen auf 80000[2]).

Überträgt man diesen Maßstab auf das Deutschtum ganz Ungarns, so kommt man zu Ziffern, die denjenigen Recht geben, welche die Zahl solcher, die das Deutsche als „Muttersprache" oder selbst nur als „Umgangssprache" gebrauchen, auf mindestens 3 Millionen veranschlagen. Wenn man aber, wie es bezügl. der Kenntnis des Madjarischen geschehen ist, die Zahl derjenigen erheben wollte, welche überhaupt der deutschen Sprache mächtig sind, so würde sich eine Zahl ergeben, welche diejenige der Madjarischverstehenden (10 Millionen) weit überträfe. Denn es ist eine bekannte

[1]) Vgl. Jahresbericht der Geogr. Gesellschaft zu München für 1887.
[2]) Vgl. „Deutsche Erde", Band 1, Seite 165; 1902.

Tatsache, daß man trotz allen amtlichen Druckes, trotz aller Verfolgungen mit dem Deutschen durch ganz Ungarn reisen kann, nicht aber mit dem Madjarischen.

In Ungarn selbst mit seiner nach außen hin gerühmten „Preßfreiheit" — lucus a non lucendo! — darf man indessen über diese Fragen nur dann schreiben, wenn es in einem dem Madjarischen günstigen Sinne geschieht. Professor Dr. Lassel in Kronstadt, der die Zählungsergebnisse in einem Artikel der „Kronstädter Zeitung" nach wissenschaftlicher Methode rein sachlich besprochen und dieselben auf Grund objektiver Beweisführung als „unzuverlässig, weil künstlich zustande gekommen" bezeichnet hat, wurde hierfür „wegen verleumderischer Beleidigung des statistischen Amtes" zu 2 Monaten „gemeinen Kerkers" und 300 K Geldstrafe verurteilt.

Ebenso ungenau sind auch die Ergebnisse über die Zahl der Madjaren. Die mitgeteilten Ziffern geben ja die Zahl derjenigen, „welche madjarisch am liebsten sprechen"! Die Zahl der Madjaren im ethnographischen Sinne, also der Angehörigen des finnisch-mongolischen Volksstamms, ist natürlich eine viel geringere. Die Madjaren sind bekanntlich in Europa zur unfruchtbaren Rasse geworden. Sie können sich bloß durch Aufnahme fremden Volkstums erhalten und vermehren. Die Rassemadjaren dürften — auf der Grundlage der Schätzung von Fényes (1840) berechnet — kaum noch 4 Millionen betragen. Alle andern, die sich sonst für Madjaren ausgeben, sind „Neumadjaren", Angehörige anderer Volkstümer.

Banffy hat jüngst (im Madjar Szo) den Beweis zu führen versucht, daß Ungarn als Staat nur bestehen könne, „wenn es ein einheitlich national madjarischer Staat werde". Die Geschichte beweist allerdings das Gegenteil. Hat ja doch gerade unter der Ministerpräsidentschaft Banffys i. J. 1896 Ungarn seine Tausendjahrfeier begangen. Aber wenn der Traum der madjarischen Chauvinisten, der Mehrheit der Bevölkerung die Sprache der Minderheit aufzuzwingen und hieraus ein neues Volkstum zu gestalten, sich je verwirklichen ließe, so würden sich dem Völkerphysiologen und dem Völkerpsychologen der Zukunft jedenfalls ebenso schwierige, als interessante Probleme ergeben in der Untersuchung des Völkerbreies, der aus solcher Mischung hervorginge.

Es scheint indes, daß man für einen Teil der Bevölkerung in Ungarn selbst an die Untersuchung dieser Frage bereits herangetreten ist, nämlich bezüglich des jüdischen Elements im neumadjarischen Volkstum. Die Juden durften nach Anweisung der Volkszählblättchen nur als „Konfession", nicht aber als „Nationalität" gezählt werden. Auf diese Weise wurde die Zahl der ungetauften Juden auf 851000 festgestellt.[1]) Der allergrößte Teil derselben ist natürlich unter denjenigen Gezählten enthalten, welche „die madjarische Sprache am liebsten sprechen". Der madjarische Schriftsteller Tóth, der Sohn des bekannten Dichters

[1]) Es ist also in Ungarn ungefähr jeder 20. Mensch ein Jude (der „Konfession" nach). In Ofen-Pest dagegen und dessen nächster Umgebung wohnen 180000 Juden (der „Konfession" nach); es kommt hier also bereits auf 4½ Ofen-Pester 1 Jude.

und Abgeordneten, führt in einer bemerkenswerten Abhandlung im Pesti Hirlap den Nachweis, „daß innerhalb 30 Jahren dem Madjarentum aus dem Judentum über ½ Million Seelen zugewachsen sind". Er fährt dann fort: „Die geschwisterliche Liebe zum Judentum ist madjarisch; sie ist charakteristisch für den madjarischen Genius ... Durch die Verschmelzung wurde ein neuer (ethnographischer) Begriff, der der Judäo-Madjaren, geschaffen. Daß das antisemitische Europa den Vorgang so ansieht, daß hier 2 (europa-)„fremde", 2 „asiatische" Völker sich verbündet haben, das ist der glänzendste Sieg der madjarischen Volks-Seele".

Im chauvinistischen Schrifttum Ungarns ist es üblich geworden, alles, was nicht madjarisch ist, also auch das Deutsche, als „fremd" zu bezeichnen. Dies läßt sich bekanntlich weder geschichtlich, noch rechtlich, noch in kultureller Beziehung rechtfertigen. Die Rumänen im Südosten sind ohne Zweifel die ältesten unter den heutigen Bewohnern Ungarns. Aber auch die Slaven im Norden und Nordwesten und die Deutschen im Westen waren schon vor der Einwanderung der uralisch-altaïischen Steppensöhne im Lande seßhaft. Die deutsche Besiedlung Westungarns zwischen Steiermark-Niederösterreich und der Donau führt, wie v. Krones und unabhängig von ihm v. Peetz jüngst wieder erwiesen, bis auf die Zeit Karl des Großen zurück. Mit den Lebensgewohnheiten des Reitervolkes mongolischer Abkunft hing es zusammen, daß es bloß von der Tiefebene an Donau und Theiß dauernd Besitz zu ergreifen vermochte, die ausgedehnten, mehr oder minder von Gebirgen durchzogenen Randgebiete aber den Völkern belassen mußte, welche schon vor seinem Erscheinen im Besitz derselben waren. Allein dabei blieb es nicht. Schon mit Stephan I. (anfangs des 11. Jahrh.), dem Begründer des ungarischen Staatswesens und seiner Gesittung, traten bereits zwei bedeutsame Erscheinungen in den Vordergrund: der Anfang des deutschen Bürgertums in den Städten und die Aufnahme eines deutschbürtigen Adels, „der Krondienste und Krongüter erwarb und alsbald im Kreise der Großen des Reiches, der Magnaten, durch persönliche Geltung und Versippung heimisch ward" (v. Krones). Die spätere Besiedlung und Kultivierung ausgedehnter Landstriche durch Deutsche erfolgte zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen — besonders unter Geisa II. (Mitte des 12. Jahrh.), unter Andreas II. (1. Hälfte des 13. Jahrh.), unter Bela IV. (Mitte des 13. Jahrh.), unter Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. (18. Jahrh.) — und ist zugleich das Ergebnis grundverschiedener, vielartiger Vorgänge. Nie aber kamen die Deutschen als landflüchtige Fremde, sondern stets gerufen von den ungarischen Königen, stets auf Grund bestimmter, beiderseits vereinbarter und beschworener Verträge!

Was aber Ungarn dem Deutschtum an Kulturelementen sowohl, als auch an der Sicherung des Staates zu danken hat, das läßt sich mit wenigen Worten nicht sagen. Spiegelt sich doch selbst im Sprachschatz des Madjarischen die Tatsache ab, daß eine Fülle von Bezeichnungen der Landwirtschaft, des Verwaltungswesens und der sozialen Verfassung dem Deutschen entlehnt ist.

So erwuchs z. B. das ganze Bürgertum Ungarns auf deutscher Grundlage. Handel, Gewerbe und Bergbau lagen jahrhundertelang ausschließlich in deutschen Händen. Von Preßburg bis Orsowa, von Kaschau und den Zipser Städten bis Neusatz, von Ödenburg (Odinsburg) und Steinamanger bis Kronstadt gibt es keine Stadt in Ungarn, welche nicht deutschen Ursprungs wäre. Selbst in den Städten mit gemischter Bevölkerung hatten die Deutschen den ersten Platz und die damit verbundenen Vorrechte.

So war es und so ist es noch auch auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Es gibt ja überhaupt keine eigenartige madjarische Kultur. Schon v. Löher mußte schreiben: „Vergebens forscht man nach ein paar Bausteinen, welche Madjaren zum großen Fortschritte der Menschheit beigetragen hätten. Es gibt keine einzige Kulturidee — sei es im Rechts-, Kriegs- und Staatswesen, in Religion und Sitte, in Kunst und Wissenschaft, oder auf welchem Gebiete immer es sein möge, die von Ungarn aus den Weg zu der gebildeten Welt genommen hätte ... Ungarn war immerdar ein Verzehrer und konnte, was ihm an geistigem und sonstigem Gute von anderen Völkern zufloß, niemals mit etwas anderem bezahlen, als mit Korn, Vieh, Wein und ausgezeichnetem Soldatenmaterial."

Die gesamte Kultur Ungarns ist deutschen Ursprungs. Es ist deshalb auch keine dichterische Überhebung, sondern es entspricht den nackten geschichtlichen Tatsachen, wenn Felix Dahn schreibt:

„Den Pflug, das Korn, die Sitte, das Kreuz, die Kunst, das Recht —
Wir brachten sie dem dumpfen, barbarischen Geschlecht."

Und was die Deutschen alles geleistet haben für Sicherung und Sicherheit des Landes von der ersten Ansiedelung der Siebenbürger Sachsen — „ad retinendam coronam" — bis zur Vertreibung der Türken durch deutsche Truppen unter deutschen Führern, mit deutschem Blute und deutschem Gelde, ja auch zur Erringung der „ungarischen Freiheit" in den Kriegen 1848/49: das bleibe wenigstens bei uns im Reiche unvergessen!

Aber auch heute noch sind die Deutschen, die amtlich gezählten und die nicht gezählten, die wichtigste Bürgschaft für die fortschreitende Europäisierung des Landes, und in sprachlicher Hinsicht das wichtigste Bindemittel für die Verständigung mit dem europäischen Westen.

Die Deutschen sind also keine „Fremden" im Lande, und auch ihre Sprache ist keine „fremde". Sie hat gleiches Bürgerrecht mit allen übrigen Schwestersprachen des Landes. Die Geschichte, das Leben, die Verdienste der Deutschen um den Staat haben sie heimisch gemacht. Wenn es nicht so wäre, warum würde dann die ungarische Gesetzgebung aller Jahrhunderte bis zum Jahre 1868 dieser Sprache (und den anderen nichtmadjarischen Sprachen) so bestimmte Rechte eingeräumt haben? Es ist Gedankenlosigkeit oder ein frevles Spiel mit Worten, wenn man fortwährend die Mehrheit im Lande als „fremdsprachig" (idegenajku) bezeichnet, um so widersinniger, da die Voreltern dieser Bevölkerung schon vor den Madjaren im Lande waren, und um so widerlicher,

wenn diejenigen, welche mit Vorliebe von den Deutschen als „Fremdsprachigen" schreiben und sprechen, vor kaum einem Menschenalter aus Galizien oder von anderswo her eingewandert sind und als Volk für die Kultur und Gesittung Ungarns noch nichts geleistet haben.[1])

Es gibt in Ungarn ein Gesetz, welches zu den Grundgesetzen des Staates gehört und den Titel führt: „44. Gesetzartikel aus dem Jahre 1868 über die Gleichberechtigung der Nationalitäten". Man heißt es gewöhnlich kurzweg das „Nationalitätengesetz". Es stellt fest, wie weit jeder ungarische Staatsbürger im öffentlichen Leben ein Recht auf den Gebrauch seiner Muttersprache hat. Nach diesem Gesetz bilden „die Länder der hl. ungarischen Krone" die „in politischer Hinsicht unteilbare, einheitliche, ungarische Nation, welche sämtliche Staatsbürger Ungarns ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens ausnahmslos umschließt". Gegenwärtig ist nun aber der Sprachgebrauch folgender: Alles, was im Volkstum des Landes nicht madjarisch ist, gehört zu den „Nationalitäten", zu den „Fremden"; die Madjaren dagegen sind keine Nationalität, sondern „die Nation"! Auf dieser Fiktion baut sich eine ganze Reihe von Rechtsverletzungen und Verfolgungen auf, die über die Deutschen (und die anderen „Fremden") verhängt werden. Die Fiktion wird dadurch ermöglicht, daß in der (madjarischen) Staatssprache ein Unterschied zwischen „ungarisch" und „madjarisch" nicht gemacht werden kann, weil die Bezeichnungen für beide Fälle „madjar" lauten. So werden durch das einfachste Mittel von der Welt alle Staatsangehörigen zu Madjaren gemacht, indem die Ausdrücke „Madjar, madjarisch" bald in staatsrechtlichen, bald im Rassen- (ethnographischen) Sinne gebraucht werden. Nachdem aber im ungarischen Staate Millionen nichtmadjarischer Bürger

[1]) Die Deutschen in Ungarn erfreuen sich nicht eines zusammenhängenden Sprach- und Volksgebietes, wie z. B. die Rumänen. Sie sind über das ganze Land zerstreut. Nur in einzelnen Randgebieten wohnen sie in größerer Zahl beisammen. Es hängt dies mit der Besiedlung des Landes durch die Deutschen zusammen. Für die Kultur Ungarns war und ist diese Tatsache ein unberechenbarer Vorteil; für die gegenwärtige politische Stellung des Deutschtums in Ungarn ist sie von unberechenbarem Nachteil. Gebiete, in welchen die Deutschen in größerer Masse wohnen, sind folgende: an der Westgrenze Ungarns (Komitate Preßburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg) 350000; in Oberungarn (Kom. Neutra, Thuroz, Trentschin, Zips, Saros usw.) 150000; im Nordosten am Fuße der Waldkarpaten (Kom. Marmarosch, Bereg usw.) 80000; Siebenbürgen im ganzen 233000; dann die sogenannten „Schwaben" in Südungarn im ganzen an 900000, nämlich im Banat (zwischen Donau, Theiß und Miereſch) 452000, in der Batschka (zwischen Donau und Theiß) 200000 und in der „schwäbischen Türkei" (zwischen Drau, Donau und Plattensee) 208000; dann im Innern des Landes zu beiden Seiten des Bakonyer Waldes von Veßprim bis Gran und Waizen und um Ofen-Pest 300000. Von der deutschen Gesamtbevölkerung kommen bloß 438000 auf die Städte. Die Hauptstärke des ungarischen Deutschtums liegt glücklicherweise in der Landbevölkerung (1,7 Millionen).

wohnen, so ist doch klar, daß von der im staatsrechtlichen Sinne genommenen „ungarischen (in der Staatssprache natürlich: „madjarischen") Nation" (d. h. der Gesamtheit aller Staatsangehörigen) aufs strengste zu unterscheiden ist die im Rassensinne genommene „madjarische Nationalität". Wer nun den politischen Begriff der „ungarischen Nation" für gleichbedeutend nimmt mit dem Rassenbegriff der „madjarischen Nationalität", der leugnet einfach das Dasein der Mehrheit der Staatsbürger Ungarns. Das geschieht denn auch tagtäglich in der Presse, wie im Reichstage. Auf der Eskamotage, welche mit dem politischen Begriff „ungarisch" und dem ethnographischen Begriff „madjarisch" getrieben wird, beruhen Behauptungen wie: „Wer in Ungarn lebt, ist Madjar" — „Wer ein Staatsbürger von Madjarország (d. i. Ungarn, wörtlich aber: Madjarenreich) ist, der muß auch madjarúl (madjarisch) sprechen, darf nur für die Madjar-Kultur und für keine „fremde" arbeiten usw. Als jüngst im Reichstag ein „Nationalitäten"-Redner von den Madjaren als einer „Nationalität" Ungarns sprach, erfolgten stürmische Unterbrechungen desselben („Jagt ihn hinaus aus dem Lande, dessen Brot er ißt" usw.). Wer von den „Sachsen" als einer Volksindividualität spricht, wird niedergebrüllt: „In Madjarország gibt es keine Sachsen, sondern nur Madjaren". Als ein slovakischer Redner den Ausdruck „ungarische Nationalitätenfrage" gebrauchte, wurde er vom Präsidenten zur Ordnung gerufen, da es in Ungarn eine Nationalitätenfrage nicht geben könne: es gebe nur eine „einheitliche ungarische Nation". Das frühere Reichsratsmitglied Edmund Steinacker hat einmal in der „Groß-Kikindaer Zeitung" in rein sachlicher Weise den Unterschied zwischen „ungarisch" und „madjarisch" den Lesern dargelegt und behauptet, daß man, um ein guter „Ungar" zu sein, wie dies alle Deutschen seien, durchaus nicht „Madjar" zu sein brauche: er ist dafür „wegen Aufreizung gegen eine Nationalität" vor das Schwurgericht in Szegedin geladen, wo er selbstverständlich für schuldig erkannt werden wird[1]); denn bei den politischen Tendenzprozessen in Ungarn ist das Urteil bereits vor der Gerichtsverhandlung fertig. In diesem Falle gibt es also doch „Nationalitäten" und sogar eine „madjarische Nationalität"!

Das „Nationalitätengesetz" würde den Nichtmadjaren eine leidliche Existenz im Lande sichern, wenn es eingehalten würde. Aber es ist tausendfach durchlöchert durch Ministerialverordnungen, durch die „Praxis" der Gerichte, durch tausend und abertausend teils grundsätzlich, teils zufällig und willkürlich durchgeführte Übertretungen seitens der Verwaltungsorgane und Polizeibehörden. Man müßte ein dickes Buch schreiben, wollte man auch nur gruppenweise alle Übertretungen dieses Gesetzes aufzählen. „Das Nationalitätengesetz wird nicht gehalten", schrieb die Kronstädter Zeitung in ihrer Nr. 230 am 3. Oktober 1902, „sondern fort und fort von den Behörden übertreten, und diejenigen, welche die Einhaltung desselben erbitten, bitten in allen

[1]) Ist geschehen: 8 Tage Gefängnis und 100 K Geldstrafe!

Fällen erfolglos. Weder eine Gerichts- oder Verwaltungsbehörde, auch nicht die ungarische Regierung, auch nicht der ungarische Reichstag haben bis heute Abhülfe geschafft." Daran reihte das Blatt eine umfangreiche Zusammenstellung von Gruppen, in welchen von amtswegen und grundsätzlich das Gesetz nicht durchgeführt wird. „Gegen einen Übertreter des Nationalitätengesetzes findet man kein Recht." Der Artikel konnte der sonst so spürnasigen Staatsanwaltschaft unmöglich entgangen sein. Aber man klagte nicht, weil man weiß, daß durch eine öffentlich geführte Verhandlung die große Lüge nur noch bekannter würde. Und dieser von staatswegen fortgesetzten Lüge gegenüber vermag es der „Pester Lloyd", mit verblüffender Dreistigkeit zu schreiben: „Die ungarische Regierung hat niemals etwas getan, die Durchführung des Nationalitätengesetzes zu verhindern."

Bei einer derartigen Handhabung des für die Nichtmadjaren wichtigsten Staatsgrundgesetzes wird es auch leicht verständlich, warum die Regierung auf die von chauvinistischer Seite wiederholt verlangte Aufhebung des Gesetzes nicht eingeht. Dieses papierne Gesetz ist ein gar wertvolles Schaugericht! Das schlecht unterrichtete Ausland kann man ja an der Hand des Gesetzes darauf verweisen, wie in dem „freisinnigsten Nationalitätengesetze des Weltalls" die sprachlichen Rechte aller Bürger des „nach liberalen Grundsätzen" regierten Staates grundgesetzlich gesichert seien!

Die Verfolgungen des Deutschtums richten sich nicht gleichmäßig gegen alle Deutschen. Das System ist natürlich allen gegenüber das gleiche. Der alles selbständige Leben der angeblich „autonomen Behörden" ertötende Bureaukratismus, welcher dem auf Unterdrückung und Ausrottung des deutschen Kulturlebens gerichteten System zur Seite steht, macht eine erfolgreiche Willensbetätigung an sich schon unmöglich. Wohl haben z. B. die Komitate „freie Beamtenwahl"; der zu wählende Beamte darf aber nicht etwa aus der Gesamtzahl der Bewerber, sondern nur aus jenen drei Kandidaten ausgewählt werden, welche der — nicht dem Gesetz, sondern dem Minister persönlich verantwortliche — Obergespan zur Wahl kandidiert!

Man läßt nun alle diejenigen unserer Volksgenossen ungeschoren, welche die systematische Entrechtung und Entdeutschung stillschweigend über sich ergehen lassen. Solche, welche in der Ablegung der ererbten deutschen Familiennamen, in der Beseitigung der deutschen und der Einrichtung madjarischer Volksschulen, in der Einführung madjarischen Gottesdienstes, madjarischer Protokollsprache in den Gemeinde- und Schulausschußverhandlungen, in der Wahl madjarischer oder madjaronischer Vertreter in den Reichstag usw. besonders eifrig sind, wie z. B. die Zipser Deutschen, werden in der Presse und in öffentlichen Reden, in Ministerialerlässen und im Reichstag sogar noch ganz besonders belobt wegen ihrer „patriotischen Gesinnung".

Wo aber ein Zweifel an die Alleinberechtigung des Madjarentums sich an die Öffentlichkeit wagt, sei es in der Presse, sei es in den Verhandlungen der

Schulstühle, der Gemeinden, der Komitatsversammlungen, des Reichstags; wo unter Berufung auf die bestehenden Gesetze die Einhaltung derselben gefordert wird: da setzt sich sofort die ganze Staatsmaschinerie vom Minister bis zum letzten Komitatsschreiber in Bewegung gegen die „undankbaren Meuterer, welche madjarisches Brot essen", die „pangermanistischen Agitatoren, welche sich vom Mark des Landes mästen und gleichzeitig gegen Geld Ungarn an Deutschland verraten wollen", gegen die „Staatsverräter", „die Giftmischer, welche das Volk verführen", und wie eben diese liebkosenden Bezeichnungen alle heißen. Da wird „der eiserne Arm der Hungaria" angerufen, „die Frevler zu zermalmen", wie dies jüngst ein Ministerialrat gelegentlich einer öffentlichen Installationsrede getan hat.

Solcherweise werden die Siebenbürger Sachsen seit Jahrzehnten behandelt. Neuerdings haben sich nun auch die Banater „Schwaben" die patriotische Aufmerksamkeit zugezogen.

Dieses tüchtige deutsche Bauernvolk, das im Laufe von kaum 1½ Jahrhunderten fieberhauchende Wüsteneien in Paradiese und zu den Kornkammern Ungarns umgeschaffen hat, hat bisher seine „Intelligenz" (d. h. diejenigen, welche höhere Bildung sich erwarben) willig und selbstverständlich als „Kulturdünger" an die Madjaren abgegeben, seine Steuern pünktlich bezahlt, den Blutzehnten entrichtet, die Regierungskandidaten auf Kommando in den Reichstag entsandt, im übrigen aber, von seinen wirtschaftlichen Angelegenheiten ganz in Anspruch genommen, sich um öffentliche oder gar politische und nationale Angelegenheiten gar wenig bekümmert. Sie ertrugen es z. B. vor einigen Jahren noch als ganz selbstverständlich, daß bei einer großen Ausstellung des „Südungarischen landwirtschaftlichen Bauernvereins", einer rein deutschen Schöpfung, deren Mitgliedschaft nach vielen tausenden zählt, nur madjarische Aufschriften zur Verwendung kamen, mit denen die Veranstalter und Beschicker der Ausstellung nichts anzufangen wußten, daß der Landwirtschaftsminister dem ihn in deutscher Sprache begrüßenden Vorstand, einem schwäbischen Bauern, als Antwort den Verweis erteilte: „Ich hoffe, daß Ihr Sohn mich wird madjarisch begrüßen können" usw. Der politischen Schulung, welcher sich die Siebenbürger Sachsen erfreuen, ebenso entbehrend, wie der politischen Führung und Organisation, wurden bereits die Jahrzehnte ausgerechnet, innerhalb welcher „die brave, fleißige, ruhige und patriotische Bevölkerung des Banats" in dem Zukunftsvolk der Neu-Madjaren aufgegangen sein würde. Da entstand zunächst eine Unzufriedenheit und aus dieser ein Widerstand auf einem Gebiete, das man schon vollständig in der Hand zu haben glaubte, und auf dem die sinnlose Madjarisierungswut allerdings auch die größten Verheerungen angerichtet hat, nämlich auf dem Gebiete des Volksschulwesens.

Wohl bestimmt der § 17 des „Nationalitätengesetzes": „Der Unterrichtsminister hat die Pflicht, in den Staatsschulanstalten nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß die in größeren Massen zusammenlebenden Staatsbürger jedweder Nationalität in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in

im Schuljahr 1900/01), welche bisher allen Lockungen zur „Verminderung ihrer Schullasten" mannhaft widerstanden haben; auf die übrigen „gezählten" 2 Mill. Deutschen mit ca. 360000 schulpflichtigen Kindern kommen dann noch — 117 rein deutsche Volksschulen!

Die Hauptschuld an diesen Zuständen liegt allerdings in der Lässigkeit der Deutschen selbst. Die Slovaken und Rumänen wahren sich ihr nationales Schulwesen mit viel mehr Nachdruck und Erfolg. So haben z. B. die 2¼ Mill. Rumänen noch immer 2309 Volksschulen mit ausschließlich rumänischer Unterrichtssprache.

In Ofen-Pest leben unter 732000 Einwohnern nach amtlichen Ausweisen 105000 Menschen, welche den Mut hatten, trotz allen behördlichen Druckes zum Deutschen als der Sprache sich zu bekennen, „die sie am liebsten sprechen", mit ungefähr 18000 schulpflichtigen Kindern. Für sie besteht keine einzige deutsche Volksschule. Ja auch das kümmerliche Dasein, welches die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand in einer Anzahl von hauptstädtischen Volksschulen fristete, wurde auf Verlangen der Schullehrer und Schulstühle beseitigt. Auch den tausenden von Reichsdeutschen, welche in Ofen-Pest leben und die sich wahrhaftig nicht durch hervorragendes Deutschbewußtsein oder besondere Nackensteife auszeichnen, wird nicht gestattet, eine deutsche Privatschule unter Anpassung an die Schulgesetze des Landes sich einzurichten. Was in England und in Spanien, in der Türkei und in Südafrika, in Rußland und in den südamerikanischen Raubstaaten den dort wohnenden Deutschen als etwas ganz Selbstverständliches gewährt wird: die Errichtung deutscher Privatschulen — in Ofen-Pest ist dies nicht zu erreichen!

Dabei wird in den statistischen Ausweisen des Unterrichtsministers (Néplanitók lapla, 1902, 47. Heft) anerkannt, daß die deutschen Volksschulen sowohl inbezug auf Schulbesuch als auch inbezug auf die erreichten Ergebnisse allen anderen Volksschulen des Landes, auch den madjarischen, weit voranstehen!

(Schluß folgt.)

Nur getrost und frisch alles aufs Spiel gesetzt, was euch die Welt nehmen kann! Die Wohnungen des Lebens sind viel weiter als die Wohnungen des Todes.

* * *

Euer Leben ist eine Ritterschaft, kämpft freudig, nicht sag ich mit Schwertern und Spießen, sondern mit Geduld, Sanftmut und Freundlichkeit gegen jedermann!

* * *

Gottseligkeit ist nichts andres als Gottesdienst, Gottes dienst aber ist Dienst am Nächsten.

Aus: Martin Luther. Denn der Herr ist dein Trotz. Auszüge aus seinen Werken. Gewählt von Fritz Bredow. Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig.

Immer frischere Luft und immer helleren Sonnenschein für unsere höheren Schulen! [1])

Von

Alfred Biese—Neuwied.

Das muß das Bestreben aller derer sein, die berufen sind, unserer heranwachsenden Jugend Herzens- und Geistesnahrung zuzuführen und mit den Forderungen der Allgemeinbildung, wie eine Jahrhunderte alte Kultur sie erzeugte, die Forderungen der lebendigen Gegenwart zu verbinden.

Es gibt kein schöneres Gleichnis für das geistige Geben und Darbieten, als das Ausstreuen des Samens, und für das geistige Nehmen und Empfangen, als das des Aufnehmens, wie es der Acker vollzieht. Aber es muß auch wie auf dem Felde ein frischer Luftzug durch die Schulräume, auch in geistiger Hinsicht, wehen und Sonnenschein hineinfluten in die jungen Herzen. Und wie deuten wir dies Bild? Der Sonnenschein ist mit einem Worte der Idealismus, d. h. jene Erkenntnis, daß über der Sinnenwelt sich eine geistige Welt erhebt, daß von den Ideen dieser erst jene ihre Durchleuchtung, ihren tieferen Sinn und Wert, erhält. Schon der kleine Sextaner kann spüren: in der Religionsstunde, was Herzensfrömmigkeit, d. i. Hingabe an den Vater im Himmel bedeutet, in der Geschichtsstunde, was Liebe zum Vaterlande, d. i. auch wieder eine Hingabe für einen über das Einzelne und Sinnliche hinausgehenden Zweck, in der Naturgeschichtsstunde, welche wundersamen Zwecke in der schönen Form, in dem symmetrischen Bau der Pflanzen und Tiere, in ihren Organen usw. sich ausdrücken; er lernt ferner ahnen, was Pflicht ist auch im Kleinsten, ja, er bekommt schon einen Begriff davon, was wissenschaftliche Arbeit ist, wenn er bei jedem fremdsprachlichen Satze spürt: nur wenn du genau fragst nach Verbum, Subjekt, Objekt usw., gelangst du zum Ziele, zur Erfassung des im Satze ausgesprochenen Gedankens. Ja, der heranwachsende Knabe muß immer mehr zu jener Erkenntnis heranreifen, daß er nicht lernt, um später sein Wissen in bare Münze umsetzen zu können; denn keine höhere Schule will und darf eine Fachschule sein, sondern die drei Schwesteranstalten wollen und sollen vor allem geistige Werte übermitteln, die alle umschlossen werden von jenem über das Nützlichkeitsprinzip

[1]) Diese Wendung hatte ich in einer empfehlenden Anzeige der „Monatsschrift für höhere Schulen" gebraucht, worauf mich der Herausgeber dieser Zeitschrift bat, den Gedanken weiter auszuführen.

erhabenen Idealismus. Eine fremde Sprache lernen, sei sie tot oder lebendig, bezweckt nicht in erster Linie, Theologen oder Philologen die späteren Wege zu ebnen, oder das Reisen im fremden Lande zu erleichtern u. dgl. m., sondern eine fremde Sprache kennen bedeutet, den eigenen Geist um den Geist des fremden Volkes erweitern. Sprache ist wortgewordener Geist, Sprachkunde ist Volkskunde, und je fremder, je ferner der eigenen die fremde Sprache ist, desto reicher der Gewinn, desto mannigfaltiger die Anregung für die Schärfung des Urteils, für die Erweiterung des Gesichtsfeldes, für die Bereicherung des Innenlebens.

Je mehr wahrhaft wissenschaftlichen, d. h. philosophischen Geist wir in die Behandlung der mannigfachen Stoffe hineintragen, d. h. je mehr wir immer den Blick auf das wirklich Wesentliche und Kernhafte richten, je mehr wir Wahrheit und Schein trennen und das Einzelne unter den Gesichtspunkt des Allgemeinen rücken, desto frischere Luft und desto helleren Sonnenschein werden wir in die höheren Schulen hineintragen. Hinweg also mit Spezialistentum, Banausentum und Pedanterie! Hineinströme in die Seelen der Unterrichtenden und Unterrichteten die Erkenntnis: mit der Richtung auf eine sachliche Wahrheit, eine Idee, erhält all unser Tun ein Ziel jenseits der unmittelbaren Eindrücke, und das ist die Hauptsache! Jene Zeit der Lehrpläne von 1882 mit ihrer Bevorzugung des rein Historischen, Tatsächlichen ist vorüber, die im Zusammenhange mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften und der Technik eine Folge des Buchstabenkultus, des Konjekturen-Unwesens in der Philologie war; die Lehrpläne von 1891 und 1901 weisen rüstig auf jene Bahn hin, die in allem und jedem eine geistige Durchdringung und Verarbeitung fordert.

Es genügt nicht, ein Gedicht hersagen zu können, sondern durch das gesprochene Wort muß das Gefühl, muß der Gedanke hindurchklingen; es genügt nicht — nein, es kann sogar Frevel sein —, ein Gedicht in Prosa umzusetzen und in ein Dispositionsschema zu zwängen; sondern der Gehalt muß gehoben werden, es müssen Bilder vor das geistige Auge treten, und Stimmungen, Empfindungen, Ideen sich in die Seele senken. Aber freilich Geist kann nur wecken, wer Geist hat, Freiheit des Gedankens nur übermitteln, wer selbst in ihrer reinen, frischen Luft lebt und webt.

Es genügt nicht, in einer fremden Sprache Satz für Satz, Kapitel für Kapitel zu übersetzen, unter dem Wahlspruche: „die Masse macht es", sondern nach dem Motto: „Non multa, sed multum" muß jedes Kapitel, jede Reihe von Versen und Strophen sich in den Zusammenhang eines größeren Ganzen einordnen, und dieses muß in seinem Aufbau, seiner Gliederung, seinem Gedankeninhalt gemeinsam erarbeitet werden, ebenso wie die Übersetzung eines Satzes, eines Kapitels. Hinweg also mit jener Pedanterie, die nur eine Übersetzung als zulässig erachtet und sklavische Unterordnung des Schülers unter die Weisheit des Lehrers fordert, die nur Angst und Zittern anstatt Lust und Liebe verbreitet, die nur am Einzelnen klebt und nicht zur Idee sich zu erheben vermag! Wo Pedanterie waltet, da herrscht dumpfe Luft und fröstelnde Kälte. Daher Fenster und Türen und

Herzen auf, und laßt hineinwehen und hineindringen Lenzesluft und Lenzessonnenschein eines erfrischenden und befreienden, erwärmenden und erleuchtenden Geistes, der lebendig und frisch, ohne Enge, mit dem philosophischen Blick auf das Wesenhafte, jeden Stoff behandelt. Nicht der Stoff, ob dem Altertum oder der Neuzeit entnommen, ist das Entscheidende und Wichtigste, sondern das Wie der Behandlung. Woran ich die Herzen entzünde, ist weniger wichtig, wenn sie nur brennen; das kann ich in der englischen Stunde an Macbeth, in der griechischen an der Antigone, in der deutschen an Iphigenie u. a. ebenso gut erzielen. Es kann auch eine Stunde griechischer Formenlehre oder Xenophon, es kann auch eine Mathematikstunde in den mittleren Klassen einen gewissen großen Zug — gerade bei der Gründlichkeit im einzelnen — zeigen und Gedanken übermitteln. Die antiken Dichter und Historiker werden noch einmal so lebendig, wenn man sie unter den Gesichtspunkt auch der modernen Anschauungsweise rückt, wenn man das Allgemein-Menschliche mit dem Nationalen und Individuellen verbindet, wenn man die großen Gesichtspunkte von Kunst- und Volkspoesie, Reflexions- und Gelegenheitsdichtung oder steigender und sinkender Kulturentwicklung festhält und so die Brücke zu schlagen weiß zwischen Alkaius und Horaz, zwischen Horaz und Goethe, zwischen Sophokles und Shakespeare und Goethe oder zwischen einem Thukydides, einem Tacitus und einem Ranke und Mommsen.

Himmelssonnenschein für die junge werdende Seele bedeuten weiter vor allem Heiterkeit und Frohsinn, die sich mit dem Ernste wissenschaftlicher Tüchtigkeit paaren. Der verbitterte Griesgram, der selbst nie jung gewesen ist, oder der verknöcherte Junggeselle, der keine Ahnung davon hat, was häusliche Arbeit mutwilliger Knaben besagt, oder der Vater von sogen. Mustersöhnen, der alle übrigen an diesen mißt, sind Gift für die Schule. Mit der souveränen — humorvollen — Heiterkeit sollen sich Freimut und Wahrhaftigkeit einen. Auch der Religionslehrer heutigen Tages soll nicht zurückhalten mit dem Gedanken, daß alles Unvergängliche, Ewige uns nur im Gleichnis zu verstehen gegeben ist, daß das Streben, nicht der Besitz der Wahrheit unser Teil ist; er soll sich nicht scheuen, an die großen Probleme der Religionswissenschaft wenigstens heranzuführen und Fragen und Zweifel der Schüler mit duldsamem Sinne erörtern. — Kurz und gut: Sonnenschein bringt ein ins Schulzimmer mit einer sonnigen Lehrerpersönlichkeit, d. h. mit jener, die von Liebe und Verständnis zur Jugend durchglüht und von jener Kraft durchdrungen ist, geistiges Leben in den Knabenseelen zu entzünden.

Der Lehrerberuf ist ein wahrhaft königlicher, sein Reich ist das Reich des Geistes, das Reich der Ideen; aber auch hier gilt das Wort: Viele sind berufen, wenige sind auserkoren. Wer nicht gesund an Leib und Seele, sondern reizbar, nervös, hastig, ungeduldig und unduldsam ist, wem es nicht eine Lust ist, Seelen zu bilden und das fügsame Wachs zu formen, sondern wer nur Stundengeber ist, der sollte lieber draußen bleiben. Zum Brotstudium ist die Jugendbildung wahrlich ein viel zu kostbar Ding. Nur die Besten der Nation sind gerade für diesen Beruf gut genug. Möchte solche Erkenntnis doch auch

in jene Kreise bringen, die sich heutigen Tages noch „vornehm“ zurückhalten von einem Stande, der freilich an äußeren Ehren nicht sonderlich reich ist, um so reicher aber an inneren Werten. Es ist ein schier göttlicher Beruf, denn er kann frisches Geisteswehen und hellen Sonnenschein in Herz und Gemüt der Jugend leiten, er kann „mit gelassener Hand segnende Blitze säen“ und die köstlichste Saat zum Gedeihen und zur Reife bringen.

Und was soll die Frucht bilden, was wollen wir erzielen mit unserer Unterweisung? Wir wollen durch Unterricht erziehen nicht zu Träumern und Schwärmern, die nur in einer fremden Welt leben und die Gegenwart nicht begreifen, auch nicht bloß zu möglichst kenntnisreichen, sondern zu möglichst innerlich tüchtigen, glücklichen Menschen. Was heißt aber innerlich tüchtig und glücklich? Beides ruht auf der harmonischen Entwicklung der Geisteskräfte, also auf der Harmonie, dem Frieden in sich, auf der Harmonie zwischen sich und Gott, zwischen sich und der Welt. Das alles umschließt das intellektuelle und das religiös-sittliche Ideal. Glück strahlt nur der aus, der glücklich ist, und tüchtig in seinem Tun und Schaffen ist nur, wer nicht müde wird zu streben, in sich vollendet zu sein.

Gemäß den drei Grundkräften unserer Seele, dem Denken, Fühlen, Wollen, können wir drei Arten von Menschen unterscheiden: den theoretischen, den ästhetischen, den ethischen.

Der Mensch, der nur mit dem Auge des Verstandes die Welt und die Menschen anschaut, ist trotz des Reichtums an Urteil, Scharfsinn, Klugheit, Berechnung doch nur ein armer Tropf, denn sein Kopf ist nicht nur kühl, sondern auch sein Herz; ihm fehlt die wärmende Glut der Gottesliebe und des Mitgefühls für andere, er erstarrt in Selbstsucht, und diese erzeugt Neid, Eifersucht, Mißgunst. Ihm ist die Kunst und die Wissenschaft nur ein äußerer, überflüssiger Schmuck des Daseins, nicht eine notwendige, tiefe Offenbarung der innersten Volksseele.

Der ästhetische Mensch, der ganz Herz, ganz Gemüt, ganz lebensvolle Anschauung ist, der in der Erscheinungen Flucht die Sinnbilder ewiger Schönheit erblickt, dem die Phantasie die Wirklichkeit verklärt, das Sinnliche durchgeistigt, dessen überströmendes Gefühl die Natur belebt und die Menschheit in Liebe umfaßt, — der ästhetische Mensch, sage ich, ist auch noch nicht das Ideal: die starke Empfindung führt leicht zu Empfindsamkeit, zu Gefühlsschwelgerei und andererseits zu Empfindlichkeit, Argwohn, Mißtrauen; der dem Wechsel der Stimmungen Unterworfene sieht bald alles in rosigem Glanze, bald alles grau in grau; er mißt das Große klein, das Kleine groß; seine rege Phantasie gaukelt ihm in Furcht und Hoffnung falsche Bilder vor das innere Auge, die ihn bald zur Verzagtheit und Verzweiflung, bald zu übertriebenem Selbstgefühl, zum Übermenschentum verleiten und verlocken. Wer zu weich, zu herzlich, zu vertrauens- und hoffnungsselig ist, der fällt von einer Enttäuschung und Niederlage in die andere, der verzehrt sich selbst. Das Gleichgewicht gewinnt nur, wer Verstand und Gemüt, Besonnenheit und Begeisterung in gleichem Maße ausbildet und seinen Schwerpunkt findet in sittlich-religiösen Ideen.

Die Krone trägt der ethische Mensch mit dem auf das Göttliche gerichteten Willen, wie ihn Paulus schildert in dem unvergleichlichen Kapitel 13 des ersten Korintherbriefes. Diesem Ideal eines in sich harmonischen, in sich friedevollen, weil von Glauben, von Hoffnung, von Liebe erfüllten Menschen sollen wir Lehrenden nachstreben, um die Lernenden zu uns hinaufzuziehen.

Im stillen Dorf.

Hier unten, wo uns alles doch geschenkt,
Wo hinter allem, was wir sehn, die Hand
Des unsichtbaren Vaters sich versteckt, —
Und wo noch, wie in meinem stillen Dorf,
Das Glück ein eignes reines Glänzen und
Gott-Vater seine Schar von Kindern hat — —,
Da rührt mich oft ein ganz alltäglich Ding:
Ein Lampenlicht, davor ein spielend Kind,
Das nichts als ein paar Scherben um sich hat;
Ein Mütterlein im Häubchen, das da strickt;
Großvaters Stuhl am Ofen, dicht dabei
Ein Kätzchen, das sein Spinnerliedchen schnurrt;
Ein Schornstein, der zur Heimkehr Abends dampft
Und eine warme Schüssel drin verspricht;
Der Feierabendglocke tiefer Laut,
Der stark wie ein Gebet zum Himmel steigt.
Und in der Ernte heller Sichelklang
Und Sensendengeln um die Vesperzeit.
Ein Bauernbursch, der um sein Mädchen freit;
Und dann — der stille Sonntagnachmittag.
O Gott! was das für gute Dinge sind!
Ich bitt Dich, laß das Letzte nicht vergehn
Der guten alten Zeit. — Ich weiß, es weht
Ein andrer Wind durch unsre Gassen heut.
Und eine andre Menschheit, die da rennt
Auf neuen Wegen nach ganz andrem Ziel.
Und doch! was kann die Erde höhres je
Uns geben als ein — reines Kinderherz
Und Gottesfurcht und Mut zu Männertat?
Hör! Dieser Dreiklang klingt in Harmonie
Am schönsten noch in einem stillen Dorf,
Wo sich im Kleinsten uns das Größte zeigt,
Und, wenn Gott-Vater spricht, der Mensch noch schweigt.

Karl Ernst Knodt.

Was uns not tut.

Ein Wort der Verständigung.

Von

Fritz Lienhard.

Der Literaturbericht des vorigen Heftes unserer Monatsschrift wandte sich in seinen einleitenden Bemerkungen mit Recht gegen übertriebene oder mißbräuchliche Anwendung des Schlagwortes „Heimatkunst". Nicht scharf genug kann man sich da äußern in unserer schlagwörterfrohen Zeit. Aber jene Betrachtung enthielt zugleich Wendungen gegen die Sache selbst und lief in das Bekenntnis aus: „Je länger man darüber nachdenkt, um so verwirrter ist einem der Schädel." Da auch ich zu den „Vorkämpfern für Heimatkunst" gezählt werde — das Wort selbst habe ich immer nur als eins der Mittel betrachtet, unsere Kultur wieder auf breitere Basis zu stellen — so sehe ich in dieser Verlegenheit meines unmittelbaren Herrn Nachbars einen Anlaß, die Sache zu verteidigen, für deren Ernst und Größe jenes schwache Wort ein unvollkommenes Hülfsmittel ist.

Nicht nur jedes Schlagwort, auch jedes charakterisierende Wort ist nur begreiflich durch Vergleich und Gegensatz. Schön und häßlich, gut und schlecht, hell und dunkel, Stadt und Land, Inland und Ausland usw.: — die Beispiele fliegen um uns her, die uns vor Augen führen, wie sehr wir vergleichend und gegensätzlich denken und sprechen müssen. Was heißt z. B. Idealismus? Was heißt Weltliteratur? Was heißt Kosmopolitismus, Humanismus, Symbolismus usw.? Es sind Hülfsworte für eine neu anbrechende geistige Regung im Gegensatz oder Verhältnis zu einer anderen oder vorhergehenden Richtung.

So bedeutet das Wort „Heimatkunst" einen Ausdruck nationalen Unbehagens wider die uns überwuchernde „Auslandskunst", die zugleich eine unfrohe Literatur der Entartung oder der Anklage ist. Deutschland mit seiner geschichtlichen Vergangenheit, seiner Volksart, seinen Geistesschätzen und Gemütswerten ist unsere Heimat, räumlich gesprochen; unsere Persönlichkeit mit allen Besonderheiten und Harmonien ist unsere Heimat, geistig gesprochen. Und der Persönlichkeit Kernpunkt hinwiederum ist das Göttliche, das Lichtgeschaffene: Gott ist unsere letzte Heimat, unsere innerste Heimat. Also ist „Heimatkunst" eine Kunst, die vor allen Dingen alles künstlerischen und dichterischen Schaffens Wurzelgrund erst wiederum sucht und von da aus dann gestaltet und singt. Es wäre nicht

gerecht, nur eine Ortsbezeichnung darin zu sehen und nicht vielmehr zugleich die Bezeichnung von Wesenserscheinungen, die mit jenem Gefestigtsein verbunden sind.

Ich zitiere — um oft Gesagtes nicht wiederholen zu müssen — aus meiner unmittelbar hierhergehörigen Schrift „Die Vorherrschaft Berlins", die über ihr Thema hinaus den Literaturgeist der Gegenwart betrachtet: „Ob in jedem Gau des Reiches Literatenblätter emporschießen, die ihre jeweilige Landschaft abgrasen — darauf ist geblasen und gepfiffen. Das verzehnfältigt ja nur das Übel. Das Übel ist aber dieses: unserer Literatur fehlt Seele und Wärme! Nicht die Liebe und nicht die gestaltende Phantasie sind heute das verklärende Element. Vernünftelei regiert in der Literatur Europas ... Ein Mensch, der heut unbefangen vom Herzen aus lebt, der „großherzig" — wie Ruskin sagt — durch diese kalte oder banale Welt des Vernünftelns geht, ist darin wie verraten und verkauft ... Demgegenüber was rühmt Goethe zu Eckermann (1827) an der geistesfreien Nation der Griechen, die so viele Talente zeitigte? Er bezeichnet als ihren Grundzug: „den Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Gesunden, des Menschlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweise, der reinkräftigen Anschauung" — also lauter positive Eigenschaften lichtwärts blühender Menschen. Und diese positiven Eigenschaften sind es, die uns fehlen, die wenigstens nicht von entscheidendem Einfluß sind. Das räumliche „Los von Berlin" ist mir demgemäß an und für sich ein durchaus gleichgültiges Losungswort ... Unser Vorgehen ist ein Anruf an das Reich, mitzutun und rührig zu sein wie das lebhafte Berlin — aber in ihrer Art, in frischem Geiste, mit weitem Blick. Es ist ein Anruf an die nationalen, konservativen, positiven Elemente Berlins — ich denke dabei nicht an Parteien, nur an Menschen —, sich mehr um Sachen der Literatur, Kunst und Theater zu kümmern, jedenfalls entscheidender mitzuwirken. Wo ist der Idealismus, zu dem dort und sonst wiederholt unser Kaiser diese Kreise aufgerufen hat? Und dann Süddeutschland und Westelbien, prachtvolle deutsche Landschaften, die einst viel Herzenswärme und Temperament in die Literatur abgegeben haben — wo spiegelt sich wieder, was einst Goethe bei einer Besprechung des Alemannen Hebel gerühmt hat: „Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise" — wo spiegelt sich das in unserer jetzigen Dichtung bedeutend wieder? Nochmals: nicht du als räumliches Süddeutschland bist hierbei das Wichtige, sondern jene geistigen Eigenschaften, die Goethe da eben aufzählt, sie sind das Wichtige, nicht die Landschaft an und für sich" ...

Und an anderer Stelle: „Die Kräfte einer Zeit drängen sich mitunter nach einer ganz anderen Seite hin oder bleiben überhaupt im Verborgenen, und die Formen der Kunst bleiben dann so lange saftlos: die Kräfte aber sind die Hauptsache, nicht die Kunst als Amt und Übung. Suchen wir nach jenen Poeten, die uns Kräfte und starkes Menschentum spenden! So lange aber sind mir starke Prosaiker lieber als ein Schock ärmlicher Rhythmiker, und mit jedem unverdorbenen

Kinde sitz' ich lieber zusammen oder halte lieber mit jeder hohen Sommernacht stille Zwiesprache, als daß ich mich mit solcher ausgeblasenen Literatur befasse. Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger als Literat sein."

Dies scheint mir alles klar, besonnen und nicht verwirrend vorgetragen. Es bringt mich das unmittelbar auf den *Kern* dieser ganzen Frage. Reden wir offen! Ob Hinz „gute Verse" oder Kunz „schlechte Novellen" schreibt, ob dies Milieu fein geschildert und jene Gestalt kunstvoll skizziert ist — das zu untersuchen und mitzuteilen, ist zwar unser ehrlich Amt und ist, wie jedes Amt, achtenswert. Aber es gibt denn doch Zeiten — und mir scheint, wir sind heute mitten drin — wo die Kardinalfrage anders gestellt werden muß: Was soll uns denn nun eigentlich diese Überproduktion, sei sie „gut" oder „schlecht", wenn den Dichtern wie den Lesern die *gesunde Grundlage* verloren gegangen, wenn die *Verdauungsorgane* erschlafft sind, wenn das eine fehlt, worauf *alle* organisch wachsende Literatur überhaupt erst aufblüht, das, was Goethe im obigen Zitat aufzählt: die lichtvolle Welt- und Volksanschauung, das tiefe und starke und in sich gefestigte Menschentum?

Ich spüre in unserer Literatur nicht den großen und heißen Atem von Männern, die mehr sind als Versmacher. Und darum sind mir ihre guten oder schlechten Verse auch im einzelnen nur technisch anziehend, denn ihrer Prosa wie ihrer Poesie fehlt der Metallklang der Persönlichkeit, fehlt die Vergeistigungskraft des Sehers, fehlt der seelische Hall eines über den Werktag hinwandelnden Sonntagskindes. Und hierin fühle ich mich mit meiner Auffassung von Poesie gar sehr vereinzelt und „in der Fremde". Selbst benachbarte Ästhetiker, mit denen ich in Einzelheiten übereinstimme, wandeln hier auf anderem Grunde; sie sehen weniger das Ganze, sie urteilen von Fall zu Fall, mir aber scheint heut der eine ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht wichtiger als je: ein Daheimsein stolzesten Stils in nationalem, persönlichem und göttlichem Wurzelgrunde. Erst von da aus, meine ich, können sich dann die rechten Maßstäbe und die richtigen Abstände auch für die Einzelwerke ergeben.

Wie haben Goethe und Schiller, auf der wohlausgebildeten Persönlichkeit fußend, stetig und einheitlich ihren Stil ausgebaut, ihre Erkenntnisse vertieft, ihre Sprache, ihre Formen verfeinert — immer vom Mittelpunkt der in sich beruhigten Persönlichkeit aus, so daß „Weimar" heute großgeistigen Klang hat. Dieses Verklärungswerk setzen wir zu wenig fort. Unsere Literatur und der Geist, den sie rundum ausstreut, ist in diesem feinsten und vornehmsten Sinne noch immer *heimatlos* — trotz Bismarck.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

17. März 1903.

In den europäischen Parlamenten haben im Lauf des letzten Monats die Budgetverhandlungen und die damit verbundenen Interpellationen über Fragen der inneren wie der auswärtigen Politik die Aufmerksamkeit der politischen Köpfe im Lande wie in den Vertretungskörperschaften in Anspruch genommen. Es tritt dabei überall zu Tage, daß der Berufsparlamentarismus und die öffentliche Meinung des Landes nicht eins sind. Man redet zum Fenster hinaus, und paßt sich den Leidenschaften an, welche in der durch die lautesten Schlagworte bestimmten großen Masse umgehen, und das führt zu einer gegenseitigen Steigerung der politischen Affekte, der gegenüber die Regierungen, soweit sie nicht unter dem gleichen Bann stehen, die Aufgabe haben ernüchternd zu wirken und Wasser in den Wein einer nationalen Leidenschaftlichkeit zu gießen, von der doch mindestens zweifelhaft ist, wie weit sie künstlich hervorgerufen, und wie weit sie echt ist. Dann neben jener in Presse, Volksversammlungen, politischen meetings und Parlamenten drängenden, überwiegend chauvinistisch-nationalistischen Strömung, geht eine andere öffentliche Meinung, von der wir behaupten möchten, daß sie von den besten und patriotischsten Köpfen getragen wird. Es gehört aber zu den Zeichen unserer Zeit, daß gerade diese Elemente dem eigentlich politischen Treiben fernstehen. In den Vereinigten Staaten, wo die Politik ganz business geworden ist, und der Presse das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit noch mehr verloren gegangen ist als in den alten Kulturstaaten Europas, kann diese Abstinenz als die Regel bezeichnet werden. Die Politik ist drüben so sehr Geschäft geworden, daß sie auch mit der Rücksichtslosigkeit betrieben wird, die das geschäftliche Leben finanzieller Großbetriebe jenseits des Ozeans kennzeichnet und in ein va banque Spiel auszumünden droht. Wir kennen aber ernst denkende patriotische Bürger der Vereinigten Staaten, welche diese Strömung mit größter Sorge verfolgen, und sich kein Hehl daraus machen, daß es im wesentlichen eine Wirtschaft ist, die mit einem Prestige arbeitet, das die Probe noch nicht bestanden hat, und seine Kraft aus der Abneigung der europäischen Staaten, namentlich aber Großbritanniens, schöpft, es auf eine solche Probe ankommen zu lassen. Kapitain Mahan hat jüngst in einer historisch-politischen Studie über die Monroe-Doktrin

den Satz aufgestellt, daß nicht nur die beiden amerikanischen Kontinente in den Anspruchskreis jener Doktrin fallen, sondern, daß sie auch den stillen Ozean und die Ostküsten Asiens in sich schließe. Charakteristisch ist dabei der Gegensatz, in den die Doktrin sich zum Völkerrecht stellt, das die europäischen Mächte sich allmählich, und zwar schwer genug, erarbeitet haben. In Bezug auf die amerikanischen Kontinente haben sie, nachdem England seinen Rückzug angetreten hat, in praxi sich der Monroe-Dotrin angepaßt und es kann nicht zweifelhaft sein, daß damit tatsächlich der Vormundschaftsanspruch der Vereinigten Staaten immer mehr zu einer politischen Realität werden wird. Auch verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß unsere deutschen Landsleute in Amerika, so weit sie Bürger der Vereinigten Staaten sind, zu den entschiedensten Vertretern der Doktrin gehören. Damit also ist zu rechnen, und Deutschland, das nicht darauf ausgeht in Amerika Fuß zu fassen, auch keinerlei amerikanischen Territorialbesitz zu verlieren hat, kann sich damit zufrieden geben; auch hat Staatssekretär Hay erst kürzlich unter Hinweis auf die bekannte Botschaft des Präsidenten Roosevelt den Argentiniern in gebotenem Anlaß mit voller Entschiedenheit erklärt, daß die große Republik keineswegs gesonnen sei, das Unrecht der süd- und mittelamerikanischen Staaten Europa gegenüber zu decken und zu schützen. Das aber ist es vornehmlich, worauf es ankommt. Anders liegen die Dinge für England, das viel zu behaupten und — zu verlieren hat, und das im Laufe des letzten Jahrzehnts alle Positionen aufgegeben hat, die sich ohne Verlust an Land und Ehre preisgeben ließen. Jetzt scheint die Grenze erreicht, an der es stehen bleiben und die es eventuell zu verteidigen bereit sein muß: Kanada, New Foundland, Britisch Honduras, die Bermudas, die Bahama und die westindischen Inseln, endlich englisch Guyana, lassen sich nicht preisgeben und deshalb müssen wir wohl schließen, daß damit auch die Monroe-Doktrin in Amerika ihren Kulminationspunkt erreicht hat. Dagegen läßt sich nicht absehen, was im stillen Ozean und an den ostasiatischen Küsten aus ihr wird. Die Wahrscheinlichkeit spricht für Erwerbung weiterer Kohlenstationen in der Südsee, vielleicht auch im indischen Ozean und in den spezifisch australischen Gewässern, gleichsam als Gegenstück zu dem von England im 19. Jahrhundert begründeten System von Stützpunkten seiner Stellung als Vormacht zur See. An den ostasiatischen Küsten aber wird allem Anschein nach die Politik der Monroe-Doktrin (so lange ihre Führung in besonnenen Händen bleibt) den Charakter annehmen, daß sie als entschiedene Gegnerin des Systems der Interessensphären auftritt, das durch das sogenannte Yantse-Abkommen zwischen uns und England zum ersten Mal durchbrochen worden ist. Es liegen aber Anzeichen dafür vor, daß England, Rußland und Frankreich, vielleicht auch Japan Neigung haben, zu diesem System zurückzukehren, das mit dem jetzt geltenden System der „offenen Tür" nicht wohl vereinbar ist. Und damit wäre allerdings ein Moment des Gegensatzes gegeben, von dem sich nicht vorhersagen läßt, wie es ausgeglichen werden kann, und bei dessen Lösung vor allem gewünscht werden muß, daß nicht jene erhitzten Führer einer künstlich erregten öffentlichen

Meinung, sondern die staatsmännische Abwägung der berechtigten Interessen aller Teile den Ausschlag gibt.

Bei den Verhandlungen aller Parlamente haben Krieg- und Marinebudget eine große Rolle gespielt. In Italien, Frankreich, England sind die Mehrforderungen anstandslos bewilligt worden. In Österreich-Ungarn hat diesmal das Wiener Parlament sich willig, das Pester sich störrig gezeigt, bei uns haben Kommission und Reichstag erbarmungslos, zu nicht geringer Schadenfreude unserer Nachbarn, an den Forderungen für unsere Marine gestrichen, und während die Regierungen der anderen Mächte ihren Parlamenten in dieser Hinsicht nie genug tun können, scheint der zünftige Parlamentarismus Deutschlands sich immermehr zu verstocken, wenn diese ernsten Probleme seiner Entscheidung vorgelegt werden. Der Eindruck, den man gewinnt, ist immer der, daß mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, das Gros unserer Parlamentarier erstaunlich fremd den Problemen und Notwendigkeiten der auswärtigen Politik gegenüber steht. Wir haben daher kaum einen lebhafteren Wunsch als den einer Verjüngung in Reichstag und Abgeordnetenhaus. Es wird schließlich alles Routine und Form und die geistige Öde, die uns aus den Parlamentsverhandlungen entgegengähnt, der Absentismus, der für die Mehrzahl zur Regel geworden ist, endlich jenes Reden zum Fenster hinaus, bei dem alle ruhige Sachlichkeit verloren geht, das alles ist nachgerade fast unerträglich geworden.

Man verzeihe den Übergriff in die innere Politik, aber im vorliegenden Fall läßt sich beides ebensowenig trennen, wie etwa in Österreich-Ungarn, dessen gesamte Stellung seit langen Jahren unter dem Druck der inneren Gegensätze steht; daß diese Gegensätze in Ungarn auf das Gebiet der nationalen Wehrkraft hinüberspielen, erscheint uns aber als eines der allerbedenklichsten Symptome des Zersetzungsprozesses, den wir beobachten. Wer nach den Gründen dafür sucht, wird sie wesentlich in dem nationalen Chauvinismus der Ungarn finden, der sich in den letzten Jahren in einer Weise entwickelt hat, die alle Merkmale einer Volkskrankheit zeigt. Bei einem ehrlichen Bündnis zwischen Deutschen und Madjaren, das ohne Preisgabe der leitenden Stellung, die sie historisch errungen haben, den Slaven gewährte, was an ihren nationalen Ansprüchen berechtigt und ohne Lähmung der Staatseinheit durchführbar war, hätte der habsburgischen Monarchie die gegenwärtige Krisis erspart bleiben können. Die siebenbürger Sachsen und die zahlreichen deutschen Gemeinden Ungarns waren die natürlichen Bundesgenossen der Madjaren, sobald man sie unbehelligt ließ, zumal es an sich eine Barbarei bedeutet, die weit überlegene deutsche Kultur durch das unfertige madjarische Surrogat ersetzen zu wollen. Aber gerade nach dieser Richtung hin haben die madjarischen Politiker mit einer Konsequenz gesündigt, für die wir nur ein historisches Beispiel kennen: die polnische Adelsrepublik in den Tagen ihrer Selbständigkeit. Die polnischen Magnaten und die polnische Szlachta zeigten ziemlich genau dasselbe Bild wie heute der madjarische Groß- und Kleinadel: unduldsam, voll großer Worte, auf Scheinerfolge bedacht, genußsüchtig! Ver-

folgungen, wie sie heute in Ungarn wider Recht und Verfassung gegen deutsche Schriftsteller stattgefunden haben, sind wie Kopien der polnischen Politik des 18. Jahrhunderts. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Polen Jahrhunderte hindurch diesem System fröhnten, während die Madjaren in fieberhafter Eile in einem halben Jahrhundert das gleiche Ziel der Vernichtung oder Assimilierung ihrer deutschen Staatsgenossen zu erreichen streben. Jetzt hat ihr nationaler Chauvinismus sich bereits so sehr alles politischen Urteils begeben, daß sie die Grundlage ihrer Existenz, die Einheit der österreich-ungarischen Armee anzutasten begonnen haben. Wir glauben nicht, daß sie wirklich dieses selbstmörderische Werk auszuführen den traurigen Mut finden werden. Sollte es aber geschehen, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der schließliche Ausgang Ungarns genau derselbe sein wird, wie der Polens.

Niemand würde das mehr bedauern als wir, denn kein anderer Staat ist, abgesehen von Österreich, lebhafter an der Existenz eines gesunden Ungarn interessiert, als wiederum wir. Aber wer kann einen Wagen, der dem Abgrunde zutreibt, aufhalten, wenn die Wagenlenker ihre Rosse rastlos anspornen, immer vorwärts, als gebe es keinen Abgrund und keine Nemesis, die in folgerechter Entwicklung die Völker mit Erfüllung auch ihrer törichten Wünsche straft.

Wir zweifeln nicht daran, daß auch in diesem Fall einsichtige ungarische Patrioten das Treiben der heute bestimmenden Kreise verurteilen. Sie gehören aber jener anderen öffentlichen Meinung an, die verstimmt bei Seite steht und deren Stimme vor dem Lärm des chauvinistischen Pseudopatriotismus ungehört verhallt. Also, um es nochmals zu wiederholen, eben weil wir das als politische Einheit bestehende Ungarn für eine heilsame Notwendigkeit halten, scheint uns das System der Madjarisierung und die gewaltsam erzwungene Abwendung der Deutschen Ungarns von dem madjarischen Staatsgedanken als ein Unglück, und wir sehen nicht, daß es besser werden könnte, ohne einen entschlossenen Bruch mit dem herrschenden Regime.

In Makedonien wie in Marokko ist eine Wendung zum bessern eingetreten, die zwar noch nicht die sichere Bürgschaft in sich trägt, daß dauernde Abhülfe eintreten werde, aber doch die Gefahren des Augenblicks glücklich beseitigt hat. Für Makedonien hat Sultan Abdul Hamid das von Rußland und Österreich-Ungarn ihm am 21. Februar vorgelegte Reformprogramm schon am 23. angenommen und in Ferid Pascha auch den Mann gefunden, der vor anderen imstande ist, es auszuführen. Alle Unterzeichner des Berliner Traktats haben sich mit jenem Programm einverstanden erklärt, Serbien und Bulgarien sich — wenn auch widerwillig — gefügt. Dagegen dauert trotz der Verhaftung von Michailowski und Sontschew die Agitation des bulgarisch-makedonischen Komitees fort, und wenn nicht alles trügt, ist es der leider entkommene Sarafow, der die überall in Makedonien und Altserbien auftauchenden Banden leitet. Auch die von der bulgarischen Regierung beschlagnahmten Papiere und Gelder des makedonischen Komités sind in rätselhafter Weise aus staatlich versiegelten Räumen

abhanden gekommen und das sind gewiß lauter Momente, die beunruhigend wirken müssen. Daß die Türkei genötigt wird, Gewalt zu brauchen, dafür sind diese Leute verantwortlich zu machen. Die Türkei hat übrigens in ihren Bemühungen, die bulgarischen Ansprüche und Gewaltsamkeiten abzuweisen, Bundesgenossen sowohl in Serbien wie namentlich in Griechenland gefunden. Von Athen aus wird die Welt daran erinnert, daß das griechische Element einen sehr beträchtlichen Prozentsatz der Bevölkerung Makedoniens ausmacht und ebenso hat neuerdings Rumänien auf die große Zahl seiner Volksgenossen in Makedonien hingewiesen. Serbien endlich zieht jede Kombination einem bulgarischen Makedonien vor, und war entschlossen, sich eventuell mit bewaffneter Hand den Bulgaren entgegen zu werfen. Für die umstrittene Provinz ist unter diesen Umständen die Oberhoheit einer reformierenden, in ihrer Tätigkeit kontrollierten Türkei zweifellos die beste aller Kombinationen!

In Marokko hat Sultan Abdul Aziz zwar zur Zeit die Oberhand, aber der Prätendent lebt, und das Land ist in einem Zustande der Unsicherheit und allseitiger Fehden, der ein ruhiges Vertrauen auf die Zukunft nicht aufkommen läßt. Dagegen ist die drohende und für den allgemeinen Frieden gefährliche Intervention der interessierten europäischen Mächte für absehbare Zeit als beseitigt zu betrachten. Bei dem unruhigen Ehrgeiz, der heute die Politik Frankreichs bestimmt, war das unerläßlich, wenn nicht ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit platzgreifen sollte.

Wenig erfreulich sind die aus China einlaufenden Nachrichten. Eine Bewegung, ähnlich der Boxererhebung von 1899 scheint im Anzuge und zwar gleichzeitig in den südlichen an Französisch-Hinterindien stoßenden Provinzen und in den nördlichen, die in die russische Einflußsphäre — wenn wir das verpönte Wort brauchen dürfen — fallen. Chinesische Volkserhebungen aber tragen stets einen merkwürdig elementaren Charakter. Wenn diese Massen sich in Bewegung setzen, vernichten sie was anders ist als sie, gleichsam aus innerer Notwendigkeit, bis sie auf Kräfte stoßen, die stärker sind als sie. Etwa wie ein Heuschreckenschwarm an einer Bergwand, die er nicht überfliegen kann, Halt machen muß. Diese stärkeren Kräfte sind zur Zeit die Niederlassungen der Fremden, an welche die Empörer sich noch nicht wagen dürfen, und die Truppen der Regierung, die sich jedoch keineswegs überall siegreich erwiesen haben. Es ist sogar vorgekommen, daß ganze Heeresteile zu den Aufständischen übergegangen sind. Der Augenblick der ernsten Gefahr für alle Nichtchinesen auf chinesischem Boden tritt aber ein, sobald die Regierung erkennt, daß die Bewegung so stark wird, daß ihre Truppenmacht sie nicht mehr bewältigen kann. Dann bleibt ihr nichts übrig, als sich selbst an die Spitze zu stellen, um so den Bestand der Dynastie zu retten, d. h. genau die Rolle zu spielen, die zum Gesandtenmord in Peking und zu allen danach folgenden Tragödien führte. Man wird daher gewiß gut tun, den „großen Orient" scharf im Auge zu behalten und dafür Sorge zu tragen, daß keine Überrumpelung stattfinden kann. Meist gefährdet ist nach wie vor Peking, in zweiter

Linie sind es die weit vorgeschobenen russischen Vorposten, die gleichsam im Umriß zeigen, was einmal Russisch-China werden soll. Inzwischen hat der Finanzminister Witte in umfangreichem Auszuge den Bericht veröffentlicht, den er dem Kaiser über seine sibirisch-mandschurische Reise abgestattet hat. Es klingt durch diesen Bericht ein nicht unberechtigtes Gefühl des Triumphes. Denn in der Tat, es ist ein Riesenwerk, mit bewunderungswürdiger Energie und ungeheueren materiellen Opfern durchgeführt. Beschämend für uns, wenn wir den Blick auf unsere Kolonien werfen, für deren Erschließung durch Eisenbahnen in all den Jahren so gut wie garnichts geschehen ist, obgleich wir keine Hungersnöte zu tragen hatten wie Rußland, keinen Krieg zu führen brauchten wie England und keine Revanche vorzubereiten haben wie Frankreich! Doch das ist eine Frage, auf die wir noch oft und eingehend zurückzukommen gedenken. Der Witte'sche Bericht ist entschieden optimistisch gehalten, wenn er auch zugibt, daß es beim Bau der Bahn an Menschlichkeiten nicht gefehlt habe; das ist man in Rußland gewohnt und auch gewohnt nachsichtig ein Auge, oder wo nötig beide Augen zuzudrücken. Das Wesentliche ist der ehrliche, und wie uns scheint berechtigte, Glaube Wittes an die große Zukunft der Bahn, sowie die weite Perspektive, die sich ihm damit verbindet. Er hofft durch Massenansiedlungen Sibirien zu bevölkern und seine Schätze nutzbar zu machen und so jene ungeheuere Schuldenlast abzutragen, die er der Gegenwart zum Besten der Zukunft aufgeladen hat. Gewiß, das ist möglich, wohl auch wahrscheinlich, es fragt sich nur, wann der ersehnte Augenblick eintreten wird, und die Russen sind nachgerade ungeduldig geworden.

Wir glauben, trotz des mehr oder minder offiziellen Jubels, der uns aus den russischen Zeitungen entgegenklingt, nicht, daß das Gnadenmanifest, welches Kaiser Nikolaus II am Geburtstag seines Vaters, dem 26. Februar st. v., erlassen hat, diese Ungeduld befriedigen wird. Denn sobald man diese Kundgebung ihrer wohlgemeinten Verbrämungen entkleidet, sagt sie in nicht mißzuverstehender Weise, daß der Kaiser entschlossen ist, die Unbeschränktheit seiner Machtstellung voll aufrecht zu erhalten. Also keine Verfassung und auch keine Heranziehung von Vertretern der Gouvernements- und Kreislandschaftsinstitutionen, der sogenannten Semstwos, zur Mitberatung allgemeiner Reichsangelegenheiten. Das wird mit allem Nachdruck abgelehnt. Dagegen, erklärt das Manifest, sei der Kaiser bereit, die dringend gewordenen staatlichen Bedürfnisse ohne Aufschub zu befriedigen. Und so verheißt er volle Toleranz für alle Bekenntnisse, allerdings unter Wahrung der herrschenden Stellung der orthodoxen Kirche, d. h. ohne daß ein Übertritt aus dieser Kirche in eine andere gestattet sein soll, und ohne daß in Mischehen die Eltern das Recht erhalten, über die Konfession ihrer Kinder zu entscheiden. Sie gehören mit all ihren Nachkommen der herrschenden Kirche. Zugute kommen wird diese „Toleranz" wohl einem Teil der russischen Sektierer und das kann sehr heilsam, aber auch sehr gefährlich werden, da das russische Sektierertum vielfach den Staat und die Grundlagen staatlicher Ordnung negiert und nur unter Zwang in den Schranken des Notwendigen erhalten werden kann. Man braucht nur

an die Entwicklung zu denken, welche die Duchoborzen auf dem freien kanadischen Boden genommen haben, um sich davon zu überzeugen. Sie sind allesamt verrückt geworden. Für die große Masse der durchaus unschädlichen Raskolniken aber bedeutet diese „Toleranz" zweifellos eine große Wohltat. Ebenso verdient der Entschluß alle Anerkennung, daß fortan die Landgeistlichen besser gestellt werden sollen.

Bedenklich ist dagegen das Versprechen, durch Ausdehnung der Adels- und Baueragrarbanken den Nöten beider Stände abzuhelfen. Alle Erfahrungen, die bisher nach dieser Richtung gemacht worden sind, weisen darauf hin, daß leicht gewährte Anlehen die natürliche Neigung der Russen zum Verschwenden noch steigern. Eine Teilnahme der Semstwos an staatlichen Aufgaben wird entschieden versagt, dagegen versprochen, „würdige Personen, die das öffentliche Vertrauen genießen, heranzuziehen", um die Revision der geltenden Bauergesetzgebung fortzuführen. Gerade diese Bestimmung wird in Rußland tief verstimmen, da der russische Liberalismus auf ein Recht zur Mitarbeit an staatlichen Aufgaben, oder mit anderen Worten auf eine Konstitution hinstrebt. Das Manifest läßt keinen Zweifel darüber, daß diese Konstitution nicht kommen wird, daß vielmehr die Regierung in ihr eine Gefahr und eine Schädigung des Reichs erblickt.

Endlich, und das ist wohl das verhängnisvollste, die Regierung bekennt sich zur Aufrechterhaltung des Gesamtbesitzes der Bauerngemeinden, d. h. zu dem Prinzip, das den Ruin des russischen Bauernstandes meist verschuldet hat. Es ist nicht abzusehen, wie die versprochene Aufhebung der Gesamtbürgschaft des Mir (der Dorfgemeinde) und die ebenfalls verheißene Erleichterung des Austritts aus dem Gemeindeverbande damit kombiniert werden soll.

Die übrigen Bestimmungen, die wir nicht alle herzählen wollen, zeigen die gleiche Tendenz. Sie sind wohlwollend gedacht, kommen in einigen Punkten den Wünschen der Nation entgegen, im wesentlichen aber atmen sie einen Geist, der diesen Wünschen sich scharf entgegensetzt. Wir fürchten daher, daß nicht Dank, sondern eine weitere Zuspitzung der schon bestehenden Mißverständnisse zwischen Volk und Regierung die Folge sein wird. Und das wäre nicht nur im Interesse Rußlands zu bedauern.

Da wir diese Zeilen schließen, trifft die Nachricht ein, daß Chamberlain glücklich in Southampton gelandet ist. Es war die höchste Zeit, und in England wird man sich in der glücklichen Stimmung finden, die etwa in Rom nach Abschluß des conclave einzutreffen pflegt: habemus papam!

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow—Berlin.

15. März 1903.

Wenn man hört, daß der deutsche Reichstag sich beinahe drei Wochen bei der zweiten Lesung des Etats des Reichsamts des Innern aufgehalten hat, obgleich doch eigentlich die Zeit so drängte, — wenn man dann weiter hört, daß dieser Aufenthalt in der Hauptsache durch sozialpolitische Debatten veranlaßt worden ist, so wird man vielleicht zu dem Eindruck gelangen können, daß dieser Reichstag es mit den sozialpolitischen Aufgaben ungewöhnlich ernst nehmen müsse. Nähere Betrachtung zeigt aber leider, daß eine solche Vorstellung ein schöner Wahn ist. Die Länge der Verhandlungen stand zu ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung in argem Mißverhältnis. Wieder folgten die sozialdemokratischen Redner, wie auch ein Teil der freisinnigen, ausschließlich dem Bedürfnis, in möglichster Breite und unter Vorführung aller nur irgend verwendbaren Einzelfälle Agitationsreden über alle Teile ihres Programms zu halten, und wenn dadurch im Hause selbst ein lehrreicher, fruchtbarer und klärender Meinungsaustausch verhindert wurde, so entsprach eben das ihren Wünschen und ihrer Absicht. Es liegt ihnen gar nichts daran, sich zu sachlichen Zwecken mit einem Gegner auseinanderzusetzen; sie wollen im Lande gehört und dort als die am meisten und womöglich allein Redenden beachtet sein.

Von Bedeutung war bei diesen Debatten nur die Haltung der Regierung insofern, als die Ausführungen des Staatssekretärs auf einen reformfreundlichen Ton gestimmt waren. Es ist das bekanntlich nicht immer in dem gleichen Maße der Fall gewesen. Jetzt aber wurde den Regierungsvertretern, in erster Linie dem Grafen Posadowsky und auch dem Reichskanzler selbst, von der rechten Seite des Hauses der Vorwurf gemacht, daß sie der Sozialdemokratie zu sehr entgegenkämen. Sachlich ist dieser Vorwurf vollkommen unbegründet, es sei denn, daß man jede soziale Reformtätigkeit in solcher Weise kennzeichnen und sie so bekämpfen will. Was aber die Form anbetrifft, so ist es doch mindestens sehr fraglich, ob das mitunter empfohlene Verfahren, der Sozialdemokratie nicht Rede zu stehen, der Sache des Staats und der bürgerlichen Gesellschaftsordnung dienlicher sein würde.

Die alte Streitfrage, ob sogenannte „Mittelstandspolitik“ oder Sozialpolitik in jenem engeren Sinne, den das Wort durch die neueren Bestrebungen auf dem

Gebiet der Fürsorge für die gewerblichen Arbeiter erhalten hat, getrieben werden solle, wurde auch diesmal wieder erörtert. Graf Posadowsky und der Abgeordnete Dr. Oertel setzten sich darüber — stellenweise nicht ohne Schärfe — auseinander. Vielleicht aber ist dieser Gegensatz in Wirklichkeit nicht so schroff, wie er der theoretischen Betrachtung erscheint. Gehen die Methoden auch anfänglich auseinander, so nähern sie sich einander doch im weitern Verlauf der Entwicklung und streben einem gemeinsamen Ziele zu. Die Agrarier glauben die Erhaltung des Mittelstandes, der durch die modernen Wirtschaftsformen stark gefährdet ist, dadurch sichern zu können, daß sie die alten Formen mittels der Gesetzgebung schützen und den neuen in ihrer Ausbreitung Hindernisse in den Weg legen. Von der Regierung wird das Ziel, die Erhaltung des Mittelstandes, als erstrebenswert und notwendig anerkannt, aber der von den Agrariern empfohlene Weg erscheint ihr nicht richtig, und ihre Zweifel, ob die Beschreitung dieses Weges überhaupt ausführbar ist, werden auch von andern aufrichtigen Freunden der Landwirtschaft und des Handwerks geteilt. Dagegen konnte es allerdings nach den Ausführungen des Grafen Posadowsky scheinen, — und darin müßte man ihm dem Abg. Oertel gegenüber unrecht geben, — als ob er den Begriff des Mittelstandes etwas zu äußerlich faßte und darunter nur die ökonomische Schicht der mittleren Einkommen verstände, anstatt das Gewicht auf die von dem Umfange des materiellen Besitzes unabhängige soziale Selbständigkeit zu legen, wie sie dem alten Bauern- und Handwerkerstand eigen war. Indessen in der Praxis wird man der Regierung nicht vorwerfen können, daß sie die gangbaren Wege, um den Bauern und Handwerkern zu helfen, nicht benutzen wolle; diese Wege sind jedoch steil und voller Hindernisse, und wenn sie in bezug auf die Bauern wohl zum Ziel führen werden, so ist es doch fraglich, wie weit dies mit den Handwerkern gelingt. Darum wird die Fürsorge für den sogenannten Arbeiterstand und die Reform auf diesem Gebiet einstweilen als der beste Weg angesehen werden müssen, um durch Milderung der sozialen Gegensätze und Verbesserung der Lebens- und Rechtslage der wirtschaftlich Schwachen eine Neugestaltung dieser Verhältnisse zu ermöglichen, die den modernen Wirtschaftsformen und Bedürfnissen entspricht und eine lebenskräftige soziale Schicht herstellt, die den alten gewerblichen Mittelstand ersetzen kann.

Nach dem ungeheuren Zeitaufwand bei dem Etat des Reichsamts des Innern hat der Reichstag verhältnismäßig schnell gearbeitet. Er hat sogar die Versuchung, die alljährlich beim Justizetat die Unvollkommenheit der menschlichen Gerechtigkeit den redelustigen Abgeordneten bereitet, siegreich überwunden und den gefährlichen Etat in einem Tage zu Ende gebracht.

Es war notwenig, dieser Verhandlungen bei einer politischen Monatsübersicht kurz zu gedenken; der Schwerpunkt des politischen Interesses ist jedoch diesmal nicht in der Arbeit des Reichstages zu suchen. Von sehr viel größerer Bedeutung sind andre Vorgänge, die die öffentliche Meinung in Anspruch genommen haben oder doch in Anspruch nehmen sollten. Am innerpolitischen Himmel hat

sich allerlei Gewölk zusammengeballt, und unlängst ist bereits ein Blitzstrahl daraus hervorgezuckt, der die Lage scharf genug beleuchtet hat. Diese Wetterzeichen, von denen hier gesprochen werden soll, sind die Erfolge und die wachsende Machtstellung des Ultramontanismus.

Das deutsche Volk hat sich beinahe schon daran gewöhnt, in der Zentrumspartei die mächtigste unserer parlamentarischen Parteien zu sehen; es gilt schon als selbstverständlich, daß sie den Ausschlag gibt. Da der Deutsche es im allgemeinen als Regel ansieht, daß für alles, was ihn außerhalb der engsten, persönlichen Sphäre bedrückt, die Regierung verantwortlich zu machen ist, so hat man bisher sich damit begnügt, auf den Augenblick zu warten, wo die Staatsgewalt einmal eine andere Parteigeltung herbeiführen werde. Dieser Augenblick ist natürlich nicht gekommen, im Gegenteil ist in einigen Fällen auch weiteren Kreisen des Volks zum Bewußtsein gekommen, daß der Ultramontanismus gesonnen ist, seine weiteren Folgerungen aus der Lage zu ziehen.

Die Umstände, unter denen sich in Bayern der Sturz des Ministeriums Crailsheim vollzog, machten auch außerhalb der Grenzen Bayerns stutzig. Mochten auch Eingeweihte versichern, daß Graf Crailsheim längst amtsmüde gewesen sei, daß sein Nachfolger Herr von Podewils ein reichstreuer, bewährter, von den Parteien unabhängiger Mann sei, daß Bayerns Stellung zur Reichspolitik durch den Ministerwechsel nicht berührt werde, daß der Prinzregent durch seine Persönlichkeit die beste Garantie gegen ultramontane Gelüste gebe und daß auch Prinz Ludwig von Bayern, der künftige Thronerbe, obwohl persönlich den klerikalen Bestrebungen näher stehend, durch seine deutsche Gesinnung und sein fürstliches Selbstbewußtsein gegen zuweitgehende Einflüsse von dieser Seite genügend gewappnet sei, — gewiß alles unbestreitbare Tatsachen —: dennoch blieb ein großer Erfolg der ultramontanen Partei nicht wegzuleugnen. Der Ministerwechsel erfolgte gerade in dem Augenblicke, als die Führer des bayrischen Zentrums ihn als Strafe für die Sünden des Grafen Crailsheim in der Swinemünder Depeschen-Angelegenheit angekündigt hatten; er ist auch von der öffentlichen Meinung allgemein damit in Verbindung gebracht worden. In der Politik aber kommt es nicht nur auf die nackten Tatsachen an, sondern auch auf die Eindrücke, die dadurch erweckt werden. Der Politiker muß daher bei der Wahl des Augenblickes zum Handeln auch diese Eindrücke berechnen; tut er es absichtlich nicht, so gibt er eben darin einen Wink über seine Beweggründe. Ein Minister kann hundertmal seine Entlassung aus rein privaten oder gesundheitlichen Gründen fordern; wird ihm diese Entlassung aber gerade in dem Augenblick gewährt, in dem eine gegnerische Partei sie mit Heftigkeit wünscht, so hilft alle Tatsächlichkeit der angegebenen Gründe garnichts; die Wahl des Augenblicks der Entlassung bedeutet, daß man den Eindruck eines Entgegenkommens gegen jene Partei hat hervorrufen wollen, und das ist das politisch entscheidende Ergebnis. Man hat nur, wie so oft in politischen Erörterungen, den eigentlichen Streitpunkt verschoben, indem man sich in dem größten Teil der Presse lächerlicherweise in eine

tiefsinnige Untersuchung darüber einließ, ob Bayerns Stellung zum Reich dadurch verändert würde. Bayerns verfassungsmäßige Stellung innerhalb des Reichs kommt garnicht in Frage; darüber sollte man doch überhaupt kein Wort verlieren. Wenn aber die Erörterung weiter dahin geführt wird, daß es sich hier um eine innere bayerische Angelegenheit handle, die das Reich und die anderen Bundesstaaten nichts angehe, so muß dem gleichfalls widersprochen werden. Es ist durchaus gerechtfertigt, daß ein ausgesprochener Erfolg des Zentrums in Bayern für das ganze Reich die Bedeutung einer Verstärkung der Zentrumsmacht erhält und als ein Merkzeichen für die Gelüste des Ultramontanismus bewertet wird.

Der Absicht, den § 2 des Jesuitengesetzes aufzuheben, ist schon kurz gedacht worden. Es scheint durch diese Absicht eine stärkere Bewegung im Lande gegen die Aufhebung hervorgerufen zu sein, und sehr zweifelhaft ist es, ob sich im Bundesrat eine Mehrheit für die Aufhebung finden wird. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß sämtliche Stimmen der deutschen Bundesstaaten gegen die von Preußen und Bayern stehen werden, eine allerdings merkwürdige Konstellation, die wohl besser vermieden worden wäre. Was hat eigentlich die preußische Regierung bewogen, ihre Stimmen im Bundesrat in solchem Sinne zu instruieren? Jedenfalls zunächst die Beobachtung, daß der Widerstand gegen die Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes immer schwächer und schwächer wird und daß die Regierung bei den Parteien, auf die sie sich bei einer kräftigen nationalen Politik ohne das Zentrum zunächst stützen müßte, keinen genügenden Rückhalt findet. War es doch einer der konservativen Parteiführer, Graf zu Limburg-Stirum, der selbst die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes beantragt hatte! Dazu tritt dann wahrscheinlich weiter die Anschauung, daß dem Jesuitenorden innerhalb des ultramontanen Systems nicht die Bedeutung zukomme, die ihm die volkstümliche Meinung beimißt. Das ganze System sei staatsfeinlich oder — wenn man so sagen will — jesuitisch; darum komme es — so meint man — gar nicht darauf an, ob wirkliche Jesuiten da sind oder nicht. Da aber in dem Ausnahmegesetz gegen die einzelnen Angehörigen der Gesellschaft Jesu eine gewisse Gehässigkeit liege, so nehme man den ultramontanen Beschwerden einen triftigen Grund, wenn man diese vorzugsweise gehässig wirkende Bestimmung streiche und das Gesetz im übrigen bestehen lasse. Bei dieser Beweisführung ist nur leider Eins nicht bedacht, ein Umstand, den man allerdings vielleicht ein „Imponderabile" nennen kann. Der Jesuitenorden ist im Volksbewußtsein der friedliebenden und nationalgesinnten Männer beider Konfessionen nun einmal diejenige Einrichtung der katholischen Kirche, in der ihm die Idee des Ultramontanismus, d. h. jenes internationale, rein politische Machtsystem, das den religiösen Glaubensinhalt des katholischen Bekenntnisses nur zur Unterlage und zum Werkzeug nimmt, greifbar und allgemeinverständlich vor Augen tritt. Mag auch diese populäre Vorstellung in manchen Punkten ebenso übertrieben sein, wie die der strengkatholischen Volkskreise von den Freimaurern, so knüpfen sich doch zwei richtige Grundvorstellungen ganz besonders an den

Jesuitenorden, nämlich die Störung des konfessionellen Friedens und die Unterordnung der auf religiösem Grunde ruhenden Moral unter weltliche Machtzwecke. Die Abschwächung dieses Bewußtseins und die Erschütterung der darauf beruhenden ablehnenden Stellung gegen den Orden mag unter Umständen im Sinne des augenblicklichen diplomatischen Erfolges klug erscheinen, in Wahrheit aber vermindert man damit die Widerstandsfähigkeit des Volksgeistes gegen die Gefahren des Ultramontanismus.

Unter dem Eindruck aller solcher Beunruhigungen ist denn auch die geplante Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg wesentlich anders aufgefaßt worden, als auch nach unserer Meinung dem wahren Sachverhalt entspricht. Man hat auch hierin, wenn auch diesmal mit Unrecht, ein weiteres Zurückweichen vor den Ansprüchen des Ultramontanismus gesehen.

Während so Spannung und Mißbehagen weite Kreise der nationalgesinnten Elemente beider Konfessionen unseres Volkes beherrschten, zuckte aus dem schwarzen Gewölk eben jener Blitzstrahl herab, von dem schon die Rede war. Bischof Korum von Trier führte überraschend einen Schlag gegen die Autorität des Staats, indem er auf geringfügige Beschwerden hin, die er nicht einmal den staatlichen Behörden zu unterbreiten für nötig fand, eine paritätische Staatsschule für die Katholiken sperrte und die Eltern, die gleichwohl ihre Kinder in diese Schule schicken würden, mit kirchlichen Zuchtmitteln bedrohte. Dieser starke Übergriff der ecclesia militans rief überall eine nur zu berechtigte Aufregung hervor und konnte in nationalen und evangelischen Kreisen zunächst nicht anders gedeutet werden, als daß eben dem Staat und den nichtkatholischen Mitbürgern im Reich ein neuer Kulturkampf aufgedrängt werden solle. In ultramontanen Kreisen aber schien man sich zu sagen: ein Bischof, der in dieser Weise dem friedliebenden und entgegenkommenden Staat den Fehdehandschuh hinwirft, muß sich außerordentlich sicher fühlen; er steht gewiß nicht allein und muß Gründe haben, die Lage als besonders hoffnungsreich im Sinne der ultramontanen Interessen anzusehen. Die klerikale Presse jubelte daher laut, während die konservative, die doch die Staatsautorität nicht gut preisgeben konnte, es aber auch mit dem Zentrum nicht verderben wollte, teils eine verlegen abwartende Haltung beobachtete, teils ihren Unmut gegen die Regierung wandte, die allein die peinliche Lage verschuldet habe. Die liberale Presse endlich rüstete zum Kampf gegen die Klerikalen, jedoch nicht ohne bittern Pessimismus der Regierung gedenkend, die durch ihr Kokettieren mit der römischen Kirche und mit dem Zentrum den Übermut großgezogen habe und die sich nun zweifellos eine schwere Niederlage holen werde.

Die Prophezeiungen von dieser Seite blieben freilich unerfüllt, da die Regierung unleugbar mit großer Geschicklichkeit operierte. Dem Bewußtsein eines Teils des evangelischen Volks hätte es natürlich näher gelegen, wenn sich die preußische Regierung an die Spitze einer antikatholischen Bewegung gestellt hätte. Aber so populär eine solche Rolle auch auf den ersten Blick zu sein scheint, so darf man sich doch auf diese Bahn nicht locken lassen. Eine sorgsame Musterung

der Kampfmittel muß zeigen, daß zu ihrer Durchführung überdies jede Aussicht fehlt. Es würde hier zu weit führen, in eine vergleichende Betrachtung der Bismarck'schen Kulturkampfperiode mit der heutigen Lage einzutreten; es wird dem einigermaßen Geschichtskundigen auch ohnedies einleuchten, daß selbst diejenigen Voraussetzungen des Erfolgs, die Fürst Bismarck damals für sich zu haben glaubte, heute nicht vorhanden sind. Und wenn sogar Bismarcks staatsmännisches Genie unter dem frischen Eindruck der deutschen Siege einerseits und des vatikanischen Konzils andererseits hier an seiner Aufgabe scheiterte, weil er über das politische Gebiet hinaus das religiöse streifte, so darf man heute noch weniger vergessen, daß die damaligen Ursachen dieses Scheiterns heute doppelt und dreifach wirksam sein würden.

Der Regierung blieb also nur der Weg, auf jede Mitwirkung des Volksgeistes und der Volkswünsche zu verzichten, und, sich kalt auf das abstrakte Recht des Staates zurückziehend, lediglich das eine zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen, daß die unbedingte Anerkennung dieses Rechts von der römischen Kirche unter allen Umständen gefordert werden müsse. Diese kühle Inanspruchnahme eines unanfechtbaren geltenden Rechts, ohne etwas preiszugeben, aber auch ohne etwas darüber hinaus zu fordern, nahm der Kirche jede Möglichkeit, den offenbar allgemein als ungeschickt empfundenen Übergriff des Bischofs von Trier doch noch nach irgend einer Richtung hin auszunutzen. Ganz streng stellte sich Graf Bülow auf den Boden der Tatsachen. Er nahm die katholische Kirche für das, was sie für einen Staatsmann unter solchen Umständen allein sein kann, nämlich eine politische Macht, die eine internationale Stellung hat. Auf einer klar präzisierten Rechtsgrundlage stellte er eine klare Forderung. Er wandte sich an die richtige Stelle, die päpstliche Kurie selbst, und bediente sich dabei des rechten Mannes als Unterhändler, des staatstreuen Kardinals Kopp. Es ist nicht recht zu verstehen, wie manche Kritiker die Ansicht, es sei ein Fehler gewesen, in Rom zu verhandeln, rechtfertigen wollen, da ja doch einem staatlichen Einschreiten gegen den Bischof, falls es noch notwendig gewesen wäre, dadurch nicht präjudiziert war.

Inzwischen fand die Besprechung des Falles im preußischen Abgeordnetenhause statt. Sie zeigte, daß die Regierung auf dem rechten Wege war, denn nach dieser Verhandlung war nicht daran zu zweifeln, daß mit dieser Volksvertretung ein Kulturkampf überhaupt nicht zu führen war, wenn es nach den Erfahrungen unter Fürst Bismarck noch eines Beweises dafür bedurft hätte. Andererseits zeigte die vollkommene Hülflosigkeit des Zentrums, wie stark auch ohne das Druckmittel einer Kriegserklärung an die römische Kirche in diesem Falle die vom Grafen Bülow eingenommene Stellung war. Die Sicherheit dieser Stellung sprach sich auch äußerlich in dem scharfen und entschiedenen Ton aus, den der sonst diesen Akzent möglichst vermeidende Ministerpräsident anschlug. Diese Entschiedenheit hob sich von der Kampfmüdigkeit des Hauses, das übrigens in dem Abgeordneten Hackenberg einen besonders geschickten Begründer der

Interpellation fand, sehr wirksam ab und hätte die außerordentliche Verlegenheit des Zentrums noch schärfer beleuchtet, wenn nicht der Mangel an politischem Instinkt und der unbelehrbare Doktrinarismus der freisinnigen Vereinigung sich noch durch den Mund des Abgeordneten Barth hervorgedrängt hätte, um noch im letzten Augenblicke den Beweis zu liefern, welchen unfähigen Verbündeten der Ministerpräsident haben würde, wenn er etwa glauben sollte, auf die Linke gestützt, die Übermacht des Ultramontanismus brechen zu können.

Am 8. März wurde bereits von den Kanzeln der Trierer Diözese verkündet, daß der Bischof seinen Erlaß als nicht geschehen betrachtet wissen wollte. Wenn der Bischof selbst auch das Bedürfnis fühlte, durch die Form seiner Erklärung das Demütigende der Lage zu maskieren, so bleibt doch die Tatsache, daß die Zurücknahme des Erlasses bedingungslos erfolgte. Mit Recht kann man von einem Erfolge des Grafen Bülow sprechen, denn er hat eine heikle Angelegenheit, die zwischen einer schweren Schädigung staatlicher Interessen einerseits oder schweren inneren Kämpfen andererseits die Wahl zu lassen schien, so geführt, daß das Ansehen des Staates und sein Recht völlig gewahrt und eine ihrer Natur nach intransigente Macht wie die römische Kirche um des Friedens willen zu Zugeständnissen genötigt worden ist. Und diesen Erfolg verdankt Graf Bülow nicht einem Zufall, sondern der sicheren Wahl seines Standpunktes auf Grund einer richtigen Schätzung der Lage, wie sie wirklich ist, nicht wie sie sein sollte. Darin liegt ein Beweis staatsmännischer Fähigkeit, der von großem Wert ist.

Aber es folgt daraus nicht, daß wir über diese Wirklichkeit, innerhalb deren Graf Bülow das relativ Beste erreicht hat, irgendwelche Freude empfinden oder uns gar in Sicherheit wiegen. Wir gehören nur nicht zu denen, die jetzt allerdings in die Mode gekommen sind, die für die Faulheit und Pflichtvergessenheit weiter Schichten unseres Volkes in politischen Dingen immer nur die eine Formel zur Hand haben: Die Regierung ist schuld", — und die dann zur Bekräftigung ihrer Meinung noch hinzufügen: „Unter Bismarck war es anders". Ob man sich wohl dabei klar macht, wie beschämend für das deutsche Volk und welche Versündigung an dem Andenken Bismarcks es ist, wenn der größte Staatsmann, den unser Volk hervorgebracht hat, einige Jahre nach seinem Tode im Andenken seiner Deutschen eigentlich nur als ein Mann fortlebt, der uns der Mühe des politischen Denkens und der politischen Pflichterfüllung überhoben hat? Ein künftiger Geschichtsschreiber des deutschen Volks wird vielleicht die merkwürdigste und rätselhafteste Erscheinung unserer Zeit darin erkennen, daß ein großes, im Aufschwung begriffenes Volk von so hoher Bedeutung für die Kultur der ganzen Menschheit so gar keinen Trieb zeigt, für die eigenen Geschicke die Verantwortung zu übernehmen, daß es das Maß politischer Selbstbestimmung, das es von Rechts wegen durch seine Verfassung besitzt, auch noch abzuschieben sucht und von seiner Regierung geradezu verlangt, daß sie ihre ernste Arbeit wie ein Bühnenstück agiert, während das p. t. Publikum beim Glase Bier sitzt und

sich vorbehält, hinterher den Herren Schauspielern Beifall zu klatschen oder sie auszuzischen. Der erste Anfang zur Besserung würde die reuige Erkenntnis sein, daß das deutsche Volk die unglückliche Gestaltung seiner Parteiverhälnisse auf das eigene Schuldkonto zu schreiben hat. Die Hoffnung freilich, daß die richtigen Lehren aus dem Trierer Intermezzo gezogen werden, ist recht gering, vor allem schon deshalb, weil die Grenzlinie zwischen religiösem und politischem Katholizismus für die meisten unter uns schwer zu erkennen ist. So mischt sich auf der einen Seite konfessionelle Unverträglichkeit, auf der andern Seite eine durch religiöse Motive bestärkte politische Kurzsichtigkeit störend in die Betrachtung der Dinge. Dort eine beleidigende Schärfe gegen den katholischen Glauben, die uns einem zerrüttenden inneren Zwiespalt entgegenführen muß, hier die Verquickung des rein politischen Gegensatzes mit der Idee eines Kampfes von Glauben gegen Unglauben, der Zentrum und Konservative sich brüderlich die Hand schütteln läßt, wenn es gilt den verhaßten Liberalen etwas auszuwischen. Unter solchen Umständen werden wir das Zentrumsjoch noch länger zu tragen haben, wenn nicht endlich das nationale Bewußtsein sich im besondern nach der Richtung hin kräftigt, daß es den Unterschied empfindet, wo der Glaube unserer katholischen Mitbürger sein Recht fordert und wo er nur der Deckmantel für politische Machtbestrebungen ist, die mit den Interessen des Reichs unverträglich sind. Bis dahin ist noch ein weiter Weg, und es ist sehr fraglich, ob er ohne Unterbrechungen und Rückschritte zurückgelegt werden wird. Vielleicht tragen Übergriffe wie der Trierer Fall dazu bei, daß vielen auch unter unseren katholischen Mitbürgern die Augen aufgehen. Zunächst wird schon viel gewonnen sein, wenn das deutsche Volk in solchen Fragen nicht immer nur nach Fehlern seiner Regierung sucht, sondern sich entschließt, an sich selber zu arbeiten. Das würde vor allem dazu beitragen, das Gefühl für Verantwortlichkeit zu stärken. Darin liegt aber zugleich die beste Gewähr für den Frieden der Bekenntnisse. Es ist nicht wahr, daß nur die Lauen und Gleichgültigen diesen Frieden wünschen. Wir alle brauchen ihn in unserem konfessionell gespaltenen Lande und müssen dazu gelangen. Auch unzählige treue Katholiken werden sich um das Programm scharen: Wahrung der Rechte und Interessen des Reichs und Staats gegen jeden Gegner, nicht minder aber auch Wahrung des konfessionellen Friedens.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Die parlamentarische Behandlung der kommenden Handelsverträge. — Zur Bedeutung der Ausfuhr. — Der Beginn des Bagdadbahnbaues. — Unerwünschte Ergebnisse der Venezuela-Sache. — Der neue internationale Seekanal.

Mögen die Meinungen über den neuen Zolltarif auch noch so sehr auseinander gehen, daß er im Reichstage gegenüber der Obstruktion durchgedrückt wurde, bedeutet den Abschluß von parlamentarischen Verhandlungen, die bei der überlieferten Geschäftsordnung sonst vielleicht nicht in Jahren hätten zu Ende geführt werden können. Es ist überhaupt fraglich, ob eine aus dem Chaos des allgemeinen Stimmrechts hervorgegangene Körperschaft im stande ist, einen Zolltarif mit hunderten von Einzelsätzen, die zu Tausenden von Abänderungsanträgen Gelegenheit geben, durchzuberaten, ganz abgesehen davon, daß eine solche Körperschaft die erforderliche Sachkenntnis nicht besitzen kann. Bei der Beratung neuer Handelsverträge, von denen freilich noch nicht das geringste verlautet, liegen die Dinge wesentlich anders. Auch da können zahllose Einzelheiten herausgegriffen werden, aber doch nur theoretisch. Praktisch heißt es für den Reichstag bei Vorlage neuer Handelsverträge: Annehmen oder ablehnen! Abänderungen sind ausgeschlossen. Die Verträge müssen en bloc behandelt werden.

Bei den neuen Vertragsverhandlungen mögen die Vertreter der Reichsregierung es sich vor Augen halten, daß die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Ausfuhr von Industrieerzeugnissen im allgemeinen überschätzt wird und zwar nicht nur von den Enthusiasten der Ausfuhr. Maßgebend für das wirtschaftliche Gedeihen des Deutschen Reiches ist der innere Markt. Im Verhältnis zur gesamten Volkserzeugung erscheint die Ausfuhr doch nicht so sehr bedeutend und nicht genügend, um bei Absatzstockungen als Sicherheitsventil zu dienen. Zu dieser Auffassung kommt auch R. E. May in einer Schrift „Das Grundgesetz der Wirtschaftskrisen". May geht kaum zu weit, wenn er meint, daß mit steigender Volkserzeugung die Bedeutung der Ausfuhr relativ abnimmt. In England ist die Ausfuhr von 1880 bis 1895 um 8,7 Proz. vom Kopf der Bevölkerung zurückgegangen, in Deuschland verhältnismäßig der Anteil des

Versandts der deutschen Eisenbahnen nach dem Auslande wie nach den Seehäfen. Ein nicht unerheblicher Teil auch der deutschen Ausfuhr, namentlich in der Kohlen- und Metallindustrie, erfolgt ohne Gewinn, wenn nicht mit Verlust dadurch, daß die betreffenden Kartelle dem Auslande bedeutend niedrigere Preise — zuweilen sogar unter den Selbstkosten — stellen, um auf dem Weltmarkt konkurrieren zu können und ihren Betrieb nicht beschränken zu müssen. In der Aufrechterhaltung eines größeren Umfanges ihrer Betriebe liegt für die Interessenten ohne Zweifel ein Vorteil und außerdem wird das Übel der Zuvielerzeugung immerhin gemildert.

Indessen ist diese Forzierung der Ausfuhr nicht gesund und wird hoffentlich durch eine Verständigung der betreffenden Ausfuhrkartelle in Zukunft eingeschränkt und schließlich ganz beseitigt werden. Ein weiterer sehr erheblicher Teil der deutschen Ausfuhr wird erst ermöglicht durch die eigentümlichen Arbeitsbedingungen in dem betreffenden Industriezweige. Nach dem Buch „Deutschland am Scheidewege" von Dr. Pohle, Professor an der Akademie der Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt am Main, das überaus reich ist an Betrachtungen über die gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Verhältnisse und Strömungen in Deutschland, entfällt beinahe die Hälfte der deutschen Mehrausfuhr an Fabrikaten auf Industriezweige, deren Arbeitsbedingungen unter dem in Deutschland herrschenden Durchschnitt stehen. Zu derartigen Ausfuhrindustrien rechnet Pohle neben der kleinen Eisenindustrie wichtige Zweige der Textilindustrie, wie z. B. die sächsische Wirkwaren- und die Posamentenindustrie, die Porzellan- und Glasindustrie, die Spiel- und Kurzwarenindustrie. Dazu gehört vor allem die Konfektionsindustrie mit ihren in jeder Hinsicht bedenklichen Arbeitsbedingungen. Diese Ausfuhrindustrien schöpfen ihre Konkurrenzkraft auf dem Weltmarkt aus den Hungerlöhnen ihrer Arbeiter, sie senden dem Auslande Erzeugnisse, die es niemals so billig herstellen kann, weil es nicht über die wohlfeile Menschenarbeit verfügt, sie zehren auch am Mark der gesamten übrigen Arbeiterschaft, weil sie auf dem Weltmarkt die Konkurrenz jener Ausfuhrindustrien beeinträchtigen, die unter normalen Arbeitsbedingungen erzeugen. Pohle nennt diese Ausfuhrindustrie parasitär, sie arbeiten hauptsächlich im Interesse des Auslandes, sie führen nur äußerlich Waren aus, in Wirklichkeit aber Arbeitskraft, Gesundheit, Stärke und Volkskraft. Wenn man dergestalt die Ausfuhr prüft, so wird man zu der Meinung kommen müssen, daß nur ein Teil der Ausfuhr gewinnbringend ist und auf Förderung Anspruch hat, während ein anderer Teil vom nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Standpunkt aus betrachtet nur von zweifelhaftem Werte ist. Bei Abschluß neuer Handelsverträge sollten zwischen Ausfuhr und Ausfuhr Unterschiede gemacht und in erster Reihe die Interessen jener Ausfuhr berücksichtigt werden, gegen deren Berechtigung keinerlei Einwände erhoben werden können.

Mit dem Bau der Bagdadbahn wird endlich begonnen werden können, allerdings auf einer verhältnismäßig sehr kleinen Teilstrecke. Wie schon an

dieser Stelle (I. 924) mitgeteilt, verlieh der Sultan Mitte Januar 1902 der Anatolischen Eisenbahngesellschaft die Konzession zur Erbauung der Bagdadbahn von Konia aus über Adana und Bagdad nach Kadhina, östlich von Koweit am persischen Meerbusen. In dem Konzessionsvertrage gewährte die türkische Regierung der Gesellschaft eine Garantie von 16500 Fr. für den Kilometer. Indessen wurde der Bau nicht in Angriff genommen, ja nicht einmal eine Gesellschaft für die Erbauung der Bagdadbahn gegründet, weil die türkische Regierung keine Unterpfänder geben konnte als ausreichende Sicherheit für die pünktliche Zahlung der von ihr zugestandenen Kilometergarantie. Die sichersten Einkünfte der Türkei sind bereits sämtlich den Gläubigern verpfändet. Inzwischen haben die beteiligten Finanzkreise unter Durchbrechung des alten Vertrages einen neuen Vertrag mit der türkischen Regierung und zwar nur über die erste Teilstrecke Konia-Eregli (181 Km.) abgeschlossen. Danach erhält die Türkei eine neue Anleihe von 60 Mill. Fr. bewilligt, deren Verzinsung und Tilgung durch die Zehnten der im Interessengebiet der Bahn liegenden Provinzen sicher gestellt wird. Offenbar sind hierin auch jene Zehnten eingeschlossen, die bisher zur Deckung der Kilometergarantie für die anatolische Bahn dienten und frei wurden, weil sie infolge ausreichender Betriebsergebnisse dieser Bahn nicht mehr herangezogen werden mußten. Wenn nun aber die Betriebseinnahmen der anatolischen Bahn wieder zurückgehen — welche Sicherheiten bleiben ihr dann? Von der neuen Anleihe erhält die Anatolische Eisenbahngesellschaft 54 Mill. Fr. Sodann gründet sie eine besondere Gesellschaft für die Bagdadbahn mit einem Aktienkapital von vorläufig 15 Mill. Fr. und baut die erwähnte Teilstrecke. Gleichzeitig wird die Garantieverpflichtung der türkischen Regierung von 16500 auf 15500 Fr. für den Kilometer ermäßigt und durch Kapitalisierung in der neuen Anleihe sicher gestellt.

Dieser neue Vertrag bestätigt die großen wiederholt hervorgehobenen finanziellen Schwierigkeiten, die bei dem Bau der Bagdadbahn zu überwinden sind. Die Länge der Bagdadbahn von Konia nach Kadhina ist auf 2400 Kilometer veranschlagt worden. Um eine erste kurze Teilstrecke von 181 Kilometern in Angriff nehmen zu können, hat man eine ziemlich verwickelte und nicht ganz einwandfreie Finanztransaktion vornehmen müssen. Die beteiligten Finanzkreise sahen sich genötigt, um den Ernst ihrer Absichten zu bekunden, mit dem Bau einer wenngleich nur verschwindend kleinen Teilstrecke zu beginnen, und sie geben sich offenbar der Hoffnung hin, daß sich Mittel und Wege finden werden, den Weiterbau zu betreiben, wenn nur einmal der Anfang gemacht worden ist. Der Betrieb einer so kleinen Strecke kann nicht vorteilhaft sein. Gleichwohl vermag niemand heute zu sagen, ob und wann ein Weiterbau möglich werden wird. Etliche Jahre werden über die Herstellung der kleinen Teilstrecke verfließen und selbst wenn sich der Weiterbau ermöglichen läßt, wird die Vollendung der Bagdadbahn noch in sehr weiter Ferne bleiben. Es ist notwendig, daß von vornherein auf diese schwierigen Verhältnisse nachdrücklich hingewiesen wird, da bekanntlich von russischer, wie von englischer Seite dem Deutschen Reiche,

das den Bau der Bagdadbahn anscheinend begünstigt, politische Aspirationen unterstellt werden, die in England wie in Rußland Unbehagen erregen müssen, obwohl sie durchaus nicht begründet sind. Russische Blätter befürchten eine militärische Stärkung der Türkei durch die Bagdadbahn und die wirtschaftliche Eroberung Vorderasiens durch das Deutsche Reich. Im gleichen Sinne haben sich englische Blätter geäußert. Deutschland wolle die türkische Erbschaft antreten, die Vormacht in Kleinasien werden, die russischen Bahnpläne durchkreuzen und wohlbegründete Rechte Rußlands schädigen. Vielfach gaben sich die englischen Blätter den Anschein, als ob sie diese deutschen Aspirationen unterstützten, während sie in Wirklichkeit nur das Mißtrauen Rußlands gegen Deutschland erregen wollten. Diese ganze gehässige Konjekturalpolitik der deutschfeindlichen russischen und englischen Presse fällt in sich zusammen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Vollendung der Bagdadbahn vorerst nicht abzusehen ist und voraussichtlich noch Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird.

Neue Errungenschaften gegenüber dem uneinigen Europa sind der nordamerikanischen Union im Verlauf der Venezuela-Sache geworden, Errungenschaften von unberechenbarer Tragweite für die Entwicklung des Güteraustausches zwischen den europäischen und mittel- und südamerikanischen Staaten. Als Präsident Castro sich unter den Wirkungen der deutsch-englischen Blokade endlich herbeiließ, die Schuldverpflichtungen Venezuelas anzuerkennen, war nichts näherliegend als die Einsetzung einer internationalen Kommission nach ägyptischem Vorbilde mit der Aufgabe, die venezolanische Zollverwaltung zu übernehmen, aus den Erträgnissen die europäischen Gläubiger zu befriedigen und die Überschüsse der venezolanischen Staatskasse abzuliefern. Ein solche Kommission würde den venezolanischen Staatsschuldendienst in Ordnung gebracht und auf die ganze venezolanische Verwaltung erziehend eingewirkt haben, sie würde außerdem ein wichtiger Stützpunkt für die fremden Staatsangehörigen im Falle neuer Bürgerkriege geworden sein. Wie es heißt, soll die englische Regierung die Einsetzung einer solchen Kommission für überflüssig erachtet haben, was bei den leitenden Kreisen in Washington sicherlich großen Beifall gefunden hat. Aber noch weit darüber hinaus bekundete die englische Regierung das Bestreben, sich in Washington einzuschmeicheln und in ihrem Buhlen um die Gunst der „lieben Vettern jenseits des Atlantic", wie sich am 9. November 1899 Lord Salisbury ausdrückte, anerkannte sie durch den Mund ihres Leiters Balfour nicht nur formell die Monroelehre, sondern sie bezeichnete es sogar als einen Gewinn für die Zivilisation, wenn die Vereinigten Staaten sich tatkräftiger damit befaßten, eine Wiederholung von Schwierigkeiten zwischen den europäischen Mächten und den südamerikanischen Regierungen dadurch zu verhindern, daß sie diese Regierungen zur Beobachtung der Regeln des internationalen Verkehrs anhielten. Eine derartige Erweiterung der Monroelehre, wie sie der englische Premierminister zum Ausdruck brachte, dürfte vordem selbst den nordamerikanischen Imperialisten nicht in den Sinn gekommen sein. Nunmehr wird man in

Washington nicht zögern, gegebenenfalls die Nutzanwendung daraus zu ziehen. Fortan kann sich die nordamerikanische Union als Protektor und Vormund der übrigen amerikanischen Staaten, zunächst bei Streitigkeiten mit den europäischen Mächten, aufspielen. Und die Konsequenzen davon lassen sich gar nicht absehen. Nichts hindert die leitenden Kreise in Washington, die Monroelehre auf das wirtschaftliche Gebiet zu übertragen, auf der Monroelehre den wirtschaftlichen Allamerikanismus aufzubauen mit dem Endziel „Amerika den Nordamerikanern!" und auf dem Wege von Gegenseitigkeitsverträgen einen allamerikanischen Zollverein zu gestalten, aus dessen Gebiet die nichtamerikanischen Waren zunächst verdrängt und zuletzt ausgeschlossen werden. Im Sinne dieser erweiterten Monroelehre könnten auch die mittel- und südamerikanischen Staaten verhindert werden, europäische Unternehmer zu dulden oder in Europa neue Anleihen aufzunehmen. Diese letztere Möglichkeit steht nun freilich nicht in Aussicht, nachdem die Exekution gegen Venezuela im Verlauf und Ergebnis so wenig befriedigend ausgefallen ist. Keine europäische Börse wird mit einem amerikanischen Staat noch ein Anleihegeschäft machen wollen und das ist durchaus begreiflich, da der zahlungsunfähige oder böswillige Schuldner mit Erfolg die Vermittlung und das Protektorat der nordamerikanischen Union anrufen und sich sicher genug fühlen kann, um sich seinen Verpflichtungen möglichst zu entziehen. Wenn der englische Premierminister wirklich die Hoffnung hegt, daß die nordamerikanische Union die mittel- und südamerikanischen Staaten zur Beobachtung der Regeln des internationalen Verkehrs anhalten wird, so bietet sich Gelegenheit, zu erproben, ob diese Hoffnung gerechtfertigt werden wird. Außer Venezuela sind auch Honduras, Santo Domingo, Columbien, Costa-Rica und Guatemala bankerott, ferner einzelne Provinzen und Munizipien Argentiniens. Die Gläubiger dieser Staaten sind fast ausschließlich englische Kapitalisten. Sollte der englische Premierminister die Hoffnung hegen, daß durch Vermittlung der nordamerikanischen Union die englischen Gläubiger der genannten bankerotten amerikanischen Staaten zu ihren Forderungen kommen würden? Die Erweiterung der Monroelehre zu einer Vormundschaft Nordamerikas über die anderen amerikanischen Staaten, wie sie der englische Minister etwas gar zu voreilig zum Ausdruck gebracht hat, wird den Engländern nicht den geringsten Nutzen bringen. Im Gegenteil. Hat doch der argentinische Gesandte in Washington allen Ernstes den Vorschlag gemacht, eine formelle Erklärung an die europäischen Mächte zu erlassen, wonach alle künftigen Versuche einer zwangsweisen Eintreibung von Schulden als ein Bruch der Monroelehre angesehen werden soll! Auch wenn man es in Washington vorläufig abgelehnt hat, die bankerotten amerikanischen Staaten vor den europäischen Gläubigern zu schützen, so wird doch von ihnen die Union als Protektor schon jetzt angesehen und eine Popularisierung der Monroelehre in Amerika bewirkt, die man in England sicherlich nicht beabsichtigt hat.

Inzwischen arbeiten die nordamerikanischen Politiker und Unternehmer Hand in Hand, um Mittel- und Süd-Amerika mehr und mehr unter ihren

Einfluß zu bringen. Zunächst sollen neue staatsunterstützte Dampferverbindungen zwischen den nord- und südamerikanischen Handelsplätzen eingerichtet werden. In den südamerikanischen Staaten machen die nordamerikanischen Konsuln und Missionäre Propaganda für den allamerikanischen Gedanken und die nordamerikanische Presse, unterstützt von englischen Blättern, wie u. a. von der Londoner „Times", sucht das Mißtrauen der Brasilianer gegen die deutschen Kaufleute und Kolonisten zu erregen, denen man die Absicht unterstellen möchte, die Selbständigkeit Brasiliens durch pangermanische Gelüste zu gefährden. Auf das Wirksamste gefördert werden die Nordamerikaner in ihren Expansionsbestrebungen durch ihre Kapitalskraft und durch die Unternehmungslust ihrer Kapitalisten. Schon haben Hunderte von Millionen nordamerikanischen Kapitals in den südamerikanischen Staaten Anlage gefunden. Während das deutsche Kapital in Brasilien leider zu versagen scheint, wird nordamerikanisches in Fülle angeboten und, wenn nicht das deutsche Kapital im letzten Augenblick seine nationalen Pflichten in Brasilien betätigt, sich bald eine herrschende Stellung im wirtschaftlichen Leben der südamerikanischen Staaten, zuletzt auch über die deutschen Ansiedlungen und über den deutschen Handel in Brasilien, erringen. Dieses Vordringen der Nordamerikaner in Südamerika schließt Gefahren in sich nicht nur für die Beziehungen Deutschlands und Europas zu den südamerikanischen Staaten, sondern auch für diese Staaten selbst. Denn durch eine steigende wirtschaftliche Abhängigkeit von Nordamerika wird auch ihre politische Selbständigkeit untergraben, während Deutschland und Europa in ihrem eigensten Interesse die möglichste Erhaltung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit und politischen Selbständigkeit der südamerikanischen Staaten zu wünschen haben. Hoffentlich erkennt man in Süd-Amerika die nordamerikanische Gefahr, so lange es noch möglich ist, ihr wirksam zu begegnen.

Durch die Dampfschiffahrt erlangte der Seeweg eine Bedeutung, wie er sie nie zuvor besaß. Fast alle Vorzüge der Schienenstraße an Sicherheit, Pünktlichkeit und Schnelligkeit wurden ihm mit einem Schlage zu eigen und dabei war er unvergleichlich billiger als die Eisenbahn, denn seine Anlage und Instandhaltung erfordern keine Kosten. Seit die Erkenntnis von der neuen überwiegenden Bedeutung des Seeweges über die Völker kam, arbeiten sie mit Eifer und Opfern an seinem Ausbau. Die Küsten werden immer besser beleuchtet und betonnt, die Hafenanlagen erweitert und vervollkommnet, die Zufahrtsstraßen vermehrt und verbilligt durch Anlage von Eisenbahnen wie von Kanälen. Nachdem Amsterdam und Manchester durch große Seekanäle mit dem Meere in unmittelbare Verbindung gebracht und zu Seestädten gestaltet worden sind, strebt man auch in Brüssel, Paris, Berlin, Rom usw. dem gleichen Ziele zu. Wesentlich gefördert wurde der Seeweg mit seinem Verkehr durch die Anlage von Seekanälen größten Stils zur Verbindung getrennter Meeresteile. Bahnbrechend und zugleich das erfolgreichste Unternehmen dieser Art war der Suezkanal.

Trotz der großen Kosten sind seither verschiedene solcher Seekanäle fertiggestellt, beschlossen und geplant worden. Es lassen sich da zwei Gruppen unterscheiden: Nationale Seekanäle wie der Nordostseekanal, die nicht nur Verkehrszwecken dienen, sondern in erster Reihe aus strategischen Gründen angelegt worden sind, um eine rasche Vereinigung der getrennten Flotten des betreffenden Staates zu ermöglichen. Seekanäle dieser Art werden ernstlich geplant in Rußland zwischen Riga und Cherson (1600 Kilometer veranschlagte Kosten 500 Mill. Mk.) zur Verbindung der Ostsee mit dem Schwarzen Meer und in Frankreich zwischen Bordeaux und Narbonne (450 Kilometer veranschlagte Kosten 1040 Mill. Mk.) zur Verbindung des Atlantischen mit dem Mittelmeer. Zu den internationalen Seekanälen gehören der Suezkanal und nach seiner Fertigstellung der Panama-Kanal.

Es war eine Schande für Frankreich, daß das Lesseps'sche Kanalunternehmen Schiffbruch litt. Nicht der alte Lesseps war dafür verantwortlich zu machen, sondern die heillose Korruption, wie sie damals (und im wesentlichen auch noch heute) Presse und Börse, Parlament und Regierung in Frankreich beherrschte. Als mit dem Bau des Panamakanals begonnen wurde, beschwerten sich einzelne nordamerikanische Blätter darüber, daß „die Baggermaschinen des Herrn von Lesseps die ehrwürdige Monroelehre durchlöcherten". Indessen fanden diese Klagen in der Union keinen Widerhall, da die imperialistische Strömung noch latent war und die gelbe Presse ihren amerikanischen Chauvinismus noch nicht entdeckt hatte. Nach dem Zusammenbruch der Lesseps'schen Gesellschaft wäre es eine große Aufgabe des europäischen Kapitals gewesen, mit vereinten Kräften das Unternehmen fortzuführen, um den europäischen Interessen eine unabhängige Verbindung mit dem stillen Meere und zugleich einen wichtigen Stützpunkt in Amerika zu schaffen. Allein England hielt sich abseits und in den deutschen, französischen und russischen Kapitalskreisen erkannte man nicht die Interessengemeinsamkeit in dieser Sache. Vielleicht hätte durch den Bau eines europäischen Panamakanals der nordamerikanisch-spanische Krieg verhindert werden können und mit ihm das Entflammen der imperialistischen Strömung in der Union, vielleicht auch nicht. Tatsächlich versäumte an einem wichtigen Punkte des Weltverkehrs das festländische Europa den Anschluß. Nunmehr muß man sich auf den Boden der Tatsachen stellen, auch wenn diese Tatsachen unerfreulich sind, und es ist ein schwacher Trost, daß auch die Engländer und zwar in erster Reihe darunter zu leiden haben werden.

Als die Lesseps'sche Gesellschaft im Jahre 1889 zusammenbrach, war ihr Nennkapital auf 1800 Mill. Mk. angewachsen. Nach Abzug der Finanzierungskosten, namentlich für Disagio und Korruption, hatte sie 1020 Mill. Mk. bar erhalten. Auf der Landenge selbst waren nur 655 Mill. Mk. verausgabt worden, davon 369 Mill. Mk. für Erdarbeiten usw. Um den Verfall des alten Vertrages zu verhindern und die ganzen Bauten nicht an Kolumbien überlassen zu müssen, bildete sich Ende 1894 die neue Panama-Gesellschaft mit einem Kapital

von 54 Mill. Mk., nachdem der Wert der Arbeiten der alten Gesellschaft von einem Sachverständigenausschuß auf 378 Mill. Mk. abgeschätzt worden war. Hier betätigten nun die nordamerikanischen Politiker ihren hochentwickelten Handelsgeist, indem sie durch das Ausspielen des Nikaragua-Kanalprojektes und durch eine ganze Reihe von Tricks die neue Panama-Gesellschaft, die keinen anderen Käufer finden konnte, so mürbe machten, daß sie schließlich ihre Forderung auf 168 Mill. Mk. ermäßigte. Da die Vollendungskosten auf 546 Mill. Mk. veranschlagt worden sind, so wird der Panamakanal einen Aufwand von 735 Mill. Mk. erfordern. Außerdem erhält Kolumbien für die Abtretung eines 10 Kilometer breiten Landstreifens eine einmalige Abfindung von 42 Mill. Mk. und eine Pacht von jährlich 1,5 Mill. Mk. nach der Eröffnung des Kanals.

Nach dem Vertrage mit Kolumbien bleibt das Kanalgebiet selbst neutral. Indessen verbürgt lediglich die nordamerikanische Union diese Neutralität; sie hat Kolumbien verpflichtet, im Kanalgebiet keiner anderen Macht die Anlage von Kohlenhäfen zu gestatten, sie übt daselbst die Gerichtsbarkeit, sie hat materiell Hülfe zu leisten, um zu verhindern, daß das Kanalgebiet von einer fremden Macht besetzt wird, und sie bestimmt die Kanalabgaben. Die nordamerikanische Union kann demnach nicht behindert werden, die Kanalgebühren für fremde Schiffe höher einzusetzen als für die eigenen. Ob sie den nationalen Charakter des Kanals auch nach dieser Richtung hin zum Ausdruck bringen wird? Bei der hohen in Aussicht genommenen Kanalgebühr von 8,40 Mk. für die Tonne Nettogewicht (gegen 7,60 Mk. im Suezkanal) ist eine Vorzugsbehandlung amerikanischer Schiffe nur zu wahrscheinlich. Der Kanal soll in vierzehn Jahren dem öffentlichen Verkehr übergeben werden.

Der amerikanische Charakter des Panamakanals tritt zunächst im Kriegsfalle hervor; er wird alsdann eine Durchgangs- und Ausfallspforte für die nordamerikanische Kriegsflotte und was Deutschland mit dem Nord-Ostseekanal erzielt hat, was Frankreich und Rußland durch ihre Zwei-Meere-Kanalprojekte anstreben, wird die nordamerikanische Union mit dem Panamakanal erreicht haben, die Möglichkeit, die beiden getrennten Geschwader jederzeit zu vereinigen und ihre Flottenmacht zu verdoppeln. Dieser militärische Kraftzuwachs der nordamerikanischen Union ist nicht zu unterschätzen. Hat ihre Flotte eine hinreichende Stärke erlangt, so wird sie in der Lage sein, Nord- und Mittelamerika und unter Umständen auch den Süden gegen einen feindlichen Angriff zu behaupten. Tatsächlich hat die Union die Schutzherrschaft über Kolumbien übernommen uud sie wird von dort aus und nicht zuletzt mit Hülfe des Panamakanals noch rascher als bisher die Monroelehre zum Allamerikanismus unter ihrer Führung ausgestalten können. Vom Panamakanal aus kann die Union auch ihre politischen Aspirationen auf das Stille Meer, das ein amerikanisches Meer werden soll, verwirklichen bis nach Ostasien hin, wo sie schon jetzt bestrebt ist, wirtschaftlichen und politischen Einfluß zu gewinnen. Der Panamakanal bietet der Union, die bisher mit ihrem ostasiatischen Verkehr auf den Suezkanal

angewiesen war, einen neuen kürzeren und billigeren Weg nach Ostasien und gestattet ihr daselbst den Konkurrenzkampf gegen die europäischen Erzeugnisse, den sie bereits mit bemerkenswertem Erfolge aufgenommen hat, unter günstigeren Verhältnissen weiterzuführen. Von Neu York aus wird der Seeweg über Panama nach Australien und Japan kürzer als von Hamburg aus über Suez und noch günstiger ist Neu-Orleans gelegen, während im Verkehr mit China Hamburg auf dem Wege über Suez einen kleinen Vorsprung behält. Einen gewaltigen Aufschwung wird der Kanal den Weststaaten der Union bringen.

Bisher konnten diese reichen Gebiete ihre Getreideausfuhr wegen der hohen Tarife der Pacificbahnen nicht recht entwickeln. Nach Eröffnung des Kanals werden sie von der drückenden Herrschaft der Eisenbahntrusts befreit, die nicht nur die Tarife festsetzen, sondern auch die Besitzer der großen Kornhäuser sind und als solche die gewerbsmäßigen Baissiers unterstützen, um bei flauem Markt die Landwirte von dem Verkauf abzuhalten und die Getreidespeicher besser zu nützen. Mit Hülfe des Kanals durchbricht der Seeverkehr das Frachtmonopol der Eisenbahnen und der Westen kann die Überschüsse seiner Landwirtschaft unmittelbar auf dem Seewege zu den billigsten Frachten auf die europäischen Märkte werfen, was eine Verschärfung der nordamerikanischen Konkurrenz und ihrer Gefahr für die europäische Landwirtschaft zur Folge haben muß.

Von dem Panamakanal hat die nordamerikanische Union große Vorteile zu erwarten, die gleichbedeutend sind mit entsprechenden Nachteilen für die europäische Welt, während der Nutzen, den die europäische Welt aus dem Panamakanal ziehen kann, vergleichsweise nicht ins Gewicht fällt. Im Verkehr mit Ostasien werden die europäischen Schiffe immer den Suezkanal vorziehen, weil sie auf diesem Wege viele geeignete Anlaufhäfen zur Einnahme von Kohlen und Frachtgut finden, ein Vorzug, der dem Panamawege fehlt. Von nicht zu unterschätzendem Werte für Deutschland wird die Erleichterung des Verkehrs mit Chile, Mexiko, Guatemala und Costa-Rica sein, wo das deutsche Element hervorragende Bedeutung gewonnen und ansehnliche deutsche Interessen geschaffen hat.

In Verbindung mit der Vollendung der sibirischen Bahn und mit der Aufschließung Chinas wird der Panamakanal weltwirtschaftliche Umwälzungen bewirken, die sich noch nicht absehen lassen. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß um den Panamakanal eines Tages zwischen der Union und England ein ernstes weltpolitisches Ringen entbrennt.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Schulwesen. — Luxemburg. — Rußland. — Nordamerika. — China.

Schulwesen. Den Lehrern wie den Schülern der deutschen Auslandsschulen fehlt es an ausreichenden Büchereien, nicht selten in solchem Maße, daß sie nur mühsam und lose den Zusammenhang mit dem Mutterboden behalten. In den Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins macht Direktor Dr. Jahnke von der deutschen Schule in Brüssel auf diesen Mangel bei den deutschen Auslandsschulen aufmerksam und bittet die Deutschen daheim um Büchergaben. Bereits hat der Allgemeine Deutsche Schulverein in Berlin (Landgrafenstraße 7) eine Sammelstelle dafür eingerichtet und so wird es an reichlichen Gaben gewiß nicht fehlen. Beachtung verdient zunächst in buchhändlerischen Kreisen die Anregung Direktor Dr. Jahnkes, den deutschen Schulen im Auslande den Bezug deutscher Bücher durch Herabsetzung der Preise zu erleichtern.

Die deutsche Schule in Barcelona erbaut sich mit einem Aufwand von 44000 M. ein eigenes Schulhaus, nachdem die evangelische Gemeinde ihr ein hinreichendes Grundstück dazu abgetreten hat. Die Baukosten werden zum größeren Teil durch die Reichsunterstützung, die zuletzt 4500 M. jährlich betrug, getilgt werden.

In Smyrna und Beirut unterhält die Kaiserswerter Diakonissenanstalt Diakonissenlehrhäuser mit höheren Töchterschulen und Pensionen, die eine national und konfessionell überaus gemischte Schülerzahl aufzuweisen haben. Diese Schulen haben einen ausgezeichneten Ruf erworben und arbeiten mit gutem Erfolge. Früher war die Unterrichtssprache französisch, seit einigen Jahren ist sie deutsch. Vom Reiche erhalten auch diese Schulen einen Zuschuß.

Luxemburg. Bei Nachrichten aus und über Luxemburg ist zu beachten, daß es zwei Luxemburgs gibt, das selbständige Großherzogtum mit Luxemburg als Hauptstadt und die belgische Provinz gleichen Namens mit Arlon als Hauptstadt. Das Großherzogtum ist ein ganz überwiegend von Deutschen bewohntes Land. Die belgische Provinz gleichen Namens scheint zum größeren Teil wallonisch zu sein, doch finden sich daselbst auch Vlamen und Deutsche, die allmählich die

Anerkennung ihres nationalen Rechts verlangen. Auf diese belgische Provinz Luxemburg bezog sich die Mitteilung an dieser Stelle (III 594). Ein Freund der „Deutschen Monatsschrift", der sich für das Erstarken des deutschen Stammgefühls neben der vlämischen Bewegung interessiert, hat die Aufmerksamkeit gehabt, diese Klarstellung zu veranlassen.

Rußland. Noch heute wird die Umwandlung der einst blühenden Universität Dorpat in die russische Universität Jurjew von den Russen als eine staatliche Notwendigkeit betrachtet. Indessen kommen sie allmählich doch zu der Erkenntnis, daß sie bisher daraus keinen Gewinn gezogen haben. In dem russischen Blatt „Russki Wjlstnik" wird nachträglich die deutsche Kultur, die sich in Dorpat nicht mehr entwickeln darf, gerühmt. Die Schüler Dorpats hätten sich auf verschiedenen Gebieten der gelehrten und dienstlichen Tätigkeit durch ihren Ernst und durch ihre positiven Charaktereigenschaften einen guten Ruf erworben, sie hätten die Fähigkeit gehabt, gewissenhaft zu arbeiten und in das Wesen der Sache einzugehen, sie hätten ein hoch entwickeltes Pflichtgefühl, Ausdauer und andere gute Eigenschaften bekundet. Dasselbe kann das genannte russische Blatt von der neuen Universität Jurjew nicht sagen und appelliert an die Baltische Gesellschaft, der neuen russischen Universität zu helfen, damit sie gleiche Erfolge erzielt. Hier versagt indessen die russische Eigenart und von der eigentümlichen Entwicklung der neuen Universität Jurjew ist vollends nicht zu hoffen, daß sie ein würdiger Ersatz werden wird für die beseitigte deutsche Universität Dorpat.

Annähernd 15000 Reichsdeutsche leben in Petersburg und haben sich daselbst als Gelehrte, Kaufleute und Handwerker meist zu Ansehen und Wohlhabenheit durchgearbeitet. Ersprießlich hat sich auch das Vereinsleben entwickelt. Der Deutsche Wohltätigkeitsverein besteht seit 60, der Petersburger Verein der Angehörigen des Deutschen Reiches seit 16 Jahren. Zu den Schöpfungen dieser Vereine gehört das deutsche Alexanderhospital, ein Musterkrankenhaus. In dem Gewerbehaus „Die Palme" finden zugereiste deutsche Handwerker Unterkunft und Unterstützung, auch werden daselbst Lehrlinge ausgebildet, Vorträge gehalten usw. An deutschen Sänger-, Turn- und Schützenvereinen fehlt es nicht. Da die Russifizierung jener Petersburger Schulen, die bisher von den deutschen Kindern besucht wurden, immer größere Fortschritte macht, so wird die Gründung einer deutschen Schule in Petersburg, etwa nach dem Brüsseler Vorbild, zunächst für die Kinder der deutschen Reichsangehörigen in Erwägung gezogen werden müssen.

Nordamerika. Im weiteren Verlauf seiner Vorträge über den Anteil der Deutschen an der Eroberung des Westens erörterte Professor Dr. Julius Goebel in San Franzisko, nach dem „California Demokrat", die großen Verdienste der Deutschen um die Kolonisierung der Indianer und brachte freundliche, aber auch betrübende Bilder aus jener Zeit vor 1848 in Erinnerung. Nach seiner Darstellung wäre es den Neu-Engländern schwerlich gelungen, den Westen

zu kolonisieren, wenn nicht der Deutsche als vorgeschobener Posten, als Schutzwall zwischen den Indianern und Amerikanern gestanden hätte. Durch Wahrheitsliebe und Treue erwarb der Deutsche damals stets bald das Vertrauen und sogar innige Freundschaft jener Naturkinder, der Indianer, denen gleiche edle Eigenschaften nicht abgesprochen werden können, und es klingt wie ein wilder imperialistischer Hohn aus dem vom Präsidenten Roosevelt veröffentlichten Buche, in welchem er der weißen Rasse das Recht zuspricht, den roten Mann aus dem Lande seiner Väter vertrieben und ausgerottet zu haben.

China. Als die chinesischen Beamten nach Abschluß der Handelsverträge in den fünfziger Jahren sich unfähig zeigten, das Verzollungsgeschäft sachkundig und ehrlich zu besorgen, wurde bekanntlich auf europäischer Grundlage die chinesische Seezollbehörde begründet mit der Aufgabe, den Warenverkehr in den chinesischen Vertragshäfen zu überwachen und die entfallenden Zölle zu erheben. (Näheres darüber III 449.) Die Beamten werden von der chinesischen Regierung angestellt, aber nur auf Empfehlung des Direktors dieser Behörde, des Generalinspektors Sir Robert Hart, des bekannten Engländers. Nach ihrer Rangliste für 1902 beschäftigt diese Behörde 7165 Beamte, darunter 1102 Ausländer und 6063 Chinesen. Unter den 209 Beamten des höheren Dienstes befinden sich 51 Prozent Engländer, 12 Prozent Franzosen und 9½ Prozent Deutsche. In den mittleren und unteren Stellen sind die Deutschen etwas zahlreicher vertreten. Alles in allem sollen 146 Beamte deutscher Herkunft sein. Da die chinesische Zollverwaltung nur eine bloße Schiffahrtsstatistik und nicht eine eigentliche Handelsstatistik veröffentlicht, so erscheint der englische Anteil am chinesischen Handel zu groß, der deutsche Anteil dagegen zu gering. Mit Rücksicht darauf wird die chinesische Zollverwaltung die Anstellung einer größeren Zahl von Beamten deutscher Herkunft in Aussicht nehmen müssen. Angesichts dieser Konjunktur richtet der „Ostasiatische Lloyd" an junge Deutsche die Mahnung, sich in größerer Zahl zum Eintritt in die chinesische Zollverwaltung zu melden. Die Laufbahn bietet namentlich im höheren Dienst für tüchtige Leute sehr gute Aussichten, denen zugleich Gelegenheit gegeben wird, den deutschen Interessen in China erwünschte Dienste zu leisten.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VII.

Ricarda Huch, Vita somnium breve. — Heinz Tovote, Der letzte Schritt. — E. v. Oertzen, Der Strandbauernhof. — Wilhelm Schmidt-Bonn, Uferleute. — Wilhelm Jensen, Gradiva.

Von einem außergewöhnlichen Buche habe ich heute zuerst zu reden; von einem Buche, das in seiner seltsamen Ungewöhnlichkeit befremdet und ergreift. Nur schwer findet man eine feste Stellung dazu. Wenn man glaubt, es im Kern gepackt zu haben, machen sich immer wieder Gegengründe geltend.

Ricarda Huch hat der Kritik eigentlich stets Rätsel aufgegeben. Sie tut es auch mit ihrem neuen Roman: „Vita somnium breve“, der, mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler versehen, in zwei starken Bänden vom Insel-Verlage zu Leipzig versandt wird. Man muß ihn so langsam lesen, wie man schweren Wein trinkt. Man vermag die Seiten nicht zu überfliegen. Satz rückt neben Satz an, schwer, fast schwerfällig; Gefäß eines bedeutenden oder bedeutend wirkenden Inhalts. Ich glaube wohl, daß es für den Durchschnittsleser mehr eine Arbeit und Marter, als eine Freude wäre, die beiden Bände zu bezwingen. Wer dagegen gern in einem Werke den tieferen Sinn des Lebens abgespiegelt sieht, wer langsam Kunst genießen, verweilen und nachdenken will, der kann, ohne eine Enttäuschung befürchten zu müssen, nach dem Buche greifen.

Es behandelt den Lebensgang und die Entwicklung eines norddeutschen Kaufmannes, der als Mann noch die Universität bezieht, sich Gelehrtenruf erwirbt und schließlich durch Familienverhältnisse doch wieder gezwungen wird, ins Kontor zurückzukehren; schwere innere Kämpfe breiten sich vor uns aus; viele und ungewöhnliche Menschen treten uns entgegen. Man wird durch das Buch genötigt, in das eigene Herz zu schauen, und den Weg, den man selbst zurückgelegt hat, zu messen. So viel Lebensweisheit und Tiefe und Seltsamkeit des Fühlens und Denkens bergen die Sätze. Man meint, jeder einzelne durfte nicht früher hervortreten und sich den Brüdern anschließen, ehe er nicht alles mitbekommen hatte, was er zu tragen vermochte. So scheint man immer durch eine Fülle zu gehen, in der man sich selbst arm vorkommt; man hört auf jeder

Seite die Schwingen eines bedeutenden Geistes rauschen; man sieht selbst das Alltägliche sich verwandeln in die Ausnahme, daß man es unter den neuen, feierlichen, schleppenden Gewändern kaum erkennt. In Staunen und Bewunderung, aber auch zaghaft und unsicher vor so viel Bedeutung läßt man sich weiter führen, und man hat die Empfindung, als stände man dicht vor dem Allerheiligsten, worin höchste Schönheit und Weisheit vereinigt thronen. Noch steigt man über die Vorstufen, bald muß alles Bedeutsame sich in einer großen Offenbarung finden. Aber wenn man die letzte Seite umschlägt, reibt man sich verwundert die Augen. Warum schließt das Buch hier oder warum bricht es ab? Und man fühlt eine leise Enttäuschung, als wäre man im Kreis herumgeführt worden, immer um das Ziel, um das Allerheiligste, um die große Offenbarung herum. Als wäre man trotz herrlicher Gerichte nicht satt geworden; als hätte man uns eins jener im 15. und 16. Jahrhundert beliebten Schaugerichte, ein sogenanntes Gesichtsessen, kredenzt.

Und dennoch: wie voll und gesättigt jeder Satz, wie prachtvoll die Bilder und Vergleiche, wie groß und tief jedes Einzelne! Man lacht nicht, wenn man liest, daß einzelne Kritiker die Namen Goethe und Keller vor diesem Roman aussprachen. Und man grübelt immer von neuem, wo dennoch der fundamentale Unterschied steckt, daß man als Hungernder oder wenigstens nicht als ganz rein und klar Gestimmter, nicht als Erlöster von diesem bedeutenden Buche scheidet.

Es wäre sehr leicht zu sagen: die Goethe'sche und Keller'sche Kunst ist naive, natürliche, die der Ricarda Huch raffinierte Kunst. Jene ist organisch erwachsen, diese ist gewollt und nachgemacht. Aber das wäre wohl übertrieben und ungerecht. Man dürfte mit mehr Fug behaupten, daß natürliche poetische Anlagen durch Einsicht und Willen hier in einer ganz bestimmten, nicht recht natürlichen Richtung entwickelt wurden. Man denke sich etwa einen bedeutend veranlagten Menschen, der sich spät erst an großen Mustern zu einer eigenen Persönlichkeit auswächst und dessen Schaffen dadurch immer ein halbes Nachschaffen bleibt. An die ursprüngliche Schöpferkraft von Ricarda Huch glaube ich nicht. Sie hat spät angefangen; sie zog immer hinter einem großen Heiligen her. In Gedichten hinter Conrad Ferdinand Meyer. In der Prosa mehr hinter Keller, Goethe oder den ersten Romantikern. Sie hat sich, wenn man das sagen darf, in sie hineingewachsen. Sie scheint sich nach jedem Satze zu fragen: wie würden meine Schutzgötter das ausgedrückt haben? Aber sie ist daneben doch wieder so voll eigenen Reichtums, daß sie die großen Formen ihrer Vorbilder meist wirklich füllen kann. Nichts entsetzlicher, als wenn ein Formvirtuose den Goethe'schen Stil in einem Werke kopierte. Die ganze innere Leere würde gerade durch die gewählte Form zum Vorschein kommen. Wieviel muß Ricarda Huch doch also bieten können, wenn man so häufig den Eindruck der Fülle und Größe hat, trotzdem sie eben diesem gefährlichen Muster auch äußerlich nachstrebt!

Andererseits: wie seltsam literarisch mutet dieser Stil oft an! Man glaubt ihn einer Frau nicht. Es wird niemanden geben, der ihn für natürlich hält.

Und es zeigt sich dasselbe, was man bei den ersten Romantikern beobachten kann, die Goethe auch kopierten: daß, wenn das Bedeutende gebricht, das Bedeutsame dafür eintritt — vide Tieck und Novalis! Dann wird die Leere zur Fülle aufgeblasen und das Gewöhnliche mit dem Schein des Ungewöhnlichen umgeben. Ricarda Huch hat ja gerade über die ersten Romantiker, in die sie sich glänzend eingefühlt hat, ein vortreffliches Buch geschrieben. Sie kennt also auch das Rezept, das Novalis sich selbst verordnete: Ich schaffe eine romantische Dichtung, „indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe". Er fährt fort: „Es gehört tiefes poetisches Nachdenken dazu, um diese Verwandlung vorzunehmen."

Für mich ist kein Zweifel, daß auch Ricarda Huch bewußt diese „Verwandlung" vorgenommen hat. Wohl nicht bewußt in dem Sinne, daß sie gerade bei jeder Seite daran gedacht hätte. Es genügt völlig, daß sie noch ganz in den Dichtern, in die sie sich „hineingewachsen" hatte, lebte und webte. Frauen haben ja ein virtuoses Nachahmungstalent. Und ich sagte schon, daß Ricarda Huch daneben ein Reichtum an innerlich verarbeiteten Gedanken zu Gute kommt.

Mehr noch wird sich aus den Gestalten erweisen, wie weit von echter schöpferischer Kraft gesprochen werden darf. Und diesen Huch'schen Gestalten — so „bedeutsam" auch sie wirken — fehlt etwas. Es fehlt die volle Körperlichkeit. Sie sind gedacht, entwickelt: seelische Studien in ausgebreiteter Art. Doch das Springlebendige, das Plastische, haben sie nicht. Sie sind alle nur von innen gesehen. Man kann sie zum Teil schwer auseinanderhalten. Ihre Körper gehen gerade noch so nebenher. Und ich möchte darauf aufmerksam machen, wie selbst in Kleinigkeiten die Verwandlung des Gewöhnlichen ins Geheimnisvolle erfolgt: man beachte die erlesenen und ungewöhnlichen Namen dieser Leute. Nicht nur hier, auch die Namen in „Ludolf Ursleu" und in der „Triumphgasse". Die Hannoveranerin (oder Braunschweigerin?) Ricarda Huch führt ja selbst einen in ihrer Heimat schwerlich zum zweitenmal vertretenen Vornamen. Alles Vertraute soll fremd und romantisch werden.

Im Januar 1902 schrieb ich an dieser Stelle über die Dichterin: es sei kein großer Unterschied, wie sie etwa das Porträt von Friedrich Schlegel oder das eines selbsterfundenen Romanhelden schaffe. Es ist eben nicht so ein „Schaffen" im höchsten Sinne, als ein „Abhandeln". Und wenn man die letzte Konsequenz ziehen will: ihr Roman ist ein literarisches Experiment, zum Teil noch glänzender als die entsprechenden Romane der ersten Romantiker, aber wohl ebenso der Dauer entratend, weil ein Letztes fehlt.

Da melden sich alle Gegengründe wieder . . . deshalb mag noch einmal gesagt sein, wie viel an Reichtum, Schönheit, Geist, Lebensweisheit das Buch trotz dieses Minus an ursprünglicher, natürlicher Schöpferkraft birgt; daß es verdient, über die meisten modernen Romane gestellt zu werden; daß es ernste Leser verlangt und verlangen darf. Es beschäftigt viel länger, als Romane es

sonst tun können. Aber gerade deshalb muß es auch an hohem Maßstab gemessen werden. Und ehe ich von ihm scheide, möchte ich einen Satz anführen, der sich auf Seite 230 des zweiten Bandes findet und der alles Gesagte vielleicht zusammenfassen kann. Michael, heißt es da, versuchte nochmals durch seine Gedichte, den Weg zu ihm (Aristos) zu finden, „doch behielt er den meisten gegenüber das Gefühl, wie man es etwa für künstliche Diamanten hätte, die dasselbe Feuer hätten wie echte und vielleicht sogar kostbarer wären, und die einem doch nicht so teuer sein könnten wie natürliche, in der Erde gewachsene".

Das ist ganz der Fall Ricarda Huch. Ihre Diamanten haben dasselbe Feuer wie echte und sind in der Tat wohl noch kostbarer, und doch sind sie einem nicht ganz so lieb wie natürliche. —

Zum Erschrecken leer nimmt sich gegen dieses groß gedachte, nach hohen Zielen strebende Buch ein neuer Roman von Heinz Tovote aus: „Der letzte Schritt" (Berlin 1903, F. Fontane & Ko.). Im Galopptempo kann man ihn überfliegen: 100 Seiten die Stunde. Man kann statt dessen auch eine Zeitung lesen; man gewinnt bei beiden nichts.

Die übliche Geschichte: ein hysterisches Weib, das einen Mann langsam zur Verzweiflung treibt; das Ganze mit Knalleffekten und einer gewissen kalten Sinnlichkeit durchsetzt. An die Stelle von Natur und Herz treten Asphaltgeruch und Nervenkomplikationen.

Am peinlichsten jedoch wirkt die weinerliche Unmännlichkeit des Romans. Das geringe Mitleid, das man dem „Helden" zuerst entgegenbringt, verwandelt sich bald in Verachtung; Zorn und Verachtung, daneben den Wunsch, sie einmal gehörig durchzuprügeln, hat man auch nur für die Frau. So kann man sich ungefähr ein Bild machen, was das Buch bedeutet. Da ist in „Vita somnium breve" eine Szene, in welcher der Bruder dem Bruder die Pistole in die Hand zwingt: Stirb, du bist nicht mehr wert zu leben, da du dich nicht bessern kannst und durch dein Dasein nur andere Menschen zu Grunde richtest! Das ist hart gedacht und gehandelt, aber diese Härte berührt noch in der Erinnerung wohltuend, wenn man bei Tovote den Gegensatz findet: den waschlappigen, feigen Mann, den das Weib, das ihn zu Grunde richtet, durch die Drohung, sich zu töten, an der Leine führt. Wahrlich, es scheint, als hätten in der modernen Literatur die Geschlechter die Rollen vertauscht.

Mit kalter Berechnung ist dieser hysterische Roman geschrieben. Besonders an zwei Stellen wird das deutlich: in der Einleitungsszene und am Schlusse. Wie am Schlusse der Mann das Weib ermordet und dabei ein klug vorbereiteter sinnlicher Effekt noch mitspielen darf, das ist eine krasse Sensationsmache. Auf demselben Blatte steht es, daß zuerst ein Unschuldiger verhaftet wird. Dadurch wird von vornherein Spannung erweckt. Wohl sind beide Effekte, wie das bei einem gewandten Schriftsteller selbstverständlich ist, mit der Handlung verknüpft, aber das ändert nichts an ihrem Charakter.

Und die Sprache? Ach ja, sie ist sehr gewandt, sehr glatt, ein wenig nervös. Doch im Grunde eben so leer wie das ganze Buch: kein Knorren, keine Fülle, keine Kraft. Früher war sie noch manchmal etwas lyrisch überhaucht, daß sie, im ersten Augenblick wenigstens, zart erschien. Man merkte bald, daß es kein Blühen und Duften von innen heraus war, sondern ein aufgelegtes Blühen, ein mit dem Zerstäuber darüber geblasener Duft. Heut entbehrt sie auch dessen. Übrigens wird das Buch deshalb nicht weniger Leser finden. Poesie sucht ja das heutige Stammpublikum von Heinz Tovote nicht.

Viel mehr mit dem Herzen geschaffen ist die Erzählung einer Dame, E. v. Oertzen's „Der Strandbauernhof" (Wolfenbüttel, J. Zwißler). Was so außerordentlich dafür einnimmt, ist das strebende Bemühen, das ehrliche Wollen, etwas Echtes zu geben. Talent ist heutzutage billig — wer hat denn keins? Behaupten aber wird es sich nur, wenn es sich rein dichterische Ziele steckt und immer von neuem hohen Flug wagt. Der Fleiß kann gewiß kein Talent ersetzen, aber ein vorhandenes verdoppeln. Emanuel Geibel hat einst gesagt, der Dichter unterscheide sich vom Dilettanten dadurch, daß er „korrigieren" könne. Ersetzen wir das Wort durch das andere: arbeiten. Dann tritt eben zu dem Talent die sittliche Kraft, der Halt, an dem es emporklimmt wie der Epheu an der Eiche. Ohne diesen Halt stirbt es ab oder kriecht am Boden weiter.

E. v. Oertzen hat einen gewaltigen Stoff ergriffen, für den ihre Hand noch nicht hart genug war. Sie führt in ein hinterpommersches Bauernhaus. Der Knecht, der dort im Dienst steht, vergeht sich an einem heißen Erntetag gegen die jüngste Tochter des Bauern, ein halbes Kind. Er heiratet die dralle älteste; die jüngere Schwester schweigt, aber verkümmert. Da stellen sich Folgen ein, alles wird offenbar, und von der Seite seiner jungen Frau wird der frühere Knecht ins Gefängnis geführt.

Bis dahin ist alles ziemlich kräftig dargestellt. Wohl zeigt sich hier und da die Frau, die an allem Harten und Häßlichen rascher vorübergeht und gern verweilt bei allem Schönen und Weichen, aber noch schreitet daneben unaufgehalten das eherne Schicksal. Zum Schlusse jedoch greifen freundliche Hände in die Speichen des rollenden Rades; die kleine zarte Dirn', die so schuldlos sterben und verderben soll, tut der Erzählerin leid, und das eherne Rad bekommt einen, übrigens sehr geschickten Schwung, daß es an seinem sicheren Opfer vorüberrollt. Ja, es blüht sogar noch ein reines Glück für die kleine Liese.

Das ist des Guten wohl ein wenig zu viel; daran vermögen wir nicht ganz zu glauben. Aber wir haben hier den Fehler eines Herzens, das seine Gestalten zu lieb hat. Nicht einen Fehler des Talents. Denn so sentimental der Stoff, die Erfindung zum Schlusse auch umbiegt, — die Ausführung und Erzählung hält sich bis zuletzt von Weichlichkeit fern. Das vor allem darf Hoffnungen für später machen. Mit härteren Händen noch wird E. v. Oertzen zupacken lernen. Es ist Eigenwuchs in ihrer Erzählung; sie hat nicht aus hundert gelesenen Büchern ein hundertunderstes gemacht, sondern hat hellägig

schon jetzt in die Hütten ihres pommerschen Dorfes geschaut. Das letzte Restchen von „schöner Seele" wird, je stärker sie sich an das wache Leben hält, schwinden. Nach der Probe dieses Buches ist das nur eine Frage des Strebens und der Zeit. Und mit diesem Wachsen wird auch gleichzeitig das letzte Restchen Reflexion fortfallen, das an wenigen Stellen noch stört. Der naive große objektive Erzähler denkt nicht daran, in einem Zwischensatze städtische Herrlichkeiten und künstlich veranstaltete Vergnügungen gegen die Morgenarbeit in der Ernte abzuwägen oder (S. 19/20) über ungesehene Schönheit auf Erden zu reflektieren. Er schaut nicht nach rechts und links, sondern nur auf einen Punkt: er erzählt. Wie wäre es, wenn die Dichterin mit dem Hartwerden bei sich selbst begönne und unbarmherzig alles in ihrem nächsten Werke striche, was nicht Erzählung oder notwendige Schilderung ist? Besonders die Relativsätze sind für die schreibenden Damen ja meist richtige Reflexionsfallen.

Vielleicht ist in diesen Worten, die einem offenbaren Talente Wege der Selbstzucht weisen möchten, nicht genug der freundliche und warme Eindruck zur Geltung gekommen, den die kleine Erzählung auf mich machte. Sie sei empfohlen als Geschenk einer noch nicht ganz fertigen, aber auf guten Wegen vorwärts ringenden Begabung.

Völlig sicher tritt dagegen ein anderer homo novus auf: Wilhelm Schmidt-Bonn, der in seinen „Uferleuten" Geschichten vom untern Rhein erzählt. So kräftig ist sein Schritt, so ruhig seine Hand, so geschlossen scheint sein Wesen, daß er mit einem Skizzenbuche Eindruck machen konnte. Man fragt sich unwillkürlich: was soll da noch weiter werden?

Wilhelm Schmidt ist ganz der Schlag Clara Viebig. Ihre Vorzüge sind seine Vorzüge, die Vorzüge einer gesunden kräftigen Robustheit. Er hat in seiner Art etwas Verständiges, aber auch Unverrückbares. Er fliegt nicht wie ein Adler in die Sonne; er ruht, wenn das Bild erlaubt ist, massig wie ein Steinblock auf heimatlichem Erdboden und läßt die Sonne zu sich kommen. Er ist wie Clara Viebig ein bürgerlicher Dichter. Er ist mehr für den Alltag als für den Feiertag. Kleinbürgersleute darzustellen bevorzugt er; sie gelingen ihm weitaus am besten. Dieser Schmied, der dem Deserteur hilft; der kleine Schuster, dem ein Student die Frau geküßt hat und der sich deshalb duellieren will; die arme Nähterin, die einem rohen Kerl in die Arme fällt; die rheinische Bäuerin, die ihre Kinder rächt; der blinde Bettler, der Strom-Vagabund; der Soldat, der der roten Schürze nachläuft; Bahnschaffner und Spitalleute — in diesen Kreisen bewegt sich der Erzähler Wilhelm Schmidt und sie kennt und schildert er ausgezeichnet. Man ist dann so durchaus sicher mit ihm; man will kaum glauben, daß man ein Erstlingswerk vor sich hat. Mit außerordentlicher Plastik tritt eine Gestalt, eine Szene hervor und prägt sich fest ein. Nichts Überflüssiges gibt es da; nicht den lyrischen Überschwang des Anfängers; kein Zuviel und kein Zuwenig. In den kleinen Skizzen ist überall die objektive, epische Ruhe des fertigen Erzählers.

Es kommt Wilhelm Schmidt weiter zu statten, daß er hübsche und originelle Szenen erfindet. „Stoffe" kann man kaum sagen. Es wäre ja verfrüht, nach diesem einen Buche schon ein Urteil über die Grenzen seiner Begabung fällen zu wollen, aber es ist schwer zu glauben, daß es ihm gelingen wird, gleichmäßig einen größeren Rahmen auszufüllen. Er hat eine zu große Freude an der bloßen Szene. Er schildert zum Beispiel zwei Leute, die auf einer Scholle den Rhein hinabgetrieben werden und von denen der eine den andern ins Wasser wirft. Oder eine angetrunkene hübsche Dirne, die nach dem Karneval von einem jungen Priester schlafend auf der Straße gefunden wird und ihren „Erwecker" durchaus küssen will, ehe sie in ihrem seligen Rausch weiterschlummert. Alle seine Skizzen ohne Ausnahme stellen solch eine Szene. Da läuft ein Soldat von der Übung weg der „roten Schürze" eines drallen Mädels nach. Da verbeugt sich die dumme blinde Großmutter, weil draußen am Sedantage Hurra und Hoch gerufen wird und sie meint, es gelte ihr und dem Sohne, den sie bei Sedan verloren. Meisterhaft sind diese Szenen — man muß es stets von neuem sagen —, aber ich mußte dabei auch an einen Künstler denken, an den in Rom lebenden Greiner. Dessen Aktstudien sind so herrlich schön und kräftig, daß man immer glaubt, dieser Greiner müsse mindestens ein Klinger werden. Ich begeistere mich jedesmal dafür. Doch er kommt im höchsten Sinne nicht über den Akt hinaus, auch in seinen größeren Kompositionen nicht. Es fehlt da ein Letztes, vielleicht die höchste geistige und gemütliche Kraft.

Wenn man nach all den kleineren Skizzen Wilhelm Schmidts die fast einzige größere liest, die sich zur Erzählung runden möchte, „Die Sünde im Wasser", so wird man verstehn was ich befürchte. Auch hier ist wieder die erste Szene prachtvoll. Die beiden Menschen auf dem Baum, unter ihnen die fortwährend steigende Flut — das wissen nicht viele mit solcher Eindringlichkeit zu geben. Aber während mir dieses Bild noch lange vor Augen stehen wird, hab' ich schon heute vergessen, was nachfolgt. In der nachfolgenden psychologischen Entwicklung nämlich, in dem Bemühen, eine Novelle zu schaffen, ist Schmidt-Bonn total gescheitert. Da versagt er ganz. Und dieses Nicht-Können steht zu seinem sonstigen großen sicheren Können, zu seinem Fertig-Sein in einem so auffälligen Gegensatz, daß die Hoffnung, die darin nur einen vorläufigen, nicht aber einen ursprünglichen und endgültigen Mangel des Talentes sehen möchte, nur schwach ist.

Möglich immerhin, daß es ihm doch noch gelingt, Flügel frei zu machen und uns emporzutragen, unsere Herzen im Sturm zu nehmen und unsere Sehnsucht Sonnenwege zu führen. Daß es ihm doch noch gelingt vom Frontoffizier zum Generalstäbler zu avancieren. Die Bürgerlichkeit in der Kunst ist heut reich vertreten — so reich, daß man manchmal lieber mit Phaeton aus hohem Fluge stürzen, als immer im soliden Wagen die Landstraßen auf- und abkutschieren möchte.

Damit sollen die „Uferleute" nicht herabgesetzt sein. Ich darf im Gegenteil dazu raten, sie kennen zu lernen. Man soll sich erst einmal freuen, daß wieder

einer da ist, der etwas kann. Aber man soll ebensowenig vergessen, daß über der Erde der weite, weite Himmel ist, und daß es eine große Welt gibt über der kleinen, und neben Alltagsfreud und Leid, die niemand gering achten wird, auch „große" Freuden und Schmerzen und ewige Sehnsuchtsschauer.

Ein neues Buch von Wilhelm Jensen: „Gradiva. Ein pompejanisches Phantasiestück" mag heute den Beschluß machen. (Dresden, Carl Reißner 1903.) Ich habe mit Absicht mehrere Bände des alten Poeten vorübergehen lassen. Er schreibt mehr, als man zu lesen vermag. Ach, und was schreibt er alles! Das Herz kann einem wehtun. Er selbst wird keine Freude dran haben. Jedes Buch ist salopper, dürftiger, zusammengeflickter als das vorhergehende. Wo ist die frühere Stimmungsmacht, wo der feine Zauber, in den er unser Herz zog? Wo vor allem ist seine Sprache geblieben, die voll Klang und Schönheit sein konnte? Er schreibt heute — man darf nicht die Augen davor zudrücken — häufig genug ein ganz schmähliches Zeitungsdeutsch. Ich hoffte, in einem „pompejanischen Phantasiestück" — wie prunkvoll das klingt — würde er alle Register noch einmal ziehen. Aber nach den beiden ersten Seiten hoffte und fürchtete ich nichts mehr. „Norbert Hanold" — so beginnt das Buch — „hatte in Rom ein Reliefbild entdeckt, das ihn ausnehmend angezogen, so daß er sehr erfreut gewesen war, nach Deutschland zurückgekehrt, einen vortrefflichen Gipsabguß davon erhalten zu können . . . Es stellte eine römische Virgo dar, die etwa in den Anfang der zwanziger Jahre eingetreten. . . . Von dem ziemlich schmalen Gesicht ging nicht das Geringste einer blendenden Wirkung aus. Doch lag ihm unverkennbar auch fremd ab, eine solche üben zu wollen; in den feingebildeten Zügen drückte sich eine gleichmütige Achtlosigkeit auf das umher Vorgehende aus, das ruhig vor sich hinschauende Auge sprach von voll unbeeinträchtigter leiblicher Sehkraft und still in sich zurückgezogenen Gedanken."

Das fand ich auf Seite 1 und 2. Papierner kann man sich nicht gut ausdrücken. Wer sich nur ein wenig Sprachgefühl bewahrt hat, bleibt in einem steten schmerzlichen Zucken. Auch sonst wird man vergeblich nach Zügen in dem Geschichtlein suchen, die seine literarische Herkunft vermuten lassen. Pompeji in Mittagsstille und Sonnenglut ist zwar leidlich stimmungsvoll geschildert, aber wer glaubt an die ganz unmöglichen Szenen, die der phantasiebegabte Held dort aufführt? Immerhin ist dieses „Phantasiestück" unterhaltend, was man von Jensens neueren Arbeiten nicht immer behaupten kann. Von den neueren Arbeiten . . .

Wie sagt ich? Das Herz kann einem wehtun!

Vom deutschen Theater.

Von

f. Lienhard — Berlin.

VI.

Marx Möller: „Dörnröschen". — Otto Ernst: „Die Gerechtigkeit". — Arthur Schnitzler: „Der Schleier der Beatrice".

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden; ehe ein Jahr vergeht, wirst Du eine Tochter zur Welt bringen". Was der Frosch gesagt hatte, das geschah und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben". . .

So hebt das Grimm'sche Märchen vom „Dornröschen" an. Und aus diesem Daheimbleibenmüssen der Dreizehnten, aus so kindlicher Ursache, entspinnt sich nun das Herzeleid des Märchens, wie sich aus Lears Frage an Cordelia und deren bescheidener Antwort eine der schauerlichsten Tragödien Shakespeares entwickelt. Das Märchen, ganz und gar gestimmt auf Harmonie, ganz voll Kindervertrauens auf die Vorsehung, findet immer einen guten und gerechten Abschluß: in ein Osterfest läuft Charfreitag aus. Shakespeare kannte noch diese Einfalt und Wahrhaftigkeit: sein Shylock ist der böse Geist oder Teufel des Märchens, der zuletzt geprellt wird; seine Menschen handeln aus raschen und geraden und starken Empfindungen; sein Schluß, auch in der Tragödie, bekundet die tiefe Gerechtigkeit, die dem Dichter innewohnt. Und doch ist er „modern", grade auch im „König Lear", denn er vertieft, ohne Verwischung der Einfalt, seine Sagen- und Fabelstoffe: er läßt wesentlich aus den Charakteren die Verwicklungen entstehen. Denn daß der heißblütige, prahlerische und kurzsichtige alte Lear den großen Worten der falschen Töchter mehr glaubte; daß Cordelia grade durch die breiten Versicherungen der Schwestern zu um so

schlichteren Worten der Einfalt gedrängt ward, ihrer reinen Seele entsprechend: das ergab Verwicklung. Hier standen sich, vor der Karte des zu verteilenden Albions, grundverschiedene Charaktere gegenüber.

Das Märchen ist reinste Poesie. Das Reich der Poesie ist dem von Christus gebrachten Lichtreich, dem „Reich Gottes", darin ähnlich, daß es seine Gesetze und Erklärungen in sich selber trägt, wie ein in Gott beruhigter Mensch still und klar seiner Wege geht, nur an der Oberfläche von Stürmen der Welt gelegentlich beunruhigt, im Meeresgrunde seines Wesens aber stetig, stark und still. Es hat tiefsten Sinn, daß Christus das Kinderherz so hoch preist: „Selig sind, die reines Herzens sind" — „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich" — „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen". . . . Diese und ähnliche Worte wollen einen beruhigten Zustand deuten, den Zustand des nicht mehr feindlichen oder spitzigen, nicht mehr verkniffenen oder hinterhaltigen Geistes, sondern eines Geistes, der — nach Emerson — „dem morgigen Tage die Stirne bietet, mit der ganzen Gelassenheit jenes Vertrauens, das da Gott mit sich trägt und die ganze Zukunft bereits im Grunde des Herzens hat." Diesem Eu-Angelion, dieser frohen Botschaft vom Lichtreich, in dem wir als Kinder des Allumfassenden stolz und gut ganz von selbst wandeln, wenn wir Gottes Wesen innerlich erkannt und erlebt haben: dieser reinsten Herzenspoesie in religiöser Form (das Alte Testament ist Jurisprudenz) steht die Poesie des deutschen Waldmärchens ganz und gar wesensverwandt zur Seite. Im Märchen sind großzügige Vorgänge der Natur, des Mythus, der Heldensage nach und nach vergeistigt zu kleinen Tautropfen reizender Poesie. Sie sind ein Extrakt, sozusagen ein Rosenwasser, eine Quintessenz; sie verlangen feinstes Gefühl und feinste Behandlung. Wenn wir schwerbeladenen Gebildeten der modernen Kultur darüber kommen, so ergeht es uns leicht, wie dem Bären zwischen Elfen, wie dem bebrillten und ungelenken Naturforscher auf der Schmetterlingsjagd.

Marx Möller ist ein nicht unbegabter Lyriker, dem die deutsche Familie manches ansprechende erzählende Gedicht und Reimspiel verdankt. Vor einiger Zeit hat er sich mit einem „Totentanz" und einer „Mutter Anna" auf der Bühne eingeführt. Als drittes Bühnenspiel schauten wir nun im „Berliner Theater" sein Märchen vom Dornröschen.

Man muß in einer Zeit wie heute solchen Naturen und Absichten dankbar sein. Sie machen die Entartungen nicht mit, sie bewahren sich eine gewisse Wärme des Gemüts, eine Schlichtheit des Empfindens, eine redliche Einfachheit der Worte. Aber das alles hilft uns leider über ihren wesentlichen Mangel nicht hinaus: über ihren Mangel an geistigem und dichterischem Gehalt. Manchmal ist man geneigt, solche flüssige Flachheit, wie ich hier sagen muß, sogar für schädlicher zu halten als stark ausgeprägte Entartung. Letztere weckt leidenschaftliche Gegenstöße; und diese Gegenstöße geistiger Gesundheit regen an und rütteln auf. Jene flüchtige Flachheit aber wiegt ein; sie tut, als wäre in Welt und Menschenseele,

in Zeit und Literatur rund umher alles in Ordnung; man spürt kein inneres, zu um so stärker und besser geprägten Worten der Kraft und Reinheit anspornendes Leiden unter dem Zeitgeist in ihren Ergüssen — kurz, ihre Wassersuppen geben keine Kraft. So möchte man in ärgerlichen Stunden sprechen. Aber man griffe damit vielleicht einige Spannen zu hoch: denn solche Naturen fühlen gar keinen Drang oder Beruf, im hohen Gang deutschen oder europäischen Geistes bedeutsam mitzuschreiten. Sie sind ganz einfach das, was sie scheinen, ohne Hintergrund, ohne Horizonte. Mit einem gewissen Gleichmut kann man daher bei ihren einzelnen Arbeiten höhere Maßstäbe bei Seite lassen und von Fall zu Fall urteilen: dies ist verhältnismäßig hübsch, dies ist verhältnismäßig mißlungen.

Mißlungen ist Möllers „Donröschen". In dies liebe, duftig-leichte Märchen hat der Verfasser Dogmatik hineingetragen, also Kultur und Kunst; und zwar äußerliche Dogmatik, ohne seelische Vertiefung. Dies ist ein gründliches Verkennen und Mißhandeln des Märchengeistes. Die „dreizehnte weise Frau", die zur Strafe für ihre Nicht-Einladung dem neugeborenen Kinde bekanntlich Unheil wünscht, ist hier eine heidnisch gebliebene, in Verbannung lebende Verwandte des Königspaares, eine Zauberin, die bei der Geburt des Kindes Verfluchungen ruft; die Eltern selbst haben die heilige Taufe empfangen; in ihrer Nähe hantiert am Altar der christliche Priester. Dieser merkwürdig unvergeistigte „Christ", der Kaplan, geht, Unheil ahnend, schimpfend und polternd durch das Stück, bis er verunglückt. Und nun bricht über das derart entblößte Haus das Leid bald genug herein: eine Mitverschworene der bösen Heidin schmuggelt, trotz des Verbotes, eine Spindel unter die neugierigen jungen Mädchen des Schlosses — die Prinzessin sticht sich, und die „Schlafpest" bricht aus. Manch herzhafter Prinz versuchte nun zwar einzudringen in das verwunschene, spukhafte, umblitzte Schloß; alle finden den Tod. Da kommt aus dem heiligen Land zurück, das Kreuz auf dem Rittermantel, der Prinz, der sich jenem halben Kinde einstmals anverlobt: mit hoch erhobenem Kreuz, unter Absingung eines kirchlichen Marienliedes, dringt er ein — und die Hecken teilen sich, auf Rosen zieht der kirchentreue Pilger in die Stätte der Finsternis, immerzu von der „virgo immaculata" singend.

Dieser bischöfliche Einzug ins Märchenrosenreich machte sich szenisch vortrefflich; es war ein Erfolg des Maschinenmeisters. Von Charaktergestaltung, von geistig und künstlerisch vertieften Zusammenhängen zwischen Frau Holles verbannter Spindel und den Leuten des Schlosses usw. war, außer dem Mitgeteilten, nur ganz Oberflächliches zu bemerken. Das Märchen von „Dornröschen" fußt auf mythischen Anschauungen, geht sogar zurück bis auf die arischen Uranschauungen vom Siege des Lichts über Nacht und Winter: wie fein, wie reich, wie stark ließen sich von einem verklärungsmächtigen Dichter so recht von innen heraus Güte, Herzensreinheit, Frühlingsfreude, innige Liebe, Segenskraft fleißiger Hände — aber ohne Dogmatik — in Gestalten und Vorgänge umsetzen innerhalb der Fabel des Märchens! Was soll hier Christentum? Was die Gegensätze: hie Kirche — hie Heidentum? Bleibt uns damit aus dem Märchen fort!

Poesie gehört vor allen Dingen dazu, Geist gehört dazu, Charakterisierungskraft gehört dazu. Hier ist nicht Heidentum noch Christentum, nicht Protestantismus noch Katholizismus — hier sind lautere oder unlautere Menschen. Möller ist nicht straff genug; ich vermisse geistige Selbsterziehung, es ist etwas Zerfließendes in seinem Wesen. Seine Reime und sprachlichen Mittel sind ganz besonders arm, schlapp und abgenutzt. Das Mittelpunktswort in diesem Stücke z. B., hinter dem die Fittiche des nahen Unsegens rauschen sollten, ist direkt ein Reim von Moritz Busch: nach der Warnung des Vaters steht das Töchterchen sinnend im Saale und beginnt ihren Monolog mit den Worten:

„Das fasse, wer es fassen kann:
Rühre nie — ein Spinnrad an!"

Ja, und spiele nie mit Schießgewehr! Man war versucht, als Zuhörer ordentlich nach dem mutmaßlichen Reim Fang zu spielen, wenn ein Zweizeiler angeschlagen war, und man erhaschte ihn leicht: so alltäglich im Ausdruck und abgegriffen im Reim floß das über die Bühne. „Selig sind, die reines Herzens sind" — schließt zwar das Stück. Aber der Dichter von heute hat neben dem tapfer zu verteidigenden Herzen noch das ernste, schwere, herbe Amt, sich künstlerisch und geistig zu vertiefen, sodaß er einer Kulturnation selbst in unterhaltenden Werken Anmut, Geist, Witz, Schönheit oder Größe, was es auch sei, zu bieten vermag. Dergleichen schüttelt man nicht aus dem Ärmel. Der günstigen Stunde des begeisterten Schaffens gehen saure Wochen geistiger Zucht und Sammlung voraus. Ohne solchen Werktag kein Sonntag der dichterischen Offenbarung!

* * *

Otto Ernst (Schmidt), gleichfalls ein Hamburger, hat als gleichfalls drittes seiner gar nicht geistlosen, etwas grob zugeschnittenen satirischen Lustspiele das Zeitungswesen aufs Korn genommen: den Kampf eines Künstlers mit der Presse, also eine dramatisierte Predigt wider die „Verrohung der Kritik". Das Stück heißt „Die Gerechtigkeit" und ist im Königlichen Schauspielhause zur Aufführung gekommen, wobei einige komische Rollen — z. B. Vollmer als verkommener Journalist — vortrefflich wirkten.

Hat dieser Satiriker dem Wesen nach Recht? Ist die Buch-, Theater- und Kunst-Kritik immer ganz sachlich? Wird der Kritiker über Buch oder Stück eines irgendwie bekannten oder gar befreundeten Autors nicht sorgsamere Worte suchen, wenn er ablehnen muß, als über einen Gegner oder Unbekannten? — und manchmal umgekehrt: wird er nicht aus Schamhaftigkeit weniger loben? Selbst der lauterste Wille, wenn er mit psychologischer Kenntnis und Ehrlichkeit gepart ist, kann sich solchen feinsten Einflüssen nicht entziehen. Es ist ganz unmöglich für einen denkenden Menschen, ein Kunstwerk „nur als Kunstwerk" zu besprechen: denn indem er über die Formulierung seines Urteils nachdenkt und sich, als Berufskritiker, in solchem Nachdenken täglich übt, Gründe sucht, sich an Gesetze erinnert, Vergleiche zieht, die Persönlichkeit des Verfassers zur

Aushülfe nachmustert, fließen viele gedanklichen Elemente zusammen, die hinwiederum sich mit seinem eigenen Vorrat von Anschauungen und — Vorurteilen mischen. Und so sollten wir alle, die wir berufsmäßig oder gelegentlich ästhetisch urteilen, allezeit blank, ehrlich und bescheiden genug sein, durchblicken zu lassen: so sehe ich die Dinge und dies sind meine Gründe. Aber schlimmer als diese etwaigen Mißgriffe: Kommen bewußte Verzerrungen und Mißbrauchungen des kritischen Amtes vor? Verdienen solche bewußten Niedrigkeiten die Zuchtrute?

In einem Berliner Montagsblatt konnte man in einer Theaterkritik über diese neueste Arbeit von Otto Ernst folgendes lesen:

> „Am Freitag hat wieder ein Sänger und ein Held ins Gras beißen müssen, einer von der Sorte, die man mit Freuden verrecken sieht. Herr Otto Ernst ist unter denen, die sich heute Dichter nennen, so ziemlich ordinärste Rasse. Ein Schreihals ohne jede Spur von wirklicher Bildung im Denken und Empfinden."

Das steht da gedruckt. Eine schamlose Beleidigung also, die der Dramatiker einfach einstecken muß. Es ließen sich noch andere Blätter zitieren, die eine Bestätigung für einen schweren Mißstand bilden. Unsere übliche Theaterkritik darf jeden beliebigen Schriftsteller, der nach ihrer Meinung ein schwaches Stück geschrieben hat, einfach wie einen Schuft, im Geschwindton einer Nachtkritik, öffentlich mißhandeln. Und das wirft dann dem Dichter Mangel an „wirklicher Bildung" vor! Über den berghohen Schmutz und Unflat modernster Literatur rund umher regt sich niemand von diesen Stilisten auf, wenn der Unflat nur irgendwie „künstlerisch" behandelt ist. So sehr stecken wir in den Formen; so sehr haben wir die Heimat aller Dichtung, „das wunderschöne heile Menschentum" (Bogumil Goltz) unter den Füßen verloren.

Otto Ernst hat sich seiner Zeit mit einer Satire wider unsere heutige Literaturjugend nicht mit Unehren auf der Bühne eingeführt („Jugend von heute"). Noch stärkeren Theatererfolg errang sein Lustspiel aus der Lehrerwelt „Flachsmann als Erzieher". Manche scharf zugespitzte Wendung, ein helles Temperament der Anteilnahme, auch ein oft recht geschickter Dialog, Klarheit im Gesamtbau, ein bischen bürgerlicher Schluß, ein gewisser Grobschnitt der Handlung, etwas Rührung dazwischen im Sinne von Benedix und sogar Birch-Pfeiffer: — diese Mischungen ergaben immerhin ein Lustspiel, mit dem unsere Theater rechnen müssen. „Flachsmann" insbesondere ist, trotz des gar zu deutlichen Entlarvungs-Effektes am Schlusse, ein munteres Unterhaltungsstück, das von gutem Beobachtungstalent zeugt. Wir können den dichterischen Gehalt dieser Stücke nicht hoch einschätzen; höher schon den schriftstellerischen und den theatralischen Gehalt. Aber — wenn die Blumenthal'schen „Lustspiele" von dieser gehaltvolleren Art verdrängt werden, so ist das nur ein Gewinn.

In diesem neuesten Lustspiel ist die Tendenz zu dick geraten; die Herzenserlebnisse und die Charakteristik verblassen daneben und so macht uns das Stück nicht warm. Diese Journalisten sind zwar wirksame, aber doch zu absichtlich

geratene Zerrbilder; wir sehen zu viel bewußte Gemeinheit. Schade um manche treffende Einzelbemerkung!

Ein Komponist wird von einer Zeitungsredaktion befehdet aus ganz persönlichen Ursachen und Verkettungen: er hat die Gattin des Chefredakteurs, die „auch singt", abgelehnt und wird dafür flott „verrissen". Ob das vorkommt? Die Wissenden schweigen. Und nun entspinnt sich ein Kampf zwischen Künstler und Revolverpresse, ein umständlich dargelegtes, zu wichtig genommenes und daher peinliches Scharmützel, in dem die alte Mutter des Künstlers bittere Tränen vergießt, in dem der Künstler stöhnt, in dem endlos viel — Worte, Worte, Worte ins Publikum geworfen werden. Eine warme, menschlich schöne Szene bringt endlich in diese vielen Auseinandersetzungen: ein Mädchen, das den Komponisten verehrt, bringt ihm Blumen und einige innige Worte. Das tut uns wahrhaft wohl nach soviel Zank. Schließlich siegt der Künstler mit einer erfolgreichen Oper.

„Siegt?" Ist nun das Wesen der Preßbande innerlich besiegt? Ist das Thema überhaupt an der Wurzel angefaßt? Haben wir bedeutende seelische Entwicklungen gesehen? Hat solcher Kleinkampf überhaupt mit dem Wesen des Künstlertums und jenes schlechte Verhalten mit dem Wesen des Journalismus als solcher zu tun? — Nein, es war ein winkelhaftes Gehader. Dergleichen Mückenstiche, die schnöden Kritiken, verärgern zwar in der Tat den Künstler und den Schaffenden — aber so tragisch sind sie bei unserer heutigen Vielschreiberei denn doch nicht. Solche Blätter wirft man allenfalls an die Stubendecke, läßt sie wieder auf den Boden klatschen, wandelt etliche male pfeifend oder singend darüber hin und her, spielt sich am Klavier das Herz leicht und — schafft weiter. Ja, die meisten Schaffenden lesen solche Blätter und solche Kritiken überhaupt nicht.

Immerhin — es steckt eine Zeitkrankheit hinter diesem Stoff. Die oben abgedruckte kleine Probe sagt genug. Nur muß das alles lachend, nur muß das alles mit innerer Freiheit, mit zeitpsychologischer Feinheit gestaltet werden, mit überlegener und unbarmherziger Ironie. Otto Ernst war weder frei noch psychologisch fein, als er dies Tendenzstück schrieb.

* * *

Mit einem viel feineren Maße will der Wiener Arthur Schnitzler gemessen werden. Sein lang umstrittenes Buchdrama „Der Schleier der Beatrice" ist nun im „Deutschen Theater" endlich zu einer etwas nüchternen Aufführung gekommen, mit mäßigem Erfolg, nicht unwidersprochen.

Schnitzler ist eine überaus künstlerische, eine sorgfältig denkende, an seinem Werk geradezu tüftelnde Natur. Dazu kommt ein arg Stück Wienertum, insofern das Sinnlich-Weibliche immer wieder im Mittelpunkt steht und — insofern auch mit den Problemen der Erotik der Dichter tüftelt, buhlt, spielt, bald geistreich, bald schwerer, wie in dem genannten fünfaktigen Kostümstück aus dem Bologna der Renaissance.

Eine sechzehnjährige, seelisch rätselhafte Beatrice ist die Heldin; ihr Verhältnis zu mehreren Männern innerhalb dreier Tage ergibt des Stückes Inhalt. Ein Schleier spielt nur eine äußerliche Rolle. Will man ihn sinnbildlich nehmen, so kann man etwa sagen: ein Nebelschleier liegt über dem Labyrinth dieser Mädchenseele und — wie bei Schnitzler oft — des Weibes überhaupt in seinem Verhältnis zum Manne. Immer? Hier fängt die Schnitzler'sche Spielerei an. Denn nur wenn das weibliche Wesen aus der Bahn des Instinktes und der seelischen Gesundheit gejagt ist, wird sie diesen Schriftstellern „interessant". Diese Beatrice ist halb Kokette, halb verlogenes Kind, halb liebende Jungfrau, halb schlaue Bürgerin — kurz, wie sie dasteht, eine nicht überzeugende und nicht erwärmende, nicht lebensmögliche Gestalt.

Man könnte mir vorwerfen, ich berichte über den Inhalt des Stückes, das im Theater der „Monna Vanna" gegeben wird, in tendenziöser Wortwahl. Ich gebe also einen oberflächlichen Inhaltsbericht mit den unbefangenen Worten einer Tageszeitung:

> „In Bologna ist's, zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Cäsar von Borgia bedrängt die Stadt mit großer Heeresmacht, und auf den Straßen Bolognas spricht man, als wäre morgen der jüngste Tag ... Und ein wunderlich Gerücht läuft durch die Gassen: der junge Herzog sei gewillt, eine Schöne zu erwählen für diese letzte Nacht vor dem Entscheidungskampf. Der Herzog lächelt darob ... Da sieht er auf der Straße Beatrice, des alten, halbtollen Nardi schöne Tochter, und nun überkommt es ihn wie ein Wunder. Er wirbt um Beatrice; — das Mädchen will ihm folgen, doch nicht so, daß man sie schmähen darf als Dirne: nur als seine Gattin, als Herzogin. Ihrer Schönheit Zaubermacht, die Erregung der Stunde, der Fiebertaumel, der angesichts der drohenden Feindesgefahr ganz Bologna ergriffen — das alles schafft ungewöhnliche und schnelle Entschlüsse, und so kommt im Augenblicke die Entscheidung: in einer Stunde tritt Herzog Lionardo Bentivoglio mit Beatrice vor den Traualtar. Als Beatrice dem Herzog begegnete, war sie auf dem Wege zur Kirche zur Trauung mit ihrem Verlobten, dem jungen Vittorino, der sich nun, da sie dem Herzog folgen will, in jäher Verzweiflung den Dolch ins Herz stößt (was Beatrice zwar hört, aber gar nicht beachtet! D. Ref.). Verloren freilich hat er sie schon früher — seit drei Tagen ist Beatrice die Geliebte Filippos, des gefeierten Dichters, der um ihretwillen seine Braut Teresina aufgegeben hat. Jähe Leidenschaft hatte die beiden, Filippo und Beatrice, zusammengeführt. Filippo will ihr alles opfern, schon sind alle Vorbereitungen zu gemeinsamer Flucht getroffen — da erzählt ihm Beatrice naiv und ihrer Empfindungen unbewußt, daß sie vom Herzog geträumt hat: „... Grüne Kerzen brannten in einer Ampel ob dem Bett, ich sah des Herzogs Augen leuchten über mir und fühlte seine Lippen nahe den meinen, noch spürt' ich ihren Hauch — und so erwacht' ich." Filippo ist entsetzt, daß sie so mit beschmutzter Seele zu ihm komme, daß ihre Seele auf Abenteuer ausfliegen konnte, daß in den frechen Wünschen ihrer Träume sie an andere Männer hat denken können. Und er stößt sie von sich.

So, unwissentlich, was sie verschuldet, ist sie heimgekehrt und hat sich zur Ehe mit Vittorino bereit erklärt, „ausruh'n möchte ich bei dir, weil ich so müde bin". Und nun da sie dem Herzog begegnet, gewinnt der Traum wieder über sie Gewalt — von Filippo verstoßen um einen Traum, glaubt sie sich frei und verspricht sich dem Herzog. Doch da die Trauung vollzogen, eilt sie vom lärmenden Hochzeitsfest durch den lichtdurchflackerten Garten, dann durch die dunklen, stillen Gassen zu Filippo. Sie fühlt, daß sie alle Größe hingibt und alles Glück der Erde, Licht und Leben, um einmal noch in Filippos Arm zu ruhen. Sie kommt, um mit Filippo zu sterben. Filippo leert den Giftbecher, doch sie vermag es nicht — ihr graust vor dem Tod. Verzweifelt wirft sie sich über den toten Geliebten, dann, gehetzt von Todesangst und Lebensverlangen, stürzt sie davon, zurück zu ihrem Hochzeitsfest, zu dem Herzog. . . ."

Von Filippo zu Vittorino, von Vittorino zum Herzog, vom Herzog zu Filippo, von Filippo zum Herzog — — schade, daß Vittorino nicht mehr lebt, die Abwechslung hätte sich gemehrt.

Um die Inhaltsangabe kurz zu enden: bei Filippo hat sie ihren Schleier liegen lassen. Sie kommt ins Schloß ohne Schleier. Der Herzog fragt und forscht; sie weigert jede Aussage. Schließlich mit Tod bedroht, führt sie den Herzog dahin, wo sie den Schleier gelassen. Verworren und psychologisch unmöglich ist dies gesamte Benehmen des Herzogs, bei dem auch hier wieder die Wollust durchbricht, bis er an Filippos Leiche stößt, an des Poeten Leiche, den er lange zu gewinnen gesucht, der sich ihm aber zu entziehen gewußt. Mit Filippo also hat sie ihn betrogen — nein, vielmehr: sie hat Filippo betrogen — nein, eigentlich: sie hat Vittorino betrogen — oder wie soll man denn eigentlich sagen? Der klare Herzog wächst vor unseren Augen und findet in diesem Nebel die Lösung: „sie ist ein Kind" . . .

. . . „Wir sind allzu streng
Und lindern's nicht, und jeder von uns wollte
Nicht nur das winz'ge Spielzeug sein — nein, mehr,
Die ganze Welt. So nannten wir dein Tun
Betrug und Frevel — und du warst ein Kind!"

Wenn Cressida in des gesunden Shakespeare „Troilus und Cressida", eine der gedankenkürzesten und vom Organ des Treuseins geradezu körperlich verlassenen Dirne, ein Kind ist — dann ist auch Beatrice ein Kind. Was bei Shakespeare Burleske und Karrikatur ist: hier wird's tragisch genommen. Ihr Bruder denkt anders: er sticht die Lebensmüde kurzweg nieder. Und die Schnitzler'schen Bologneser — die der Maeterlinck'schen Pisaner durchaus würdig sind — ziehen endlich, nach einer so verworrenen, verbuhlten und verschwatzten Nacht, zum Kampf hinaus.

Über diese Beatrice und ihr Tun und Lassen kann man sich aus einem Hauptgrunde, aus einem vernichtenden Grunde weder den Kopf zerbrechen, noch ärgern: man spürt nach ganz kurzem Zusehen, daß das alles Konstruktion und Gedankenwerk ist, keine blutvolle, herzerschütternde Poesie. Man erschrickt

nicht weiter über jähe Morde; man wird nicht warm mit den „Lebenden“. Ein ähnliches Gefühl, nur freilich in ſchwächerem Maße, wie bei Halbes gedachtem und gemachtem „Eroberer“ durchdrang mich auch in dieſem ſorgſam gearbeiteten Stück: ein Gefühl kühler Befremdung, ein Gefühl des Mitleids, wie ſich ein denkender Schriftſteller und Künſtler an einen Stoff wagen kann, der ſo offenbar kraftvollſtes Dichtertum verlangt.

Viel klare, kluge, kühle Gedanken ſind in guter Versſprache, die an Shakeſpeares ſtiliſtiſche Bauweiſe erinnert, ausgedrückt und gewinnen in manchen Szenen unſeren aufrichtigen Beifall. Auch im Spiel ließ manch eine wirkungsvolle Stelle den Mißgriff des Ganzen bedauern. Es iſt immerhin bedeutſam, daß unſere Modernſten wieder nach Al-Fresko-Stoffen, nach Kolorit und Koſtüm ſuchen. Es fehlt nur — die verlorene Herzenseinfalt. Wie ſagt Arndt, von dem wir an anderer Stelle ſprechen? „Einfalt und Wahrheit ſind den Schwächlingen zu mächtig.“

Tau Schummertid.

Dat is doch, wenn de Abend kümmt,
De allerbeſte Tid;
Dor ward de Welt ſo ſtill ümher,
Dor ward dat Hart ſo wid.

Dor klingt in ſinen deipen Grunn'
'ne ſchöne Melodi;
Dor denk' ick an min Vaderhus
Un, Mudding, ok an Di!

Denn kümmt ut wide Firn en Ton
Gans ſachten, ja, ganz ſacht — —
De Morgen güng, de Abend geiht,
Un liſing kümmt de Nacht!

Paul Warncke.

Bücherschau.

Friedrich Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. 2. Aufl. 1901, Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta. Pr. 2,40 M.

Dieses jetzt in 2. Auflage erschienene hochinteressante Werk enthält drei zu verschiedenen Zeiten geschriebene und veröffentlichte Aufsätze: Schopenhauer 1882, Hamlet 1889, Mephistopheles 1899. Obwohl zeitlich auseinanderliegend, stehen sie doch miteinander in innerer Beziehung, zumal die drei Gestalten durch ihre Ähnlichkeit und Verschiedenheit einander zu beleuchten geeignet sind. Gemeinsam ist ihnen zuerst die Gabe des Hellsehens; sie haben einen durchdringenden Scharfblick für die Kehrseite der menschlichen Dinge, die sich unter der Decke des schönen Scheins verbirgt. Gemeinsam ist ihnen zweitens die Lust, die Wirklichkeit in ihrer Verderbtheit zu zeigen; der Witz, womit sie diese Gaben üben, macht sie zu „Virtuosen der philosophischen Medisance." Gemeinsam ist ihnen ferner der Mangel an Liebe, „jener schonenden, tragenden, barmherzigen Liebe, die die Seele des Christentums ist, jener Liebe, die das Böse wohl kennt, aber auf das Gute blickt, die auch noch in der Verkommenheit die menschliche Seele sieht und sucht." Gemeinsam ist ihnen endlich der Mangel an Glauben: die Menschen sind durchaus verderbt, so daß es sich nicht verlohnt, sich mit ihnen irgendwie zu bemühen. Ebenso werfen die drei Gestalten Licht aufeinander durch ihre Verschiedenheit. Die ersten beiden sind Menschen, der dritte ist ein Teufel. Das Gemeine und Böse sind sein Element. Jene hassen das Böse aus tiefster Seele, sie haben aber auch wieder ihre Freude daran, sofern es ihre Theorie vom Menschen bestätigt und ihnen Gelegenheit bietet, ihre Kunst zu üben. Sie suchen das Böse auf, nicht um es zu bekämpfen und aus der Welt zu bringen, sondern um es zu betrachten, sich darüber aufzuregen und ihren bitteren Humor oder boshaften Witz an ihm auszulassen. Der Anhang des Buches bringt eine Skizze über das Ironische in Jesu Lehre, die ursprünglich in der Christlichen Welt erschien, sich aber ganz passend an das Ende des ersten Aufsatzes anschließt, da sie auch ihrerseits geeignet ist, das Wesen der in Rede stehenden Erscheinung durch Ähnlichkeit und Gegensatz zu erhellen.

Wenn es je ein Zeitalter gegeben hat, das für den Geist, der in jenen drei Gestalten verkörpert ist, sympathisches Verständnis gehabt hat, so war es das Ende des vorigen Jahrhunderts. Das Geschäft der Aufdeckung und Entlarvung ist schwerlich zu einer früheren Zeit mit so viel Kunst und Lust geübt worden als in der Literatur der letzten Jahrzehnte. Wenn es die Liebe zur Wahrheit und der Trieb, zur Wirklichkeit selbst zu kommen, ist, der diese Literatur erzeugte, so darf sich die Gegenwart ihrer rühmen. Aber das Höchste liegt nicht in dieser Richtung; die eigentliche Aufgabe der Kunst und Dichtung bleibt doch die, das Gute und Große in faßlichen und eindrucksvollen Gestalten zu zeigen und dem Willen als Ziel seines eigenen tiefsten Sehnens vor Augen zu stellen. Paulsen zeigt, daß auch Goethe und Shakespeare, die Schöpfer des Mephistopheles und Hamlet, hierin die Aufgabe der Dichtung sahen. Wir können natürlich nicht näher auf Paulsens Buch eingehen. Nur auf eins möchten wir den Finger legen. Der erste Aufsatz spricht in drei Teilen über Schopenhauers Persönlichkeit, Philosophie und erziehliche Vorbildlichkeit. Hier kommt

die Untersuchung zu dem Resultat, daß weder Schopenhauer noch Nietzsche noch sonst ein anderer „vom irrlichterierenden Wahnglauben“ aufgebrachter „Modegötze“ Erzieher der Menschheit werden können, Erzieher bleibt ganz allein Jesus von Nazareth. „Zu einer volleren und stolzeren Freiheit als durch das Evangelium ist die Menschheit niemals aufgerufen worden“ (S. 93).

Wir brauchen wohl dieses Buch des bedeutenden Berliner Philosophen nicht zu empfehlen. Es reizt schon durch seinen Titel, und wer es liest, wird neben der Unterhaltung reiche Belehrung und innere Vertiefung mit fortnehmen. Wenn auch die Auffassung der drei Gestalten, besonders des Hamlet-Charakters, an mancher Stelle zu hart ist, so kann doch der Versuch, jene zum Teil sehr rätselhaften Gestalten zu verstehen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen, nur dankbar hingenommen werden. Abgesehen von ein paar kleinen Zusätzen und einigen formellen Änderungen ist die zweite Auflage ein Abdruck der ersten.

Fermersleben. Otto Siebert.

Rudolf Lehmann, Erziehung und Erzieher. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. VIII, 344 S. gr. 8°. geb. 7. Mark.

Ein Buch, dem man mehrere nicht gewöhnliche Vorzüge nachrühmen kann, und das jeder nicht gedankenlos auf die heutige Gestaltung des Unterrichts Schwörende mit hoher Befriedigung aus der Hand legen wird, auch wenn er über einige Punkte anderer Meinung ist. Vor allem muß man gestehen, daß der Verfasser der Sache auf den Grund geht und sich nicht an harmlosen Vorschlägen hier und da einiges an dem Lehrplane unserer höheren Schulen zu ändern genügen läßt. Gehört er doch zu den Pädagogen, die eine echte philosophische Bildung besitzen. Er redet deshalb aber nicht die in Deutschland üblich gewordene, im Übermaß abstrakte und von barbarischen Wortungeheuern strotzende Philosophensprache. Sein Buch ist vielmehr klar und gefällig geschrieben, und selbst wer aus Prinzip keine philosophischen Schriften liest, wird diesen ebenso gewissenhaften als ansprechenden Ausgestaltung ernster Gedanken gern sein Ohr leihen. Wenn Bücher dieser Art einst eine weite Verbreitung finden, so wird dies ein sicheres Zeichen sein, daß der Deutsche zur Reife seiner Natur gelangt ist. Was die Tendenz des vorliegenden Buches betrifft, so sucht es zwischen den beiden Hauptströmungen, die sich heute auf dem Gebiete des Unterrichts wie auf dem der Erziehung geltend machen, zu vermitteln, aber nicht im Sinne eines schwächlichen Kompromisses, sondern indem es einer höheren Einheit zustrebt. Das Buch ist weder eine gutmütige Verherrlichung noch eine gehässige, effekthascherische Anfeindung des Bestehenden. Allerdings scheint es zunächst gegen das Gymnasium gerichtet. An dem oft gerühmten Segen des altsprachlichen Unterrichtes vermag der Verfasser nicht zu glauben. Den bei diesem Unterrichte üblichen Übungen schreibt er nur die Kraft zu, die Eigenschaften des Subalternbeamten erwerben zu lassen. Anderseits will er aber auch nicht, daß über dem Inhalt des Gelesenen die Beschäftigung mit der Sprache vernachlässigt werde. Außer diesem formalen Bildungswert, sagt er, besäßen die klassischen Studien ja heute keinen andern weiter. Das Verständnis für das Wesen des Altertums und für die großen Menschen, die das Altertum hervorgebracht habe, sei jetzt völlig verloren gegangen. Sollte dies der Fall sein, könnte man antworten, so wäre es auf Rechnung des Hanges zum Spezialismus zu setzen, mit welchem die jungen Gelehrten heute von der Universität kommen. Gleichwohl will der Verfasser nicht, daß die Schule das ehrwürdige Band, das die moderne Kultur an das Altertum knüpft, zerreiße. Wie das zu machen? In unserer eigenen Literatur, sagt er, sei das Beste aus dem Altertum mit den tiefsten Regungen unseres Volkstums zu einer neuen Einheit verschmolzen. Er tritt mit Entschiedenheit für die Rechte der modernen

Kultur ein und verlangt eine hingebende Pflege des tätigen Wirklichkeitssinnes. Aber den humanistischen Charakter will er unseren Schulen doch gewahrt wissen, und er antwortet den Lobrednern der exakten Bildung, daß die von ihnen gerühmten Dinge nur die eine Hälfte unseres Seelenlebens in Tätigkeit setzen, die andere aber völlig leer und unbefriedigt lassen. Einer ähnlichen Vermittlung streben seine Gedanken über Erziehung zu. Er redet weder mit moderner Überschwänglichkeit von dem Rechte des Individuums, noch will er den kraftvollen Mut der Persönlichkeit unterdrückt sehen. Einen Ausgleich zwischen dem Gemeinschaftsgefühl und dem Individualismus anzubahnen, das scheint ihm das eigentliche Problem der Charakterbildung zu sein. Er klagt im übrigen, daß unsere Zeit mit ihrer angestrengten Vielgeschäftigkeit der Erziehung wenig günstig ist. Man darf hoffen, daß dieses mit klarem Kopfe und warmem Herzen geschriebene Buch manchen trotz der Last ihrer täglichen Pflichtaufgaben das Geschick und das Verlangen wecken und nähren wird, mit erzieherischem Takt auf die ihnen zunächst Stehenden fruchtbar einzuwirken. Damit würde der Verfasser sicherlich einen dankenswerten Beitrag zum Gedeihen der Volksseele geliefert haben. O. Weißenfels.

Der Siebenjährige Krieg. Dargestellt vom Großen Generalstabe. III. Band Kollin IV. Band Groß-Jägersdorf und Breslau.

Die vorliegenden beiden Bände schildern die Ereignisse des Jahres 1757 nach der Prager Schlacht in Böhmen, Ostpreußen und Schlesien bis zur Schlacht von Breslau.

Die Schlacht bei Prag hatte eine Lage geschaffen, die große Ähnlichkeit mit der nach dem 18. August 1870 besitzt. Hier wie dort waren die feindlichen Kräfte durch eine blutige Schlacht in eine Festung eingeschlossen, zu deren Entsatz sich eine Armee sammelte. Wie bei Metz mußte man sich bei Prag mit einer Einschließung begnügen; gleich Mac Mahon wurde auch Daun von seiner Kaiserin energisch zum Vorgehen gedrängt. Aber während die französische Armee auf weit stärkere Kräfte stieß, verfügte Daun über eine Armee, die der preußischen um mehr als die Hälfte überlegen, an Artillerie aber doppelt so stark war. Trotzdem wagte der König, dem an einer schnellen Entscheidung lag, den Angriff; sein Entschluß war kühn, aber nicht verwegen. Wären seine mit großer Klarheit gegebenen Befehle pünktlich ausgeführt, kein Zweifel, daß er den Sieg an seine Fahnen gefesselt hätte. Aber übergroße Kühnheit verleitete den General v. Manstein zu einem eigenmächtig und mit zu schwachen Kräften gegen die unerschütterte feindliche Hauptstellung unternommenen Angriff. Trotzdem würde die preußische Infanterie gesiegt haben, wenn sie nicht von der Mehrzahl der Reiterei in Stich gelassen wäre. Nur der damals 36jährige Seydlitz zeigte sich hier schon als der Held, der es verstand „des Königs Ideen in die Wirklichkeit zu reiten". Etwa 14000 Mann kostete dem Könige diese Schlacht; davon entfielen allein 12000 d. h. 63 Prozent ihrer Stärke auf die nur 19000 Mann zählende Infanterie. Das sind Verluste, wie sie die Neuzeit nur bei einzelnen Regimentern oder Bataillonen gesehen hat. Die Rettung der preußischen Armee vor der völligen Vernichtung verdankte sie nur dem Umstande, daß Daun keine Verfolgung wagte.

Die Niederlage bei Kollin hatte die Aufhebung der Einschließung von Prag, sowie den Rückzug aus Böhmen zur Folge. Es ist bekannt, daß der Rückzug bei der dem Prinzen von Preußen unterstellten Kolonne zu einer großen Deroute führte und den König zu einem sehr scharfen Tadel veranlaßte, infolgedessen ein vollständiger Bruch zwischen den beiden Brüdern eintrat.

Der vierte Band kann über keine entscheidenden Ereignisse berichten. Er schildert die Verteidigung Ostpreußens durch den Feldmarschall Lehwald, der seine

Aufgabe mit 33000 Mann gegen eine fast dreifache russische Überlegenheit lösen mußte. In der Schlacht bei Groß-Jägersdorf blieben die Russen zwar Sieger, vermochten aber den Sieg nicht auszunutzen. Der König, dem der alte Feldmarschall tief erschüttert seine Niederlage meldete und den er um seine Ablösung bat, machte ihm nicht den geringsten Vorwurf, sondern suchte ihn in zartester Weise durch Zuspruch wieder zu ermutigen. Wenige Tage nach ihrem Siege sahen sich die Russen aus Verpflegungsrücksichten genötigt, den Vormarsch einzustellen und dann bei Tilsit hinter die Memel zurückzugehen. Leider fühlte sich Lehwaldt nicht kräftig genug, die Russen bei ihrem Rückzug zu drängen.

Der Rest des Bandes wird durch den unglücklichen Feldzug des Herzogs von Bevern gegen die Österreicher ausgefüllt, während der König sich mit dem kleineren Teile seines Heeres gegen die Franzosen und die Reichsarmee nach Thüringen wandte. Die Aufgabe ging über die Kräfte des Herzogs, besonders als im Gefecht von Moys sein trefflicher Berater Winterfeld gefallen war. Nachdem Schweidnitz von den Österreichern erobert war, entschlossen sich diese endlich zum Angriff und schlugen Bevern in der Schlacht vor Breslau am 22. November. Es war die höchste Zeit, daß der König, der inzwischen die Franzosen geschlagen hatte, nach Schlesien zurückkehrte, um diese Provinz von den Österreichern zu säubern.

Über die Art der Darstellung und die Ausstattung des Werkes namentlich mit Karten ist kein Wort zu verlieren. H. Rohne, Generalleutnant z. D.

August Böckh. Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel von **Max Hoffmann.** Mit einem Porträt in Lichtdruck. Leipzig, 1901, Teubner. VIII, 483 S. Gr. 8°. M. 12.—.

Unter den Männern, die im 19. Jahrhundert nach Ernst Curtius' Wort „eine zweite Wiedergeburt des klassischen Altertums" erstrebten und, ungleich den Renaissancephilologen, eine Wiedergeburt des eigenen Volkes damit anbahnten, steht voran der Begründer der Sach- und Realphilologie August Böckh. An seinen Namen vor allen knüpft die Geschichte der Altertumswissenschaft den Ruhm der „deutschen Periode" der klassischen Philologie. Jetzt erst, ein Vierteljahrhundert nach Böckhs Tod, wird von einem Schüler aus den letzten Dozentenjahren des Altmeisters sein Lebensbild im Zusammenhang mit seinem wissenschaftlichen Wirken und Schaffen in erschöpfender Weise gezeichnet. Eine ungeheure Fülle von Schriften und Nachlaßdokumenten mußte durchgesehen und gesichtet werden, damit diese Arbeit geleistet werden konnte. Die Nachkommen Böckhs, vor allem sein Sohn, Geh. Rat Professor Dr. Richard Böckh, unterstützten den Verfasser Max Hoffmann mit Rat und Tat: der litterarische Nachlaß und eine große Anzahl unveröffentlichter Briefe standen dem Biographen zur Verfügung. In erster Linie werden ja die Fachleute dem interessanten, sorgfältig ausgearbeiteten Werke ihre Teilnahme zuwenden. Aber auch jene weiteren Kreise deutscher Bildung, die gern einen Blick über den Zaun ihrer Spezialwissenschaft und Sonderinteressen hinüberwerfen auf die Gesamtentwicklung deutschen Geisteslebens, werden aus der Darstellung dieses an Arbeit und Segen reichen Gelehrtenlebens Anregung sich holen können. Das Buch zerfällt in zwei Teile: einen kleineren (S. 1—152), der sich mit Böckhs Leben und Werken beschäftigt, und einen größeren (S. 153—454), der eine Auswahl aus seinem Briefwechsel mit Fr. G. Welcker, Niebuhr, Thiersch, Schömann, M. H. E. Meier, Gerhard, Arnold Schäfer, Friedrich Ritschel und Alexander von Humboldt gibt. Verschiedene Glückwünsche und Dankbriefe, ein Verzeichnis der von Böckh gehaltenen Vorlesungen und der Mitglieder des philologischen Seminars ergänzen die Biographie. Hundertundzwanzig Semester war Böckh als akademischer Lehrer an den Universitäten zu Heidelberg (1807—1811) und Berlin (1811—1867) tätig, eine endlose Reihe von Männern der verschiedensten Lebens-

gebiete und Wissenszweige zählte zu seinen Schülern; ein halbes Jahrhundert lang (1812—1862) hat er als Professor der Beredsamkeit bedeutsame Festreden über Fragen seiner Wissenschaft und häufiger noch über Probleme des modernen Denkens und der neueren Geschichte gehalten. Als Forscher hat er grundlegende Arbeiten vor allem mit seiner Staatshaushaltung der Athener, dem Corpus inscriptionum Graecarum und seiner Pindarausgabe geliefert. Auf dem Gebiete der Kosmologie und Astronomie, der Metrologie und Chronologie hat der Sohn des Karlsruher Rechnungsrates, von dem er den Sinn für Zahl und Maß geerbt hatte, der Wissenschaft neue Wege gewiesen. Trotz dieser vielseitigen gelehrten Tätigkeit war er kein lebensfremder Stubenhocker, in seiner Art nahm er auch am öffentlichen und politischen Leben teil: im Kriegsjahr 1813 las er dreimal wöchentlich vor dreizehn Zuhörern über Pindar, die übrige Zeit widmete er als Hauptmann einer Landsturm-Kompagnie der Einübung seiner Truppen. Und in der stürmischen Revolutionszeit des Jahres 1848 trat er in seinen Kreisen, bei der „allgemeinen Verwirrung der Gedanken", für „Weisheit, Mäßigung und Eintracht" ein. Von einem „durch weise Gesetze gemäßigten und beschränkten Königtum", von dem Herrscherhause der Hohenzollern erwartete er, wie die besten Männer der Zeit, das Heil. Er wußte echt konservativen Sinn mit einem lebhaften Gefühl für die Freiheit der Wissenschaft zu paren: „Gehen die Satzung und das freie Erkennen noch nicht immer miteinander, so ist dies zeitweilig als eine menschliche Unvollkommenheit zu ertragen, bis sie bei weiterer Entwicklung, wie zu hoffen, in der Einheit aufgehen werden, da der Inhalt beider nicht notwendig ist: beider Anfang und Ende ist Gott und das Gute! Dagegen geschieht der Wissenschaft ein wesentlicher Eintrag, wenn ihr Kategorien aufgedrungen werden, welche dem Positiven entnommen sind." Von der Umkehr der Wissenschaft nach Stahls Rezept wollte B. nichts wissen, wie er denn eine besondere monarchische oder republikanische, protestantische oder katholische Wissenschaft nicht gelten ließ. Friedrich den Großen feierte er wiederholt als „Preußens Heros", der die Freiheit der Wissenschaft wie der Gewissen als einen Hauptgrundsatz „mit der unvertilgbaren Schrift des Geistes tief in das Herz des Staates eingegraben" habe. — Wie Böckh der Altertumswissenschaft, von einseitiger Sprachforschung hinweg, die Wege wies zu einer allseitigen Erforschung des hellenischen Lebens und damit mittelbar (z. B. Roscher) zur historischen Behandlung des deutschen Wirtschaftslebens anregte, so hat er auch stets die Beziehungen zwischen Geschichte und Leben, Vergangenheit und Gegenwart aufzudecken gesucht: er suchte wirklich aus der Geschichte zu lernen und zu lehren. Er hat seine Wissenschaft nicht nur „betrieben", sondern auch „gelebt"; Maß, Takt und Harmonie, denen er seine gelehrten Arbeiten mit Vorliebe widmete, haben ihn, um das Wort eines Kenners zu gebrauchen, in der Wissenschaft und im Leben geleitet.

Worms a. Rh. Karl Berger.

Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus I. Neue Materialien veröffentlicht und eingeleitet von Professor Dr. **Theodor Schiemann.** Berlin 1902, Georg Reimer. XXIV, 420 Seiten.

Es handelt sich in diesem Buche um authentisches und zum weitaus größten Teil bisher unbekanntes Material zur Geschichte der beiden russischen Thronwechsel von 1801 und 1825, und zwar beschäftigt sich der kleinere Teil der abgedruckten Aktenstücke und Aufzeichnungen (S. 1—79) mit der Ermordung Pauls I. und der größere mit dem Dezemberaufstande von 1825 (S. 91—255); die französischen Texte sind im Original, die russischen dagegen in deutscher Übersetzung gegeben, doch werden im zweiten Teile, aus Rücksicht auf die russischen Leser, auch die sämtlichen russischen Originaltexte mitgeteilt (S. 261—412). Der Herausgeber beschränkt sich in der Ein-

leitung auf eine allgemeine Orientierung über die beiden historischen Probleme und überläßt dann dem Leser, durch unmittelbare Einsicht in das Material sich selber eine Anschauung zu bilden; gerade die vergleichende Prüfung der nebeneinandergestellten Berichte wird auch dem nicht fachmäßig historisch vorgebildeten Leser einen Begriff davon geben, wie schwierig die Feststellung auch nur des Tatsächlichen und nun vollends der Motive aus dem Gewirr der Zeugenaussagen ist. Der erste Teil des Buches hat den tragischen Konflikt zum Gegenstand, in den der Großfürst Alexander durch die Ermordung seines in Geisteskrankheit und despotischen Größenwahn verfallenden Vaters Paul I. geführt wurde. Der passive Anteil, den Alexander an diesem Unternehmen genommen hat, steht jetzt in der Geschichte fest und wird durch dieses neue Material bestätigt. „Alexander hatte," so urteilt Schiemann, „nicht die moralische Kraft gehabt, selbst die zur unerläßlichen Notwendigkeit gewordene Entthronung des Vaters zu leiten und ihm dadurch das Leben zu retten. In den Stunden, welche die Entscheidung brachten, harrte er, von einem Teil der Verschworenen umgeben, des Ausganges, und als die Tat geschehen war, hat er sich von den Mördern des Zaren zum Kaiser proklamieren lassen. Das ist die Schuld, die auf ihm lastet, und unter deren Druck er bis zu seinem Lebensende gestanden hat." Die Geschichte des Thronwechsels von 1825 ist lange Zeit durch die vom Zaren Nikolaus selbst begünstigte Legende von dem sogenannten Großmutsstreit der beiden Brüder Konstantin und Nikolaus entstellt worden, von denen jeder dem andern die Krone zugewandt wissen wollte und die Huldigung leistete. Es besteht aber kein Zweifel, daß Nikolaus längst um den Verzicht seines älteren Bruders gewußt hat und nur in einem Anfluge von bald bereuter Unsicherheit, vor allem aber unter dem Einfluß des Petersburger Gouverneurs Miloradowitsch seinen seltsamen Entschluß faßte, der in seinen Konsequenzen zur Meuterei mehrerer Garderegimenter führte. Ganz auf den Grund vermag man weder den Motiven Nikolaus' noch denjenigen des Grafen Miloradowitsch zu sehen. Jedenfalls war dem Gouverneur die Stimmung der Garden nicht unbekannt. Er blieb selbst bei der bevorstehenden erneuten Entsagung Konstantins skeptisch, sagte zum Herzog Eugen von Württemberg: „Ich fürchte für den Erfolg, denn die Garden lieben Nikolaus nicht" und dann auf die überraschte Frage des Herzogs, was denn die Garden mitzusprechen hätten: „Ganz recht, sie sollten nicht mitsprechen, haben sie es aber bei Katharina II. und bei Alexander I. nicht getan? — Die Lust dazu fehlt diesen Prätorianern nie!" Zur Geschichte des Wesens des russischen Despotismus, wie er sich in jenen beiden Krisen offenbart, vermag man aus der dankenswerten und sorgfältigen Publikation Schiemanns außerordentlich viel zu lernen.

Hermann Oncken.

Dr. Hans Glogau. „Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle." Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1903. 8° 168 S.

Diese streng wissenschaftliche, dabei aber höchst anregend geschriebene Abhandlung unterwirft die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstandene und bis in unsere Tage blühende literarische Gattung der Selbstbiographien einer Kritik unter dem Gesichtspunkte ihrer wissenschaftlichen Verläßlichkeit.

In der Verwertung dieser Literaturgattung besteht bisher keine Methode. Selbst Rousseaus und Goethes Selbstbiographien werden von dem Historiker sehr ungleich verwertet und der Quellenwert beider hervorragenden Werke ist wissenschaftlich noch ebensowenig festgelegt, wie der Charakter der modernen Selbstbiographie als literarische Gattung überhaupt. Glogau führt den Nachweis, daß die moderne Selbstbiographie als „Tochter des Romanes" zu betrachten sei. Neben dem romanhaften, also poetischen Elemente tritt ein psychologisch-individualistischer Grundzug

nicht minder stark hervor. Das romanhafte Element ließ sich besonders deutlich in Rousseaus „Bekenntnissen", in „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz, in Goethes „Wahrheit und Dichtung" sowohl als in seinen „Bekenntnissen einer schönen Seele" nachweisen, die in dem Geiste zeitgenössischer Autobiographien ein Lebensbild mit künstlerisch-philosophischem Grundzuge geben. Die Probe auf seine These, daß in diesen Lebensbildern die Wahrheit durch mannigfache, auch unbewußte Einflüsse getrübt sei, ließ sich am besten an der Selbstbiographie der Frau Roland machen; hier ermöglichen die erhaltenen Jugendbriefe der Verfasserin eine Prüfung der in ihrer Selbstbiographie später gegebenen Zeichnung ihres eigenen Lebens. Das Ergebnis ist schmerzlich: Glogau ist galant genug, bei Frau Roland bewußte Fälschungen für ausgeschlossen zu halten. Tatsächlich stimmen aber ihre kurz vor dem Tode gemachten Aufzeichnungen, mit denen sie der Mit- und Nachwelt ein unverfälschtes Bild ihres Lebensganges und ihrer Seele zu enthüllen verspricht, ja zu enthüllen angesichts des Todes mit den feierlichsten Worten beteuert, so wenig mit dem Inhalte ihrer Briefe selbst überein, daß dadurch ihr historischer Wert stark beeinträchtigt wird.

Man dürfte nun einwenden, was dieser zweifellos sehr erregten, eitlen, von ihrer Seelengröße selbst so überzeugten Französin zur Rettung ihres Andenkens zu schreiben nötig schien, gestatte keinen Schluß auf den historischen Wert oder vielmehr Unwert der Selbstbiographien in ihrer Gesamtheit. Aber Glogau zeigt doch überzeugend, wie auch sonst der moderne Selbstbiograph seine Aufgabe psychologisch zu vertiefen liebt, indem er vornehmlich sein Innenleben, seine Charakterbildung in den Brennpunkt der Betrachtung rückt und alle äußeren Erlebnisse diesem Zwecke unterordnet, ferner daß der Selbstbiograph sein Lebensbild gerne im Sinne des Ideales zustutzt, von dem seine Seele ganz erfüllt ist, und dadurch bei der Rückschau auf sein Leben ältere Lebensabschnitte aus dem Stimmungsmilieu wertet, in dem er zur Abfassungszeit lebt und atmet, kurz dem eigenen Lebensbilde gerne einen romanhaften und von Selbstgefälligkeit nicht freien, pädagogisch vorbildlichen Charakter verleiht.

Das Schlußergebnis ist daher unabweisbar, nämlich, daß sich der Historiker bei Benutzung selbstbiographischer Quellen in weit höherem Grade, als zu geschehen pflegte, erst durch Ausscheidung der romanhaften Bestandteile und aller Phantasieelemente einen sicheren Boden schaffen müsse. Dr. L. Gurlitt.

Leo N. Tolstoj. Was sollen wir denn tun? Erster Band. Mit Anhang: Über die Volkszählung in Moskau. Leipzig, Eugen Diederichs, 1902.

Das Buch gehört zu der Gesamtausgabe von Tolstojs Werken, die Raphael Löwenfeld herausgibt; die Ausstattung ist die vortreffliche, die wir von Eugen Diederichs gewöhnt sind; den Buchschmuck hat der treffliche J. V. Cissarz gezeichnet. Wir können also von vornherein Vertrauen haben. W. G. Tschertkow hat den Originaltext durchgesehen, was in diesem Falle sehr nötig war, da auch in russischer Sprache die Werke Tolstojs in der Regel verstümmelt und entstellt gedruckt werden; die Übersetzung rührt von Karl Ritter her.

Obwohl sich das vorliegende Buch uns als erster Band des Werkes bezeichnet, enthält es doch schon mehr als die anderen deutschen Ausgaben dieser Schrift. Freilich, wenn man die bei Janke erschienenen Büchlein „Wie ist mein Leben?" und „Das Geld" zusammentut, kommt fast dasselbe heraus. Ganz unbekannt war uns Deutschen nur die kleine Denkschrift von 1882 „Über die Volkszählung in Moskau".

Soll ich über den inneren Wert des Buches etwas sagen? Ich habe es seit 1884 in verschiedenen Übersetzungen fünfmal oder öfter gelesen und habe immer den

Eindruck gehabt, einem großen, verehrungswürdigen Lehrer gegenüber zu stehen. Und mehr noch: ich habe immer in mir selbst eine Stimme gehört, die dem russischen Bekenner antwortete: Ja, wir dürfen nicht so weiter leben! Als ich das Buch kennen lernte, war ich bei einem Verein gegen Armennot und Bettelei beteiligt; ich mußte Tolstoj Recht geben, daß die Arbeit solcher Vereine sehr oberflächlich und unzulänglich ist. Bald darauf kam der bisher bei uns ziemlich unbekannt gebliebene Tolstoj in aller Leute Mund, denn Jedermann las die „Kreutzer-Sonate". Sein schwächstes, wertlosestes Büchlein machte ihn berühmt! Und ich riet meinen Bekannten vergeblich, doch nun auch desselben Autors bestes Büchlein, eben dies „Was sollen wir denn tun?" zu lesen. Vor ein paar Jahren kam dann nochmals ein großer Erfolg Tolstojs; die „Auferstehung" war eine Zeitlang das gelesenste Buch. Aber ich fürchte, es sind auch heute nur Wenige, die sich in mein geliebtes „Was sollen wir denn tun?" mit Ernst versenkt haben.

Dies Buch ist Tolstojs Antwort auf die soziale Frage, und ich glaube nicht, daß sie irgend Jemand besser beantwortet hat. Es mögen Irrtümer in der Schrift sein, namentlich läßt sich an seinen Angriffen gegen das Geld manches aussetzen, aber Tolstois „Lösung" dieser großen Zeitfrage ist tiefgründiger, als was die Nationalökonomen und Politiker uns lehren. Wer seine Antwort annimmt, hat viel Vorteil davon für sein Wohlbefinden und sein Seelenheil. („Seelenheil" ist ein veraltetes Wort, das man außerhalb der Kirche kaum mehr hört, aber was nützen uns alle Güter der Welt, wenn unsere Seele nicht in einem gesunden, sicheren, heiteren Zustande ist?) Ich möchte nicht andeuten, daß ich selber Tolstojs Lehre ganz angenommen habe und sie gewissenhaft befolge, aber ich habe doch ihren Einfluß erfahren und bin dafür dankbar.

Wie nun Tolstoj die soziale Frage beantwortet, könnte ich in ein paar Sätzen angeben. Aber ich werde es nicht tun, denn ich möchte nicht, daß sich ein Leser mit meiner Quintessenz begnügte, statt ein so segensreiches Buch auf sich einwirken zu lassen.

Weimar. Dr. W. Bode.

„Aus dem Pionierleben Süd-Afrikas" von M. Diesterweg. Verl. von A. Hopfer, Burg b. M. 3.— Mark.

Vor 21 Jahren erst kam der Verfasser nach Süd-Afrika, nur 20 Jahre sind es, die er dorten als Gold- und Diamantensucher, als Jäger und Händler sowie in mancherlei staatlichen oder gemeindlichen Vertrauensstellungen verbrachte, — — aber schon gehört diese Zeit einer unwiederbringlichen Vergangenheit an. Der Verfasser erzählt, ganz ohne literarische Prätension, einfach, schlicht und warmherzig, was er in jenen Jahren erlebte, als in den ungeheuren Ländern staatlose Wilde und die Überreste eines wilden Militärstaates (Zulus) anfingen, sich mit den Boerenstaaten zu verschmelzen, bis der Kaffernaufstand, die finanzpolitische Gründung von Rhodesia und die Folgen des Jameson-Ritts die natürliche Entwickelung über den Haufen warfen; er schildert seine Erlebnisse bis zum Gefecht von Elandslaagte, seinem ersten und letzten, weil er gleich darauf gefangen genommen wurde, um dann nach St. Helena verschifft zu werden; aber er erzählt aus all dem Großen, die Teilnahme der Welt Erregenden, nur das von ihm Erlebte, das Kleinmanns-Leben jener Tage, er spricht weder im Hinblick auf die „Geschichte" noch als ein Mann, der die Politik in Betracht zieht. Allein gerade deshalb, weil der Verfasser unberücksichtigt läßt, was Andere besser erzählen könnten (und fast im Übermaße schon getan haben!), gerade deswegen werden seine auf St. Helena niedergeschriebenen Erinnerungen Vielen doppelt interessant sein. Hat er doch in Busch und Veldt als Jäger, Prospektor und Händler, am Limpopo wie Zambesi so viel erlebt, daß er eine schier unerschöpfliche Fülle des Lesenswerten zu berichten hat; zahllose Jagdabenteuer, friedliche Begegnungen mit Buschmännern und außer fried-

lichen auch feindliche Zusammenstöße mit Zulukaffern, wobei es mehr als einmal um Kopf und Kragen ging. Doch nicht nur von Jagd und Kampf weiß Diesterweg zu berichten; er führt uns auch zu den großartigen Viktoria-Fällen des Zambesistromes — die er deutlicher veranschaulicht als irgend ein anderer der mir bekannten Schilderer dieser einzig artigen Fälle — und er führt uns in die uralte, von Dr. Mauch im Maschonaland entdeckte Ruinenstadt Zimbabye, deren gewiß in vieler Beziehung hochkultivierte Erbauer noch unbekannt sind „nach Nam' und Art". Übrigens fand Diesterweg selber etwa 80 englische Meilen südöstlich von Buluwayo Tempelruinen, die den Bauten Zimbabyes sehr ähnlich sind, und interessant ist seine Angabe, daß außerdem noch, nach zuverlässiger Kunde, mitten in einem Urwalde voll ungeheurer Mahagoni-Bäume eine uralte, umwallte Ruinenstadt gefunden worden ist, die vielleicht einen Aufschluß über ihre Erbauer geben kann. Diesterweg selber konnte sie wegen der in abergläubiger Scheu die Führung verweigernden Kaffern des Mafungabusi-Distrikts nicht aufsuchen; aber er fand zufällig auf St. Helena eine aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammende portugiesische Karte, auf der, bemerkenswert genug, nicht nur die viel später wieder aufgefundenen Zimbabye-Ruinen fixiert sind, sondern auch die Ruinenstadt in jenem Urwalde verzeichnet ist. — Man erkennt wohl aus Vorstehendem: wenn auch nur persönlich Erlebtes in dem Buche erzählt wird, es bietet auf jeder Seite des Interessanten die Fülle! Die dilettantischen Zeichnungen des Verfassers wären allerdings besser fortgeblieben. Dr. Otto Felsing.

Italien in sechzig Tagen. Siebente Auflage. Mit 21 Karten, 40 Plänen und Grundrissen. (Meyers Reisebücher.) In Leinwand gebunden 9 Mark. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. —

Von Meyers Reisebüchern liegt die siebente Auflage des Führers „Italien in sechzig Tagen" vor uns. Jeder Italienreisende, der den zuverlässigen Führer erprobte, wird sich der vielen Bereicherungen, die das Buch in der neuen Auflage wieder erfahren hat, erfreuen. Es ist eine erstaunliche Fülle von Belehrung und praktischen Hinweisen, die uns in dem kleinen Bande geboten wird. Besondere Aufmerksamkeit wurde in der siebenten Auflage den neuen Funden auf dem Forum Romanum gewidmet. Auch die Führung durch die bedeutenden Sammlungen der Palazzi Corsini Barberini, des Museo Ludovisi ꝛc. in Rom und des Nationalmuseums in Neapel wurde für den Reisenden ausführlich behandelt. Das Buch stellt sich, wie schon der Titel besagt, in den Dienst des flüchtigeren Reisenden. Als detaillierte Spezialführer dienen bei längerem Aufenthalt und für eingehendere Studien die in dem gleichen Verlage erschienenen Bücher „Oberitalien", „Rom und die Campagna", „Unteritalien und Sizilien".

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Zweiter Band. —

Auch dieser zweite Band des in neuer Auflage erschienenen ausgezeichneten Werkes des „Großen Meyer" zeigt wieder eine große Reihe wichtiger Ergänzungen und einen überraschenden Reichtum an prächtigen Farbendruck- und Holzschnitttafeln. Es ist geradezu eine Lust, den Band auch nur zu durchblättern.

Die Buchhandlung Alphons Dürr in Leipzig. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Geschäfts-Jubiläums von **Alphons Friedrich Dürr**, am 21. Februar 1903. Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck, 70 in den Text gedruckten Abbildungen und 10 Brief-Beilagen. Als Handschrift für Freunde. Leipzig 1903. Alphons Dürr.

Obgleich diese edle Publikation sich ausdrücklich an die Freunde des vornehmen Verlages wendet und sich als eine pietätvolle Huldigung des Sohnes für die schöne Lebensleistung seines Vaters darstellt, so hat doch das große Festwerk schon in weiteren Kreisen der Kunstfreunde freudige Beachtung gefunden. Zaubert es uns doch wie in einem Brennspiegel eine ganze große deutsche Kunstperiode hohen idealen Ringens vor die Seele, vor allem jene ernste hochgestimmte Kunst der klassischen und romantischen Periode etwa des ersten Drittels des letzten Jahrhunderts, die in ihrem Ideen- und Schönheitsgehalt, in all dem Hader und Wirrsal unserer Tage nicht mehr erkannt und gewürdigt wird, und deren Leistungen, besonders unserer Jugend, von all den, aus der Arena der Kämpfenden aufsteigenden Staubwolken fast völlig verhüllt zu sein scheinen. Jene hochgestimmte ideale Kunst eines Friedrich Preller, Peter Cornelius, Asmus Carstens, Moritz von Schwind, Joseph von Führich, Ludwig Richter u. a., deren Hauptwerke sämtlich in unübertroffen gebliebenen Meisterholzschnitten, aber auch in Kupferstich und Radierung, in dem wahrhaft fürstlichen Verlage Alphons Dürrs erschienen sind und schon durch ihre äußere Ausstattung die liebevollste Pietät verlegerischer Förderung erkennen lassen.

Wer einmal den Genuß gehabt hat, die mächtige Reihe dieser schönheitatmenden Publikationen wie in einem Festzuge an sich vorüber geführt zu sehen, der hat ein Gefühl harmonischer Beruhigung, eine Weihe und ein Lebenswürdegefühl von diesen Stunden mit sich fortgenommen, wie sie ihm nur noch aus der Welt Goethes und Schillers entgegenströmte, eine tröstende Empfindung, die ihn auch in allem Wirrsal und allen brodelnden, zu neuen Zielen führenden Wandlungen unserer Zeit nie ganz verließ. So verständnisvoll er die großen Errungenschaften einer neuen notwendigen Kunstentwicklung in ihren Spitzen begrüßen konnte, blickt er doch dankbar noch auf jene Welt wie auf einen Schatz deutscher Gemütskräfte und idealen Reichtums zurück, die unserm Volke in seinem Heiligtum bewahrt bleiben. Als ein treuer Hüter dieser Schätze unseres Volkes wird der Dürr'sche Verlag für alle Zeit in der Kunstgeschichte genannt werden.

In natürlichem Anschluß an die hier offenbarte Welt des Gemütes und der Phantasie rief der Verlag dann jene glänzende Reihe von Schöpfungen für Deutschlands Kinder ins Leben, geboren aus der Unschuldwelt Ludwig Richters, in dessen unvergänglichen „Jahreszeiten", in den Werken seiner Schüler und Mitstrebenden, in den Pletschbüchern, den 26 Bänden von Julius Lohmeyers „Deutscher Jugend", in den köstlichen zartsinnigen Kinderbüchern Julius Sturms, Viktor Blüthgens, J. Stielers, Paul Kletkes, Georg Scherers mit den Bildwerken von Paul Thumann, H. Brückner, Eugen Klimsch, Woldemar Friedrich, Fedor Flinzer u. a.

Wie die sich stets neue und weitere Gebiete erobernde Gegenwarts- und Zukunftstechnik der Photographie in ihren vielverzweigten Ausgestaltungen die vervielfältigenden Künste, den Kupferstich, die Radierung, die Schwarz-Lithographie, den Holzschnitt fast völlig verdrängten und lahm legten, so haben eben auch die großen technisch wirtschaftlichen Entwicklungen der Zeit, welche eine neue Lebens- und Weltanschauung beeinflußten, die gewaltige realistische Bewegung in Dichtung und Kunst jene zarte heitere Idealwelt beiseite gedrängt, die man vergeblich versuchen würde, zu altem Glanz zu galvanisieren, zu der aber doch das deutsche Fühlen als zu seinen eigenartigsten Urquellen stets wieder zurückkehren und an dieser Welt wie an der unserer klassischen und romantischen Dichtung seinen Ewigkeitszug und den Gehalt an idealer Würde und Schönheitsempfindung messen wird. J. L.

Aus meinem Leben. Erinnerungen von **Rudolf Haym.** Aus dem Nachlaß herausgegeben. R. Gaertners Verlag, Berlin.

Am 21. August 1902 ist im Tiroler Dörfchen St. Anton, wohin sich der noch Wanderfrische zur Erholung begeben hatte, der vielseitig begabte Literarhistoriker Rudolf Haym verschieden, dessen grundlegende Werke „Die romantische Schule" und „Herder nach seinem Leben und Werken dargestellt", viel verbreitet sind. In freien Stunden eines von regsamer wissenschaftlicher Tätigkeit erfüllten Lebens fand er noch die Zeit für beschauliche Rückblicke in die Vergangenheit seiner Jugend und ereignisreichen Mannesjahre. Aus diesen holte er mit energisch gestaltenden Zügen hervor, was ihm wert schien, der seinen Freunden und Schülern gewidmeten biographischen Erinnerungsgabe einverleibt zu werden. Die Aufzeichnungen enthalten den Verlauf von Hayms ganzem Leben leider nicht, was wir seiner — jenseits des hier Gebotenen liegenden, umfassenden literarischen Tätigkeit wegen — sehr zu bedauern haben. In den vorliegenden „Erinnerungen" treten die privaten Erlebnisse und Interessen immer mehr in den Hintergrund vor den sich drängenden Ereignissen einer stürmisch-bewegten Zeit (1847—1866), in welcher der zum energischen Manne Gereifte um eine ihm angemessene öffentliche Mittätigkeit sich eifrig bemühte; bis ihn seine feine, nach innen gekehrte Natur, schließlich doch immer mehr einem abgeschlossenen Gelehrten-Leben und -Schaffen zuführte.

Man hat bei der Herausgabe der „Erinnerungen" erwogen, ob nicht „wiederholt vorkommende Äußerungen einer rücksichtslos-umsichtigen Selbstbeurteilung" vielleicht „allzu intimer Natur" sein möchten. Ich glaube aber, gerade in dieser unbestechlichen Wahrhaftigkeit, in der Art, wie Haym sich selbst in seinem Verhältnis zu andern und die Persönlichkeiten dieser Andern rückhaltlos hinstellt, wohl das gerade so überaus Anziehende des in seiner Weise ganz vortrefflichen Buches zu erkennen. — Es herrscht in diesem Memoirenwerk eine ungemein sachliche Anschaulichkeit; in der sich straff zum Ganzen ordnenden Stofffülle eine schneidige Knappheit und plastische Charakterisierungskunst, die nicht nur jedem der geschilderten Menschen sein Individuelles mit satter Farbe leiht, sondern die auch — darüber noch hinaus — ein Typisches, Allgemeinmenschliches herausholt, so den Eindruck verstärkend, wir wären selber den wo immer auftauchenden Menschen schon irgendeinmal persönlich begegnet. Es schwebt über dieser ungekünstelten Gradheit des Mitgeteilten, über dieser eigenartigen Mischung von individuell geschauter und bewahrter Sonderheit, bei stets größter Betonung des Wesentlichsten in den geschilderten Menschen und Verhältnissen — etwas Goethesches. Freilich wissen wir ja: Goethes Autobiographie färbte die Lust am dichterischen Fantasieren, davon kann bei Haym aber nicht die Rede sein. Der Dichter offenbart sich in behaglich breit ausgesponnener Schilderungsfreude; Haym ist die personifizierte Kürze, die präzise Wiedergabe in zielvollster Knappheit. Nirgends entfährt ihm ein Wort zuviel; nirgends aber auch herrscht unkünstlerische Trockenheit. Wie zusammengeschmiedet gliedern die lakonischen Sätze sich einander an; ein jeder von jener leuchtenden Klarheit, die auch Entferntes wie zum Greifen nahe rückt. — Alldem gegenüber verliert man allmählich völlig das Gefühl, als wäre es möglich gewesen, die betrachteten Vorgänge noch anders zu sehen und einzuschätzen, wie sie der Autor beobachtet und danach gewertet hat. — Diesen bannenden Eindruck ruft eine objektive Gelassenheit hervor, eine beinahe peinlich wirkende Gegenständlichkeit in Schilderung des Vergangenen, der keine blind-fanatische Parteinahme oder schroffes Aburteilen anhängt. Vor allem aber bewirkt dieses eine grundvornehme, ehrenfeste Persönlichkeit, die sich allenthalben selber nach großen Gesichtspunkten korrigiert hat, die über eigene Schwächen mit verblüffender Hellsichtigkeit zu Gericht sitzt und daneben — alle fremden Unzulänglichkeiten so wahrnehmbar gerecht — ohne tendenziöses Unterstreichen — darlegt, daß dadurch Hayms

Überzeugungen ein innerlich Festes, Charaktervolles erhalten. Alles darf bei Haym nur der Tatsächlichkeit dienen; nicht unmittelbar Wirkendes wird energisch zurückgehalten. Nirgends Gefühlsergüsse oder schillernde Reflexionen! Auch die unscheinbarste der berücksichtigten Begebenheiten hat für des Autors ältere oder jüngere Persönlichkeit charakteristisches, wirkt grade als ein an der betreffenden Stelle Notwendiges. Ich könnte mir denken, daß autobiographische Hinterlassenschaften Lessings denen Hayms ähnlich gewesen wären. Nicht umsonst hat er sich viel mit den Schriften des klaren kritischen Reformators befaßt. Hier wie dort verkleiden die oft kühlen glatten Sätze einer eben dahinfließenden Darstellungsweise jene stählerne, unerschütterliche Tatkraft, die in stetem Kampf um gesteigerte Wahrheitsideale ihrem vornehmsten Bedürfnisse gerecht wird. — Zwei schöne Heliogravüren sind dem Werk ein künstlerischer Schmuck.

Hermann v. Blomberg-Weimar.

Ottomar Beta, Deutschlands Verjüngung. Zur Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Kreditrechts. Berlin 1901, J. Harrwitz Nachfolger.

Mindestens muß man dem Verfasser dieses anregenden Buches das Zeugnis ausstellen, daß er in zahlreichen kritischen Erörterungen des geltenden Boden- und Kreditrechts große Sachkenntnis bekundet. Der Gedankenweg des Buches ist etwa der folgende: Der Grund und Boden ist das Rückgrat unseres volkswirtschaftlichen Körpers. Aber der Boden vermag seine wirtschaftlichen Funktionen, wie Beta nachweist, nicht zum Wohle der Allgemeinheit zu erfüllen, da er am Kapitalismus krankt. Der Kapitalismus ist herausgewachsen aus der Überspannung des römisch-rechtlichen Eigentumbegriffs und hat es verstanden, die hervorragend sozialen Aufgaben von Grund und Boden völlig lahm zu legen. Das heutige Hypothekenrecht ist der getreue Ausdruck der kapitalistisch-individualistischen Auffassung von Grund und Boden. Der Boden ist zu einer mobilen Ware geworden, dank einer Gesetzgebung, die allzusehr den Herrschaftsgelüsten des Kapitalismus Rechnung trägt. Ebenso falsch wie diese Auffassung des Wesens von Grund und Boden ist auch der Wertmaßstab, der ihm einseitig vom Kapitalismus zu Grunde gelegt wird. Dieser Wert ist rein fiktiv und daher unnatürlich, er ist vom Kapitalismus künstlich erzeugt, weil nur so der Weg gefunden werden konnte, um dem Kapital die Herrschaftsrechte zu erobern und zu sichern. Und doch erkennt schon der bloße gesunde Menschenverstand, daß eine Übertragung der kapitalistischen Gedanken auf Grund und Boden ein Unding ist. Durch die Mobilisierung des Bodens wird, wie Rodertus einmal sagte, das Pferd zum Vogel dekretiert. Wie sehr man Ursache hat, die bestehenden Zustände im geltenden Boden- und Kreditrecht als ungesund zu bezeichnen, zeigen die Symtome des von Beta so anschaulich und überzeugend analysierten Krankheitsbildes. Bodenspekulation wie Bodenverschuldung sind die hauptsächlichsten Symptome, die wie unaufhörlich eiternde Wunden den volkswirtschaftlichen Körper allmählich zerstören müssen. Schon heute seufzt Grund und Boden in Deutschland unter einer künstlichen Schuldenlast von 75 Milliarden Mark, die nach Beta jährlich um 1 Milliarde wächst. Die Bodenverschuldung belastet die gesamte Erzeugung in Stadt und Land. Infolge der Bodenverschuldung und der Bodenspekulation muß der Stadtbewohner einen unerträglich hohen Teil seines Einkommens in Form des Mietzinses an das Kapital entrichten und wie häufig steigert sich diese Wohnungsteuerung zu einer Wohnungsnot! Jedermann in den Städten wird diese Beobachtung machen und des Weiteren ausführen können. Beta fügt ihnen eine Fülle von anregenden Erörterungen über politische Zeit- und Streitfragen hinzu, die seiner Ansicht nach nur dann glücklich gelöst werden können, wenn erst das wichtigste Problem der heutigen Sozialwirtschaft, das Grund- und Bodenproblem, seine richtige Lösung gefunden haben wird. Beta erblickt in der Über-

nahme des englischen Bodenrechts eine verhältnismäßig glückliche Lösung des deutschen Grund- und Bodenproblems. Bekanntlich gibt es in England kein absolutes Grundeigentum. Der eigentliche Eigentümer ist dort die Krone. Der König ist der Oberlord jeder kleinsten Parzelle im ganzen Reich und aller Grund und Boden wird von irgend einem Lord „gehalten", d. h. verwaltet im unmittelbaren oder mittelbaren Dienst des Königs. Eine Gläubigerpriorität besteht nicht, darauf hinauszielende Spezialverträge sind ungültig. So kommt es in England niemals zur Subhastation eines Grundstücks, sondern höchstens zu einer Sequestration. „Der Bauer", sagt Beta, „ist dem Farmer auf Pachtboden gewichen und an diesem Pachtboden hat auch der kleine und kleinste Mann in Stadt und Land einen billigen Anteil, ohne deshalb an die Kette des Personaleigentums und zwar obenein des entschuldbaren gelegt zu sein". Immerhin erscheint die Auffassung Betas vom englischen Bodenrecht und seinen praktischen Erfolgen doch etwas zu optimistisch. Mindestens wäre es nötig, so trügerisch auch vielfach die Statistik ist, zuverlässige Angaben über die Höhe der Pachtrenten, des Mietszinses usw. in England beizubringen. Das gemeine englische Recht ist im übrigen keineswegs angelsächsischen, sondern normanisch-französischen Ursprungs und seit dem 11. Jahrhundert nicht unerheblich von römischen Rechtsanschauungen durchsetzt worden. Beweis dafür u. A. die große Freiheit der Engländer, über ihr Vermögen zu verfügen. Wenn man aber auch Betas optimistischer Auffassung des englischen Rechtssystems in bezug auf das Bodenproblem Zweifel entgegensetzen muß, so wird man doch die große Bedeutung seines Buches nicht verkennen, das für die Erörterung und Beurteilung eines der wichtigsten Probleme der Gegenwart von hohem Wert ist. Georg Koch.

Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte. Von Ernst Bernheim, Professor der Geschichte an der Universität in Greifswald. Dritte und vierte, völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 49½ Bogen. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1903.

1889 — 1894 — 1903, diese drei Erscheinungsjahre von Bernheims „Historischer Methode" können zugleich in der sonst unaufhaltsam weiter fließenden Entwicklung der Geschichtswissenschaft als Einschnitte gelten, die bestimmte Gruppen innerhalb unsrer Disziplin kenntlich machen. Hatte nämlich die erste Auflage zunächst einmal die Notwendigkeit einer kritischen Methode überhaupt betont, so begegnete die zweite vor allem dem Vorstoße, den kurz vorher der ökonomische Materialismus der Sozialdemokratie gegen den Idealismus unternommen hatte; daneben setzte sie sich mit bedeutenden Neuerscheinungen, wie Lorenzens „Hauptrichtungen und Aufgaben", Simmels „Problemen" u. a. auseinander. Danach aber waren es wieder ganz andere Fragen, deren Klärung oder Lösung Bernheim versuchen und in seinem Lehrbuche niederlegen mußte. Am deutlichsten wird man verstehen, was ich meine, wenn ich folgende Beobachtung festnagele: Während noch die 2. Auflage (auf S. 28) trocken mitteilt: „eine Geschichte des deutschen Mittelalters in entwickelnder Form hat Karl Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte 1891 ff. zu geben unternommen", umfaßt in der dritten allein die Erörterung der seit 1896 in zahlreichen Broschüren befehdeten und verteidigten Ansichten Lamprechts im Anschluß an Aug. Comte 9 neue Seiten (659—667). Und das ist, wie ich eben angedeutet habe, nur ein Teil der in den letzten Jahren außerordentlich bevorzugten methodologischen Literatur, deren Beurteilung und entsprechende Verwertung unserem Autor oblag, der seine Aufstellungen als möglichst allgemein verbindliche, wenigstens als gewissenhaft orientierende Richtlinien angesehen wissen möchte und dazu sicherlich auch durchaus berufen ist; abgesehen von P. Barths „Soziologie" erheischten diesmal namentlich die des geistreichen Rumänen

Xenopol „Principes fondamentaux“ eine fortlaufende Berücksichtigung. Überhaupt ist es von Anfang an ein Vorzug des Bernheim'schen Werks gewesen, daß darin die einschlägigen Schriften des Auslandes zur Förderung der Gesamtauffassung ausgiebigst herangezogen werden. Möge sein segensreicher Einfluß auf Fachgenossen und gebildete Laien recht in die Tiefe wachsen! Helmolt.

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von **Erich Kuithan.** Erstes Bändchen. Preis geb. 2,20 Mark. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

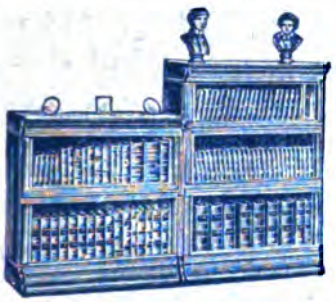
Die Sammlung enthält meist minder bekannte, größerenteils mit Geschmack gesammelte Märchen. Die Illustrationen und Farbendrucke wirken naiv und kindlich und zeigen oft echte Märchenstimmung. L.

„Paul Beneke, Ein harter deutscher Seevogel.“ Jungdeutschland gewidmet von **Gustav Schalk.** Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Berlin 1902.

Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, der jungen deutschen Welt den so völlig und so ganz zu Unrecht vergessenen Namen des deutschen Seehelden aus der Hansezeit zuzurufen, der kommenden Generation den Mann wieder lebendig zu machen, der einst durch kraftvoll-kühne Taten die Feinde deutsch-hanseschen Seehandels verscheuchte oder zerschmetterte, der Englands König zwang, den von handelsneidischen Londoner Kaufherren geschlossenen deutschen „steel-yard“ wieder zu öffnen, den Stahlhof, jene Handelsniederlassung an der Themse, die etwa den heutigen „Vertragshäfen“ an den chinesischen Riesenflüssen vergleichbar wäre. Lebendig hingestellt hat der Verfasser seinen Helden ja, und dem jugendlichen Leser wird an Kämpfen mit allerlei Feinden zu Wasser wie zu Lande wahrlich genug geboten; besser aber noch wäre es gewesen, wenn Schalk dem „Geist der Zeiten“ auch noch nach der anderen Seite hin eine kräftige Ausmalung gegönnt, nicht nur das Kampf- und daneben dann das Klosterleben der Hansezeiten betont hätte: das Kulturleben, die Weite der Handelsbeziehungen, das wissenschaftliche und das künstlerische „Milieu“ mußte als Wurzel-Erdreich der Hansegröße und des späteren Hansewelkens kräftig, wenn auch nur in großen Zügen, hingesetzt werden, umsomehr, als der Verfasser es in Buch wie Vorrede als eine der bedeutendsten, in ihrer Fortwirkung auch uns Heutige noch angehenden Taten darstellt, daß sein Held Hans Memlings Meisterwerk, das berühmte Altarbild vom Jüngsten Gericht in der Danziger Marienkirche, als Siegestrophäe der Vaterstadt darbrachte. Wir hören aber nur von diesem einen Bilde, — sonst leider nichts von der Kunst und Wissenschaft jener Zeiten. Gerade das, und was dazu gehört, wäre freilich in unserer Jugendliteratur besonders eindringlich zu behandeln; denn von Schlachten und Thronbesteigungen, von Siegen und Niederlagen, von Kämpfen und wiederum Kämpfen in vergangenen Tagen hört die Jugend ja im Geschichtsunterricht der Schule ohnehin so viel, daß sie — ohne die Korrektur durch geeignete Jugendliteratur — wirklich zu der Meinung kommen muß, früher habe es nur Kampf und Beuteverteilung gegeben, alles habe sich nur hierum gedreht! — Die jungen Leser „Paul Benekes“ werden diesen Untergrund allerdings nicht vermissen und werden sich mit großem Eifer in die Geschichte wie Heldentaten des Kriegers und Danziger Admirals vertiefen. Eine große Anzahl sauber ausgeführter Vollbilder und wertvoller Textbilder (hauptsächlich Bauwerke), gezeichnet von C. Arriens, wird ihnen eine klare Anschauung vom Leben und Schaffen in der Hansezeit geben. O. Rückert.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Amerikanische Schreibtische.

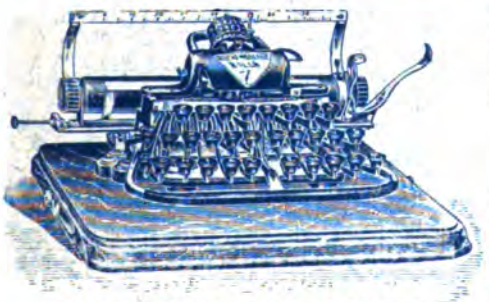


Grösste Auswahl in **Rolljalousie-, Steh-** und **Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Notenschränken etc.**

Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Neuer illustrirter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer



(D. R.-P. No. 53295, 59697, 64836, 70716, 81061)

vereinigt bei einfachster u. garantirt dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Ueberall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Grösste Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

Lambrecht's Polymeter.

Für

Meteorologie

(auf deutschen, österreich.-ungarischen, schweizerischen etc. meteorologischen Stationen offiziell eingeführt und auch für die Südpol-, Samoa- u. andere Expeditionen geliefert) und verwandte Naturwissenschaften zur Messung von: 1) Temperatur, 2) relativer Feuchtigkeit, 3) Dunstdruckmaxima, 4) Maximalgehalt eines Kubikmeter Luft an Wasserdampf, 5) Gradzahl, 6) Taupunkt, 7) Dunstdruck, 8) Gewicht des Wasserdampfes für jeden beliebigen Raum.

Dadurch ist das Polymeter auch ein einzigartiges Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.

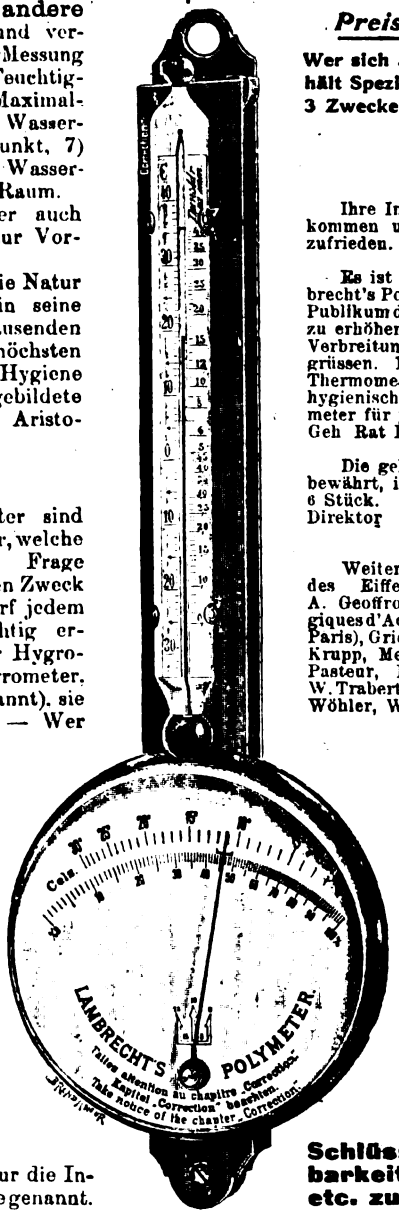
Es führt den Laien ein in die Natur und vertieft den Gelehrten in seine Wissenschaft; davon reden in tausenden von Anerkennungen die höchsten Autoritäten der Meteorologie, Hygiene und Technik, wie die ganze gebildete und bildungsfähige Laienwelt: Aristokraten, Bürger und Bauern.

Für Hygiene.

Lambrecht's Haarhygrometer sind die einzigen Feuchtigkeitsmesser, welche für Zimmerluftprüfungen in Frage kommen. Was man sonst für den Zweck von anderer Seite anbietet, darf jedem denkenden Menschen verdächtig erscheinen. Es sei gewarnt vor Hygroskopen (fälschlich auch Hygrometer, sogar Normal-Hygrometer genannt), sie sind zu jedem Zweck wertlos. — Wer das Buch „Gesunde Luft" von Dr. Fleischer gelesen hat, weiss, dass in jedem Wohnraume das Polymeter das Wichtigste ist.

Für Technik u. Gewerbe.

In welchem Betriebe haben Temperatur und Luftfeuchtigkeit keinen Einfluss auf die Gegenstände der Fabrikation oder Lagerung? Selbst die Betriebe, in denen Feuchtigkeitsmessungen unumgänglich notwendig, sind ungezählte. Es muss der Einsicht eines jeden überlassen bleiben, das Polymeter für seine Zwecke nutzbar zu machen. Als eines der grössten Kontingente sei nur die Industrie für Gespinste und Gewebe genannt.



Für

den Garten-, Obst- und Weinbau zur Vorausbestimmung von Nachtfrost, Gewitter, Hagel etc.

Preise von 20 Mark an.

Wer sich auf diese Anzeige beruft, erhält Spezialprospekte für vorgenannte 3 Zwecke und den „Ratgeber für Meteorologie" gratis.

Referenzen.

Ihre Instrumente sind gut hier angekommen und bin ich mit denselben sehr zufrieden. **Präsident Graf Ballestrem.**

Es ist nicht zu verkennen, dass Lambrecht's Polymeter geeignet ist, im grossen Publikum den Sinn für Feuchtigkeitsmessung zu erhöhen, und deshalb ist eine rührige Verbreitung desselben mit Freuden zu begrüssen. Denn wie die Anwesenheit eines Thermometers, so darf man auch — vom hygienischen Standpunkte aus — ein Polymeter für jede Wohnung fordern.
Geh. Rat Prof. Dr. **Wiebe**, Charlottenburg.

Die gelieferten 6 Polymeter haben sich bewährt, ich ersuche um neue Sendung von 6 Stück. **Professor Billwiller**, Direktor der meteorologischen Zentralanstalt in Zürich.

Weiter anerkannt von: Eiffel (Erbauer des Eiffelturms), Eulenberg, Flügge, A. Geoffroy (Directeur du Jardin Zoologiques d'Acclimatation du Bois de Boulogne, Paris), Griesbach, J. Hann, Konkoly, Friedr. Krupp, Meidinger, Oertel, H. de Parville, Pasteur, Pettenkofer, Schaeffer, Spörer, W. Trabert, von Wild, Major von Wissmann, Wöhler, Wolpert u. v. A.

Das Polymeterprinzip scheint selbst meiner Konkurrenz so leistungsfähig zu sein, dass sie es in einer verballhornenden Weise adoptiert hat. Und zwar geschieht dies von jener selben Firma, die auch meinen Wettertelegraphen, hier allerdings nur in seiner äusseren Form, nachahmte (vgl. meine Broschüre „Thermohygroskop und Wettertelegraph"). Ich bitte die Besitzer dieser Nachahmungen, aus ihren Instrumenten keine Schlüsse auf die Brauchbarkeit meines Polymeters etc. zu ziehen.

Gegründet 1859 **Wilh. Lambrecht, Göttingen** **(Georgia Augusta)**

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

HARVARD COLLEGE
MAY 14 1903
CAMBRIDGE

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN

VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang. Mai 1903. Heft

Jahrgang 1902/3. Maiheft.

Inhalt des Maiheftes:

	Seite
Richard Wagner: Leitspruch	161
Dagobert von Gerhardt-Amyntor: „Übertrumpft". Novelle	161
Hans von Wolzogen-Bayreuth: Das Werk von Bayreuth. Zu Wagners 90. Geburtstage am 22. Mai 1903 I.	191
Richard Wagner: Ausgewählte Schriften	200, 212
Prof. Dr. Ferdinand Noack-Erlangen: Antike Kunst u. Kultur im Lichte der grossen Ausgrabungen II.	201
Karl Canera-Berlin: Allgemeine und politische Beobachtungen bei einer Brasilienreise im Jahre 1902	213
Wilhelm von Polenz-Schloss Ober-Cunewalde: Die Stände des Volkes von Nordamerika II.	227
E. von Bülow: Geh aus dem Wege nicht dem bittern Weh	238
Georg Wislicenus-Grossflottbek: Wirklicher Wert der Unterseeboote	239
Paul Heyse: Abschied	248
Geh. Baurat Hermann Keller-Berlin: Gegen die Wassersnot	249
Paul Heyse: Sonntagsruhe	254
Dr. Wilhelm Robmeder-München: Die Deutschenverfolgung in Ungarn II.	255
E. von Bülow: Ich denke mein Leben zurücke	264
Martinus: Zur religiösen Frage	265
Bewirken unsere deutschen Trinksitten eine Degeneration, die für die Zukunft des Volkes bedenklich ist? I.—IV. Eine Umfrage bei hervorragenden Ärzten, Psychologen, Hygienikern u.s.f. I. Prof. Adolf Strümpell-Erlangen. II. Professor Dr. E. Kraepelin-Heidelberg. III. Dr. Möbius-Leipzig. IV. Prof. Dr. A. Forel	268
Theodor Schiemann: Über auswärtige Politik	277
Wilhelm von Massow: Über innere Politik	284
Fritz Philippi: Süss duften die Weiden	289
Carl Busse: Über neuere Literatur	290
Hermann Obrist: Aus neuen Büchern	299, 304, 313, 317
Fritz Lienhard: Berichte über das Theater	300
Paul Dehn: Wirtschaftliche Rundschau	305
Paul Dehn: Das Deutschtum im Auslande	314
Bücherbesprechungen: Victor Blüthgen, H. Oncken, O. March	318

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Naturwein-Kellereien von Eduard Witter, Neustadt a. d. Haardt bei.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAY 14 1903
CAMBRIDGE, MASS.

Vaterland! Muttersprache! Wehe dem um sie Verwaisten! Unermeßliches Glück aber, in seiner Muttersprache die Sprache seiner Urväter selbst erkennen zu dürfen! — — Fühlen wir unter dem Drucke einer fremden Zivilisation uns den Atem vergehen, und uns in schwankendes Urteil über uns selbst geraten, so dürfen wir nur in dem wahren väterlichen Boden unserer Sprache nach deren Wurzel graben, um sofort beruhigenden Aufschluß über uns, ja über das wahrhaft Menschliche selbst zu gewinnen. Und diese Möglichkeit, stäts noch aus dem Ur-Bronnen unserer eigenen Natur zu schöpfen, welche uns nicht mehr als eine Rasse, als eine Abart, sondern als einen Urstamm der Menschheit selbst fühlen läßt, sie erzog uns von je die großen Männer und geistigen Helden, von denen es uns nicht zu bekümmern braucht, ob die Schöpfer fremder vaterloser Zivilisationen sie zu verstehen und zu schätzen vermögen; wogegen wir imstande sind, von den Taten und Gaben unserer Vorfahren erfüllt, mit klarem Geiste erschauend, jene wiederum zu erkennen und nach dem ihrem Werke innewohnenden Geiste reiner Menschlichkeit zu würdigen. So fragt und forscht denn der echte deutsche Instinkt eben nur nach diesem Rein-Menschlichen, und durch dieses Forschen allein kann er hülfreich sein, — dann aber nicht bloß sich selbst, sondern Allem, noch so Entstellten, an sich aber Reinen und Edlen. Richard Wagner.

(„Erkenne Dich selbst!" Ausgewählte Schriften. S. 359/60.)

Übertrumpft.

Novelle

von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Da standen sie, ein Paar allerliebst geschnittene und äußerst sorgfältig gearbeitete Damen-Bergstiefelchen. Offenbar waren sie am Tage gebraucht worden; trotzdem sahen sie verhältnismäßig noch so sauber und in ihrer Form so wenig geschädigt aus, daß ihre Trägerin in ihnen nicht geklettert, sondern nur geschwebt zu haben schien.

Unwillkürlich hielt ich meinen Schritt an und betrachtete im Scheine des den Gasthaus-Korridor erhellenden elektrischen Lichtes die zierlichen, fast hätte ich gesagt, appetitlichen Dinger. Was mußte das für ein entzückendes Füßchen sein, das in solches Bergstiefelchen hineinpaßte! Das schwarze, feine, bieg- und schmiegsame Schuhleder zeigte noch die reizende Form, die ihm der blutwarme Fuß eines jungen Mädchens oder einer jungen Frau gegeben hatte. Der Schuh war hochgeschnitten und zum Schnüren eingerichtet; die schwarzseidenen Senkel hingen mit ihren metallglänzenden Spitzen kokett aus den Schuhöffnungen heraus. Das Futter der Schuhe war rot, purpurrot; es schien Saffian zu sein und nur den niedrigen Schäften zur Verstärkung zu dienen. Trotz der breiten, nicht zu hohen Absätze und trotz der etwas nach außen überstehenden Randsohlen

war der Schuh schmal und hochgewölbt — ein wahrer Modellschuh, ein Prachtexemplar für das Schaufenster einer großstädtischen Hauptstraße.

Ist es sonderbar, daß diese Schuhe mir eine so lebhafte Teilnahme erweckten? Ich hatte doch wirklich kein Interesse an irgend welchen Schuhen, die irgend welcher Modellschuster einer Residenz gearbeitet haben mochte. Es war nur meine Phantasie, die mich zwang, diese Stiefelchen länger zu betrachten, denn im Geiste sah ich die Füßchen, die diese Stiefelchen getragen hatten und voraussichtlich auch morgen wieder tragen würden. Und der menschliche Fuß, besonders der kleine, zierliche weibliche Fuß hatte von jeher meine höchste Bewunderung erregt. Ich hatte eine Zeitlang Anatomie nur aus Liebhaberei getrieben. Obgleich ich, ehe ich Offizier wurde, als Rechtsbeflissener die Universität besucht hatte, war ich doch steter Gast in der Anatomie gewesen, die ein meinen Eltern befreundeter älterer Professor als Vorsteher leitete. Dort hatte ich die Bewunderung des wohlgebildeten menschlichen Fußes gelernt und immer mit Staunen und andächtigen Schauern vor diesem Meisterstücke der Natur gestanden. Die verschiedenen Knochen und Knöchelchen des Fußes bilden ein so fein durchdachtes und so außerordentlich genau funktionierendes Instrument, daß mir das mit Muskeln bekleidete, weiß und rosig schimmernde, weich und schön geschwungene und bei aller Anmut der Linien doch Kraft und Energie verratende Ganze, das nur mit seinen drei Stützpunkten, dem Fersenbein und den Enden des ersten und fünften Mittelfußknochens, den ganzen übrigen menschlichen Körper sicher zu tragen weiß, stets als ein Wunder der geheimnisvoll schaffenden Natur erschienen war. Eine Anadyomene, eine aus Schaum geborene Göttin der Schönheit, erstand mir beim Anblick eines schönen Frauenfußes vor dem inneren Auge. Der höchste Reiz weiblicher Schönheit ist der Fuß, der höchste und der am längsten dauernde, denn er altert nicht. Wenn die Rosen auf den Wangen schon verblühen, wenn sich das volle seidige Gelock schon mit einem silbernen Anhauch überzieht, wenn sich schon kleine zudringliche Fältchen und Runzelchen an den Schläfen und um die Mundwinkel einnisten und das Urbild weiblicher Schöne mitleidslos zu zerstören beginnen, trotzt der schön modellierte Fuß noch siegreich dem Ansturm der Jahre, und was das matter werdende Auge und die schärfer werdenden Züge nicht mehr vermögen, der schmale, schlanke, hochgewölbte, königliche Fuß vermag es noch: uns zu begeistern und zur Huldigung weiblicher Schöne hinzureißen.

So stand ich wie gesagt in entzückendes Schauen verloren vor diesen Stiefelchen, die neben einem Paar weniger eleganter, mehr ver-

tragener weiblicher Schuhe vor dem Zimmer Nr. 7 auf den Teppich des Korridors hinausgestellt waren. Und merkwürdig! während die Schuhe der Mutter — ich nahm an, daß es die Fußbekleidungen von Mutter und Tochter waren — unordentlich, der rechte links und der linke rechts, flüchtig hinausgeschleudert zu sein schienen, waren die Schuhe der Tochter hübsch ordentlich und gerade ausgerichtet neben einander gestellt. War die Besitzerin dieser Schuhe ein auf so peinliche Ordnung haltendes Wesen?

Schwere Tritte auf dem Korridorläufer hinter mir machten mich auf- und zurückblicken. Ein starker vierschrötiger Herr kam den Gang entlang, um sein Gastzimmer aufzusuchen und sich zur Ruhe zu begeben. Ich wollte mich bei meinen Beobachtungen nicht überraschen lassen und wandte mich dem Ende des Ganges zu, in dem mein Zimmer lag.

Noch ehe ich mein Lager aufsuchte, öffnete ich eines der beiden Fenster, die den Ausblick auf ein von zauberischem Mondglanz übergossenes Gebirgstal boten, zündete eine Zigarette an und lehnte mich weit hinaus, um die Stille und den Frieden des köstlichen warmen Abends zu genießen. Ich hatte noch vor kurzem die Herbstübungen meiner Division mitgemacht und befand mich nun auf einem dreiwöchigen Urlaub, um mich für die bevorstehende Winterkampagne mit ihrem Rekrutendrill und ihren gesellschaftlichen Strapazen zu stärken. Mein Freund, der Regiments-Adjutant, hatte mir geschrieben, daß unser braver liebenswürdiger und von uns allen hochverehrter Oberst inzwischen eine Brigade bekommen und die Garnison verlassen hatte. Der neue Oberst, ein Freiherr von Spieß, wäre noch nicht eingetroffen; er befände sich noch auf Urlaub; die Kameraden könnten dieses Interregnum auch sehr gut vertragen, denn der Ruf, der dem neuen Gewaltigen vorherginge, reizte zu seiner Bekanntschaft nicht allzu mächtig an; wir hatten einen schlimmen Tausch gemacht: Herr von Spieß sollte ein wenig verbindlicher, schroffer und oft sehr übel gelaunter Vorgesetzter sein.

Ich hatte diese Zeilen achtlos gelesen. Was kümmerte mich das Wesen des neuen Kommandeurs? ein junger Offizier, der seinen Dienst mit Eifer versieht, wird auch durch das schroffste Gebahren seines Obersten so leicht nicht beunruhigt. Ich blies meine Rauchwolken in die klare frische Nachtluft hinaus, gedachte nur flüchtig der neuen Ära, der wir entgegen gingen, und kehrte in meinen Gedanken immer wieder zu der unbekannten Besitzerin jener reizenden Schnürstiefelchen zurück. Morgen im Laufe des Tages mußte ich ermitteln, wer die Dame sei, und mußte eine Begegnung mit ihr herbeizuführen suchen.

Mit diesem Entschlusse streckte ich mich endlich auf mein Lager, um von einer engelhaften Maid zu träumen, deren entzückend kleine und schön geformte Füße in die rot gefütterten Stiefelchen draußen auf dem Korridor hineinpaßten.

„Wer ist drüben in Nr. 7 abgestiegen?“ fragte ich am anderen Morgen den Kellner, der mir mein Frühstück ins Zimmer brachte.

„Den Namen der Damen habe ich nicht lesen können“, meldete der dienstwillige Kellner, „sie sind vom Rhein . . . Mutter und Tochter.“

„Und bleiben länger hier?“

„Das weiß ich nicht, mein Herr. Ich denke aber, ja. Sie wohnen schon seit drei Tagen hier und haben noch nichts von einer Abreise geäußert.“

Ich langte aus meiner Geldtasche einen Taler hervor und drückte ihn dem überraschten Kellner in die Hand.

„Hier, bitte, nehmen Sie und richten Sie es so ein, daß ich heute an der Gasttafel entweder unmittelbar neben den Damen oder ihnen gegenüber meinen Platz finde. Kann ich mich darauf verlassen?“

„Das soll besorgt werden“, klang die zuversichtliche Erwiderung. „Ich danke auch vielmals.“

Im Laufe des Vormittags spähte ich vergebens nach den beiden Damen aus.

Erst um zwei Uhr erschienen sie im Speisesaale.

Ich hatte meinen Platz an der Tafel schon eingenommen, und das Herz schlug mir, als sich Mutter und Tochter näherten.

Die Mutter mochte kaum die Vierzig überschritten haben; sie war eine noch sehr anmutige, vornehme Erscheinung, die ein wenig angegriffen aussah und langsam auf ihren Platz zuschritt, der sich mir gegenüber befand. Vielleicht war sie krank gewesen und beförderte ihre gänzliche Wiederherstellung in der reinen, gesunden Gebirgsluft. Sie trug ein einfaches, aber sehr elegant sitzendes graues Kostüm und streifte mich, ihr neues Gegenüber, als sie Platz nahm, mit einem flüchtigen, aber nicht unfreundlichen Blicke.

Die Tochter, die sich neben der Mutter niederließ, war eine schlanke Blondine, das Urbild blühender Gesundheit. Sie ähnelte ihrer Mutter und man hätte sie für deren jüngere, allerdings bedeutend jüngere Schwester halten können, denn sie mochte knapp zwanzig Lenze zählen. Wer kann die Schönheit einer Rose beschreiben? Wer den Wohllaut eines Akkordes schildern? Sie glich einer frisch erblühten, in vollster Ahnungslosigkeit koketten Heckenrose; ihre Erscheinung umschmeichelte die Sinne wie ein harmonischer Dreiklang in Dur. Ihr wundervoller Wuchs war in einen

lichtblauen Wollstoff gehüllt, der mit dunkelblauem Sammet verziert war; Kragen und Manschetten waren ebenfalls in dunklerem Blau. Sie sah ein wenig erhitzt aus, was ihrem, von ährenfarbenen dichten Haarwellen umfluteten Gesichtchen einen Zauber mehr verlieh. Ungezwungen nahm sie Platz, streifte mich ebenfalls mit einem flüchtigen Blick ihrer großen, mandelförmig geschnittenen Augen und faltete dann ihr Tellertuch auseinander. — Ich war von ihrer Erscheinung so betroffen, daß ich einen Augenblick lang die ganze übrige Welt vergaß; doch sofort besann ich mich, stand auf und nannte, mich gegen die Damen verneigend, meinen Namen. Dann nahm ich wieder Platz und beschäftigte mich mit meiner Suppe, die mir inzwischen vorgesetzt worden war.

„Du hättest diese heiße Suppe nicht essen sollen", sagte die Mutter, nachdem sie ihren Teller langsam ausgelöffelt hatte, zur Tochter, „Du bist noch ganz echauffiert." Und sich dann an mich wendend, um mir gewissermaßen die Artigkeit meiner Selbstvorstellung zu quittieren: „Meine Tochter hat heute früh schon den Rabenstein besucht."

„Und Sie haben die Partie nicht mitgemacht, gnädige Frau?"

„O nein, solche Touren muß ich mir vorerst noch schenken; ich bin Rekonvaleszentin und sehe mir Höhen nur von unten an."

„Wie viel Zeit haben Sie, gnädiges Fräulein, zur Ersteigung des Rabensteines gebraucht?" wandte ich mich nun direkt an die Tochter.

„Ich bin nicht ganz bis zum Gipfel emporgestiegen, nur bis zur „Schönen Aussicht".

Diese „schöne Aussicht" war eine Art Wirtshaus, das auf dem höchsten Punkte einer den Gebirgskamm in Serpentinen überkletternden Straße lag.

Wie süß und lieblich hatte des Mädchens Stimme geklungen! wie ein silbernes Glöcklein.

„Das ist immerhin eine ganz hübsche Leistung, zu der ich zwei Stunden fortgesetzten Steigens gebrauche", bemerkte ich anerkennend.

„Mehr habe ich auch nicht gebraucht, eher ein paar Minuten weniger", versetzte sie selbstbewußt. „Aber die Tour, von der so viel Wesens gemacht wird, ist doch eigentlich nur lohnend, wenn man nicht die langweilige Straße benutzt, sondern im Darbachtale aufwärts geht bis zur Quelle des Darbachs und von dort die steile, zerklüftete Wand bis zur ‚Schönen Aussicht' emporsteigt."

„Das ist eine wildromantische Partie, aber für Damen ist sie wohl zu beschwerlich", bemerkte ich lächelnd.

„O, wir Damen sind oft sicherer, gewandter und schwindelfreier, als die Herren der Schöpfung", klang die kecke Erwiderung.

„Aber, Eva!“ mahnte die Mutter, „du wärest wahrhaftig im stande, Dich auf ein solches Wagnis einzulassen.“

„Warum denn nicht, Mama? Ich habe doch in der Schweiz schon ganz andere Touren gemacht. Wenn der Papa ankommt, dann bitte ich ihn, mit mir dieses riesige Wagnis zu unternehmen.“

Sie hatte es spöttisch gesagt und blitzte mir dabei einen triumphierenden Blick zu. — Das Wesen dieses unverbildeten frischen Mädchens entzückte mich immer mehr. Ich nahm mein Glas mit Moselwein, und bat, mit ihr anstoßen zu dürfen.

„Auf einen glücklichen Ausgang Ihres mutigen Vorhabens!“

Sie ließ ohne Ziererei ihr Glas mit dem meinen zusammenklingen. Dann stieß ich mit der Frau an und sagte: „Ich gratuliere Ihnen, gnädige Frau, zu einer so tapferen Tochter.“

Die Mama lächelte geschmeichelt; dann seufzte sie leicht auf: „Die Unternehmungslust meiner Tochter würde mir weit weniger Sorge machen, wenn ich sie nur teilen dürfte. Aber die Nachwehen einer bösen Influenza legen mir noch immer vorsichtige Schonung auf.“

Die Stunde der Mahlzeit war mir wie im Fluge vergangen. Die Damen dankten für den süßen Nachtisch, der noch herumgereicht wurde, und verließen die Tafel. Ich hatte mich erhoben und mich ehrerbietig vor ihnen verneigt. Den den Speisesaal Verlassenden schaute ich nach, um noch einen Blick auf Fräulein Evas Stiefelchen zu erhaschen; aber die neidische Schleppe des lichtblauen Dinerkleides versagte mir diesen Genuß, und ich nahm wieder Platz, um bei einer Zigarre meinen Mokka zu schlürfen.

Wer mochten die Damen sein? Niemand kannte sie. Was war der Herr Papa, von dessen baldiger Ankunft die Tochter gesprochen hatte? Wahrscheinlich ein Gutsbesitzer vom Rhein, dessen Weinbergserträge es ihm gestatteten, Frau und Tochter so elegant zu kleiden und ihnen die Mittel zu kostspieligen Erholungsreisen zu gewähren. Wenn ich nun Evas Neigung zu gewinnen verstände? wenn dieses anmutige natürliche Geschöpf meine kleine Frau würde? wenn ich einen Fuß, der in so reizende Stiefelchen paßte, mein nennen und mit heißen Küssen bedecken dürfte? Mir schwindelte bei solchen Gedanken; ich fühlte, wie mir das fiebernde Blut zu Häupten drängte. Ich war eben jung, sehr jung.

Ich ließ den Rest meines Kaffees stehen und begab mich ins Freie, um durch keinen anderen gestört, eine ernste Prüfung meines Zustandes vorzunehmen. Ich hatte mich — ich mochte die Sache betrachten, wie ich wollte — in die reizende Eva bis über die Ohren verliebt. Sonst

war ich nach der Mahlzeit immer vor das Kurhaus gewandert, wo sich um diese Zeit schon die Kaffeegäste einzufinden pflegten und wo um vier Uhr das tägliche Konzert begann. Heute hatte dies keinen Reiz mehr für mich; wenn Eva dem Konzert nicht lauschte, würde es meinen Ohren nur ein sinnloses Geräusch sein. Die Damen hatten das Hotel noch nicht verlassen, folglich mußte ich auch hier bleiben und abwarten, ob ich ihnen noch einmal begegnen würde.

Ich setzte mich in den Vorgarten des Hotels an einen kleinen eisernen Tisch und ließ mir eine Flasche kohlensaures Wasser bringen. Es wurde vier Uhr und meine Hoffnungen hatten sich noch immer nicht erfüllt. Eine halbe Stunde wollte ich noch ausharren; wenn aber bis dahin die Damen immer noch unsichtbar blieben, dann wollte ich meinen Posten verlassen, um nicht am Ende auffällig zu werden.

Kaum hatte ich diesen Entschluß gefaßt und die Uhr, die ich gezogen, wieder in die Tasche gesteckt, als der täglich um diese Zeit vom Bahnhof zurückkehrende Hotel-Omnibus schwerfällig vor das Portal rasselte. Er brachte noch einige Gäste mit. Unter diesen befand sich ein Herr, der anfangs der Fünfziger sein mochte und leichtfüßig und elastisch von dem Tritt des Wagens herunterſprang.

„Papa! Papa!“ jubelte eine silberne Mädchenstimme, und aus dem Vorflur des Hotels stürzte Eva und flog dem Ankömmling stürmisch jauchzend an die Brust.

„Mein Wildfang!“ sagte der also Begrüßte und küßte die Tochter auf die Stirn. „Wo ist Mama?“

„Sie schläft, sie hält ihre Nachmittagsruhe. Oh, es geht ihr ausgezeichnet, sie hat sich schon tüchtig erholt.“

„Gelobt sei Gott! Komm, wir wollen gleich zu ihr. Die kleine Störung wird ihr diesmal nicht schaden.“

Er bot der Tochter den Arm und verschwand mit ihr im Hause.

Durch eine Gebüschgruppe, die dicht neben dem Portal grünte, vor den Blicken der Beiden gedeckt, hatte ich die kurze Unterhaltung Wort für Wort mit angehört. Das also war der Vater meiner Flamme. So viel ich von ihm hatte erspähen können, war er recht unscheinbar gekleidet und sah mit seinem klobigen Knotenstock, den er unter dem Arme trug, nicht gerade vornehm aus. Am meisten hatte mich sein Gesicht frappiert, das mit seinem sonderbaren Farbenakkord von Schwarz, Weiß und Rot ganz eigentümlich wirkte. Auf roten, sonnenverbrannten Wangen sproßte ihm ein kurz gehaltener weißer Backenbart, über den sich ein lang ausgezogener grauer Schnurrbart breitete; das Kinn war ausrasiert, über

dunklen stechenden Augen wölbten sich ein Paar kohlschwarze buschige Brauen. Ein breitkrempiger Schlapphut hatte mir die Farbe seines Haupthaares verborgen. — Ein martialisch aussehender Herr! dachte ich im stillen; auf elegante Kleidung scheint er keinen Wert zu legen . . . wahrscheinlich ein von der Mode unbeleckter Landwirt, der seine Leute in gehörigem Respekt halten mag.

Ich verließ nun den Vorgarten, da vorerst keine Aussicht vorhanden war, daß Eva so bald wieder erscheinen würde, und begab mich nach dem Platze vor dem Kurhause, wo das Konzert bereits in vollem Gange war. Es war ein sonnenheller Septembertag, und die nicht mehr zahlreichen Kurgäste, die noch im Bade weilten, waren fast vollzählig anwesend. Unbefriedigt und ruhelos wandelte ich aber umher; Eva fehlte, und die übrige Welt samt der Musik hatte keine Reize mehr für mich.

Mein Abendbrot hatte ich sonst immer in irgend einem der vielen Restaurants des Ortes eingenommen; heute suchte ich mein Hotel auf, um dort zu speisen und so vielleicht Eva wiederzusehen, aber auch diese Hoffnung trog mich; der Kellner verriet mir, daß die beiden Damen mit dem neu angekommenen Herrn einen Hotelwagen genommen hätten, um einen Ausflug nach der „roten Klippe" zu machen, von wo sie vor halb zehn Uhr nicht zurückkehren könnten. So speiste ich enttäuscht allein und zog mich dann auf mein Zimmer zurück. Dort saß ich, eine Zigarre rauchend, auf der Wacht. Die Korridortür hatte ich nur angelehnt, um zu hören, wenn die Damen heimkehren würden.

Gegen Zehn vernahm ich das Rollen eines Wagens. Das sind sie! sagte ich mir aufgeregt und schlich an die Tür, um durch den Spalt zu spähen.

Richtig! Vater, Mutter und Tochter kamen den Korridor entlang und schritten auf das mir schon bekannte Zimmer zu. Der Vater — er trug wieder den schrecklichen Knotenstock — sagte vor der Tür von Nummer Sieben:

„Gute Nacht! schlaft beide recht wohl. Und morgen früh, Eva, zeitig heraus; Punkt Sieben wird abmarschiert."

Dann machte er Kehrt und wandte sich wieder der Treppe zu, um nach dem Erdgeschoß hinabzusteigen, wo er offenbar seine Unterkunft gefunden hatte. Die beiden Damen verschwanden in Nummer Sieben.

Ich blieb an der Türspalte stehen. Ich wollte sehen, ob Eva wieder ihre Schuhe hinausstellen würde. Lange brauchte ich nicht zu warten. Die Tür von Nummer Sieben öffnete sich wieder. Das junge Mädchen erschien noch völlig angekleidet und stellte die kleinen Schnürstiefelchen sorgsam auf den Korridorläufer; dann zog sie sich unhörbaren

Schrittes zurück . . . ich sah, daß sie nur Strümpfe an hatte. Gleich nach ihr wurde auch die Mutter sichtbar; diese hatte ihr Kleid schon abgelegt; sie warf ein Paar Stiefelchen flüchtig hinaus und zog schnell die Tür wieder zu, um in ihrer nicht mehr salonfähigen Verfassung von Niemandem überrascht zu werden. Befriedigt trat ich von meinem Beobachtungsposten zurück und schloß geräuschlos meine Tür. Eva war keine Pedantin, sie war nur ein echtes züchtiges Mädchen, das um keinen Preis der Welt gewagt hätte, sich schon halb entkleidet im Rahmen der geöffneten Tür zu zeigen. Deshalb legte sie zuerst ihre Schuhe ab und stellte sie ruhig und unbefangen auf den Flur. Du liebes, holdes Geschöpf, dachte ich im stillen, möge dir der Zauber deiner unberührten Weiblichkeit erhalten bleiben.

Am andern Morgen stand ich zeitig auf und nahm schon um halb Sieben mein Frühstück. Dann steckte ich mir ein paar belegte Brödchen ein und hing meine kleine lederne Reisetasche um, in der sich mein Feldstecher und eine Art Reiseapotheke befand, die außer dem für einen Unfall erforderlichen Verbandzeug auch ein Fläschchen Kognak enthielt. Ich hatte diese Dinge schon bei den Herbstübungen bei mir getragen und nahm sie auch jetzt zu jedem größeren Ausfluge mit. So ausgerüstet, stieg ich nach dem Erdgeschoß hinab und fragte meinen Kellner, ob der fremde Herr mit der jungen Dame von Nummer Sieben schon ausgerückt wäre.

„Die sind noch nicht lange fort. Wenn Sie stark zuschreiten, Herr Leutnant, dann können Sie sie bequem einholen. Dort hinaus sind sie gegangen, nach der „Schönen Aussicht" zu."

Ich wußte genug und das Herz hüpfte mir vor Freude, da ich den Gesuchten nun sicher begegnen würde. Langsam wanderte ich die Straße aufwärts. Ich wollte den Ausflüglern einen Vorsprung lassen, um mich nicht dem Verdachte auszusetzen, daß ich ihnen absichtlich nachgegangen wäre.

Als ich den Anfang des Darbachtales erreicht hatte, blieb ich überlegend stehen. Die Straße stieg zur Rechten in einem leicht geschwungenen Bogen an; geradeaus öffnete sich der Ausblick in die romantisch zerklüftete Schlucht, aus der mir das Wasser des Darbaches geschwätzig entgegensprudelte. Neben dem Bache führte ein über Blöcke und Steingeröll leidlich hergestellter Pfad stromauf in die mit leichtem Buschwerk überwucherte Wildnis hinein.

Welchen Weg sollte ich einschlagen? Die bequeme Straße nach der „Schönen Aussicht"? oder den Pfad durch die Schlucht? Auf beiden Wegen konnte ich die Gesuchten nicht entdecken; die Straße, soweit ich sie aufwärts mit dem Auge verfolgen konnte, war noch völlig menschen-

leer; der Schluchtweg gewährte allerdings keinen tieferen Einblick. Ich erinnerte mich aber des gestern geäußerten Vorsatzes Evas, mit dem Papa, wenn er erst da wäre, die Kletterpartie durch die Schlucht zu machen, und so entschloß auch ich mich zu derselben Tour.

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt" —

läßt Goethe den Herrn im Himmel sagen; ich bezog dieses Wort auch auf mich und wandte mich, kurz entschlossen, der Schlucht zu. Ich hatte meine Entscheidung nicht zu bereuen; im Gegenteil, sie sollte mir mehr gewähren, als ich in meinen kühnsten Phantasieen hätte träumen können.

Meine Schritte noch immer nicht beeilend, wanderte ich, das plätschernde Bächlein dicht zu meiner Rechten, über Farren und Brombeergestrüpp hinweg die Schlucht hinauf. Die Steigung war nur mäßig, und das Marschieren in der reinen, frischen Gebirgsluft, mit einem so verlockenden Ziele vor Augen, machte mir hohe Freude. Ab und zu blieb ich stehen und lauschte, ob ich Stimmen vor mir hören konnte; aber ich vernahm nichts als das Plätschern und Gurgeln des Wassers und gelegentlich den scharfen Schrei eines aufgescheuchten Vogels. Eva mit ihrem Vater mußte tapfer ausgeschritten sein; nun, sie konnte mir nicht entgehen; die steile Wand am Ende der Schlucht, die sie nach der „Schönen Aussicht" hinaufklettern mußte, würde ihrem Eifer schon die Zügel anlegen; dort mußte ich sie bestimmt einholen, denn das Klettern machte mir gar keine Beschwerde und ich vermochte jeden Steilpfad in lebhaftem Tempo zu überwinden.

Die höher steigende Sonne sandte ihre ersten Strahlen in die Schlucht; magische Lichter tanzten auf meinem Wege und über mir blaute das wundervoll klare Himmelsgewölbe. Ihr armen Stubenhocker in den stickigen Großstädten! es gab doch kein höheres Glück als die Luft der Berge in Stille und Einsamkeit zu trinken. Ich nahm meinen Filzhut in die Hand, denn es begann, heiß zu werden und meine Stirn wurde feucht.

Endlich hatte ich das Ende der Schlucht erreicht, wo die Quelle des Bächleins kristallisch klar aus dem Gestein hervorsprudelte. Rings umher erhoben sich steile Felswände, auf denen hier und da ein zwerghaftes Tännlein Wurzel geschlagen hatte, um sich aus dem mageren Erdreich in einer Steinspalte kümmerlich zu ernähren. An der weniger steilen Wand zu meiner Rechten führte über Steintrümmer und vorspringende Nasen ein treppenartiger Pfad zur „Schönen Aussicht" empor. Ich hatte diesen Pfad schon einmal zurückgelegt, seine Höhe betrug wohl fünfhundert Meter. Eben, als ich mich daran machte, die erste hohe

Stufe zu erklimmen, kam mir von oben in eiligen Sprüngen Evas Vater entgegen.

„Gott sei Dank, daß ich jemanden treffe," stieß er aufgeregt hervor, „meiner Tochter, mit der ich zur schönen Aussicht hinauf wollte, ist ein Unfall begegnet. Sie hat sich den Fuß verrenkt und liegt nun hülflos auf halber Höhe des Weges. Sie kann nicht weiter; ihr Fuß fängt an zu schwellen und ich weiß mir keinen Rat mit ihr."

Ich nannte flüchtig meinen Namen und setzte hinzu, daß ich dem Fräulein und ihrer Mutter schon bekannt wäre. Ob mir der Fremde ebenfalls seinen Namen nannte oder ob er annahm, daß ich ihn wüßte, da ich seinen Damen ja schon vorgestellt war, oder ob er in der Aufregung überhaupt die Nennung seines Namens vergessen hatte, das wüßte ich heute kaum noch zu entscheiden. Ich drückte mein herzlichstes Beileid aus und fragte verwundert:

„Wo wollen Sie denn hin?"

„Ich will mein Taschentuch in die Quelle tauchen, um Umschläge um den schwellenden Fuß zu machen."

„Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Dienste zur Verfügung stelle. Ich habe einiges Erforderliche bei mir. Einen kleinen Wasservorrat will ich in meinem Hut mit hinauf bringen."

Während wir zur Quelle umkehrten, wo ich das Wasser mit dem Hute schöpfte, und mein Begleiter sein Tuch eintauchte, berichtete er mir weiter:

„Meine Tochter muß sich den Fuß ‚überkötet' haben, wie wir das nennen. Sie klagte auf einmal über stechende Schmerzen am Knöchel und ich konnte sie gerade noch zu einem kleinen Plateau des Weges hinaufschleppen, da brach sie zusammen und erklärte, daß sie keinen Schritt mehr weiter könnte."

Wir stiegen eilig die Felsentreppe hinan. Unterwegs fragte ich:

„Haben Sie denn den Fuß untersucht?"

„Gewiß. Ich habe ihr Schuh und Strumpf ausgezogen und bin erschrocken, wie stark der Knöchel schon angelaufen ist."

„Nun, hoffen wir das Beste. Sie sprachen von einer Verrenkung. Um eine solche wird es sich wahrscheinlich nicht handeln, sondern nur um eine Verstauchung, und da denke ich einigermaßen helfen zu können."

„Sind Sie denn Arzt?"

„Leider nicht. Trotzdem habe ich einige Erfahrung in solchen Dingen; ich habe nicht umsonst ein Jahr lang die Anatomie besucht."

Der fremde Herr seufzte erleichtert auf.

„Sie hat uns ein gütiger Gott gesandt. Wenn wir sie nur glücklich bis zur Schönen Aussicht hinaufbringen könnten; dorthin könnte man ja einen Wagen holen lassen, der sie heimführe. Ich dachte schon daran, sie huckeback hinaufzutragen; aber es wäre ein Wagnis gewesen; der Weg ist zu steil, die Felsenstufen sind zu ungleich, ich hätte mit ihr stürzen und das Unglück nur noch vergrößern können."

Der fremde Herr befand sich offenbar in großer Besorgnis, die mich anzustecken begann; dabei fing er etwas zu keuchen an, denn das Tempo, das ich mit meinen jugendlichen Beinen und meiner, für jeden Sport geschulten Lunge nahm, war ihm doch wohl etwas zu schnell.

„Kommen Sie nur langsamer nach", rief ich ihm zu, „ich will machen, daß ich hinauf komme."

Meinen Hut mit Wasser vorsichtig balanzierend, stürmte ich weiter und hatte nach wenigen Minuten ziemlich atemlos den mir angedeuteten Punkt der Felsentreppe erreicht. — Auf einem Plaid, den ihr der sorgliche Vater untergebreitet hatte, lag Eva und lächelte mir freundlich entgegen. Der Platz, auf dem sie ruhte, war nur eine größere Felsstufe im Umfange einiger Geviertmeter; knapp drei bis vier Personen mochten darauf Platz finden.

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein", grüßte ich sie, „ich bringe Ihnen Wasser mit, den verletzten Fuß zu kühlen. Ihr Herr Vater wird sofort eintreffen."

Sie lächelte wieder trotz der Schmerzen, die sie unverkennbar erduldete.

„Mein guter Papa regt sich ohne allen Grund auf . . . er ist immer viel zu besorgt um mich."

„Die Situation ist aber auch fatal genug. Wenn wir Ihren Fuß nicht bald wieder in Ordnung bringen, müssen wir Sie hinauftragen; ich besorge dann einen Wagen, damit Sie auf der Landstraße nach Hause fahren können. Dürfte ich . . ." — ich stockte, denn das, was ich erbitten wollte, erschien mir einer jungen Dame gegenüber so verwegen, daß ich kaum den Mut fand, es auszusprechen — „dürfte ich vielleicht den verletzten Fuß einmal sehen?"

Zum Glück, es war heraus; ich fühlte, wie ich bis unter das Stirnhaar errötete. Auch Eva war erschrocken; sie zog den kranken Fuß, der unter ihrem ausgebreiteten grauen Kleide verborgen war, unwillkürlich noch weiter zurück. Dabei stöhnte sie halb unterdrückt, denn die Bewegung hatte ihr Pein verursacht. Glücklicherweise traf nun der Vater mit seinem durchfeuchteten Tuche ein.

„Nun vorwärts, mein Kind", kommandierte er etwas atemlos, „gib mir den Fuß, daß ich ihn kühle."

In zagender Scheu deutete ihr Blick nach mir, dem unerwünschten Zeugen.

„Ehe wir kühlen", hob ich beherzt an, „wäre es doch wohl erst erforderlich, daß ich den Fuß untersuche. Wenn ich auch kein Arzt bin, so traue ich mir doch zu, die Art der Verletzung mit einiger Sicherheit zu erkennen und danach unser Verfahren zu bestimmen."

„Der junge Herr hat mir bereits gesagt, daß er Erfahrung in solchen Dingen hat", kam mir der Vater zu Hülfe, „also ziere dich nicht — Not kennt kein Gebot, und das, was unter anderen Umständen unmöglich wäre, muß hier geschehen: zeige ihm deinen Fuß."

Tief errötend streckte Eva ihr alabasternes Füßchen unter dem Kleide hervor und stieß dabei ein wimmerndes „Au!" aus.

Der Fuß, den ich da sah, war entzückend schön; er erinnerte mich an den Fuß der Canova'schen Psyche. Einen Augenblick lang war ich durch den bezaubernden Anblick so verblüfft, daß ich völlig die Lage vergaß, in der wir uns befanden; ich hätte diesen Fuß nachbilden mögen, und der Tumult in meinem Innern ließ meinen in den Knabenjahren sehnsüchtig gehegten Wunsch, ein Bildhauer zu werden, wieder mächtig in mir aufleben. Doch ich faßte mich gewaltsam und sagte, nun völlig Herr meiner selbst:

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich den Fuß untersuche; ich werde mich bemühen, Ihnen möglichst wenig weh zu tun."

Ich nahm den Fuß in beide Hände und bewegte ihn sanft drehend hin und her. Wenn sie dabei auch Schmerzen empfand, so hörte ich doch auch nicht das leiseste Knirschen von Knochen; auch war die Lage und Form des Fußes, bis auf eine leichte Schwellung am inneren Knöchel, durchaus normal.

„Ich glaube, wir können uns völlig beruhigen", erklärte ich mit Sicherheit, „es ist nichts gebrochen; auch von einer Verrenkung ist keine Rede. Nur hier am Knöchel ... ah, ich fühle es jetzt ganz deutlich ... hier ist eine Sehne, die sich verschoben hat ... ein Arzt würde das, wenn ich nicht irre, eine Luxation nennen. Nun, das hat gar kein Bedenken; das werden wir bald wieder in Ordnung bringen ... in einer, höchstens zwei Stunden werden Sie schmerzfrei den Rest dieser Treppe hinaufsteigen können."

„Sie nehmen mir eine Last vom Herzen, junger Herr", sagte Evas Vater, „bei einem meiner Pferde hätte ich mir Rat gewußt, hier aber war mein Latein völlig zu Ende."

Der richtige Landwirt, dachte ich im Stillen, seine kranken Pferde weiß er zu behandeln, aber mit seinem eigenen Fleisch und Blut versteht er nicht umzugehen. Er beugte sich, um sein nasses Tuch um Evas Fuß zu legen, doch ich hielt ihm die Hand fest.

„Das lassen wir, alter Herr!" — ich mußte mich doch für seine Anrede „junger Herr", die mich ein wenig ärgerte, revanchieren. — „Hier würde eine Kühlung gar nichts nützen; ich werde durch Massage den Schaden zu beseitigen suchen. Fürchten Sie nichts mein gnädiges Fräulein . . . ich werde nur ganz sanft streichen und ich denke, Ihre Schmerzen werden sich bald ganz verlieren."

Ich war vor der Liegenden niedergekniet und hielt in dieser Stellung ihren Fuß, den sie mir nun willig überließ. Dem Vater hatte ich meine abgenommene Ledertasche gereicht und sagte ihm:

„Bitte nehmen Sie aus dieser Tasche die Tube mit Byrolin heraus. Sie werden sie leicht finden . . . dicht bei der Kognakflasche."

„Ich habe sie schon . . . hier ist sie." — „Danke."

Ich nahm eine gute Dosis Byrolin und salbte damit Evas Knöchel ein. Dann begann ich den Knöchel sanft zu streichen, immer in der Richtung nach hinten, wohin ich die vorgeschobene Sehne zurückdrängen wollte.

„Es tut etwas weh, gnädiges Fräulein, ich weiß es. Doch das läßt sich nicht vermeiden . . . gern würde ich Ihnen jeden Schmerz ersparen . . . schelten Sie mich deshalb nicht ungeschickt . . . der Arzt würde es Ihnen ohne diesen anfänglichen Schmerz auch nicht leisten können. Doch sehr bald werden Sie gar nichts mehr spüren . . . sehen Sie, die Geschwulst läßt schon etwas nach . . . ich fühle es ganz deutlich. Wenn Sie ein Buch bei sich hätten, würde ich Ihnen den Vorschlag machen, zu lesen, denn die Sache wird für Sie etwas langweilig . . . eine Viertelstunde lang wenigstens muß ich die Massage fortsetzen."

Ohne eine Pause zu machen, beharrte ich in meiner Tätigkeit; sanft drückend strich ich mit dem Daumen über den abschwellenden Knöchel und bald konnte ich den Druck des Fingers verstärken, ohne daß Eva ein Zeichen von Schmerz kundgab. Der Vater stand still und aufmerksam beobachtend neben ihr, und die Sonne, die höher und höher gestiegen war, traf nun mit ihren Strahlen die schattenlose Felswand, so daß mir der Schweiß auf der Stirn zu perlen begann. Doch unermüdlich setzte ich meine Bemühungen fort. Mir fingen die Kniee zu schmerzen an, denn ich ruhte mit ihnen auf einem Zipfel des Plaids, der auf dem kantigen Gestein ausgebreitet war; aber ich suchte den Schmerz zu überfühlen, denn es bereitete mir eine hohe Genugtuung, durch meine eigene

körperliche Pein gewissermaßen zu dem Besserbefinden des schönen Mädchens mit beizutragen. Mehr und mehr trat auch das Bewußtsein, den edel gebildeten Fuß eines reizenden Mädchens in der Hand zu haben, völlig vor dem Ernst meiner Aufgabe zurück. Der Himmel ist mein Zeuge, daß das, was die nichtsnutzige Scheinzüchtigkeit der Klatschbasen vielleicht als „shocking very shocking!“ verurteilt haben würde, mir als eine heilige Pflicht der Nächstenliebe erschien, deren Unterlassung ich für ein Verbrechen gehalten hätte. Der Fuß, den ich da behandelte, war mir nur noch der reizlose Gegenstand, an dem ich meine Kunst zu erweisen hatte; es hätte der mißgebildete Fuß eines alten Krüppels sein können, ich würde, glaube ich wenigstens, mit gleicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit mein freiwillig übernommenes Amt verrichtet haben.

„Sie strengen sich meinetwegen so an“, brach Eva endlich das Schweigen, „ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen je das danken soll.“

„Das hat gar nichts zu sagen. Wenn es Ihnen nur wohl bekommt, ich kann meine Tätigkeit noch Stunden lang fortsetzen.“

„O nein, verstellen Sie sich nicht“, gab sie eifrig zurück, „ich sehe es Ihnen an . . . Ihre Stirn wird schon ganz feucht . . . wollen Sie nicht eine Pause machen und sich ein wenig stärken? Wir haben etwas Frühstück bei uns.“

„Nachher will ich gern Ihre liebenswürdige Einladung annehmen; vorerst aber massiere ich diesen Fuß noch weiter, bis Sie ihn ganz frei und schmerzlos bewegen können.“

„Aber das kann ich ja schon . . . da, sehen Sie, es tut mir gar nichts mehr weh.“ Sie bewegte den Fuß drehend hin und her; die Kur war völlig gelungen.

„Sie haben wahrhaftig ein Wunder gewirkt, junger Herr“, sagte der Vater, dessen wehleidige Sorge und Angst wie mit einem Schlage verschwunden war und dessen Barschheit wieder die Oberhand gewann. „Nun steh auf, Mamsell, und sieh, ob du wieder gehen kannst.“

„Da lege ich doch Protest ein“, erklärte ich mit Bestimmtheit. „Das gnädige Fräulein wird gut tun, erst wieder Strumpf und Schuh anzuziehen und dann dem Fuße noch einige Ruhe zu gönnen. Diese Ruhe könnten wir ja zum Frühstück benutzen.“

„Sehr gut. Gar kein schlechter Gedanke. Mach deine Toilette, Kind. Ich werde auskramen, was wir mitgenommen haben.“

Während Eva inzwischen ihren Fuß bekleidete, hatte der Alte ein gebratenes Huhn und einige Butterssemmeln zum Vorschein gebracht, die er auf dem Plaid ausbreitete.

„Nun vorwärts, meine Herrschaften", kommandierte er, „nach dem ausgestandenen Schreck soll uns das kleine Frühstück ganz gut schmecken."

Alle drei auf den Plaid gelagert, begannen wir ohne Ziererei zuzulangen; wir hatten einen rechtschaffenen Hunger bekommen. Ich öffnete meine Ledertasche, holte meine eigenen Brödchen und das Fläschchen mit Kognak hervor und legte Beides zu den übrigen Genüssen.

„Dies ist alles, was ich zu dem Picknick beitragen kann", sagte ich munter, „gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen in diesem Reisebecher einen Schluck Kognak anbiete; die kleine Stärkung wird Ihnen gut tun."

Sie nahm das gefüllte kleine Gläschen freundlich entgegen und nippte von dessen Inhalt. Dann wollte sie es mir zurückreichen, doch ich lehnte ab und sagte: „Bitte, erst Ihrem Herrn Papa."

Sie gab es diesem; doch mit verächtlich verzogenem Munde erklärte der Alte: „Ich trinke niemals solches Zeug . . . da, nehmen Sie, junger Herr, Ihr Glas zurück."

„Ein Teatotaler?" fragte ich spöttisch, „das nimmt mich Wunder bei einem Herrn vom Rhein."

„Nun, ein Glas Wein verschmähe ich gelegentlich nicht . . , aber Branntwein kam noch nie über meine Zunge."

„Ist das nicht Silbenstecherei, alter Herr? in beiden ist doch derselbe Alkohol enthalten, wenn auch der Wein weniger davon besitzt."

Ich hatte es in etwas herausforderndem Tone gesagt. Der Alte fing mich zu ärgern an; er hatte mich schon mehrmals junger Herr angeredet, was ich nicht ganz passend fand, und nun reizte mich seine Art, meinen Kognak wie einen gemeinen Fusel abzulehnen. Seine schwarzen stechenden Augen sahen mich sonderbar an. Er schien mich geistig messen zu wollen, und das feine Lächeln, das bald um seine Mundwinkel spielte, schien zu verraten, daß diese Messung zu meinen Ungunsten ausgefallen war.

„Jedes Tierchen hat sein Manierchen", versetzte er trocken, „wenn Sie mein Alter erreicht haben werden, kommen Sie vielleicht auch noch zu meinen diätetischen Grundsätzen."

Ich ließ es bei dieser seiner Erklärung bewenden; zum Beginne einer längeren Diskussion hatte ich nicht die mindeste Lust. Ich war innerlich viel zu glücklich, daß ich Eva einen entschiedenen Dienst hatte erweisen können; ich hielt das Gläschen, von dem sie genippt hatte, hoch und sagte, zu ihr gewendet:

„Auf das glückliche Gelingen meiner Kur und auf Ihre gesunde Heimkehr!"

Dann setzte ich das Gläschen an den Mund und leerte es bis auf den letzten Tropfen.

„Sagen Sie, junger Mann", hob der Alte nach einer Weile wieder an, „was ist eigentlich Ihr Beruf? Sie haben Anatomie getrieben und sind doch kein Arzt . . . sind Sie denn Naturforscher, Philosoph, Chemiker?"

„Ach nein", seufzte ich leicht, „ich bin nur ein bescheidener Infanterie-Leutnant, der, wenn er die Mittel dazu gehabt hätte, wohl seine akademischen Studien fortgesetzt haben würde."

„In welchem Regimente stehen Sie denn?"

Ich nannte die Nummer meines Truppenteiles.

Eva wollte offenbar dazu etwas bemerken, doch der Alte warf ihr einen Blick zu, der sie verstummen machte, und fragte weiter: „Wie heißt Ihre Garnison?"

Ich nannte deren Namen.

„So, so", brummte der Alte, „wer ist denn Ihr Regiments-Kommandeur? vielleicht kenne ich ihn; ich habe manchen Bekannten in der Armee von meiner Jugendzeit her."

„Unser neuer Kommandeur ist ein Freiherr von Spieß, den meine Augen noch nie gesehen haben. Ich sehne mich auch gar nicht nach seiner Bekanntschaft."

„Warum nicht?"

„Nun", erwiderte ich etwas gezwungen lachend, da mich dieses Rigorosum zu langweilen begann, „Sie unterziehen mich ja förmlich einer Art Beichte und da muß ich wohl auch rückhaltlos antworten. Unser bisheriger Kommandeur war das Muster eines liebenswürdigen Vorgesetzten, eines allbeliebten ritterlichen Herrn . . ."

„Und der neue Herr ist dies nicht?"

„Das wollte ich nicht sagen, denn ich kenne ihn ja noch nicht. Aber der Ruf, der ihm vorangeht, ist nicht gerade vertrauenerweckend."

„Wie so?"

„Er soll sehr barsche, wenig verbindliche Manieren haben, und einen Vorgesetzten, der nicht durch sein Können und Lehren, sondern nur durch billige Bärbeißigkeit, die ja der Untergebene nicht erwidern darf, zu imponieren sucht, halte ich für einen Schwachmatikus."

Der Alte nickte langsam und sah mich mit seinem martialischen, weiß-rot-schwarz gezeichneten Gesichte nachdenklich an. Dann lächelte er und sagte:

„Sie mögen Recht haben. Übrigens trügt ein derartiger Ruf wohl manchmal. Wer hat Ihnen denn den Mann so geschildert?"

„Unser Regiments-Adjutant, der dies alles von dem früheren Offizierkorps des Obersten erfahren hat."

„Nun, hoffen wir das Beste . . . jedenfalls kann Sie der Tyrann ja nicht heiraten."

„O, ich fürchte ihn auch nicht; ich bin ein deutscher Offizier, und wir Deutschen, Sie wissen ja, fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt."

„Wir könnten jetzt aber wirklich aufbrechen," schlug Eva vor, die sich vom Boden erhob und wieder auf ihre Füße stellte, „mein Fuß ist vollkommen ausgeruht und ich kann ihn wieder ganz gut gebrauchen."

Ich zog meine Uhr und sah, daß die Mittagsstunde schon überschritten war.

„Ich habe nichts dagegen; ich denke, jetzt wird es dem gnädigen Fräulein nicht mehr schaden. Aber nur bis zur Straße hinauf; dort wird unbedingt Halt gemacht, bis ich einen Wagen geholt habe."

Wir packten unsere Sachen ein, ich rollte Evas Plaid militärisch zusammen, verband die Enden mit einer Schnur und hing mir die Rolle um; darauf faßte ich Evas linke Hand mit meiner Rechten und sagte zum Alten:

„Bitte reichen Sie mir meine Ledertasche, oder darf ich bitten, daß Sie sie selber tragen? Ich kann dann das gnädige Fräulein besser unterstützen."

Der Alte bückte sich, hob die Tasche auf und warf deren Tragriemen über seine Schulter. Wir traten den Aufstieg an. Ich leistete dem jungen Mädchen in vorsorgender Weise Beistand auf der schmalen Felsentreppe, die jetzt kaum für zwei Personen nebeneinander Raum gewährte; Evas Vater kletterte hinter uns her. Ich hatte mir trotz meiner Jugend durch meine hülfreiche Tätigkeit das Recht auf die Führerschaft erworben und übte es in unbefangener Selbstherrlichkeit aus. Ich ordnete die nötigen Ruhepausen an und gab jedesmal das Zeichen zum erneuten Aufbruch. Bei besonders hohen Stufen — es gab deren, die fast dreiviertel Meter hoch waren — kniete ich nieder, beugte mich tief nach vorn und forderte das Fräulein auf, meinen Rücken als Trittbrett zu benutzen. Erst zierte sie sich und wollte eine derartige Hülfe durchaus nicht annehmen; der Vater hinter uns kommandierte aber sein kurzes, scharfes „Vorwärts, Mamsell! keine Grimmassen! à la guerre comme à la guerre!" sie gehorchte sofort und ich fühlte einen Augenblick lang den Druck ihres kleinen zierlichen Fußes zwischen meinen Schulterblättern.

Bei weniger hohen Stufen faßte ich sie von rückwärts um die Taille und hob sie mit kräftigen Armen empor. Mir wurde mit der Zeit ge-

hörig warm und Hut und Joppe wurden mir lästig; dazu war gerade der allerletzte Teil des Weges der ungangbarste und beschwerlichste. Ich ordnete einen Halt zum Verschnaufen an und erkundigte mich eifrig nach dem Befinden meiner Schutzbefohlenen. Ob auch der Fuß nicht etwa wieder zu schmerzen beginne? Nein, er schmerzte in keiner Weise; sie fühlte sich ganz wohl und könnte recht gut den Weg allein beenden.

„Das gestatte ich durchaus nicht", entschied ich mit aller Bestimmtheit. „Haben wir bisher alle Schwierigkeiten glücklich überwunden, so wollen wir den Erfolg doch nicht zu guterletzt noch leichtsinnig aufs Spiel setzen. Bitte, blicken Sie hinauf; es sind keine hundert Schritt mehr; dort oben links neben der bärtigen Tanne sehen Sie die Rückwand vom Stallgebäude der „Schönen Aussicht"; aber die Stufen werden hier sehr schmal und steil und äußerst unbequem. Für ein Paar junge gesunde Füße ist das ja alles nur Spielerei; aber ich kann hier nicht neben Ihnen bleiben, um Sie zu halten; Sie könnten gleiten und aufs Neue Schaden nehmen, dann wäre das Unglück größer als zuvor. Also, bitte ich Ihren Herrn Papa, daß er Ihnen Unterwerfung unter meinen Willen anbefiehlt: ich werde Sie hinauf tragen."

„Das nehme ich unter keinen Umständen an", erklärte sie tief errötend, „ich darf Ihre Großmut und Selbstlosigkeit nicht mißbrauchen."

„Sie werden es annehmen; Ihr Herr Papa wird es befehlen."

Und da dieser brummte: „Es wird allerdings das beste sein" — zog ich meine Joppe aus, nahm meinen Hut ab und reichte beides dem Alten.

„Da, tragen Sie dies gütigst; ich bitte um Entschuldigung, wenn ich es mir so bequem mache, aber ich tue es nur, um mich für meinen Dienst geschickter zu machen. Und nun, mein gnädiges Fräulein", — ich hatte mich mit dem Rücken vor sie hingestellt und beugte mich in die Kniee, damit sie den Aufschwung bequemer hatte — „schlingen Sie die Arme getrost um meinen Hals und lassen Sie sich huckeback tragen. Haben Sie keine Angst; ich bürge Ihnen für eine ganz sichere Beförderung."

Schon fühlte ich die süße Last auf meinem Rücken. Durch eine kurze energische Bewegung schnellte ich sie noch höher, um das erforderliche Gleichgewicht zu finden.

„Bitte, lehnen Sie sich nicht so ängstlich zurück", riet ich ganz unbefangen, um ihr Mut zu machen, „legen Sie Ihren Kopf dreist auf meine Schulter, das erleichtert mir die Sache und vermehrt die Sicherheit für uns beide."

Sie befolgte den Rat und ich klomm mit ihr die nächsten Stufen empor.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das geht ganz herrlich", sagte ich, einen Augenblick stehen bleibend, um neue Kraft zu sammeln, „in fünf Minuten sind wir oben."

Das Anschmiegen ihrer warmen weichen Glieder an meinen gestählten Körper berauschte mich; ich fühlte den Hauch ihres reinen Atems; sobald ich meinen Kopf ein wenig seitwärts drehte, streifte meine Wange die ihrige. Hinter uns klang die besorgte Stimme des Vaters:

„Wird es Ihnen, Herr Leutnant, auch nicht zu viel werden?"

Diese Frage belustigte und ärgerte mich zu gleicher Zeit. Das Mißtrauen in meine Kräfte gab dem Frager wohl nur die Angst um die Tochter ein, und ich verzieh es ihm. Aber daß er mich Herr Leutnant anredete, das verdroß mich, das war in unseren gesellschaftlichen Kreisen nicht Sitte. Selbst meine Vorgesetzten gaben mir nur auf dem Übungsplatze diesen Titel; im außerdienstlichen Verkehr nannten Sie mich stets bei meinem Familiennamen. Aha, dachte ich, ein Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt! Hätte ich nur genau gewußt, ob er ein Landwirt sei, dann hätte ich ihm zurückgerufen: Ohne Sorge, Herr Landwirt, ich habe schon schwerere Bürden getragen. So begnügte ich mich mit den Worten:

„Beunruhigen Sie sich nicht; die Dame ist leicht wie eine Feder."

Leise, so daß es nur für Evas Ohren bestimmt war, setzte ich hinzu:

„Ich wünschte, ich dürfte diese Last mein Leben lang tragen."

Heftig erschrak ich, daß mir in meinem Glückstaumel dieses Wort entflohen war; würde es Eva nicht als eine Täuschung des mir geschenkten Vertrauens verurteilen. Aber der Schreck wich jubelnder Siegesfreude, als sie mir schelmisch zurückraunte: „Oho, bin ich denn nur die Mücke in der Fabel?"

Ich verstand sie nicht. „In welcher Fabel?" fragte ich:

Sie begann leise zu deklamieren:

„Einst setzte eine Mücke
Dem Hirsch sich aufs Geweih.
Wenn ich dich zu sehr drücke —
Sprach sie — so rede frei.

Ei, sprach der Hirsch, mein Liebchen,
Bist du auch auf der Welt?
So geht es manchem Bübchen,
Das sich für wichtig hält.

Habe ich mich wirklich für zu wichtig gehalten?"

„Sie können sich gar nicht für wichtig genug halten", flüsterte ich entzückt. „Sie sind mir so wichtig, Fräulein Eva, daß ich Sie nie wieder

loslassen möchte. Wollen Sie mir gestatten, daß ich Sie mein ganzes Leben lang nicht auf dem Rücken, wohl aber auf meinen beiden Händen tragen darf?"

Ich spürte, wie ihr ganzer Körper bebte. Sie antwortete nicht, aber wie ich mein Gesicht seitwärts drehte, sah ich, daß ihr Antlitz in Purpurglut getaucht war.

„Eva! Geliebte!" bat ich drängend, „nur ein einziges, mich beseligendes Ja!"

Und wie ein Hauch traf das ersehnte Wort mein Ohr. Dann mahnte sie besorgt: „Seien Sie vorsichtiger gegen meinen . . ."

Der laute Zuruf des Vaters verschlang das weitere.

„Keine Konversation mit deinem Träger! Er strengt sich schon genug an . . . Du darfst ihn nicht noch zum Sprechen verführen."

Wir verstummten. Leicht beflügelt und keine irdische Schwere mehr verspürend, nahm ich mit meiner Bürde den Rest der Anhöhe wie im Sturme. Noch drei, vier Stufen mochten vor uns liegen, da tönte des Alten Befehl:

„Halt! nun setzen Sie meine Tochter ab! die paar Schritte mag sie allein zurücklegen. Ich höre da oben Stimmen; es sind Leute auf der „Schönen Aussicht" und wir wollen doch nicht den Eindruck machen, als ob wir mit einer schwer Verunglückten einträfen. Meinen besten Dank für Ihre tapfere Dienstleistung, junger Herr."

Ich grollte dem Alten, daß er mich meiner erwünschten Bürde schon beraubte. Was kümmerten mich die Leute und das, was sie denken mochten? Aber ich gehorchte, und Fräulein Eva stand, mir Dank sagend, auf eigenen Füßen. — Als wir endlich oben anlangten, fuhr gerade ein Landauer mit einem alten Pärchen und einer jüngeren Dame vor dem Restaurant zur „Schönen Aussicht" vor. Der Wagen kam von der Höhe des Gebirges her und hatte die Fahrtrichtung nach unserem Badeorte. Ich erkannte den Kutscher, der zum Personal unseres Gasthofes gehörte.

„Das wäre ja eine treffliche Gelegenheit, das gnädige Fräulein bequem nach Hause zu befördern", sagte ich kurz entschlossen. „Sind Ihnen die Fahrgäste bekannt, meine Herrschaften?"

Der Alte verneinte; dasselbe tat Fräulein Eva.

„Nun, das schadet nichts. Ich will gleich mein Glück versuchen."

Ich trat an den Wagen heran, grüßte die Insassen und fragte, ob sie den letzten freien Platz einer Dame einräumen wollten, die sich den Fuß vertreten hätte und noch der Schonung bedürfte. Als die Insassen mit forschendem Blicke Fräulein Eva nur gestreift hatten, beeilten sie sich, wie aus einem Munde zu versichern:

„Von Herzen gern. Die junge Dame mag nur einsteigen."

Der Einladung wurde entsprochen, und nachdem sich der Kutscher mit einem Schluck Bier hatte stärken müssen, rollte der Wagen mit Eva davon. Sie winkte uns noch lebhafte Grüße mit der Hand zu.

„So werden wir nun zu Zweien den Rückmarsch antreten", meinte der Alte. „Oder wollen Sie sich erst von Ihrer Strapaze ausruhen?"

Selbstbewußt erwiderte ich: „Das fehlte gerade noch! Ein deutscher Vaterlandsverteidiger, der sich nach einer so geringfügigen Anstrengung ausruhen müßte! Aber, bitte, geben Sie mir Hut und Joppe wieder; ich muß doch erst Toilette machen."

Ich setzte mein Äußeres wieder in Stand und wir wanderten auf der Landstraße talwärts. Es war mir noch immer, als wenn ich das Erlebnis der letzten Stunde nur geträumt hätte. Ob der Mann da neben mir mit seinem entsetzlichen Knotenstocke, und mit seinem finstern grimmigen Gesichtsausdrucke mir so ohne weiteres sein Bestes ausliefern würde? Und ich kannte nicht einmal den Namen meiner Braut! Sollte ich meinen Begleiter nicht direkt darnach fragen? Eine gewisse Scheu hielt mich davon ab. Er konnte mir ja erwidern: Herr was sind das für Sachen? erst sagen Sie mir, daß Sie mit meiner Frau und Tochter schon bekannt sind, und nun wissen Sie nicht einmal unsern Familiennamen? — Nein, nein, das ging nicht an. Ich mußte es anders versuchen; vielleicht war mir der Zufall behülflich.

„Werden Sie längere Zeit hier bleiben?" fragte ich scheinbar unbefangen, nachdem wir eine Weile schweigend neben einander her gegangen waren. „Kaum", klang die lakonische Antwort.

Welch zugeknöpfter Mann! dachte ich im Stillen, er kargt mit den Worten, als ob es Goldstücke wären. Laut setzte ich mein Examen fort: „Werden Sie wieder nach dem Rhein zurückkehren?" — „Vorläufig nicht."

„Sie gedenken also weiter zu reisen? Wohin, wenn ich mir die Frage erlauben darf, werden Sie denn ihre Schritte lenken?"

„Nach Berlin." „Um dort länger zu bleiben?"

„O nein! ich hasse die Großstädte."

Der richtige Landmann; ich konnte ihm nicht Unrecht geben; er haßte die Großstädte und ihre Stickluft und sehnte sich nach dem Ozon seiner heimischen Berge zurück.

„So werden Sie von Berlin wieder nach Ihrem Gute zurückkehren?"

„Nach meinem Gute?" wiederholte er verwundert und warf mir einen kurzen forschenden Blick zu. „Ach so! meine Frau hat Ihnen

davon erzählt. Unser Familiengut bewirtschaftet mein Zwillingsbruder . . . ich für meine Person schere mich den Teufel darum."

Etwas verblüfft verstummte ich. Dem Mann war nicht beizukommen; das, was ich wissen wollte, erfuhr ich nicht.

„Ich beneide Sie eigentlich", hob ich nach einer Weile etwas ärgerlich an, „daß Sie so ohne jede bindende Tätigkeit frei in der Welt umherschweifen können." Er lachte rauh; es klang mehr wie ein Grunzen.

„Man hat doch auch seine Geschäfte . . . nach Berlin z. B. fahre ich durchaus nicht zum Vergnügen."

Mochte er dort vorhaben, was er wollte; es interessierte mich nicht; der Mann wurde mir mit jeder Minute unleidlicher. Und dieser so wenig verbindliche Mensch hatte eine so entzückende Mädchenblume zur Tochter! Und diese Blume . . . ich war berechtigt anzunehmen, daß ich sie für mich pflücken und an mein Herz würde drücken dürfen! Wie war das alles nur so schnell gekommen?

Schweigend waren wir in den Badeort hineingelangt und gingen gerade bei dem neuen stattlichen Postgebäude vorüber, als mein Begleiter plötzlich Halt machte und mit den Worten: „Warten Sie einen Augenblick" im Postamte verschwand. Nach einer Minute schon kehrte er, ein Telegramm in der Hand, zu mir zurück.

„Ich erwartete eine postlagernde Nachricht", brummte er, dann öffnete er die Depesche und las sie still für sich.

„Hm, hm", machte er kopfnickend, wie einer, der eine erwünschte Nachricht erhalten hat. „Gut, daß ich gleich jetzt noch nachgefragt habe . . . es ist drei Uhr vorbei, da kann ich noch um fünf Uhr mit meinen Damen abreisen." Ich erschrak. „Sie wollen heut noch abreisen?"

„Allerdings. Mein Geschäft leidet keinen Aufschub. Da ist unser Hotel. Nochmals besten Dank, junger Herr, für den Dienst, den Sie uns geleistet; ich werde ihn nie vergessen."

Er ging in sein Zimmer und ich blieb enttäuscht und beunruhigt im Vorflur stehen. Ich begriff, daß ich Eva vor ihrer Abfahrt nicht mehr wiedersehen würde. Sollte ich das Glück, das ich schon beim Schopfe gefaßt hatte, noch im letzten Augenblick vielleicht unwiderbringlich entschlüpfen lassen? Es galt kein langes Besinnen; ich mußte sofort meinen Plan fassen. Ich begab mich in den nächsten Blumenladen und kaufte zwei Sträuße frisch geschnittener Marschall-Niel-Rosen. Mit diesen eilte ich nach meinem Zimmer, um gründlich Toilette zu machen. Nachdem ich mein Äußeres leidlich wieder hergestellt hatte, ging ich hinunter in den Speisesaal und ließ mir mein verspätetes Mittagsmahl bringen.

Ich war hungrig geworden, speiste aber so hastig und aufgeregt, daß ich keinen Genuß von dem Mahle hatte. Dann verließ ich den Saal und setzte mich im Vorgarten an das Tischchen dicht neben dem Portal, um dort meinen Nachmittags-Kaffee zu nehmen.

Um halb fünf fuhr der Hotel-Omnibus vor und die Hoteldiener schleppten Koffer und Körbe aus dem Hause, um sie zu verladen. Erwartungsvoll schlug mir das Herz; die Abreisenden mußten gleich erscheinen. — Da waren sie! Der bärbeißige Herr und seine beiden anmutigen Damen. Während er mit dem Hotelwirte ein paar Worte sprach und verschiedenen Bediensteten Trinkgelder in die Hände drückte, trat ich an die Damen heran und reichte ihnen jeder einen Rosenstrauß. Evas Mutter dankte mir noch in huldvollster Weise für den Beistand, den ich ihrer Tochter geleistet hätte, und drückte mir warm die Hand. Eva nahm die Blumen mit lieblichem Erröten entgegen. Ich flüsterte ihr beunruhigt zu: „Wo sehen wir uns denn wieder?"

Schelmisch lächelnd hauchte sie leise: „In Ihrer Garnison, die wir bald besuchen werden." — „Ist das auch ganz sicher?"

Sie sah mich verheißungsvoll an. „Glauben und hoffen Sie!"

Dann, eine Rose aus ihrem Strauß ziehend, und sie mir freundlich überreichend, fügte sie laut, so daß es ihre Mama mit hören konnte, hinzu: „Ein Angedenken für meinen tapfern Ritter und Retter aus Gefahr."

Ich drückte die Rose an meine Lippen.

„Nun vorwärts," kommandierte dicht hinter uns der Alte, der seinen schrecklichen Knotenstock ungeduldig auf die Erde stieß. „Adieu, mein tapfrer Herr . . . nochmals unsern Dank! auf frohes Wiedersehen!"

Hatte er es wirklich ironisch gesagt? oder war es mir nur so vorgekommen? In stiller Wehmut sah ich dem Wagen nach, der mir mein blondes Glück entführte; aber ich durfte ja hoffen, Eva hatte mir es selbst gesagt. . . Darum freue dich, Herz, du wirst sie wiedersehen und sie wird dein werden, dein heißgeliebtes angebetetes Weib!

Ein lähmender Gedanke schoß mir plötzlich durchs Hirn . . . ein Gedanke, der alle meine Siegeshoffnungen grausam zu vernichten drohte. Wenn nun Evas Vater, den ich fälschlich für einen Landwirt gehalten hatte, ein alter Offizier war, wenn er am Ende gar der neue Oberst war, dem ich eine so erbauliche Schilderung des ihm vorangehenden Rufes gegeben hatte? Herr des Himmels! wie kam mir denn nur dieser ungeheuerliche Einfall? Aber der Mann hatte mir ja selbst gesagt, daß er nur auf kurze Zeit nach Berlin ginge . . . er hatte ein Telegramm erhalten, das ihn dahin berief . . . vielleicht aber die Mitteilung, daß ihn

Seine Majestät morgen zu der bräuchlichen Meldung empfangen würde? Dann stimmte auch seine Erklärung, daß er hinterher nach meiner Garnison kommen würde. Tod und Teufel! daß ich nicht von Hause aus an diese Möglichkeit gedacht und meine leicht bewegliche Zunge nicht besser im Zaume gehalten hatte! das konnte ja ein allerliebstes Wiedersehen mit dem bärbeißigen Manne geben! sicher würde er sich nicht beeilen, mich als Schwiegersohn anzunehmen. In höchster Beunruhigung stürzte ich ins Haus und ließ mir das Fremdenbuch geben.

„Hat sich denn der abgereiste Herr nicht eingeschrieben?"

„Gott bewahre!" lautete die Antwort. „Mit dem Buche bin ich schön bei ihm angekommen. Als ich es ihm vorlegte, schnauzte er mich an: Dummes Zeug! meine Frau steht ja schon drin . . . schreiben Sie selbst hinein, daß auch der Gemahl dieser Dame angekommen ist . . . mich aber lassen Sie mit diesen albernen Schreibübungen in Ruhe!"

„Wo steht denn der Name der Frau?"

„Hier, Herr Leutnant." Er wies mir die betreffende Stelle.

Ein Stein fiel mir vom Herzen. Das konnte unmöglich Frau von Spieß oder Freifrau von Spieß heißen. Ein langer mehrsilbiger Name, in steifer, ganz senkrechter, scheinbar leicht leserlicher Schrift, aber beim genaueren Zusehen so unleserlich wie eine assyrische Keilschrift. Ein in flotten Zügen hingeworfener rätselhafter Name, die Buchstaben alle gleich hoch, Konsonanten und Vokale durchaus ununterscheidbar. Daß es Menschen gab, die solche polizeiwidrigen Inkunabeln schreiben durften! Das Einzige, was ich mit ziemlicher Gewißheit feststellen konnte und was mich endlich auch wesentlich beruhigte, war die Tatsache, daß die letzte Silbe des Namens „furt" oder „fort" oder so ähnlich lautete; Spieß hieß es ganz bestimmt nicht; der fremde Herr konnte unmöglich mein neuer Regiments-Kommandeur sein . . .

Es war ein sonnenheiterer Oktobertag, an dem ich, mit Helm und Schärpe geschmückt, der Wohnung meines neuen Obersten in meinem Garnisonsorte zuschritt. Ich war von Urlaub zurückgekehrt und mußte von meinem Eintreffen dem Vorgesetzten die vorschriftsmäßige Meldung erstatten. Erkundigungen hatte ich schon über ihn eingezogen und ich wußte, daß er bereits mit seiner Familie im neuen Heim residierte.

Schon von weitem sah ich die Schildwache, die gemessenen Schrittes vor dem Hause des Obersten auf und ab wandelte; der Helmbeschlag und der Gewehrlauf blitzten im Sonnenschein. Als ich mich dem Portal näherte, eilte der Posten neben sein Schilderhaus und erwies mir die vorgeschriebene Ehrenbezeugung. Zerstreut grüßte ich den Posten, indem

mein Blick auf dem Porzellantäfelchen neben der Haustür haften blieb, auf dem schwarz auf weiß zu lesen war: „Freiherr von Spieß Wengfurt"

Eine fürchterliche Ahnung überkam mich; ich hatte nie an die Möglichkeit eines Doppelnamens meines Obersten gedacht. Doch ich verscheuchte den erschrecklichen Gedanken; er war wohl nur ein Erzeugnis meiner lebhaften Einbildungskraft, die mich schon oft genug genarrt hatte.

„Der Herr Oberst zu Hause?" fragte ich mit fester Stimme den Posten. „Sehr wohl, Herr Leutnant," klang es scharf und deutlich zurück.

Ich öffnete den Portalflügel und trat in einen mit Fliesen belegten Vorflur, aus dem eine mit dickem, rotem Läufer bekleidete Treppe nach den oberen Stockwerken emporführte. Über diese Treppe eilte gerade in schnellen, aber geräuschlosen Sprüngen ein livreegekleideter Diener herab, der ein Paar kleine zierliche Damen-Schnürstiefelchen in der Hand hielt.

Evas Bergschuhe! auf den ersten Blick glaubte ich sie wieder zu erkennen, und so lebhafte Freude mir unter anderen Verhältnissen diese Entdeckung gemacht haben würde, diesmal lähmte sie mir beinahe die Glieder. „Wem gehören diese Schuhe?" fragte ich mit gedämpfter Stimme den Diener, der achtungsvoll bei mir vorübergehen und sich einer Tür zum Souterrain zuwenden wollte. Etwas befremdet blieb er stehen und erwiderte: „Dem gnädigen Fräulein." — „Wie heißt die Dame?" — „Fräulein Eva." — Ich hatte genug gehört. Tonlos dankte ich dem Diener der kopfschüttelnd im Kellergeschoß verschwand.

Zu meiner eigenen Ehre muß ich aber sagen, daß ich den Schreck, der mir in die Glieder gefahren war, auch sofort wieder überwand und nun, da ich vor einer klar erkannten Gefahr stand, auch im Nu den Plan faßte, wie ich dieser Gefahr zu begegnen hatte. Zeit zu langer Überlegung hatte ich so wie so nicht; die Ordonnanz, die sich im Flur aufhielt und mich als Offizier des Regiments erkannt hatte, war schon in das Empfangszimmer zur Linken geeilt, um mich anzumelden. Als preußischer Offizier war ich im Geiste der Offensive erzogen, ich durfte meinem Gegner, als welchen ich den Obersten zu betrachten hatte, nicht untätig den Angriff überlassen; er würde natürlich entweder in streng verweisender, oder in hämischer Weise mir meine Offenheiten von neulich unter die Nase reiben; aber ich mußte ihm durch irgend etwas zuvorzukommen suchen, die beste Parade würde auch in diesem Falle der Hieb sein, und ich wußte, wie ich den Hieb zu führen hatte.

Schon stand ich im Meldezimmer, durch dessen breites einziges Fenster eine Welle blendenden Sonnenlichtes hereinflutete. In diesem meinen Blick erst unsicher machenden Lichtglanze ragte die Gestalt des

Mannes mit dem so sonderbar gefärbten Antlitz; hinter ihm, an der schmucklosen Längswand standen die drei Fahnen des Regiments in einem Gestell. Unter diesen Fahnen hatte ich erst vor Jahresfrist den Feldzug gegen Frankreich siegreich mitgemacht; ihr Anblick erfüllte mich mit der stolzen Zuversicht, daß ich auch heute keine Niederlage erleiden würde. Fest sah ich dem Obersten in die von kohlschwarzen Brauen überschatteten Augen; es schien mir, als ob um seinen weiß bebarteten Mund und über seine rotgebrannten Wangen die Linien kaum verhaltenen Hohnes zuckten. Offenbar wollte er sich an meiner Überraschung weiden; aber mit ruhiger fester Stimme sagte ich mein vorschriftsmäßiges Sprüchlein: „Ich melde mich gehorsamst vom Urlaub zurück."

Stummes Kopfnicken quittierte den Empfang dieser Meldung. Jetzt öffnete er die Lippen, und im Geiste vernahm ich schon die spöttischen Worte: Wir kennen uns ja schon, — die den Empfang zu einer längeren strengen, vielleicht heftigen Belehrung über das Verhalten gegen Fremde auf Reisen, bilden würden. Doch ich ließ es zu dieser vermuteten Belehrung gar nicht kommen, sondern fuhr, ohne nur Atem zu holen, keck in meiner Meldung fort: „Herr Oberst, ich habe noch eine Bitte in einer Privatangelegenheit." Er stutzte; unverkennbar war er überrascht. „Was wünschen Sie?" fragte er befremdet. — „Ich habe die Ehre, Herr Oberst, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter Eva anzuhalten."

Es war heraus; eine einschlagende Granate hätte ungefähr die gleiche Wirkung hervorgebracht. Der Oberst vergaß seine Rede, zu der er schon den Mund geöffnet hatte, und starrte mich an, als ob ich eine Erscheinung aus dem Reiche der Geister wäre. Seine stechenden Augen waren noch einmal so groß geworden, und er wiederholte, wie einer, der unrichtig gehört zu haben glaubt:

„Um . . . um die Hand . . . meiner Tochter? meiner Tochter?"

„Sehr wohl, Herr Oberst." Fest und bestimmt klang meine Bestätigung. Er verschränkte die Hände auf dem Rücken, machte eine Viertelwendung und begann mit schweren sporenklirrenden Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.

Heimlich jubelte ich; das Konzept seiner Belehrung hatte ich ihm gründlich verdorben; seine Gedanken waren abgelenkt. Hatte er sich an meiner Überraschung weiden wollen, jetzt weidete ich mich im Stillen an der seinigen . . . à trompeur, trompeur et demi, sagen die Franzosen.

Nach verschiedenen gemurmelten und gegrunzten Hm-hms blieb er endlich wieder vor mir stehen und fragte mit nun wesentlich milderer

Stimme: „Haben Sie denn schon mit meiner Tochter davon gesprochen?“ „Nein, Herr Oberst.“

„Ja, Menschenkind, sind Sie denn so sicher, daß Sie sich bei ihr keinen Korb holen werden?“

„Ich glaube, daß das gnädige Fräulein nicht nein sagen wird.“

„So? Sie glauben das? Warum denn? Mit welchem Rechte?“

„Herr Oberst, das läßt sich nicht erklären; das ist doch Gefühlssache; ein Blick aus schönen Augen sagt oft mehr, als tausend Worte sagen würden.“ — „So? ... hm, hm! ... Sie sind noch Unterleutnant ... sind Sie denn auch imstande, eine Frau zu ernähren?“

„Ich habe eine reichlich bemessene Zulage und glaube darauf rechnen zu dürfen, daß sie mir im Falle meiner Verheiratung noch erhöht werden wird. Wenn meine Frau keine gar zu hohen Ansprüche macht und wenn mein Schwiegervater auch seinerseits eine kleine Zulage gewähren würde, denke ich, werden wir uns mit Ehren durchschlagen können.“

„So? ... hm, hm!“ Er war völlig aus dem Gleichgewicht gebracht und suchte vergeblich nach Worten.

„Wir wollen die Sache doch gleich ins Reine bringen“, stieß er endlich entschlossen hervor, „ich werde meine Frau und meine Tochter holen: da mögen Sie die Antwort aus erster Hand erfahren.“

Er war schon hinausgestapft und hatte mir keine Zeit zu einer Erwiderung gelassen. Da stand ich nun allein im Zimmer. Mein Herz jubelte, daß ich den listigen Herrn überlistet, den Gegner, der alle Trümpfe in der Hand zu haben wähnte, übertrumpft hatte. Aber auch ein leises Bangen überkam mich, jetzt, wo die Entscheidung meines Lebensglückes unmittelbar bevorstand.

Die Zeit des Harrens dünkte mir eine Ewigkeit. Endlich kehrte er zurück in Begleitung seiner beiden Damen. Ich eilte der Frau von Spieß entgegen, küßte ihr die schlanke Hand und merkte sofort an ihrem huldvollen Lächeln, daß sie bereits unterrichtet und meinen Wünschen nicht entgegen war. Dann verneigte ich mich vor Fräulein Eva und sah ihr fragend und verlangend in die dunkelblauen Augen.

„Eva,“ sprach der Oberst gemessen und feierlich, „in Gegenwart dieses Herrn, der um deine Hand angehalten hat, frage ich dich: willst du ihm angehören?“

Sie hob ihr in Glut getauchtes Antlitz und sah den Vater erst befangen an. Doch dann siegte ihre schelmische Natur: mit einem silbernen Lachen flog sie auf ihn zu, umschlang mit beiden Armen seinen Nacken und stammelte schämig: „Du weißt es ja schon.“

Dann barg sie ihr Gesicht an seiner Brust.

„Nun," brummte der Alte, gegen mich gewendet, „ich sehe schon, was Sie hier angerichtet haben. Meine Frau nickt ebenfalls und so will ich auch nicht Nein sagen."

„Eva!" rief ich beseligt und wollte zu ihr hin, um sie an mein Herz zu ziehen. Aber der Herr Oberst trat zwischen mich und seine Tochter und sagte in strengem Befehlston:

„Halt, mein junger Herr! Wenn Sie diese jungfräuliche Feste auch im Sturm genommen haben, mich altes Gemäuer sollen Sie doch nicht so im ersten Anlauf gleich über den Haufen werfen. Ein Jahr lang verfüge ich für Euch beide Quarantäne. Sie, junger Herr, werden die Schwelle dieses Hauses nur dann überschreiten, wenn Sie von meiner Frau dazu eingeladen sind . . ."

„Ich hoffe, gnädige Frau," warf ich dazwischen, „Sie werden nicht zu grausam sein und es recht oft geschehen lassen."

„Und du, mein Kind," fuhr der Oberst unbeirrt fort, wirst in dieser Zeit recht fleißig sein und, wenn du Lust dazu hast, an deiner Ausstattung arbeiten. Nach Jahresfrist mag dieser Schwerenöter seinen Antrag wiederholen . . . bis jetzt kenne ich ihn nur als Bergfex, Kurpfuscher und Athleten, ich muß ihn noch als Soldaten kennen lernen und wenn er da besteht, dann magst du ihn dir in Gottes Namen nehmen. Und nun, mein Herr Leutnant," fügte er gutmütig spottend hinzu, „haben Sie vielleicht noch einen Wunsch?"

„Nein, Herr Oberst." — „Dann danke ich ihnen."

Ich war entlassen. Ich schlug die Hacken zusammen und verbeugte mich zum Abschiede gegen die Damen. Schon war ich an der Tür, als ich noch einmal umkehrte.

„Herr Oberst, eine Bitte hätte ich allerdings noch."

„Dacht ich mir's doch," brummte er gemütlich, „was wünschen Sie denn noch?"

„Herr Oberst, ich möchte dringend darum bitten, daß Sie meinen Freund, den Regiments-Adjutanten nicht entgelten lassen, was ich Ihnen neulich so unbedacht ausgeplaudert habe. Es war nicht sein Urteil; er hatte mir nur berichtet, was er von anderen gehört hatte.

„Dieser Fürsprache für Ihren Kameraden bedarf es in keiner Weise", versetzte er rauh, indem er mich dabei aber wohlwollend anblickte. „Wenn man mich als etwas widerharig geschildert hat, so hat man ganz Recht gehabt: ein Süßholzraspeler bin ich nie gewesen, noch werde ich es jemals werden. Übrigens scheint mein Adjutant ein sehr

tüchtiger und fleißiger Offizier zu sein, den ich in der kurzen Zeit, die ich erst hier bin, schon schätzen gelernt habe; ich denke, wir werden Freunde werden. Machen Sie sich also keine Sorge seinetwegen; ich danke Ihnen aber, daß Sie in der Freude Ihres Sieges seiner nicht vergessen haben."

Seine Stimme war merkwürdig sanft geworden, er bot mir die Hand — es war das erste Mal, daß er dies tat — und ich sah, daß seine dunklen Augen feucht schimmerten. Eine Ahnung ging mir auf, daß dieser eigenartige Mann eine zarte und empfindsame Seele hatte und daß er sein weiches Inneres in einer harten rauhen Schale zu verbergen bestrebt war. Ich drückte seine mir dargebotene Rechte mit aller Kraft, und er mochte den freudigen Ausdruck, den mir unbewußt meine Mienen angenommen hatten, als ein Lächeln deuten, denn er fragte mich in erzwungenem Poltertone: „Warum lachen Sie, junger Herr? ich frage, warum? heraus mit der Sprache!"

„Herr Oberst", versetzte ich, nun wirklich bescheiden lächelnd, „mir fiel eine Äußerung ein, die Sie neulich mir gegenüber im Gebirge getan haben."

„Was wars?"

„Sie beruhigten mich mit der Erklärung, daß der Tyrann, der neue Oberst, mich ja nicht heiraten könnte."

„Nun, und . . . ?"

„Und nun werde ich seine Tochter heiraten."

Ich lachte laut und fröhlich auf, nickte noch einmal Eva zu und machte, daß ich hinaus kam. —

Es gibt eine Philosophie, nach der uns die Erreichung jedes Zieles eine Enttäuschung bereitet; man braucht kein Entrüstungspessimist zu sein, um dieser Auffassung in vielen Fällen des Lebens beizustimmen. Im hier berichteten Falle aber hat jene Weltanschauung Schiffbruch gelitten: durch mein heißgeliebtes Weib Eva bin ich ein neuer und überaus glücklicher Adam geworden und bin es geblieben bis zum heutigen Tage. —

Das Werk von Bayreuth.

Zu Wagners 90. Geburtstage am 22. Mai 1903.

Von

Hans von Wolzogen.

I.

Leere Begriffe müssen Wagners Gedanken über sein Werk von Bayreuth für Jeden bleiben, dem nicht vor allem seine Auffassung der Kunst überhaupt und des Theaters im besonderen völlig bewußt ist. Den Gipfel der Kunst erkannte Wagner, und mußte ihn seiner ganzen Anlage nach erkennen: in der lebendigen Verbindung aller Künste zum Drama, also darin, was wir im Theater sehen. Vom Theater aber sagte er, man erblicke darin „den dämonischen Abgrund von Möglichkeiten des Niedrigsten wie des Erhabensten". Ihm nun bedeutete es von jeher allein die Möglichkeit des Erhabensten. „Jede Möglichkeit ist gewonnen das Höchste zu erreichen," so hören wir von ihm ein Jahrzehnt vor Bayreuth, „ein Schauplatz ist da, vor welchem sich durch ganz Europa das Volk zusammendrängt, von dem bewußten Verlangen getrieben, dort, wo es nur zu müßigem Ergötzen angelockt wurde, die Lösung der Rätsel alles Daseins zu erfahren; und Ihr bezweifelt noch, daß hier wirklich das Einzige zu gewinnen ist, dem Ihr vergebens auf jedem Irrwege ziellos nachzustreben Euch bemüht?" Man glaubt doch schon das Bild von Bayreuth vor Augen zu haben! Aber freilich, es ähnelt in der Erhabenheit seiner Auffassung sehr wenig dem, was wir als „Theater" kennen, und wo uns bestenfalls manche Rätsel aufgegeben werden, die Lösung des Rätsels alles Daseins aber kaum zu erfahren ist oder nur gesucht wird. Um Wagners Auffassung vom Theater zu verstehen, muß man vielmehr das bestehende Theater sich erst einmal ganz wegdenken. Man muß an die seltenen Momente denken, in denen man im Theater das Theater vergaß. Die größten theatralischen Wirkungen in der Kunstgeschichte muß man sich vergegenwärtigen. Man muß sich vor allem daran erinnern, was den großen Meistern die Kunst gewesen ist, und welch ein Geist in ihr und durch sie sich hat aussprechen und gestalten wollen.

Das war gewiß ein Geist, wie Wagner ihn einmal charakterisiert hat: „der zwar nicht aus der Welt hinausführt, der aber innerhalb des Lebens uns über dieses erhebt und es selbst als ein Spiel erscheinen läßt." Die Kunst ist

für den Künstler die einzige, von der Wirklichkeit streng unterschiedene Welt, welche ihm auf der Welt selbst, als Moment des Lebens, eine Erhebung und Befreiung der Seele gewährt, die er sonst in aller Welt nicht finden kann. Über die Welt hinaus führt allein die Religion. Doch eine Ahnung dessen, was diese ewige Befreiung bedeute, verschafft uns eine ideale Kunst. Sie verschafft es aber zunächst und zuhöchst dem Künstler. Darum ist sie diesem etwas Heiliges. So sprach es auch Wagner aus, als er sein Bayreuth begründete: „Die Phänomene der dramatischen Kunst können nicht hoch und heilig genug gehalten werden!" Und je mehr die Kunst dem Künstler heilig ist, um so weniger wird er sie der Welt nur eben preisgeben wollen. Nein, er will vielmehr damit auch nur wiederum befreiend und weihend wirken. Dies allein ist im Grunde seiner Seele sein Verlangen, wenn er dennoch bemüht bleibt, die ideale Welt, die er gestaltet hat, nun auch den Seelen der Mitmenschen zu erschließen, wenn er ihnen wie Schiller das befreiende Wort zuruft: „Werft die Angst des Irdischen von Euch — flüchtet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich!" Keineswegs eine widersinnige Vermischung mit dem Religiösen hat ein solches „Hoch- und Heilighalten" der Kunst gegenüber der Welt zu bedeuten, wohl aber berührt sich hier das Künstlerische unmittelbar mit dem Moralischen; und wieder können wir Wagner darüber sich äußern hören: „Das Gute in der Kunst ist ganz gleich dem moralisch Guten, das auch keiner Absicht, keinem Anliegen entspringen kann. Unmöglich kann etwas wirklich gut sein, wenn es von vornherein auf eine Darbietung für das Publikum berechnet war. Daß Werke, deren Entstehung und Ausführung der Absicht einer Darbietung an das Publikum durchaus fern liegen mußten, dennoch dem Publikum dargeboten werden, ist ein dämonischer, in der tiefsten Nötigung zur Konzeption solcher Werke aber begründeter Schicksalszug, durch den das Werk von seinem Schöpfer der Welt gleichsam abgetreten werden muß. Fraget den Autor, ob er sein Werk als ihm noch angehörig betrachtet, wenn es in die Wege sich verliert, auf welchen nur das Mittelmäßige angetroffen wird, und zwar das Mittelmäßige, welches sich für das Gute gibt!"

So tief also empfand Wagner das Mißverhältnis zwischen dem Mitteilungsbedürfnis des Künstlers und dem Charakter der einzig möglichen Mitteilungsart. „Diesen Prozeß dem Walten des Zufalls zu entziehen und ungestört vor sich gehen zu lassen, gab mir den Plan zu den Bühnenfestspielen von Bayreuth ein." Dies war der Zielpunkt seiner Lebensarbeit; und zweifellos wird man danach Wagners Eigenart als Künstler am meisten gerecht werden, wenn man ihm zugesteht, daß von allen großen Meistern deutscher Kunst er am unbedingtesten und am bewußtesten sein Lebenlang alle seine Kräfte darauf gerichtet hat, die größtmögliche Verwirklichung jener idealen Welt zu erreichen, in welcher die Kunst ihre eigene Heimat und ihre volle Freiheit fände. Für diesen Zentralgedanken all seines Strebens und Schaffens waren ihm da von Anfang an die Griechen das höchste Vorbild. „Vor welcher Erscheinung," ruft er aus,

„stehen wir mit demütigenderen Empfindungen als vor der Kunst der Hellenen?" „Die Natur stellt uns den Hellenen hin mit Mutterstolz und ruft uns Menschen allen aus Mutterliebe zu: das tat ich für Euch, nun tut Ihr, aus Liebe zu Euch, was Ihr könnt!" Dies erinnert an jenes andere Wort Wagners, welches ein Menschenalter später von der jungen Bayreuther Festbühne herab ins deutsche Publikum drang, und von ihm noch so wenig verstanden ward, als wenn es mindestens „griechisch" gewesen wäre: „Wir haben Euch gezeigt, was wir können, nun wollet Ihr, dann haben wir eine Kunst!" Jene Kunst nämlich, von der Wagner gesagt hat: „Die Kunst bleibt an und für sich immer, was sie ist — wir müssen nur sagen, daß sie in der modernen Öffentlichkeit nicht vorhanden ist." Also nicht etwa einzelne Kunstwerke oder Künstler, sondern eben die Stellung der Kunst zur Öffentlichkeit überhaupt kommt dabei in Betracht. Und wieder blickt Wagner nach den Griechen zurück mit der bestimmten, eine Entscheidung fordernden Frage: „Ist es möglich, daß dem durch die Wiedergeburt der Kunst (in der neuen Zeit, durch die deutschen Meister) neugestalteten Leben ein Theater entstehe, welches den innersten Motiven seiner Kultur in der Weise entspricht, wie das griechische Theater der griechischen Religion entsprach?"

Die hier geäußerten Erwägungen, von den Griechen ausgegangen, aber alsbald den Deutschen zugewandt, durchziehen in Wagners Leben einen Zeitraum von zwanzig Jahren. Diese ganze Zeit ist angefüllt mit Versuchen jene Möglichkeit zu erweisen, — Versuchen einerseits: auch in Deutschland das bestehende Theater auf eine edlere Höhe zu erheben, andererseits aber — da dies immer und immer wieder versagen mußte —: auch in Deutschland eine besondere Stätte zu schaffen, wo das Theater, aus dem wahrhaftigen Bedürfnisse nach der idealen Welt hervorgewachsen, sich frei zum Beispiel einer solchen Welt für sich gestalten könnte.

Schon in der Zeit seiner Dresdener Kapellmeisterschaft, also in den vierziger Jahren, reichte Wagner beim Ministerium ein mit größter Sachkenntnis ausgearbeitetes Memorandum ein über eine künstlerische Reorganisation des Hoftheaters. Dieser Versuch, so praktisch er gedacht war, mußte unberücksichtigt bleiben, da bald danach die Revolution ausbrach, derzufolge dann selbst die Kunstwerke des flüchtigen Kapellmeisters für länger von der königlichen Bühne verbannt wurden. Er selbst aber ging in seiner Verbannung in Zürich gleich wieder ans Werk, eine Hebung des dortigen Stadttheaters anzubahnen, worüber seine Schrift „Ein Theater in Zürich" aus dem Anfang der fünfziger Jahre als beschämendes Zeugnis vorliegt. Beschämend — denn es kam auch dort, in der wohlhabenden Republik, nur zu wenigen vereinzelten Aufführungen unter Wagners Leitung; das Stadttheater selbst blieb, was es war. Ungefähr zur selben Zeit schien sich in Weimar durch Liszts großherziges Vorgehen für Wagners Theaterpläne etwas Aussichtsvolles zu regen. Damals schrieb Wagner an Liszt seinen offenen Brief über die

„Goethestiftung". Liszts edelsinniger Gedanke, unter Goethes Namen, nach fürstlicher Tradition, eine Institution zur Förderung der Kunst zu begründen, — ließ er sich nicht auch auf das Theater ausdehnen, um diesem auf Weimars geweihtem Boden den Charakter jener idealen Welt sichern, die einst auch das Ziel der großen Dichter gewesen war? Aber auch dies führte zu nichts, und es dauerte nicht mehr lange, daß Liszt selbst enttäuscht und verletzt sich aus Weimar zurückzog. Für Wagner begannen nun die so überaus traurigen und notvollen ersten sechziger Jahre. Als er damals in Wien seinen Tristan auf die Bühne zu bringen hoffte, schrieb er noch einmal eine solche praktische Reformschrift, welche an die nächst vorliegende Wirklichkeit anknüpfte: „Das Wiener Hofopertheater". Man gab aber nicht einmal den Tristan; man sagte, man habe genug von Wagner. Über Holländer und Tannhäuser, die er aus seinem Exil an die Theater hatte hingeben müssen, ohne den geringsten persönlichen Einfluß auf ihre Einstudierung ausüben zu können, hatte er ausführliche Anweisungen für Dirigenten und Regisseure niedergeschrieben und an alle besseren Bühnen versandt. Sie wurden nirgends beachtet, und als er in jenen sechziger Jahren nach München kam und dort endlich Gelegenheit hatte, seine Werke selbst einzustudieren, fand er sein Schweizer Paket mit jener Schrift noch uneröffnet vor. Sie hatte also wie er ein dreizehnjähriges Strafdasein geführt, nur im Gefängnis anstatt im Exil. — „Wie elend steht es da!" Dieser sein Ausruf gilt für alle seine Erfahrungen mit den bestehenden Theatern, die er auf bessere Bahnen hatte leiten wollen. In dem enttäuschten und verlassenen Künstler aber reifte der Plan vom Festtheater als einer nationalen Institution um so reicher aus und ward als solcher im Vorwort zur Ausgabe der Nibelungendichtung 1863 schon gerade so mitgeteilt, wie er nach dreizehn Jahren in Bayreuth zur Ausführung kam.

Kurz darauf, 1864, trat König Ludwig wunderbar hülfreich, ja rettend in das Leben Wagners ein. Es war sehr natürlich, daß dieser Fürst nun wünschte, das Idealtheater, wofür er sich begeistert hatte, möge in seiner eigenen Residenzstadt München sich erheben; und ebenso natürlich war es, daß Wagner diesem Wunsche seines Königs, der seinen jahrelangen Sorgen nun ein Ende verhieß, sich nicht widersetzen mochte. Aber dies alles hing an der Person eben dieses Königs, der einzig und allein in der Welt den Gedanken des Künstlers auszuführen bereit war; und das Lokal war nicht etwa die Stadt des Münchener Kindls, sondern König Ludwigs Residenz. Nun aber kam selbst dieser königliche Plan nicht zu stande! Nun scheiterte auch er an dem „Widerstand der stumpfen Welt" — scheiterte gerade an der Stadt des Münchener Kindls! Im vornehmsten Blatte Bayerns, das einst einen Schiller zum Redakteur hatte haben wollen, lasen die gläubigen Münchener jener Tage das große Wort: „Mit dem ersten Steine zum Wagnertheater würde der Grundstein zu einer Ruine gelegt sein." Die Leute, die das glaubten, sind entschuldbarer, als die, welche sie es glauben machten; aber aus ihnen beiden, den Unwissenden und den Übelwollenden,

setzte sich doch eben jene Öffentlichkeit zusammen, welcher der Künstler seine Werke hinzugeben haben sollte, und die es selbst einem Könige nicht erlaubte, den Meister sein Werk so darstellen zu lassen, wie er es erdacht. Ein Sturm erhob sich gegen solch eine exorbitante Forderung, daß ein Musiker ein eigenes Opernhaus für sich allein haben wolle; denn nur so konnte man den großen Gedanken eines Idealtheaters im Philisterium verstehen. Jeder sucht in dieser Welt das Seine, und für große Ideen, für allgemeine höhere Zwecke hat man gewöhnlich wenig Sinn, daher auch keinen rechten Glauben daran, wenn man dergleichen von einem Anderen vertreten sieht. Vor eben diesem Geiste des Nichtwissens, den das Übelwollen leitete, wich Wagner damals, 1865, aus München, und sein König verzichtete für immer auf sein Theater. Von dann ab war München nicht mehr König Ludwigs Stadt.

Der Künstler aber gab seine Idee nicht auf; vielmehr nur von neuem faßte er fester noch alles zusammen, was er als die wesentliche und unumgängliche Bedingung für ein solches Theater sich völlig klar gemacht hatte. „Es ist eine ganz neue, von der Wirklichkeit des Theaters soweit wie möglich abliegende Institution in das Auge zu fassen." „Bedingung hierfür ist die Außerordentlichkeit in Allem und Jedem." „Die gewerbliche Tendenz im Verkehr zwischen Publikum und Theater wäre hier vollständig aufgehoben. Der Zuschauer würde nicht mehr von dem Bedürfnisse der Zerstreuung nach der Tagesanspannung, sondern von dem der Sammlung nach der Zerstreuung eines selten wiederkehrenden Festtages geleitet, in dem von seinem gewohnten allabendlichen Zufluchtsorte für theatralische Unterhaltung abgelegenen, eigens nur dem Zwecke dieser außerordentlichen, eximierten Aufführungen sich erschließenden besonderen Festbau eintreten, um hier, seiner höchsten Zwecke wegen, die Mühe des Lebens in einem edelsten Sinne zu vergessen." Sollte es noch einmal, unter unerwartet günstigen Umständen, zu einer solchen Institution in Deutschland kommen, so müßte sie auch ebenso situiert sein, wie es Wagner schon 1850 an Liszt ausgesprochen hatte: „Ich kann mir unter meiner Zuhörerschaft nur eine Versammlung von Freunden denken, die zu dem Zwecke des Bekanntwerdens mit meinem Werke irgendwo zusammenkommen, am liebsten in einer schönen Einöde, fern von dem Qualm und dem Industriepestgeruch unserer städtischen Zivilisation. Als solche Einöde könnte ich höchstens Weimar ansehen, gewiß aber keine größere Stadt." Nach dem Scheitern jenes königlichen Planes durfte Wagner sich nun ganz und frei diesem seinem ursprünglichen Gedanken wieder zuwenden. Aber es mußten die Siege von 1870 erkämpft werden, um den Künstler nach Deutschland zurückzuführen, und den nun politisch geeinigten deutschen Stämmen einen künstlerischen Mittelpunkt zu schaffen. Wo konnte dann dieser „Mittelpunkt" einzig gelegen sein — wo durfte er nimmer liegen? „Ich bin nicht darauf ausgegangen," sagte Wagner, „mein Unternehmen im Glanze einer reichbevölkerten Hauptstadt bespiegeln zu lassen, was mir allerdings minder schwierig gefallen wäre, als mancher zu glauben vorgeben mag." „Aus den Winkeln des deutschen Vater-

landes wurde mir am kräftigendsten und ermutigendsten auch für mein Werk zugesprochen, während in den großen Markt- und Hauptstädten zumeist nur Spaß damit getrieben worden ist." So entstand denn schließlich dieses Bayreuth, genau, wie Wagner selbst es gewollt: „ein vollständig ausgeführtes Theatergebäude, ganz nach meinen Angaben von mir errichtet, welches nachzuahmen der ganzen modernen Welt unmöglich bleiben muß." — „So möge denn die Sache ihren Lauf nehmen, und der Deutsche zeigen, daß er es endlich versteht, so ernsten und anhaltenden Bemühungen für einen schmachvoll verwahrlosten und dabei so unbegrenzt einflußreichen Zweig der öffentlichen Kunst, an welche ich mein Leben gesetzt habe, auch die nötige Beachtung zu schenken." Mit diesen Worten an Emil Heckel begleitete Wagner im Jahre 1871 seine Zustimmung zur Begründung der Wagnervereine, welche ihm die Mittel für den Bau des Festspielhauses verschaffen sollten. —

Wie hat man nun so im allgemeinen dieses Theater, das nach Wagner „als ein Mahnzeichen in die deutsche Welt hinausragen" sollte, in der deutschen Welt, welche zugleich die moderne ist, bisher betrachtet und verstanden?

Das Verständnis äußerte sich besonders in drei interessant mit einander abwechselnden Urteilen. An erster Stelle begrüßte den Plan und Bau von Bayreuth im Publikum das alte vorwurfsvolle Münchener Wort: „Nur für Wagner!" Das heißt, entweder: der Künstler ist so hochmütig, daß er für seine Werke ein eigenes Theater verlangt, oder auch: die Werke sprechen so wenig für sich selbst, daß sie eines eigenen Theaters bedürfen. „So etwas gab's doch früher nicht!" Dieses Urteil beruht auf einer Verwechslung der causa efficiens mit der causa finalis, wie der Philosoph sagt. Wohl war der Plan eines Festtheaters ursprünglich verbunden gewesen mit der Ausführung des Nibelungenwerkes, das sich an Inhalt und Form über das Gewöhnliche und Gewohnte in die Sphäre des Außerordentlichen erhob, das mit einem Wort keine Oper und nicht für die Operntheater geschaffen war, so wenig wie etwa die neunte Symphonie für die Wiener Tanzböden oder das Hermannsdenkmal für den Gemüsemarkt in Detmold. Der Nibelungenring also war zunächst die causa efficiens für die Theateridee. Nun schafft aber kein wahrer Künstler sein Werk für sich selbst, sondern aus sich selbst: es ist ein Teil seines Wesens, und in seinem Wesen, seiner Persönlichkeit, seinem Genie schafft sich die Kunst selbst einen neuen Ausdruck, eine neue Offenbarung. Beethoven hat dieser Wahrheit einmal den schönen Ausdruck verliehen: „Jede echte Erzeugung der Kunst ist unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, sie kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück und hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugnis gibt von der Vermittlung des Göttlichen in ihm." Mit jedem Meister tut die Kunst selbst einen Schritt weiter zur Erfüllung ihres Berufes idealer Weltbeglückung. Alles, was der Künstler so aus sich tut, tut er für die Kunst und für das Volk, dessen Geist in der Kunst sich ausspricht. Die Erfüllung des Berufes der deutschen Kunst ist also die causa finalis einer Erscheinung wie

das Idealtheater Wagners; und mit dem vollen Bewußtsein solchen Berufes hat der Künstler dieser Schöpfung sein Leben geopfert. Man darf an diesen Prozeß doch nicht denselben Maßstab anlegen, womit Personen, die niemals etwas Ähnliches wie ein Kunstwerk herzustellen vermocht hätten, ihre Bemühungen messen, sich etwa eine eigene Villa oder ein eigenes Kapital zu schaffen. Diese verfolgen dabei nur das eigene Interesse und nichts anderes; das eigenste Interesse eines großen Künstlers aber ist eben das der Kunst und des Volksgeistes. Das erkennt man an den Früchten. Die Erscheinung des Bayreuther Theaters bedeutet nun in der Tat ein großes Moment in der deutschen Kunst. Die Deutschen haben dies zunächst nicht erkannt, weil bei ihnen die Kunstauffassung, welche darin ihren höchsten Ausdruck fand, bisher nur mehr die Eigentümlichkeit einzelner großer Männer geblieben war. Mehr Verständnis zeigten die Fremden, besonders von der romanischen Rasse, weil in ihrer Zivilisation das künstlerische Kulturmoment seit langer Zeit mit einbegriffen gewesen; oder auch die Feinde, insofern sie wenigstens mit Bestimmtheit etwas anderes wollten, als was Wagner wollte, und in seinem Werke den Gegensatz dieses Anderen mit Schrecken verspürten. Die Fremden sahen in Bayreuth einen Höhepunkt der deutschen Kunst; die Feinde hatten es dagegen leicht, die Deutschen darin zu bestärken, daß es nichts sei als ein Theater „nur für Wagner". Nun, und das war ja natürlicherweise etwas ganz unerlaubt Minderwertiges. Jedes Stadttheater verdiente eine reichere Unterstützung: das war doch etwas „für uns selbst", etwas für Jedermann!

Von diesem „Jedermann" hatte Wagner zeitlebens nur allzu genaue Kenntnis erhalten, und wenn er dennoch in seinem Vertrauen auf den deutschen Geist und das deutsche Volk nicht entmutigt ward, so schöpfte er dies nur immer wieder, wie er oft bekannte, aus seinen schönen Erfahrungen mit einzelnen Seelen. Es sollte wohl auch schwer sein, den Anspruch aufrecht zu erhalten, daß die höchste und ernsteste Kunst überhaupt, daß die größten Kunstwerke, die wir besitzen, heutzutage schon in der Tat eine „Kunst für Alle" wären. Weder von einem Faust noch von einer neunten Symphonie wird sich dies ehrlicher Weise behaupten lassen. Und wenn unser Opernpublikum heute vor allem für den Lohengrin schwärmt und ihm dadurch die höchste Aufführungszahl im Repertoire unserer Operntheater verschafft, so bleibt es doch sehr fraglich, ob diese schöne Vorliebe ihre Wurzeln viel tiefer geschlagen habe als in die geheimnisvolle und rührende Romantik des Stoffes und in die bezaubernde Schönheit der Musik: von der eigentlichen tieftragischen Bedeutung des Werkes, davon, was Wagner darin ausgedrückt wissen wollte: die Tragödie des Genius in der Welt, davon wird sicherlich der geringste Teil des schwärmenden Publikums nur erst eine Ahnung gewonnen haben. Nein, eine Kunst für Alle ist eine Wagnersche Kunst überhaupt nicht, kann und soll sie nicht sein. Eine Kunst, die für Alle ist, ist meistenteils nichts weniger als eine Kunst, und Wagner selbst schon hat über das „neue Humanitätsprinzip", die „Demokratisierung des Kunstgeschmackes" weidlich

gespottet, welche von dem stolzen Bewußtsein beseelt werde: „Nun seien die Kunst und ihre Erzeugnisse nicht mehr bloß für die Geister der bevorzugten Klassen vorhanden, sondern der geringste Bürger habe jetzt Gelegenheit, die edelsten Typen der Kunst sich auf seinem Kamine vor Augen zu stellen." — Tritt also dem Vorwurfe: „Nur für Wagner" die gegensätzliche Forderung „für Jedermann" zur Seite, so ist beides gleicherweise als irrig abzulehnen. —

Doch Wagner wäre nicht Wagner gewesen, wenn er sein Kunstwerk nur gewissermaßen als ein edleres Genußmittel für Einzelne ins Leben gerufen hätte. Der rastlos Wirkende und Einwirkende mußte auch dem Genusse eine Kraft verliehen wünschen. Sein Kunstwerk sollte nicht nur beglücken, es sollte auch erziehen. Es sollte eine Schule werden zur künstlerischen Erziehung — des Menschengeschlechtes, wie Schiller gesagt hätte — des deutschen Geistes, wie Wagner sagt. Eine Art idealer Klosterschule, wenn man so will, da sie sich abseits der Welt halten mußte, um rein und frei wirken zu können; jedenfalls aber ein sehr ernst zu nehmendes Übungsmittel, um wenigstens allmählich in unserem Volksgeiste die künstlerischen Anlagen stärker auszubilden. Gerade jetzt mußte eine solche Schule entstehen; — denn niemals war sie gewiß notwendiger als zu unserer Zeit, deren Kinder am entferntesten sich zeigen von dem Ideale eines künstlerischen Volkes. Man bezeichnet diese Zeit ausdrücklich als eine solche des Materialismus, des Industrialismus. In solcher Zeit wird die Kunst bestenfalls zur Geschmacksache, zu einer Zierde der zivilisatorischen Außenseite des Lebens. Man sagt zu einer solchen modernen Kunsterscheinung wohl: „made in Germany", aber nicht: „Germany". Das gerade ist es aber, was der Ausländer zu Wagner, zu Bayreuth sagt: „In deinem Lager ist Deutschland." So ist es in der Tat gekommen, daß die Aufmerksamkeit der Franzosen auf Bayreuth einst jenen früheren, in Deutschland fast noch unbeachteten Festspielen das Leben einigermaßen sichern konnte. Doch das ist schon 17 Jahre her. Aber noch bis heute erhielt sich der alte, über alle Maßen törichte Vorwurf, daß Bayreuth „nur für Ausländer" sei!

Nun, es hat überhaupt, der Zahl nach, niemals mehr Fremde als Deutsche in Bayreuth gegeben, und seit Jahren ist das deutsche Element in ganz bedeutender Überzahl, bis zu dreiviertel des ganzen Publikums, dort vertreten. Die Fremden sind nur eben vorangegangen, haben unbedingter die Bedeutung von Bayreuth anerkannt, sich oft verständnisvoller und begeisterter darüber geäußert, ihren Dank ausdrücklicher kund getan. Daß sie damit am Ende eben so aufgefallen sind wie durch ihre Sprache, und also von Außen gesehen und gehört, wie es die meisten tun, den Eindruck hervorgerufen haben, als spielten sie eine Hauptrolle, das ist nicht so unbegreiflich. Ernstlich aber behaupten, daß Bayreuth nur für die Ausländer da sei, dürften die Deutschen doch nur dann, wenn eben sie nicht für Bayreuth da sein wollten!

So bleibt dann nur noch der dritte Vorwurf übrig, daß Bayreuth schließlich doch „nur für die Reichen" sei. Wohl hat Deutschland, gerade dem Ausland

gegenüber, lange als das ärmere Land gegolten; heute aber beginnt es doch eher schon Neid zu erregen um seiner materiellen Fortschritte und der Hebung seines Wohlstandes willen. Von jeher haben sich aber auch Menschen aus allen Lebenslagen und Gesellschaftsschichten in Bayreuth zusammengefunden, einzig verbunden durch das Verlangen nach einer idealen Lebenserfahrung. Da gab es dann jene schönen Beispiele und Momente des Idealismus, deren Möglichkeit allein schon die Existenz einer solchen einzigen künstlerischen Institution rechtfertigt. Da gab es diese rührenden Ersparnisse, die der Einzelne sich für die ersehnte Fahrt nach Bayreuth auferlegte, wodurch allein schon die Stellung des Menschen als Publikum zur Kunst eine ganz andere, die Kunst selbst eine Sache von bedeutsamer Wichtigkeit im Leben des Einzelnen ward. Denn da gewann erst das, was für die gewöhnlichen Theatergewohnheiten eine mehr oder minder gute Aufführung sein mochte, den eigenartigen Wert eines wahren Erlebnisses.

Gewiß, es könnten ja noch viel Mehrere nach Bayreuth kommen, wenn sie wollten, und wirklich wollen es noch Viele und können es doch nicht, besonders von den jungen Leuten, bei denen die großen Eindrücke nicht nur die lebhaftesten, sondern auch die entscheidenden sind. Wenn dem aber so ist, so fragt es sich doch vor allem: ja, warum haben denn diejenigen, welche jetzt Bayreuth daraus einen Vorwurf machen, nicht bei Zeiten dafür gesorgt, daß es anders werde? Sind sie denn niemals dazu aufgefordert worden? Hat sie Bayreuth denn nur zu künstlerischen Genüssen eingeladen und nicht auch zu moralischen Handlungen? Warum hat man Bayreuth nicht längst derart sicher zu stellen gesucht, daß es aus der tatsächlich recht übelen Lage heraus kam, in der es von Anfang bis heute sich befinden mußte: nämlich ganz gegen Wagners ursprünglichen Plan zur Deckung seiner Kosten „Entree" nehmen zu müssen? Ein täglich spielendes Theater, mit reichhaltig wechselndem Repertoire, in einer großen Stadt, bei hohen fürstlichen Unterstützungen, das freilich, — das macht auch noch Defizits! Und Bayreuth mit seinen seltenen, nur vierwochenlangen Sommerfestspielen, wozu man erst aus aller Welt Enden kommen muß, nicht nur das Publikum, vor allem auch die Künstler — und es soll solche darunter geben, die nicht eben billig zu haben sind —; dazu diese unvergleichliche Peinlichkeit in der künstlerischen Arbeit, diese außergewöhnliche Masse von Arbeitskräften, um wiederum das Außergewöhnliche zu ermöglichen: das Alles erfordert schon Ausgaben, deren wirkliche Höhe man sich kaum vorstellt, die aber in der Tat nur eben durch die Einnahmen aus ganz und stets gefüllten Häusern erst im zweiten Jahre einer Neueinstudierung gedeckt werden, obwohl doch an die Veranstalter der Festspiele selbst, welche die ganze Verantwortung tragen, niemals ein Pfennig „Tantieme" oder Entschädigung oder irgend etwas dergleichen, was wie ein Lohn für ihre Arbeit aussehen könnte, ausgezahlt worden ist.

Wäre Wagners ursprünglicher Gedanke durchführbar gewesen, so stünde es anders. Er hatte sich gedacht, sein Bayreuther Werk solle nicht für die Reichen, wohl aber von den Reichen geschaffen werden, so geschaffen, daß es

alsdann für Alle, die danach ernstlich verlangen, sich völlig frei darbieten könne. Die Unentgeltlichkeit der Vorstellungen war ihm von Anfang an, also etwa von 1850, mit der Idee des Idealtheaters verbunden gewesen. Auch die Besucher des Münchener Festtheaters waren als Gäste des Königs gedacht. Erst im Jahre 1880 hat er davon absehen müssen, um bei seinen Lebzeiten noch wenigstens den Parsifal zu verwirklichen. Aber im Prinzip und als Ziel ist dieser Gedanke bestehen geblieben, und was davon auch unter den jetzigen Verhältnissen sich konnte erreichen lassen, das war die Ermöglichung und Erleichterung des Besuches für Minderbemittelte durch die Einrichtung einer Stipendienstiftung. (Schluß folgt.)

Es ist das Wesen des Geistes, den man in einzelnen hochbegabten Menschen „Genie“ nennt, sich auf den weltlichen Vorteil nicht zu verstehen. Was bei anderen Völkern endlich zur Übereinkunft, zur praktischen Sicherung des Vorteils durch Süglamkeit führte, das konnte den Deutschen nicht bestimmen; zur Zeit als Richelieu die Franzosen die Gesetze des politischen Vorteils anzunehmen zwang, vollzog das deutsche Volk seinen Untergang; aber, was den Gesetzen dieses Vorteils sich nie unterziehen konnte, lebte fort und gebar sein Volk von neuem: der deutsche Geist.

Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtsstätte hervor. Als Goethes Götz erschien, jubelte er auf: „Das ist deutsch!“ Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei; er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei. Diese Taten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Male der Welt verkünden konnte: daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt, und Alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist „deutsch“, und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen. Richard Wagner.

„Was ist deutsch“. („Ausgewählte Schriften“ S. 209, 213.)

* * *

Gehen die Leute lieber an ihren Geschäftsorten bequem in die Theater, um den „Nibelungenring“ aufgeführt zu sehen, statt sich einmal zu dem etwas mühsamen Besuch in Bayreuth aufzumachen, um sorgfältig eingeleiteten Bühnenfestspielen beizuwohnen, so wird auch hierin ein Fortschritt der Zeit gesehen, da man nicht mehr zu etwas Außerordentlichem eine Pilgerfahrt anzutreten hat, sondern das Außerordentliche zu dem Gewöhnlichen umgeformt sich behaglich zu Hause vorführen läßt.

Richard Wagner.

„Wollen wir hoffen?“ („Ausgewählte Schriften“ S. 240.)

Antike Kunst und Kultur im Lichte der grosen Ausgrabungen.

Von

Ferdinand Noack.

II.

Olympia.

Um die Frage zu beantworten, wie von so vielen Stätten alter Götterverehrung gerade diejenige von Olympia zu ihrer panhellenischen Bedeutung gekommen sei, müßte man, was hier nicht möglich ist, viel von griechischer Geschichte erzählen. Bestimmte Vorgänge der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung haben auch diejenige Olympias zur Folge gehabt. Keine irgendwie großartige Natur, keine zu besonderer Weihe stimmende Bergeinsamkeit, keine Erdschluchten oder zu den Wolken ragende Gipfel ließen für das alte Lokalheiligtum einmal eine glänzende Zukunft voraussehen. Es lag im Westen des Peloponnes, fern vom Meere und dem an guten Häfen beinahe ärmsten Teile der sonst so buchtenreichen griechischen Küste, fernab auch von der großen Straße, die die Geschichte des griechischen Volkes ging. Aber das Tal des Alpheios, des größten, allezeit Wasser führenden Flusses der Halbinsel, bildet, indem es die von der Natur hoch aufgetürmten Bergwälle des arkadischen Hochlandes durchbricht, den gegebenen Verkehrsweg zwischen diesem und der Küste im Westen. Ebenso wird dort, wo der kleine, aber oft stark strömende Bergbach Kladeos die Hügelkette, die das Nordufer des Alpheios begleitet, teilt, um diesem seine Gewässer zu bringen, ein bevorzugter Weg aus der breiten Ebene von Elis im Norden über die Furt des Alpheios nach dem südlichen Bergland Triphylien gegangen sein, dem Gegenstande mancher erbitterten Fehde zwischen Eleern und Messeniern. Und gerade an dieser Kreuzung zweier gewiß schon in früher Zeit vielbegangener Straßen treten die Höhen etwas zurück und lassen Raum für eine schmale Ebene, von welcher der Alpheios im Süden, der Kladeos im Westen und eine kleine, kaum 100 Meter hohe, aber für das Landschaftsbild immerhin bezeichnende Kuppe im Norden einen besonderen Teil abgrenzen. Das ist der Bereich des heiligen Festplatzes. Aber natürlich erst ganz allmählich ist das Heiligtum in diesen hinausgewachsen.

Wer noch im zweiten Jahrtausend v. Chr. hier vorüberkam fand nur unmittelbar am Fuß jenes Hügels eine Kultstätte von bescheidenem Umfange vor. Dürfen wir der Überlieferung glauben, so war es ein Erdorakel, das bei der Landbevölkerung der nächsten Umgebung in Ansehen stand und über das wohl

frühe schon die Herrn der nahen Stadt Pisa ihre schirmende Hand hielten. Einmal wird auch einer Grotte am Bergabhang Erwähnung getan, aber sicher erst in Verbindung mit den Kulten, die schon in eine jüngere Epoche Olympias gehören. Es war nicht Zeus und nicht Hera, die man hier von Anfang verehrte. Ein anderes Götterpaar, so scheint es, hatte seit der Urzeit auch hier seine blutigen Opfer gefordert. Die Erinnerung an den Gott lebte in dem griechischen Kronos fort, nach dem der Hügel Kronion benannt blieb, die Göttin aber, die erst später durch Hera ersetzt wurde, erkennen wir in der Rossebändigerin, Hippodameia.

An einer anderen Stätte alter Kronosverehrung galt der grausame Brauch, daß der Priester das Opfer, einen Menschen, dem die Augen verbunden waren, mit geschwungener Lanze um den Altar trieb und schließlich erstach. Für Olympia ist dergleichen nicht direkt überliefert. Und doch fällt, wenn wir uns den gleichen Opferritus einmal auch da in Geltung denken, ein neues Licht auf eine alte olympische Lokalsage. Nach dieser fuhr der König des Landes Oinomaos mit jedem Freier seiner Tochter Hippodameia um die Wette, und wenn er ihn trotz des Vorsprungs, den er ihm ließ, mit seinem windschnellen Gespann überholt hatte, tötete er ihn mit der Lanze. Der Vorsprung war nach der Dauer eines Opfers bemessen, das der König im Moment, wo der Freier abfuhr, begann. Dies ging so lange, bis Pelops mit göttlicher Hülfe den König besiegte, tötete und die Braut gewann.

Es war ein glücklicher Gedanke, der neuerdings einmal geäußert wurde, daß nichts geringeres als die wichtige kultgeschichtliche Tatsache der Überwindung jenes alten grausamen Gottesdienstes durch eine mildere menschlichere Religion in dieser sagenhaften Gestalt von den späteren Geschlechtern weitergegeben worden sei. Diese überwindende Religion aber war ohne Zweifel die des Zeus. Zeus werden keine Menschenopfer mehr gebracht, er ist der Besieger des alten Kronos. Gleichwohl wird die alte Opferweise nicht völlig getilgt. Nur ihrer grausamen Form entkleidet sie der jüngere Gott: an die Stelle des unheilvollen Rennens auf Leben und Tod zwischen Opfer und Priester tritt zu seinem Gedächtnis zwar, aber als sein friedliches Abbild das Kampfspiel zu Ehren des Zeus. Aus dem blutigen Opfer wird eine Erinnerungsfeier, ein Fest. Denn wir fassen damit den letzten Ursprung der weltberühmten olympischen Spiele, von denen in der Tat einmal überliefert ist, daß die älteste Spielart das Wettrennen gewesen sei. Ja verstehen wir nun nicht erst recht, weshalb im Hauptgiebel des Zeustempels gerade ein Moment aus jener Sage von Pelops und Oinomaos dargestellt war?

Ist Zeus also gewiß in Olympia ursprünglich ein Fremdling, so kann auch kein Zweifel sein, woher er kam. Es ist der Gott vom thessalischen Olymposberge, den seine Verehrer erst weithin über den korinthischen Golf nach Süden und ostwärts über die Inseln nach Kleinasien bringen mußten, ehe er zu seiner universalen Bedeutung gelangte. Und er kam allein, ohne eine göttliche Gefährtin. Denn die, welche schon in der Ilias so selbstverständlich als seine Gemahlin und als Himmelskönigin erscheint, die kuhäugige Hera, war einmal —

und zwar schon in den Zeiten, wo man sie sich noch lediglich in Kuhgestalt dachte —, nur die Landesgottheit der peloponnesischen Argolis gewesen, und von dort war sie, gleichfalls allein, nach dem Alpheios gekommen. Es ist bezeichnend genug, daß sie und Zeus in Olympia nie einen gemeinsamen Kult, geschweige denn eine gemeinsame Kultstätte besessen haben. Erst der große jonische Dichtergenius, der den homerischen Götterhimmel schuf, gesellte die argivische Göttin als Gemahlin und Schwester dem thessalischen Zeus und gab ihnen die Krone des Himmels, offenbar, weil argivische und thessalische Stämme die Vormacht unter den Völkern bildeten, die am Ausgang des zweiten Jahrtausends, aus ihrer griechischen Heimat vertrieben, im Osten zusammengeflossen waren. Die Gestaltung der Kulte in Olympia zu beeinflussen, kam das jonische Epos zu spät. Seine maßgebende Rolle im griechischen Mutterland setzt erst im siebenten Jahrhundert ein, und damals erhob sich schon am Fuße des Kronoshügels der erste Tempel Olympias — für Hera allein. Der Göttervater dagegen, der dem Heiligtum den Namen gegeben hat, fand noch lange Zeit unter freiem Himmel und nur am Altar Verehrung.

Als das Heraion errichtet wurde, war die Ablösung und Zurückdrängung der primitiven und roheren Kulte durch die Götter, die bleiben sollten, lange vorüber. Kronos fristete ein bescheidenes Dasein, die Rossebändigerin war zur Heroine und Königstochter geworden und dem Pelops hatte man südlich vom Tempel mit niederer Mauer einen heiligen Bezirk umfriedet. Schon diese Form seines Kultplatzes weist ihm einen frühen Platz in der Geschichte des Ortes an. Nahe dabei zeigten in römischer Zeit die Fremdenführer eine sorgsam behütete hölzerne Säule und erklärten sie als letzten Rest vom Hause des Oinomaos. Und da in Verbindung damit auch der Platz des alten Erdorakels erwähnt wird und der große Opferaltar des Zeus nicht weit davon lag, haben wir in dieser Gegend gewiß die Stelle uralter Verehrung zu sehen.

Das Heraion selbst stand auf altgeheiligter Stätte. Seine Grundmauern schneiden mit ihrem Fuße in eine Aschenschicht ein, deren hohes Alter die zahllosen kleinen primitiven Weihgeschenke aus Ton und Bronze verrieten, die, von früheren Geschlechtern am Opferaltar aufgestellt, in die Aschenmasse geraten waren. Und der Opferplatz blieb auch neben dem Tempel bestehen. Neue Schichten von Opferasche bildeten sich über der alten, doch reichten sie jetzt nur mehr bis an das Tempelfundament heran, und die Weihgeschenke, die in diese jüngeren Schichten versanken — nun waren es Waffenstücke und stattliche mit Greifenköpfen geschmückte Bronzekessel, die von reichverzierten Dreifüßen getragen wurden, u. a. m. —, weisen durch ihren Stil auf das siebente und das angehende sechste Jahrhundert.

Als man im zweiten Ausgrabungsjahr vom Zeustempel her nordwärts bis zum Fuße des Kronionhügels vorgedrungen war, fand man im Heraion zwar einen Tempel mit vollentwickeltem Grundplan, aber es fiel auf, daß der Sockel der Cella in vorzüglicher Quaderschichtung überall bis zur gleichen Höhe erhalten war, während sich kein Stein vom Gebälk oder den Wänden zeigte,

und die Säulen und ihre dorischen Kapitelle derartig starke Stilunterschiede aufwiesen, daß sie unmöglich alle gleichzeitig in den Bau eingesetzt sein konnten. Wie sah der Tempel also ursprünglich aus? Die Antwort auf diese Frage wurde alsbald von Dörpfeld gegeben. Die Steinsäulen waren nach und nach, im Laufe von Jahrhunderten, an die Stelle der einstigen Holzsäulen getreten; war doch eine von diesen noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. von einem mitteilsamen Besucher des Heiligtums gesehen worden. Auf dem Sockel aber erhoben sich, wie schon bei den Palästen des zweiten Jahrtausends in Troia und Tiryns, die dicken Wände aus ungebrannten Lehmziegeln und diese trugen das schwere hölzerne Deckengebälk. Durch diese Erkenntnis ist das Heraion zu einem eminent wichtigen Bindeglied zwischen dem alten Wohnhause und dem griechischen Steintempel geworden. Bis auf die Säulen blieb der alte Bau in seinem ursprünglichen Zustande unverändert erhalten. Schließlich hat man in römischer Kaiserzeit darin Kunstwerke verschiedenster Zeit und Art museumsartig aufgestapelt. Erst als im späten Altertum das Dach einem Brande zum Opfer gefallen war, lösten sich auch die nun nicht mehr geschützten Wände auf und deckten mit dichter Lehmmasse den Boden und die nächste Umgebung. Nur noch die einzelnen herausragenden Säulen verrieten, daß hier ein Tempel gestanden, und wiesen damit der letzten bereits christlichen Bevölkerung den Weg, wo sie etwa Bronzewerke zum Einschmelzen oder Marmorstatuen für ihre Kalköfen zu finden hätte. Und nur allzusehr hat diese auf solche Fingerzeige geachtet. Ohne die Kalkbrenner wären uns, trotz aller Verwüstung durch Menschen und Elemente, ganz andere Meisterwerke erhalten! Und den größten aller olympischen Funde hat nur ein wunderbarer Zufall vor dem gleichen Schicksal bewahrt.

Am 8. Mai 1877 stieß man im Innern des Heraion, unweit vom Eingang, auf ein ungewöhnlich gut erhaltenes statuarisches Werk. Es stellte in bestem parischem Marmor einen Jüngling dar, der auf einen Baumstumpf gestützt, einen kleinen Knaben auf dem Arme trägt. In der verlorenen Rechten (so dürfen wir mit Sicherheit ergänzen) hielt er ihm eine Traube hin, nach welcher der kleine Knirps verlangend sein Händchen streckt. Und er hatte wie kein anderer das Recht auf die Traube: jener Besucher Olympias, Pausanias ist sein Name, hat in seiner literarisch wohl geringwertigen, für uns aber unschätzbaren Beschreibung Olympias unter den Kunstschätzen des Heraion auch den Hermes erwähnt, der den kleinen Bruder Dionysos auf dem Arme halte, aus parischem Stein, ein Werk des Praxiteles! Kein Zweifel, daß er damit die wiedergefundene Gruppe gemeint hat. So verdanken wir die Erhaltung eines Kleinods griechischer Kunst den alten zusammengesunkenen Lehmwänden, in deren Masse es beim Sturz von der hohen Basis, ohne in Splitter zu zerschellen, sich weich einbettete — und mehr noch: so entging es den gierigen Händen der Kalkbrenner, die wenige Schritte davon einen ihrer Öfen angelegt hatten.

Doch zwischen dem Bau des Heraion und dem Hermes des Praxiteles, den es uns bewahrte, liegt erst die ganze Entwicklung Olympias in geschichtlicher

Zeit. Von den ehernen Weihgeschenken, deren wir schon gedachten, gemahnen die besten, die aus argivischen Werkstätten stammen, ebenso das Hervortreten des dorischen Herakles in der Stiftungslegende der Spiele, die Überlieferung von ihrer Neuordnung durch Spartas großen Gesetzgeber u. a. m. an das Streben der mächtigsten peloponnesischen Staaten, am Alpheios den maßgebenden Einfluß zu haben. Vom Orakel verlautet nichts mehr, obgleich die beiden alten olympischen Sehergeschlechter noch in römischer Zeit in Ansehen stehen, aber die Spiele sind schon wichtig genug. Unter der Leitung der Eleer, die Pisas Macht gebrochen haben, vereinigen die olympischen Festtage schon Vertreter aller peloponnesischer und bald noch vieler anderer hellenischer Staaten und Stämme. Wer daher in Olympia Gesetze diktierte ohne Widerspruch zu erfahren, durfte glauben, daß die Teilnehmer an den Spielen auch seine politische Vormachtstellung anerkennen würden. Sparta war es, das durch einen berühmten Vertrag mit den Eleeren bestimmte, daß im heiligen Festmonat das elische Land nur von Waffenlosen betreten werde und daß priesterliche Boten Waffenruhe und Gottesfrieden für die Dauer des Festes in allen hellenischen Landen ansagen sollten. Und man schätzte diese gesicherte Möglichkeit, auf befriedetem Boden zusammen zu kommen, Freunde zu finden, neue Beziehungen zu knüpfen und vor allem Ruhm vor den andern zu erwerben, bereits zu hoch, um sich diesen Satzungen nicht zu fügen, auf deren Übertretung dazu noch schwere Geldbuße stand.

Diese schnell wachsende Bedeutung des Heiligtums mußte auch in seinem äußeren Bilde zum Ausdruck gelangen. Die Opferzeremonien mehrten sich mit den Altären der Götter, die in die Altis, so hieß der engere heilige Bezirk, einzogen. Denn schließlich wollte jeder außer dem Zeus auch die Gottheit finden, die er besonders verehrte. Und an sämtlichen Altären mußte auch in der stillen, festlosen Zeit — die Olympien wurden nur alle vier Jahre gefeiert — monatlich einmal ein Opfer stattfinden. In dem Festjahre selbst aber wurde es schon lange vor dem heiligen Monat in Olympia lebendig. So war eine große Zahl von Priestern, Opferdienern und Beamten erforderlich und diese brauchten wieder Wohnungen und Amtslokale. Darunter sei das Prytaneion hervorgehoben, in dem das öffentliche Festmahl für die Sieger stattfand und das außerdem eine wichtige sakrale Funktion hatte. In seinen Ruinen, die unmittelbar westlich vom Heraion aus römischen Umbauten herausgeschält wurden, fand man richtig die Kapelle mit dem heiligen Herd der Hestia, von dem alle jene Opferhandlungen ausgingen. Im sechsten Jahrhundert trat das zweischiffige Rathaus mit der für Archiv und Tempelschatz zweigeteilten halbrunden Apsis im Süden der Altis hinzu. Dort lag es an der breiten Straße, auf der die Festteilnehmer vom Alpheios her nahten. Von der dichten Reihe der Weihgeschenke, die sie einst auf beiden Seiten bis zum Zeusaltar begleiteten, zeugen noch die zahlreich gefundenen Basen. Gar manche von denen, die Pausanias uns nennt, waren an ihrem Platze geblieben. Es sei nur der griechischen Helden gedacht, die um die Ehre losten, mit Hektor zu kämpfen; ihre gemeinsame halbrunde Basis fand sich

an der einen Seite der Feststraße, während gegenüber auf der anderen Seite die Basis des Nestor steht, der im Helm ihre Lose schüttelte. Wie viele hunderte von Statuen noch nach den schlimmsten römischen Raubzügen übrig waren, bezeugt uns Pausanias. Aber auch sie sind bis auf wenige Splitter alle zu Grunde gegangen.

Doch es strömten dem Heiligtum auch andere Gaben zu, feine Werke der Kleinkunst und des Kunstgewerbes, die zu kostbar waren, um im Freien zu stehen. Seitdem man Tempel baute, boten diese auch dafür zunächst den natürlichen Platz. An den Säulen des Heraion finden wir flache Nischen, in die man kleine Reliefs oder bemalte Tontafeln einließ. Bald wird sich auch die nicht allzugeräumige Cella gefüllt haben. Wir kennen durch Pausanias ein solches kostbares Anathem archaischer Zeit, die Lade des Kypselos, von den korinthischen Tyrannen spätestens gleich nach 600 v. Chr. gestiftet, berühmt und noch wertvoll für uns wegen der zahlreichen Szenen der Heldensage in Schnitzwerk und getriebenem Goldblech, womit der alte Künstler in unerschöpflicher Freude am Erzählen die Vorderseite bedeckt hatte. Aber wenn man auch bald die durch Gitter verschließbare Hinterhalle, den Opisthodom, hinzuzog und geradezu als Schatzkammer verwandte, so mochte auch das dem Ehrgeiz einzelner Tyrannen und Städte, die Zeichen ihrer Ergebenheit und Opferwilligkeit, zugleich Zeugen ihrer Macht und ihres Reichtums, getrennt vom übrigen zu präsentieren und hervorzuheben, nicht genügen — kurz, um 600 v. Chr. sehen wir schon die ersten Schatzhäuser entstehen. Und so klar und bestimmt wurde früh schon die Entwicklung des heiligen Bezirkes geleitet, daß man bereits beim Bau des ersten dieser Thesauren den Platz im Hinblick auf etwa noch folgende andere auswählte: eine über hundert Meter lange Terrasse, die vom letzten Abhang an der breiten Südseite des Kronion gebildet wurde. Hier bauten die Korinther als die ersten vom griechischen Mutterlande, die Stadt Gela als erste der Kolonien; andere folgten, bis schon am Ende des sechsten Jahrhunderts zwölf Schatzhäuser die ganze Terrasse füllten. Sie haben sich sämtlich, wenn auch z. T. nur in den letzten Fundamentresten wiedergefunden. Von einzelnen aber waren in einer mächtigen Festungsmauer spätrömischer Zeit so viele Bauglieder trefflich bewahrt, daß den deutschen Architekten, wie der zweite Band des großen Olympiawerkes beweist, ihre Ergänzung mit voller Sicherheit gelang. Der Geschichte der Baukunst war da wieder eine neue ergiebige Quelle erschlossen. Im Grunde lebte hier nur die uralte Hausform aus Cella und Vorhalle weiter, nur war zur flachen Decke noch ein Giebeldach gekommen. Für einzelne Schatzhäuser hatte die Heimat das ganze Material mit allen Besonderheiten der lokalen Technik geliefert: schon der Bau selbst sollte eine Gabe heimatlicher Kunst sein. Aus der vielfach deutlich gebliebenen Bemalung der Steinglieder, sowie aus dem Brauche, das vorspringende steinerne Dachgesimse mit reichbemalten Terrakottaverschalungen zu bedecken, ließ sich nur wieder die am Heraion gewonnene Erkenntnis bestätigen und ergänzen, daß dem Steingebälk der Tempel ein solches aus Holz voraus-

gegangen sein mußte. Nur bei diesem fand jene Umkleidung mit Terrakotten in dem Bedürfnis eines Witterungsschutzes ihre naturgemäße Erklärung. Was man aber so zu sehen sich einmal gewöhnt hatte, behielt man auch dann noch bei, als es — beim Steinbau — längst überflüssig geworden war, bis es zuletzt, im Steine selbst imitiert, zur reinen Zierform klassischer Tempel wurde. —

So kam das fünfte Jahrhundert, kamen die großen Freiheitskämpfe heran. Schon als Xerxes bei den Thermopylen stand, verzichtete man nicht darauf, erst noch die Olympien zu begehen. Und schon besang Pindar in machtvollen Siegesliedern den Ölzweigkranz des olympischen Siegers als den höchsten Ruhm und das köstlichste Gut auf Erden — und noch immer war dem keine Wohnung erbaut, dem zu Ehren mit einer von Jahrhundert zu Jahrhundert erhöhten Pracht- und Kraftentfaltung die Feste gefeiert wurden, besaß Olympia noch keinen Tempel des Zeus. Nun erst wurde das nachgeholt. Um 470 v. Chr. etwa wurde der Bau von den Eleern unternommen und von Libon von Elis bis zum Jahre 456 vollendet, einer der letzten großen Tempel von reindorischer Norm.

Südlich vom Pelopsbezirk, mitten im heiligen Hain der Oliven und Platanen, erhob sich der Neubau auf breiter Terrasse. Alkamenes, der berühmte Schüler des Phidias, und Paionios aus dem thrakischen Mende sollten die großen Gruppen gefertigt haben, mit denen die Giebel geschmückt waren. Über Vor- und Hinterhallen des Tempelhauses sah man die Zwölftaten des Herakles als Reliefschmuck der Metopenplatten, und im hintersten Teile der Cella erhob sich auf einem Thron, der selbst schon ein Wunderwerk war, in überwältigender Größe und Erhabenheit, aus dem goldenen Mantel den mächtigen Oberkörper und das milde Haupt in schimmerndem Elfenbein emporreckend, das Kultbild des Zeus. Phidias, der Athener, des Charmides Sohn, habe, so klang es als höchstes Lob, in ihm zum ersten Male den Gott den Menschen wahrhaftig gezeigt.

War auch dieses letzte und vollkommenste Werk des großen Atheners im späten Altertum zu Grunde gegangen, und konnte nach der ganzen Beschaffenheit des Terrains vom Tempel kaum ein Stein mehr auf dem andern stehen, so war immer noch aus den Trümmern genug für unsere Erkenntnis zu erhoffen, so daß es begreiflich ist, daß jeder, der an eine Ausgrabung Olympias dachte, zuerst nach dem Zeustempel suchte. Frühere Reisende hatten seine Lage richtig bestimmt. Danach unternahmen es zuerst französische Gelehrte, die im Gefolge des französischen Heeres 1829 nach dem Peloponnes kamen, den Tempel auszugraben. Aber nachdem sie schon einige Reste der Metopenreliefs gefunden, mußten sie, „noch ehe sie zu finden aufgehört", aufhören zu graben, und so blieb es der deutschen Expedition vorbehalten, die völlige Freilegung des Zeustempels auch als erstes Ziel ihrer Grabungen in Angriff zu nehmen. Und diesmal wurde dem Boden alles entrungen, was er noch barg.

Heute schreiten wir die Rampe an der Ostseite hinauf, wir sehen auf den gewaltigen Quadern der obersten Stufe die Standlöcher der Bronzestatuen, die zwischen den Säulen der ringsumführenden Halle sich erhoben, sehen von da

herab auf die gestürzten Säulenkolosse, die, als im fünften Jahrhundert n. Chr. ein Erdbeben den Tempel auseinanderriß, in ihre einzelnen Trommeln aufgelöst, gleich offenen Geldrollen, in Reihen niedergefallen waren. Wir treten zwischen den wenigen an Ort und Stelle erhaltenen Säulentrommeln und Wandresten der Vorhalle, über ein römisches Mosaik hinein in die Cella. Im Mittelschiff sind die Spuren der aufgemauerten Schranken erkennbar, die, außen blau, innen aber von Panainos, des Phidias Bruder, mit Gestalten der Sage bemalt, den Raum unmittelbar vor dem Zeuskoloß abschlossen. Aus dunkelem Stein von Eleusis war hier der Fußboden, damit nicht falsche Lichtreflexe die Wirkung des Bildes beeinträchtigten. Dahinter aber finden wir kleine Bruchstücke von seiner Basis, aus demselben eleusinischen Marmor, deren Zapfenlöcher noch zeigen, wo die goldgetriebenen Reliefs saßen, von denen Pausanias erzählt. Hier also hatte Phidias sein Werk in dem seit Jahren fertig stehenden Tempel errichtet, und so mächtig waren seine Dimensionen, daß der Gott, wenn er vom Throne aufgestanden wäre, die Decke des Tempels durchbrochen hätte.

Riesige Kapitelle und Gebälkstücke liegen in Menge herum, so daß auch hier über Form und Proportionen des Aufbaus kein Zweifel herrscht. Gehen wir aber zu dem, nur wenige Minuten von der Ausgrabungsstätte entfernten Olympiamuseum hinüber, so finden wir, wenn wir im Vorsaal an der Büste von Ernst Curtius vorübergeschritten sind, im Hauptsaale alles, was an Metopenreliefs und Giebelfiguren den fürchterlichen Sturz aus der Höhe und die Zerstörungswut der späten Bewohner überdauert hat. Staunend stehen wir vor den kolossalen Gestalten. Hier die Figuren des Giebels über dem Eingang im Osten, der Hauptfassade. Neben dem finster blickenden Oinomaos die Königin Sterope, ihnen gegenüber Pelops und bei ihm, in Gedanken versunken die, die er erringen will, Hippodameia, und hinter diesen Paaren die Rosse vor den Wagen, die Diener und Pferdeknechte und der von trüber Ahnung erfüllte greise Seher, stehend, knieend, sitzend, hockend, wie es ihr Platz unter den Giebelschrägen erlaubte. Endlich in den Ecken je eine gelagerte Gestalt, Alpheios und Kladeos, wenn man Pausanias glauben will.

Es ist die schwüle Stille vor dem Sturm, die Ahnung eines sogleich sich vollziehenden großen furchtbaren Schicksals, die auf diesen stolzen Gestalten lastet und sie so unbeweglich hält. Im nächsten Moment wird Pelops sich auf den Wagen schwingen und das Rennen auf Tod und Leben beginnen. Und wie wird es enden? Zwischen den beiden Paaren, in der Mitte des Giebels, erhebt sich von keinem gesehen die Riesengestalt des Zeus, in leichter Neigung wendet er sein Haupt nach Pelops' Seite: Pelops wird siegen.

Schauen und fühlen wir hier bange, unheimliche Erwartung, so bietet sich uns im anderen Giebel leidenschaftlich erregte Aktion. Die Kentauren sind beim Hochzeitsmahl der Lapithen eingebrochen Frauen und Knaben zu rauben. In wilden Kampfgruppen sehen wir bald zwei, bald drei Figuren verschlungen. Hier wehrt sich die Braut verzweifelt, bis mit geschwungener Axt ihr Helfer naht.

Eine Jungfrau will ein Kentaur gerade auf seinen Rücken schwingen, schon hat er sich dazu niedergelassen, da stößt ihm ein Lapith von unten her das Schwert in die Brust. Ein dritter beißt seinen Gegner, der ihn würgt, in den Arm, usw. Mit zerrissenen Gewändern haben sich andere Lapithinnen, mit Geberden des Entsetzens alte Sklavinnen nach den Giebelecken geflüchtet. Aber auch hier gibt der Künstler uns die Hoffnung auf gerechten Ausgang. Wieder in der Giebelmitte und größer als die anderen tritt in göttlicher Formenklarheit die jugendliche Gestalt des Apollon in das wüste Getümmel, und mit wundervoller Geberde reckt er den rechten Arm über die Streitenden, gegen die pferdeleibigen Unholde aus.

Welche Überraschungen haben diese Funde bereitet! Zum ersten Male eine wirkliche Gruppenbildung, leidenschaftlichste Bewegungen, eine Kraft im Ausdruck von erhabener Größe, von Wildheit, Schmerz, nachdenklicher Versenkung, ein starkes mutiges Streben nach einfach-naturwahrer Wiedergabe von Körper und Gewand — und das Alles so bald nach der strengen Kunst der Münchener Aegineten und vor den Parthenonsulpturen! In diesen Werken war die erste sichere, weil zeitlich datierbare Grundlage für die Erkenntnis des Stadiums gewonnen, wo die Kunst mit der konventionellen, zur Manier gewordenen Zierlichkeit der archaischen Zeit gebrochen hatte und mit klarem Bewußtsein nach den Ausdrucksmitteln schlichter großer Lebenswahrheit erfolgreich rang. Nur konnte das dann noch nicht Kunst von Schülern des Phidias sein, und trotz der Überlieferung, die deren Namen hier nennt, müssen wir darauf verzichten, die Meister der Plastik des Zeustempels zu kennen.

Wir verlassen den Tempel, in dem Olympia endlich sein Zentrum gefunden hatte, und gehen wieder zur Feststraße hinab. Da lagen mitten unter den Statuenbasen die Teile eines einst hochragenden dreieckigen Pfeilers. Die Inschrift daran zusammen mit einer Notiz des Pausanias bestätigte, daß auf ihm, hoch in die Lüfte gehoben, die marmorne geflügelte Nike, die Siegesgöttin von der Hand des Paionios stand, deren Bruchstücke nahebei gefunden waren. Um 425 v. Chr. war sie von den Messeniern geweiht worden. Heute ist sie vielen bekannt, die herrliche jugendliche Gestalt, die von mächtigen Fittichen getragen als Botin des Zeus mit der Siegerbinde herabschwebt. Vom Rücken her zieht sie den weiten Mantel empor, wie ein Segel bläht er sich in den Lüften, unten aber bildet er mit dem vom Luftdruck zurückgedrängten Gewande die wichtigste materielle Verbindung der Figur mit dem tragenden Pfeiler. Doch unter ihren Füßen kreuzt gerade in diesem Moment ein Adler ihre Bahn, so daß für den Beschauer, der aus der Tiefe heraufsieht, jene Verbindung verdeckt wird und nicht vorhanden scheint: die Göttin von oben, der mächtige Vogel von der Seite her sind wie zufällig nur gerade über diesem Marmorpfeiler zusammengestoßen. Denken wir uns dazu jene beiden in lebhaften Farben, während dieser weiß blieb, so ist es die vollkommenste Lösung des alten Problems, an dem sich noch nicht zweihundert Jahre zuvor als der erste, wie man ihm nachrühmte, Archermos von Chios versucht hatte. Aber die auf Delos gefundene Statue, die eine treue

Vorstellung davon geben kann, wirkt neben der Göttin des Paionios noch wie ein unbeholfenes Stammeln, und diese erzählt, mit jener verglichen, von einem ungeheueren Aufschwung der Kunst. Die Giebelgruppen, Nike und der praxitelische Hermes sind zu Marksteinen in der Kunstgeschichte, zu Ausgangspunkten ergebnisreicher, weithin aufhellender Forschungen geworden. Sie allein hätten Kosten und Mühe der Ausgrabungen gelohnt. —

Der große Tempel war nicht der letzte Bau in der Altis. Schon um 400 v. Chr. folgte ihm der kleine dorische Tempel der Göttermutter vor der Thesaurenterrasse, und westlich vom Heraion erhob sich wenige Jahrzehnte später der zierliche, jonisch-korinthische Rundbau, einer der ersten griechischen Zentralbauten, den Philipp, der Vater Alexanders, für die Goldelfenbeinstatuen seiner Familie bestimmt hatte. Und schließlich sei auch der jüngsten Anlage innerhalb der Altis gedacht, der Exedra des Herodes Attikus, des großen Maecens der Antoninenzeit; eine halbkreisförmige Kolossalnische, ragte sie mit mächtiger Halbkuppel weit über Heraion und Schatzhäuser, zwischen denen sie lag, hervor. Sie barg ein großes, durch eine stundenlange Leitung gespeistes Wasserreservoir, das dem an Quellwasser armen Heiligtum sehr not tat, und war gewiß die wohltätigste Stiftung, die jemals Olympia gemacht wurde.

Dazu die neuen Profanbauten außerhalb der Mauer, die nun in weitem Rechteck die Altis umzog. Die Erweiterung des Rathauses im fünften, das große Absteigequartier für vornehme Gäste, von einem Leonidas im vierten Jahrhundert gestiftet, daneben neue Priesterwohnungen und nördlich von diesen, zwischen Altis und Kladeos, die Anlagen, die uns zum ersten Male Einblick in eine Palaestra und ein Gymnasion griechischer Zeit gaben, wo in weitem Hofe, in Hallen und Zimmern die Männer sich vor dem Feste übten und trainierten, — man sieht, Gebäude verschiedenster Art und Bestimmung, die nach mehr als einer Seite Gewinn bringen mußten. An der ganzen Ostseite aber, von den letzten Thesauren bis zur Wohnung der Preisrichter, der Hellanodiken, im Südosten dehnte sich die lange Echohalle aus und verdeckte die Erdwälle von Stadion und Hippodrom.

Denn dort, wo die Uferebene sich ununterbrochen am weitesten ausbreitet, war von jeher der Platz für die Spiele gewesen. Hier war es, wo in jedem Festjahr zur Sommersonnenwende die Hellenen zu Tausenden zusammenströmten, um, wie schon die homerischen Helden bei der Leichenfeier für Patrokles, mit gespanntestem, glühendem Interesse die Wettkämpfe in der Rennbahn zu verfolgen. Der Torweg, mit dem späten Tonnengewölbe, ist wieder freigelegt, durch den die Preisrichter und mit ihnen alle diejenigen das Stadion betraten, die vor aller Welt sich im Kampfe messen wollten, nachdem sie tags zuvor am Altar im Rathaus beim Zeus geschworen, die Kampfregeln einzuhalten und sich der Vorschrift gemäß geübt zu haben. Noch liegen die steinernen Schwellen, auf deren scharfkantigen Rillen die Läufer den Fuß ansetzten zum ersten einfachen Lauf, dem dann in festbestimmter Folge sich die übrigen Kampfarten anschlossen.

Zweimal wurde im Doppellauf, zwölfmal im Dauerlauf die 192 Meter lange Stadionbahn durchmessen. Im Fünfkampf folgten sich Sprung, Diskoswurf, Speerwurf, Ringen und Faustkampf, während das Pankration nochmals die beiden letzten Kampfarten miteinander verband. In der Blütezeit der Spiele, als längst ein Tag nicht mehr ausreichte, kämpften am ersten Tage die Knaben allein, an den folgenden die Männer. Den Beschluß machte das glanzvollste Schauspiel, die Wagenrennen im Hippodrom; denn nur die Reichen und Mächtigen konnten wetteifern in der Pracht von Wagen und Rossen. So ließen die stolzen Tyrannen von Syrakus mit Vorliebe ihre Viergespanne in Olympia laufen. Alkibiades brachte einmal sieben Wagen zugleich in die Bahn. Nicht immer fuhr der Besitzer selbst; sonst könnte späterhin nicht auch eine Frau in den Siegerlisten erscheinen, da Frauen ja selbst als Zuschauerinnen bis auf die eine Demeterpriesterin ausgeschlossen waren. Mit dem Preis wurde die Zucht edler Rosse belohnt. Der Ruhm des Sieges aber galt den Herrn des Gespannes unendlich hoch. Das bezeugen die Siegesgesänge, die sie sich von einem Simonides oder Pindar dichten ließen, und die kostbaren Weihgeschenke, deren Inschriften oft gefeierte Künstler nennen. Und nicht weil die Handlung seiner Elektra es notwendig gefordert hätte, hat Sophokles so breit das Bild des wild dahintosenden Rennens entrollt, bei dem Orestes den Tod gefunden haben sollte, — er wußte wohl, wie atemlos die Athener dieser Schilderung lauschen würden, die einen Glanzpunkt griechischen Lebens malte. —

Die mit dem Einsatz aller Kraft und Gewandtheit geführten Kämpfe sind vorüber, die Siege unter dem Jubel von Tausenden errungen, nun folgt der köstliche Lohn. Am letzten Tage ziehen die Sieger zum Tempel des Zeus. Auf dem Tisch, den Kolothes, der Gefährte des Phidias, kunstreich gefertigt, liegen die schlichten Kränze von Olivenzweigen, die ein Knabe „doppelumblüht", d. h. dem Vater und Mutter noch leben, vom heiligen Ölbaum hinter dem Tempel, der sogenannten Schönkranzolive mit goldenem Messer geschnitten hat. Sie drückt der erste der Hellanodiken dem Sieger ins Haar, und draußen auf dem langen Podium vor der Echohalle rufen die Herolde weithin seinen Namen aus. Dann bringen die also Gekrönten ihre Dankopfer dar, dem Zeus und an vielen anderen Altären, große und kleine Prozessionen durchziehen die Altis, und am Abend, sagt Pindar, wenn das liebliche Licht Selenes aufleuchtet, erklingen beim fröhlichen Festmahl die Lieder auf die glücklichen Sieger durch die ganze heilige Stätte.

Und ein Glück war ein solcher Sieg nicht nur für den Sieger, dem er ein ewiges Gedächtnis sicherte, — hat doch die Geschichte nach ihren Namen die Ereignisse datiert — auch seinem Lande, seiner Vaterstad brachte er damit Ruhm und Ehre, und sie dankte es ihm nicht nur durch Monumente aus Marmor und Erz, sondern auch durch die Gewährung dauernder Vorrechte und Vergünstigungen.

Das mag uns heute übertrieben, das Ganze überhaupt nur wie ein großes prächtiges Sportfest erscheinen. Aber den Griechen war es viel mehr, und für den, der tiefer blickt, werden diese Kampfspiele bedeutsam schon wegen der Ge-

sinnung, der sie entsprangen, die sie umgekehrt immer aufs neue nährten, und die doch die letzte Quelle für die ganze weltbezwingende Größe des Griechentums ist.

„Wehe, Mardonius, gegen was für Männer hast du uns zur Schlacht geführt, die ihren Wettkampf nicht um Schätze führen, sondern um Männertugend!" Dieser Ausruf des Barbaren sagt mehr noch als die machtvollsten Töne pindarischer Verse. Hier sah der Orientale sich einer Eigenschaft gegenüber, die er nicht verstand und niemals verstehen konnte. In solchen Wettkämpfen, wo Mann stand gegen Mann, wo kein Vorrecht von Macht, Besitz, Geburt, wo nur eigene Tüchtigkeit entschied, war das Recht der einzelnen Persönlichkeit, das Recht auf freie Menschenwürde proklamiert. Der Begriff war den Kulturen der Riesenreiche des alten Orients, die die Kasten so streng geschieden hatten, und neben der Allmacht des Despoten nur willen- und widerspruchslose Volksmassen kannten, ewig fremd geblieben. Erst die griechische Kultur hat jene Schranken fallen lassen und hat den freigeborenen Mann nach dem, was er persönlich war und konnte, gewertet. Sie hat die Bahn für jeden freigegeben, der da beweisen wollte, daß er besser war und Größeres vermochte als die anderen. Da mußte der Kampf der Vater aller Dinge, auch der höchsten und besten, werden, der Wettkampf nicht nur im Bereiche der physischen Kraft, sondern auch im Reich des Geistes, im ganzen vielgestaltigen Wirken des Lebens. Nur den Schweiß hatten die Götter vor der Tugend höchstes Ziel gesetzt, wer den nicht scheute, durfte auch nach diesem greifen. Ob man im Stadion den Gegner in den Staub zu werfen oder gar blutend niederzuschlagen suchte, oder ob Äschylos und Sophokles mit unvergänglichen Tragödien in der Orchestra um die Palme des Sieges rangen — gleichviel, hier wie dort kämpfte man an geweihter Stätte und zu der Gottheit Ehre, hier wie dort lag zu Grunde doch derselbe treibende Gedanke, daß nur da die höchsten Kräfte sich entfalten, wo einem jeden das Recht gegeben ist, sie einzusetzen. Das war das große Geschenk der Griechen an die Menschheit. Damit war der alte Orient überwunden und einem neuen Tag das Licht entzündet, daran wir uns auch heute freuen und das wir die Pflicht haben, den kommenden Geschlechtern weiterzugeben in voller Leuchtkraft, ungeschwächt.

Als der Geist der alten Klassizität an der deutschen Dichterwärme unserer großen Meister neu sich belebte — da war es keine Schmach für die Schule, mit dem Theater einig zu gehen: der Lehrer wußte, was sein Schüler bei ihm nicht lernen könnte, das würde er dort, mit ihm zugleich, lernen: — edle, schwungvolle Wärme in der Beurteilung der großen Probleme des Lebens, für welche er erzogen wurde. Hier kam es zum Bewußtsein, und erhielt seinen bestimmten Ausdruck, was deutsch sei: nämlich die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben.

Richard Wagner.

Deutsche Kunst und deutsche Politik. („Ausgewählte Schriften" S. 149.)

Allgemeine und politische Beobachtungen bei einer Brasilienreise im Jahre 1902.

Von

Karl Tanera.

Wer in ein fremdes Land reist, um in verhältnismäßig kurzer Zeit einen möglichst genauen Eindruck von dessen Verhältnissen zu gewinnen, muß sich in erster Linie so gründlich wie nur möglich vorbereiten. Nie aber darf er sich auf Bücher ein und derselben Richtung verlassen. Wie ein Politiker, der nur die Zeitungen einer Parteirichtung liest, nie ein richtiges Bild der politischen Lage erhalten kann, so noch in erhöhtem Maße ein einseitig unterrichteter Reisender.

Nach den Graden der Verlässigkeit beurteilt, kommen meiner Ansicht nach fünf verschiedene Arten von Reisewerken in Betracht, und zwar solche von Missionären, Touristen, Kaufleuten, Diplomaten oder Studienreisenden geschriebene.

Den geringsten Wert lege ich — Ausnahmen natürlich auch hier vorbehalten — den Werken der Missionäre, insbesondere jener Missionäre bei, welche lange Zeit an einer Stelle gewirkt haben. Diese sehen durch die Brille einseitiger, religiös-konfessioneller Befangenheit, beurteilen fremde Anschauungen und Sitten daher leicht unrichtig, oft von einem zelotischen Standpunkte aus, können sich schwer in die moralischen Anschauungen und Grundsätze anderer Gläubigen hineindenken und werden deshalb öfter ungerecht. Dann können sie auch zu wenig Vergleiche ziehen, weil sie keinen weiten Verkehr haben, wodurch sich leicht eine der gerechten Darstellung schädliche, einseitige Selbstüberhebung bei ihrer Beurteilung entwickelt. Ausnahmen treten besonders dann hervor, wenn der Missionär zugleich auch Naturforscher oder Philologe oder sonst ein wissenschaftlicher Spezialist ist und hierdurch aus dem Rahmen des bloßen Missionärs heraustritt, wie z. B. jener methodistische Naturforscher in Singapore. Etwas mehr, aber auch nicht besonders hohen Wert zeigen die für den Zweck der Unterhaltung bestimmten Schriften von Globetrotters und schreiblustigen Vergnügungsreisenden. Sie berichten in ihren Schriften immerhin manches Wissenswerte und können Vergleiche anstellen. Der Kundige findet, wenn er vorsichtig zu forschen weiß, bei ihnen oft recht brauchbare Angaben, besonders über die Art des Reisens.

Sehr schätzenswerte Anhalte, vor allem für spezielle Verhältnisse, bieten die Werke von lange in dem betreffenden Lande lebenden Kaufleuten. Diese sind durch ihren Beruf gezwungen, klar zu sehen und zu urteilen, denn jede einseitige und falsche Auffassung rächt sich an ihrem Geldbeutel. Bei kaufmännischen Berichten muß man sich nur vergewissern, ob sie nicht gerade aus kaufmännischen Gründen tendenziös gefärbt sind.

Noch verlässiger sind im allgemeinen die Berichte der Berufskonsulen und Gesandten, wenn sie lange im Lande waren und sich die Mühe gegeben haben, die Verhältnisse genau zu studieren. Im allgemeinen darf man sich mehr auf die Berichte jener diplomatischen Beamten, welche aus dem Offizierstand hervorgegangen sind oder eine längere kaufmännische Praxis hinter sich haben, verlassen als auf die der Herren, welche direkt vom juristischen Studium in die Laufbahn kamen. Die praktische Auffassung des Soldaten oder Kaufmanns gewinnt man eben nicht so leicht am grünen Tisch. Aber auch bei den diplomatischen Berichten zeigen sich große Unterschiede. Die für die Öffentlichkeit bestimmten sind oft auf Kosten der Wahrheit danach gefärbt, wie man wünscht, daß die Verhältnisse beurteilt werden sollen. Daher verdienen die Werke einstiger Diplomaten, z. B. v. Brandts über China, meist noch mehr Beachtung als solche von im Dienst stehenden Herren.

Als die besten Werke zur Vorbereitung ergeben sich die von ernsten Forschern oder Berufsreiseschriftstellern, welche ohne diplomatische, religiöse, handelspolitische oder andere Rücksichten alles eben so schildern, wie sie es gefunden und beurteilt haben, und die offen für ihre Anschauung mit ihrem Namen eintreten.

Die theoretische Vorbereitung durch solche Werke erfordert nach meiner Meinung oft mehr Zeit als die Studienreise selbst. Fühlt man sich so genügend vorbereitet, dann reise man los, sehe sich Land und Leute an, vergleiche, inwieweit das Selbstbeobachtete mit dem aus Berichten Aufgenommenen stimmt oder nicht, und befrage nun wiederum selbst die verschiedensten Eingeborenen oder lange im Lande lebenden Fremden über die Verhältnisse. Nur muß man bei dem Glauben an das, was man hört, noch skeptischer sein als beim Lesen, denn der Erzähler fühlt sich nicht so sehr verantwortlich als der Schriftsteller, und schildert gern so, wie er wünscht, daß der Fragende es dann darstellt.

Meine Praxis ist also die folgende: Zuerst gründliche Vorbereitung zu Hause. Dann reisen, im Lande viel fragen, wenig glauben, alles sehen und selbst urteilen. Grundsätzlich frage ich verschiedene Personen über dieselben Verhältnisse, z. B. über eine politische Angelegenheit Diplomaten, Kaufleute, Arbeiter, Priester 2c. Dann erst urteile ich. — Und nun auf nach Brasilien!

Ich habe von dem mächtigen Reich ja nur einen kleinen Teil gesehen, nämlich die Städte Pernambuco, Rio de Janeiro, Paranaguá, Curityba, Campinas, Santos, Sao Paulo, Petropolis und Bahia, und von Curityba und Bahia aus Ritte ins Innere des Landes, von Campinas aus eine Fahrt auf eine der größten Kaffeefazendas bei Carlos Gomez gemacht. Immerhin sind dies Strecken, die weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinausgehen. Überall erkannte ich, daß es in Beziehung auf Reichtum des Bodens, Üppigkeit des Pflanzenwachstums, Gesundheit des Klimas, mit Ausnahme einiger Küstengebiete, und landschaftliche Schönheiten kaum ein Land auf der Erde gibt, das mit Brasilien wetteifern kann. Zudem sind hier vulkanische Ereignisse wie in den östlichen Tropen oder weiter im Norden, in Mittelamerika, unbekannt, man weiß nichts von Wirbelstürmen, von Eis und Schnee, nichts von außergewöhnlich großen Wasserschäden

und sehr wenig von Dürren. Wüste, durchaus sterile Landstriche gibt es nicht, weil entweder überall Urwald steht oder Flüsse und Bäche auch den weniger fruchtbaren Campos ein gewisses Wachstum verleihen. Auch kommen wilde, gefährliche Tiere, mit Ausnahme von Schlangen, nur vereinzelt vor, und die Ansiedlungen wilder Indianer sind so wenig zahlreich, daß sie kaum mehr berücksichtigt werden müssen. Die Natur hat Brasilien in jeder Art bevorzugt, hier wächst und gedeiht alles auf das Beste. Also das Land als solches könnte nicht geeigneter sein, um vielen, vielen Millionen von Menschen die günstigsten Bedingungen für ein gutes Auskommen zu bieten. Aber gerade die Hauptsache fehlt, die Menschen. In ganz Brasilien, welches leicht 1000 bis 1200 Millionen Menschen ernähren könnte, wohnen, eingerechnet alle Indianer, kaum 14 Millionen. Diese teilen sich im allgemeinen wieder in die eigentlichen Brasilianer und in Fremde. Aber auch die ersteren sind keineswegs ein einheitliches Volk, sondern zusammengesetzt aus den Nachkommen der früheren Einwanderer meist portugiesischen Blutes, den aus Afrika eingeführten Negersklaven, und den Mischlingen dieser beiden untereinander, sowie schließlich den urangesessenen Indianern. So hat sich ein eigentümliches Volk entwickelt, bei dem natürlicherweise das romanische Element weit überwiegt. Es hat viele Vorzüge der Portugiesen übernommen, zeigt aber auch deren große Fehler und kann als ein weiterer Beweis, neben den Spaniern, dafür angesehen werden, daß die iberischen Völker und ihre Nachkommen nicht mehr imstande sind, einen modernen Kulturstaat zu bilden oder auch nur zu erhalten.

Der Brasilianer im allgemeinen ist ein zierlicher, schwächlicher, aber hübsch und elegant aussehender, kleiner Mensch. Seine geringe körperliche Entwicklung findet in den besseren Klassen meist in der schlechten, verzärtelnden Kindererziehung ihre Ursache. Die kleinen Wesen kommen kaum an die frische Luft. Daher halten sie so wenig aus und werden in späteren Jahren leicht lungenkrank. Dazu kommt, daß sie schon von den oft ausschweifend lebenden Vätern schlechtes Blut vererbt haben und infolge einer unglaublichen Faulheit auch in späteren Jahren nur mit ganz seltenen Ausnahmen Sport treiben oder überhaupt sich körperlichen Strapazen aussetzen. Darum gibt es auch fast keine brasilianischen Forschungsreisenden. Die meisten Entdeckungsreisen in die unendlichen Wälder des Westens wurden von Deutschen, Österreichern, Engländern und anderen ausgeführt und wissenschaftlich verwertet.

Der Brasilianer ist durchaus liebenswürdig, höflich, entgegenkommend, sehr freundlich mit Untergebenen und ein treuer Angehöriger seiner Familie. Ein Beispiel, welches Bekannte von mir in Bahia erlebten, ist bezeichnend für brasilianische Liebenswürdigkeit. Ein junges deutsches Paar zog in seine Wohnung ein. Kaum war es erschienen, so sendeten die brasilianischen, dem deutschen Ehepaar völlig fremden Nachbarn Portwein, Whisky, Wasser und Stühle und erklärten sich zu jeder Hülfe bereit.

Ein großer Vorzug des Brasilianers ist auch seine Toleranz in religiöser Beziehung und ebenso gegenüber verschiedenen Rassen und Farben. Jeder kann

in Brasilien glauben, an was er will, und was Rassen und Farben betrifft, kennt der Brasilianer weder die englische rohe Verachtung aller Farbigen, welche ja so weit geht, daß die Engländer ihre eigenen mit Farbigen gezeugten Kinder mißachten, noch die hochmütige Ablehnung der Nordamerikaner. Hierin steht der Brasilianer auf dem höheren moralischen Standpunkt, den auch wir Deutsche, die Franzosen, Italiener und alle anderen Kulturvölker einnehmen.

Diesen guten Eigenschaften stehen aber sehr viele schlechte gegenüber. Die Brasilianer sind im allgemeinen dünkelhaft, faul, oberflächlich, bestechlich, falsch, diebisch selbst in den höchsten Klassen, und unglaublich indolent. Ihre Erziehung ist eine geistig und formal sehr lückenhafte. Man muß sich z. B. daran gewöhnen, daß selbst ganz feine Herren auf schrecklich unappetitliche Weise essen, Speisereste in Gasthäusern, Dampfschiffsalons und Eisenbahnwagen rücksichtslos herumwerfen, überallhin spucken, und ähnliche Unerzogenheiten zeigen. Ich habe in dieser Beziehung auf den brasilianischen Küstendampfern Szenen erlebt, die ich nicht schildern will, weil man sie für übertrieben halten würde.

Was ich für schwerwiegender als jene äußeren Erziehungsfehler halte, ist die Sucht der Brasilianer, ihr Nichtwissen durch Phrasen zu verdecken. Dazu kommt, kein Volk kennt so wenig wie das brasilianische eine echte, zu Opfern bereite Vaterlandsliebe. Jeder denkt nur an den eigenen Vorteil, und fast niemand hat einen weiteren, auf den Nutzen des Landes gerichteten Blick. Trotzdem hört man nirgendswo solche hochtönenden Phrasen von Vaterlandsliebe. Die sogenannten Nativisten träufen förmlich von derartigen Redensarten, und gerade diese schaden Brasilien am meisten. Davon später mehr. Ganz dieselbe Phrasenhaftigkeit zeigt sich auf wissenschaftlichem Gebiete. Beinahe jeder Brasilianer ist ein geborener Redner, was Form, Wortschwall und lebhafte Bewegungen betrifft. Der Inhalt der Reden kommt bei ihnen erst in zweiter Linie. Diese Sucht nach Äußerlichkeiten zeigt sich auch im allgemeinen Leben. Man kleidet sich selten in einem Lande so gut und elegant wie in Brasilien. Man kann Straßenbahnführer in Rio sehen, die in ihrem schwarzen Anzug mit hohem Stehkragen in jeden Salon passen würden. Die Sucht äußerlich möglichst europäisch zivilisiert zu erscheinen, hat auch die ganze törichte Mode erzeugt, daß man z. B. in Rio in der Glut des tropischen Sommers im europäischen Straßen- und Gesellschaftskostüm geht. Ich habe selbst bei 32 Grad Celsius (im Schatten) Herren im schwarzen, geschlossenen Gehrock mit hohem Stehkragen, schwarzer Halsbinde und Zylinder gesehen. Darin ist man in den östlichen Tropen wahrhaftig vernünftiger. Dort würde man solche Menschen für wahnsinnig erklären. —

Die Brasilianerin ist durchschnittlich hübsch, stolz, von gemessenen Formen, sehr anständig und moralisch, gütig, sogar zu gütig gegen Dienstboten, von einer wahren Affenliebe für ihre Kinder erfüllt und ihrem Mann treu. Das Familienleben entwickelt sich meist sehr gut, obwohl die Männer keineswegs treu sind. Aber die Brasilianerin ist eitel, sehr wenig gebildet, daher beschränkt, ungemein faul und nachlässig und versteht fast nichts von der Leitung des Haushaltes. Sie

erzieht ihre Kinder wie Puppen, kümmert sich vor allem darum, daß ihre Mädchen schön aussehen, und verzichtet auf deren geistige Entwicklung. Da letztere aber auch bei den Männern sehr im Argen liegt und selbst Ärzte, Juristen und Gelehrte keine akademische Bildung wie in Europa, sondern nur eine Art von speziellem Fachdrill erhalten, so kann man den Frauen dieses geringe geistige Streben kaum verargen. Auch die weibliche Leidenschaftlichkeit der Brasilianerinnen soll eine sehr geringe sein, vielleicht wegen der ihnen angeborenen Faulheit. — Um aber diese Schilderungen der Brasilianer günstig schließen zu können, will ich ihre große Gastfreundschaft erwähnen. Dieselbe ist um so schöner und edler, als sie nicht nur Bekannten und Verwandten, sondern auch jedem Fremden zu Teil wird. Wer ihm als anständiger Mensch erscheint, den nimmt der Brasilianer ganz außerordentlich gastlich auf, ob er ihn kennt oder nicht. Wie hoch steht er auch darin über dem Engländer, dem die nicht vorgestellten Menschen meist als Luft erscheinen. Ein Bekannter von mir traf zweimal auf Spazierritten einen Brasilianer, wurde daraufhin in dessen sehr vornehmes Haus zu großen Festen eingeladen, und erst dann stellten sich die Herren gegenseitig vor und erfuhren, wer sie waren. — Wenn man in einem brasilianischen Haus eingeladen ist, kann man als weiteren Gast mitbringen, wen man will. Außerdem ist die brasilianische Gastfreundschaft eine äußerst ausgiebige, oft sogar über die Verhältnisse gehende. Diese und die große Familienanhänglichkeit zeigen das trotz aller Fehler doch gute Herz der Brasilianer.

Mit einem solchen Volke könnten Fremde und besonders wir Deutsche sehr gut zusammenwohnen. Gerade die Fehler der Brasilianer, ihre Faulheit und Indolenz, sind es, welche in Verbindung mit ihren guten Eigenschaften, Liebenswürdigkeit und Toleranz, das Gedeihen unserer Landsleute in Brasilien gefördert haben und noch weiter fördern würden, wenn nicht durch die ganz erbärmliche Verwaltung des Landes alle Verhältnisse von Jahr zu Jahr mehr verschlimmert würden. Unter einer so schlechten Regierung, wie die von Brasilien seit 1889, leiden wenig Länder.

Man hat nach dem Sturz des Kaisertums die Verfassung der neuen Republik Brasilien der der Vereinigten Staaten Nordamerikas nachgebildet; aber man hat übersehen, daß Brasilien keine Männer besaß, um eine solche Verfassung durchzuführen und kein politisch reif entwickeltes, sondern ein indolentes, politisch unfähiges Volk. Die geschichtliche Entwicklung der brasilianischen Regierung bis heute zu schildern, gehört nicht hierher. Ich will nur erwähnen, was ich von der heutigen hier zu Lande bestehenden allenthalben hörte und sah.

Jeder einzelne brasilianische Staat ist in allem, was in seinem Innern vorgeht, selbständig und stellt seine eigene Regierung, seine militärisch organisierte Polizeitruppe, seine Gesetze und seine Verwaltungsvorschriften auf wie er will. Die über den Staaten stehende Föderalregierung hat nur die Vertretung nach außen, die Aufstellung und Erhaltung von Armee und Marine, die höchsten Gerichtsinstanzen und die Bestimmung über Zoll und andere allgemeine Ver-

hältnisse, z. B. in sanitärer Beziehung, unter sich. Die Selbständigkeit der Staaten ist so groß, daß sie Zollgrenzen gegen einander errichten können, für manche Dinge auch errichtet haben und in neuerer Zeit sich gegenseitig immer mehr abschließen.

Nach dem Sturz des Kaiserreiches drängten sich nun in den einzelnen Staaten mehr oder minder befähigte Männer an die Spitze der Regierungen mit dem fast ausschließlichen, deutlich erkennbaren Ziel, sich persönlich zu bereichern. Natürlich mußten sich diese Streber mit gefügigen Werkzeugen umgeben, und so entstanden in vielen Staaten reine Aussaugungskomitees. Das Volk weiß das gut. Aber in seiner Indolenz beschränkt es sich darauf, die Präsidenten, Gouverneure und ihre Beamten einfach Diebe zu nennen, aber es läßt sich diese Korruption ruhig gefallen. Somit sind also in den brasilianischen Staaten Staatsgewalten entstanden, die einfach wirtschaften, wie sie wollen. Da die Hauptsteuern indirekte, vor allem riesige Zölle sind, so empfindet das Volk das Aussaugungssystem nicht direkt, sondern mehr durch die Unterlassungssünden der Regierungen, indem nichts oder nur wenig für die allgemeine Wohlfahrt geschieht. Es gibt z. B. fast keine guten Landstraßen. Selbstverständlich stehen einige Staaten, in denen allmählich Männer von etwas weniger Streben nach Eigennutz an die Spitze kamen, besser wie die andern da. Als der bestverwaltete gilt Sao Paulo, dann Rio grande do Sul. Überhaupt sind die Südstaaten in günstigerer Lage als die Nordstaaten.

Ein weiteres, jedes Aufblühen hemmendes Verhältnis liegt in der Sucht aller Brasilianer, sich lieber eine kleinere Staatseinnahme als Beamter zu verschaffen und faul in bescheidenen Verhältnissen zu leben, als sich durch ernste, strenge Arbeit Reichtum zu erwerben. Da nun die an der Spitze stehenden Gewalthaber sich um jeden Preis ein willfähriges Beamtentum schaffen müssen, so unterstützen sie diese Sucht, indem sie oft dreimal soviel Beamte ernennen, als nach europäischer Anschauung nötig wären. Die Folge davon ist, daß sich einer auf den andern verläßt, und keiner etwas tut. Übrigens geht dieses System auch in das Privatleben über, indem die Brasilianer vermögender Kreise sich eine Unmenge von Dienstboten halten, die alle ebensowenig arbeiten als ihre Herrschaft, so daß die Haushaltungen meist einen sehr verwahrlosten Eindruck machen.

Die Gier der Gewalthaber, sich auf Staatskosten zu bereichern, geht soweit, daß sie die ihnen anvertrauten Staaten direkt schädigen, oder daß sie deutlich erkannte Mißstände ruhig dulden, um ihre Anhänger nicht zu erzürnen und ihre Wiederwahl zu sichern. Die Wahlen selbst sind eine reine Komödie. Da von den Brasilianern, wie einzelne behaupten, über 60 Prozent, jedenfalls aber über 50 Prozent Analphabeten sind, so können die Wahlen durch die der Regierung ergebenen Beamten mit rechten oder unrechten Mitteln leicht so geleitet werden, wie sie es wollen. Übrigens bekümmert sich die Mehrzahl des Volkes in seiner Indolenz gar nicht um die Wahlen.

Die Beamten werden oft ein Jahr lang nicht bezahlt, müssen also sehen, wie sie sich sonstwie Geld verschaffen. — Um diese schweren Anklagen auf das

brasilianische gegenwärtige Regierungssystem zu begründen, kann man Tausende von allgemeinen und speziellen Beispielen beibringen.

Man betrachte nur das Zollsystem. Es findet sich kaum irgendwo in der Welt eine so unsinnige Höhe der Einfuhrzölle wie in Brasilien. Gebrauchte, alte Möbel, welche eine einwandernde Familie mitbringt, zahlen mehr als die Hälfte des Neuwertes als Eingangszoll. Dazu kommen unglaubliche bureaukratische Weitläufigkeiten. Alles geht mit entsetzlicher Langsamkeit vor sich. Immer heißt es: Paciencia! Hier ein kleines selbst erlebtes Beispiel. Einer meiner Koffer kam irrtümlich mit fremdem Gepäck vom Dampfer aus nach Rio in den Zoll, sollte aber an Bord bleiben, weil mein Gepäck weiter nach Santos ging. Ich schickte zum Zoll, um ihn zurückholen zu lassen. Ich bekam ihn nicht, weil der Beamte, der den Koffer unter Aufsicht hatte, nicht zu finden war. Der Sonnabend verging, der Beamte kam nicht. Am Sonntag blieb der Zoll geschlossen. Am Montag mußte ich in der Angelegenheit selbst von Pontius zu Pilatus laufen, erklärte überall, der Koffer solle gar nicht in die Stadt, sondern zurück auf das Schiff geschafft werden, da er nur irrtümlich in den Zoll gekommen wäre. Umsonst! „Paciencia! Warten Sie bis der betreffende Beamte kommt."

„Das kann ich nicht. Der Dampfer will abfahren."

Achselzucken und: „Paciencia!" Das war die einzige Antwort.

Endlich machte mir eine große kaufmännische Firma von Rio aus Gefälligkeit den Koffer frei, sonst läge er vielleicht noch heute dort, wenn zufällig der betreffende Beamte verreist, erkrankt oder gestorben wäre. Ich erlebte noch mehrere solche Beispiele der geringen Willfährigkeit von Beamten.

Daß die Zölle auf alle europäischen Industrieartikel unsinnig hoch und daher alles im Lande sehr teuer ist, versteht sich von selbst. Die Brasilianer, die selbst nur sehr wenig produzieren können, sehen jedoch nicht ein, daß sie durch dieses System vor allem ihre Landesangehörigen, nicht aber die fremden Kaufleute schädigen. Letztere schlagen einfach die Kosten auf die Waren, welche die ersteren kaufen und zahlen müssen. Aber man schädigt durch diese Verteuerung außerdem sehr die Einwanderungslust in ein Land, das an Menschenarmut leidet, und in das man Einwanderer mit allen Mitteln heranziehen sollte. —

Das Recht wird in Brasilien in einer Weise vergewaltigt, daß man sich oft frägt, ob die Brasilianer überhaupt Recht und Unrecht unterscheiden können. Einige Beispiele: Vor neun Jahren empörte sich plötzlich die Flotte und wollte den Föderalpräsidenten stürzen. Es entstand ein sogenannter Krieg des Föderalstaates von Brasilien gegen die Flotte. Die Hauptstadt Rio de Janeiro wurde dabei monatelang beschossen. Zugleich brach im Süden eine Revolution zu gleichem Zweck aus, und die Empörer bemächtigten sich der Staaten Rio grande do Sul, Santa Catharina und Paraná. Es gelang der Föderation nach zweijährigem Kampf, die Revolution niederzuwerfen. Darauf wurden die Offiziere der empört gewesenen Staaten, welche man bei uns als Hochverräter auf das Strengste bestraft hätte, nur abgesetzt. Nach zwei Jahren aber stellte man sie

wieder in ihrem Rang an und zahlte ihnen auf ihr Verlangen sogar ihr Gehalt für diese zwei Jahre, in denen sie unbeschäftigt waren, einfach nach. So behandelt man in Brasilien Hochverräter. — Noch etwas von diesem Kriege.

Die Empörer zogen in der Stadt Curityba ein. Um diese vor Plünderung zu bewahren, traten sechs der angesehensten Bürger unter Leitung des Barons Serroazul zusammen und bezahlten von ihrem Vermögen die Forderungen der Empörer. Die Stadt blieb daher verschont. Als die Regierungstruppen kamen und die Empörer vertrieben, wurden Baron Serroazul und jene Bürger wegen Verdachtes des Einverständnisses mit den Aufrührern verhaftet und angeblich zum Zweck einer Untersuchung mit der Eisenbahn nach Rio gesendet. Auf der halben Höhe zwischen Curityba und Paranaguá hielt der Zug und man bat die Herren, auszusteigen. Sie taten es. Da schossen Soldaten einfach auf Befehl eines Leutnants sie von rückwärts nieder und warfen die Toten über die Felsen hinab.

Der General, der diese Greueltat angeordnet hatte, leugnete die Tat zwei Monate lang und erklärte der Witwe des Barons auf ihr Befragen, ihr Mann lebe in Untersuchung in Rio. Das Tollste an der Sache aber war: gegen den Anstifter, den General Moreira Cesar, und gegen die Meuchelmörder wurde keine Untersuchung eingeleitet, sie blieben in Amt und Würden; das Volk schimpfte zwar darüber, ließ sich aber alles gefallen. Ich war an der Stelle der Mordtat, wo jetzt ein Kreuz steht, ich sprach den Mann, der zuerst die Leichen fand, ich erkundigte mich auf das Gewissenhafteste, die Sache erwies sich als buchstäblich wahr. —

Im sogenannten Canudoskriege, ein Jahr später, kamen noch unglaublichere Dinge vor. Man erzählt, daß dort die Regierungsleute selbst Überfälle auf ihre eigenen Trainkolonnen angestiftet hätten, um ein Geschäft zu machen; man sagt, daß Generale und Offiziere das Niederwerfen der kleinen Aufrührer-Schaar absichtlich verzögert hätten, um länger Kriegsgelder zu erhalten; man spricht davon, daß ganze Lieferungen nicht geliefert aber bezahlt worden wären. Der Kriegsminister, der diese Betrügereien untersuchte, fiel kurz darauf unter den Schüssen eines Meuchelmörders.

In jenen Kriegszeiten vollführte die Föderalregierung auch folgendes Stück. Man hatte eine Anzahl von älteren Banknoten für wertlos erklärt und eingezogen, aber nicht alle vernichtet. Plötzlich gab die Regierung den Rest, d. h. eben die noch nicht vernichteten Banknoten heimlicherweise und ohne sie durch öffentliche Bekanntmachung wieder in Kurs zu setzen, abermals in den Verkehr.

Ein anderes Beispiel. Auch bei den Küstendampfschiffahrts-Gesellschaften herrschen unglaubliche Zustände. Meine eigene Erfahrung gelte als Beweis. Auf der „Viktoria" des Lloyd brasileiro befinden sich 34 Betten erster Klasse. Aber man verkaufte 87 Plätze erster Klasse. Eine große Überfüllung an Passagieren herrscht stets. Zwei Dritteile der Schiffe des Lloyd liegen aber dabei nutzlos im Hafen, um die Fahrkosten zu sparen. Natürlich liegen auch zwei Dritteile des Personals auf der faulen Haut. Da überdies jede Stelle fast dreifach besetzt ist, so

kann man sich denken, wieviel Geld auf diese Weise vergeudet wird. Ein durchaus ehrlicher, brasilianischer Aufsichtsrat wollte diese Mißstände ändern, untersuchte alles und fand: „Wir können monatlich leicht 80 Contos d. h. 80 000 Mark ersparen und doch mehr und besser fahren lassen."

Man sah dies ein, aber die Antwort der Direktoren lautete: „Lassen Sie lieber alles gehen. Es hängt das Interesse von zu vielen Leuten davon ab, daß so weiter gewirtschaftet werde wie bisher." —

Ein weiteres Beispiel von brasilianischer Rechtsanschauung. Der Kassierer einer Sparbank brannte mit 50 000 Mark der ihm anvertrauten Gelder durch. Man fing ihn ein. Die Untersuchung dauerte fünf Monate. Da erklärte er, er habe das Geld nur leihweise entnommen und wolle es zurückzahlen, wenn er frei wäre. Man ließ ihn frei und setzte ihn wieder in Amt und Würden, damit er Gelegenheit fände, seine Anleihe zurückzuzahlen. Klingt dies nicht fast märchenhaft!

Noch ein anderes Beispiel. Man hatte in früheren Jahren eine sehr gute Straße von der Küstenstadt Paranaguà hinauf auf die Höhe des Gebirges nach der Hauptstadt des Staates von Paranà, nach Curityba, gebaut. Auf dieser fand der Verkehr von Matte-Thee vermittels Frachtwagen statt. Zur Unterhaltung und zum weiteren Ausbau der Straße wurden große Summen genehmigt. Da erbaute eine französische Gesellschaft die Eisenbahn Paranaguà—Curityba. Die Gesellschaft wußte sich jedenfalls sehr gut mit der Regierung von Paranà zu stellen, denn plötzlich hörte jede Ausbesserung der Fahrstraße auf, sie verfiel, und eines Tages stürzte eine noch gute Brücke plötzlich ein. Seit dieser Zeit — es sind schon Jahre verflossen — hörte der Verkehr auf der Straße völlig auf, die Bahn hat keine Konkurrenz mehr und kann ihre Frachtpreise unsinnig hoch stellen.

Noch etwas von Falschmünzerprozessen. Ein Lithograph in Sao Paulo machte falsche Stempel und verkaufte diese ganz öffentlich. Es handelte sich dabei um Hunderttausende von Mark. Der Betrüger wurde verhaftet, aber wegen gewisser Formfehler, die beim Verhaften (!) vorgekommen waren, freigesprochen. Natürlich fing er sofort wieder an, falsche Stempel zu machen. Erst nach der zweiten Verhaftung konnte er bestraft werden. —

Aus Riberao preto kamen vor einiger Zeit über 500 Contos, etwa 500 000 Mark falsche Banknoten an. Man schlug das Verfahren aber einfach nieder, denn „es waren zu hohe Herren dabei beteiligt".

Der Anstreicher Grosset in Sao Paulo schoß seinen Konkurrenten René auf der Straße tot, wurde aber freigesprochen, weil letzterer ihm gedroht hatte, ihn ermorden zu wollen.

Ich könnte noch Dutzende solcher beglaubigter Beispiele anführen, die alle zeigen, daß die jetzigen republikanischen Brasilier den Sinn für eine unparteiische Handhabung des Rechtes verloren haben, daß sie sich in einer auf die Dauer unhaltbaren Korruption befinden, und daß sie nicht imstande sind, ein Staatswesen nach moderner Auffassung zu führen, trotz aller hohlen Phrasen von Recht und Freiheit, die sie machen. —

Ich möchte nun aber das Leben unserer Landsleute in diesem Staate schildern. Wir müssen dabei scharf unterscheiden, ob es sich um Kolonisten d. h. Ansiedler oder um Kaufleute handelt.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas wird ein Bauer, der garnichts besitzt und sich allein auf seiner Hände Arbeit verläßt, nur schwer seinen Weg machen können, während er ganz andere Aussichten hat, sobald er Anlagekapital besitzt. In Brasilien ist dies nicht unbedingt notwendig. Erschwerend für den bisherigen Landbau waren Überproduktion in allen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die vollständig ungenügenden brasilianischen Verkehrsmittel, und die Schwierigkeit der Gewinnung von Arbeitskräften. So befinden sich die Kaffeefazendeiros, welche die Hauptmacht der Landbesitzer bilden, gegenwärtig in der schlimmsten Lage. Durch die Überproduktion in der ganzen Welt ist der Kaffee bedeutend im Wert zurückgegangen, die hohen Transportkosten und Ausgangszölle sind aber geblieben, also lohnt sich der Kaffeebau nicht mehr und die darauf angewiesenen Grundbesitzer gehen zu Grunde. Statt daß die Regierung durch Nachlassen der Ausfuhrzölle ihren Kaffeefazendeiros helfen würde, hat sie neue Lasten auf den Kaffee gelegt, im Glauben, diese würden die Zwischenhändler, d. h. die europäischen Kaufleute tragen. Letztere hüten sich aber sehr. Sie zahlen einfach dem Produzenten um soviel weniger für den Sack Kaffee. Ähnlich geht es auch mit anderen Erzeugnissen. Dazu kommt in manchen Gegenden die vollständige Unmöglichkeit, Feldfrüchte auf den Markt zu bringen, weil kein Transport möglich ist, oder dessen Kosten alle Vorteile verschlingen würden. Nun ist das Ausbauen eines richtigen Straßen- und Eisenbahnsystems bei den gegenwärtigen Regierungsverhältnissen undenkbar. Also eine gesunde Landwirtschaft im großen ist zur Zeit in Brasilien nicht möglich. Und dennoch möchte ich sehr zur agrarischen Einwanderung in dieses von der Natur so überreich gesegnete Land raten, auch einfachen und wenig vermögenden Landarbeitern. Die besten Aussichten haben diese in den beiden südlichsten Staaten, Rio grande do Sul und Sta. Catharina. Im Nordwesten des ersteren, auf dem Boden der einst fruchtbaren und blühenden Jesuitenmissionen gedeihen die rein deutschen Siedelungen des Herrn Dr. Herrmann Meyer. Der besondere Vorzug dieser aufstrebenden Kolonien Neu-Württemberg und Schingu liegt darin, daß eben nur rein deutsche Elemente ansiedeln und so die Einwanderer davor bewahrt bleiben, aufzugehen in der Masse anderer Nationalitäten, die auf den Staatskolonien ansässig sind. In Sta. Catharina verfolgt die Hamburger Hansa-Gesellschaft gleiche Ziele. Auf diesen Kolonien kommt der Einwanderer sehr schnell in den Besitz eines Eigentums, auf dem er bei Fleiß und Sparsamkeit sorgenfrei leben kann. Jedem fleißigen Mann, besonders wenn er durch eine zahlreiche Familie unterstützt wird, gelingt das schnell, und dies ist schon sehr viel. Noch besser steht er natürlich, wenn er soviel Geld hat, den kleinen Besitz gleich bar auszuzahlen. Freilich mit diesem Erfolg hört es vorläufig auf. Reichtümer kann sich ein solcher Kolonist aus den oben angegebenen Gründen nicht erwerben. Allein die Zeiten können sich

ändern. Die Mißwirtschaft der jetzigen brasilianischen Regierung darf und wird nicht mehr allzulange dauern. Anzeichen dafür sind bereits vorhanden. Wenn dann geordnete Verhältnisse eintreten, so wird auch für den Verkehr gesorgt werden. Dann erst erschließt sich Brasilien mit seinen unermeßlichen Naturreichtümern der übrigen Welt, dann erst wird es ein Kulturstaat, dann erleben die Nachkommen der jetzt noch arm bleibenden Kolonisten vielleicht doch eine gute, wenn nicht sogar eine glänzende Zukunft.

Ganz dasselbe, was ich von den Landbebauern sagte, gilt auch von den einfachen Handwerkern, die vielleicht sogar noch etwas besser daran sind. Mit unseren Kaufleuten verhält es sich nach meiner Ansicht anders. Der Fleiß, die Arbeitskraft, die Ausdauer und die Kenntnisse der deutschen Kaufleute sind denen der brasilianischen und anderen Kaufleute daselbst so haushoch überlegen, daß ich glaube, ein tüchtiger, solider Mann, wie ich sie dutzendweise in Brasilien in Firmen wie die Deutsch-südamerikanische Bank, Wille, Hermann Stolz, Hasenclever, von Bülow, Schmidt, Panzer, Heidenreich, Wagner, Bermann, Lämmert, Meyer 2c. 2c. kennen lernte, macht in Brasilien unter allen Umständen seinen Weg, ob er mit großen Mitteln als Kaufherr oder mit geringen als Angestellter in deutschen Häusern anfängt. Freilich muß er ein Mann sein, der eben jene oben genannten Eigenschaften auch besitzt. Faule Gigerl und unwissende, schlecht erzogene junge Verschwender sind nicht in einem Lande am Platz, in dem jeder für sich selbst einstehen muß, und wo nur ernste Arbeit zum Ziel führt.

Zur Zeit sind aber die Verhältnisse sehr schlecht. Das hängt mit der Not der Kaffeeproduzenten und ebenfalls mit der schlechten Verwaltung durch die Regierung zusammen. Ich möchte daher gerade jetzt, während vielfach die Geschäfte stocken, keinem jungen Manne raten, auf gut Glück sein Heil in Brasilien als Kaufmann zu versuchen. Aber die Großkaufleute dürfen sich durch die momentane Lage nicht entmutigen lassen. In Brasilien sind alle Verhältnisse für einen großartigen Aufschwung gegeben, sobald die jetzige Regierung abgewirtschaftet hat. Wer dies abwarten kann, wird riesige Vorteile gewinnen, und lange kann es nicht mehr so fortgehen. Es lassen, wie gesagt, viele Anzeichen auf eine Änderung zum besseren schließen. Von einzelnen kaufmännischen Verhältnissen will ich nicht reden. Es würde dies zu weit führen, und ich verstehe nicht genug hiervon.

Ich möchte jedoch unseren Landsleuten etwas vom brasilianischen Geld erzählen. Im allgemeinen gibt es in Brasilien nur Papiergeld und Nickel. Silber sieht man sehr selten, Goldmünzen fast nur als Schmuckgegenstände. Da aber die brasilianischen Banknoten nicht durch einen von der Regierung oder einer Bank gehüteten Goldreservefonds gedeckt sind, so unterliegen sie einem fortwährenden Kurswechsel, der sich auf Grund allgemeiner Verhältnisse oder auch ganz willkürlicher Bestimmungen täglich ändert. Das kann die sonderbarsten Dinge zeitigen. Ein europäischer Arbeiter spart sich z. B. mühsam nach und nach 1000 $ 00 d. h. 1000 Milreis zusammen. Seit Monaten hat er ausgerechnet,

daß er für diese rund 1000 Mark nach Hause senden kann. Auf einmal fällt der Kurs und seine 1000 $ 00 sind nur noch 500 Mark wert. Es kann aber auch umgekehrt gehen. Ein Konsulatsbeamter bezieht z. B. 12000 Mark Gehalt. Der Kurs fällt. Er erhält in diesem Jahre 24000 $ 00 und lebt sehr vergnügt. Ein Jahr später steigt der Kurs, er erhält für seine 12000 Mark nur noch 6000 $ 00 und muß nun entsetzlich sparen. Wie solche Geldverhältnisse alle kaufmännischen Geschäfte erschweren, kann man sich vorstellen. Für uns Deutsche mit unserer soliden Geldwirtschaft sind sie fast unverständlich. Damit muß aber jeder in Brasilien rechnen.

Ein Umstand wunderte mich sehr, daß ich nämlich in Brasilien so wenig deutsche Ärzte fand. In Curityba leben etwa 12000, in Sao Paulo 10000, in Rio, Santos und Bahia ebenfalls ansehnliche Massen von Deutschen, und nirgends hörte ich daselbst von einer genügenden Zahl von deutschen Ärzten sprechen, welche Praxis ausüben. Bei dem geringen Vertrauen, welches man allgemein den brasilianischen Ärzten entgegenbringt, müßten doch deutsche Ärzte dort einen guten Weg machen! In Deutschland könnten wir aber wohl einige entbehren, denn hier kranken wir ja an einer wahren Ärzte-Überproduktion.

Freilich machen die Brasilianer den Fremden Schwierigkeiten, indem sie von letzteren die Ablegung eines Examens für Brasilien verlangen. Da dieses in französischer Sprache abgelegt werden kann, so bietet es doch den meisten deutschen Herren keine Schwierigkeit; in den Fachwissenschaften werden sie sicherlich keine Extrastudien machen müssen, sondern sie haben nur Französisch zu lernen.

Ähnlich verhält es sich mit den Juristen, die aber genaue Rechtsstudien in Brasilien treiben und sich dort den Doktorgrad erwerben müssen. Dann werden sie aber sehr gesucht sein, wie es auch bei einem freilich hervorragend tüchtigen deutschen Rechtsanwalt in Sao Paulo der Fall ist.

Vollständig ausgeschlossen ist der Eintritt von deutschen Offizieren oder Soldaten in das brasilianische Heer. Eine so schlechte Armee wie die brasilianische gibt es wohl kaum auf der Erde wieder. Darauf des näheren einzugehen, führte wohl zu weit. Wenige Beispiele aber machen selbst dem Laien die Art der dortigen Zustände klar.

Das brasilianische Heer — sowohl die Föderalarmee als auch das Polizeitruppenkorps — besteht aus Söldnern, größtenteils aus Negern. Da es aber nicht genug Rekruten gibt, so stellt man Verbrecher ein, die statt so und so viel Jahre im Gefängnis zu verbleiben, diese Zeit bei der Truppe „abdienen". Was unter solchen Umständen für ein Geist in der Armee herrscht, kann man sich denken! — Nahezu alle Soldaten leben in wirklicher oder wilder Ehe. Damit wird der Diensteifer der Mannschaften auch nicht erhöht. — Ein Dienstbetrieb nach unserer Art kann gar nicht stattfinden, weil die Mittel dazu fehlen. Es besitzen die Kavallerie-Regimenter in den besseren Staaten 200, in anderen etwa 120 Pferde, die Artillerie gar keine. Von diesem Bestand an Pferden ist gewöhnlich mehr als die Hälfte auf den Remontestationen und Erholungsplätzen,

andere können wegen der schlechten Behandlung die sie erfahren haben nicht geritten werden, kurz, wenn ein Regiment einen Bestand von 40 brauchbaren Pferden hat, darf es sehr froh sein.

Schießübungen der Infanterie finden gar nicht, solche der Artillerie sehr selten statt. Bei einer solchen gelang es der Artillerie in Curityba, deren Geschütze man mit Kavalleriepferden bespannt hatte, die Scheibe beinahe gar nicht, jedoch einen in der Nähe grasenden Maulesel zu treffen.

Die Offiziere sehen außer Dienst ganz elegant aus. Über ihre militärischen Kenntnisse kann ich nichts sagen. Daß sie selbst aber weder Disziplin haben, noch solche erziehen können, lehren der Augenschein und unzählige bekannte Beispiele. Die Brasilianer haben sogar für das Wort „Disziplin" gar kein Verständnis. Wollten sie doch z. B. einen ganz gewöhnlichen Empörer dem Deutschen Reich und, als dieses den Vertreter ablehnte, anderen Staaten als Militärattaché zuweisen. Wie man mit den Empörern der Revolution in den neunziger Jahren verfuhr, habe ich schon erwähnt. Durch solches Verfahren untergräbt man natürlich jede Disziplin.

Die wenigen Exerzitien, die ich sah, gestalteten sich zu reinen Militärhumoresken. Die Ehrenbezeugungen von Untergebenen gegen Vorgesetzte sind einfach skandalmäßig. Also Geist, Dienstbetrieb und technische Leistungen sind so schlecht wie nur möglich.

Etwas besser als die Föderaltruppen kann man die Polizeitruppen von Sao Paulo beurteilen, und die besten Regimenter von ganz Brasilien sollen die beiden von Castilhos aufgestellten des Staates Rio grande do Sul sein. Diese habe ich leider nicht gesehen.

Bei der Marine herrschen fast gleich klägliche Zustände. Die in Deutschland, Frankreich oder England gebauten Kriegsschiffe werden im Lande selbst repariert oder umgebaut, aber anscheinend nicht um bessere Verteidigungsmittel zu schaffen, sondern um möglichst viele Menschen auf Staatskosten zu bereichern. So wird an dem größten Panzer, den Brasilien besitzt, seit etwa 15 Jahren gebaut und immer wieder geändert. Er kostete, wie die einen behaupten, bis jetzt 45, wie andere sagen 60 Millionen Milreis Reparatur, kann aber noch nicht aus der Bai von Rio heraus, weil man nicht damit fahren kann. Hie und da werden Befehle erlassen: „Die Flotte manöveriert an der Küste im Süden 2c." Meist kommt es gar nicht dazu. Laufen aber die Kriegsschiffe wirklich aus der Bai von Rio aus, so gehen sofort Schleppboote mit, oder man läßt sie nachkommen, um die manöverierunfähigen Schiffe wieder zurückzuschleppen. Nur einige kleine seetüchtige Kreuzer machen eine günstigere Ausnahme. — Vom Schießen haben die Marineartilleristen ebensowenig eine Ahnung, wie ihre Kameraden der Landarmee. Bei der großen Marinemeuterei, der sogenannten Revolution von 1893, haben die Marinegeschütze und die der treu gebliebenen Küstenbefestigungen sich wochenlang nicht getroffen, obwohl sie keine 4000 Meter weit auseinander lagen. Erst als man einen Verbrecher, einen früheren deutschen Artilleristen, aus dem Gefängnis holte und

ihn unter Erlaß seiner Strafe mit dem Richten der Geschütze im Fort Santa Cruz betraute, gelang es, das in Händen der Meuterer befindliche Fort Villegagnon im Laufe der Monate zusammenzuschießen.

Einmal sollen zwei Kriegsschiffe ausgefahren sein und die brasilianische Insel Noronha nicht gefunden haben, ein andermal schleppten Kriegsschiffe einen großen Steinblock nach einer Insel, um daselbst ein Denkmal zu errichten, brachten ihn aber wieder zurück, weil sie vorher nicht überlegt hatten, wie man ihn dort ausladen könne. — So hört man in Zivilkreisen zahlreiche Anekdoten, welche alle ausdrücken, mit welcher geringen Achtung man auch die Leistungen der Marine beurteilt, obwohl bei derselben meist Söhne besserer Familien als Offiziere dienen und man daher den Mannschaften der Flotte viel Sympathie entgegenbringt. — Alles dieses zeigt wohl, daß es für deutsche Offiziere unmöglich ist, in der brasilianischen Armee oder Marine eine ähnliche Rolle zu spielen, wie in der türkischen, chinesischen, chilenischen 2c. Der brasilianische Dünkel würde auch solchen fremden Lehrmeistern die Ausführung ihrer Aufgabe unmöglich machen.

Ich möchte all das Gesagte nur in wenige Sätze zusammenfassen: Brasilien ist von Natur aus das gesegnetste und reichste Land vielleicht der ganzen Erde, das leicht Hunderten von Millionen Menschen gute Lebensbedingnisse gewähren kann.

Die jetzigen Brasilianer sind nicht imstande, einen modernen Kulturstaat zu bilden, aber es läßt sich mit dem brasilianischen Volke ganz gut auskommen und mit und neben ihm leben.

Was die Zukunft Brasiliens betrifft, läßt sich schwer etwas voraussagen. Das Wahrscheinlichste ist, daß sich der Föderalstaat in einzelne Staatengruppen oder in zahlreiche kleinere Republiken auflöst, und diese sich dann mehr oder minder eng an auswärtige Staaten anschließen, je nachdem sich fremde Elemente in ihrem Bereich aufhalten. Die Nordstaaten würden sich dann nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England, die Südstaaten vielleicht nach Deutschland und Italien neigen.

Manche denken auch an eine völlige Aufteilung von Brasilien, und sowohl die Nordamerikaner als auch die Engländer scheinen sich auf diesen Fall vorzubereiten, indem sie sich durch Erwerbung von Eisenbahn- und Minenkonzessionen, durch Gewährung von Anleihen und durch andere Konzessionen (wie zur Zeit bei der Acrefrage) möglichst viele Rechtsansprüche verschaffen, auf welche sie gegebenen Falles zurückkommen können. Wie das alles enden wird, möge die Zukunft lehren.

Die Stände des Volks von Nordamerika.

Von

Wilhelm von Polenz.

II.

Der Begriff „Unternehmer“ erfaßt in Nordamerika eine weit größere Zahl von Klaſſen und Individuen als bei uns. Der Yankee iſt von Natur unternehmend. Schon die Kinder in der Schule ſind es. Man hört nicht ſelten von jungen Leuten, die bereits ein Vermögen gemacht haben. Sogar Dienſtboten ſpekulieren in Bankaktien und Eiſenbahnpapieren. Ganze Stände, die bei uns zu ſchwerfällig ſind, um ſich mit Spekulation zu befaſſen, oder wenn ſie es tun, meiſt mit Schaden dabei wegkommen, ſind drüben aufs Wetten und Wagen erpicht. Bei uns hat das Börſenſpiel einen üblen Beigeſchmack; den erſten Klaſſen des Landes, dem Offiziersſtand und dem Beamtentum iſt es unterſagt. Drüben erſcheint der Mann, der nicht in irgend einer Form ſein Glück verſucht, als Ausnahme von der Regel.

Selbſt der Künſtler iſt in Amerika Unternehmer. Die erſten Bühnenkünſtler reiſen fortgeſetzt mit ihren Truppen durch das ganze Land. Beliebte Autoren verſtehen es, ihre Bücher zu Auflagen zu treiben, die in die Hunderttauſende gehen. Von dem Präſidenten einer großen Univerſität verlangt man, daß er Geſchäftsmann und Organiſator ſei und die materielle Seite des Inſtituts zu fördern wiſſe. Ärzte und Advokaten verſtehen von ihrem eigentlichen Fache oft ſehr wenig, aber um ſo mehr von der Kunſt des Geldmachens. Ja, ſelbſt einzelne Geiſtliche vollführen zu Ehren Gottes eine Art marktſchreieriſcher Propaganda, die man bei uns höchſtens einem Kleiderhändler nachſehen würde.

Der Unternehmungsgeiſt des Amerikaners iſt eine Eigenſchaft, die dieſem Volke gleichſam durch die Natur ſeines Landes anerzogen wurde. Die erſten Anſiedler angelſächſiſchen Urſprungs waren durch ihre Wohnplätze am Rande eines großen Kontinents mit herrlichen Naturſchätzen und wenig Bevölkerung darauf angewieſen, Handel mit dem Mutterlande zu treiben. Im Norden entſtanden die Handelsemporien, im Süden die Plantagen. Nicht Krieger und Ackerbauer, wie ihre Vorfahren, da ſie die Länder der alten Welt beſiedelten, ſondern Kaufleute und Sklavenhalter waren dieſe Koloniſten. Während des mehrhundertjährigen Zuges der Anſiedler nach dem Weſten entwickelten ſich neue Eigenſchaften in dieſem Völkergemiſch, das durch gemeinſame Not und

gemeinsames Glück immermehr zu einer Einheit zusammengeschweißt wurde; Eigenschaften, die die Freude am Wagen und kühnen Unternehmen beim Einzelnen wie in der ganzen Nation noch weiter verstärkten.

Das Glücken aller seiner Unternehmungen, das Gedeihen seiner Saaten, das ungehinderte Vorwärtsbringen in ein Land, das je weiter man kam, sich um so reicher an Schätzen aller Art erwies, dazu das schnelle Zusammenbrechen der wenigen schwachen Feinde, die sich ihm entgegenzustellen wagten, haben den Amerikaner zum Optimisten gemacht. Er vertraut auf seinen Stern, der ihn noch niemals betrogen hat. Es ist ganz natürlich, daß er, dem das Glück auf allen Wegen hold gewesen, Freude fand am Versuchen des Glücks.

Die Rastlosigkeit ist ein weiterer Charakterzug des Yankees. Er ist nicht im stande die Hände im Schooße ruhen zu lassen. Es wird berichtet, daß die Farmer des Nordens, wenn im Winter das Wetter die Arbeit im Freien unmöglich macht, am Feuer sitzend wenigstens Holzspäne schnitzen, um ihren arbeitsfrohen Händen Beschäftigung zu geben. Auffällig ist auch die Erscheinung, daß die Geschäftsleute sich erst ganz spät oder garnicht aus ihrem Beruf zurückziehen. Der Yankee stirbt am liebsten in den Sielen. Dazu kommt der dem Amerikaner angeborene und durch die Erziehung verstärkte Sinn für das Reale, seine Luft am Zweckmäßigen, die der Industrielle und Kaufmann ebensowenig entbehren kann wie Arbeiter und Farmer.

Zum Unternehmer großen Stiles aber wird er durch eine Kombination von Eigenschaften, die den Yankee recht eigentlich zum modernen Menschen stempelt: Erfindungsgabe und praktische Phantasie.

Die amerikanische Erfindungsgabe hat nichts mit vager Träumerei oder verschrobener Projektelmacherei zu tun. Sie war werktätig, immer da zur Stelle, wo es galt, brennende Aufgaben zu lösen. Als es notwendig war, den Urwald zu lichten, schuf sie die berühmte amerikanische Axt. Als der Ackerbau in den Vordergrund trat, lieferte sie sinnreiche zweckvollendete Werkzeuge und Maschinen für dieses Gewerbe. Da es galt Ozean mit Ozean auf dem Landwege zu verbinden, warf sie Brückenkonstruktionen von unerhörter Kühnheit über die Ströme, vervollkommnete die Lokomotive und das Dampfschiff. Als ein langwieriger Bürgerkrieg ausbrach, ersann sie Waffen und Panzer für Land- und Seegefecht. Dem auf diesen Krieg folgenden wirtschaftlichen Aufschwung lieferte sie in ungezählten Maschinen die rechten Werkzeuge der Produktion. Gelehrte wetteiferten mit Politikern im Erfinnen neuer Mechanismen. Die Elektrizität wurde in keinem anderen Lande der Welt ähnlich ausgebeutet zu Unternehmungen großen Stils wie in Nordamerika. Und als schließlich die Vereinigten Staaten mit den Produkten von Landbau und Industrie immer mächtiger auf den Weltmarkt hinaustraten, als es für sie galt sich mit den Ländern des ganzen Erdballs in Verbindung zu setzen, da wurden jene Erfindungen, die den menschlichen Gedanken über weite Räume verständlich machen, gerade von amerikanischer Seite am lebhaftesten gefördert.

Mangel an Kenntnissen und an praktischem Verstand kann man den Deutschen nicht vorwerfen; aber leider kommen diese Gaben bei uns selten vereinigt vor. Wir besitzen viele schwer gelehrte Leute, deren schwache Seite der gesunde Menschenverstand ist, und wir haben viele praktische Männer, die zeitlebens zur Einseitigkeit verdammt sind, weil ihnen tiefe Bildung und der Flug der Gedanken fehlt. Der Amerikaner, wenn er im einzelnen auch nicht so viel gelernt haben mag wie der deutsche Fachmann oder der deutsche Theoretiker, übertrifft doch beide durch eine Gabe, welche gleichsam ein Ergebnis ist aus Können und Erkennen, eben die praktische Phantasie.

Vielleicht ist diese seltene durchaus moderne Gabe ein Erbteil der beiden Rassen, von denen der Yankee in der Erscheinung wie in der geistigen Struktur am meisten angenommen hat: von der angelsächsischen mit ihrem nüchternen Common Sense und von der keltischen mit ihrer phantasievollen Anpassungsfähigkeit. Nicht ohne Einfluß auf die Erfindungsgabe ist auch jedenfalls jene durch die Natur des Landes bewirkte Eigenschaft geblieben, welche Friedrich Ratzel das „weiträumige Denken“[1]) getauft hat. Der großartige, oft phantastische Zug, der durch viele Unternehmungen der Yankees geht, der uns ängstlicheren Europäern leicht den Eindruck des Verrückten gibt, führt auf diese Grundlagen des Volkscharakters zurück.

Der Amerikaner hat als Geschäftsmann eine großartigere Auffassung als der Deutsche. Er denkt praktisch und handelt enthusiastisch, während der Deutsche oft theoretisch denkt und im kleinlichen Detail stecken bleibt. Der amerikanische Geschäftsmann klebt vor allem nicht am Gelde; geht ihm ein Unternehmen fehl, so findet er sich wohl oder übel darein. Der Deutsche springt in solchem Falle dem Gelde nach und geht darüber zu Grunde.

Der Unterschied zwischen amerikanischer Volkswirtschaft und europäischer ist der: wir konservieren, der Amerikaner entwickelt. Wir sind angewiesen auf ein kleines Land von beschränkten Hülfsquellen. Unser wertvollster Besitz ist der von den Vätern übernommene; ihn zu hüten und zu vervollkommnen streben wir an. Drüben gerade umgekehrt! Von der Vergangenheit hat man wenig übernommen, es gibt nicht viel altes, was des Erhaltens wert wäre. Der Reichtum aber und die Ausdehnung des Landes stellen vor immer neue Aufgaben und Probleme, die Gewinn versprechen und die Unternehmungslust reizen. Der Yankee-Unternehmer, mag er nun Eisenbahnkönig sein, Captain of Industry, Bankier, Besitzer einer Riesenranch, Schiffsreeder, oder Bierbrauer, wird sich in erster Linie als Pionier fühlen, der neue Wege des Handels und Verkehrs eröffnet, als Promotor neue Quellen des Wohlstands erschließt.

Pietät für das Vergangene kann man bei einer Menschenklasse nicht suchen, die so ganz in der Gegenwart lebt, und deren Blick durchaus in die Zukunft gerichtet ist. Der Unternehmer, der in Europa ein neues Institut, eine Fabrik,

[1]) Siehe Deutsche Monatsschrift Bd. II S. 523.

eine Eisenbahn, ein Haus gründet, legt es an, als ob es für alle Ewigkeit halten solle. Der Yankee baut für beschränkte Zeit. Er weiß, daß die rapide Entwicklung der Technik das was er heute schafft, in zehn Jahren vielleicht als veraltet erscheinen lassen wird. Darum will er sich das Wegreißen morgen durch allzu festes Bauen heute nicht erschweren.

Wenn schon beim Ackerbau und in der Manufaktur Zeitersparnis eines der Leitmotive gewesen war, so ist der Wunsch Zeit zu sparen durch Vereinfachung des Betriebes bei Tag und bei Nacht Traum des Großunternehmers. Man sucht alle gleichartigen Unternehmungen über das ganze Land in möglichst wenigen Händen zu vereinigen unter Ausscheidung der kleinen Mittelglieder. In Handel und Industrie geht die Tendenz auf Entwicklung des Großbetriebes, auf Zusammenballung von Interessen und Kapitalien.

Die Demokratie unterstützt diese Entwicklung. Ihre Grundlage ist die Gleichheit. Sie gewährt dem Einzelnen einen weiten Spielraum zur Betätigung seiner Kräfte. Sie kennt nicht den Grundsatz: Schutz dem schwächern Teil. Durch ihre Indifferenz unterstützt sie aber indirekt den Starken, der von der Freiheit einen ganz anderen Gebrauch zu machen weiß als der Schwache.

Der Wille zur Macht beherrscht jeden normalen Yankee. Doch hat der Einzelne in dem großen Lande wenig Aussicht zu politischer Macht zu gelangen. Auch hat die Konstitution meisterhaft vorgesorgt, daß alle Machtfaktoren sich gegenseitig balanzieren, daß kein Bürger den anderen beherrsche. Dem Ehrgeizigen winken in der bürgerlichen Gesellschaft weniger erstrebenswerte Ehren und Würden, als in einer aristokratischen; so sucht sich der strebsame Yankee das Feld, auf das ihn seine praktischen Fähigkeiten sowieso weisen: das Unternehmertum im weitesten Sinne.

Die höchste Summe von Intelligenz und Tatkraft wird in den Vereinigten Staaten nicht etwa in der Politik zur Entfaltung gebracht, sondern im praktischen Leben. Die großartigsten Organisationen, kühnsten Pläne, feinsten Schachzüge würdig großer Diplomaten gehen von Leuten ohne Rang, Titel und öffentlicher Stellung aus, von jenen mit praktischer Phantasie begabten Persönlichkeiten, die fast unbemerkt im Hintergrunde auf irgend einem Feldherrnhügel halten und die Heere nach ihrem Winke einschwenken und eingreifen lassen, mit Menschen operieren, als seien es Zahlen und die Kapitalien hin und herwerfen, verteilen und zusammenziehen, wie gut einexerzierte Bataillone.

Für unsere zahme europäische Anschauungsweise haben solche Erscheinungen etwas gigantisch-dämonisches. Sicherlich wird ihre Schädlichkeit von uns überschätzt. Das Großkapital hat auch drüben wie in der ganzen Welt befruchtend gewirkt auf Industrie, Handel, Erfindung, Verkehr. Gewisse Unternehmungen, und gerade die weittragendsten, konnten überhaupt nur geleistet werden durch eine Vereinigung von Macht, Vermögen, Energie und Klugheit. Die Korrektur liegt in der Übertreibung. Menschen von napoleonischer Phantasie scheitern an

der Beschränktheit menschlicher Natur und eilen, bei noch so großen augenblicklichen Erfolgen, einem sicheren Waterloo entgegen.

Amerikanischer Unternehmungsgeist hat sich nirgendwo gewaltiger auswirken können, hat auf keinem Gebiete in kürzerer Zeit Größeres und Nützlicheres leisten dürfen, als im Eisenbahnwesen. Es ist etwas Wahres in der Paradoxe, daß die Eisenbahnen England klein, die Vereinigten Staaten aber groß gemacht haben. Ohne die Eisenbahneu wäre das wichtige Kulturwerk der Aufschließung des Westens undenkbar gewesen.

Eine wesentliche Ursache für die Überlegenheit der amerikanischen Eisenbahnen über die europäischen ist in der unbeschränkten Freiheit zu suchen, welche der Staat von Anfang an den Eisenbahnunternehmungen gelassen hat. Gebunden waren die Erbauer nur durch das gemeine Recht. Die Konkurreuz, welche durch diese Freiheit befördert, sehr bald entstand, führte zur Vermehrung der Schnelligkeit und Bequemlichkeit, zur Besserung des Materials, kurzum zu stetig zunehmender Verfeinerung des Systems. Die überreichen Landschenkungen, mit denen die Regierung einzelne bevorzugte Linien bedachte, hat diese mächtig gefördert. Der wichtigste Förderer aber ist, wie bei allem was zur Größe strebt, der „Human Faktor" gewesen. Nur wahrhafter Mut konnte sich an die Aufgabe wagen und nur wirkliche Genialität konnte sie lösen, Ozean und Ozean über alle Hindernisse von reißenden Strömen, himmelstrebenden Gebirgen und endloser Prärie hinweg mit einander durch den Schienenstrang zu verbinden.

Hier zeigt sich der Unterschied zwischen alter und neuer Welt, zwischen erhaltender und entwickelnder Wirtschaftsmethode wieder deutlich. In Europa baut man Eisenbahnen, um bereits bestehenden Handel und Verkehr zu unterstützen, in Amerika um Verkehr hervorzurufen und ruhende Schätze und Kräfte zu erschließen. Die Eisenbahn gründet Städte, schafft neue Kolonien. Jede große Linie ist wie ein lebendes Wesen, mit der Blutzirkulation des Verkehrs, mit Gliedmaßen, mit einem lebendigen Gehirn vor allem: der Administration. Die Eisenbahnen sind aristokratisch, oft sogar monarchisch regiert. In wenigen Händen laufen die Fäden der Verwaltung zusammen. Ein gekrönter König mag mehr legitimen Prunk entfalten, aber schwerlich wird er autokratischer gebieten, mehr reale Macht üben als in jener großen Demokratie ein Eisenbahnmagnat über die Anwohner, über ganze Städte und Distrikte ausübt. Hängen doch von seinem Gutdünken die Frachtsätze, die Regelung von Handel und Verkehr, die Anschlüsse, die Preise der wichtigsten Produkte und viele in das Wirtschafts- und Privatleben tiefeinschneidende Bedingungen ab.

Die Unternehmer, voran die Präsidenten der großen Eisenbahn- und Transportgesellschaften, die Großkaufleute, Bankiers, Minenbesitzer und Fabrikanten, mit einem Worte, die Kapitalisten, sind die mächtigsten Leute im freien Amerika. Wie kein anderer Stand beeinflussen sie die Politik nicht nur der einzelnen Staaten und Gemeinden, sondern auch die des Bundes.

In den Vereinigten Staaten fehlt eine Geburtsaristokratie, wie England sie besitzt, die durch Jahrhunderte die Geschicke des Landes regiert hat, es fehlt der absolute Herrscher Rußlands, es fehlt der Beamtenstand Deutschlands und seine Bundesfürsten. Dafür ist drüben eine andere Herrscherkaste aufgekommen, eine wirtschaftliche Tyrannis, die darum besonders gefährlich ist, weil sie hinter den Kulissen ausgeübt wird. Bekannt ist, wie die großen Eisenbahngesellschaften es meisterhaft verstanden haben, Gesetze, die gegen ihre Tarifmanipulationen erlassen wurden, praktisch unwirksam zu machen; neuerdings folgen ihnen die Trusts darin nach. Diese Unternehmergruppen stehen außerhalb der Gesetze, weil sie die Gesetzgebungsmaschinerie sowohl wie die Exekutive regieren. Der Senat ist bereits eine Gesellschaft von Millionären. Überall, in Stadt und Land, in der Presse und in der Selbstverwaltung, in der Justiz sogar hat die mächtige Klasse der Großkapitalisten ihre Vertreter und Helfer.

Die Demokratie könnte, wenn man den Dingen ihren Lauf läßt, schließlich in Plutokratie ausarten. Doch wird es wohl hier kommen, wie schon wiederholt in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, man läßt offenkundige Schäden lange Zeit bestehen, bis dem Volk schließlich die Geduld reißt, es den Zwang temperamentvoll bricht und das Übel abschüttelt.

Wo ein Stand aufhört und der andere anfängt, ist schon bei uns in Europa, mit seinen Resten mittelalterlicher Stände, schwer zu sagen, wievielmehr in einer jungen Gesellschaft wie der amerikanischen mit stets fließenden Grenzen. Ebenso wie fast jedermann drüben in irgend einer Form Unternehmer ist, so steht auch fast jeder Bürger irgendwie mit der Politik in Fühlung. In keinem Lande der Welt wird mehr gewählt als in den Vereinigten Staaten. Jeder erwachsene Mann, in manchen Fällen auch jede Frau, ist in der Lage durch Abgabe des Stimmzettels an der Gemeinde- wie an der Staats und Bundespolitik teilzunehmen.

Wenn man das Interesse sieht, mit dem in Amerika Jung und Alt, Reich und Arm die öffentlichen Ereignisse verfolgt, wie die Zeitungen verschlungen werden, wie stark die Äußerungen der Freude oder des Unwillens sind, die irgend ein politisches Ereignis hervorruft, und vor allem wie die Wahlen das Volk in immerwährender Aufregung erhalten, so könnte man leicht zu der Ansicht kommen, drüben stehe die Politik allen anderen Fragen voran, und jeder Amerikaner sei von Natur und mit Freude ein Politikus. Das ist nicht in dem Maße der Fall, wie die Erscheinungen der Straße und der aufdringliche Lärm der Parteiorgane es erscheinen lassen. Vielen und nicht den schlechtesten Bürgern der Vereinigten Staaten erscheint die Politik nur notwendiges Übel. Der Berufspolitiker ist durchaus nicht ein allgemein geachteter Mann. Die eigentlich produktiven Stände haben gar nicht die Zeit sich aktiv an der Wahlpropaganda zu beteiligen; sie geben ihre Stimme ab, das ist alles. Im Kongreß sitzen fast ausschließlich Advokaten und Journalisten; die Arbeiter und Farmer sind so gut wie ohne Vertretung im Parlament. Dadurch aber, daß sich die tüchtigen

Leute und die feiner organisierten Naturen, wie Gelehrte und Künstler, von der Wahlagitation mit ihren widerwärtigen Erscheinungen fern halten, ist jene Trennung entstanden, die einzig in ihrer Art dasteht, jene Scheidung der Bürgerschaft in produktive Stände und in professionelle Politiker.

In einem Lande, wo gewaltige wirtschaftliche Probleme zu lösen waren, haben sich die Tüchtigsten naturgemäß jenen Berufen zugewandt, wo nicht mit Phrasen leeres Stroh gedroschen wird, sondern in harter Arbeit dauernde Werke zu Tage gefördert werden. Die Kunst der Wahlgeometrie aber überließen diese Arbeitsbienen der Klasse der Parteiagenten, den Stumpredнern, den Ringen und Bossen. Der Politik wendeten sich alle jene Naturen zu, die eine bewegliche Zunge, eine blühende Phantasie, ein leichtes Geblüt und ein weites Gewissen haben. Darum wird man in Amerika den soliden, schwerfälligen, biederen und gewissenhaften Deutschen vergeblich in der Politik suchen; hingegen ist bekannt, welche Rolle der Irländer unter den Einpeitschern der Partei spielt, unter den lokalen Drahtziehern und dementsprechend auch — da die Beute dem Sieger gehört — unter den Beamten, welche die siegreiche Partei aus ihren Freunden ernennt.

Zur Politik werden drüben garnicht etwa besondere Tugenden oder Kenntnisse verlangt; im Gegenteil, Mittelmäßigkeit ist eine gute Empfehlung. Weder schicken die einzelnen Staaten ihre hervorragensten Leute in den Senat, noch das Volk als Ganzes seine besten Köpfe in das Repräsentantenhaus. Im Kongreß zu Washington findet man durchaus nicht die Elite der Nation. Nicht einmal zu Präsidenten werden immer erstklassige Leute gewählt. In der Reihe der Männer, die im Weißen Hause residiert haben, überwiegen die Nullen. Man bevorzugt bei der Wahl einen braven aber farblosen Mann vor einem genialen mit ausgesprochenem Charakter.

Von Begründung der Konstitution an hat die Amerikaner jene allen Republikanern eigene Sorge vor zäsarischen Gelüsten beherrscht. Ein Ausfluß dieser Ängstlichkeit ist das sogenannte: „unwritten law of the country", wonach, weil Washington die dritte Kandidatur abgelehnt hat, als ewiges Gesetz gelten soll, daß niemand mehr als zwei Präsidentschaften erstrebe. Die kurze Amtsperiode aber ist der Entwicklung großer Eigenschaften nicht günstig. Ein Präsident, der wiedergewählt sein will, wird der öffentlichen Meinung naturgemäß Konzessionen machen.

Noch schlimmer tritt das Buhlen um die Gunst der Wähler in den niederen Ämtern zu Tage, wo die Wahlperioden kürzere sind. Die Ausbildung von Standesbewußtsein und Tradition — Vorzüge unserer Staatsbeamten — ist nicht möglich bei Leuten, die immer nach dem Augenzwinkern des süßen Pöbels schielen, den sie ja um des Wiedergewähltwerdens willen bei guter Laune erhalten müssen.

Kein Wunder, daß es den Vereinigten Staaten bisher an Politikern großen Stils gefehlt hat, wie sie England in Überfluß, Frankreich, Preußen,

Deutschland und Italien in beträchtlicher Zahl hervorgebracht haben. Sie waren allerdings auch nicht so bitter notwendig, wie in diesen Ländern, da es der Union bisher an äußeren Verwicklungen fast ganz gefehlt hat. Wenn aber große, das ganze Staatswesen in Frage stellende Krisen eintraten, wie im Unabhängigkeitskriege und im Bürgerkriege, dann waren auch mit einem Male die großen Männer da; sie stiegen auf aus den Tiefen des Volkes und gelangten mit Naturgewalt auf jene Plätze, an die sie kraft ihrer Gaben gehörten, durch keine Geburtsaristokratie gehindert, welche in den Monarchien Europas die Staatsämter nnd Offiziersstellen besetzt hält.

Daß die Atmosphäre, in der drüben Politik gemacht wird, sich allmählich zu einer Brutstätte der Korruption ausgebildet hat, leugnet kein billigdenkender Amerikaner. Korruption ist da, aber sie beherrscht nicht, wie man für den ersten Anblick zu glauben geneigt ist, das ganze Land und alle Verhältnisse; sie ist lokalisiert. Es besteht die merkwürdige Erscheinung, daß in ein und demselben Volk das Privatleben gesund ist und das öffentliche Leben von Fäulnis angefressen. Hier hat die Absonderung der Berufspolitiker von den produktiven Ständen segensreich gewirkt, denn nur durch das Fürsichstehen dieser Menschenklasse, wurde es möglich, daß das Bürgertum sich im Kern intakt, ehrlich und tüchtig hat erhalten können.

Die Yankee-Politiker haben sich mit der Zeit eine eigene Moral ausgebildet, die nach europäischen Begriffen Unmoral ist. Über alles, was Politik betrifft, urteilt man drüben äußerst lax. Während man Unehrlichkeit und Unlauterkeit im Geschäftsleben heftig verdammt, ist man geneigt, dem Politiker durch die Finger zu sehen. Jedermann weiß zum Beispiel, daß der Mayor einer großen Stadt seine Amtszeit dazu benutzt, sich ein Vermögen zu machen, weiß, daß bei Vergebung öffentlicher Arbeiten Schacher getrieben wird, bei welchem Millionen-Trinkgelder abfallen für die Parteifreunde. Diese Dinge pfeifen die Spatzen von den Dächern. Die Zeitungen und Witzblätter sprechen mit erstaunlicher Offenheit darüber. Ab und zu fährt einmal der Staatsanwalt dazwischen, oder eine Anzahl ehrlicher Leute tut sich zusammen, der Ring wird zersprengt, der Boß gestürzt, vielleicht wandern sogar ein Paar Hauptbetrüger ins Gefängnis. Aber damit ist nur ein Symptom beseitigt, die Krankheit selbst frißt ruhig weiter.

Dem Yankee sitzt eben das „Laissez faire" tief im Blute, ja es ist bei ihm gewissermaßen zum Lebensprinzip geworden. Er ist, wie James Bryce das in seinem American Commonwealth geistreich nachgewiesen hat, einerseits Fatalist, ist geneigt, der Majorität Recht zu geben, sich dem Massenvotum wie einem Gotlesurteil zu unterwerfen. Amerika ist ihm die beste aller Welten, und zu Amerika gehört eben auch Korruption. Andererseits ist der Yankee auch Humorist. Der politische Rummel mit allem, was daran hängt: Zeitungslügen, Prozessionen, Wahlgeometrie ꝛc. amüsiert ihn, regt ihn angenehm auf. Man betrachtet den Kampf der Parteien wie eine Art Wettrennen oder Stiergefecht.

Treten schlimme Erscheinungen dabei zu Tage, so meint man in angeborenem Optimismus, daß die Zeit das alles schon korrigieren werde. Denn jeder Yankee ist davon erfüllt, daß sein Volk Zeit vor sich hat; im innersten Herzen glaubt er, daß seine Rasse die der Zukunft sei. Und dieser Glaube läßt ihn leicht über alle Mängel der Gegenwart hinwegkommen.

In einer Beziehung ist der Grund zu jener Korruption, die jetzt so üppig in der amerikanischen Demokratie wuchert, schon mit der Konstitution gelegt worden. Die Väter der Verfassung konnten die moderne Entwicklung nicht voraussehen, sie ahnten nichts von Trusts und Ringen, sie die selbst arm waren vermuteten wohl nicht, welche Rolle das Geld noch einmal in der Parteipolitik zu spielen berufen sei. Was wußten diese in puritanischer Sittlichkeit aufgewachsenen in der Auffassung, daß „Tugend" der erste Grundpfeiler der Gesellschaft sei, erzogenen Nachkommen der Pilgerväter, von Ämterschacher und Wahlbestechung, auf die sich ihre Enkel so vortrefflich verstehen sollten! Sie legten große Macht in die Hände des Volkes, in dessen Güte und Weisheit ihr Vertrauen ganz unbegrenzt war. Ihre große Sorge bildete die Einmischung fremder Tyrannen; von dem Emporkommen einer viel gefährlicheren Tyrannei, der des konzentrierten Kapitals ließen sie sich nichts träumen, auch nicht davon, daß eine Geldaristokratie für das Gleichgewicht der Gesellschaft und des Staates bedenklicher werden kann, als eine Aristokratie der Geburt und alle auswärtigen Fürsten.

Diese Konstitution, die sie nach schwerem Kopfzerbrechen aufgestellt hatten, legte die Regierung wie keine andere je zuvor in die Hand des Volkes allein. Das Volk wählt sich seine Beamten für Bund, Einzelstaaten, Gemeinden, für Verwaltung sowohl wie Justiz, und solche Beamte, die nicht aus direkten Wahlen hervorgehen, werden doch wenigstens durch vom Volk erwählte Männer ernannt. Und um den Massen nur ja recht oft Gelegenheit zu geben ihren Willen kund zu tun, wurden die meisten Ämter an ganz kurze Fristen geknüpft.

Als die Konstitution entstand, waren die politischen Parteien nur im Keime vorhanden; von einer raffinierten Parteimaschinerie, wie sie jetzt besteht, war noch keine Rede. Das berüchtigte Wort: „To the victor belong the spoils" sollte erst einige Jahrzehnte später gesprochen werden. Wenn man dem Präsidenten der Republik weitgehende Befugnis zum Ernennen von Bundesbeamten, Gesandten, Post- und Zollbeamten, ja Richtern, in die Hand legte, so hatte einem dabei die makellose Gestalt George Washingtons vor den Augen gestanden. Welche Blüten das Patronageweſen später zu spielen bestimmt sei, wie selbst das Bundesoberhaupt, wenn es sich halten wollte, gezwungen sein würde, die Parteimaschine zu ölen und seine Wähler bei guter Laune zu erhalten, war in jenen harmloseren Zeiten, die noch nichts von Tammany Hall und von den allmächtigen Eisenbahngesellschaften wußten, nicht vorauszusehen gewesen.

Die Entwicklung, die die Parteipolitik genommen, hat eben die guten Intentionen der Konstitution in ihr Gegenteil verkehrt. Es sollte, das war der

ideale Gedanke der Verfassungsgeber, alles durch das Volk für das Volk geschehen. Aber durch das Spoil-System kommen Leute ins Regiment, die wenn das Volk, ohne Mittelspersonen, befragt werden könnte, jedenfalls verworfen werden würden. Das Parteiwesen fälscht den Willen des Volkes; es schiebt die besseren vornehmeren Elemente in den Hintergrund und bringt die skrupellosen frivolen nach vorn. Es legt alle Macht in die Hände einer kleinen Klique. Die Ämter werden schon vor der Wahlkampagne versprochen und wenn der Sieg erfochten ist, verteilt. Gegen die Parteigenossen ist man ehrlich, denn hier würde Betrug sich rächen; das Volk zu belügen und die Öffentlichkeit zu bestehlen gilt nicht als unfair.

Daß es im wesentlichen nur zwei Parteien gibt im Land, vereinfacht die Lage. Auf diese Weise hat man zwei Sorten von Politikern: solche, die an der Bundes-, Staats- oder Gemeinde-Krippe sitzen, und die anderen, welche darauf warten, jene abzulösen.

Die Ämter sind das wichtigste Lockmittel der Partei. Der Beamte, welcher von Parteiwegen sein Amt empfangen hat als Belohnung für geleistete Dienste, kümmert sich natürlich herzlich wenig um die öffentliche Wohlfahrt; sein Interesse gilt nach wie vor der Partei, oder dem Patron, dem Boß, der ihm die Sinekure verschafft hat.

Dazu kommt noch ein anderer Mißbrauch, der auch erst im Laufe der Parteientwicklung eingerissen ist: die „Rotation in office“. Danach wird jedes Amt möglichst oft mit neuen Leuten besetzt. Zu Grunde liegt der Gedanke der Gleichheit; jedermann ist geeignet für jedes Amt! Möglichst vielen Parteigenossen soll die Chance geboten werden, Macht und Gewinn, die dem Amte entspringen, auszunutzen. Und schließlich spielt wohl auch hierbei die geheime Furcht des Republikaners eine Rolle, es könne einer durch zu langes Verweilen im Amt der Allgemeinheit gefährlich werden. Den Parteihäuptern aber ist die Rotation in office eine bequeme Handhabe, möglichst vielen ihrer Genossen Nutzen zuzuwenden, sich ihre Freunde warm zu erhalten und durch immer währende Wahlmanöver ihre Truppen in Übung zu halten.

Der Europäer und vor allem der an geordnete Verhältnisse gewohnte Deutsche kann sich meist nicht genug wundern, wie ein Staat unter so korrupter Verwaltung nicht längst zu Grunde gegangen ist. Darauf ist zu erwidern, daß die Dinge schlimmer aussehen, als sie sind. Amerika ist jung; ein junger Körper hat mehr und frischere Säfte und Kräfte als ein alter, kann daher Krankheiten leichter überwinden. Während in Frankreich die Korruption Zeichen ist von Altersschwäche, kann man sie bei der großen Republik jenseits des Atlantischen Ozeans auffassen, als das was die Physiologen beim jungen Menschen „Wachstumsschmerzen“ nennen. Und dann: Amerika ist reich. Materielle Verluste kann es eher wett machen, als zum Beispiel Spanien. Natürlich bleibt der moralische Schaden, der unberechenbar schwerer wiegt, als die Millionen, die dem Volke von Nordamerika alljährlich von einer kleinen Klique gestohlen werden.

Wir wollen in Deutschland zufrieden sein, daß wir ohne Selbstüberhebung sagen dürfen: diese Art Korruption haben wir nicht, weder in der Staatsregierung, noch bei den Kommunen, noch im Parteiwesen. Dafür weist unser öffentliches Leben eine üble Erscheinung auf, die die amerikanische Demokratie nicht kennt: den Büreaukratismus. Und es ist die Frage, welches von den beiden Übeln in der Wirkung das schlimmere ist. Die Korruption muß, wie alles Böse an ihrer eigenen Verderbnis zu Grunde gehen; wir sahen auch, daß sie lokalisiert ist. Und es ist eine unverkennbare Tendenz vorhanden im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten zur Besserung. Der Büreaukratismus aber ist ein alter, im Charakter unseres Volkes und unserer geschichtlichen Entwicklung begründeter mit unseren Einrichtungen fest verknüpfter Schaden. Büreaukratisches Wesen mit allem was daran hängt: Pedanterie, Weitschweifigkeit, Verbohrtheit, Chinesentum, gehört zu den eingefleischten Angewohnheiten, ist uns wie so mancher alte Zopf eine Art Heiligtum von den Vätern vererbt. Solche durch Bequemlichkeit mehr als durch Übelwollen zur schlechten Tradition gewordene Institutionen aber sind am schwersten auszurotten, schwerer als ein politisches Treiben, dessen dreister Cynismus mit dem Mantel des Ehrwürdigen unmöglich zugedeckt werden kann.

Man darf nicht übersehen, daß in den Seelen der besten Söhne Nordamerikas heftiger Widerwille sich ansammelt gegen die Korruption und tiefe Sehnsucht nach Erlösung von ihrem Terrorismus. Aber die Yankees sind bei aller ihrer Modernität doch auch Sklaven des Herkommens. Man möchte wohl die Politiker bekämpfen, das Wahlrecht korrigieren, den Civil Service reformieren, aber man zagt fest zuzugreifen, weil man nicht an dem Heiligtum der Verfassung rütteln will. Das Wahlrecht aber und die Selbstverwaltung sind nur Ausflüsse des in der Verfassung niedergelegten Grundgedankens: Regierung des Volkes durch das Volk.

Die Partei der Independenten, deren Losung innere Reformen lautete, hat nur schwache Fortschritte gemacht. Die Pläne der Sozialisten und Anarchisten können hier nicht in Betracht kommen, da sie mehr auf Negierung und Umsturz als auf organischen Ausbau und schonende Änderung des Grundgesetzes gerichtet sind. Reformgedanken auf Spezialgebieten finden viel mehr Anklang; so die Bewegung der Prohibitionisten, des Womens Suffrage, der Single Tax. Die Idee einer Reform an Haupt und Gliedern besitzt drüben wohl einzelne Pioniere, aber weder eine Partei, die sie tragen wollte noch einen Staatsmann, der sie leiten möchte.

Man ist während der letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts im aristokratischen Europa viel kühner im Umgestalten von Verfassungen gewesen als im demokratischen Nordamerika. Deutschland, Italien, Österreich-Ungarn, Frankreich haben ihre Grundgesetze geändert, und das englische Staatswesen ist durch die verschiedenen Reformbills von Grund aus revolutioniert worden. Die Vereinigten Staaten sind an die Konstitution von 1787 geschmiedet wie an einen Block; sie umzugestalten würde entweder einen Staatsstreich voraussetzen, oder als Beschluß eine dreiviertel Mehrheit aller Staaten erfordern.

Man täte dem Volk von Nordamerika großes Unrecht, wollte man es nach seiner Politik und nach denen, die sie machen, beurteilen. Die professionellen Politiker sind derjenige Stand, der am meisten Lärm schlägt, die größte Rührigkeit entfaltet, und der in den Zeitungen immerfort von sich reden macht. Diese Demagogen mit ihren widerwärtigen Allüren treten weit mehr in den Vordergrund der Öffentlichkeit, als für die Beurteilung der ganzen Nation günstig ist.

Das Volk ist auch in den Vereinigten Staaten geduldig. Die Wähler lassen sich von den Parteipolitikern an die Wahlurne schleppen, sie erlauben, daß um die Mandate gehandelt, mit den wichtigsten Ämtern und Rechten Schacher getrieben wird. Aber doch nur am Alltag. Es kommen große Zeiten, wo irgend ein Ereignis, eine Not, eine Gefahr, eine neue Idee dem Volke ans Herz greift. Dann besinnt es sich auf sich selbst. In großen Fragen, wie der der Sklavenbefreiung, gibt schließlich das Volksgewissen den Ausschlag.

Logisches Urteil kann man nirgends von den Massen verlangen, kein Difteln und feines Abwägen; aber starke Impulse sind ihm eigen. Sein gutes Recht ist, Urteile in Fraktur zu schreiben.

Man darf für die Zukunft der Vereinigten Staaten von Amerika hoffen, daß die vielen tüchtigen Männer und Frauen aus allen Ständen und Berufen, wie sie bereits an den Stätten herrschen, wo produktiv geschaffen wird, auch im öffentlichen Leben die Stellen einnehmen und die Macht ausüben möchten, die ihnen kraft ihres Wertes zukommt. Erst wenn die unschöne Kulisse der politischen Korruption gefallen sein wird, die sich jetzt noch allzu auffällig und dreist, der Kritik eine breite Zielscheibe bietend, vor die amerikanische Gesellschaft hinpflanzt, wird man auch bei uns die Dauerbarkeit dieses jungen Staatswesens und die Tüchtigkeit seiner Bürger in vollem Maße würdigen lernen.

Geh aus dem Wege nicht dem bittern Weh.

Geh aus dem Wege nicht dem bittern Weh,
Es wird dir dennoch folgen je und je.
Dich vorwurfsvoll mit bleichem Munde fragen:
Warum hast Du mich liebend nicht getragen?

Hätt'st Du mich aufgenommen traut und sacht,
Ich hätte Dir das Herz so weit gemacht!
Ich segne jedes Herz, bevor ich geh. —
Geh aus dem Wege nicht dem bittern Weh.

Aus: E. von Bülow. Reime. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.

Wirklicher Wert der Unterseeboote.

Von

Kapitänleutnant a. D. **Georg Wislicenus.**

„Wie hast du Raum in Menschenbrust gefunden,
Erfindung, voll des Frevels und der Weh'n?"
Arioſt im „Rasenden Roland".

„Lahme Enten" hat noch vor einem Jahre der Marinepräfekt von Toulon, Vizeadmiral de Beaumont, die Unterseeboote genannt; noch manches Jahr würde vergehen, bis sie eine vollständig kriegsbrauchbare Waffe sein würden. Auch noch andere tüchtige französische Fachleute, z. B. P. Cloarec, haben ihre Landsleute schon vor der Überschätzung der jetzt wieder viel besprochenen unterseeischen Waffe gewarnt. Helfen werden solche Warnungen freilich nichts, der französische Geist muß immer ein Phantom haben, an dem er sich berauschen kann, und die Unterseeboote sind wirklich ein prächtiges Spielzeug, um sich über die eigene Schwäche zur See hinwegzutäuschen und sich die Seeherrschaft im Ärmelmeer trotz der englischen Linienschiffe vorzugaukeln. Hat doch der berühmte Jules Verne, der Verfasser der prächtigen Nautilusfahrt (10 000 Meilen unter dem Meeresspiegel) den Unterseebooten seinen Segen gegeben, und das wiegt bei den Franzosen hundertmal schwerer, als der Ausspruch eines nüchternen Fachmanns. Jules Verne meint nämlich, daß das furchtbare Kriegswerkzeug, von dem er nur träumte, nun wirklich die Seetaktik und das gegenseitige Stärkeverhältnis gewisser Nationen geändert habe; nichts würde schwieriger sein, als die Angriffe des Unterseeboots abzuwehren!

Träumer aber hat es schon lange vor Jules Verne gegeben; Robert Fulton schätzte vor hundert Jahren sein selbsterfundenes Unterseebot schon ziemlich hoch ein: „Ich will nicht sagen, daß die Erfindung der Schiffsdampfmaschine halb so wichtig ist, wie das Torpedosystem zur Verteidigung und zum Angriffe; denn daraus wird die Freiheit des Meeres entstehen." Wenn der Erfinder der Schiffsdampfmaschine mit solcher Kurzsichtigkeit begabt war, darf man es einem liebenswürdigen Schriftsteller auch nicht verargen, daß er für die Kinder seiner Phantasie eine begreifliche Vorliebe zeigt. Fultons Unterseeboot „Nautilus" ist längst vergessen, und außer dem Erfinder hat auch nie jemand geglaubt, daß es eine Umwälzung in der Seekriegführung mit sich brächte. Trotzdem das Boot schon vier Stunden lang tauchen konnte und auch eine Mine unter dem Boden eines Schiffes befestigte, wurde der findige Amerikaner überall schroff abgewiesen. In

Frankreich war man damals noch empört über die Zumutung, mit solch heimtückischen Waffen kämpfen zu sollen: „Gehen Sie, Ihre Erfindung taugt für Algerier und Korsaren," sagte ihm Bonapartes Marineminister, der Admiral Decrès, „seien Sie versichert, daß Frankreich den Ozean noch nicht verlassen hat!" Heute freilich würde man in Frankreich einen Admiral, der so spräche, einen Träumer schelten, und vielleicht mit Recht; denn so widersinnig es klingt, tatsächlich haben die Fortschritte in der Technik auch das menschliche Empfinden in manchen Dingen geändert: die Unterseeboote, die noch vor hundert Jahren eine verpönte, unritterliche Seewaffe waren, gelten heute gleichwertig dem Schwerte, der ältesten und männlichsten Wehr. Die moderne Technik hat mit den Melinitgeschossen, den Torpedos und Seeminen Höllenmaschinen geschaffen, die ungleich viel scheußlichere Mordwerkzeuge sind, als die völkerrechtlich verbotenen glühenden Kugeln, Ketten- und Stangenkugeln und vergifteten Handwaffen. Und lediglich mit Rücksicht auf die Technik, auf die Fortschritte in Physik und Chemie wird in unserem „hochentwickelten und humanen" Zeitalter der Gedanke des ritterlichen Admirals Decrès von seinen eigenen Landsleuten als rückständig milde belächelt oder gar verspottet. Daß die Kulturentwicklung die Menschheit nicht glücklicher zu machen vermag, darüber zweifelt wohl kein Verständiger mehr; daß die technischen Fortschritte aber oft genug geradezu das menschliche Empfinden abstumpfen und roher machen, darüber herrscht durchaus nicht überall Klarheit. Was würde wohl Ariost von diesem Teufelsspuk sagen, er, der schon seinen Roland ein vom bösen Geist geschenktes Feuergewehr in des Meeres tiefste Gründe werfen läßt? Aber freilich, wenn sie nur tatsächliche Vorteile bieten oder schon zu bieten scheinen, werden auch die anfangs verabscheuten Waffen durch den Gebrauch „geheiligt" — denn im Kriege scheint wirklich der Zweck die Mittel zu heiligen. Robert Fulton wurde seinerzeit mit Guy Fawkes, dem Rädelsführer der sogenannten Pulververschwörung, verglichen, während die Baumeister der modernen Unterseeboote der allgemeinsten und höchsten Anerkennung sicher sind — tempora mutantur!

Es wäre wirklich töricht, wollte man leugnen, daß die französische Technik in der Frage der Unterseeboote im letzten Jahrzehnt sehr erhebliche Fortschritte gemacht hat. Auch das ist wahr, daß die Franzosen allen anderen Seemächten im sachgemäßen Bau und in der zweckmäßigen Handhabung dieser alten Seekriegswaffe ganz beträchtlich überlegen sind. Es fragt sich also nur, was für Nutzen ihnen diese einseitige „Überlegenheit" verspricht. Um darüber ein Urteil zu gewinnen, muß man das Problem der Unterwasserfahrt und die bisherigen Erfolge mit Unterseeboten betrachten. Irgend jemand hat einmal gesagt, daß die Unterwasserfahrt viel Ähnlichkeit mit der Luftschiffahrt habe; das trifft ganz gut zu, namentlich für die schon jetzt erkennbaren Grenzen ihrer Entwicklungsfähigkeit. Für beide Probleme bilden die Eigenschaften der Luft und des Wassers die unveränderlichen Grundlagen. Das „lenkbare" Luftschiff muß mit der Windstärke rechnen, bleibt von ihr stets abhängig, das Unterseeboot wird stets ein blinder und täppischer Maulwurf sein, weil selbst mit den besten, noch unerfundenen Seh-

werkzeugen sein Gesichtskreis ganz bedeutend beschränkter bleiben wird, als der seiner Gegner. Noch hat man kein Luftschiff gebaut, das bei leichtem Windstrome sein Ziel sicher erreicht; ob man jemals eins bauen wird, das starke Stürme zu überwinden vermag, erscheint mindestens sehr unwahrscheinlich, wenn auch nicht unmöglich. Mit der Unterseefahrt steht es aber darum schon ungünstiger, weil das Wasser stets undurchsichtig bleiben wird; das Unterseeboot kann also nie wirklich unabhängig werden, es wird immer der Lichtstrahlen über Wasser bedürfen, um sein Ziel zu finden. Die anderen Probleme, die das Unterwasserboot der Schiffbaukunst stellt, sind zum Teil schon befriedigend gelöst und sind auch stetig besserungsfähig. Wie ein Delphin oder ein Walfisch soll das Unterseeboot schnell auf- und untertauchen, unter Wasser unsichtbar große Strecken zurücklegen und sich auch geschickt drehen und wenden, um seinem ebenfalls beweglichen Gegner auf richtige Torpedoschußweite, d. h. auf etwa 500 m Abstand, nahe zu kommen. Öfteres Auftauchen ist nötig, weil alle bisher gebräuchlichen Sehwerkzeuge den wenn auch noch so beschränkten freien Ausblick nicht ersetzen. Da aber selbst die kleinste Kommandokuppel für moderne Schnellfeuerkanonen ein gutes Ziel ist, muß das Boot auch sehr schnell wieder von der Bildfläche verschwinden.

Die Versenkfähigkeit wurde bei älteren Bootsarten dadurch gesichert, daß man die Schwimmfähigkeit des Bootes minderte, indem man Wasser einlaufen ließ, das ausgepumpt wurde, wenn man auftauchen wollte; oder man drückte das gerade an der Oberfläche schwimmende Boot mit Hülfe von Schiffsschrauben in die Tiefe, wobei diese Schrauben senkrecht zum Bootskörper gestellt waren, so daß das Boot sich wieder heben mußte, wenn die Schrauben still standen oder umgekehrt gedreht wurden. Neuerdings steuert man die Boote mit wagerechten Ruderflächen in die Tiefe, also genau so, wie der Torpedo durch seine eigenen Maschinen selbsttätig unter Wasser gesteuert wird. Diese Ruderwirkung entspricht ganz genau der Wirkung des gewöhnlichen Schiffsruders mit senkrechter Fläche, das zum Steuern nach der Seite hin seit Jahrhunderten benutzt wird. Aber diese Tiefensteuerung mit wagerechtem Ruder hat doch auch ihre Nachteile; denn das Boot taucht mit ihm nur dann unter, wenn es sich selbst vorwärts bewegt. Bei stilliegendem Boot hat kein Ruder, weder das wagrechte noch das senkrechte, Wirkung. Große Boote erhalten mehrere flossenartige wagerechte Ruder an jeder Seite, damit sie schneller und in möglichst geringer Neigung untertauchen. Diese Ruderflossen sollen auch einen unvermeidlichen Übelstand aller Unterseeboote bekämpfen helfen, nämlich deren geringe Standfähigkeit in der Längenrichtung. Bei untergetauchtem Boot bringt jede kleine Gewichtsveränderung auch eine Lagenänderung hervor; wenn z. B. in einem großen Unterseeboot, das langsam fährt, ein Mann von der Mitte nach vorn geht, so taucht das Boot schon nach einer Minute etwa zehn Meter tiefer, während diese geringe Gewichtsverschiebung bei einem auf der Wasserfläche fahrenden Torpedoboot von gleicher Größe nicht die geringste Wirkung übt. Wenn auch der Schwerpunkt des Bootskörpers noch so günstig gelegt wird, so kann dem Boot doch mit Rücksicht auf andere Eigen-

schaften keine Form gegeben werden, die ein beständiges Gleichgewicht in der Längsrichtung hervorrufen würde; denn die Bootsform muß so gewählt werden, daß das Boot möglichst schnell und manöverierfähig wird. Um genügende Geschwindigkeit zu erzielen, muß das Boot im Verhältnis zu seinem Querschnitt lang sein, also etwa in der Form eines Walfisches, eines Delphins oder eines Fischtorpedos. Je länger das Boot ist, desto mehr läßt sich an Fortbewegungskraft sparen; denn der Wasserwiderstand ist hauptsächlich von der Größe des Querschnitts des Bootes abhängig. Aus gutem Grunde kommen daher die Unterseeboote mit ihren verschiedenen Formen den Fischformen noch wesentlich näher, als die gewöhnlichen Schiffe. Aber vorläufig ist die richtigste Unterseebootsform noch nicht gefunden, das beweisen die mannigfachen, sehr von einander verschiedenen Versuchsformen. Bei den kurzen, gedrungenen, also mehr walfischähnlichen Booten ist es sehr schwer, genügende Geschwindigkeit zu erzielen, während bei ihnen freilich die Gleichgewichtslage auch in der Längsrichtung weniger unbeständig ist, als bei den langen Booten; man bedenke nur, daß bei den verschiedenen Unterseebooten das Verhältnis der Länge zur Breite noch zwischen 1 zu 14 und 1 zu 5 schwankt! Daraus wird ersichtlich, daß die Baumeister noch vollständig im Finstern tappen, wie eigentlich die beste Unterseebootsform sein muß. Aber selbst die schlanksten Unterwasserboote haben bisher knapp die halbe Geschwindigkeit gewöhnlicher Torpedoboote erreicht, wenn sie über Wasser fahren; untergetaucht aber verlieren sie stets mindestens ein Drittel der Geschwindigkeit über Wasser. Die schnellsten französischen Unterseeboote laufen über Wasser knapp 12 Seemeilen, unter Wasser höchstens 8, sind also viel langsamer, als sämtliche modernen Kriegsschiffe. Je mehr man aber die Geschwindigkeit der Unterseeboote steigert, was nur auf Kosten der leidlich ruhigen Gleichgewichtslage geschehen kann, weil man dann ihre Körper verlängern muß, um so größere und gefährlichere Tiefenschwankungen müssen die Boote machen und um so empfindlicher werden sie für jede kleine Gewichtsänderung. Mit anderen Worten, je höhere Leistungen man vom Unterseeboot verlangt, um so verzwickter und schwieriger wird seine Handhabung, um so unsicherer wird sein Betrieb, weil dann schon sehr kleine Fehler, zum Beispiel im Gebrauch der wagerechten Ruder, verhängnisvolle Abweichungen vom richtigen Kurse hervorbringen können. Schließlich kommt die Sache dann auf dasselbe heraus, wie bei den sehr sinnreichen, aber auch sehr schwierig zu lenkenden Flugmaschinen: nur mit Akrobatenschulung gelingt die Führung, solange alles gut geht; löst sich aber eine einzige Schraube, versagt nur ein Hebel, dann bricht der Lenker mitsamt der Maschine den Hals. Solche Dinger sind aber dann keine kriegsbrauchbaren Waffen, sondern lediglich Spielzeuge für große Kinder, nichts weiter.

Unter den für Kriegszwecke bestimmten Unterwasserbooten unterscheidet man drei Arten: 1. reine Unterseeboote, nur mit elektrischer Kraft getrieben, daher der Akkumulatoren wegen mit beschränktem Wirkungsgebiet; 2. Tauchboote oder Versenkboote, tauchen nur beim Angriff unter und werden dann mit elektrischer

Kraft getrieben, fahren sonst über Wasser, und werden dann mit gewöhnlichem Dampf, erzeugt durch Petroleumheizung, oder mit Gasolin getrieben, haben über Wasser sehr großes, unter Wasser kleines Wirkungsgebiet; 3. Überflutungsboote, tauchen überhaupt nicht unter, sondern werden beim Angriff nur soweit eingetaucht, daß nur ein stark gepanzerter Kommandoturm über Wasser bleibt; Triebkraft ist Gasolin. Bezeichnend genug für das ganze Problem der Unterwasserfahrt ist es, daß die reinen Unterseeboote die unbrauchbarsten sind, während die Überflutungsboote den meisten Erfolg versprechen; verfolgt man im Geiste diese „austauchende" oder aufsteigende Entwicklung, so erkennt man, daß sie allmählich wieder zum gewöhnlichen, niedrig über Wasser liegenden Torpedoboot, vielleicht mit etwas mehr Panzerschutz als jetzt, zurückführen muß und wird. Das muß dem Binnenländer aber doch etwas näher erläutert werden, und zwar wird das am überzeugendsten wohl an der Hand der tatsächlich erzielten Erfolge geschehen können.

Alle älteren Unterwasserboote waren „reine", fast ausschließlich für die Fahrt unter Wasser bestimmte; all den frühesten Erfindern, von Drebbel an (1624), über Bushnell (1742), Fulton (1804), Bauer (1850 in Kiel), Nordenfeldt (1885), Peral (1888), bis auf Goubet (1888) und Gustave Zédé (1888) schwebte als Ziel die unabhängige, selbständige Unterwasserfahrt vor; das Ziel ging über ihre und über menschliche Kraft überhaupt, weil sie sich mit keinem Hülfsmittel vom Lichte, das nur die Luft genügend durchdringt, frei machen konnten. Sie stürzten ihre Boote in die Dunkelheit und machten sie damit blind, also manövrierunfähig. Auf festliegende Ziele, wie verankerte Schiffe, konnte man mit den älteren Unterseebooten in ruhigem Wasser allenfalls gelegentlich Angriffe mit scheinbarem Erfolg machen; die Boote tauchten ab und zu in gehöriger Entfernung vom Ziel auf, nahmen sorgfältig die Richtung darauf zu und tauchten dann nur auf kurzen Strecken unter. Wenn sie mit ihrem Torpedo das Ziel einmal trafen, wurde dieser schöne Paradeerfolg sehr vernehmbar in alle Welt hinausposaunt. Später gab man den Booten künstliche Sehwerkzeuge, senkrechte Sehrohre, die aus dem Rücken des Boots etwa 1 Meter hoch geschoben werden und zufolge ihrer verschiedenartigen, sehr sorgfältig ausgetifftelten optischen Einrichtung einen Rundblick über die Meeresfläche geben sollen. Aber diese sinnig erdachten Rundgucker (Periskope) leiden an Fehlern, die unvermeidbar sind: wenn ihre Prismen vom Spritzwasser der See naß werden, lassen sie keine Lichtstrahlen mehr durch; und weil das Rohrende fast in der Wasserfläche steht, wird es auch beim besten Wetter beständig von Spritzern überflutet. Lange Rohre kann man nicht benutzen, einmal, weil sie das ganze Boot dem Feind verraten würden und außerdem, weil solche Rohre bei den unvermeidlichen und unaufhörlichen schwankenden Bewegungen der untergetauchten Boote infolge ihrer Länge diese Bewegungen in derart verstärktem Maße mitmachen, daß man dann durch sie ebensowenig sehen würde, wie durch ein Fernrohr, dessen äußeres Ende ein ulkender Freund fortwährend im Kreise drehte. Trotz der Sehrohre müssen also auch die reinen Unterseeboote oft auftauchen, um zu sehen wo sie selber sind und wo der Feind

seit ihrem letzten Auftauchen hingedampft ist. Weil schließlich die nur in Akkumulatoren aufgespeicherte elektrische Triebkraft dem Boote nur in sehr beschränkter Menge mitgegeben werden kann (denn zur Leistung einer Pferdekraft gehört das siebenfache Maschinen- und Akkumulatorengewicht bei elektrischem Betrieb im Vergleich zu den Dampfmaschinen der Torpedoboote), so sind die reinen Unterseeboote schon nach kurzer Zeit darauf angewiesen, ihre verbrauchte Kraft aus einer andern Kraftquelle in einem geschützten Hafen zu ersetzen. Also ist diese Gattung von Unterseebooten stets auf nahe Stützpunkte angewiesen, folglich nur zur Verteidigung eines begrenzten Küsten- oder Hafengebiets verwendbar.

Da die Franzosen grade von den Unterseebooten erfolgreiche Angriffe auf fremde Linienschiffsflotten ersehnen, begnügten sie sich nicht mit den reinen Unterseebooten; im Jahre 1896 wurde ein Preis auf ein selbständiges, zu Angriffen auf See geeignetes Unterseeboot ausgeschrieben. Den Preis gewann der Schiffbaumeister Laubeuf mit seinem „Narval", einem Tauchboot, das 1899 in Cherbourg vom Stapel lief. Das Boot verdrängt 106 Tonnen Wasser beim Fahren an der Oberfläche und etwa 200 unter Wasser, ist 34 Meter lang, 2,4 Meter breit und hat 3,8 Meter Tiefgang; bei der Überwasserfahrt wird das Boot von einer gewöhnlichen Dampfmaschine getrieben, die auch die Füllung der Akkumulatoren für die elektrische Triebkraft besorgt, wenn dies erforderlich ist. Vor dem Untertauchen muß die Petroleumfeuerung gelöscht, der Schornstein wasserdicht geschlossen und der überflüssige Dampf abgelassen werden; beim „Narval" dauern diese Vorbereitungen nebst dem Umschalten der Maschinen eine halbe Stunde. Diese lange Ruhepause vor dem Tauchen ist geradezu das Todesurteil für die Boote; denn währenddessen hätte der Feind die beste Gelegenheit, das Boot unschädlich zu machen. Bei einem neueren Tauchboote Laubeufs, dem „Silure" (zu deutsch Wels — Fischnamen sind für Unterseeboote sehr beliebt), soll es gelungen sein, die Tauchzeit auf neun Minuten zu verkürzen; aber in dieser Zeit kann ein schnelles Torpedoboot drei bis vier Seemeilen Strecke zurücklegen, kann also ein noch an der Oberfläche fahrendes Tauchboot leicht zerstören, umsomehr als dieses wegen seines niedrigen Ausgucks die Gefahr viel später erkennt, als es selbst von seinem beweglicheren Gegner entdeckt wird. Ob die neueren Tauchboote, die von den Ingenieuren Romazotti, Maugas und Bertin entworfen sind, diesen bedenklichen Fehler auch haben, ist zwar noch unbekannt, aber sehr wahrscheinlich, denn die Franzosen würden sonst noch mehr Aufsehen von den neuen Booten machen. Im Frühjahr 1903 waren etwa 37 französische Unterwasserboote vom Stapel gelaufen, davon allerdings 23 noch wenig oder gar nicht erprobt, und außerdem 13 Boote im Bau; darunter sind 20 von der „Najade"klasse nur kleine Tauchboote von 70 Tonnen mit Benzinmotoren für die Überwasserfahrt und mit Elektromotoren für die Unterwasserfahrt.

Überflutungsboote, nämlich Unterseeboote, die mit ihrem Oberdeck teilweise und mit dem Kommandoturm ganz über Wasser bleiben, werden in Rußland nach den Plänen des Ingenieurs Drzewiecki versucht; genaueres ist über diese

Versuche nicht bekannt. Ein viel versprechendes Überflutungsboot hat kürzlich der amerikanische Ingenieur Harger entworfen; das Boot hat einen oberen, nur als Schwimmblase dienenden Rumpf und einen unteren, der alle Maschinen, Torpedorohre und Mannschaftsräume enthält. Ein stark gepanzerter Kommandoturm führt aus dem unteren Rumpf durch den oberen hindurch und noch ein wenig über das Oberdeck hinaus. Die Maschine wird mit Gasolin getrieben. Der obere Rumpf ist mit gut schwimmfähiger Cellulose gefüllt, sodaß Verletzungen durch Schüsse ihm nichts schaden. Man erkennt also, daß diesen Überflutungsbooten derselbe Gedanke zu Grunde liegt, wie den bis auf die Panzertürme eintauchenden amerikanischen Küstenpanzerschiffen: die Zielfläche soll so klein wie möglich gemacht werden. Da das Probeboot 16 Seemeilen Geschwindigkeit erreicht hat, ist es wohl denkbar, daß die Überflutungsboote mit der Zeit zu einer brauchbaren Abart der Torpedoboote entwickelt werden können. Da diese Boote auf Unsichtbarkeit verzichten, leiden sie auch nicht an den schweren Mängeln, die den wirklichen Unterseebooten stets anhaften werden. Nebenbei erwähnt sei, daß die meisten amerikanischen Seeoffiziere Gegner der Unterseeboote sind, trotzdem und vielleicht grade weil in Amerika auch in letzter Zeit viele reklamhafte Versuche mit verschiedenen Arten von Unterseebooten gemacht worden sind.

Nun sind in den letzten Jahren eine Reihe von französischen Manövern mit Unterseebooten gegen große Schiffe in der Presse besprochen worden, die bei manchem, und zwar nicht nur bei Laien, den Eindruck erweckt haben, als wenn die Unterseeboote wirklich schon eine kriegsbrauchbare Waffe geworden seien. Ausführlich sind die Manöver im September und Oktober vorigen Jahres bei Cherbourg bekannt geworden. Sechs Unterseeboote sollten ein Blockadegeschwader in nächster Nähe (4 Seemeilen) vor dem Hafen angreifen; dabei hatte ein Boot das Teufelsglück, die Nähe eines Küstenpanzerschiffs nicht etwa mit seinem Rundgucker, sondern am Geräusch der Schiffsschrauben zu entdecken und infolgedessen gut zu Schuß zu kommen. Später suchten vier Boote drei Tage lang in der Nähe des Hafens vergeblich sechs Schiffe, die auf der Reede von la Hougue in Bewegung waren. Nur als später dieselben Schiffe zu Anker lagen, gelang es den Unterseebooten auf Schußweite an sie hinanzukommen. Schließlich sollten drei Unterseeboote in einer schmalen Einfahrt zu derselben Reede einem Geschwader auflauern, das nur mit 12 Seemeilen Geschwindigkeit aus der Einfahrt auslief; dabei kam kein einziges Unterseeboot zum Schuß. Diese kläglichen Ergebnisse hatten die ernsthaftesten Manöver, die bisher mit Unterseebooten gemacht worden sind. Das rühmlichste bei der Übung war die Geschicklichkeit, mit der die Boote gemeinsame Bewegungen ausführten, ohne sich gegenseitig zu beschädigen. Die Franzosen glauben freilich durch die Ausdehnung der Übungen von Cherbourg bis zur Reede von la Hougue bewiesen zu haben, daß künftig die englischen Kanalhäfen nicht mehr sicher vor den französischen Tauchbooten sind. Die meisten andern „Erfolge“ der Unterseeboote sind geschickt ausgeführte Parademanöver, die allerdings auch auf große Geschicklichkeit der Unterseebootskommandanten schließen lassen, die aber

für den Ernstfall wenig oder nichts zu bedeuten haben, weil es sich dabei meist um ganz bestimmte Übungen handelte, bei denen die Nähe, der Kurs und die Geschwindigkeit des Gegners dem Boot vorher bekannt waren. Das gilt auch für die vielgerühmte Glanzleistung des Tauchbootes „Espadon", der vor Cherbourg den französischen Schnelldampfer „Champagne" überrumpelte; im Kriege wird ein Kreuzer in Gewässern, wo er auf feindliche Unterseeboote treffen kann, nicht so harmlos seinen graden Kurs verfolgen, wie die „Champagne" und wird auch Maßregeln treffen, um die heimtückischen Flundern rechtzeitig zu sichten.

Zweierlei ist auffällig, wenn man die verschiedenen Berichte über Unterseebootsmanöver prüft: einmal, daß sie alle nur bei Tage ausgeführt werden und zweitens, daß nur sehr selten Treffer mit den Übungstorpedos gemeldet werden. Das hat natürlich seine guten Gründe. Nachts sind die Unterseeboote nahezu unbrauchbar, weil sie dann zu wenig Aussicht haben, mit ihren beschränkten Mitteln zum Sehen den Gegner überhaupt zu finden. Und mit den Treffern, das ist auch so eine Sache; vorläufig probiert man die verschiedensten Arten von Torpedorohren und die meisten Stimmen sprechen sich nur für Bugrohre aus, weil mit Breitseitrohren die Treffwahrscheinlichkeit schon viel zu klein wird. Soviel ist sicher, daß grade für den Torpedoschuß, der ebenso sorgfältiges Zielen fordert, wie jeder Schuß mit einer anderen Waffe, also für den Hauptzweck der Boote, die versenkte Lage, die unmittelbares Zielen mit freiem Auge verbietet, sehr ungünstig ist. Niemals wird ein Unterseeboot die Treffähigkeit der gewöhnlichen Torpedoboote erreichen. Wer aber weiß, wie so mancher Torpedoschuß vom Torpedoboot aus schon fehlgeht, der kann danach beurteilen, daß die Unterseeboote nur auf sehr wenige Treffer im Gefecht rechnen dürfen. Da aber die modernen Kriegsschiffe mit ihrer sehr sorgfältigen Zellenteilung in den meisten Fällen von einem einzelnen Torpedotreffer nur beschädigt, aber nicht vernichtet werden, so wird die Sorge vor den Unterseebooten, die jetzt noch bei einzelnen Fachleuten vorhanden ist, bald ruhiger Abschätzung der geringen Gefechtskraft der Boote Platz machen. Auch der Fischtorpedo und die Torpedoboote sind bei ihrer ersten Entwicklung ganz ungeheuer überschätzt worden; jetzt weiß man, daß sie nur Nebenwaffen des Seekrieges sind. Ganz ähnlich steht es mit den Unterseebooten, sie werden als Küstenverteidiger einige gelegentliche Erfolge erringen, wenn sie erst soweit vervollkommnet sind, daß sie ungesehen vom Feinde auf Schußweite an ihn hinankommen können.

Für die französische Auffassung vom Nutzen der Unterseeboote ist es recht bezeichnend, daß der wissenschaftliche Leiter der Versuche mit diesen Booten, d'Arsonval heißt er, die Äußerung getan hat: „das Unterseeboot entnervt und vernichtet durch die Anstrengung und ständige Anspannung ihrer Nerven die heldenmütigste Schiffsbesatzung. Darin liegt seine wahre Stärke." Dieser sehr gescheite Herr macht nur den einzigen Fehler in seiner Rechnung, er vergißt, daß Vogelscheuchen zwecklos werden, sobald die Vögel dahinter gekommen sind, daß sie leblos sind. Es mag allenfalls denkbar sein, daß die Unterseeboote bei

der Verteidigung von Häfen und Küstengewässern bei Tage die Rolle der Torpedoboote übernehmen und den Feind hindern können, in enge Einfahrten einzudringen, aber für solche Zwecke kommt man billiger und vielleicht doch auch bei jedem Wetter zuverlässiger mit unter Wasser verankerten Torpedobatterien und mit kräftigen, elektrisch zu zündenden Seeminen aus. Nachtangriffe mit unsern bewährten Torpedobooten versprechen jedenfalls auch im Küstenkrieg ungleich bessere Erfolge, als die Tagangriffe mit Unterseebooten. Vorläufig wird als Mittel zur Beobachtung der langsamen unterseeischen Boote ein Fesselballon auf einem Aufklärungskreuzer genügen, aus dessen Höhe die in der Tiefe schwimmenden Boote am besten zu entdecken sind. Eine entdeckte Gefahr ist aber keine Gefahr mehr; denn sobald die Boote auftauchen, um ihr Ziel zu nehmen, können sie dann von flinken Torpedobooten mit Spierentorpedos unschädlich gemacht werden. Wenn ein Fachmann wie Sir Thomas Brassey erklärt (in seinem neuesten Marinejahrbuch), daß die Bedrohung durch die Unterseeboote weit weniger ernsthaft ist, als es die Torpedobootsgefahr vor einem Jahrzehnt war, so sagt das schon genug. Daß man in England überhaupt Geld und Mühe auf Versuche mit Unterseebooten verwendet, ist lediglich ein Zugeständnis an die öffentliche Meinung; dem sehr nervösen Durchschnittsengländer ist die Furcht vor einer französischen Überrumpelung angeboren, und da sich allerdings herausgestellt hat, daß die französischen Unterseeboote sehr bequem in die englischen Häfen heimlich eindringen und dort alle Schiffe zerstören können, ehe Jemand überhaupt an Krieg denkt, so ist die Sorge um ein wirksames Gegenmittel groß. Die englischen Häfen entbehren zumeist den trefflichen Schutz, den das deutsche Wattenmeer mit seinen Untiefen unsern Nordseehäfen bietet. Für Überfälle auf unvorbereitete Gegner aber sind die Unterseeboote schon heute ein ganz brauchbares Schreckmittel.

Auf den Kampf um die Seeherrschaft, auf den es ja schließlich bei jedem Seekriege zwischen Gegnern, die einander wert sind, ankommt, werden die Unterseeboote nie Einfluß gewinnen. Deshalb bedeutet der Ausbau einer großen Menge von Unterseebooten immer ein Verzichtleisten auf die Bewegungsfreiheit auf dem offenen Meere, von vornherein, ohne Entscheidungskampf. Und gerade aus diesem Grunde, der schließlich Frankreich in die Reihe der auf hoher See schwachen Seemächte herabdrücken wird, haben verschiedene ernsthafte französische Fachleute sehr eindringlich vor der Unterseebootsmanie gewarnt, die weiter keinen Nutzen hätte, als einigen gut veranlagten Ingenieuren und Offizieren Gelegenheit zu besonderer persönlicher Auszeichnung zu geben. Das vernichtende Urteil, das ein sehr tüchtiger Franzose, der Fregattenkapitän E. Tournier im Dezemberheft von 1898 in der Revue de Paris (Seite 636) über die Unterseeboote gefällt hat, ist noch heute gültig, trotzdem diese Boote in Frankreich jetzt schon zu Dutzenden gebaut werden. Tournier sagt: „Und wenn man auch dieses Gerät aufs beste vervollkommnet haben wird, wird man wahrscheinlich einsehen, daß es nur für die gefährlich ist, die es handhaben, und daß es nicht allen Bedingungen entspricht, die man von einer Kriegs-

waffe zu fordern berechtigt ist, besonders nicht der hauptsächlichsten: mit Sicherheit an den Feind hinangeführt zu werden. Dann wird diese Spatzenscheuche in der Rumpelkammer der alten Hirngespinste und der veralteten Märchen sich zusammentun können mit der famosen Mikrobe des Meeres, dem ganz kleinen Torpedoboot von 40 Tonnen, das man früher einmal auf gut Glück über den Atlantischen Ozean schicken wollte, damit es unterwegs die Kreuzer und Postdampfer des perfiden Albions in den Grund bohre." Aber wem dieses Urteil etwa durch die technischen Fortschritte der letzten fünf Jahre überholt zu sein scheint, dem sei noch eine französische Fachstimme aus dem Jahre 1902 angeführt. P. Cloarec sagt in der Zeitschrift „Le Yacht": „Unterseeboote bleiben stets zerbrechliche, mit Vorsicht zu gebrauchende Fahrzeuge von geringem Verwendungsbereich, deren Kommandanten und Besatzungen einer physischen und moralischen Überanstrengung ausgesetzt sind, die sie nur einige Tage ertragen können. Sie können nur eine Nebenrolle spielen und allein kein entscheidendes günstiges Ergebnis, das heißt die Unterwerfung des Feindes, herbeiführen."

Da die französischen Urteile auf sehr genauer Sachkunde beruhen und zugleich Berichte von Augenzeugen sind, ergänzen und bestätigen sie aufs beste das Bild, das der unbefangene Fachmann vom Werte der Unterseeboote gewinnen muß.

Abschied.

(20. Mai.)

Hab' ich ihn nun ausgeträumt,
Meinen Wintertraum im Süden,
Wo die Flut am Strand verschäumt,
Als ein Schlummerlied dem Müden?
Nordwärts zieht das rasche Schiff
An der schönen Bucht vorüber;
Einen Abschiedsgruß hinüber
Schickt des Dampfers hohler Pfiff.

Doch getrost! Nun wirst du bald
Holden Heimatklängen lauschen.
Wieder wird der deutsche Wald
Kühl die Stirne dir umrauschen,
Wenn an des Benacus Strand
Alle Creatur verschmachtet
Und die Luft, auch wenn es nachtet,
Nie sich kühlt vom Tagesbrand.

Lange noch zurück vom Bord
Wandern Augen und Gedanken
Zu dem hellen Häuschen dort,
Das die Rosen hoch umranken,
Wo im linden Sonnenschein
Unter Palmen und Cypressen
Holdbetrogen ist vergessen,
Daß es Winter sollte sein.

Danke, daß erreicht du hast,
Was dem Menschen blüht so selten,
Dass er als vertrauter Gast
Bürger sei in zweien Welten
Und zu träumen sich erkühnt,
Trotz des Alters frost'gem Schauer,
Daß in märchenhafter Dauer
Ew'ger Frühling ihn umgrünt.

Aus: Paul Heyse. Ein Wintertagebuch. (Gardone 1901—1902.) Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Die neue köstliche Liedersammlung des Meisters, dessen besondere Huld uns im Januar bereits den Abdruck einiger dieser Gedichte gewährte, liegt jetzt vor, eine künstlerische Gabe ersten Ranges! D. H.

Gegen die Wassersnot.

Von

Geh. Baurat **Hermann Keller—Berlin.**

Wer nicht an einem gefährlichen Hochwasserstrome wohnt oder durch seinen Beruf zur Beschäftigung mit Wasserfragen gedrängt wird, der pflegt die Tücke des trügerischen Elementes zu unterschätzen, das als liebliche Zier der Landschaft und Gelegenheit zur Ausübung edlen Sportes in Zeiten der Ruhe so harmlos und freundlich erscheint. Nur wenn einmal ganz ungewöhnliche Ereignisse eintreten, wenn die Wassersnot plötzlich über Hunderte und Tausende von Bewohnern der blühendsten Niederungen hereinbricht, dann wird vorübergehend auch die Teilnahme der hochwasserfrei angesiedelten Bevölkerung wachgerufen. Sind aber ein paar Monate verflossen, fast so schnell wie die Wogen des Stromes, der das Unheil angerichtet hat, so wird es bei den Fernstehenden vergessen, und nur die gedenken daran, denen Unersetzliches entrissen wurde.

Seit der Zerstörung Szegedins im März 1879 haben solche Wassersnotstände, die zeitweise in weitesten Kreisen Aufmerksamkeit erregten und tatkräftiges Mitgefühl erweckten, bis in die neunziger Jahre öfters stattgefunden, viel häufiger als in den vorher gegangenen Jahrzehnten, die mehr Wassernot als Wassersnot, eher Mangel als Überfluß an Wasser gebracht hatten. Für Deutschland waren besonders die achtziger Jahre reich an zum Teil recht verlustbringenden Hochfluten, und im schlechtesten Rufe steht das Jahr 1888. Nach einem harten Winter hatte der Einzug des Frühlings schon anfangs März begonnen, wurde aber durch einen kräftigen Kälterückfall bald wieder unterbrochen; man wird sich erinnern, daß die Trauerfeier für den am 9. März gestorbenen Kaiser Wilhelm den Großen bei klirrendem Froste stattfand. Als danach das Tauwetter rasch eintrat, gelangten die während des Winters und zuletzt noch beim Wiedereinsetzen der strengen Kälte gefallenen ungeheuren Schneemassen plötzlich zum Schmelzen und erzeugten in allen Gewässern des östlichen und mittleren Deutschlands mächtige Hochfluten, die durch ungünstige Eisverhältnisse an vielen Orten Deichbrüche und schwere Überschwemmungsschäden verursachten.

Mit offenen Händen wurde damals aus ganz Deutschand und von den Landsleuten in der Fremde zur Linderung des Notstandes gespendet. Beispielsweise kamen in Westpreußen allein, das freilich durch die ungemein großen

Überschwemmungen im Weichselgebiete am meisten gelitten hatte, etwa 2 Millionen Mark an Geld und Geldeswert aus freiwilligen Beiträgen zur Verteilung an die Überschwemmten. Indessen konnten diese mildtätigen Gaben auch nicht annähernd hinreichen zur Ausgleichung der von den tückischen Fluten angerichteten Schäden, die im Weichselgebiete fast 12 Millionen betrugen, ohne die Beschädigungen an öffentlichen Anlagen einzurechnen. Gewaltige Verheerungen hatten auch die übrigen Ströme und Flüsse verursacht, namentlich die Elbe unterhalb Wittenberge bis oberhalb Lauenburg. Zur Beseitigung der im Frühjahr 1888 entstandenen Hochwasserschäden in Preußen warf das am 13. Mai jenes Jahres erlassene Notstandgesetz die Summe von 34 Millionen Mark aus, um Beihülfen an einzelne Geschädigte für ihre Erhaltung im Haus- und Nahrungsstande, an Gemeinden zur Wiederherstellung ihrer gemeinnützigen Anlagen zu gewähren, den Neubau und Umbau beschädigter Deiche, Uferschutzwerke und verwandter Anlagen zu ermöglichen, endlich zur Ausbesserung der vom Hochwasser unterbrochenen Eisenbahnen usw. Auf Grund dieses Gesetzes wurden z. B. an die besonders Geschädigten des Weichselgebiets gegen 7 Millionen Mark als Darlehen oder als Unterstützungen ohne Auflage der Rückgewähr gegeben.

Viele Millionen sind außerdem seither noch aufgewandt worden, um dem Weichselstrome eine neue Mündung zu geben und den Abfluß seiner Hochfluten und Eisgänge zu erleichtern. Denn an diesem (weiter oberhalb in Russisch-Polen völlig verwilderten) Stromlaufe sind die Gefahren am größten und trotz jener erheblichen Aufwendungen noch keineswegs beseitigt. Schon 1884 und 1886 waren dort Wassersnotstände eingetreten, deren Milderung die Bewilligung von Staatsmitteln durch besondere Notstandgesetze erfordert hatte. Und auf die große Wassersnot im Frühjahre 1888 folgten neue Überflutungen im Sommer desselben Jahres und dann noch zwei schwere Eisgänge mit außerordentlich hohen Wasserständen in den Jahren 1889 und 1891. Ähnliche Ereignisse betrafen auch die östlich und westlich benachbarten Ströme, deren Niederungen seit den letzten siebziger Jahren wiederholentlich der Schauplatz verlustreicher Überschwemmungen gewesen sind. Ihren Höhepunkt erstiegen diese Hochwasserschäden gerade in den letztgenannten Jahren 1888 bis 1891, also um den Beginn der Regierungszeit Kaiser Wilhelms des Zweiten.

Des jungen Kaisers scharfer Blick erkannte sofort, daß im Kampfe gegen die Wassersnot das Übel an der Wurzel gepackt werden müsse, daß es besser sei, den Mißständen soweit als möglich vorzubeugen, als sich mit Wiederherstellung der entstandenen Schäden zu begnügen. Aber wie der Arzt, um eine Krankheit zu heilen, erst eine richtige Diagnose stellen muß, so war vor allen Dingen erforderlich, die Diagnose der Hochwassergefahren festzulegen, also die Ursachen der Überschwemmungen genau zu erkennen, um von Fall zu Fall geeignete Heilmittel empfehlen und anwenden zu können. Freilich gehts hier wie bei den Krankheiten; das Beste tut der liebe Gott. Denn unüberwindliche Mächte sind es, von denen die Verteilung des Regens und die Ausbreitung der Witterungs-

erscheinungen abhängt, die in allererster Linie bedingen, ob eine Hochflut entstehen wird oder nicht. Deshalb braucht man aber nicht mit müßigen Händen das Unheil über sich hereinbrechen zu lassen. Sondern wie der Arzt durch gute Verhaltungsmaßregeln und zweckmäßige Heilmittel das Umsichgreifen einer unabwendbaren Krankheit beschränkt, die Widerstandsfähigkeit des Erkrankten verstärkt und alles zu entfernen sucht, das dem Übel Vorschub leistet und die Heilwirkung der Natur behindert, so konnten und mußten auch die Ratgeber vorgehen, die zur Heilung oder doch zur Linderung der Mißstände im Kampfe gegen die Wassersnot berufen waren.

Vor zehn Jahren erging ein solcher Ruf unseres Kaisers und Königs an eine Reihe von Männern mit gutem Namen, die durch Beruf und Neigung als sachkundig erachtet wurden. Nach zehnjähriger Arbeit sind die Aufgaben gelöst, die ihnen gestellt waren, und die Auflösung des „Wasserausschusses" hat im Januar d. J. stattgefunden. Diese Bezeichnung hatte sich für den „Ausschuß zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in den der Überschwemmungsgefahr besonders ausgesetzten Flußgebieten" eingebürgert, dessen Ehrenvorsitz unser früherer Reichstagspräsident Dr. von Levetzow führte, während die Leitung der Arbeiten dem zum Vorsitzenden ernannten Wirklichen Geheimen Rat A. Schultz, Unterstaatssekretär für die Bauabteilungen des Arbeitsministeriums, übertragen war. Für die umfangreichen, zur Vorbereitung der gutachtlichen Tätigkeit des Wasserausschusses notwendigen Untersuchungen wurde ihm ein unter meiner Leitung stehendes Bureau zugeteilt, aus dem inzwischen als bleibende Einrichtung die Landesanstalt für Gewässerkunde hervorgegangen ist.

So oft, wenn die Welt durch zunächst unerklärliche Erscheinungen bewegt wird, besteht die Neigung zur Aufsuchung eines unmittelbar Schuldigen, den man als Sündenbock haftbar zu machen geneigt ist. Das war von jeher so, schon im Altertum, das den erzürnten Göttern Sühnopfer darbrachte, und im Mittelalter, das den schwarzen Tod und mancherlei Unheil den Hexen, Zauberern und Juden zuschrieb, bis in die Neuzeit hinein, die sich das Verbrennen der Beschuldigten erst vor kaum zwei Jahrhunderten abgewöhnt hat. In anderer Form neigt aber auch heute noch die öffentliche Meinung dazu, beim Auftreten großer Notstände ein greifbares Wesen verantwortlich zu machen, sei es mit Recht oder Unrecht. Als nun die im Gegensatze zu den fünfziger und sechziger Jahren wahrnehmbare Steigerung der Hochwassergefahren und Überschwemmungsschäden in den viele Millionen kostenden Wassersnöten der achtziger Jahre gipfelte, lag der Gedanke nahe, die Wasserbauverwaltung zur Verantwortung zu ziehen, die besonders seit den siebziger Jahren mit großem Erfolge bemüht gewesen war, den Strömen ihre im Wettstreite mit den Eisenbahnen verloren gegangene Bedeutung als Verkehrswege wiederzugewinnen und leistungsfähige Wasserstraßen für den Güterverkehr zu schaffen.

Der Allerhöchste Erlaß vom 28. Februar 1892, durch den der Wasserausschuß eingesetzt wurde, legte diesem daher zwei Fragen zur Prüfung und Beantwortung vor:

„A. Welches sind die Ursachen der in neuerer Zeit vorgekommenen Überschwemmungen, hat namentlich das System, welches bei der Regulierung und Kanalisierung der preußischen Flüsse bisher befolgt ist, zur Steigerung der Hochwassergefahr und der in neuerer Zeit beträchtlich gesteigerten Überschwemmungsschäden beigetragen, und welche Änderungen dieses Systems sind bejahendenfalls zu empfehlen?

B. Welche anderweitigen Maßregeln können angewendet werden, um für die Zukunft der Hochwassergefahr und den Überschwemmungsschäden soweit wie möglich vorzubeugen?"

Um sämtlichen Mitgliedern durch den Augenschein ein Bild über die tatsächlichen Verhältnisse an den wichtigsten norddeutschen Strömen (mit Ausschluß des Rheins, für den schon früher eine Untersuchung durch das Deutsche Reich veranstaltet war) zu verschaffen und ihnen Gelegenheit zu geben, die Wünsche und Meinungen der Stromanlieger anzuhören, bereiste der Wasserausschuß in den Jahren 1892 bis 1895 die Ströme Memel, Weichsel, Oder, Elbe und Weser. Als Frucht der hierbei gewonnenen Eindrücke konnte am 5. Juni 1896 ein Gutachten abgegeben werden, das die Frage A durch eine Reihe von ausführlich begründeten Schlußerklärungen beantwortet hat. Namentlich wurde hervorgehoben, daß das zur Zeit bei der Regulierung und Kanalisierung der preußischen Flüsse befolgte System zur Steigerung der Hochwassergefahr und Überschwemmungsschäden nicht beigetragen, vielmehr auf eine Verminderung derselben hingewirkt habe.

Nach dieser Ehrenrettung der preußischen Wasserbauverwaltung mußte die Frage B eingehend beantwortet werden, wozu längere Zeit erforderlich war, um die Untersuchungen auf alle Stellen der ausgedehnten Stromgebiete ausdehnen zu können, von denen Klagen und Beschwerden über nachteilige Wasserverhältnisse vorlagen, auch auf die wichtigeren Nebenflüsse und die zahlreichen kleineren Wasserläufe, deren Gesamtheit das Gewässernetz eines Stromgebiets bildet. Hierbei kamen die verschiedenartigsten Einwirkungen in Betracht, die den Abflußvorgang in einem solchen Gewässernetze regeln: die Beschaffenheit der Wasserläufe und ihre Zusammensetzung aus kleinen Bächen zu größeren Nebenflüssen, die dann den Hauptstrom bilden, ferner die den mehr oder weniger raschen Abfluß bedingende Gestalt der Bodenoberfläche, die Verbreitung der schwer oder leicht durchlässigen Bodenarten und die Bedeckung des Bodens mit seiner Pflanzenhülle, also die Anbauverhältnisse und die Bewaldung der einzelnen Gebietsteile, um eine Übersicht zu gewinnen, wie Versickerung und Verdunstung des Wassers, Entstehung und Fortbewegung der Geschiebe in den Abflußvorgang eingreifen. Sodann war es notwendig, die wichtigeren Flußläufe und die Hauptströme näher zu erforschen, ihre natürliche Gestaltung und die Umwandlungen, die durch Eingriffe von Menschenhand an ihnen vorgenommen sind, die Form und Bodenzustände ihrer Täler, von denen der Verlauf des Hochwassers vielfach abhängt, und die wasserwirtschaftlichen Maßnahmen, wodurch hierin Änderungen hervor-

gebracht sind, endlich die durch Beobachtungen der Wasserstände, der Eisverhältnisse und Messungen der Wassermengen dargelegten Erscheinungen des Abflußvorganges selbst.

Aus einer Fülle von Ermittelungen, die allerdings keineswegs erschöpfend sind und jahrelange Tätigkeit zur Ausfüllung ihrer Lücken erfordern, ließ sich immerhin für jeden Strom und seine wichtigsten Nebenflüsse eine Darstellung der hauptsächlichen Eigentümlichkeiten gewinnen, die seine besonderen Merkmale deutlich hervorhebt. Man könnte dies ein Charakterbild des Wasserlaufs nennen; denn wir haben in unserem Vaterlande Flüsse von recht bösem Charakter, wie z. B. die Gebirgsflüsse in Schlesien, und solche von harmloser Art, die nur höchst selten einmal über die Stränge schlagen, wenn sie durch außergewöhnliche Verhältnisse übermäßig gereizt werden. Soweit als angängig erstreckt sich die Darstellung der Gewässer auf ihre allmähliche Entwicklung in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit, da ein volles Verständnis des jetzigen Zustandes häufig nur möglich erscheint durch Rückblicke auf den Werdegang. Und wenn auch durch den Zweck der hydrographisch-wasserwirtschaftlichen Darstellungen, als Grundlage für die Begutachtung des Ausschusses zu dienen, in erster Linie ihr Inhalt und ihre Form, die das Nachschlagen für die Antwort auf bestimmte Einzelfragen möglichst erleichtert, maßgebend sein mußte, so hat doch immer das Bestreben obgewaltet, die Beiträge zur Gewässerkunde der norddeutschen Ströme auszubilden als Bausteine für das große Gebäude der Naturkunde, die den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu ergründen sucht.

In schneller Folge hat das Bureau des Wasserausschusses drei umfangreiche Werke über den Oderstrom (1896), den Memel-, Pregel- und Weichselstrom (1899), die Weser und Ems (1901) fertiggestellt und im Auftrage des Ausschusses veröffentlicht. Ein viertes Werk gleicher Art über den Elbstrom (1898) ist unter Beteiligung dieses Ausschusses im Auftrage der deutschen Elbuferstaaten von der preußischen Elbstrombauverwaltung herausgegeben worden. Für die Reihenfolge war maßgebend, daß der Wasserausschuß zunächst die Zustände im Odergebiete, hierauf in den Gebieten der Elbe und der übrigen Ströme begutachten sollte. Um keine Zeit zu verlieren, wurde mit den örtlichen Ermittelungen, die für jedes einzelne Stromgebiet notwendig waren, stets sofort begonnen nach Fertigstellung des Werkes, das als Grundlage dafür diente, manchmal sogar vor der völligen Beendigung des Druckes auf Grund der vorweg gedruckten, die wichtigsten Einzelfragen behandelnden Teile. Zur sorgfältigen Prüfung dieser Einzelfragen waren für jedes Stromgebiet Unterausschüsse gebildet, von denen an Ort und Stelle die Vertreter der Beteiligten und der zuständigen Behörden über die in den verschiedenen Teilen der Stromgebiete an großen und kleinen Gewässern vorhandenen oder vermeintlichen wasserwirtschaftlichen Mißstände angehört wurden. Aus den Berichten der Mitglieder dieser Unterausschüsse entstanden schließlich die in den Verhandlungen des Ausschusses festgestellten Gutachten zur Beantwortung der Frage B für die einzelnen

Stromgebiete. Jedes Gutachten enthält, ähnlich wie die Beantwortung der Frage A, eine Reihe von Schlußerklärungen mit ausführlicher Begründung. Festgestellt sind sie für das Oderstromgebiet am 11. Februar 1898, für das Elbstromgebiet am 15. Dezember 1899, für das Memel-, Pregel- und Weichselstromgebiet am 15. März 1901, für das Weser- und Emsstromgebiet am 27. Mai 1902.

Ein Blick auf diese mit Allerhöchster Genehmigung veröffentlichten Gutachten lehrt, wie vielgestaltig die Ursachen der Überschwemmungen an den verschiedenen Orten sind, und wie grundverschieden die Maßnahmen sein müssen, um der Wassersnot nach Möglichkeit vorzubeugen. Dürfen wir wiederum auf das oben gebrauchte Gleichnis vom Arzte zurückkommen, so beweisen die gutachtlichen Ratschläge des Wasserausschusses, daß es für die in proteusartiger Umgestaltung auftretenden Wasserschäden ebenso wenig ein Universalheilmittel gibt als für die verschiedenen Formen der Störungserscheinungen in Lebewesen, die man Krankheit nennt. Der Ausschuß hat die Behauptung als nichtig erwiesen, ein solches Universalheilmittel sei die grundsätzliche Änderung des beim planmäßigen Ausbau unserer Ströme üblichen Verfahrens. Vielmehr wurde in zahlreichen Fällen die Ausdehnung der hierbei gültigen Grundsätze auf nichtschiffbare Flüsse und auf die Herstellung eines einheitlichen, zur regelmäßigen Abführung der Hochfluten geeigneten Hochwasserbetts befürwortet. Meistens beruhen die vorhandenen Mißstände überhaupt nicht auf fehlerhaften Anlagen, sondern auf Unterlassungen, die teilweise durch die Zersplitterung der Zuständigkeit unserer Verwaltungsbehörden in wasserwirtschaftlichen Angelegenheiten verschuldet sind. „Die Übertragung der gesamten Wasserwirtschaft in Preußen auf eine einheitliche Zentralbehörde unter gleichzeitiger Organisation der Wasserwirtschaft in den Mittelinstanzen" wird daher in allen Gutachten als Grundstein für eine gedeihliche Entwicklung des Wasserrechts und der Wasserwirtschaft empfohlen, von dessen Legung der Erfolg aller vorgeschlagenen Einzelmaßregeln abhängt. Dies ist das Ceterum censeo des Wasserausschusses bei dem Kampfe gegen die Wassersnot.

Sonntagsruhe.

(Im April.)

Die Sonne ging so goldenrot
Auf über San Vigilio's Cap.
Mit blauem Segel schwimmt ein Boot
Langsam den weiten See hinab.

Von tausend Rosen weht der Duft,
Wohin ich wandeln mag, mir zu.
Kein Laut in klarer Morgenluft
Stört die geweihte Sonntagsruh.

Wo lärmend sonst die Möven schrie'n,
Sich zankend überm flachen Strand,
Seh' ich den braunen Falken zieh'n,
Weit seine Schwingen ausgespannt.

Nur unten, wo das Flutgeroll
Sich rastlos an das Ufer schwingt,
Ertönt das Lied geheimnisvoll,
Das nie der See zu Ende singt.

Aus: Ein Wintertagebuch von Paul Heyse. (Gardone 1901—1902.) Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Die Deutschenverfolgung in Ungarn.

Von

Dr.Dr. Wilhelm Rohmeder—München.

II.

Gleich groß, wie auf dem Gebiete des Volksschulwesens, sind die Verheerungen, welche die letzten 30 Jahre, den Versprechungen des Nationalitätengesetzes zum Trotz, auf dem Gebiete des höheren (Mittel-)Schulwesens angerichtet haben. Was aus der Steuerleistung der Staatsangehörigen für das höhere Schulwesen verwendet wird, fließt ausschließlich den madjarischen Schulen zu. Von Staats wegen gibt es kein Gymnasium, kein Realgymnasium, keine Realschule usw. mit deutscher Unterrichtssprache, obgleich das Gesetz dem Unterrichtsminister „die Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, daß die Staatsbürger jedweder Nationalität in ihrer Muttersprache bis zu dem Punkte sich ausbilden können, wo die höhere akademische Bildung beginnt". Wollen die Nationalitäten höhere Schulen haben, so erhalten sie — aber durchaus nicht immer! — die Erlaubnis, sich auf eigene Kosten solche zu errichten und zu erhalten, also auch für ihre höheren Schulen noch eine weitere Steuer sich aufzuerlegen. Dies tun z. B. die Siebenbürger Sachsen, indem sie 5 Gymnasien, 2 Realschulen, in jeder Gemeinde eine Fortbildungsschule usw. auf eigene Kosten unterhalten. Das Mittelschulgesetz von 1882 zwingt indes die schulerhaltenden Körperschaften, dem Madjarischen einen breiten Raum zuzuweisen, der durch Ministerialverordnungen immer weiter ausgedehnt wird.

Außer dem deutschen „Landeskirchen-Seminar" in Hermannstadt, welches die Sachsen auf eigene Kosten erhalten, gibt es in ganz Ungarn keine einzige deutsche Lehrerbildungsanstalt. In den Staatspräparandien aber werden die Söhne aus deutschen Familien, welche sich dem Lehrerberufe zuwenden, zu fanatischen Feinden ihres Volkstums umgemodelt. Korn führt in seiner eingangs angeführten Schrift zwei typische Erscheinungen jener Armee vor, mit der die madjarisierende Unterrichtspolitik ihren Eroberungszug in den Nationalitätengegenden durchführt — „jener pädagogischen Janitscharen in Ungarn, welche für die Verbreitung der Madjarisierung in ihrem eigenen Volke und für die Verdrängung seiner nationalen Eigenart die besten Werkzeuge sind".

Schon vor dem schulpflichtigen Alter wird die deutsche Jugend dem Madjarisierungszwange unterworfen. Das Gesetz über den Zwangsbesuch der

Kindergärten verpflichtet die Kinder zum Besuch der Staatskindergärten (mit madjarischer Umgangssprache), falls nicht von seiten der Gemeinden genügende Fürsorge getroffen sei.

Wie im Schulwesen, so geschieht es auf allen Gebieten des geistigen und des öffentlichen Lebens.

Das deutsche Theater wird nicht länger mehr geduldet: „es schadet dem patriotischen Geiste!" In Preßburg (62000 Einwohner, darunter 33000 Deutsche, der Rest Slovaken und Madjaren) bedurfte es langer Verhandlungen und eines großen Aufwandes chauvinistischer Redensarten, bis die Stadtverwaltung dazu kam, abwechselnd deutsche und madjarische Darstellungen einführen zu dürfen. Nach einer Bekanntgabe des Ministers Szell wird über das Jahr 1904 hinaus das deutsche Schauspiel auf keinen Fall mehr gestattet werden. Die gleiche Eröffnung ging der alten Odinsburg (Ödenburg) zu. Die Tage des deutschen Theaters in Hermannstadt sind gleichfalls gezählt. Alle anderen deutschen Bühnen sind ohnehin schon längst geschlossen oder durch einen „glücklichen Zufall" beseitigt worden; so bekanntlich auch das deutsche Theater in Pest. Als anfangs der achtziger Jahre die Stadtverwaltung die weitere Konzessionierung desselben verweigerte, wurde auf besondere Fürsprache des Kaisers Wilhelm I. bei dem österreichisch-ungarischen Gesandten die Konzession wieder erteilt, bis es — unmittelbar nach dem Tode des Kaisers — durch den bekannten „Zufall" ein Raub der Flammen wurde.

Der § 17 des Nationalitätengesetzes verfügt: „Jeder Landesbewohner kann seine Eingaben an die eigene Kommune, an die Kirchenbehörden und Jurisdiktionen (d. i. Komitatsämter) und deren Organe und an die Staatsregierung in seiner Muttersprache einreichen." Aber mit der Einhaltung dieser Gesetzesbestimmung steht es genau so, wie mit dem Paragraphen über die Staatsschulanstalten. In tausend und abertausend Fällen werden deutsche Eingaben zurückgewiesen oder stillschweigend unerledigt gelassen, werden in den deutschen Gemeinden madjarische Bekanntmachungen der Stuhlrichter erlassen usw. Beschwerden sind erfolglos und werden mit dem Hinweise abgetan, daß es bei der betreffenden Stelle eben so Gebrauch geworden sei und daß man diesem nicht entgegentreten könne. Aus den zahllosen Fällen dieser Art sei ein besonders lehrreicher aus der letzten Zeit herausgegriffen. Ungarisch-Weißkirchen ist ein deutsches Städtchen im Banat (6200 Deutsche und 1500 andere) mit deutscher Verhandlungs- und Protokollsprache. Ein Hausbesitzer, zugleich Rechtsanwalt, fühlte sich durch eine in deutscher Sprache ihm zugegangene Verfügung der Stadtverwaltung in seinen Rechten verletzt und beschwerte sich darüber in einer deutschen Eingabe an die Gemeinde. Auf unmittelbares Eingreifen des Vizegespans des Temeser Komitats wurde nun gegen den Beschwerdeführer ein Disziplinarverfahren eingeleitet, „weil es für einen ungarischen praktizierenden Advokaten mit dem Anstande nicht vereinbar sei, eine deutsche Eingabe an eine Stadtvertretung zu richten", und weil er „durch diese gegen die ungarische

Staatlichkeit gerichtete Demonstration das Ansehen des Advokatenstandes verletzt und sich dadurch der Achtung und des Vertrauens unwürdig gemacht habe".

Die Verfolgung alles Deutschen erstreckt sich auch auf rein äußerliche Dinge, z. B. die (blauroten) Stadtfarben und Fahnen der sächsischen Städte. Sie werden als „fremde" behandelt, und ihr Gebrauch wird bestraft. Die Verfolgung des Blaurots der sächsischen Städte verschont nicht einmal die Mäschchen, welche die Mädchen auf den Kleidern oder auf dem Hute tragen, oder die Schleifen, welche man an Totenkränzen auf den Gräbern findet. Die beiden Bistritzer Advokaten Dr. Lang und Kelp hatten bei einer festlichen Gelegenheit (Anwesenheit eines Erzherzogs) Fahnen in den blauroten Stadtfarben ausgehängt; nach jahrelangen Verhandlungen vor den verschiedensten Kammern und Gerichtshöfen wurden sie „wegen widerrechtlicher Benützung einer fremden Fahne" zu hohen Geldstrafen verurteilt, besonders da sie gleichzeitig „gegen die Advokatenstandesehre sich vergangen hätten und zufolge ihres Eides verpflichtet seien, die Farben der ungarischen Nation zu respektieren". Gegen den Gemeindenotar Johann Karner in Tschapring wurde das Disziplinarverfahren eingeleitet, weil er die staatsverbrecherische Idee gehabt hat, an die Kabinetskanzlei des Königs in deutscher Sprache ein Gesuch um Unterstützung der durch Brandunglück schwer betroffenen Bewohner zu richten.

Das alles ist kleinlich; aber schlimm ist es, wenn auf Grund der Zolldeklaration mautfreie Pakete geöffnet und die beigeschlossenen Briefe herausgenommen oder wenn die aus Deutschland kommenden, an anrüchige Personen gerichteten Briefe postamtlich geöffnet werden. Denn hier handelt es sich um den Bruch von internationalen Verträgen. „Anrüchig" aber ist bei den Sachsen und nun auch bei den Banater Schwaben jeder, von dem man weiß, daß er als deutschsprachiger Staatsbürger Ungarns auf seinen grundgesetzlich gewährleisteten Rechten bestehen zu können vermeint.

In welcher Weise ein deutscher Reisender von Schalterbeamten bei Post- und Eisenbahn behandelt wird, hat wohl mancher gelegentlich schon einmal erfahren. Mir selbst wurde einmal in Pest unter heftigem Geschrei die Herausgabe postlagernder Briefe verweigert, da der Schalterbeamte durchaus nicht deutsch verstehen wollte, bis ich meinen Reisepaß vorzeigte und den Oberbeamten herbeirief: nun verstanden mich die Herren mit einem Schlage! Ähnliche Klagen kommen unausgesetzt aus Kronstadt. Da an allen Eisenbahnstationen statt der in der ganzen Welt bekannten Namen (Preßburg, Raab, Schäßburg, Hermannstadt usw.) nur noch die, für alle Arier lautfremden madjarischen Bezeichnungen angebracht sind und da die Schaffner auf deutsche Fragen keine Antwort geben (dürfen?), so kann man sich vorstellen, wie gemütlich unter Umständen das Reisen in Ungarn ist. Und da bilden die Herren Vereine zur Hebung des Fremdenverkehrs!

In engem Zusammenhang stehen damit die täglichen Verunglimpfungen alles Deutschen durch die Presse, ja durch die ganze Öffentlichkeit. Man kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, was in dieser Beziehung an Entstellung der Tatsachen, bewußter Lügenhaftigkeit, grenzenlosen Verleumdungen und

Beschimpfungen geleistet wird. Wenig will es besagen, wenn Ausdrücke wie „Speckſachſen", „Bockſachſen", „dumme Schwaben" ebenſo ſtehende Bezeichnungen in der madjariſchen Preſſe ſind, wie die „ſtinkenden Wallachen", die „kroatiſchen Räuber" uſw., oder wenn die Deutſchen als „hergelaufenes Geſindel", als „Landſtreicher" und „Bettler", als „Eindringlinge, die vom Fette Ungarns zehren", als „die Läuſe im madjariſchen Pelz", als der „Kehricht des ungariſchen Volkes" bezeichnet werden. Im Madjar Szo ſpielt der Galgen eine hervorragende Rolle in all den Fällen, wo er auf die Deutſchen zu ſprechen kommt; ſo ſchrieb das Blatt Banffys in einer Karfreitagsbetrachtung über die ungariſche Nationalitätenpolitik: „die inländiſchen Spießgeſellen unſerer äußeren Feinde, die Nationalitätenräuber, plaziert man rings um uns herum, jedoch nicht, indem man ſie an dem verdienten Galgen aufhängt, ſondern indem man ſie von demſelben befreit." Gemeint ſind Leute wie Biſchof Dr. Müller, Superintendentialvikar Dr. Teutſch, der unterdeſſen verſtorbene Kurator Arz von Straußenberg, die Reichstagsabgeordneten Dr. Lindner, Dr. Lurz, Korodi uſw. In einem andern Blatte war jüngſt zu leſen, daß „in Südungarn die Serben, die Deutſchen, die Wallachen den Feuerbrand in das Haus des Madjaren werfen." In dieſer Weiſe verfährt aber nicht bloß die politiſche Tagespreſſe. Auch die Fachzeitſchriften jeder Gattung, die Unterhaltungsſchriften, die ſchöngeiſtigen, ja ſelbſt die kirchlichen Zeitſchriften machen in gleicher Weiſe mit. Profeſſor Maßnyik fiel jüngſt in der „Nyugot madjarosszági hiradó" in unerhörter Weiſe über die in Deutſchland ſtudierenden Sachſen her, weil an der Univerſität Halle angeblich die für Ungarn beſtimmten Stipendien ausſchließlich den Sachſen zugewieſen würden; die Anklage ſelbſt erwies ſich als völlig unwahr.

Die wüſte Verläumdungsſucht ſchont auch die Mitglieder des Königshauſes nicht, ja ſie macht nicht einmal Halt vor den Stufen des Thrones. In einem demokratiſchen Organ (Független Madjarország) wurden jüngſt die Habsburger einfach des gemeinen Diebſtahls beſchuldigt: „In Wien befindet ſich ein ganzer Haufen ungariſcher Schätze. Sie wurden uns geſtohlen, nicht einmal nach Kriegsrecht erworben, ſondern einfach weggenommen. Von wem? Von unſern Herrſchern, den gottſeligen Kaiſern.... Die Diebskunſt dieſer in freiem Geiſte arbeitenden Ahnen war gewiß nicht moraliſch.... Eins nach dem andern wurde aus dem Hauſe des Königs von Ungarn in das Haus des Kaiſers von Öſterreich hinübergeſchmuggelt.... Nachdem der König von der Nation an Blut und Geld mehr bekommt, als ihm gebührt, würde es ſich ſchicken, daß er der Nation zurückgibt, was der Nation gehört." Selbſt in ſtaatsrechtlichen Werken (z. B. einem ſolchen des Advokaten Anton Kalmar) wird die ehrwürdige Perſönlichkeit des Monarchen in unglaublich pietätloſer Weiſe angegriffen und heruntergeriſſen. Da meldet ſich kein Staatsanwalt zum Worte; oder wenn es zum Scheine geſchieht, ſo erfolgt Freiſprechung.

Der Präſident des Reichstags, Graf Apponyi, reiſt im Lande umher und fordert, in der einen Hand das Zuckerbrot, in der andern die Peitſche, die

südungarische deutsche Bevölkerung auf, sich abzuwenden von den „falschen Propheten", „den Giftmischern", den „pangermanischen Agitatoren", „welche den Deutschen Ungarns die Zugehörigkeit zum großen deutschen Volke vorlügen und welche nicht rütteln lassen wollen am deutschen Volkstum und an der deutschen Sprache." So in Lovrin und Werschetz. „Wenn 2 Millionen Toggenburger nichts anderes tun, als nach dem deutschen Kulturvolke schielen, so ist das ein Gegenstand der Lächerlichkeit." Obgleich er die deutsche Ansprache des Direktors der Werschetzer Ausstellung mit einem kühlen „Menjünk!" erwiderte, so wolle er sich, erklärte er, bei seiner Rede doch der deutschen Sprache bedienen, „damit man ihn verstehe; denn diese verstehe hier jedermann". Den „Giftmischern" aber und denen, die ihnen folgen, verkündet er den „Krieg bis aufs Messer", den Krieg „ohne Rücksicht und ohne Überlegung". In einem Weihnachtsbriefe im Brassoi Hirlap (Kronstadt) an die Siebenbürger Sachsen zollt er deren „Kulturfähigkeit und Charaktereinheit" Anerkennung, fordert sie aber auf, die „Böswilligen unter ihnen, die gerade infolge ihrer höheren Bildung die schlechtesten und gefährlichsten Feinde des Vaterlandes", die „am meisten Ärgernis Erregenden" seien, diese „gemeingefährlichen pangermanischen Agitatoren mit aller Entschiedenheit abzuschütteln". Die „Böswilligen" — das sind jene bekannten geistigen und politischen Führer der Sachsen, die vortrefflichen Männer, die viele von uns persönlich kennen und denen wir Hochachtung und Bewunderung zollen. Die „Giftmischer" bei den Schwaben aber — es sind jene wenigen mutigen und opferfreudigen Männer, welche, sei es durch ihr persönliches Beispiel, sei es im gesellschaftlichen Verkehr, sei es, soweit solches in Ungarn möglich ist, durch das gedruckte Wort ihre engern Stammesgenossen allerdings zu bestimmen suchen, „festzuhalten an der Zugehörigkeit zum großen deutschen Volke und die nicht rütteln lassen wollen an ihrem deutschen Volkstum und ihrer deutschen Sprache": jene Männer, deren Namen durch die endlose Kette von Verfolgungen auch in weiteren Kreisen Deutschlands bekannt geworden sind als derjenigen von Märtyrern für ihr gutes deutsches Recht! Das sind die „pangermanischen Agitatoren", von denen man hin und wieder auch in der so schlecht unterrichteten offiziösen deutschen Presse und deren Quellen liest. Als ob es einem dieser Braven auch nur im Traume hätte einfallen können, eine politische Zugehörigkeit der Deutschen Ungarns zum Deutschen Reiche für möglich zu erachten! Als ob auch nur einer derselben etwas anderes sein wollte, als ein treuer Bürger des ungarischen Vaterlandes — allerdings nicht ein Bürger 2. Klasse! Aber dieses hirnrissige Schimpfwort ist zum Schibolet geworden, an dessen Gebrauch man heutzutage in Ungarn den „wahren Patrioten" erkennt: in tausendfachen Verbindungen tönt es wider aus den Schreibstuben der Presse, aus den Volksversammlungen, von der Rednerbühne des Reichstags und aus den Gerichtssälen. Die strebsamen Staatsanwälte mit deutschen Namen beweisen den (des Lesens und Schreibens oft unkundigen) madjarischen Geschworenen sonnenklar, „daß diese verruchte Bande von Menschen, die nicht wert sind, daß die madjarische

Sonne sie bescheint, Ungarn aufteilen wollen, um es dann um so leichter ans feindliche Ausland verraten und verkaufen zu können!" Und wenn sie in dem gerade vorliegenden Falle vielleicht nicht schuldig scheinen, so müßten sie schon „um ihrer staatsverräterischen Gesinnung willen" verurteilt werden. Was denn auch stets prompt geschieht!

In der ganzen madjarischen Dichtung gibt es heutzutage kein Lied, welches einer solch allgemeinen Beliebtheit sich erfreute, wie das Kuruzenlied: „Mégis hunczut a német", d. h. „ein Hundsfott bleibt der Deutsche doch". Bei einer Gerichtsverhandlung hat der Verteidiger des angeklagten Liedverehrers bezeugt, daß man alle Madjaren einsperren müßte, wenn man alle einsperren wollte, welche sich dieses Lied aufspielen lassen. Zwar hat ein Professor Arpád von Thewrewk im „Pester Lloyd" jüngst nachzuweisen versucht, daß im Madjarischen das gemeine Schimpfwort den infamen Sinn nicht habe, der dem deutschen Wort eignet. Der Mann hat aber jedenfalls die noch folgenden Strophen des schönen Liedes übersehen: „Hogy a fene enné meg" usw., zu deutsch etwa: „Möge der Krebs ihm Lunge, Leber und Rippen zerfressen" usw. Lieder ähnlichen Inhaltes stehen in den ministeriell genehmigten Liederbüchern, welche in den Schulen des Landes gebraucht werden. In einem in Kaschau herausgegebenen Schülerkalender findet sich unter der vielversprechenden Überschrift: „Ne higyj madjar a németnek" ein Lied, das in deutscher Übersetzung etwa folgendermaßen lautet:

„Nicht glaube, Madjare, dem Deutschen,
Wenn er dich auch was immer glauben machen will;
Denn wenn er dir auch einen Brief gibt,
So groß wie dein runder Mantel,
Und ein solches Siegel darauf schlägt,
Wie der Umkreis des Mondes,
Es ist daran gar nichts Wahres —
Möge ihn Jesus Christus schlagen! . . ."

In den deutschfeindlichen Kreisen Ungarns spricht man heutzutage von den „deutschen Hunden", wie man in der Türkei ehemals von „Christenhunden" sprach, und im Reichstag bezeichneten die Abgeordneten Marjay und Gabanyi die deutsche Sprache als „Hundesprache", ohne daß von seiten des bei den Jesuiten in Kalksburg erzogenen Präsidenten Grafen Apponyi irgend eine Beanstandung erfolgte.

Man fragt sich unwillkürlich: Gibt es denn gegen diese unausgesetzte Beschimpfung von 2—3 Millionen treuer ungarischer Staatsbürger keinen Rechtsschutz? Gibt es keine Richter in Ungarn? Richter gibt es; aber das Recht ist im heutigen Ungarn ebenso käuflich, wie die Presse. Und zwar auf allen Gebieten der Verwaltung, wie auf dem Gebiete der Rechtspflege. Wer irgendwo etwas schaffen oder erreichen will, wozu behördliche Genehmigung notwendig ist — und wozu ist diese in dem bureaukratisch regierten Polizeistaate nicht notwendig? — kann nur durch das Mittel der Bestechung

zum Ziel kommen. Bei allen größeren Unternehmungen, sei es rationelle Ausnutzung des eigenen Waldbesitzes, sei es Errichtung einer Fabrik, sei es Benutzung von Wasserkräften für elektrische Anlagen usw. machen die Bestechungsgelder — aber nicht bloß für die Presse, sondern auch durch alle Instanzen bis hinauf zu den Ministerialbureaus — einen selbstverständlichen Teil der Gründungskosten aus. Das weiß jedermann in Ungarn. Der Deutsche wird natürlich auch hierin doppelt und dreifach besteuert. Unserem Rechtsgefühl erscheint derartiges unglaublich. Allein Fenyo (früher Fink) versichert uns ja im Madjar Hirlap: nach den Anschauungen, die man in Europa hat, kann man in Ungarn nicht regieren. Und diese Dinge erscheinen glaublich, wenn man sich des Treibens des gewesenen Kurialrichters Kormos erinnert. Oder der gegenwärtig anhängigen Sache des Richters, Senatspräsidenten und Referenten des Appellationssenats am kgl. Gerichtshof in Pest, Dr. Koloman Soós, der mit Beihülfe eines Vermittlers (Abraham Schwarcz) an den Parteien Erpressungen verübte und beim Appellsenat günstige Urteile erwirkte. Oder wenn man die Schilderung der Zustände im Temes-Rekaser Komitat liest, wie sie der Privatdozent und Abgeordnete Dr. Lendl in seiner Schrift: Utazás a kerületemben; Nemzetiségek és közigazgatás, I. und II. („Reise in meinen Wahlkreis; Nationalitäten und Verwaltung") der staunenden Mitwelt bietet. Dr. Lendl ist aber trotz seines deutschen Namens nichts weniger als ein „pangermanischer Agitator": er nimmt es im Gegenteil gewaltig übel, daß hier und dort die deutsch-ungarischen Bauern gern haben möchten, daß ihre Kinder in der Schule die Muttersprache nicht ganz vergessen.

In der Gesetzesmißachtung gegenüber den Deutschen geht der madjarische Richterstand mit seinem Beispiele voran. So bestimmt z. B. § 8 des „Nationalitätengesetzes", daß in gewissen Fällen „der Richter die Klagen oder Bitten in der Sprache der Klagen oder Bitten zu erledigen habe", daß die „Verhandlungsprotokolle in derjenigen Sprache zu führen seien, welche die prozessierenden Parteien unter den Protokollsprachen der Jurisdiktion in beiderseitigem Übereinkommen wählen"; daß der „Vorladebeschluß im Interesse der zu zitierenden Partei in deren Muttersprache zu verfassen" und „daß das Urteil in der Sprache des Verhandlungsprotokolls zu führen" sei usw. Von all diesen schönen gesetzlichen Versprechungen wird seitens der madjarischen Beamten keine einzige eingehalten. Wenn aber im Reichstag ein sächsischer Abgeordneter unter dem lärmenden Widerspruch des „hohen Hauses" über die fortgesetzte Rechtsverletzung sich beschwert, so erklärt der Minister für „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit" unter dem Beifallsjauchzen der sämtlichen madjarischen Parteien, daß er keinen Grund habe, sich in die Rechtspflege einzumischen.

Den Tiefstand der gesamten ungarischen Rechtspflege haben die in der letzten Zeit gegen das deutschungarische Schrifttum angestrengten Preßprozesse in einer wahrhaft verblüffenden Weise geoffenbart. Staatsanwaltschaft, Gerichtshöfe und bei den schwurgerichtlichen Verhandlungen auch die Votanten stellten sich offen und ausgesprochenermaßen in den Dienst der Deutschenverfolgung

Es sind Tendenzprozesse im schlimmsten Sinne des Wortes. Nicht das „Recht" sollte gesucht, sondern ein außerhalb der Rechtsfrage liegender „Zweck" mußte erreicht werden. Diejenige deutschsprachige Presse Ungarns, in welcher ein deutsches Volksbewußtsein, ein Widerstand gegen die gewaltsame Madjarisierung sich zu äußern wagt, soll durch den Schrecken, durch Gefängniskuren eingeschüchtert, durch hohe Geldstrafen womöglich vernichtet werden. Dies letztere ist ja zum Teil auch schon erreicht worden; z. B. bezüglich der „Groß-Kikindaer Zeitung". Als der bisherige Besitzer und Schriftleiter, durch unerhörte Rechtsbrüche gezwungen, Ungarn zu verlassen, sein Eigentum verkaufen und in Hände bringen wollte, welche das Blatt in der bisherigen Weise weiterführten, da stifteten die Behörden ein Individuum an, zu behaupten, das Blatt gehöre ihm, und alle gesetzmäßigen Anstrengungen zur Wahrung des Eigentumsrechtes erfuhren höhnische Abweisung. Unterdessen reihte sich Glied an Glied in der endlosen Kette von Preßverfolgungen. Schließlich gewöhnt man sich auch an die ungeheuerlichsten Vorkommnisse in der ungarischen Rechtspraxis. Da forderte z. B. ein Staatsanwalt in seinem Plaidoyer dazu auf, die „Nationalitätenfrage" brevi manu durch Ohrfeigen und Stockschläge zu lösen; dort läßt der Gerichtshof Belastungszeugen „für die Gesinnung" des Angeklagten — nicht etwa für das der Anklage unterliegende Reat — vorladen, verweigert aber die Vorladung der Entlastungszeugen usw.

Wie die Ausweisungen deutschungarischer Staatsbürger aus dem Wohnorte, in welchem sie sich seit Jahren aufhielten, so erfolgen auch die Verurteilungen in den Preßklagen in den meisten Fällen gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes, unter Außerachtlassung der einfachsten Rechtsformen, unter den ungeheuerlichsten Verstößen formaler Natur, oft auch in Widerspruch mit den eigenen früheren Entscheidungen desselben Gerichtshofes. So wurde z. B. jüngst (anfangs Februar d. J.) der Reichstagsabgeordnete Professor Korodi von Kronstadt, nach dem Ausspruch des Staatsanwaltes Lazar „der allergefährlichste unter den pangermanischen Agitatoren", zu einjährigem Gefängnis und zur Zahlung von 2000 K verurteilt, weil er im September 1900 (!) den Abdruck eines Artikels der „Münchener Neuesten Nachrichten" über die Ortsnamenfrage in der „Kronstädter Zeitung" veranlaßt hatte, ebenso gleichzeitig die Rechtsanwälte Dr. Orendi und Dr. Ließ mit je einhalbjährigem Gefängnis und 1000 K Geldstrafe, weil sie im August 1900 (!) in derselben Zeitung die Aufnahme eines Artikels aus der Hermannstädter „Tribuna" bewerkstelligt hatten, obgleich derselbe Gerichtshof (in Marosvásárhely) bereits im November 1902 die Klage einerseits wegen Verjährung, anderseits wegen Mangel des Tatbestandes der vom Staatsanwalt behaupteten „Aufreizung gegen eine Nationalität" zurückgewiesen hatte. Damals konnte man in den ungarischen Zeitungen viel Rühmens lesen von der Unbefangenheit des ungarischen Richterstandes. Auf höheren Befehl wurde die Untersuchung wieder aufgenommen und zum bezeichneten Ende geführt. Der „Zweck" ist nun erreicht. Korodi hatte einmal dem Reichstag, als er durch ohrbetäubendes Lärmen und Schreien am Weiterreden ver-

hindert worden war, drohend zugerufen: „Wenn wir hier nicht mehr reden dürfen, so werden wir eben nur noch schreiben!“ Nun ist dem temperamentvollen Abgeordneten sowohl Reden, wie Schreiben auf 1 Jahr unmöglich gemacht. Denn es ist selbstverständlich, daß die eingelegte Nullitätsbeschwerde ebenso verworfen werden wird, wie in allen früheren Tendenzprozessen mit ihren gleich schweren Verstößen gegen das geschriebene Recht.

Und das Parlament, sonst die letzte Zufluchtsstätte der Verfolgten? Der ungarische Reichstag ist zum Tummelplatz nationaler Leidenschaften geworden und schon in seiner Zusammensetzung ein Zerrbild einer Volksvertretung. Unter 19 Millionen Bewohnern gibt es 800000 Wähler. Es gibt Wahlbezirke, wo 150 Wähler einen Abgeordneten wählen, und gibt solche, wo erst auf 8000 Wähler ein Abgeordneter entfällt. Ein Viertel der Wähler sind Beamte und deren Anhang, ein zweites Viertel vom Komitat oder von der Regierung abhängige Leute; die letzte Hälfte aber wird mit allen Mitteln der List und Gewalt korrumpiert. Die Abstimmung ist öffentlich und mündlich und geschieht unter behördlicher Aufsicht für den ganzen Wahlbezirk in einem Wahlort; Bestechung ist gesetzlich gestattet (durch Zahlung der Fuhrlöhne, Bewirtung der Wähler usw.). Tatsächlich werden die Mandate, die ja nicht nur Einfluß, sondern auch Brot bringen (und zwar letzteres nicht bloß infolge der hohen Diäten!), in den Pester Parteiklubs verteilt. So wird es auch erklärlich, daß die Mehrheit der Bevölkerung bloß durch 14 Sachsen, 4 Slovaken und einen Serben vertreten ist. Wie diese „Nationalitäten-Abgeordneten“ im Reichstag behandelt werden, das ist in „Europa“ leider nur zu wenig bekannt. —

In diesen Darlegungen sollte nun nicht etwa ein Bild der gegenwärtigen Verhältnisse in Ungarn gegeben, sondern es wollte bloß in einzelnen gruppenweise zusammengestellten Tatsachen gezeigt werden, daß in Ungarn eine Deutschenverfolgung besteht. Die Deutschen Ungarns sind treue Bürger ihres Staates. Sie haben dies durch eine vielhundertjährige Geschichte hindurch bewiesen. Sie wollen dies auch in Zukunft sein. Aber sie wollen — oder wenigstens ein Teil derselben will — der Treue gegen den Staat die Treue gegen ihr Volkstum nicht zum Opfer bringen. Die aus einer Summa gleichartiger Vorkommnisse herausgegriffenen Tatsachen lassen es aber sicher erklärlich erscheinen, wenn in weiten, weiten Kreisen des Landes und der Deutschen im Reiche der Groll gegen solche Zustände sich immer tiefer in die Gemüter eingräbt.

Nachschrift der Redaktion.

Möchte der ungarische Staat, an dessen Begründung und frischem Emporblühen das deutsche Volk wie kein anderes wohlwollenden Anteil nahm, möchten die Besonnenen unter den führenden Geistern sich doch recht ernst klarzumachen suchen, welche Vorteile, welche Aussichten, welche politischen Zukunftsziele sie durch diese fortgesetzten, von kleinlichem chauvinistischem Übermut betriebenen

Maßregelungen und Verfolgungen ihrer treu gesinnten hochgebildeten deutschen Staatsgenossen erreichen können; ob die Befriedigung eines augenblicklichen Machtkitzels es in der Tat lohnt, dafür nicht nur die langgeprüfte Geduld und Staatstreue eines so wertvollen Bruchteils ihrer Bevölkerung aufs Spiel zu setzen, sondern sich auch dauernd die Sympathien des großen deutschen Volkes zu entfremden; ob es sich lohnt, durch eine fortgesetzte quälerische Tyrannei die langmütigen deutschen Landesgenossen dazu zu zwingen, von der noch in ihren Händen ruhenden Macht vollständigen Gebrauch zu machen, so lange noch ein Wahlrecht in Ungarn besteht, die zu zwingen, sich den nichtmadjarischen, den kroatischen und rumänischen Elementen, die mit den Deutschen noch immer die Majorität bilden, zu nähern, um mit diesen die Alleinherrschaft des Madjarentums zu brechen, indem die zur Verzweiflung getriebene Majorität, sich auf die liberalen und radikalen Elemente stützend, in den erbittertsten Notkampf eintritt, endlich eine gerechtere Verteilung des Wahlrechts und eine Mitbeteiligung an der Herrschaft durchzustreiten.

Mögen die wahrhaft staatsmännischen Köpfe Ungarns sich doch darüber klar werden, daß sie sich ohne jeden entsprechenden Vorteil in Gefahr bringen sich selbst den Boden unter den Füßen fortzuziehen. Noch ist eine maßvolle und weise Versöhnungspolitik möglich, der wir auf das Nachdrücklichste das Wort reden möchten, und noch glauben wir, daß in Ungarn genug an staatsmännischer Einsicht und Weisheit vorhanden ist, um die drohenden Gefahren einer vielleicht nicht zu fernen Zukunft nicht zu übersehen, die Ungarn in erster Linie auf das Wohlwollen und die Stütze des deutschen Volkes anweisen könnten. Die Fortsetzung des jetzigen Zustandes betrachten wir als eine ernste Schwächung der ungarischen Machtstellung. Die Redaktion.

Ich denke mein Leben zurücke.

Ich denke mein Leben zurücke,
Mein Haar ist weiß wie Schnee.
Was blieb mir von all dem Glücke,
Was blieb mir von all dem Weh?

Wo blieb das goldene Träumen,
Wo blieb der goldene Klang?
Es war ein mutiges Schäumen,
Und blieb in dem Glase kein Trank!

Viel Glauben zerstört, viel Lieben,
Viele Ideale ein Spott .....
Treu sind mir zwei nur geblieben:
Meine Mutter und mein Gott!

Aus: E. von Bülow. Reime. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.

Zur religiösen Frage.

Von

Martinus.

Réville, Religiöse Fragen. Berlin, Schwetschke. — Wimmer, Gewissensfragen. Tübingen und Leipzig, Mohr. — Bonus, Religion als Schöpfung. Leipzig, Diederichs. — Neue Pfade zum alten Gott. Freiburg i. B., Waetzel. 9 Bände à 2 M. — Schian, Unser Christenglaube, ebenda. — Otto, Leben und Wirken Jesu. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, kart. 1 M. 35 Pf. — v. Schrenck, Jesus und seine Predigt, geb. 3 M. 20 Pf., ebenda. — Naumann, Gotteshülfe, Gesamtausgabe, geb. 6 M., ebenda. — Frenssen, Dorfpredigten, 3 Bände, geb. je 3 M., auch in einen Band gebunden 6 M. 50 Pf., ebenda.

Mit Kopfschütteln las ich vor etwa zehn Jahren in Hiltys „Glück" den Satz, daß die Mitte des neuen Jahrhunderts eine Höhe religiösen Lebens sein würde. Mir schien damals die Versunkenheit im Materialismus so tief und die Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse so groß, daß ich an einer in so kurzer Frist sich vollziehenden religiösen Wiedergeburt unseres Volkes verzweifelte. Mit Freuden bekenne ich heute, daß ich an die Prophezeiung des klugen, gemütstiefen Schweizer Professors, dem unendlich viele Bereicherung ihres Innenlebens danken, zu glauben beginne. Vor unserem staunenden Auge hebt eine außerordentliche Regsamkeit auf religiösem Gebiet an, ein Suchen und Fragen in weitesten Kreisen, als käme endlich der Frühling, nach dem wir voll heißer Sehnsucht wieder und wieder ausgeschaut haben. Nur eine stille Angst will nicht weichen: daß doch auch dies Wiedererwachen religiösen Lebens ertötet werde vom Eiseshauch parteipolitischer Kämpfe. Darum sind wir ja, trotz all der unabläßigen treuen Arbeit der wissenschaftlichen Theologie, in der Öffentlichkeit nicht vorwärts gekommen, weil man die Religion nicht frei, ganz frei, sich entwickeln und ausbilden ließ, weil man der Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens keinen Spielraum gewährte, sondern die Religion reglementierte, sie als Dienerin menschlicher Interessen behandelte, sie auf die Stufe einer brauchbaren, artigen Magd herabwürdigte. Wenn das doch um der Religion willen nie wiederkehrte, wenn doch jedes Menschen Religion als sein heiligstes Heiligtum betrachtet würde, das ihm niemand antastet, vor dem er vielmehr in ehrfürchtiger Scheu stillsteht! Freilich das kann nur geschehen, wenn wir es unsere höchste Sorge sein lassen, persönliche Religion, religiöses Selbstbewußtsein zu schaffen. Darum sei es gestattet, zu einigen Büchern der

letzten Zeit, die alle dazu helfen wollen, dem Einzelnen religiöse Selbständigkeit zu geben, ein Wort zu sagen.

Die Verfasser der bis Schian genannten Bücher, die alle nicht großen Umfang haben und in klarer, jedem Laien verständlicher Sprache geschrieben sind, gehören in die große Schar derer, die ein feines Verständnis haben für die Spannung, in der Christentum und moderne Weltanschauung stehen, wenigstens das Christentum der Dogmen, die nach Harnacks treffendem Wort wie Schwerter starren. Sie sind längst abgekommen vom alten Inspirationsgedanken, von der Bedeutung des Wunders, von der Lehre einer Uroffenbarung reinster Art, sie sind Anhänger der Entwicklungslehre und wissen daher, daß alle Religion ein langsames Aufsteigen zu immer höheren Formen ist. Das hat ihnen das Christentum gelöst aus der Umklammerung durch die antike Philosophie, hat sie zu immer reinerer Ausprägung des wirklich Christlichen gedrängt, hat sie zur reinen Geistesreligion geführt unter Verzicht auf alles Mythische. Ihnen ist Religion nicht mehr eine konstante Größe, nicht mehr ein dem Verstand einzuprägendes Schema von Lehren und Sitten, sondern Religion ist ihnen tiefes Leben im Ewigen, heiliger Ernst der Selbstüberwindung. Sie fliehen deshalb nicht mehr die Welt, um jenseits zu eilen, sie lauschen auf das pochende Etwas in der eigenen Seele, spüren dort die Gewalt der stillen und ernsten Wirklichkeit Gottes, des Gottes, der Menschen der Kraft braucht, der, wie Bonus sagt, sehr freie, sehr starke, zuchtvolle, gesegnete Menschen schafft, die sehr voll Gott und sehr selig sind. Daß das Religion ist, ja der innerste Nerv aller Religion, weiß jeder, der einmal nachgesonnen hat. Wer sie ersehnt, wer all den Stumpfsinn und die Erbärmlichkeit, die seine Seele wie mit dichten Spinnweben überzogen hat, von sich schleudern möchte, der greife zu diesen Büchern, lese sie ganz langsam, lebe sich in sie ein, tauche in den Geist hinab, aus dem sie geboren sind. Für neugierige, sensationslüsterne Toren sind sie nichts, aber den Seelen geben sie Flügel, die aufwärts möchten wie der Adler zu reiner Himmelshöhe. Neue Pfade wandern sie zum alten Gott, wie es die Losung all derer ist, die sich gewiesen fühlen an die Suchenden, die gerade in einer Zeit gleich der unsrigen die Türe weit aufzutun sich mühen, um allen Brüdern auf der Erde Gottseligkeit zu schaffen, das will sagen, sie voll Gott zu machen.

Wer anhebt sich auf dieser Linie des Innenlebens zu bewegen, der steht dann immer wieder ehrfurchtsvoll still vor dem Manne, in dem lauterste Religion ohne Makel gelebt, der durch die unendliche Kraft seiner Seele uns zum Erlöser geworden ist, vor Jesus Christus. Für Otto und Schrenk, deren Bücher ich aufs wärmste empfehle, ist wie für uns alle, die wir Eigenleben führen und darum nach allem fragen dürfen, die Zeit längst vorüber, wo vor Namen und Gestalt Jesu alles Denken aufhörte und alle Rede verstummte. Wir wissen, weil wir das Buch der Bücher mit offenem Auge gelesen haben, daß er selber es nicht so will, daß er suchende Menschen haben möchte, die sein Innenleben ausschöpfen, um darin aufzugehen mit der Seele eigenstem Sehnen. Wir wissen, daß es seiner

Lebensauffassung entspricht, wenn wir nicht sein Bild auf Goldgrund malen, wenn wir vielmehr in den Goldschacht seiner Seele hinabsteigen, um daraus zu holen, was dem schlichten Leben unseres Tages Stärke gibt und es mit Wärme überhaucht. Darum ist uns zum Bedürfnis geworden, sein Wirken in all seinen Einzelheiten, mit all der menschlichen Umgebung seiner Zeit, in dem geistigen Milieu der damaligen Welt scharf und klar zu sehen. Wir fürchten nicht, daß er dann verliert, nein, er gewinnt, seine Größe wird immer gewaltiger, weil wir dann die Wirklichkeiten seines Lebens schauen. Staunend sehen wir manchen Zug, der in dem korrekten akademischen Bild, das man einst uns gegeben, gefehlt hat; blutwärmer, schärfer, bezwingender wird das Bild, das wir nun uns formen.

Es ist das ungefähr die Stimmung, aus der, wenn ich recht empfinde, die Schrift Ottos und die etwas ausführlichere v. Schrencks entstanden sind, die Stimmung, die so viele ernsthaft wissenschaftlich arbeitende Theologen beherrscht. Man schilt wohl auf sie, aber sie sind glücklich, und glücklich wird, wer sich durch sie die Religion des Buchstabens, der knechtet, umsetzen läßt in Geist, der da lebendig macht.

Religion Leben, Christentum Kraft, innerstpersönliche Kraft der Menschenseele — das ist auch der Grundton in den beiden vorzüglichsten Predigtsammlungen, die ich seit Jahren in die Hände bekommen habe, in Naumanns Andachten und Frenssens Dorfpredigten. Zwar sind diese Predigten erwachsen auf ganz verschiedenem Boden. Naumann ist der Mann der sozialen Frage, der, wenn wir auch nicht bis zu seinen letzten Zielen ihn begleiten dürfen, all die Verschlungenheiten und Wirrnisse des modernen wirtschaftlichen Lebens kennt, dem das Herz hochschlägt für den Mann in der Arbeiterbluse, Frenssen ist der sinnende Poet aus dem Heidedorf. Aber was sie wollen, ist doch das Gleiche: starke, treue Menschen schaffen, die kräftige Männerfaust heben, liebeheiße Herzen haben, lodernde Seelen für Wahrheit und Reinheit. Ich wünschte, daß diese beiden Meister des Wortes mit ihrer wundervollen Plastik, der gegenüber Hunderte von sogenannten Andachtsbüchern als leeres Stroh erscheinen, vielen zu stillen Gefährten würden. Sie raunens einem immer wieder zu, daß das Christentum eine große und herrliche, weil eminent praktische Sache ist, sie spornen immer wieder zur Tat, zu fröhlichem Kampf, zu stürmender Freudigkeit.

Es will Frühling werden. Die Theologen allein machen ihn nicht, sie brauchen heiße Herzen, die mitfühlen und mittun, die sich nicht feige verkriechen vor der großen Frage der Zeit, sondern an ihrer Lösung mitzuarbeiten für heiligste Pflicht halten.

Was uns not tut.

Bewirken unsere deutschen Trinksitten eine Entartung, die für die Zukunft des Volkes bedenklich ist?

(Eine Anfrage bei hervorragenden Ärzten, Psychologen, Hygienikern u. s. f.)

I.

Ein Wort zur Alkoholfrage.

Von

Prof. Dr. Adolf Strümpell—Erlangen.

Die wissenschaftliche Heilkunde der Gegenwart erblickt eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Erforschung der Krankheitsursachen. Denn die Erkenntnis der ursächlichen Verhältnisse bildet selbstverständlich nicht nur die Grundbedingung für eine Bekämpfung, sondern vor allem auch für eine erfolgreiche Verhütung der Krankheiten. Unser durch methodische Forschung geschärftes Kausalitäts-Bedürfnis begnügt sich aber nicht mehr mit der Annahme unbestimmter und in ihren Wirkungen unverständlicher Krankheitsursachen; es verlangt nach einem völlig klaren Einblick in die Natur und das Wesen der krankmachenden Schädlichkeiten und in die besondere Art ihrer Einwirkung auf den menschlichen Organismus. Mit der Erweiterung und der wachsenden Kompliziertheit der Lebensbedingungen wächst auch die Zahl der möglichen Schädlichkeiten. Man denke an die zahlreichen Schädigungen der Gesundheit durch die in der modernen Industrie angewandten giftig wirkenden chemischen Stoffe. Andererseits hat die aufmerksame Beobachtung aber auch krankmachende Schädlichkeiten in manchen Tätigkeiten und Gewohnheiten des Lebens erkannt, deren Bedeutung früher fast gar nicht gewürdigt oder mindestens unterschätzt wurde. Der Einwirkung äußerer mechanischer Einflüsse, übermäßiger körperlicher Arbeit, geistiger Aufregungen und Anstrengungen, gewisser einseitiger Arten der Ernährung und vor allem einer Reihe von gewohnheitsmäßig gebrauchten Genußmitteln hat die medizinisch-ätiologische, d. h. auf die Erkenntnis der Krankheitsursachen gerichtete Forschung die vollste Aufmerksamkeit zugewandt und in vielen dieser früher als selbstverständlich und unschädlich betrachteten Verhältnisse wichtige Anlässe zur Entstehung von Krankheitszuständen gefunden.

Auch die Alkoholfrage verdankt diesen ärztlichen Bestrebungen die ihr in der Gegenwart geschenkte erhöhte Aufmerksamkeit und die von Jahr zu Jahr immer wachsende Anerkennung ihrer enormen Bedeutung für das Wohl und die Gesundheit

unseres Volkes. Die Alkoholfrage — dies muß immer wieder betont werden — ist zunächst eine rein ärztlich-medizinische Frage. Zwar hängt sie mit manchen Fragen der Moral, der Wirtschaftslehre und der Rechtsprechung eng zusammen, aber der eigentliche Kern der Frage ist ein rein ärztlicher und die Ärzte sind es daher vor allem gewesen, die zuerst ihre mahnende Stimme erhoben und auf die großen Gefahren hingewiesen haben, die unserem Organismus durch die fortgesetzte Aufnahme des Alkohols drohen. Man darf diese Gefahren nicht übertreiben und nicht Gespensterfurcht erwecken wollen. Aber ebenso sollen wir Ärzte uns auch nicht scheuen, noch so tief eingewurzelte und lieb gewordene Gewohnheiten und Vorurteile zu bekämpfen, wenn wir ihre Schädlichkeit erkannt haben.

Daß die alkoholischen Getränke, in größerer Menge und Konzentration genossen, schädlich sein können, ist zu allen Zeiten allgemein anerkannt worden. So weit überhaupt die Nachrichten über das Trinken des Weines, der branntwein- und bierartigen Getränke zurückreichen, finden wir Andeutungen über die schädlichen Folgen des häufigen Berauschtseins und wohl bei fast allen nur einigermaßen in Kultur und Sitte vorgeschrittenen Völkerschaften ist der „Säufer" und „Trunkenbold" ein Gegenstand der Mißachtung oder des Bedauerns, je nachdem man mehr das Laster selbst oder seine Folgen ins Auge faßt. Auf diese schwersten und augenfälligsten Formen des Alkoholismus mit völliger körperlicher und geistiger Zerrüttung des davon Betroffenen brauchen sich daher die ärztlichen Ermahnungen weit weniger zu beziehen, als auf die in scheinbar viel harmloserer Weise auftretenden Alkohol-Erkrankungen bei Personen, die der Sprachgebrauch niemals als „Trunkenbolde" bezeichnet und welche die Benennung als „Säufer" jederzeit mit anscheinend berechtigter Entrüstung zurückweisen würden. Darin liegt meines Erachtens die bei weitem wichtigste und sicher erfolgreichste Aufgabe der Ärzte in dem Kampfe gegen die Alkohol-Krankheiten, daß sie einer Reihe von Vorurteilen und gänzlich falschen Ansichten über die Wirkungen eines im Volke noch fast allgemein als unschädlich und bedeutungslos gehaltenen sogenannten „mäßigen" Genusses alkoholischer Getränke zu beseitigen und damit den Genuß der alkoholischen Getränke auf ein wirklich unschädliches Maß herabzusetzen suchen. Die Grenze dieses Maßes festzustellen ist freilich nicht ganz leicht und ich gebe gern zu, daß die völligen „Abstinenzler" eine viel bequemere Position haben, indem sie *jeden*, auch den geringsten Alkohol-Genuß für schädlich erklären und deshalb folgerichtiger Weise die Forderung einer völligen Abstinenz des ganzen Volkes von jedem Alkohol-Genuß aufstellen. Mir und vielen anderen zu fanatischen Stimmungen nicht veranlagten Ärzten erscheint diese Forderung aber wissenschaftlich unberechtigt und vor allem praktisch unausführbar, obwohl ich natürlich die guten Absichten und den Eifer der Abstinenzler für ihre Sache vollkommen anerkenne. Jedenfalls bedauere ich die zwischen Abstinenzlern und Temperenzlern, d. h. die zwischen den völlig Enthaltsamen und den nur die Mäßigkeit Fordernden oft hervortretende Spannung, da doch die Gemeinsamkeit der wesentlichen Ziele und Bestrebungen eher zu einem festen Bündnis führen sollte.

Was ich an dem auch mäßigen Alkoholgenuß für das schädlichste Moment halte, ist seine *stetige Wiederkehr*: die bei unzähligen Menschen zur festen Gewohnheit gewordene *tagtägliche* Aufnahme eines in seinen Wirkungen unzweifelhaft „giftigen", d. h. den Organismus schädigenden Stoffes. Die ärztliche Erfahrung zeigt uns zahlreiche Formen der verderblichsten Giftwirkungen, wobei die einzelne

zur Zeit aufgenommene Giftmenge so klein ist, daß ihre Wirkung zunächst gar nicht bemerkbar ist. Erst durch die Summation der sich immer wiederholenden einzelnen Einwirkungen tritt mit einem Male die schwerste Schädigung in dem anatomischen Bestande oder in der Funktion desjenigen Organes auf, welches infolge seiner besonderen Beschaffenheit dem Gifte die meisten Angriffspunkte darbietet. Ein in dieser Beziehung besonders lehrreiches, von mir schon wiederholt hervorgehobenes Beispiel bietet die chronische Bleivergiftung dar. Die Bleimengen, welche der mit Bleiweiß beschäftigte Maler oder Lackierer, der die Bleilettern anfassende Schriftsetzer u. a. täglich in seinen Körper aufnimmt, sind sehr gering, jedenfalls so gering, daß sie keine irgendwie bemerkbare Einwirkung auf den Körper auszuüben scheinen. Und doch betreiben diese kleinsten Giftmengen gewissermaßen eine heimliche und unmerkliche Unterminierung gewisser Organzellen, so daß in vielen Fällen schließlich mit einem Male ein völliger Zusammenbruch des betroffenen Gewebes erfolgt und infolge davon plötzlich die schwersten Krankheitserscheinungen (Lähmungen, Krämpfe u. a.) auftreten. In durchaus ähnlicher Weise kann auch der Alkohol wirken. Es gibt zahlreiche Personen, die gewohnt sind, Tag für Tag eine von ihnen für keineswegs übermäßig groß gehaltene Menge eines alkoholischen Getränkes zu sich zu nehmen. Da sie von jeder einzelnen dieser Mengen durchaus keine unmittelbare schädliche Wirkung verspüren, so halten sie ihre Gewohnheit auch für völlig unschädlich und achten nicht auf die etwaigen Warnungen eines erfahrenen Arztes. Aber mit einem Male — oft erst nach vielen Jahren — tritt die schädliche Summations-Wirkung des Alkohols, sei es an diesem oder an jenem Organ, deutlich zu Tage. Die Krankheit ist da, sie ist scheinbar „von selbst" entstanden, man führt sie auf allerlei unwesentliche Nebenumstände zurück — während der heimtückische eigentliche Feind womöglich immer noch weiteren Zutritt „zur Stärkung und Kräftigung des Körpers" erhält! Die Formen, unter denen diese ungemein häufige chronische Alkoholwirkung auftritt, sind recht mannigfaltiger Art. Vor allem unterliegen die Nieren, das Herz und die Blutgefäße den an sich schwachen aber unausgesetzt und stetig wiederkehrenden Einwirkungen des Alkohols. Die chronische Nierenentzündung, die Entartung und schließliche Erlahmung des Herzmuskels und die sogenannte Verhärtung und Verkalkung der Blutgefäße sind die drei Krankheiten, welche unter den gewohnheitsmäßigen Alkoholisten unzählige Opfer fordern. Außerdem sind aber auch gewisse sogenannte Stoffwechselkrankheiten (Gicht und Zuckerharnruhr), ferner mehrere besondere Formen der Erkrankungen des Nervensystems (sogenannte peripherische Nervenentzündung, Trinkertabes u. a.) keineswegs seltene Folgen der chronischen Alkoholeinwirkung. Erinnern wir außerdem auch noch an die häufigen unmittelbaren Schädigungen des Magens, des Darmes und der Leber durch den Alkohol, so kann sich auch der Laie wenigstens ein ungefähres Bild von den mannigfaltigen Krankheitsformen machen, unter denen die chronische Alkoholwirkung dem Arzte entgegentritt, zumal sich die verschiedenen oben genannten Folgezustände in mannigfacher Weise mit einander vereinigen können.

Freilich treten die genannten Folgen der chronischen Alkoholeinwirkung sicher nur bei einem verhältnismäßig geringen Teile aller derjenigen Personen auf, die gewohnt sind, täglich mehr oder weniger große Mengen Alkohol in der Form irgend eines alkoholischen Getränks in sich aufzunehmen. Immer wieder werden den Alkoholgegnern einzelne Beispiele vorgeführt, daß selbst starke Trinker ein hohes Alter erreichten und bis ans natürliche Ende ihres Lebens sich einer guten Gesundheit und

körperlichen Leistungsfähigkeit zu erfreuen hatten. Gewiß gibt es solche Fälle, aber sie beweisen nichts gegen die Schädlichkeit des Alkohols; denn, wie bei allen Giftwirkungen, müssen wir auch beim chronischen Alkoholismus den wichtigen Umstand der individuell verschiedenen Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Giftwirkungen in Betracht ziehen. Schon die Beobachtung der akuten Alkoholvergiftung zeigt uns diese Tatsache in allgemein bekannter Weise. Wir wissen, daß der eine Mensch ohne jede bemerkbare Wirkung mehrere Flaschen Wein trinken kann, während bei dem anderen schon nach einer halben Flasche alle möglichen unangenehmen Folgen hervortreten. Dieselbe Verschiedenheit der individuellen Empfänglichkeit für die Giftwirkung findet sich auch bei der chronischen Alkoholwirkung. Darum ist der eine bei voller Gesundheit bis ins hohe Alter ein starker Trinker und spottet aller Ermahnungen zur Mäßigkeit, während ein anderer, ohne sich der Schädlichkeit seiner Lebensweise überhaupt recht bewußt zu werden, in verhältnismäßig frühem Alter die ersten Anzeichen irgend einer alkoholischen Organdegeneration zu bemerken anfängt. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht sogar eine individuell verschiedene Widerstandskraft der einzelnen Körperorgane gegenüber dem Alkohol. Dies ist der Grund, warum die chronische Alkoholvergiftung unter so verschiedenen klinischen Formen auftritt, warum der eine Gewohnheitstrinker an Herzmuskelentartung, der andere an Nierenschrumpfung, ein dritter an Nervendegeneration (sog. multipler alkoholischer Neuritis) zu Grunde geht. Die letzte Ursache aller dieser individuellen Verschiedenheiten liegt jedenfalls in der angeborenen konstitutionellen Beschaffenheit, der angeborenen „Veranlagung" der einzelnen Organe und des gesamten Körpers. Wir können sie im voraus nicht sicher erkennen und müssen daher in jedem Falle mit der Möglichkeit ihres Vorhandenseins rechnen. Auch hat die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen den Alkohol nach beiden Richtungen hin ihre Grenzen. Es gibt eine untere Grenze der Mäßigkeit, die wohl für jeden gesunden erwachsenen Menschen als statthaft und unbedenklich bezeichnet werden kann, während andererseits gewisse höhere Grade der Unmäßigkeit ebenso sicher für jeden, auch den „kräftigsten" Menschen als zweifellos schädlich zu betrachten sind. Natürlich ist es schwer, die Grenzbestimmung zwischen den unschädlichen und den sicher schädlichen Alkoholmengen, wie aus allem bisher Gesagten hervorgeht, in bestimmten Zahlen anzugeben. Nur das muß immer wieder betont werden, daß sie entschieden tiefer liegt, als in weiten Kreisen der Bevölkerung angenommen wird. Mir selbst ist es z. B. schon sehr häufig begegnet, daß mir jemand auf die Frage, ob er ein starker Biertrinker sei, antwortet: o nein, ich trinke regelmäßig höchstens 5—6 Glas Bier täglich. Diese Menge erscheint namentlich in Bayern als eine durchaus mäßige, vielen sogar geringe. Der schlimmste soziale Faktor, der den chronischen Alkoholismus befördert, ist die verbreitete Sitte des Wirtshauslebens, der regelmäßigen täglichen Zusammenkünfte zum „Frühschoppen", „Abendschoppen" usw. Namentlich in den kleineren Städten und Ortschaften herrschen fast allgemein Zustände, die zu ernster Abmahnung von Seiten der Ärzte dringend auffordern. Die geringen geistigen Anregungen, welche die Kleinstadt bietet, führen gerade den in geistiger Hinsicht gebildeten Teil der Gesellschaft, die sogenannten Honoratioren, die Beamten, wohlhabende Kaufleute usw. dazu, sich zu gemeinschaftlichem Gespräch tagtäglich im Wirtshause für einige Stunden zu vereinigen. Dieses an sich durchaus erklärliche und natürliche Verlangen nach geistiger Unterhaltung ist leider eine der häufigsten Veranlassungen zum chronischen

Alkoholismus im ärztlichen Sinne. Zahlreiche dieser biederen, im Kreise ihrer Mitbürger hoch angesehenen „nüchternen" Männer, die aber jahraus jahrein unter weisen politischen Gesprächen und harmlosen Späßen ihr Stammseidel täglich fünf- bis sechsmal und gelegentlich wohl auch noch etwas häufiger füllen lassen, erfreuen sich bald einer stattlichen Körperfülle, dem meist ersten Anzeichen des übermäßigen Biergenusses, und nur zu bald treten dann die Symptome irgend eines der oben genannten chronischen Alkoholleiden hinzu, welches ihre Tatkraft hemmt und ihr Leben verkürzt.

Überhaupt muß betont werden, daß wir Ärzte ebenso, wie wir den Begriff der „Mäßigkeit" strenger umgrenzen, so auch den Alkoholismus unter viel verschiedeneren Formen erkannt haben, als man ihn früher angenommen hat. Früher waren der „Schnaps" und der Branntwein die alleinigen Übeltäter, die allein verachteten Getränke gegenüber dem „edlen" Wein und dem „unschädlichen" Bier. Gegenwärtig wissen wir, daß in praktischer Hinsicht die schädlichen Folgen des Bieres mindestens ebenso häufig sind, wenn nicht noch häufiger, als die des Branntweins. Denn das Biertrinken ist in alle Kreise der Gesellschaft eingedrungen, und während der Branntwein mit seltenen Ausnahmen seine Opfer nur in den unteren Schichten der Arbeiterbevölkerung fordert, findet man die schädlichen Folgen des zu reichlichen Biergenusses (den „Gambrinismus", wie ich ihn genannt habe) gerade auch unter den besseren gebildeten Ständen. Der Gambrinismus unterscheidet sich auch in klinischer Beziehung durch gewisse Eigentümlichkeiten vom reinen Alkoholismus, obwohl auch die spezifische Alkoholwirkung beim überreichlichen Biergenuß in Betracht zu ziehen ist. Denn wenn auch der prozentische Gehalt des Bieres an Alkohol (2—4 %) kein besonders hoher ist, so werden doch die geringen prozentischen Zahlen durch die genossenen großen Mengen aufgewogen. Hundert Kubikzentimeter Bier enthalten nur 3 Grm. reinen Alkohol, aber ein Liter enthält schon 30 Grm. Ein mittelstarker Biertrinker, der seine fünf Maß täglich zu sich nimmt, bringt also jeden Tag 150 Grm. absoluten Alkohol in seinen Körper. Was aber dem Gambrinismus sein spezifisches Gepräge gibt, ist der Umstand, daß das Bier auch verhältnismäßig große Mengen fettbildender oder wenigstens den Fettansatz befördernder Nährstoffe (Malz) enthält. Die meisten starken Biertrinker befinden sich daher im Zustand der Übernährung. Daher der starke Fettansatz, der an sich wiederum eine Quelle krankhafter Folgeerscheinungen sein kann. Endlich ist daran zu denken, daß vielleicht außer dem Alkohol im Bier auch noch andere schädliche, aus dem Hopfen stammende Stoffe enthalten sind, deren Wirkung ebenfalls in Betracht zu ziehen ist.

Über die besonderen Eigentümlichkeiten der schädlichen Wein-Wirkungen fehlt mir persönlich eine ausgedehntere Erfahrung, da ich nie in einem Weinlande gelebt habe. Der höhere Preis des Weines steht auch einer sehr ausgedehnten Verbreitung des stärkeren Weingenusses entgegen. Im allgemeinen scheinen mir die Erkrankungen der starken Weintrinker den reinen Alkoholerkrankungen zu entsprechen ohne die spezifisch gambrinistische Färbung der Biererkrankungen.

Mit diesen kurzen Bemerkungen halte ich die praktisch wichtigsten Punkte der Alkoholfrage — soweit es sich nicht um eingehendere fachwissenschaftliche Erörterungen handeln soll — für erschöpft. Ich habe dabei, wie gesagt, nur den rein ärztlichen Standpunkt im Auge gehabt. Jeder Arzt, der mit offenen Augen Umschau hält, muß erschrecken über die gesundheitlichen Verwüstungen, welche die alkoholischen

Getränke in unserem Volke anrichten, und muß es als eine ernste Pflicht erkennen, an seinem Teil mitzuwirken an der Verminderung dieses Unglücks. Die Hauptsache dabei bleibt möglichst vielfache allseitige Belehrung, ohne Übertreibung, aber auch ohne Beschönigung. Wenn ich nicht irre, haben die Mäßigkeitsbestrebungen in dieser Hinsicht schon einen entschiedenen Erfolg aufzuweisen. So glaube ich z. B., daß die Darlegungen der klinischen Universitätslehrer über die schädlichen Folgen des Alkoholismus, gestützt durch die nur zu häufige Gelegenheit der Demonstration praktischer handgreiflicher Belege, schon viel Gutes gestiftet haben. Die jungen Studenten der Medizin sind von der Wahrheit und Wichtigkeit des Gehörten und Gesehenen leicht zu überzeugen. Sie erzählen davon ihren Freunden und Genossen und so kommt es, daß meiner Erfahrung nach die Unmäßigkeit im Trinken bei unserer akademischen Jugend zweifellos im Abnehmen begriffen ist. Auch in Offizierskreisen scheinen sich die Trinksitten zu bessern. Am schlimmsten steht es, soweit meine Erfahrung reicht, noch mit den sogen. mittleren Schichten des Bürgerstandes — abgesehen natürlich von der schnapstrinkenden Arbeiterbevölkerung der großen Städte und von den am Brauereigewerbe und Alkoholverkauf beteiligten Personen. Sicher ist also der Aufklärung und Belehrung noch ein weites Feld offen und mit Dank müssen wir die neuerdings immer energischer betriebenen Bestrebungen der Vereine für Volksbildung und insbesondere für Volkshygiene aufnehmen, in deren Programm der Kampf gegen den Alkoholismus einen der wichtigsten Punkte bildet.

Es ist ein gutes Zeichen für die unverwüstliche Lebenskraft unseres deutschen Volkes, daß es trotz der Verbreitung des Alkoholismus sich bisher noch immer auf der Höhe der Leistungsfähigkeit gehalten hat. Aber trotzdem sollen wir die Augen dem Feinde gegenüber nicht verschließen und an uns bessern und arbeiten, wo wir einen schwachen Punkt erkennen. Denn in dem harten Wettkampf der Völker wird nur dasjenige Volk die erste Stelle erlangen und behaupten können, welches an Körper und Geist das gesundeste ist.

II.

Prof. Dr. E. Kraepelin—Heidelberg.

Zu obiger Frage.

Wenn wir unter Entartung die Zunahme solcher Veranlagungen verstehen, welche die Erfüllung der allgemeinen Lebenszwecke erschweren, so werden wir zwei Möglichkeiten ihrer Entstehung auseinanderzuhalten haben, diejenige durch Vererbung bereits vorhandener zweckwidriger Eigenschaften und diejenige durch erworbene Schädigungen, welche das kommende Geschlecht ungünstig beeinflussen. Die erstere Quelle der Entartung wird immer fließen; sie wird aber eingedämmt durch das natürliche Versiegen der Fortpflanzung bei vorgeschrittener Entartung, durch die mancherlei Lebenshindernisse, welche die Entartung mit sich bringt, endlich durch die in großem Maßstabe durchgeführte künstliche Absperrung zahlreicher Entarteter in Irrenanstalten, Gefängnissen, Arbeitshäusern u. s. f. Unter den Einflüssen, von denen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Schädigung der Nachkommenschaft befürchten müssen, sind die wichtigsten allgemeine ungünstige Lebensverhältnisse und

Siechtum der Eltern. Die verbreitetsten Ursachen des Siechtums aber sind die Tuberkulose, der Alkoholmißbrauch und die Syphilis. Von diesen ziehen die beiden letzteren gerade das Nervengewebe besonders in Mitleidenschaft und bewirken somit vorzugsweise diejenigen Formen der Entartung, die zu zweckwidriger Anlage der geistigen Persönlichkeit führen. Insbesondere wissen wir, daß die Trunksucht der Erzeuger etwa bei der Hälfte der Idioten, bei ¼ der Epileptiker, bei mehr als ⅛ der Trinker eine ursächliche Rolle spielt, und daß auch Nervenschwache, Verbrecher, Prostituierte in erheblicher Zahl von Trinkern abstammen. Außerdem bewirkt der Alkoholmißbrauch eine Vermehrung der Kindersterblichkeit, Einschränkung der Fähigkeit, zu stillen, und Abnahme der Körpergröße, also der Wehrfähigkeit. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß unter denjenigen Ursachen der Entartung, deren Einfluß wir genauer verfolgen können, die Trunksucht die bei weitem wirksamste ist.

Ebenso zweifellos ist es aber, daß die Trunksucht nur eine Frucht unserer Trinksitten darstellt. Würde der Genuß geistiger Getränke nicht als das selbstverständliche Recht, ja die Pflicht des erwachsenen Mannes angesehen, erfreute sich der Alkohol nicht der unbedingten Wertschätzung des ganzen Volkes, so daß er von unserem Gesellschaftsleben, von unseren Festen unzertrennlich erscheint — ergösse sich endlich nicht mit Hochdruck ein unermeßlicher Strom von Bier, Wein und Schnaps tagtäglich bis in den entlegensten Winkel unseres Vaterlandes, so gäbe es bei uns auch keine Trunksucht, und eine der ergiebigsten Quellen der Entartung wäre versiegt. Sie ist zugleich die einzige, zu deren Verstopfung nichts nötig ist, als ein klarer und entschiedener Wille.

III.

Dr. Möbius—Leipzig.

Zu obiger Frage.

Die Frage, ob die deutschen Trinksitten eine verderbliche Entartung des Volkes bewirken, ist leider ohne weiteres zu bejahen, und es wäre von meinem Standpunkte aus etwa folgendes zu sagen.

Es wird nicht bezweifelt, daß die Trunksucht im engeren Sinne die Keime verderbt, daß unter der Nachkommenschaft der Säufer auffallend viele lebensschwach, oder blödsinnig, oder epileptisch, oder moralisch defekt, verbrecherisch veranlagt sind. Von vorherein ist zu erwarten, daß, wie dem argen Trinken schwere Schädigungen des Gehirns der Nachkommen entsprechen, so dem mittelstarken Trinken mittelstarke Gehirnschädigungen folgen werden. Meine Meinung geht nun dahin, daß die weitverbreiteten Schwächezustände, die man Nervosität, Nervenschwäche oder ähnlich nennt, in der Mehrzahl der Fälle eine Folge der Trinksitten der Erzeuger seien. Man glaubt gewöhnlich, daß die Unruhe des Lebens, die Überanstrengung im Berufe und andere Einwirkungen die Nervenschwäche bewirken. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Eisenbahnen, die Telephone, die Berufstätigkeit einem wirklich gesunden Menschen nichts anhaben; sie mögen ihn wohl für eine Zeit „nervös" machen, aber sie bewirken nicht die Zustände, die wir täglich in unseren Sprechstunden sehen. Erstens ist etwa die Hälfte der Nervenschwachen weiblich, die Frauen aber haben in der Hauptsache in der neuen Zeit keinen anderen Beruf als früher

und die Anforderungen an sie sind kaum gewachsen. Sodann ist der größere Teil der männlichen Kranken in der ersten Hälfte des Lebens; nicht geplagte Männer, sondern Jünglinge sind die schlimmsten Kranken. Endlich, und das ist die Hauptsache, ergibt die Nachforschung, daß die meisten Patienten nie ganz gesund gewesen sind, daß ihre Übel sich schon in der Kindheit kundgegeben haben. Aus alledem ist zu schließen, daß nicht die individuellen Erlebnisse die eigentliche Ursache der Krankheit sind, daß sie vielmehr nur als Gelegenheitursachen betrachtet werden müssen, die deshalb wirken, weil sie auf einen von Anfang an krankhaften Menschen treffen. Für einen Teil der Kranken ergibt sich eine Erklärung dadurch, daß schon bei den Eltern und bei anderen Verwandten krankhafte Gehirnzustände vorgekommen sind. Bei anderen Kranken aber ist die „erbliche Belastung" nicht nachzuweisen, und auch bei jenen fragt man wieder, wie kam das Krankhafte in die Familie hinein?

Nach allgemein-pathologischen Anschauungen ist bei einer ernsthaften Keimschädigung immer eine Vergiftung am Wahrscheinlichsten. Nun gibt es nur ein einziges Gift, das so allgemein angewendet wird, daß eine Schädigung großer Volksteile möglich wäre. Dieses Gift ist der Alkohol. Ferner ergibt die Erfahrung, daß der Alkoholgenuß und die auf angeborener Anlage beruhenden Nervenkrankheiten in direktem Verhältnisse stehen, d. h. daß in dem Grade, wie sich die moderne Alkoholflut ergossen hat, die Nervenschwachen sich vermehrt haben, daß auch örtlich die Entwicklung der Trinksitten und die Zahl der Nervenschwachen einander entsprechen. Die Hypothese erfährt eine bedeutende Förderung, dadurch, daß G. v. Bunge nachgewiesen hat, die weitverbreitete Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, sei eine Wirkung des Trinkens der Väter. Der Vater trinkt, die Tochter kann nicht stillen und ist nervenschwach obendrein. Sehr oft habe ich bei hysterischen Zuständen, bei Zwangsdenken, Grübelsucht und ähnlichen Übeln zunächst gar keine Ursache finden können. Daß das Übel auf angeborener Anlage beruhte, darüber war kein Zweifel, aber die Familie sei ganz gesund, hieß es. Die Frage, ob etwa der Vater ein Trinker gewesen sei, ward mit Abscheu zurückgewiesen. Aber „sein Gläschen" hatte er getrunken, d. h. vier, fünf Glas Bier am Tage, oder ähnlich. Nicht selten gab schon der Stand des Vaters Aufschluß: er gehörte zu den Alkoholgewerben, als Gastwirt oder in anderer Weise. Manchmal kannte ich den Vater selbst als ehrenwerten Bürger und tapferen Stammtischbruder, oder als einen, der die akademischen Trinksitten in das Philisterleben hinein gerettet hatte. Immer aber handelte es sich in den Fällen, die ich meine, nicht um eigentliche Säufer, sondern um Durchschnitt-Trinker, um Leute, die überzeugt waren, nichts Schädliches oder Unrechtes zu tun, wenn sie an dem üblichen Alkoholmißbrauche teilnahmen.

Von Schnaps- und Weintrinkern weiß ich wenig; bei uns verwüstet in der Hauptsache das Bier das Volk. Auch der Durchschnitt-Trinker selbst bleibt ja nicht unverändert; fast jeder der täglich eine Anzahl von Biergläsern leert, wird geistig und körperlich geschädigt, seine moralischen und intellektuellen Leistungen nehmen ab, und sein Leben wird verkürzt. Schlimmer aber scheint die Wirkung auf die Nachkommenschaft zu sein. Die Kinder des gemütlichen humorvollen Zechers sind vom Mutterleibe an unglückliche Wesen, sie entwickeln sich zu Menschen, denen Kraft und Freudigkeit fehlen, denen ihre Begabung nicht viel hilft, weil die Disharmonie zu groß ist, und die, wenn sie Eltern werden, wieder ein kümmerliches Geschlecht erzeugen. —

IV.

Prof. Dr. A. Forel.

Zu obiger Frage.

Ihre Anfrage beantworte ich mit einem vernehmlichen: Ja! genau wie für die Zukunft aller ziviliſierten Völker und dies ſtütze ich auf folgende Tatſachen:

1. Der Vergleich der Lebensdauer bei einer ganzen Reihe Lebensverſicherungsgeſellſchaften Englands, Schottlands und Auſtraliens, welche die Abſtinenten des Alkohols in beſonderen Abteilungen verſichern und die Unmäßigen überhaupt nicht aufnehmen, ergibt durchweg eine bedeutend größere Durchſchnittslebensdauer für die Abſtinenten (zirka 70 % der erwarteten Todesfälle, gegenüber 90—95 % bei den Nichtabſtinenten).

2. Zirka ¾ der Idioten und Epileptiker ſtammen erwieſenermaßen von alkoholiſchen Eltern oder wenigſtens Vätern ab. Die vergleichende Statiſtik von Dr. Jenny Kohler zwiſchen der erblichen Belaſtung von 400 Geſunden und 400 Geiſteskranken ergibt ein bedeutendes Überwiegen der Alkoholiker in der direkten Aſzendenz der Geiſteskranken.

3. Die Tierexperimente von Hodge, Combemelle und Laitinen beweiſen, daß die Nachkommenſchaft künſtlich alkoholiſierter Tiere eine große Zahl krüppelhafter Nachkommen aufweiſt.

4. Genau den gleichen Nachweis hat Demme in Bern und haben Andere über die Nachkommenſchaft von menſchlichen Trinkerfamilien geführt.

5. Dr. Bezzola hat auf Grund der letzten ſchweizeriſchen Zählkarten (Volkszählung) der 9000 gezählten Idioten der Schweiz feſtgeſtellt, daß dieſelben zwei Zeugungsmaxima, je zur Zeit der Weinleſe und der Faſtnacht aufweiſen. In den Weinkantonen zeigt allein die Weinleſezeit ein gewaltiges Idiotenzeugungsmaximum.

6. v. Bunge in Baſel hat ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß die zunehmende Unfähigkeit der Frauen ihre Kinder zu ſtillen, vorwiegend auf dem Alkoholgenuß ihrer Eltern und Vorfahren beruht.

7. Endlich iſt jedem Arzt, der die Augen öffnen will, die entartende Einwirkung des Alkohols auf die Körpergewebe und auf die Bevölkerung offenbar. Ich füge noch hinzu, daß in Norwegen und Schweden, die in der erſten Hälfte des XIX. Jahrhunderts am ſtärkſten alkoholiſiert und degeneriert waren, die ſtramme Antialkoholreform, die vor zirka 50 Jahren ſtattfand, nicht nur ein Stilleſtehen der Zahl der Geiſtesſtörungen, ſondern noch eine bedeutende Steigerung der dienſttauglichen Rekruten zur Folge gehabt hat, während in Zentraleuropa die umgekehrten Verhältniſſe die umgekehrten Folgen hatten.

(Schluß des Ganzen folgt.)

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

15. April 1903.

In den letzten Monaten hatte, durch eine merkwürdige Verquickung wichtiger Prinzipienfragen mit recht niederträchtiger und böswilliger Preßagitation, die an sich ganz unbedeutende Venezuelafrage dadurch einen bedrohlichen Charakter angenommen, daß es zeitweilig scheinen konnte, die so außerordentlich vieldeutige Monroedoktrin werde in einem praktischen Fall gegen eine Kombination europäischer Mächte ausgespielt werden. Dank der Besonnenheit der leitenden Staatsmänner hüben und drüben ist es dazu nicht gekommen. Weder Mr. Bowen, der doch nur eine Größe vierten Ranges in der amerikanischen Diplomatie darstellt, noch Präsident Castro, der auf fremde Rechnung và banque zu spielen dachte, noch endlich die hetzende Presse in England und in den Vereinigten Staaten, haben ihr Ziel erreicht. Das gute Recht der ad hoc alliierten Mächte setzte sich durch, und die Rücktrittskomödie, die Castro nachträglich aufführte, hat kaum noch Beachtung gefunden. Sie fällt in die Kategorie südamerikanischer Staatsstreiche, ein Symptom mehr des Zustandes chronischer Revolution, in dem nun einmal das politische Leben jener amerikanischen Halblateiner sich bewegt. In den Vereinigten Staaten aber hat die große Wahlkampagne begonnen, die darüber entscheiden soll, ob Präsident Roosevelt noch einmal den Präsidentenstuhl einnehmen soll. Wir wünschen ihm das Beste, denn er ist ein Mann von entschieden staatsmännischen Gaben, und viel zu sehr Charakter, als daß er sich je zum willenlosen Werkzeug der gelben Presse Newyorks hergeben sollte.

Heute sind die europäischen Interessenfragen wieder mehr in den Vordergrund gerückt, und zwar so nachdrücklich, daß sie die ernste Aufmerksamkeit jedes Politikers in Spannung halten.

Wir denken dabei zunächst an die makedonische Frage, die sich immer mehr zu einem Vorspiel der großen orientalischen Frage zuzuspitzen beginnt. Wir verfolgen diese makedonischen Angelegenheiten ja schon seit Jahren. Jedes Frühjahr wurde uns ein bevorstehender Aufstand der Provinz angekündigt, und in der Tat haben auch jedes Jahr kleine lokale Erhebungen, bald hier bald dort, stattgefunden; aber sie wurden regelmäßig von der Pforte niedergeworfen, und mit dem Spätherbst pflegte sich die Bewegung wieder zu legen. Es waren die Nachwirkungen des durch den Frieden von San Stefano wachgewordenen Selbständigkeitstriebes der slavischen Bevölkerung der Balkanhalbinsel, und bald ließ

sich nicht verkennen, daß Bulgarien der Mittelpunkt einer Agitation war, deren Ziel auf nichts geringeres als auf die Vereinigung der ganzen Provinz mit dem Fürstentum ging, das man dann zu einem Königreich Bulgarien und zur vorherrschenden Balkanmacht zu erheben hoffte. Makedonien ist aber weder ein ganz slavisches noch gar ein national-bulgarisches Gebiet. Außer den Türken, die wie überall im osmanischen Reich die militärische Macht und das höhere Beamtentum stellen, sind Serben, Griechen, Rumänen und zu nicht geringem Teil Juden spanischer Provenienz hier ansässig. Die Bulgaren sitzen nur im Norden geschlossen bei einander. Da nun keine dieser Volksparzellen Neigung zeigte, sich zu Bulgaren machen zu lassen, zumal in dem bulgarischen Stamm sich ein Untergrund von Härte und Grausamkeit mit politischem Größenwahn verbindet, haben die bulgarischen Führer die sogenannten „makedonischen Komitees" organisiert, die ursprünglich ihren Mittelpunkt in Sofia hatten, und von dort aus sowohl auf die offizielle bulgarische Regierung drückten, als auch im eigentlichen Makedonien durch einen rücksichtslosen Terrorismus die gesamte Bevölkerung gewaltsam zu Werkzeugen ihrer politischen Zukunftspläne machte. Diese Agitation hat Makedonien zu einem der unglücklichsten Länder Europas gemacht, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß Leben, Eigentum und Selbstbestimmungsrecht der Makedonier unter der ungestörten türkischen Verwaltung, deren althergebrachte Mängel wir keineswegs beschönigen wollen, weit besser gesichert waren, als heute, wo das gewissenlose Treiben jener Komitees den makedonischen Bauern die Fundamente ihrer Existenz erschüttert hat.

Dieser Terrorismus war so unerträglich geworden, daß bekanntlich zu Anfang dieses Jahres die russische Regierung sich zu dem ungewöhnlichen Schritte entschloß, ihren Minister des Auswärtigen, den Grafen Lambsdorff, nach Sofia, Belgrad und Wien zu schicken.

Die bulgarische Regierung mußte es sich gefallen lassen, daß ihr jede weitere Duldung der makedonischen Agitation unter nicht mißverständlichen Drohungen untersagt wurde, Serbien, das durch den bulgarischen Ehrgeiz beunruhigt war und sich sprungbereit machte, um im Fall einer Aktion Bulgariens auch seinerseits zuzugreifen, erhielt die nachdrückliche Weisung stille zu halten, mit Österreich aber wurde auf Grund des Abkommens von 1897 eine Vereinbarung über einen Reformplan getroffen, den man der Türkei oktroyieren wollte, um ein für alle Mal den berechtigten Klagen der Makedonier über Bedrückung ein Ende zu setzen.

Seither ist ein Vierteljahr hingegangen. Die Türkei hat das russisch-österreichische Reformprojekt ohne jede Zögerung angenommen, und ist unter Kontrolle europäischer Agenten ehrlich bemüht es auszuführen. Sie hat zugleich — darin ebenfalls dem Rat der Mächte folgend — ihre Truppenaufstellung in Makedonien wesentlich verstärkt, um die bulgarisch-makedonischen Banden, wo immer sie auftreten, auseinander zu sprengen. Fürst Ferdinand von Bulgarien hat sein Ministerium so reorganisiert, daß die zu einer Aktion treibenden Elemente entfernt wurden, die Führer des makedonischen Komitees in Sofia wurden ver-

haftet, das Komitee aufgelöst. Serbien hielt stille, und König Alexander hat durch einen Staatsstreich die bisher fast allmächtige radikale Partei zerbrochen und seine persönliche Machtstellung zu steigern gesucht, endlich alle Mächte, welche den Berliner Vertrag von 1878 mitunterzeichneten, haben dem russisch-österreichischen Reformprogramm ihre volle Zustimmung erteilt. Trotz alledem hat sich aber in den letzten 4 Wochen die allgemeine Lage noch weiter verschärft. Das eigentliche Haupt des makedonischen Komitees, Sarafow, ist entkommen und agitiert weiter. Er steckt irgendwo in den makedonischen Bergen und scheint unfaßbar. Der andere Führer des Komitees, Professor Michailowski, ist wieder freigegeben worden und hält ungestraft aufreizende Reden, und wenn das makedonische Komitee in Sofia nicht mehr besteht, so sind die Komitees um so tätiger. Der Terrorismus, den sie ausüben, ist niemals größer gewesen als jetzt und die Agitation hat einen durchaus verbrecherischen Charakter angenommen. Sprengung von Brücken und Eisenbahnlinien durch Dynamit, politische Morde und gewaltsame Erpressungen sind an der Tagesordnung. Zu allem Unglück haben dann die Gegensätze zwischen Serben und Albanern in dem sogenannten Alt-Serbien ebenfalls zu einer Krisis geführt. Der russische Konsul in Mitrowitza, Schtscherbina, ein ungewöhnlich fähiger und mutiger junger Diplomat, ist bei Verteidigung der Stadt gegen einen Angriff der Albaner meuchlings erstochen worden.

Der Widerhall all dieser Dinge in Rußland ist außerordentlich laut gewesen. In Petersburg und Moskau verfolgte man seit geraumer Zeit mit Mißtrauen die Haltung der französischen wie der englischen Politik. Da man von jeher gewohnt war in England einen Gegner der russischen Orientpolitik zu erblicken, regte man sich zwar über diese Gegnerschaft nicht besonders auf, mit der hatte man gerechnet, aber daß Frankreich unter der Hand die russischen Pläne zu kreuzen suchte, erregte große Erbitterung. In einer Kundgebung des russischen Auswärtigen Amtes, die am 1. April in der „Nowoje Wremja" erschien, erhielt Herr Delcassé eine Verwarnung von nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, die dann in Paris zwar ein emphatisches Bekennen zur alliance franco-russe zur Folge hatte, aber die Tatsache nicht beseitigen konnte, daß in einem kritischen Augenblicke die Allianz an einem Punkte versagt hatte, den man in Petersburg deshalb besonders scharf ins Auge faßte, weil man doch nicht vergessen konnte, daß die traditionelle Politik Frankreichs im Orient das Gegenteil der russischen bedeutete.

Überlegen wir diese Zusammenhänge, so führen sie zum Schluß, daß trotz der nicht zu bezweifelnden Absicht Rußlands und Österreich-Ungarns, den Frieden auf der Balkanhalbinsel zu erhalten, und trotz der Bemühungen der Pforte, den Forderungen der Mächte gerecht zu werden, und die Reformen wirklich zu gewähren, die man von ihr verlangt, die Gesamtlage eher schlechter als besser geworden ist. Die Ermordung Schtscherbinas hat Rußland genötigt, Forderungen an die hohe Pforte zu stellen, die dieser entschieden unbequem sein müssen. Jene selbstherrlichen Albaner liefern ihr mit das beste Soldatenmaterial und sie kann mit ihnen nicht verfahren, wie sie es einst mit den Janitscharen getan hat.

Reformen aber, selbst wenn sie voll durchgeführt werden, äußern ihre Wirkung erst allmählich — wie läßt sich erwarten, daß nun, wie von englischer und französischer Seite durch die Presse immer aufs neue verlangt wird, mit einem Mal alles sich in den neuen Gleisen mit Sicherheit und Zufriedenheit bewegt? Inzwischen aber arbeiten die Aufruhrkomitees weiter, und wir sehen nicht, daß sie die Hoffnung auf Erfüllung ihrer Pläne aufgegeben haben. Ihr vorläufiges Programm aber läßt sich in Kürze dahin zusammenfassen, daß sie die Türkei zu solchen Repressalien drängen wollen, daß die entrüstete öffentliche Meinung Rußlands die russische Regierung zu einem Kriege mit der Pforte nötigt. Ist aber Krieg, so hoffen sie im Frieden, der ja einmal den Abschluß bringen muß, dank der Eifersucht der Westmächte, ein slavisches Balkanreich erstehen zu sehen, das weder türkisch noch russisch, sondern makedonisch-bulgarisch sein soll. Man braucht nur die durch die Geschichte erwiesene politische Unfähigkeit dieser Balkanslaven sich ins Gedächtnis zu rufen, um sofort das Utopische solcher Kombinationen zu erkennen.

Neben diesen orientalischen Verwicklungen, die das Hauptinteresse in Anspruch genommen haben, sind nicht unwichtige politische Wandlungen in den großen Staaten vor sich gegangen.

In Rußland arbeitet man mit Hochdruck daran, die im Manifest vom 26. Februar angekündigten Reformen durchzuführen. Aber reaktionäre und liberale Elemente stehen in der Auslegung der Sätze des Manifestes einander schroff gegenüber, und namentlich scheint die Geistlichkeit sich mit aller Kraft dagegen zu sträuben, daß die verheißene Gewissensfreiheit zur Wirklichkeit werde.

Am russischen Palmsonntag hat der Metropolit von Moskau und Kolomna, Wladimir, in der Himmelfahrtskathedrale dem Zaren und der Zarin, die zum Fest nach Moskau gezogen sind, u. a. in seiner Ansprache gesagt: „Die Feinde des Vaterlandes setzten alle Anstrengung daran, unsere Kirche und unseren Glauben zu untergraben, denn sie sind überzeugt, daß, wo die Altäre fallen, auch der Thron zusammenbricht ... Aber das rechtgläubige Bekenntnis ist die Seele des russischen Volkes. Die Kirche ist seine Mutter, seine Lehrerin und Erzieherin, unter Leitung der Kirche ist der sittliche Charakter und hohe Sinn des russischen Volkes groß geworden, mit dem Leben der Kirche ist sein eigenes Leben verbunden, auf ihr beruht der Zusammenhang, die Sicherheit, die Blüte, der Ruhm und das Gedeihen des Rechts.“ Schwerlich ist daher daran zu denken, daß den zahllosen russischen Sektierern die Freiheit eines anderen Bekenntnisses gewährt werden sollte, und ebensowenig scheint der liberale Wunsch auf Erweiterung der Befugnisse der Landschaftsvertretungen in Erfüllung gehen zu wollen. Die einflußreichsten Persönlichkeiten, Plehwe, der Minister des Innern, und Pobedonoszew, der Oberprokurator des hlg. Synod, gehen mit dem Klerus Hand in Hand, und der Finanzminister Witte scheint mehr als es je vorher der Fall war, auf sein Ressort zurückgeworfen zu sein. Auch haben eben jetzt neue Verfolgungen gegen protestantische Pastoren und Eltern stattgefunden, die Kinder aus gemischter Ehe protestantisch taufen ließen. Kurz, an eine Änderung nach dieser Richtung hin ist

nicht zu denken, und ebenso nicht an eine Wandlung in dem harten Russifizierungssystem, das mit unerbittlicher Schärfe die Reste der finländischen Sonderstellung zerbricht. Nehmen wir die doch sehr beträchtlichen Finanznöte Rußlands hinzu, so gibt das in seiner Summe neue Argumente für die aufrichtige Friedensliebe Rußlands. Nichts käme ihm heute ungelegener als ein auswärtiger Krieg.

Auch in England und Frankreich haben die inneren Angelegenheiten eine bedeutsame Rolle gespielt. An England ist uns die alte Wahrheit entgegengetreten, daß ein siegreicher Krieg, wenn er auch noch so große Opfer gekostet hat, keine Erschlaffung, sondern eine Steigerung der Aktionsfähigkeit zur Folge hat. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Energie England daran geht, die gewonnenen Vorteile auszunützen. Millionen und Abermillionen werden in den neuen südafrikanischen Besitz gesteckt, Eisenbahnen gebaut, Straßen angelegt, Entschädigungen mit offener Hand gewährt, um die durch den Krieg Verarmten wieder fähig und willig zu neuen Unternehmungen zu machen. Das aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zum Scheitern bestimmte Windham'sche Projekt, die irischen Pächter zu Grundbesitzern zu machen, ist nicht nur der Anlauf zur Verwirklichung eines humanen und staatsmännischen Aktes nationaler Gerechtigkeit, es ist zugleich eine ungeheure Finanzoperation, da die englischen Landlords ausgekauft werden müssen, und dazu gewiß nur bereit sein werden, wenn sie dabei ein gutes Geschäft machen. Endlich hat König Eduard VII eine politische Reise unternommen, die zunächst zu einer Konvention mit Portugal geführt hat, die diesem finanziell bankerotten Staate die Integrität seiner afrikanischen Besitzungen garantiert, den Engländern die Häfen der Azoren für ihre Kriegsschiffe öffnet und ihnen an der Ost- und Westküste Afrikas die Möglichkeit bietet, uns wirtschaftlich die Lebensadern zu unterbinden, wenn wir nicht endlich einmal uns aufraffen und zu einer kräftigeren Kolonialpolitik übergehen. Ich habe an anderer Stelle auf das Mittel hingewiesen, zu dem wir greifen müssen, wenn nicht unsere afrikanischen Kolonien an Asthenie zu Grunde gehen sollen: eine Reichseisenbahnanleihe für die Kolonien und zwar in größtem Maßstabe, um nachzuholen, was wir in den letzten Jahrzehnten versäumt haben und vielleicht versäumen mußten. Was Rußland in Sibirien und Mandschurei, Frankreich in Nordafrika und Hinterindien, England allüberall getan hat, das für unsere Kolonien in Ost und West zu tun ist heute vielleicht die zwölfte Stunde. Es war eine Illusion, wenn wir hofften, daß patriotische Privatinitiative uns unsere Bahnen bauen, und die Kolonien für Handel und Wandel und wirkliche Kolonisation erschließen würde. An Patriotismus hat es nicht gefehlt, wohl aber an Mitteln, denn das Großkapital zieht dorthin, wo sich die gewinnreichsten Unternehmungen bieten, und ist nicht patriotisch. Tritt das Reich für den Ausbau der Kolonien ein, und erfüllt es damit eine Pflicht, die heute ebenso dringend geworden ist, wie die Stärkung unserer Wehrkraft zu Lande und zu Wasser, so wird die Welt darüber erstaunen, mit welcher Kraft die Privatinitiative sich in den Kolonien betätigen wird. Auch dann erst dürfen wir hoffen, eine Einwanderung heran-

zuziehen, die allmählich, wie es in den englischen Kolonien der Fall ist, zu einer Stütze des Mutterlandes und zu einem wesentlichen Faktor seiner Weltstellung wird. Aber allerdings, es darf nicht halbe Arbeit getan werden. Wir erwarten einen großgedachten umfassenden Plan und rechnen darauf, daß wenn er, wie wir hoffen, kommt, endlich einmal auch unser Reichstag über den Parteizaun, der ihm den Blick in die Welt versperrt, hinaussehen und sich den nationalen Forderungen nicht verschließen wird. Der Entschluß zu einem entscheidenden Schritt nach dieser Richtung ist um so notwendiger, als die Anzeichen sich mehren, daß wir erst am Anfang der gegen unsere koloniale und maritime Stellung gerichteten Pläne stehen. Der Reise König Eduard VII nach Paris wird schon jetzt durch die Londoner Presse eine Signatur gegeben, deren deutsch-feindliche Tendenz sich nicht verkennen läßt. Der Zusammenschluß Englands und Frankreichs, mindestens in Afrika, das ist es, was erreicht werden soll, und beide Teile werden bereit sein, nach dieser Richtung hin Opfer zu bringen. Was Frankreich den Engländern versagt und versagen muß, ist die direkte Wendung gegen die russische Politik. Mit Deutschland, speziell mit Deutschland in Afrika, steht es anders, und ebenso sind beide Staaten bereit, sich wirtschaftlich einander zu nähern. Hier ist ein Feld, auf dem Herr Delcassé seine englischen Neigungen betätigen kann, und wenn erst der Präsident Loubet, was jetzt feststeht, seinen Besuch auf englischem Boden gemacht haben wird, wird der rasch bewegliche Enthusiasmus der Franzosen und der zielbewußte imperialistische Enthusiasmus der Engländer sich aller Wahrscheinlichkeit so weit auf die politischen Kreise übertragen, daß man in London wie in Paris ein praktisches Facit daraus ziehen wird.

Gewiß können diese Wahrscheinlichkeitsrechnungen trügen. Die Weltlage ist so ungeheuer kompliziert, daß alle Tage auch das völlig Unwahrscheinliche und Unerwartete eintreten kann. Etwa im Orient, wo man die Welt vor kurzem mit dem Gespenst eines unmittelbar bevorstehenden englisch-japanischen Zusammenstoßes an der Nordgrenze Koreas zu ängstigen bemüht war und wo schon seit Monaten ein neuer Ausbruch des Fremdenhasses angekündigt wird. Oder an der indisch-afghanischen Grenze, wo die Afghanen den bekannten englischen Obersten Jate als Spion festgenommen haben, und noch immer nicht Miene machen, ihn freizugeben. Oder aber ein Ministerwechsel in Frankreich könnte der französischen Politik wieder die Wendung geben, welche sie vor den Tagen Delcassés einhielt, oder die Liberalen könnten in England ans Ruder kommen, und damit die Möglichkeit eines völligen zur Zeit ganz unberechenbaren Frontwechsels der englischen Politik eintreten; oder endlich, der gefürchtete orientalische Krieg, und damit die Gefahr einer allgemeinen Konflagration könnte Wirklichkeit werden. Denkbar ist das alles, wenn auch nicht wahrscheinlich, und wir dürfen sagen, daß ähnliche Gefahren seit Jahr und Tag in immer neuen Formen aufgetreten sind. Europa lebt im Schatten ewiger Bedrohung seines Friedens und hat sich allgemach daran gewöhnt, etwa wie die Ansiedler am Fuß des Vesuvs, sich daran gewöhnt haben, die Rauchsäulen des schlummernden Riesen gleichgültig

anzuschauen. Aber ich meine, das soll unsere Tatkraft nicht lähmen und uns den Satz nicht vergessen lassen, daß Deutschlands Sicherheit auf seiner Stärke beruht und daß wir, da eine weitere Expansion ausgeschlossen ist, vor allem daran denken müssen, wirklich nutzbar zu machen, was uns zu eigen gehört.

Wir freuen uns, mit der Aufzählung einiger eminent friedlicher Kundgebungen schließen zu können. Ende März schickte Kaiser Wilhelm den Staatssekretär Tirpitz nach Petersburg, um an dem Jubiläum des Admirals Tyrtow teilzunehmen und so ein Zeugnis der sorgfältig gepflegten Beziehungen zu Rußland in charakteristischer Weise abzulegen.

Um eben diese Zeit verzichtete Schweden auf sein veraltetes Rückkaufsrecht auf Wismar, das als letzter Rest verschollener Zeiten auch die Neuregelung der europäischen Territorialverhältnisse auf dem Wiener Kongreß überdauert hatte. Endlich Kaiser Wilhelm hat vom 2. bis zum 5. April als Gast König Christians in Kopenhagen geweilt, und die Haltung des Königs wie der dänischen Presse aller Parteien hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß damit eine Periode der Entfremdung zwischen zwei blutsverwandten Nationen zu endgültigem Abschluß gelangt ist. Daß die Dänen ein germanisches Kernvolk sind, haben wir auch in den Tagen nicht verkannt, da wir ihnen als Feinde gegenüberstanden. Um so freundschaftlicher strecken wir ihnen heute die Rechte entgegen, im festen Glauben, daß gegenseitiges Vertrauen fester bindet als Schrift und Vertrag.

Eine Welle sozialdemokratischer Stürme ist im vergangenen Monat durch Westeuropa gegangen. Der verderbliche und selbstmörderische Versuch, durch eine Gesamtarbeitseinstellung auf die politischen Entschlüsse der Regierung einzuwirken, ist, nachdem er in Belgien und Frankreich schon mehrfach gescheitert war, nunmehr auch mit außerordentlicher Zähigkeit in Holland aufgenommen worden. Man hoffte dadurch zu erreichen, daß das Parlament auf den Erlaß eines Schutzgesetzes gegen die staatsgefährlichen Tendenzen der Ausstände verzichten werde. Aber das ist zum Glück nicht geschehen. Der Gesamtausstand ist zusammengebrochen, und das Gesetz vom Parlament votiert worden. Wer sich dem Zwang der sozialdemokratischen Organisationen entziehen will, wird fortan in Holland Schutz finden und man wird auch dort nicht dulden, daß Staatsbeamte, wie es die Angestellten der Eisenbahnen sind, durch das Einstellen ihrer Tätigkeit dem Staat und dem Verkehrsleben plötzlich ihren Dienst versagen. Man wird vor allem nicht dulden, daß die Straße die Gesetze macht und sich an die Stelle der verfassungsmäßigen Organe des politischen Lebens der Nation setzt. Das ist sehr erfreulich und wir können nur wünschen, daß Spanien mit gleicher Energie den Bestrebungen entgegentritt, die dort in ähnlicher Weise das geordnete Leben des Staates gefährden. Nur daß dort neben den sozialen noch republikanische und anarchistische Elemente mitspielen und, dem nationalen Temperament und den Nachwirkungen einer unglücklichen Vergangenheit entsprechend, alles einen leidenschaftlicheren und gewaltsameren Charakter annimmt.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. April 1903.

Die Arbeitsmethode des deutschen Reichstages kann bei einem unbefangenen, mit unsern politischen Verhältnissen nicht näher vertrauten Beurteiler eigentlich nur Kopfschütteln hervorrufen. Die unsägliche Breite, mit der über vergleichsweise untergeordnete Nebenfragen und Allgemeinheiten verhandelt wird, muß den Eindruck erwecken, als ob der Reichstag von dem Wert der Zeit überhaupt keine Vorstellung habe. Noch um die Mitte des vorigen Monats — während der Etatsberatungen — konnte man von ernsthaften und erfahrenen Parlamentariern gelegentlich die Meinung hören, es sei ganz unberechenbar, wann man damit fertig werden könne. Aber diese suveräne Nichtachtung der Zeit verschwindet plötzlich und unerwartet, wenn die Unzuträglichkeiten, die das fortwährende Dreschen leeren Strohs mit sich bringt, eine gewisse Spannungsgrenze erreicht haben. Dann geht der Reichstag mit der Eile eines Vollblutrenners über alle Hindernisse hinweg, der Begriff der Debatte weicht in das Reich der Legende zurück, und die wichtigsten Fragen werden in wenigen Minuten mit derselben Gemütsruhe abgetan, mit der das Haus vorher das stunden- und tagelange Reden über Nichtigkeiten über sich hat ergehen lassen.

So ist denn der Etat fertig geworden, wirklich rechtzeitig fertig geworden, sogar noch 7 Tage vor dem verfassungsmäßig vorgeschriebenen Termin. Fragen von allgemeinerem Interesse knüpften sich diesmal an den Militär- und Marine-Etat; sie wurden oberflächlich genug behandelt. Manches freilich, wie die Artilleriefrage aus leicht verständlichen Gründen. Aber im großen und ganzen waren es Nebenfragen, auf die verhältnismäßig mehr Zeit verwendet wurde, als auf die wichtigen. Die Sozialdemokraten beanspruchten auch hier den Löwenanteil an der Debatte, indem sie vereinzelte Fälle von Ausschreitungen in der Behandlung der Mannschaften und ferner die Lage der Arbeiter in den Militärwerkstätten in den Mittelpunkt der Erörterung stellten. Diese Debatte artete zum Teil in einen recht unerfreulichen Streit aus zwischen den beiden künftigen Wahlkandidaten für Spandau — wo bekanntlich die Militärwerkstätten liegen —, nämlich zwischen dem konservativen Abg. Pauli und dem Sozialdemokraten Zubeil. Von sachlichen Debatten über ernsthafte, die Schlagfertigkeit des Heeres berührende Lebens-

fragen war keine Spur zu finden. Erfrischend wirkte nur mit ihrer ruhigen und sicheren Sachkenntnis und ihrem schlagfertigen Humor die köstliche Abfertigung, die der General v. Einem vom preußischen Kriegsministerium dem Herrn Zubeil zu teil werden ließ.

Noch ein Punkt verdient aus der Beratung des Militäretats hervorgehoben zu werden, nämlich die Debatte über die Gehaltserhöhung der Oberstleutnants der Infanterie. Diese müssen sich mit denselben Gehaltssätzen begnügen, die sie Jahre vorher schon als Bataillonskommandeure bezogen haben. Das ist gegenüber allen sonst herrschenden Besoldungsgrundsätzen schon eine nicht ganz verständliche und aus der Regel fallende Einrichtung, die dadurch zu einer wirklichen Härte und Ungerechtigkeit gesteigert wird, daß die Stabsoffiziere gleichen Dienstalters und Ranges bei andern Waffen die Gebührnisse der Regimentskommandeure beziehen. Nun war es ja gleichwohl das gute Recht des Reichstages, die Notwendigkeit einer Beseitigung dieser Härte nicht anzuerkennen. Er hat sie jedoch anerkannt. Wenigstens hat die Mehrheit die Gründe des Kriegsministeriums für durchaus berechtigt erklärt. Also hat der Reichstag doch wohl die Forderung angenommen? O nein! er hat sie abgelehnt. Die Gründe sind dem schlichten Menschenverstand nicht ganz leicht auseinanderzusetzen. Selbstverständlich gab es Vorwände, die als offizielle Gegengründe von der Opposition vorgeführt wurden, aber diese waren so durchsichtig, daß niemand sie ernst nehmen konnte. Man sagt nicht zu viel, wenn man als Ursache der Ablehnung eine Laune des Zentrums bezeichnet. Das Zentrum wollte in ernsthaften Fragen nicht die vorteilhafte Stellung gefährden, die es innerhalb der regierungsfreundlichen Mehrheit gewonnen hatte. Aber es war doch verlockend, eine geeignete Nebenfrage von nicht grundsätzlicher Bedeutung zu benutzen, um der Regierung und den befreundeten Konservativen zu Gemüte zu führen, daß es nur die freiwillige Gnade des Zentrums ist, wenn es seine Hülfe bei der Verwirklichung der Herzenswünsche der andern gewährt. Dazu diente die Ablehnung der Forderung für die Oberstleutnants — für dieses Jahr. Im nächsten Jahr, so heißt es, wird man alles bewilligen, wenn — man noch da ist! Denn das Zentrum wollte nicht hartherzig sein, es galt nur einen kleinen Wink für die Freunde, eine harmlose Machtprobe für diese, damit sie nicht übermütig werden. Und so legte man sogar in dieser Frage, die mit Parteimeinungen ganz und gar nichts zu tun hat, die Abstimmung über die geringfügigen Etatsposten, um den Zweck ja sicher zu erreichen, durch Fraktionsbeschluß fest! So unbedeutend dieser Vorgang vielleicht nichtmilitärischen Beurteilern auch erscheinen mag, so ist er doch typisch für die heutigen parlamentarischen Verhältnisse, in denen sachliche Beurteilung gar nichts, Parteitaktik alles bedeutet.

Nur so lassen sich auch die Streichungen erklären, die der Reichstag am Marine-Etat vorgenommen hat. Sie sind auf den Schein berechnet, indem sie Ausgaben, die geleistet werden müssen, einem späteren Etatsjahr zuschieben. Man würde es nicht wagen ein solches Spiel zu treiben, wenn dieser Reichstag am Anfang der Legislaturperiode stände. Aber vor den Wahlen hält man selbst

die Zuhülfenahme eines Scheinmanövers für angemessen, um sich, sei es auch auf Kosten der einer Volksvertretung zufallenden Verantwortung, als Verfechter des Prinzips einer weisen Sparsamkeit und vollständiger Unbeirrbarkeit in der Kritik hinzustellen. Die Sachkenntnis, die dahinter steht, wird ja von der Masse der Wähler ohnehin nicht nachgeprüft. Einen prächtigen Vorwand für eine solche Politik des Aufschubes hat man überdies gegenwärtig immer in Bereitschaft. Es ist der ungünstige Zustand der Reichsfinanzen.

Der Reichstag hat sich diesmal bei dieser Frage nicht lange aufgehalten, und darin hatte er übrigens recht. Denn die Beseitigung dieser Not muß er in der Tat auf jeden Fall seinem Nachfolger hinterlassen. Aber niederdrückend wirkte es doch, daß auch die alte uneingelöste Ehrenschuld des Reichs, die Versorgung der arbeitsunfähig gewordenen Kriegsveteranen, wieder zurückgestellt oder doch wenigstens nur ungenügend geregelt wurde. Auch in einer damit verwandten Frage, der Neuregelung des Militärpensionsgesetzes, hat die Kriegsverwaltung vor dem Reichsschatzamt die Waffen strecken müssen. Wäre die Finanznot des Reichs wirklich der Ausdruck eines Zustandes, in dem die notwendigen Ausgaben die Leistungsfähigkeit des Reichs überschritten und ungünstig auf den Wohlstand der Bevölkerung einwirkten, so würde man sich bescheiden müssen, und von einer Erhöhung der Pensionen könnte nicht die Rede sein. Aber so ist es nicht. Die Finanznot des Reichs geht Hand in Hand mit einem steigenden, durch vorübergehende wirtschaftliche Depressionen nur gelegentlich und teilweise beeinträchtigten und verlangsamten Wohlstand des Volks. Sie beruht also nur auf einer ungeeigneten finanzpolitischen Organisation, einer unangemessenen Verteilung der öffentlichen Lasten. Was zudem die Neuregelung der Militärpensionen betrifft, so ist die sachliche Berechtigung dieser Maßnahmen nicht nur von den Interessenten, sondern auch von fast allen genaueren Kennern der Sachlage anerkannt. Kommen muß die Sache also doch, und zwar in garnicht einmal allzuferner Zukunft. Je weiter aber die Regelung hinausgeschoben wird, desto weniger nehmen daran gerade diejenigen teil, um derentwillen eine Beseitigung der gegenwärtigen Ungerechtigkeiten und Härten vorzugsweise gewünscht werden muß, und das sind wiederum die Kriegsveteranen. Es würde ein ewiger Vorwurf für das Reich bleiben, wenn man die jetzt noch lebenden Mitkämpfer der glorreichen Feldzüge weiter in unzureichender und kärglicher Versorgung beließe und dann schließlich die notwendige Anpassung der Pensionen an veränderte Erwerbsverhältnisse zu einer Zeit vollzöge, wo sie fast nur einer jüngeren Generation zugute käme. Unbegreiflich ist es auch aus diesem Gesichtspunkte, daß die Reichsregierung allen Ernstes daran dachte, dem neuen Pensionsgesetz keine rückwirkende Kraft zu geben, sondern die Initiative zu einer entsprechenden Änderung dem Reichstage zu überlassen. Das heißt mit anderen Worten: die Regierung war bereit, um einer verhältnismäßig geringfügigen Ersparnis willen und aus Furcht vor der Aufrollung einer formalen Prinzipienfrage von einer sachlich berechtigten Forde-

rung gerade die Kriegsteilnehmer auszuschließen. Auch diejenigen, die den Einwand der schlechten Finanzlage gelten ließen und den Aufschub der Angelegenheit für berechtigt hielten, nahmen mit Recht an dieser Haltung der Regierung Anstoß, weil sie eine gewisse Schwäche verrät und den Anschein erwecken mußte, als ob fiskalische und bureaukratische Bedenken über die Erfüllung einer nationalen Ehrenpflicht gestellt würden.

Die Beratung des Etats des Auswärtigen Amts brachte eine scharfe Auseinandersetzung zwischen dem Reichskanzler und dem Abgeordneten Dr. Hasse, dem Führer des Alldeutschen Verbandes, der die Gelegenheit wahrgenommen hatte, über die Drangsalierungen des Deutschtums in Ungarn seine Entrüstung auszusprechen. Der Vorfall zeigte die Schwierigkeit, die einer parlamentarischen Behandlung von Fragen der Auswärtigen Politik anhaftet. Es handelte sich um den Ausdruck von Empfindungen, die an sich gewiß von allen nationalgesinnten Reichsdeutschen geteilt werden. Es erschien durchaus nur erwünscht, wenn die Magyaren erfahren, daß die Nichtbeachtung, die sie gegenüber der guten Meinung des deutschen Volks zur Schau tragen, bei einem selbstbewußten großen Nachbarvolk ein Echo erwecken muß, das auch politisch von unangenehmer Rückwirkung sein kann. Wenn man hier und da der Ansicht begegnet, daß die öffentliche Meinung in Frage der auswärtigen Politik gänzlich zu schweigen und sich namentlich im Parlament überhaupt nicht hervorzuwagen habe, so geht das viel zu weit. Aber es würde genügt haben, den Widerspruch zwischen unserm bundesfreundlichen Verhältnis zu Ungarn und den Ausbrüchen eines direkt deutschfeindlichen Chauvinismus an der Hand einfacher Tatsachen zu kennzeichnen und der seine Rückwirkung auf das nationale Selbstbewußtsein und den Patriotismus Reichsdeutschen zu beleuchten. Leider ließ sich jedoch der Redner in zu wegwerfenden Urteilen über die Bedeutung des verbündeten Staats und den Wert des Bündnisses hinreißen und stellte an den Leiter der deutschen auswärtigen Politik geradezu das Verlangen, seinen Einfluß und die Autorität des Deutschen Reichs in die Wagschale zu werfen, um die innere nationale Politik Ungarns deutschfreundlicher zu gestalten. Er versetzte damit den Grafen Bülow in die Zwangslage, als Anwalt der befreundeten und verbündeten auswärtigen Regierung auftreten zu müssen. Wenn dadurch der Anschein erweckt wurde, als habe der leitende deutsche Staatsmann keine Empfindung für die schwierige Lage des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen und als wolle er sie preisgeben; wenn dadurch ferner unsern deutschen Landsleuten in Ungarn ein wirklicher Schaden erwächst und dem magyarischen Übermut Vorschub geleistet wird, so ist das eine von beiden Teilen nicht beabsichtigte, aber leider unausbleibliche Folge des ersten soeben gekennzeichneten Vorgehens. Es wird zwar auch hier nach bewährtem Rezept wieder der Einwurf gemacht werden, Fürst Bismarck „hätte" sicher noch einen andern Ausweg gefunden, dem Ankläger zu antworten; wir sind ja jetzt so reich an Politikern, die in jedem Augenblick ganz genau zu sagen wissen, was Bismarck getan „hätte". Diesen gegenüber aber wird vielleicht der leise Zweifel

erlaubt sein, ob überhaupt zu Bismarcks Zeiten ein nationaler Politiker so aufgetreten sein würde wie in diesem Falle der Abg. Hasse; wäre es geschehen, so würde Bismarck eine ihm unbequeme und den diplomatischen Rücksichten nicht entsprechende Kritik wohl noch viel unbarmherziger zermalmt haben. Der Reichskanzler verlas Aktenstücke aus der Zeit seines großen Vorgängers, die bewiesen, daß Fürst Bismarck die diplomatischen Beziehungen mit Ungarn mit großer Entschiedenheit vor dilettantischen Einmischungen zu bewahren suchte. Wenn nachher in einem Teil unserer Presse umständlich der Beweis angetreten wurde, daß Fürst Bismarck trotzdem für die Bestrebungen zum Schutz des Deutschtums im Auslande, die er in beißenden Randbemerkungen jener Aktenstücke in gewisse Schranken zurückweist, die größte Wertschätzung gehegt habe, so ist darauf zu erwidern, daß Graf Bülow mit der Verlesung jener Aktenstücke durchaus nicht die Gleichgültigkeit Bismarcks für das Schicksal des Deutschtums im Auslande beweisen wollte, ebensowenig wie er seine eigene Empfindungslosigkeit für diese Fragen damit ausgedrückt hat, sondern er wollte nur zeigen, daß auch der größte Meister der Staatskunst eine scharfe Grenze ziehen muß zwischen nationalen Wünschen und Empfindungen und den Maßnahmen, die die internationale Lage dem Staatsmann gestattet. Es handelte sich nicht um die Zurückweisung einer Meinung, sondern eines Übergriffs, der in der Form dieser Meinungsäußerung lag, welches Vorkommnis wir im Interesse aller Beteiligten herzlichst beklagen. Wahrscheinlich wird auch der Reichskanzler die Notwendigkeit bedauert haben, einer wahrlich berechtigten nationalen Empfindung entgegenzutreten.

Am 21. April wird der Reichstag noch einmal zu einigen wenigen Sitzungen zusammentreten, um dann endgültig die Legislaturperiode zu schließen. Die Verordnung zur Sicherung des Wahlgeheimnisses und die Novelle zum Krankenkassengesetz sind die Beratungsgegenstände, die seiner vornehmlich noch harren. Dann stehen wir vor den Neuwahlen zum Reichstage. Es wird Sache einer späteren Betrachtung sein müssen, den Wahlkampf im Zusammenhange zu überblicken. So wie die Dinge jetzt stehen, wissen auch die größten politischen Wetterpropheten mit der Lage nicht viel anzufangen. Die Parteien haben in der Hauptsache vollzogen, was man nach einem der Kriegführung entnommenen Bilde den Aufmarsch zu nennen pflegt. Um einige wenige Kandidaten wird noch verhandelt. Aber charakteristisch ist dabei, daß eine eigentliche Wahlparole fehlt, und gerade die gemäßigten Parteien fühlen diesen Mangel schmerzlich.

Eine Zeit lang konnte man wohl glauben, die Handelsverträge würden als Wahlparole dienen, aber es zeigt sich, daß diese Frage nicht geeignet ist, als Sammelpunkt zu dienen. Denn in der Erkenntnis der Notwendigkeit, die Regierung in dieser Frage zu unterstützen, begegnen sich die verschiedensten Parteien, deren Prinzipien sonst weit auseinandergehen. Im übrigen ist es nur die kleine Gruppe extremer Agrarier, die in ihren Ansichten über Handelsverträge so weit von den Grundsätzen der Regierung abweicht, daß ihre Stellung in praxi als die einer grundsätzlichen Gegnerschaft gegen Handelsverträge überhaupt be-

zeichnet werden kann. Bei solchen Verhältnissen wäre es eine Unmöglichkeit, die Wahlen unter der Parole „Für oder wider Handelsverträge" vollziehen zu lassen. Es wird überhaupt schwierig, wenn nicht unmöglich sein, in einer Einzelfrage oder gar in einem Schlagwort eine Orientierung für die Massen in der Wahlschlacht zu schaffen. Aber von den verschiedensten Seiten wird der Sehnsucht Ausdruck gegeben, die Regierung möge nicht auf jeden Versuch zur Orientierung über den kommenden Kurs verzichten. Sie solle eine Reihe positiver politischer Aufgaben bezeichnen, deren Lösung in den nächsten fünf Jahren angestrebt werden muß, und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die nationalen Parteien um diese Fahne zu scharen. Das ist allerdings praktisch durchaus notwendig gegenüber den mannigfachen Verdunkelungen, die die Stellung der Regierung in den politischen Kämpfen der letzten Jahre erfahren hat. Selbst in nationalen Kreisen gehen ja doch die Meinungen darüber auseinander, wo der Hauptfeind unserer nationalen Entwicklung zu suchen ist. Von den einen wird die wahre Natur des Ultramontanismus verkannt über der Besorgnis, es handle sich um einen Kampf des „Unglaubens" wider den „Glauben"; andre unterschätzen die Gefahren der Sozialdemokratie, weil sie meinen, die ganze Bewegung werde von selber den Weg zur sozialen Reform zurückfinden, und man müsse daher seine ganze Kraft auf die Bekämpfung des Ultramontanismus verwenden, wieder andere sind überhaupt geneigt, ihren nationalen Idealismus wirtschaftlichen Interessen unterzuordnen. Das gibt alles in allem eine Parteizerfahrenheit, der gegenüber Ultramontanismus und Sozialdemokratie als große, geschlossene Mächte auftreten können, weil sie in der Lage sind, jede Einzelfrage einem einzigen großen grundlegenden Prinzip anzupassen und unterzuordnen. Auf nationaler Seite kann ein solches Prinzip erst mit dem Augenblick gewonnen werden, wo die Macht, der nach der Verfassung und Überlieferung des Reiches die Initiative zufällt, ein positives Programm aufstellt und zu seiner Verwirklichung mit Entschlossenheit die Führung übernimmt. An diesem Leitstern fehlt es zur Zeit noch; möge er bald am politischen Himmel aufleuchten!

Süß duften die Weiden.

Auf den Zweigen Gelbvögelein
Schauen stracks in den Himmel hinein.
Bächlein hüpft auf der Heiden.
Süß duften die Weiden.

Wanderschritt willst hart vorbei?
Suchst, wo ein Weg ohne Sorgen sei?
Willst nicht die Augen heben:
Süß duftet das Leben.

Morgen kommt des Nachbars Kind,
Sieht, wo am Bach Gelbvögelein sind.
Hebt an, Pfeifen zu schneiden.
Süß duften die Weiden.

Fritz Philippi.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VIII.

Clara Viebig, Vom Müller-Hannes. — Richard Skowronnek, Der Bruchhof. — Arno Holz, Lieder auf einer alten Laute. — Gustav Falke, Aus Muckimacks Reich. — Hugo Bertsch, Die Geschwister. — Maxim Gorjki, Frühlingsstimmen.

In den „Leuten aus dem Walde" hat Wilhelm Raabe seinem Helden Robert Wolf zwei Lehrmeister zur Seite gegeben. Der eine, der Polizeischreiber Fiebiger, prägt ihm tief den Grundsatz ein: „Gieb Acht auf die Gassen!" Der andere, der alte Heinrich Ulex, faßt seine ganze Weisheit zusammen in den Worten: „Sieh nach den Sternen!" Und wenn der Schreiber dem Knaben genug den Blick geschärft für die Einzelheiten des irdischen Lebens und die „irrwischartigen" Läufe der Menschen, dann hebt der alte Sternseher ihn in sein wundersames Reich, das so weit darüber liegt, und weist ihm über alle Fernen den vorgeschriebenen und gesetzmäßigen Lauf der ewigen Lichter. „O sieh nach den Sternen, Knabe, und wenn der dunkle Erdentag, wenn das irdische Gewölk sie dir verbirgt, so denke an sie, und vergiß nie, daß sie über allen Wolken und Schatten, über allem Sturm und Ungewitter ruhig lächeln."

Clara Viebig, diese kräftige und vortreffliche Erzählerin, hat zu den Füßen des alten Fiebiger gesessen. Das „Gieb Acht auf die Gassen!" hat keiner besser beherzigt. Aber der alte Ulex schüttelt den Kopf: sein Observatorium hat sie nicht gesehen, in die Sterne hat sie zu wenig geschaut. Und nun sind die ewigen Lichter nicht selig heraufgeführt über die dunklen Gassen, und die komischen Käuze, die zum alten Ulex halten, vermissen etwas, was ihnen das Liebste ist.

Aber das ist nicht ihr Schmerz allein; das ist auch der Schmerz von Clara Viebig selbst. Es schmerzt sie, daß die „Ulexe" beiseite stehen. Und sie, von der die Gassen so kräftig bezwungen worden sind, versucht nun schon zum zweiten Mal, auch die Sterne zu bezwingen. Es ist aller Hochachtung wert, daß eine so durch lauten Erfolg verwöhnte Schriftstellerin nicht eifrig am alten Garn weiterspinnt, sondern noch höher fliegen und dazu lernen will, daß sie den Mangel ihrer starken Begabung erkennt und ihn korrigieren, daß sie ihre Einseitigkeit ergänzen möchte. Dieses Aufwärtsstreben an Clara Viebig freute mich schon an der

„Wacht am Rhein". Es freut mich an ihrem neuen Roman: „Vom Müller-Hannes (F. Fontane & Co., Berlin 1903). Trotzdem: unbezwungen sind die Sterne auch diesmal, und ich fürchte, sie werden es bleiben. Der ehrliche Wille vermag da wenig. Das Herz muß Heimweh haben.

Clara Viebig hat es diesmal umgekehrt angestellt: trachtete sie in der „Wacht am Rhein" danach, die Sterne gleichsam zu ihren Gassen herabzuziehen, so versucht sie jetzt, sich und die Gassen emporzuziehen. Oder um das Bild anders zu geben: sie baut mit aller Kraft ihre Gasse auf, und beim letzten Haus und Stein erschrickt sie und klebt rasch noch ein paar Sterne an, damit eine „sittliche Erhebung" da ist.

Natürlich wird nun das gerade Gegenteil von dem erreicht, was erreicht werden sollte: nun sind die Fiebiger und die Ulexe nicht zufrieden. Genau fünf Sechstel des ganzen Romans sind prachtvoll eindringlich. Das Thema ist nicht erquicklich, aber die Arbeit ist meisterhaft. Ein strammes, kräftiges Marschieren. Und schon steht Clara Viebig am Schlusse, da fallen ihr die Vorwürfe ein, die wenige Einzelne ihren Büchern machten, und sie versucht nun, aus den Tiefen, durch die sie so kräftig einherschritt, noch auf eine kleine Höhe zu fliegen. Der feste Schritt setzt aus: es beginnt ein Schwanken und Schweben, das in einem ratlosen Flattern endigt. In einer verzweifelten Unsicherheit schließt ein sicherer Roman.

Der Stoff ist, wie gesagt, unerquicklich. Man erlebt langsam mit, wie der Müller-Hannes zu Grunde geht. Und das Schlimme und wieder für Clara Viebig ganz Bezeichnende: er geht nicht zu Grunde im Kampfe für ein echtes oder vermeintliches Recht, nicht zu Grunde im Kampf gegen ein stärkeres Schicksal — nein, er ist halt leichtsinnig, liederlich, fängt an zu trinken, alles eigentlich ohne Grund. Und so meisterhaft das geschildert ist, ich ertappte mich auf der Frage: was soll das? Man bringt absolut kein Mitleid für diesen strotzenden Dickwanst auf, der nichts tut als protzen und schlemmen, der sein Erbteil verschleudert und seine arme Frau martert. Natürlich muß er dabei zum Teufel gehen. Und es ist nicht erquicklich, diesen „Helden", den man innerlich längst verachtet, in seinem natürlichen Hinabgleiten verfolgen zu müssen. Man hofft stets auf einen Umschwung: durch irgend etwas Schweres und Großes wird der Müller-Hannes herumgeworfen werden, sich gegenstemmen, mit aller Kraft, Schritt für Schritt, das verlorene Terrain wiedergewinnen. Man freut sich darauf, man hat das Gefühl, daß dann unsere Hoffnung mit ihm wäre, daß man ihm helfen, daß er sich mit jedem Sieg über sich selbst auch ein Stücklein unseres Herzens erobern würde — aber es wird nur immer schlimmer, bis man endlich fast ärgerlich wird und sich fragt, warum man sich mit diesem gewöhnlichen dickblütigen Saufaus noch herumzerren soll.

Wo soll da die Katharsis herkommen? Wie soll da unser Herz warm werden? Und man liest das Buch weiter mit der hohen Bewunderung für die Darstellungskraft der Verfasserin, aber dabei mit innerer Gleichgültigkeit. Nur an manchen Stellen weicht diese Gleichgültigkeit: so vor den Szenen, in denen

Hannes den Vater im Schnee sucht. Da ist dann die Darstellungsgabe so außerordentlich, daß man einen Augenblick geschüttelt wird. Überhaupt ist ja kein Zweifel, daß alles, wie es dasteht, meisterhaft hingestellt ist. Der „Müller-Hannes" ist ein Eifel-Roman — nach dem „Weiberdorf" der erste wieder —, und man weiß, wie sicher Clara Viebig auf diesem Boden grade steht. Aber all das Lob, das man ihrer plastischen Kunst und ihrer inneren Ehrlichkeit mit Recht zollen mag, kann das Eine nicht aufheben, daß sie uns auch hier nur niederdrückt, daß sie auch hier im Grobsinnlichen, an dem Fleische, das verwesen muß, hängen bleibt.

Der Schluß — das sagt' ich schon — soll darüber hinausführen. Aber jeder feinere Leser wird spüren, daß er einfach angeklebt ist. Er klebt wie ein Ablaßzettel am Sünder. Er ist ganz unorganisch. Der fette Säufer, dem man schließlich die Mühle überm Kopf versteigert und der nichts mehr zu essen hat, geht dann plötzlich auf seine Art in sich. Aber Clara Viebig ist eine zu gute Künstlerin, um nicht doch zu spüren, daß sie, der man vor allem auch Wahrhaftigkeit nachrühmte, unwahrhaftig aus literarischem Ehrgeiz wird. Und da fehlt ihr die Sicherheit des Auftretens. In hellem Licht steht fast bis zum Schlusse die ganze Erzählung — das Ende jedoch ist in leichten Nebel gehüllt, ist unklar, weil Clara Viebig selbst sich nicht ganz klar war. Eine mühsam verhehlte Ratlosigkeit hat den Schluß geschrieben, der keinen überzeugt. Einen plötzlichen Bruch gibt es, auf den niemand vorbereitet ist. Mit einem Male ist ein ganz anderer Müller-Hannes da, der in aller Eile noch ein bischen Sympathie erwerben soll. Aber man glaubt nicht, weil die Erzählerin selbst nicht glaubt, und schließlich: diese „Läuterung", die viel zu spät kommt, ist nur die, die jeder bissige Hund durchmacht, dem die Zähne ausgefallen sind. Der Müller-Hannes hat keine Kraft mehr zum Raufen, kein Geld mehr zum Saufen; er ist blind und kann kaum mehr kriechen — da wird er still und ergeben. Die Schlußszene verstehe ich überhaupt nicht mehr. Ich kann mir wohl denken, daß er durch dieses Zusammentreffen mit dem einstigen Konkurrenten noch gehoben werden und als ein Stückchen Sieger trotz alledem dastehen soll — aber, aber! Man kann nur den Kopf schütteln: O du jämmerlicher Sieger!

Wie sehr daneben durch diesen „erhebenden" Schluß auch andere Figuren zerbrochen werden, erkennt man am besten an der „Fränz". Ein freches, blutheißes Geschöpfchen, das aller Wahrscheinlichkeit nach in die Welt laufen und schlecht werden wird, ist urplötzlich — ohne daß wir die Wandlung sehen und begreifen — ins Moralische gemalt und strotzt vor Biederkeit. So rächt sich selbst an Nebengestalten, daß die Erzählerin ihre eigenste Natur bei Seite setzte, um einem gewiß schönen Ziele zuzustreben, einem Ziele jedoch, das sie nicht innerlich erfühlt, sondern nur äußerlich gewollt hat. Und deshalb muß ich hinter die Worte der Verlagsanzeige, daß Clara Viebig neuerdings auch den „dichterischen Blick für seelische Tiefen, das Mitempfinden ethischer Lebenswerte" gewonnen hat, ein „Nein!" setzen, muß ich es leugnen, daß diese Geschichte vom Müller-Hannes die Geschichte einer sittlichen Erhebung ist. Sie will es nur sein — sie ist es

tatsächlich nicht. Deshalb glaube ich auch nicht an ihre Dauer, obschon ich wiederhole, daß die ersten fünf Sechstel des Buches zum besten gehören, was Clara Viebig in ihrer Art geschrieben hat. Die Sterne aber holt man nicht durch den bloßen Willen zum guten Ende herab — da wird kein Streben helfen, wohl nur ein starkes, tiefes Erleben, das sich keiner selber schaffen kann, sondern auf das er in Demut warten muß.

Hat der Müller-Hannes eigentlich alles erfüllt, was ich von ihm gehofft und gefürchtet hatte, so hat „Der Bruchhof", ein Roman aus Masuren von Richard Skowronnek (Stuttgart 1903, J. G. Cotta) mir eine starke Enttäuschung gebracht. Ich ging mit ordentlicher Freude an das Buch — weshalb, wüßt' ich selber nicht zu sagen — und hab' es sehr kleinlaut dann bei Seite gelegt. Es hätte sich etwas aus dem Milieu machen lassen, und wenn der ganze Roman so geraten wäre wie eine Figur, wie Samuel Guzek, dann wäre meine Vorfreude nachträglich halb und halb sanktioniert worden. Statt dessen hab' ich hier die übliche Durchschnittsgeschichte anzuzeigen, mit furchtbar viel Handlung natürlich und mit einem süßen Zuckerguß. Es werden ungeheuerliche Konflikte heraufbeschworen: der Held liebt und heiratet endlich die Tochter des Mannes, der nicht nur seinen Vater, sondern auch seine zwei Brüder ermordet hat. Aber mit spielender Leichtigkeit löst sich das alles, grade zur rechten Zeit passiert immer etwas, was das drohende Gewitter ablenkt, und die süße Zierpuppe, die partout ins Wasser will, sitzt nachher auf dem Bruchhof, und wir haben die freundliche Perspektive auf recht viele Kinder. Für das ganze Buch ist der Satz auf der vorletzten Seite bezeichnend: „Nur einen gab es auf der weiten Welt, der mit dieser neuen Fügung der Dinge unzufrieden war, aber . . ."

Ich brauche nicht weiter zu zitieren, denn es ist klar, daß dieser eine auf der vorletzten und letzten Seite auch noch glücklich gemacht wird. Was will man mehr?

Vielleicht wäre ich minder enttäuscht, wenn ich als Verlag Ernst Keils Nachfolger statt J. G. Cotta auf dem Titelblatte gefunden hätte. So aber dacht' ich, Richard Skowronnek hätte diesen Roman für die Literatur bestimmt und hätte versucht, sein Bestes zu geben. Einen solchen Zeitschriftenroman jedoch, den schreibt man wohl ums liebe Brot, aber warum die Welt mit dem Buch belästigen? Schade — es hätt', wie gesagt, was draus werden können. —

Zu einem merkwürdigen Dichterbuche möcht' ich mich nun wenden. Arno Holz, der die literarische Welt mit jedem neuen Werke auch neu überrascht, hat sich in das Studium der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts vertieft, fühlte sich bald — ich folge seiner „Selbstanzeige" — sehr gefesselt und wollte seine Freude an diesen Dingen auch anderen mitteilen. Der eine hätte wahrscheinlich ein Werk über den Zustand der damaligen Poesie verfaßt, der andere eine Anthologie herausgegeben. Holz tat keins von beiden, sondern dichtete einfach selber Originale in der Manier jener Epoche; er versuchte aus einem bestimmten Individuum heraus den Eindruck, den er selber empfangen, in eigenen Originalen

und zwar ausschließlich mit den Mitteln jener Zeit wiederzuspiegeln. Seine Arbeit liegt nun vor unter dem schönen Titel: „Lieder auf einer alten Laute. Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert." (Leipzig, im Insel-Verlag 1903.)

Das Buch selbst ist ganz raffiniert im Stile der Zeit ausgestattet. Es ist ein Genuß, es in die Hand zu nehmen. Papier, Druck, Inhalt harmonieren ausgezeichnet. Von dem „Nohtwendigen Vorbericht an den guhtherzigen Leser" bis zu der „denen Gelährten schon bekannten nohtwendigen Erklärung der tunckten Örter for die mehr Einfältigen" fühlt man sich im Banne der Zeit. Und ich bekenne offen, daß ich zum ersten Mal stark empfunden habe, wie Äußerlichkeiten ein Urteil bestechen können. Ich war nach der ersten Lektüre ganz begeistert. In dieser Begeisterung las ich andern die Verse vor — und siehe da, plötzlich war die Hauptwirkung verloren. Denn nun hörte ich gleichsam nur mit dem Ohr der andern, die weder das vergilbte Papier, noch die Orthographie, noch den altertümlichen Druck sehen konnten. Und nur in der Zusammenstimmung all dieser Faktoren liegt der starke Reiz des Buches. Arno Holz selbst hat vielleicht in einem ähnlichen Gefühl seine Arbeit als „Charakter-, Kultur- und Sprachbild" bezeichnet, d. h. nicht das Poetische schlechthin in den Vordergrund gerückt. Es ist selbstverständlich, daß auch Zitate da keinen rechten Begriff geben können.

Es möchte manchen wunder nehmen, gerade denjenigen Dichter auf dieser Bahn zu treffen, der in dem schneidigen „Buch der Zeit" so kräftig sein modernes Glaubensbekenntnis trompetet, der in der „Familie Selicke" zum ersten Mal in Deutschland dem „konsequenten" Realismus auf die Beine geholfen hat. Aber ich kann nicht finden, daß dieses Buch im Gegensatz zu früheren Betätigungen seines Naturells steht. Er wendet hier die „Methode, ein Stück Leben künstlerisch so treu als nur irgend möglich zu geben", eben nur auf die Vergangenheit an, statt auf die Gegenwart. Und wer schließlich doch einen Gegensatz finden will, — nun, das muß ein schlechter Poet sein, der nicht schaffend auch mal seine eigenen ästhetischen Grundsätze über den Haufen rennt. So bestätigen mir die „Lieder auf einer alten Laute" nur das Bild, das ich mir von Arno Holz machte. Bestätigen auch meinen Glauben, daß, wenn man ihm einen Vorwurf machen will, es dieser sein muß, daß er in seinem ganzen literarischen Leben und Streben die Form immer etwas überschätzt hat. Er hat sie überschätzt in Liebe sowohl wie in Haß. Seine Wandlungen, Entwicklungen, literarischen Experimente waren immer solche der Form. Er hat einst so aus Geibel herausgesungen, wie jetzt aus einem Individuum des 17. Jahrhunderts. Er hat sein formal (aber nicht nur formal) außerordentliches „Buch der Zeit" geschrieben und hat eine Freude am schwierigen und klingenden Reimspiel gehabt. Dann hat er diese Freude jäh verloren, dekretierte in seiner temperamentvollen Kratzbürstigkeit, daß der Reim und die übliche Versform völlig über Bord zu werfen seien, und schuf im „Phantasus" jene viel bespöttelte reim- und rhythmenlose Lyrik, aus der viele Dilettanten einen Freibrief für sich selbst und ihre Erzeugnisse zogen. Er scheint sich nun wieder zur Formfreude zurückgefunden zu haben.

In den „Liedern auf einer alten Laute" marschiert natürlich der ganze Olymp an, aber Venus regiert. Durch alle Jahreszeiten gut essen, gut trinken — doch „bleibt der bäste Charme | ein rundes Kind im Arm". Die Sache wird manchmal außerordentlich detailliert und kitzlig, aber die kleinen Schwächen werden mit einem drolligen Humor, mit einer täppischen Biederkeit vorgetragen, daß man sie sich gern gefallen läßt und daß nur eine zu häufige Wiederholung stört. Zitieren möcht' ich nur ein paar Zeilen, die mir nicht aus dem Gedächtnis gehen und die auch kein altes Papier und keinen entsprechenden Druck brauchen. Wie prachtvoll ist das Bild: Melampus treibt seine Kühe zur Weide

„und sie hängen ihre Eutter
Bluhmen-käuend in die Kräutter |
blank vorüber rauscht der Bach".

Oder: „Was ist die Welt und ihr berühmbtes Glänzen?
Ein Blizz bey Nacht.
Eh welcke Rohsen eure Scheitel kränzen |
singt | drinckt und lacht!"

Und das Schönste aus dem Buche: Der prachtvolle „Abscheyd vom Leser": „Willstu mir hadern | daß ich so sang? Daß mir aus allen Adern das starcke Leben sprang | wie Ertz auß Qwadern? Nun denn | dan dhus! Mein Herz das durchauß schlug | ist durchauß auch sich selbst genug.

Auff seine Laute
hab' ich gestellt |
für der mir manchmahl graute
die gallenbittre Welt |
der ich doch draute.
Bald däkkt mich Nacht | schon schnaubt ihr schwartzes Roß |
fahl auff ihm sizzt Herr Thanatos."

Es ist in den letzten Jahren ein peinlicher Literaturstreit zwischen den einstigen Freunden Arno Holz und Johannes Schlaf entstanden. Wer die unmöglichen Romane von Schlaf kennt und andrerseits überschlägt, was Arno Holz für sich in die Wagschale zu werfen hat, für den kann kein Zweifel sein, auf wessen Seite er sich zu schlagen hat. —

Von Gustav Falke ist eine freundliche Gabe da: „Aus Muckimacks Reich." Märchen und Satiren (Hamburg 1908, Alfred Janssen). Die Satire Gi Ga Gack ist sehr hübsch und munter. Es liegt ja nicht in Falkes Natur, derb dreinzuschlagen. Er sticht hier auch mehr mit Stecknadeln, es tut nicht weh und ist doch amüsant. Für einen Märchenerzähler halt' ich ihn nicht. Ihm fehlt die Naivetät; er ist dem, was er erzählt, stets zu überlegen. Die Gebrüder Grimm charakterisieren ja nicht nur die von ihnen selbst gesammelten Kinder- und Hausmärchen, wenn sie sagen: „Es geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen:

sie haben gleichsam dieselben blaulich-weißen makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind" — — die Grimms, meine ich, charakterisieren damit jedes gute Märchen. Und die Märchen Gustav Falkes haben diese „blaulichweißen seligen Augen" nicht, weil sie fast stets nur die spielende Phantasie zur Mutter haben, nicht das tiefe Herz. Nur Ein Stück möcht' ich ausdrücklich ausnehmen: das letzte des Buches und das beste. Aber das ist ein Märchen für Erwachsene, das ist aus einer Herzenserfahrung erblüht — wohl aus derselben, aus der Gustav Falke in einem seiner letzten Versbücher einen schönen und vor allem wunderbar reinen Liederzyklus geschaffen hat. Hier schlagen sich gleichsam große und tiefe Augen auf.

Maximilian Dasio in München hat das Buch köstlich und überaus reich illustriert. Man wird selten einem so ausgezeichneten Buchschmuck begegnen. Nur in englischen Werken fand man bisher desgleichen. Daß auch Dasio von den Engländern, vornehmlich von Anning Bell, nicht ganz unabhängig ist, beweisen einzelne Illustrationen (siehe z. B. S. 79) — aber im ganzen hat er hier nicht nur ausgezeichnet Schönes, sondern auch eigentümlich Deutsches geschaffen, daß man seine herzliche Freude daran haben kann. —

Mit einem begeisterten Vorwort führt Adolf Wilbrandt einen neuen Dichter ein. „Ich habe die Freude", schreibt er, „meinen Landsleuten ein Buch zu übergeben, das, so recht aus der Tiefe unserer Volkskraft heraufgekommen, eine merkwürdige herzbewegende Erscheinung und in einem gewissen Sinne etwas Einziges ist." Er erzählt weiter, ein deutscher Fabrikarbeiter, namens Hugo Bertsch aus Brooklyn-Neuyork, hätte ihm im Herbst 1900 ein Manuskript gesandt, ein wildes und krasses Drama, dazu allerlei Gedankengänge „Phantasien auf hohem Seil". Die verhängnisvolle Zwitterschaft war darin, die Verbindung von hohem Seelenschwung und Geistesflug mit der ungeschulten Unbehülflichkeit. Daraus, das ist eine alte Geschichte, wird fast nie etwas. In ähnlichem Sinne schrieb ihm Wilbrandt. Und da — ein Jahr später — kam dieser Fabrikarbeiter von neuem, jubelnd, jauchzend: ich schreib' jetzt etwas — davor steh ich selbst wie vor einem Wunder! Es war der Anfang des Buches, das Adolf Wilbrandt jetzt mit einem Vorwort bei J. G. Cotta in Stuttgart erscheinen ließ: „Die Geschwister" von Hugo Bertsch.

Ich begann sehr ungläubig zu lesen. Seit ich gesehen, wie nicht nur das Publikum, nein, viele der besten Männer Deutschlands, einst auf die Leimruten der Johanna Ambrosius gekrochen sind und dieser braven Mittelmäßigkeit huldigten, seitdem bin ich nicht nur gegen sogenannte Naturdichter, sondern auch gegen die Begeisterung ihrer Impresarios skeptisch. Und der Anfang der „Geschwister" schien mir recht zu geben. Eine starke Rhetorik — keine Ruhe, keine Kraft; tönender Schwung, hinter dem nicht allzuviel zu stecken schien.

Aber je weiter ich las, um so mehr verstand ich Wilbrandt. Teufel, legt dieser Hugo Bertsch da los! Mit einer Verve und Gewalt schleudert er uns Felsblöcke hin, daß man ordentlich zurückfährt. Wie die Verzweiflung schreit,

noch schlimmer: wie sie lacht, wie der Kampf um Tod und Leben geführt wird — das ist grausig, das ist groß. Das zuckt alles — so fühlt man, wie sich der Mensch das vom Herzen gerissen hat. Es gibt Stellen in diesem Buche, die nur mit einem Worte zu bezeichnen sind: „gewaltig", und deren sich der größte Dichter nicht zu schämen hätte. Es gibt andere, die geschmacklos, die vor allem auch sentimental sind und die man einem kleinen Poeten nicht durchgehen ließe. Noch ist gar keine Beherrschung der künstlerischen Mittel zu spüren, aber fast meine ich, daß das zu dem großen Eindruck, dem der innersten Wahrhaftigkeit, beiträgt.

Mit Ausnahme des Schlusses ist das ganze Buch in Briefen geschrieben, von denen einzelne vielleicht gar zu stark mit Reflexionen gespickt sind. Man weiß nicht, welche Briefe die schönsten sind, ob diejenigen Toms, ob die Jennies, ob die wenigen unbeholfenen Evas. Manchmal glaubt' ich fast, diese Jennie, die tapfere Bergmannsfrau in Pilot Knob, schlage alle andern. Das Herz im Leibe dreht sich einem um, wenn man ihren letzten Brief liest. Der Welt ganzer Jammer faßt einen.

Noch etwas ist merkwürdig an diesem Buche. Es hat — wie soll ich sagen . . . den stärksten amerikanischen Einschlag, den ich kenne. Es gibt bisher keine deutsch-amerikanische Dichtung, nur eine deutsche Dichtung in Amerika. Und dieses Buch ist das erste deutsch-amerikanische, das ich sehe. Wilbrandt erzählt, er hätte manche „undeutsch englische Wortfügungen darin deutsch gemacht". Aber es blieb ein spezifischer trockener, seltsamer, oft grandioser Yankeegalgenhumor, der in unseren Wäldern nicht blüht; es blieb eben ein starker amerikanischer Einschlag.

Am wenigsten als echt empfinde ich den Schluß. Er war zuerst trostlos, tragisch. Wilbrandt hat den Verfasser dazu gebracht, ihn in Honig zu tunken. Für den Erfolg des Buches mag das wohl gut sein, aber man glaubt nicht recht an dieses „Ende gut, alles gut", es mutet an wie die Konzession an die freundliche Leserin.

Im ganzen aber darf man Wilbrandt sowohl wie Bertsch beglückwünschen. Kein Wunder, daß gerade diese Dichter, deren Art mehr die feurige Beredsamkeit als die ruhige „objektive" Gestaltung ist, sich fanden! Und ich schließe mich ganz den Worten des Herausgebers an: „Möchte doch der Erfolg das Buch segnen und dem Schwaben in Brooklyn so viel Mut und Freude und Freiheit schaffen daß er von neuem auffliegen kann, und höher noch und höher."

Dieser zweite Aufflug muß ermöglicht werden. Auch die Leser der Monatsschrift können dazu helfen. Deshalb bitte ich: nehmt und lest dieses Buch eines deutschen Arbeiters, dem aus der alten Heimat Hülfe kommen soll. Wer eine so gewaltige Talentprobe abgelegt hat, verdient diese Hülfe und den freudigen Zuruf. —

In der Vorrede weist Wilbrandt auf Uli Bräker, den „armen Mann in Tockenburg", hin, den wenig Gekannten, dessen Schriften man bei Reclam kaufen mag. Er scheint mir von viel sanfterer Kraft. Wilbrandt nennt ferner den Namen Maxim Gorjki. Aber Gorjki ist der viel größere, reifere Künstler und

eine völlig andere Natur als Bertsch. Schon einmal hab' ich hier über den Russen gesprochen — inzwischen ist die Gesamtausgabe seiner Werke weiter fortgeschritten, inzwischen ist durch den ungeheuren Erfolg von „Nachtasyl" sein Name von neuem durch ganz Deutschland und darüber hinaus zu allen Kulturnationen gehallt. Der letzte vorliegende Band der deutschen Gesamtausgabe betitelt sich „Frühlingsstimmen" (Maxim Gorjki, Erzähl. VI, Eugen Diederichs).

Dieser sechste Band ist nicht ganz so gut wie der dritte, den ich das vorige Mal herausgriff. Besonders die beiden ersten Skizzen würde ich gern entbehren. Dergleichen brauchen wir nicht erst zu importieren. Aber wer in aller Welt schreibt diesem 34jährigen Russen die Geschichte vom Juden Chaim und dem starken Artem nach? Man erstaunt immer wieder. Wir Germanen lassen uns von Tolstoi fangen — — wenn ich nur einmal bei Tolstoi etwas ähnliches gefühlt hätte wie bei Gorjki!! Die ganze dickleibige „Auferstehung" ist nicht so viel wert wie die eben genannte Gorjki'sche Skizze. Und so sicher Tolstoi für Rußland seine gewaltige Bedeutung hat — was sollen wir hier in Deutschland mit ihm? Ich hab' niemals die Schwärmerei für ihn mitgemacht oder begriffen, und ich glaube fast, es waren nicht die Deutschen unter den Deutschen, die ihm Hosiannah riefen. Dann Dostojewsky — der Sentimentale mit seinem „russischen Mitleid", das sich nur auf Dirnen und Verbrecher erstreckt — ich möchte „Raskolnikow" zum zweiten Mal nicht lesen. Turgenjew steht uns näher, das ist fast zur Hälfte ein deutscher Poet und ein großer! Auch Korolenko, den feinen Romantiker, lieben wir. Aber den Tschechows und Garschin und wie sie heißen, fehlt das große Herz.

Dieses große Herz hat Gorjki. Der typische Russe, der am stärksten im nationalen Nährboden steckt, wächst über Rußland hinaus und erobert die Welt. Bei allen anderen fühl' ich, daß ich Deutscher bin und daß ich die Leute mehr oder minder nicht verstehe. Bei Gorjki fühl' ich, daß ich Mensch bin und daß ich Bruder sagen muß zu dem Verachtetsten und daß es etwas gibt, was über alle nationalen Schranken triumphiert.

Man weiß ja heut überall, daß Gorjki der spezielle Poet des „barfüßigen Regimentes" ist. Dieses barfüßige Regiment — das ist das der Verlumpten und Verlorenen, der Verkommenen und Heimatlosen, der Mühseligen und Beladenen, der Deklassierten. Man weiß auch, wie er das schildert, wie er das bessere Gefühl, das Gute, das in jedem Menschen ebenso steckt wie das Böse, hervorbrechen läßt. Er klagt nicht an, wie Dostojewsky; er weiß gut, daß das Meiste was unter die Räder kommt, auch verdient darunter zu liegen. „Jeder Mensch ist sein eigner Wirt, und keiner ist Schuld, wenn ich ein Schurke bin." Und dieses ist mir stets das Wunderbarste erschienen: er zieht durch seine Stoffe, trotzdem sie aus dem Leben der Verlumptesten geholt sind, nicht herab, sondern er erhebt. Und in dem Kleinsten ist die Größe, die mich aus unsern Meisterwerken anweht. Ob mir ein Poet heut das Herz groß und weit macht durch einen Faust oder durch Darstellung von Heldentaten, oder ob er es tut durch

Szenen aus dem Leben der Pennbrüder, ist wirklich ganz egal. Es kommt nur darauf an, daß er es eben fertig bringt, mich zu durchläutern, mir das Herz zu füllen. Eigentlich ist nur dieses Buch und dieses Dichtwerk wert zu bestehen, das uns, und wäre es nur einen Moment, über uns selbst erhebt und besser macht.

Ich finde, daß Gorjki das vermag. Und so ähnlich scheinen doch auch alle Nationen zu fühlen, denn woraus sonst sollte sich der Siegeszug eines jungen Dichters erklären, der doch wirklich nur auf die Herzen zu wirken vermag und nicht, wie Maupassant, auch anderen unedlen Zwecken dienstbar gemacht werden kann —?! Ich darf die Erzählungen dieses wunderbaren Dichters nur immer wieder empfehlen.

Aus neuen Büchern.

Wenn es etwas gibt, auf das wir in Deutschland stolz sind, so sind das gewiß unsere großen ozeanischen Dampfer. Es liegt Schönheit in dem gewaltigen Schwunge ihrer riesigen und doch ruhigen Konturen, und stolz schneidet ihr schiefer Bug durch die Wellen. Wir bewundern mit Entzücken die herrliche Zweckmäßigkeit, das Saubere, Glatte, Blanke alles dessen, was wir auf einem Spaziergange auf dem Deck erblicken, das blitzende Metall, das massive echte Holzwerk; und ein Blick in die Maschinenräume kann einen förmlich berauschen; die jüngsten Kinder sogar sind gebannt, nicht bloß von der Maschine, wenn sie im Gange ist, sondern auch von der bloßen Pracht der blitzenden Riesenkolben. — Alles atmet Zweckmäßigkeit. Die Echtheit des Materials, die Sauberkeit und Glätte aller Dinge bildet eine große Harmonie für das Auge und für den Intellekt. — Auf einmal treten wir in den Salon des Dampfers und bekommen wie einen Schlag ins Auge. Alles starrt von krausem Rokoko, von Gold und aufdringlichen Farben: Plüsch und Sammet umgeben uns wie in einem Variététheater. Wir haben Mühe, uns daran zu gewöhnen und sehnen uns täglich während der ganzen Überfahrt aus dem Speisesaale heraus auf Deck. Der Commis voyageur aber findet das großartig, und für den ist es offenbar auch gemacht worden. Denn hätte man Leute von gesundem harmonischen Empfinden, von Künstlern gar nicht zu reden, gefragt, so hätten die Erbauer sicher zu hören bekommen: „Macht doch nicht etwas so kraß Disharmonisches, nur um Pracht zu entfalten und das Ausland auszustechen. Entfaltet meinetwegen Luxus so viel wir ihr wollt, aber nur einen solchen, der sich aus dem Wesen der Schiffskonstruktion und der Zweckmäßigkeit von selbst ergibt, nicht einen solchen Protzengeschmack in einem Stile der krausesten Unnatur."

Diese deutschen Dampfer sind nun ein getreues Abbild unserer deutschen Kultur im Jahre des Heils 1901. — Um ein Haar erreichen wir die Vollkommenheit und verderben alles wieder durch unsere krassen Fehler. Diese Fehler verraten ein gut Stück renommierenden Parvenutums in uns, des geschwollenen Größenwahnes, dem wir auch auf vielen anderen Gebieten rapid entgegentreiben; ferner zeigen sie unseren Mangel an instinktivem Sinn für das Zusammenpassende und einen Mangel an Intellekt, denn die Erbauer mußten sich sagen, daß das Rokoko doch nur ganz vorübergehend modern sein könne, während eine Innenarchitektur, die wahr und echt und natürlich aus der Konstruktion des Schiffes sich ergäbe, ebenso unvergänglich modern sein würde wie die Maschinen selber. Da wir nun offenbar diesen unbeirrbaren Sinn für Wahrheit und Harmonie, Echtheit und Schönheit in Deutschland noch nicht angeboren in uns haben, so müssen wir uns, wie so oft, indirekt selber nachhelfen, eben durch Überlegung und Erkenntnis. — Die Schönheit der Inneneinrichtung eines Dampfers ist also nur scheinbar eine bloß künstlerische Frage. In Wirklichkeit sehen wir, daß diese künstlerische Frage verbunden ist mit geistigen und sittlichen Fragen, und die neuen künstlerischen Möglichkeiten in einem neuen Dampfer würden davon abhängen, daß wir zuerst wahrer, dann intelligenter und dann erst künstlerischer würden. — „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst hängen ab von sittlichen Fragen, und einer von den Wegen zur Kunst ist die intelligente Überlegung."

Aus: Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. Essays von Hermann Obrist. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

Vom deutschen Theater.

Von

f. Lienhard—Berlin.

VII.

Wilbrandts „Timandra“ und „Meister von Palmyra“. — Vom deutschen Lustspiel. — Sohnreys „Dorfmusikanten“.

Zwei dramatische Dichtungen von Adolf Wilbrandt sind in diesen Wochen über Berliner Bühnen gegangen. Das Schillertheater hat den „Meister von Palmyra“ (geschrieben 1889) mit Erfolg wieder in seinen Spielplan aufgenommen. Das Berliner Theater gab Agnes Sormas anmutigem Talent Gelegenheit, eine freilich etwas überreizte Frauenrolle zu schaffen in einem neuen Bühnenwerk des unermüdlich tätigen sechsundsechzigjährigen Schriftstellers. „Timandra“ heißt diese Dichtung. Sie wagt sich an Sokrates, sie bringt einen menschlich sehr bedeutsamen Stoff in leider zu schulgemäßen Formen zu unvollkommenem Ausdruck.

Die innere Linie in diesem fünfaktigen Jambenwerk ist etwa diese: Sokrates kämpft, kurz gesagt, mit Timandra um den jungen Plato. Das Stück müßte, genau betrachtet, den Titel führen: „Sokrates und Timandra“. Himmlische und irdische Liebe ringen um einen noch unentschiedenen Jüngling. Der geistig gerichtete, aber zugleich noch leidenschaftliche Plato liebt die Gattin seines wenig bedeutenden Bruders. Die Liebe wächst und wirft um so gefahrvollere Flammen, als auch Timandra eine ebenso bedeutende wie temperamentvolle Frau ist, die in Plato nicht nur den blühenden Menschen, sondern auch den blühenden Geist liebt. Der Kampf Timandras wird also erweitert zu einem Kampf der bürgerlich eingeengten Frau um ein höheres Geistesgebiet, um ein Reich großer und freier Herzen. Dieser Kampf ist verbunden mit Schuld, da diese Frau Gatten und Kinder vernachlässigt. Echte Tragik weht uns in diesem Ringen an. Sokrates tritt verschärfend hinzu, warnt Plato und stößt Timandra zurück in ihre Sphäre. Die ganze Leidenschaft des nun hülflosen und verachteten Weibes bricht durch: sie haßt Sokrates, sie veranlaßt seine Tötung. Und sie tötet sich dann selbst.

Die Szene, wie der greise Sokrates, an Geist und Charakter gereift, mit Umsicht dem leidenschaftlich liebenden Plato sein höheres Lebensideal vorhält, bis er ihn befreit hat von Timandras heißem Begehren, ist äußerst gehaltvoll, ja geradezu bedeutend. Diese Szene ist der Höhepunkt des im übrigen nicht hervorragend komponierten Stückes. Leider sinkt nun, unmittelbar hinter dieser

Kraftentfaltung, erst recht die schon anfangs nicht starke gestaltende Phantasie des Dichters. Hinter diesem Sieg des Sokrates erwarten wir einen schwereren zweiten Kampf mit der inzwischen eingetretenen Timandra. Wenn diese schuldige und doch bedauernswerte Frau, in der ein Funke von edler Flamme so brünstig zu leuchten begehrt, mit ganzer Teilnahme vertieft worden wäre, wie sie auf ihren Knieen vor Sokrates, namens aller Frauen, fleht: „Laßt auch mich hinauf in eure Reiche des Geistes" — es hätte uns ans innerste Herz gegriffen. Wir müßten auch in Sokrates ein bißchen Mitgefühl und Güte sehen, müßten den ethischen Gesichtspunkt in Sokrates langsam siegen, die nur weibliche, die begehrliche Leidenschaft in der zu heftigen Timandra in eben dem Maße sich vertrotzen sehen — und wir müßten endlich gezwungen werden, Partei zu nehmen gegen Timandra und gegen Sokrates. Schuldig beide! Dies alles aber ist, wie der ganze Schluß, unzulänglich und nicht mit der nötigen plastischen Kraft behandelt.

Ich stimme in der Beurteilung Wilbrandts im ganzen Adolf Bartels bei, der im zweiten Bande seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (S. 612) die leise Kultur-Dékadence, die leise Luxus- und Gedanken-Kunst dieser gebildeten und denkenden Schriftsteller der Heyse'schen Ära hervorhebt, ohne freilich den „stärkeren Zug zum Leben" in Wilbrandts Romanen zu übersehen. Auch der „Meister von Palmyra" hat nicht die letzte bezwingende Kraft, ist zu sehr Gedankenwerk, allerdings sehr achtbarer Art. Das Werk ließe sich etwa mit den — lyrisch und sprachlich freilich reicheren — dramatischen Dichtungen eines Byron oder Shelley vergleichen, worin gleichfalls mehr Träger von Ideen als heißblütige, besonders geartete Menschenkinder einhergehen und dichterische Gedanken aussprechen. Der alte Ahasver-Gedanke, daß ein außerordentlich tatenstarker, lebenszäher Mensch nicht weichen will von der Erde, bis er erlebt und einsieht, daß Wechsel und Wandlung notwendiges Mittel der Weiter-Entwicklung sind: — dieser Gedanke ist hier mit Kunst zur Gestaltung gelangt und zwar im Kostüm einer reich bewegten Übergangszeit, im Palmyra des überreifen Römer- und unreifen Christentums. Dem Schillertheater, das diese Dichtung verhältnismäßig gut zur Darstellung brachte, gebührt wieder einmal Achtung. Der Spielplan dieses Volkstheaters in Berlin N und Berlin C hält sich dauernd auf der Höhe.

* * *

Gleichfalls im Schillertheater fand ein nach dem Spanischen bearbeitetes Lustspiel „Don Gil" von Friedrich Adler freundliche Stimmung. Im Neuen Theater gelang vortrefflich eine Neu-Aufführung von Anzengrubers „Kreuzelschreibern".

Gabriel Tellez, genannt Tirso de Molina (geb. um 1570 zu Madrid) ist der Verfasser des ursprünglichen „Don Gil", eines damals sehr beliebten Lustspiels. Ich kenne das Original nicht, bin aber, aus meiner Kenntnis der spanischen Art, überzeugt, daß es wortreicher und toller in seinen Verwechslungen ist als diese etwas geglättete Arbeit. Kenner der spanischen Literatur wie Graf Schack

oder Hartzenbusch stellen diesen Dichter außerordentlich hoch. Wir haben diese Art von Schelmen- und Verwechslungs-Spielen, wobei die Verkleidung die wesentliche Rolle spielt, aus Lope, Cervantes und ebenso aus Alt-England kennen gelernt. Ihnen allen ist eins gemein, was unserm kritischen Zeitalter abgeht: Lebenseinfalt. Diese Männer und Mägdlein leben und lieben, lügen und lumpen jenseits von Moral und Unmoral mit herzhafter Einfalt. Es ist eine allerliebste Wildnis; die Phantasie, der lustige Einfall, die Freuden blühen allein; Moral und Tendenz gedeihen hier so wenig wie spitzige Gehässigkeit. Warum? Weil der Dichter kerngesund ist. Aus dem Gefühl heraus, aus goldenem Gemüt, aus Lebensüberschuß gibt er seinen Leutchen Freudigkeit mit und weiß am letzten Ende alles in Harmonie aufzulösen — wie das kerngesunde Märchen. Sein Herz ist voll; und dies überströmende Herz vergoldet seine übermütigen Phantasiegestalten. Wie aber ist es heute? Die Herzen sind leer; der Kopf witzelt und stichelt. Dieser kalte Witz tut weh; jener Humor aber erfreut. Dort ist Liebe die führende Muse; hier der satirische Haß und die unlautere Lüsternheit. O deutsches Lustspiel von heute, wie bist du unfroh geworden!

Anzengruber hat ein reichlich Teil von jener wertvollen Herzenskraft des echten Poeten. Der „Don Gil" freilich bleibt, bei aller anmutigen Munterkeit, zu sehr an der Oberfläche, ist jedoch immerhin ein kurzweiliges und oft zierlich gereimtes Unterhaltungsstück.

Von Anzengruber können wir außerordentlich lernen. Dieser Dichter vergoldet seine Menschen, ohne daß sie darob an Echtheit einbüßen. Was für Charaktergestalten sind diese Bauern, die sich da — in den „Kreuzelschreibern" — gegen die Unfehlbarkeit des Pabstes erklären, d. h. mit drei Kreuzeln unterzeichnen, und die nun mit ihren vom Pfarrer aufgewiegelten Bäuerinnen in peinlichen Kampf geraten, bis ihnen der Steinklopferhans zum Sieg verhilft! Der philosophische Steinklopfer und sein Bekenntnis, oben in der Glanzwelt der Alpen, ist echte Poesie: hier leuchtet etwas von der alten deutschen und dichterischen Lebensfreudigkeit der freien Fahrenden hindurch, dieser verlumpten Nachkommen der stolzeren Minnesänger und der altgermanischen Spielleute. Sein tapferes „Es kann dir nix g'schehen!" klingt in seiner Bergsprache so glaubensgroß wie Emersons lichte Philosophie. Auch der alte Brenninger, der durch die plötzliche Feindseligkeit seiner so lange getreuen Lebensgefährtin Annemirl ganz und gar verstört wird, ist in knapper Skizze eine Prachtgestalt. Und das heikle Verhältnis der getrennten Eheleute ist mit unbefangener Frische besprochen, ohne daß man Anstoß daran nehmen könnte. Anzengruber hat Vergoldungskraft. Auf dieser Linie muß unser volkstümlich-nationales Lustspiel weiter wandern!

* * *

Am 2. April kam der Verfasser dieser Theaterberichte in einen gewissen Konflikt der Pflichten. In einen ganz charakteristischen Konflikt, genau betrachtet. Zu Berlin führte man, jedenfalls ermutigt durch den Erfolg von „Monna Vanna",

eine bereits früher geschriebene und auch bereits in Berlin einmal dargestellte Silhouetten-, Traum- und Flüster-Tragödie des nunmehr Mode gewordenen Maurice Maeterlinck auf: „Pelleas und Melisande". Und zu gleicher Zeit lud das Weimarer Hoftheater zur Erstaufführung des Sohnrey'schen Volksstückes „Die Dorfmusikanten" in die ehedem geistige Hauptstadt Deutschlands ein.

Wie ich über Maeterlincks überfeine Stimmungskunst urteile, habe ich bereits früher deutlich genug gesagt. Ratlos steht man als Freund und Förderer wurzelhaft-fester und nationaler Dichtung, zugleich aber auch als Denker und Ästhetiker überhaupt, vor den geradezu überschwänglichen Verhimmelungen Maeterlincks in führenden nationalen Tageszeitungen. Dieselben Berliner Kritiker, die jetzt Maeterlinck verhimmeln, sind mit derselben Instinktlosigkeit für den jetzt kaum noch genannten Zola, für den Naturalismus überhaupt, für den niemals in deutsches Volksempfinden eingedrungenen Ibsen eingetreten. Der Mode-Literat Maeterlinck und seine fein getüftelte Honigkunst wird verwehen — und jene Literaten werden für einen neuen Verstandeskünstler Spalten füllen, volksfern, ohne Wurzelgrund, ohne Herzenstiefe, ohne Instinkt. Es lohnt nicht, darüber zu streiten. Es tut nur weh, daß grade die sogenannten „nationalen" Blätter nicht einen Schatten von bahnweisender Empfindung dafür bekunden, was dem stärksten Verlangen des deutschen Herzens, was unserem gesunden Volksgeiste und unserer stolzen Tradition entspricht.

Ich fuhr also nach Weimar, um ein Stück echten und frischen thüringischen Volkstums von der Bühne herab und nachher in Wirklichkeit auf mich einwirken zu lassen. Die Fabel des Sohnrey'schen Dorfbildes ist gar einfach. Paul Schülzle, der Musikant, wirbt um des reichen Herrenbauern Tochter Evebärble, und sie selbst ist dem frischen Spielmann gut. Aber der Bauer ist mehr für das Nützlichkeitsprinzip, er bevorzugt einen reichen Landwirt vom Nachbarsdorf; das gibt derbe Zusammenstöße; aber Schülzle, sein Tetterhorn und die edle Kunst siegen.

Eine Geschichte also, die sich, trotz der Verallgemeinerung (hie Kunst — hie Nützlichkeit!), nicht wesentlich von einer Spinnstubengeschichte etwa des alten Horn unterscheidet. Ihr Schwerpunkt liegt demnach nicht in der Fabel. Sohnrey hat eine Fülle von Liedern in dies Musikantenstück eingeflochten; und Sohnrey hat die einzelnen Gestalten ganz vortrefflich charakterisiert, so vortrefflich, wie das Dorfleben überhaupt. Und zwar hat er das nicht „naturalistisch" getan, d. h. das Häßliche mit dem kalten Verstande des innerlich Fremden statistisch niederschreibend, sondern dichterisch: d. h. mit Liebe und Verständnis.

Und darum erfreuten diese farbigen und fröhlichen Bühnenbilder und muteten uns bald außerordentlich behaglich an. Es ist keine große Kunst, das wissen wir genau: aber es ist vor allen Dingen auch keine abstrakte Kunst. Euer Maeterlinck ist ja abstrakt! Das sind ja doch alles ätherische und gedachte Vorgänge, das sind ja destillierte Wörtlein und blutlose Menschenfiguren aus einem Schattenland! Das ist ja gedachte Kunst — genau wie die Kritiker Zola und Ibsen dachten, anklagten und aus dem Verstand heraus ihre Probleme

und Menschen bauten. Spürt ihr denn nicht, in welchem liebloſen, blutarmen, freudeverlaſſenen Verſtandestum dieſe ganze Kunſt ihren Urſprung hat? Den beſcheidenen Sohnrey'ſchen Bauern kann man von Herzen gut ſein, denn es ſind Menſchen, warm, ſchlicht, atmend, ſprechend, liebend, zürnend. . . . Aber dort iſt „Kunſt", nur kalte „Kunſt"!

Die großen techniſchen Schwächen dieſes Dorfbildes ſollen nicht überſehen werden. Die Schilderung nimmt viel zu breiten Raum ein; es iſt zu wenig gekürzt worden. Ferner iſt das Stück weder gedanklich noch ſeeliſch tief oder bedeutend. Endlich iſt auch die Aufführung am unwahrſcheinlichen Salontyrolertum nicht ganz vorbeigekommen. Doch war das immerhin erträglich; und der Geſamteindruck des ſorgfältig einſtudierten Volksſtückes war ein überaus günſtiger. Ungewöhnlich ſtarker Beifall des voll beſetzten Hauſes — wobei ſich übrigens auch der anweſende Großherzog beteiligte — dankte dem Dichter und den Darſtellern. Daß die Muſikanten nur „markieren", während das Orcheſter hinter den Kuliſſen ſpielt, ſtörte nicht im geringſten. Wie ganz köſtlich beleben dieſe Lieder und Tänze, beſonders auch das mehrfach ſehr glücklich angebrachte thüringiſche Prachtsliedchen: „Ach, wie iſt's möglich dann!"

Ja, wie iſt's möglich dann, daß man ſo viel Gemütswerte und Geiſtesſchätze in der eigenen Nation überſehen kann?! Als ich ſpät am Abend an Goethes Haus vorüberging, ſaßen eben die Klettbacher und Wieſentaler, die auf großen Wagen zur Aufführung herbeigeeilt waren, zum Abfahren bereit. Sie haben ja bereits vor Monaten das Stück aufgeführt, und zwar echt, ſelber als Muſikanten ihre Inſtrumente handhabend. Nun hatten ſie der Vorſtellung beigewohnt, hatten in einem kleinen Gaſthof neben der Wohnung des großen Dichters ausgeſpannt und fuhren durch die Aprilnacht wieder in ihre Dörfer zurück. Und eine Mädchenſtimme ſang in das fröhliche Abfahrts-Geplauder vor ſich hin: „Ach, wie iſt's möglich dann" . . .

Aus neuen Büchern.

Es gibt kaum ein öffentlicheres Geheimnis als dies, daß gegenüber dem wunderbaren organiſchen Wachstum unſerer deutſchen Muſik, gegenüber der lückenloſen, unerbittlich organiſch-logiſchen Entwicklung unſerer deutſchen Wiſſenſchaft und Technik, unſere bildende Kunſt neben einigen wenigen vortrefflichen Arbeiten ein Bild des ſinnverwirrendſten Neben und Durcheinanders von allen erdenklichen Gebilden darſtellt, von denen noch keine zehn Prozent national oder überhaupt nur vernünftig ſind, geſchweige denn Kunſt genannt werden können.

Noch haben wir keine edle, feſte, dauerhafte Richtung erzeugt, wir haben augenblicklich nur eine Überſchwemmung mit modernem Kunſtgewerbe. „Modern", das iſt der furchtbare Begriff, unter dem alles untergebracht wird, ob es nun echt oder Talmi, ob es ſchöpferiſch oder kopiert iſt, ob es ewig Gültiges enthält oder nur für den Weihnachtsmarkt gemacht wurde; alles, ſobald es nur nicht geradezu Empireſtil oder Renaiſſance iſt. Wie in einem Taumel überbieten ſich die Fabriken, mit fieberhafter Haſt wird produziert.

Aus: Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunſt. Eſſays von Hermann Obriſt. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Der neue britisch-südafrikanische Zollverein. — Die allamerikanische Gefahr.

Das Gebäude der mitteleuropäischen Handelsverträge steht noch unerschüttert da. Kein Staat wagt zu kündigen. Im gewöhnlichen Leben besorgt sich der Vorsichtige erst eine neue Wohnung, bevor er die alte aufgibt. Das ist gegenwärtig die Taktik der europäischen Handelsdiplomatie. Schließlich kann ein jeder Staat mit der Kündigung noch warten, Frankreich im Schutze seines Doppeltarifs, Rußland mit seiner genügend gesicherten Ausfuhr, Österreich-Ungarn mit seinem inneren, noch nicht ganz geschlichteten Zoll- und Handelszwist, Italien mit seinen industrialistischen Hoffnungen, die Schweiz und Belgien mit ihrer Ausfuhr und zuletzt auch das Deutsche Reich, wennschon es aus handelspolitischen und finanziellen Gründen das Inkrafttreten seines neuen Zolltarifs in einer durch Vertragszugeständnisse zulässigen Abschwächung zu wünschen hat. Ereignet sich nichts, so könnte der vorübergehende Zustand ein dauernder werden. Allein die wirtschaftliche Entwicklung geht vorwärts, schafft immer neue und veränderte Verhältnisse und wird schließlich die beteiligten Regierungen vor ernste Entschlüsse stellen.

Ein kleiner Teil des alten Gebäudes ist im Abbröckeln, der österreichisch-ungarisch-italienische Handelsvertrag, nach erfolgter Kündigung zum 31. Dezember 1903. Ob und wie die beiden Reiche sich verständigen werden, ist nicht von so wesentlicher Bedeutung. Einschneidender wird am gleichen Tage der Ablauf des deutsch-englischen Handelsprovisoriums sein, falls es nicht in letzter Stunde erneuert werden sollte. Dazu gehört eine neue Vereinbarung der beiden Regierungen unter Zustimmung der beiderseitigen Volksvertretungen und es ist fraglich, ob man dazu gelangen wird, nachdem die handelspolitischen Beziehungen der beiden großen Reiche sich seit der Kündigung des alten Meistbegünstigungsvertrages durch England immer mehr zugespitzt haben. Der alte Vertrag schloß alle britischen Kolonien in das Meistbegünstigungsverhältnis ein. Das Provisorium verpflichtet nur Großbritanien selbst und stellt es den britischen Kolonien frei, jederzeit aus dem Meistbegünstigungsverhältnis auszutreten und die deutschen Waren mit höheren Zöllen als andere zu belasten, worauf dann Deutschland selbstverständlich das Recht erlangt, auch seinerseits die Einfuhr aus den be-

treffenden britischen Kolonien mit Zuschlagszöllen zu belegen. Ein Vertragsverhältnis dieser Art kann denjenigen Teil unmöglich befriedigen, der daran festhalten will, und vorteilhafter stehen diejenigen Teile da, die den Austritt beabsichtigen und ihn schließlich vollziehen. Kanada und Barbados sind bereits ausgeschieden und nachdem es dem Kolonialminister Chamberlain gelungen ist, die Vertreter der südafrikanischen Kolonien für die Gründung eines britisch-südafrikanischen Zollvereins zu gewinnen, will auch dieser Zollverein dem Beispiele Kanadas und Barbados folgen und durch Gewährung von Vorzugszöllen in Höhe von 25 Prozent zu Gunsten englischer Waren das Meistbegünstigungsverhältnis mit den übrigen Ländern, auch mit Deutschland, aufheben. Tritt der britisch-südafrikanische Zollverein mit Vorzugszöllen für die englische Einfuhr ins Leben, so haben die größerbritischen Zollverbandsbestrebungen Chamberlains, die an dieser Stelle wiederholt (I 915, II 448, 607, 921) ernsthaft gewürdigt wurden, einen neuen erheblichen Schritt zu ihrer Verwirklichung getan und das „Greater Britain" nimmt greifbare Gestalt an.

Mit den Beteuerungen der Engländer, daß sie nur gleiches Recht für alle weißen Rassen in Südafrika erkämpfen wollten, steht der britisch-südafrikanische Zollverein ebenso in Widerspruch wie mit den „geheiligten" Traditionen des englischen Freihandels. Allein die Engländer setzen sich über Beteuerungen und Überlieferungen unbekümmert hinweg, wo es sich um ihre Interessen handelt, und diese Interessen beanspruchen eine Vorzugsbehandlung und eine Vorzugsstellung des englischen Handels in Südafrika. Indessen frägt es sich doch noch, ob der britisch-südafrikanische Zollverein, so wie er geplant wird, ins Leben treten kann. Zunächst wird das Kapparlament darüber zu entscheiden haben und in diesem Parlament haben sich einflußreiche Männer, vor allem der Führer der Afrikanderpartei Merriman, gegen die Einführung von Vorzugszöllen ausgesprochen mit Rücksicht darauf, daß das Kapland dadurch seine Wirtschaftsinteressen schädige, da die europäischen Festlandsstaaten und Nordamerika als Hauptabnehmer für die wichtigsten Ausfuhrerzeugnisse, namentlich für Wolle, Straußenfedern und Angorahaare, sicherlich Gegenmaßregeln ergreifen würden. In dieser Lage befinden sich als meistbeteiligte Staaten die nordamerikanische Union und das Deutsche Reich. Sollten diese beiden Reiche und vielleicht auch andere europäische Staaten infolge der Vorzugsbehandlung Englands Gegenmaßregeln ergreifen, so werden sie sich sagen müssen, daß diese Gegenmaßregeln nur dann Wirksamkeit üben können, wenn sie nicht Britisch-Südafrika allein treffen, sondern auch das Mutterland. Bevor die nichtenglischen Staaten indessen zu dem Äußersten schreiten, werden sie die Gestaltung der geplanten Vorzugszölle abwarten und mit Rücksicht auf ihre Interessen prüfen müssen. Für die englischen Politiker bietet sich immerhin Spielraum genug, die Vorzugszölle nur für gewisse Erzeugnisse einzuführen und dann so zu bemessen, daß dadurch entweder nordamerikanische oder deutsche oder andere nichtbritische Erzeugnisse wenig oder gar nicht betroffen werden. Rücksichten dieser Art dürften

die Engländer namentlich gegenüber der nordamerikanischen Union betätigen, die, wo es sich um eine Schädigung ihrer Interessen handelt, rücksichtslos aufzutreten pflegt. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß es auf eine empfindliche Schädigung der deutschen Handelsinteressen in Südafrika abgesehen wird und in diesem Falle bliebe zu bedauern, daß die mitteleuropäischen Handelsverträge nicht gekündigt wurden und daß der neue deutsche Zolltarif, der eine wirksame Waffe gegenüber England ist, ohne einen zollkriegerischen Charakter zu tragen, nicht schon mit dem Ablauf des deutsch-englischen Handelsvertragsprovisoriums am 1. Januar 1904 in Kraft treten kann.

Die amerikanische Gefahr läßt sich nicht mehr bestreiten, sie tritt immer drohender hervor und erheischt die ernsteste Aufmerksamkeit aller europäischen Kreise. Diese Gefahr beruht auf der wirtschaftlichen Überlegenheit und zugleich auf der politischen Bewegungsfreiheit der nordamerikanischen Union und besteht in der Möglichkeit, daß die europäische Welt mit ihren Erzeugnissen durch die nordamerikanische Union allmählich von den nordamerikanischen, von den südamerikanischen und von den ostasiatischen Märkten abgedrängt und auf den eigenen Märkten erdrückt, daß die europäische Welt dadurch wirtschaftlich entkräftet, politisch geschwächt und schließlich in eine bedenkliche Abhängigkeit von Amerika geraten wird. Derartige Wandlungen in den Macht- und Kraftverhältnissen der Völker haben sich schon oft vollzogen, in gewissem Sinne auch zwischen dem europäischen Festland und Großbritannien. Das britische Inselreich errang und behauptete eine wirtschaftliche und politische Vorherrschaft trotz seiner losen Verbindung mit dem europäischen Festlande, trotz seines Mangels an Reserven in Bezug auf Land und Leute. Die nordamerikanische Union ist nicht nur ungleich größer und reicher, sie hat überdies noch unermeßliche Reserven, die sie an sich heranzuziehen begriffen ist, um nach Bedarf darüber verfügen zu können.

Die amerikanische Gefahr ist eine nordamerikanische, weil sie der Initiative der Union entstammt, wird sich aber für die europäische Welt zu einer allamerikanischen gestalten und erlangt eine wesentliche Verschärfung, wenn es der Union gelingt, die übrigen nordamerikanischen Staaten zunächst wirtschaftlich heranzuziehen und sich mit ihnen so zu verquicken, daß sie ohne oder gegen die Union nichts mehr unternehmen können und nichts mehr unternehmen wollen. Diese Interessentenverquickung hat bereits große Fortschritte gemacht, zunächst im Verkehr der Union mit Mexiko und Kanada. Mexiko bezieht 58 Prozent seiner Einfuhr aus der Union und sendet der Union 80 Prozent seiner Ausfuhr. Nach nordamerikanischen Konsulatsberichten bestehen in Mexiko 1117 nordamerikanische Gesellschaften und Firmen, und es sind daselbst und zwar zur Hälfte erst in den letzten fünf Jahren nordamerikanische Kapitalien in Höhe von mehr als 2 Milliarden M. angelegt, zum größeren Teil in Eisenbahnen. Annähernd 80 Prozent aller mexikanischen Eisenbahnaktien sind in den Händen von Angehörigen der Union, fast alle bedeutenderen Eisenbahnen befinden sich bereits in ihrem Besitz. Im mexikanischen Bergbau sind 160 Millionen M. nord-

amerikanischen Geldes angelegt, in Ackerbauunternehmungen 56 Millionen M. Nordamerikanische Kapitalisten begründen in Mexiko Fabriken und erlangen immer größeren Einfluß im Bankwesen. Am Güteraustausch mit Kanada ist die Union mit reichlich 50 Prozent beteiligt, also stärker als das Mutterland. Nordamerikanische Kapitalien von sehr bedeutender Höhe arbeiten in Kanada und sind an der Aufschließung eines Landes beteiligt, dessen große wirtschaftliche Zukunft erst in neuester Zeit gewürdigt wird. Allein im Jahre 1902 soll nach dem Bericht des nordamerikanischen Generalkonsuls in Montreal nordamerikanisches Kapital zu vielen Millionen Dollars in landwirtschaftlichen Betrieben, in der Holzverwertung, im Bergbau und in Fabriken, ferner in Acker-, Weide- und Holzländereien angelegt worden sein. Die „Canadian Steel and Coal Co." und die „Federal Sugar Rafining Co." mit einem Kapital von je 25 Millionen M. sind nordamerikanische Gründungen.

Noch vor einem Menschenalter das Riesenland der Einsamkeit (the great Lone Land) genannt, steht Kanada gegenwärtig an der Schwelle einer landwirtschaftlichen und industriellen Entwicklung, wie sie die nordamerikanische Union zum Staunen der europäischen Kulturwelt gezeitigt hat. Auch in Bezug auf Kanada wird die alte Welt sich auf Überraschungen gefaßt machen müssen. Denn nach dem Urteil von Kundigen stehen seine natürlichen Bodenschätze durchaus nicht hinter denen der Union zurück. Was dem Lande heute noch fehlt, sind Menschen, Kapital und Verkehrswege. Kanada mit den Territorien (8,2 Million Quadratkilometer) ist nahezu so groß wie die Union (9,4 Million Quadratkilometer mit 77 Millionen Menschen) und wie Europa (9,9 Million Quadratkilometer mit 392 Millionen Menschen), zählt aber nur 5,4 Millionen Bewohner. Seit 1891 ist die Gesamtbevölkerung nur um 11 Prozent gestiegen, in jenen Provinzen aber, wo die unermeßlichen Weizengegenden die Einwanderung immer stärker heranziehen, wie in Britisch-Columbien, in Manitoba und in den Territorien, bis um 140 Prozent.

In einem bemerkenswerten Aufsatz der „Fortnightly Review" behandelt Oberst G. E. Church die Bedeutung der Eisenbahnen für die wirtschaftliche Aufschließung Kanadas. Gegenwärtig besitzt Kanada nur annähernd 30000 Kiliometer Eisenbahnen, die nordamerikanische Union dagegen 340000 Kilometer. Der weitaus größte Teil der kanadischen Eisenbahnen läuft in der Nähe der Grenze gegen die Union. Nicht die Unwirtlichkeit des Klimas oder die Ungunst der Bodenverhältnisse erschweren die Aufschließung des Landes und seine Besiedlung, sondern der Mangel an Eisenbahnen im Innern. Wie Church versichert, ist das Klima zwischen Quebeck und dem Winnipegsee durchaus nicht ungünstiger als im nördlichen Becken des Lorenzstromes. Auch der nordwestliche Weizenbezirk hat eine heißere Sommertemperatur und ein günstigeres Klima als beispielsweise Dacota und Montana. In den nordwestlichen Territorien wird die Qualität des Weizens desto besser, je nördlicher er angebaut worden ist, selbstverständlich innerhalb der Grenzen einer erfolgreichen Weizenkultur. Church behauptet, daß im Nordwesten

des Landes zum Teil auch wegen der Länge der Tage die durchschnittliche Erzeugung mehr als doppelt so groß ist als in der Union, er berechnet die Weizenanbaufläche in der Union auf 25 Millionen Hektar mit einem Durchschnittsertrag von je 130 Kilogramm. Dagegen soll der kanadische Nordwesten, soweit er für den Weizenanbau in Betracht kommt, eine Ausdehnung von über 100 Millionen Hektar aufzuweisen haben. Soweit dieses Land bereits in Kultur genommen worden ist, erzielte es in den letzten Jahren angeblich einen Durchschnittsertrag von mehr als 260 Kilogramm Weizen für den Hektar. Dort dringt der Frost viele Fuß tief in den Erdboden ein. Ist nun der Acker durch die heiße Sommersonne allmählich aufgetaut und gelockert worden, so erhält der Weizen die Möglichkeit, tiefe Wurzeln zu schlagen und fortgesetzt Feuchtigkeit aufzunehmen, wie wenn er auf regelrecht bewässertem Boden angebaut worden wäre. Daraufhin versichert Church, daß der Nordwesten Kanadas mehr wert sei als ein halbes Dutzend südafrikanischer Goldländer.

Was Church andeutet, klingt phantastisch, wird aber von amtlichen Angaben bestätigt. Nach einem Bericht des Landwirtschaftsministeriums von Manitoba wurden daselbst von 9,2 Millionen Hektar Farmländereien erst 1,4 Millionen Hektar urbar gemacht. Im nächsten Jahrzehnt hofft man daselbst mindestens 4 Millionen Hektar bebauen zu können mit einer Ernte von annähernd 76 Millionen Doppelzentnern Getreide. Das Landwirtschaftsministerium veranschlagt die Ernte in Manitoba bei einem Umfang des Kulturlandes von 8 Millionen Hektar nach zehn Jahren auf jährlich 94,5 Millionen Doppelzentner Weizen, 30 Millionen Doppelzentner Hafer und 11 Millionen Doppelzentner Gerste. Manitoba allein hat 30 Millionen Hektar Farmländereien aufzuweisen und könnte bei vollständiger Bebauung jährlich 270 Millionen Doppelzentner Weizen, 85 Millionen Doppelzentner Hafer und 33 Millionen Doppelzentner Gerste erzeugen. Vergleichsweise sei bemerkt, daß Deutschland im Jahre 1901 25 Millionen Doppelzentner Weizen, 82 Millionen Doppelzentner Roggen, 33 Millionen Doppelzentner Gerste und 70 Millionen Doppelzentner Hafer erntete und außerdem 21 Millionen Doppelzentner Weizen und je 0,9 Millionen Doppelzentner Roggen und Gerste einführte. In Bezug auf die nordwestlichen Territorien äußerte der Jahresbericht des kanadischen Landwirtschaftsdepartements für 1901, daß insgesamt 82 Millionen Hektar pflügbaren Bodens zur Verfügung stehen, daß aber noch nicht eine Million davon in Kultur genommen worden sei!

Der wirtschaftliche Aufschwung Kanadas, dessen Boden zwischen dem Felsengebirge und der Küste des Stillen Meeres ungeheure Mineralreichtümer birgt, soll nunmehr durch den Bau einer zweiten Überlandbahn von der Northbay aus bei Gravenhurst am Nipissingsee in nordwestlicher Richtung durch Ontario an der nördlichen Spitze des Winnipegsees vorüber nach Port Simpson an der Küste des Stillen Meeres (830 Kilometer nördlich von Vancouver) beschleunigt werden. Die Bahn wird 350 bis 750 Kilometer nördlich von der kanadischen Pacificbahn laufen und um 400 Kilometer kürzer als diese sein. Voraussichtlich

wird die neue Bahn auch für den Verkehr mit Japan und China Bedeutung erlangen, da ihr Endpunkt, Port Simpson am Stillen Meer, das ganze Jahr hindurch offen steht und etwa 600 Kilometer näher an Yokohama liegt als Vancouver. Die Grand Trunk-Gruppe will für die Bahn, die bei 4850 Kilometern Länge weit geringere Bodenschwierigkeiten als die anderen Überlandbahnen zu überwinden hat, das erforderliche Kapital in Höhe von 300 bis 400 Millionen M. beschaffen. Es verdient bemerkt zu werden, daß die bestehende kanadische Überlandbahn in dem neuen Unternehmen, mit Rücksicht auf die dadurch bewirkte weitere Erschließung des Landes, nicht eine Konkurrenz, sondern eine Förderung ihres Verkehrs erblickt. Allerseits steht man dem neuen Unternehmen wohlwollend und fördernd gegenüber. Am 10. Oktober 1902 erklärte der kanadische Eisenbahnminister Blair: „Wir können uns nicht länger mit einer einzigen Überlandbahn (mit der Kanadian Pacific Railway) begnügen. Ich wünsche nichts sehnlicher als den Bau einer zweiten Überlandbahn durch Kanada und ich werde Alles tun, was in meinen Kräften steht, damit sie gebaut wird". Dem Minister erscheint die künftige Entwicklung des Landes so verheißend, daß er äußerte, das lebende Geschlecht werde drei, wenn nicht vier kanadische Überlandbahnen erleben.

In den politischen Kreisen der Union hat man Kenntnis von den Bodenschätzen Kanadas und möchte am liebsten diese ganze britische Besitzung angliedern, um sich von vornherein zum Herrn eines Landes zu machen, das in Zukunft ein sehr gefährlicher Konkurrent für die Union werden könnte. Kennzeichnend für die Wünsche und zugleich für die Naivietät der nordamerikanischen Politiker war eine Resolution, die am 26. Februar 1903 im Repräsentantenhause zu Washington eingebracht wurde und von dem Präsidenten nichts geringeres forderte, als den Kongreß zu veranlassen, er möge beraten, unter welchen für beide Nationen ehrenhaften und zufriedenstellenden Bedingungen England bereit sein dürfte, an die Union das britische Nordamerika abzutreten. In der betreffenden Resolution wurde im Voraus versichert, daß die angegliederten Teile Kanadas zu einem oder zu mehreren Staaten zusammengeschlossen und in den Verband der Union aufgenommen werden könnten. Die Einwohner dieser Staaten sollten dann die nämlichen Rechte und Privilegien erlangen, die die Bundesverfassung den Staaten in der Union eingeräumt hat. Für die öffentliche Meinung in der Union ist es eine ausgemachte Sache, daß bei Ausbruch eines Krieges zwischen der Union und England Kanada alsbald von den Unionstruppen besetzt und der Union einverleibt werden wird. Inzwischen dringen nordamerikanische Einwanderer in rasch ansteigender Zahl ein (1901 nahezu 18000 neben nur 12000 Einwanderern aus Großbritannien) und bereiten den Anschluß Kanadas an die Union vor.

Vielleicht noch reicher an ungehobenen Naturschätzen als Kanada sind die Staaten Südamerikas. Nirgends auf der Erde findet sich ein so gewaltiges Netz von natürlichen Verkehrsadern, wie es dort die drei Hauptströme, der Orinoco, der La Plata und der Amazonenstrom mit ihren Nebenflüssen bilden.

Von dem unabsehbaren Gebiet des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse, von seinen unerschöpflichen und vielseitigen tropischen Schätzen kann man sich nicht leicht eine Vorstellung machen. Noch sind viele große Nebenflüsse durch Schnellen der Schiffahrt verschlossen und zum Teil nicht einmal erforscht. Wird die freie Schiffahrt auf den linksseitigen Nebenflüssen des Amazonenstroms möglich, so würde das ungeheuere Gebiet der Felder der guyanischen Hochebene erschlossen werden und der Weltwirtschaft neue Bezugsquellen und Absatzmärkte zuführen. Noch stehen die südamerikanischen Staaten in den Anfängen ihrer Entwicklung und vielfach wird sie gehemmt und getrübt durch die unfähige und korrupte Verwaltung. Allein die wirtschaftlichen Kräfte sind stärker als die politischen. Schon haben fremde Unternehmer und fremde Kapitalien große Erfolge erzielt und noch erstaunlicher wird die Erzeugungskraft Südamerikas hervortreten, sobald fremde Unternehmer und fremde Kapitalien in größerem Stil als bisher und von höheren Gesichtspunkten ausgehend an die Erschließung jener Staaten gehen werden. In Süd-Amerika war bis noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit fast ausschließlich englisches und daneben deutsches Kapital tätig. Nach halbamtlichen Ermittelungen beziffern sich die deutschen Kapitalsanlagen in Südamerika, bestehend in Betriebskapitalien deutscher Handelshäuser, in Krediten für Unternehmungen aller Art, in Grundbesitz, in Eisenbahn- und Industrieanlagen sowie in Staatspapieren auf annähernd 3 Milliarden Mark. Verhältnismäßig stark sind deutsche Kapitalien interessiert außer in Mexico noch in Brasilien, Argentinien und in den kleinen mittelamerikanischen Staaten. Die englischen Kapitalsanlagen in Mittel- und Süd-Amerika dürften noch erheblich höher sein. Seit einiger Zeit ist neben dem deutschen und englischen Kapital in Mittel- und Südamerika ein gefährlicher Konkurrent hervorgetreten, der an Geld und Thatkraft eine entschiedene Überlegenheit bekundet. Unternehmer aus der Union sind es, die mit großen Kapitalien und noch größerem Wagemut auch in den südamerikanischen Staaten erscheinen und nachhaltig in die wirtschaftliche Entwicklung eingreifen. In manchen Staaten war der Zufluß des nordamerikanischen Kapitals geradezu erstaunlich, wie in Peru, wo an der Ausbeutung der Kupferminen, bei der Anlage von Eisenbahnen usw. bereits mehr als 100 Millionen Mark nordamerikanischen Kapitals arbeiten sollen, in Konkurrenz mit englischen Interessen, die daselbst bisher die Überhand hatten. Mit einem Kapital von 100 Millionen M. soll sich Ende 1902 in Rio de Janeiro eine nordamerikanische Gesellschaft niedergelassen haben, um die mineralischen Reichtümer Brasiliens auszubeuten. In Ecuador, wo sich dem fremden Kapital sehr günstige Aussichten bieten, befassen sich bereits zwei nordamerikanische Gesellschaften mit der Gewinnung von Gold, und die nordamerikanische Eisenbahngesellschaft soll eine Kohlenmine entdeckt haben. Begünstigt werden nordamerikanische Kapitalsanlagen in Mittel- und Südamerika nicht nur durch die wirtschaftlichen Aussichten, sondern auch in fast noch höherem Grade durch die politische Konjunktur. Häuft sich in Nordamerika das bewegliche Kapital mehr und mehr an und kann es daheim nicht mehr mit genügendem Erfolge

arbeiten, so wird es sich naturgemäß und zielbewußt nach den übrigen amerikanischen Staaten werfen, was bereits in erheblichem Maße geschehen ist, und dort alle Konjunkturen, die sich ihm bieten, ausnützen. Das nordamerikanische Kapital darf dabei auf den ausgiebigsten Schutz der leitenden Kreise der Union rechnen, während das europäische Kapital zurückgeschreckt wird, weil es genügenden Schutz kaum noch zu erwarten hat. Gelang es doch nicht einmal den europäischen Mächten, in Venezuela eine internationale Finanzüberwachung nach ägyptischem Vorbilde durchzusetzen, obwohl sie gerade dort nach mehr als einer Richtung hin sehr nützlich gewirkt haben würde. Im Hinblick auf die bekundete Schwäche der europäischen Mächte in Venezuela konnte es Präsident Roosevelt als eine Pflicht der Union verkünden, „darüber zu wachen, daß keine der großen militärischen Mächte jenseits der Meere in die Rechte dieser Republiken eingreift oder die Kontrolle über diese Republiken erlangt." Die Union widersetzt sich einer sochen Kontrolle, weil sie, wie Präsident Roosevelt äußerte, in ihrer Wirkung angeblich einer territorialen Vergrößerung gleichkommt. In Konsequenz dieser Entwicklung der Monroelehre hat das nordamerikanische Kapital in ganz Amerika ein Vorrecht erlangt, das es nach Kräften ausnützen wird. Und das nordamerikanische Kapital kann fortan mit größerem Wagemut als zuvor in Südamerika vorgehen und dabei auf den besonderen Schutz der Unionsregierung rechnen, weil jede Million nordamerikanischen Kapitals, die außerhalb der Union angelegt wird, einen Schritt vorwärts bedeutet zu dem obersten Ziel der nordamerikanischen Expansionspolitiker. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß die ganze Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse, das erstaunliche Emporkommen der Union in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht mit der Geld- und Tatkraft ihrer Angehörigen auf der einen Seite, die Uneinigkeit der europäischen Staaten und die Schwäche und Zersplitterung der mittel- und südamerikanischen Republiken auf der anderen Seite sich in der Richtung zur Verwirklichung des allamerikanischen Gedankens im Sinne der nordamerikanischen Politiker vollzieht.

Indessen würde es schwächlich sein, dem nordamerikanischen Optimismus nicht mehr als einen europäischen Pessimismus gegenüberzustellen. Es war notwendig, die Grundrichtungen der kommenden allamerikanischen Gefahr anzudeuten. Wie die Weltgeschichte lehrt, vollzieht sich solche Entwicklung nicht in gerader Linie. In der Regel treten kleinere oder größere Zwischenereignisse ein und drängen zur Einschlagung anderer Wege So ist auch nicht anzunehmen, daß die Träume der nordamerikanischen Expansionspolitiker ohne Schwierigkeiten in Erfüllung gehen werden. Wenn Kanada imstande sein wird, was schon nach kurzen zehn Jahren der Fall sein soll, den ganzen Weizenbedarf des Mutterlandes zu decken, dann wird diese Kolonie für England eine ganz neue Bedeutung erlangen und ihre Erhaltung zu einer Lebensfrage für die Engländer werden. In der Union zweifelt die öffentliche Meinung nicht daran, daß die Angliederung Kanadas nur eine Frage der Zeit ist, und Präsident Roosevelt selbst hat sich in diesem Sinne früher einmal ausgesprochen. Mit dem Verlust

des neuen zukunftsreichen Kanada wird sich England aber unmöglich so leicht befreunden können und um den wertvollen Besitz stehen zwischen Großbritannien und der Union Kämpfe in Aussicht, die sich noch gar nicht absehen lassen. Aus anderen Gründen dürfte die Union auch in Südamerika auf Widerstand stoßen. Gibt sie ihre Machtstellung und ihre Expansionsbestrebungen immer unzweideutiger zu erkennen, umklammert sie mit dem Panamakanal die mittelamerikanischen Republiken und Mexiko, dann könnte doch unter den südamerikanischen Staaten die Erkenntnis zum Durchbruch kommen, daß ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit nicht von europäischer Seite gefährdet wird, wie es die nordamerikanische Presse fortwährend behauptet (mit Bezug auf die Deutschen in Brasilien war sogar die Londoner „Times" so kurzsichtig, in ihrer Deutschfeindlichkeit eine pangermanische Gefahr für Amerika zu erfinden), sondern von der großen Macht im Norden, die eine Oberherrschaft über den ganzen Erdteil anzustreben sich berechtigt glaubt. Anfänge einer besseren Erkenntnis der Lage sind schon jetzt in Südamerika zu beobachten, wie bei dem Streit um das Akregebiet zwischen Bolivien und Brasilien. Brasilien verständigte sich darüber mit Bolivien, um die Verpachtung des Akregebietes an ein nordamerikanisches Syndikat mit Polizei- und Militärgewalt zu verhindern. Immerhin frägt es sich, ob der Einfluß des allmächtigen Dollars nicht noch längere Zeit groß genug sein wird, um die Bedenken der südamerikanischen Politiker gegenüber der nordamerikanischen Gefahr zu unterdrücken.

Aus neuen Büchern.

Ein anderes Beispiel: Schreibtische hatten wir zu Tausenden in allen Stilen und Holzarten, jeder Schreiner machte eine andere Sorte, ehe die amerikanischen Schreibtische aufkamen. Warum fanden sie so reißenden Absatz? Weil sie in ihren verschiedenen Grundtypen den verschiedenen Kreisen der Konsumenten entgegenkamen, und zwar so sehr, daß sogar in luxuriösen Wohnungen die Herren sie sich hinstellten, auch wenn sie nicht hinpaßten, nur weil sie so praktisch waren. Warum haben wir denn nicht diese Typen erfunden? — Warum haben wir denn nicht den europäischen Typ des Waschgeschirres erfunden, der uns von England kam? — Warum nicht wir den Typ des dekorativen Wandbehanges, der uns aus Schweden kommen mußte? — Warum nicht wir den Typ des bequemen Lederfauteuils, den uns wieder England gab? — Weil wir total zersplittert in unseren Kräften sind. Jede Fabrik, jede Werkstatt, jeder Zeichner zieht an seinem eigenen Karren und denkt nur daran, den Nachbar zu überholen.

Wäre es nun nicht möglich, hierin eine neue und unseres anderswo so methodischen deutschen Geistes würdige Möglichkeit ins Werk zu setzen? Konnten wir nicht denselben Weg gehen, wie ihn unsere Elektrotechnik und unsere Marine gegangen sind, ein Weg, der dort durch die wunderbare Mischung von Wissen, Erkenntnistheorie und Spekulation, von Vorsicht und Energie, von praktischer Anschauung und freier Erfindungsgabe zu wahrhaft unheimlichen Resultaten geführt hat, nämlich Versuchsstationen zu errichten für das Ausprobieren aller hauptsächlichsten Nutz- und Gebrauchsgegenstände des Kunstgewerbes; staatliche Versuchswerkstätten z. B. für wirklich bequeme und praktische Stühle der verschiedenen Typen, in erster Linie also für die Grundformen, die sogenannten Merkformen.

Aus: Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. Essays von Hermann Obrist. Verlag von Eugen Diederichs. Leipzig.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Kirche und Schule. — Vereine. — Luxemburg. — Dänemark. — Rumänien. — Großbritannien. — Rußland. — Nordamerika.

Kirche und Schule. Anfang 1903 konnte der Jerusalem-Verein auf eine 50jährige Tätigkeit zurückblicken. Gegenwärtig zählt er in Deutschland 13 Zweigvereine mit über 12000 Mitgliedern und hatte eine Jahreseinnahme von rund 147000 M. Der Verein ist zugleich Missions- und Diasporaverein und hat vom Mittelpunkt seiner Tätigkeit, von Bethlehem aus, dazu mitgewirkt, daß heute statt der 10 Deutschen, die vor 50 Jahren in Palästina wohnten, mehr als 2000 ihre kirchliche Versorgung haben und daß fast in allen größeren Orten des heiligen Landes neben englischen auch deutsche Missionare und Lehrer tätig sind. Mittelpunkt der Vereinsarbeit ist Bethlehem, wo Ende 1898 die erste deutsch-evangelische Kirche eingeweiht wurde. Die Wirksamkeit dieses deutsch-evangelischen Vereins ist vom nationalen Standpunkt aus nicht zu unterschätzen angesichts der französisch-katholischen Konkurrenz. Arbeiten doch in Palästina 445 Franziskaner, die etwa 10000 Kinder in der französischen Sprache unterrichten, 1000 Zöglinge in ihren Waisenhäusern beherbergen, 1 Gymnasium, 9 Gasthäuser und 415 besondere Anstalten für die Armen besitzen. Organ des Jerusalem-Vereins sind die sechsmal jährlich erscheinenden „Neuesten Nachrichten aus dem Morgenlande".

Die deutsche Kaiser-Wilhelmschule in Amsterdam wurde im 4. Jahre ihres Bestandes von 143 Schülern (86 Knaben und 57 Mädchen) in 5 Klassen besucht. Die Ausgaben werden gedeckt durch den Ertrag des Schulgeldes von 40 M. jährlich, durch einen Reichszuschuß von 8000 M., durch einen Beitrag des niederländischen Staates von annähernd 3000 M. und durch Gaben des deutschen Schulvereins. In ihrem 4. Jahresbericht appelliert die Direktion an die deutsche Bevölkerung Amsterdams, bei dem Ausbau der Schule mitzuwirken, damit sie die Berechtigung zur Ausstellung des Einjährig-freiwilligen Zeugnisses erlangt.

Vereine. Die „Deutsche Wohltätigkeitsgesellschaft" in London beging Anfang April ihr 85. Jahresfest. Im Jahre 1902 unterstützte sie 4321 Personen mit 42000 M. und beschaffte für 120 Personen freie Überfahrt in die alte Heimat. Außerdem zahlte sie 7500 M. regelmäßige Unterstützungen an Arme und Altersschwache. Ohne das Wirken dieser Gesellschaft würde mancher ehrliche aber arme deutsche Arbeiter in London zu Grunde gehen. — Nach seinem umfang-

reichen Jahresbericht für 1902 verausgabte der „Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger in Moskau" an Unterstützungen nahezu 28000 M., meist in Geld, aber auch in Kleidungsstücken und Schuhwerk. Auch läßt er Erkrankte unentgeltlich behandeln und versorgt ältere erwerbsunfähige Personen auf Lebenszeit, andere vorübergehend in dem Friedrich Wilhelm-Viktoriastift. Der Verein zählt 636 Mitglieder und besitzt ein Vermögen von 128000 M. — Wie der Petersburger „Verein der Angehörigen des Deutschen Reiches" berichtet, hat im Jahre 1902 der Zuzug mittelloser Reichsangehöriger abgenommen, da die einmaligen Unterstützungen bedürftiger Landsleute sich verminderten. Dagegen ist eine Vermehrung der laufenden Unterstützungen eingetreten. Das deutet auf eine Verschlechterung der Lage vieler Reichsangehörigen in Petersburg hin. Im Jahre 1885 äußerte der damalige deutsche Botschafter von Schweinitz, daß eine eigentliche Armut in der deutschen Kolonie zu Petersburg nicht vorhanden sei. Inzwischen haben sich diese erfreulichen Verhältnisse geändert. Indessen ist der Petersburger Verein deutscher Reichsangehöriger stets eingedenk der Worte Kaiser Wilhelm I.: „Wollen Sie mich ehren, so sorgen Sie für die Schwachen und Kranken der Kolonie" und erfüllt diese seine oberste Aufgabe nach Maßgabe seiner Mittel. — In Triest ist ein Verein „Deutsches Haus" begründet worden mit der Aufgabe, die Erbauung eines eigenen deutschen Hauses zu betreiben, das nicht nur als Sammelplatz der Deutschen im Küstenlande gelten, sondern auch allen Deutschen, die nach dem Süden gehen, eine willkommene Heimstätte bieten soll. Der Verein bittet um Unterstützung seines Unternehmens.

Luxemburg. Die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung versteht und spricht deutsch, nicht aber auch französisch. Trotzdem ist französisch noch immer die Amtssprache, wird von vielen Behörden ausschließlich gebraucht und ist auch die Geschäftssprache im Parlament, obwohl viele Volksvertreter sich besser in ihrer deutschen Muttersprache ausdrücken würden. Um diese Unzuträglichkeit zu beseitigen, hat der Abg. Dr. Walter in der Kammer den Antrag eingebracht, lediglich die deutsche als Amtssprache anzuerkennen. Vorläufig ist der Antrag abgelehnt worden, da die Verfassung die französische und deutsche Sprache auf dieselbe Stufe stellt und somit eine Änderung der Verfassung notwendig wäre, die wie überall mit Schwierigkeiten verbunden ist. Indessen wird der Antrag wiederkommen und voraussichtlich auch durchgehen, sobald die damit verbundene Verfassungsänderung den maßgebenden Kreisen zweckmäßig erscheint.

Dänemark. Die Zahl der Deutschen in Dänemark wird auf 30000 angegeben, wovon 1/3 in Kopenhagen wohnt. Seit 1. Februar erscheint daselbst als einzige deutsche Zeitung in den skandinavischen Ländern das „Kopenhagener Sonntagsblatt" mit der Aufgabe, die Angehörigen des Deutschtums zu sammeln und ihr deutsches Bewußtsein wach zu halten. In Kopenhagen bestehen zwei größere Kirchengemeinden, die St. Petri- und die deutsche reformierte Gemeinde. Die St. Petri-Gemeinde unterhält drei Schulen mit deutscher Unterrichtssprache,

die Knabenkirchenschule, eine Mädchenschule und eine Realschule mit zusammen 600 Kindern. Daneben bestehen noch verschiedene andere deutsche Vereine, doch läßt die Beteiligung der Deutschen an den vorhandenen Einrichtungen zur Erhaltung und Pflege deutscher Sprache und Art zu wünschen übrig. Wer von den vielen deutschen Reisenden, die Kopenhagen besuchen, die Pflegestätten deutscher Sprache und Geselligkeit kennen lernen will, findet nähere Angaben darüber in dem „Kopenhagener Sonntagsblatt".

Rumänien. Unter den deutschen Ansiedlern der Dobrudscha, dieses ehedem türkischen Gebietes, das im Frieden 1879 zu Rumänien geschlagen wurde, bestand schon seit geraumer Zeit die Neigung, auszuwandern und bessere Wohnsitze zu suchen; in der Hauptsache wohl, weil die rumänischen Unterbehörden sich auf die Behandlung der deutschen Kolonisten nicht verstanden und sie mit unnötigen Scherereien belästigten. Seit einigen Wochen sind kleinere Trupps dieser deutschen Ansiedler nach Amerika ausgewandert und zumeist nach Südamerika.

Großbritannien. Unter den Offizieren der britischen Kriegsmarine finden sich nur vereinzelte, die der deutschen Sprache Interesse widmen. Eine Prüfung dafür ist nicht vorgeschrieben. Nur wer sich freiwillig meldet, wird auch auf seine Kenntnisse der deutschen Sprache geprüft. Im Jahre 1900 legten 647 britische Marineoffiziere ihre Berufsprüfung ab, darunter nur 3 in deutscher Sprache und im Jahre 1901 596 Offiziere, darunter 4 in deutscher Sprache. Dagegen wird von den Offizieren der deutschen Kriegsflotte der englischen Sprache große Aufmerksamkeit geschenkt und die meisten können sich darin mehr oder minder geläufig verständigen. Für die deutschen Marineoffiziere und ihr Streben ist das eifrige Studium der englischen Sprache ebenso bezeichnend wie für die britischen Marineoffiziere die ungenügende Kenntnis der deutschen Sprache.

Rußland. Unter den fremden Nationen, die an der wirtschaftlichen Aufschließung des alten wie des erweiterten Reiches mitwirken, stehen die Deutschen an der Spitze und sind hervorragend besonders im fernen Osten beteiligt. Nach einem Bericht der „Köln. Ztg." befinden sich die bedeutendsten Handelshäuser Sibiriens in deutschem Besitz. Überwiegend ist der deutsche Handelseinfluß in Wladiwostock. Bei der Russisch-Chinesischen Bank sind viele Deutsche beschäftigt. Der Generaldirektor dieser Bank, zugleich die Seele der mandschurischen Eisenbahn, ist deutscher Reichsangehöriger.

Nordamerika. Im März machte der Leiter der nächstjährigen Weltausstellung von St. Louis, David R. Francis, eine Rundreise in Europa, um bei den europäischen Regierungen eine möglichst ausgiebige Beteiligung an der Weltausstellung zu erwirken. Francis hatte auch eine Audienz bei Kaiser Wilhelm, dem er u. A. mitteilte, wie die nordamerikanischen Blätter zu melden wissen, es habe ihm der Herausgeber der „Westlichen Post" in St. Louis gedrahtet, daß es noch 7 Millionen Deutscher erster und zweiter Generation gibt, die Alle fest darauf rechnen, daß Deutschland, ihre unvergeßliche Urheimat, auf der Weltausstellung nicht hinter den anderen europäischen Großmächten zurückbleiben möchte.

Bei der Papstjubelfeier in San Franzisko ermahnte Bischof Montgomery, obwohl er der englisch sprechenden Bevölkerung angehört, die deutschen Glaubensgenossen, die deutsche Sprache zu pflegen: „Bewahret und pfleget sorgfältig den kostbaren Schatz eurer lieben und trauten Muttersprache! Seht ihr nicht, wie alljährlich Tausende von Amerikanern ihre Söhne und Töchter nach Deutschland schicken, um sie dort erziehen und die deutsche Sprache erlernen zu lassen? Und was andere unter großen Opfern an Zeit und Geld sich zu erwerben suchen, das wolltet ihr, die ihr es schon besitzt, verachten und zu Grunde gehen lassen?! Seid nicht so töricht! Englisch ist zwar die Landessprache und wird auch die Landessprache für immer bleiben. Das zu lernen sollt ihr nicht unterlassen, noch auch eure Kinder von der Erlernung dieser hier so notwendigen Sprache abhalten. Aber pflegt vor allem auch, zumal in der Familie, die schöne deutsche Sprache! Sprechet sie gerne, leset gerne deutsche Bücher und leset eure deutschen Zeitungen! O, wie sehr bedaure und beklage ich es, daß ich als euer Bischof nicht die deutsche Sprache sprechen kann. Wie wäre ich stolz darauf und wie würde ich mich freuen, wenn ich's könnte. Darum nochmals meine Mahnung: Liebet und pfleget die deutsche Sprache!"

Aus neuen Büchern.

Die neue Möglichkeit in Dingen des Geschmackes scheint mir nun eine für Deutschland allerdings ganz neue zu sein, die Möglichkeit nämlich eines nationalen guten Geschmackes. — Wie, ein guter Geschmack, der über das ganze Deutsche Reich verbreitet wäre? Unglaublich, unmöglich! Und dennoch kann auch diese neue Möglichkeit planmäßig, also auf deutsche Weise erreicht werden. — Es werden jetzt in Deutschland von hundert Gegenständen zehn in gutem Geschmacke hergestellt und neunzig in dem, was wir mit dem echten deutschen Worte „ordinärem Geschmacke" bezeichnen. Das Ordinäre ist der eigentliche Giftbazill, der uns schon seit dreißig Jahren nicht aufkommen läßt. Was ist das nun eigentlich, das Ordinäre? Wir wissen es alle: Es ist in erster Linie das streberische „Nach-etwas-aussehen-wollen" was es nicht ist, in zweiter Linie das Häufen von Pracht und Zierrat, Gold, Farbe ohne jeden Sinn und Verstand, nur um das Volk zu reizen und zu verführen. Wir sind uns alle klar darüber. — Eine einzige Stunde einer solchen neuen Unterrichtsart, die wir „Geschmacksunterricht" nennen möchten, könnte mehr wirken, als ein Monat des Nachzeichnens. Man stelle auf einen Tisch zehn Stück unserer entsetzlichen deutschen protzigen Majoliken, und daneben drei Stück des edlen Steingutes von Delaherche, lasse die Schüler den Unterschied zuerst selber vergleichend finden, und begründe dann, warum das eine ordinär, das andere vornehm ist. Man wiederhole diese Massage dreißigmal in einem Semester und man wird wenigstens einige Seelen gerettet haben. Sollte es außerdem noch zu erreichen sein, daß auch die jungen Fabrikanten, ehe sie die Leitung der Geschäfte übernehmen und atemlos produzieren, solche Geschmackskurse mitmachten, dann wäre allerdings der Gipfel der Wünsche erreicht. Es ist nicht wahr, daß guter Geschmack sich nicht beibringen ließe.

Aus: Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. Essays von Hermann Obrist. Verlag von Eugen Diederichs. Leipzig.

Bücherschau.

Von Shakespeare zu Zola. Zur Entwicklung des Kunststils in der deutschen Dichtung. Von **Eugen Wolff.** Berlin, Hermann Costenoble.

Ein verdienstlicher Beitrag des fleißigen Kieler Literaturprofessors zu unserer Befreiung von der Ausländerei: der Nachweis aus der deutschen Kunstentwicklung und Stilgeschichte, „daß wir Naturfülle und Leidenschaft nicht aus der Verzerrung der niedergehenden romanischen Völker aufzugreifen, höchstens an der stammverwandten englischen und holländischen Kunst emporzuranken brauchten, endlich aber das Recht haben, uns auf uns selbst zu besinnen". „Die Mündung solcher geschichtlichen Wahrnehmungen kann nicht zweifelhaft sein: nicht fremde Doktrin, sondern Heimatkunst! Aber eine Heimatkunst, welche die Errungenschaften des modernen Realismus nicht über Bord wirft." Der Weg des Verfassers geht von Shakespeare zu den Klassikern, von da, bei Kleist verweilend, flüchtig durch das 19. Jahrhundert; der einzige Ausländer, mit dem abgerechnet wird, ist Zola, den der Verfasser als romanischen Typ nimmt, und das ist denn doch zu wenig. Aber es kommt ihm darauf an, den „individuellen organischen Menschen" als Kern der spezifisch germanischen Dichtung zu erweisen, und Zola ist ihm der romanische Irreführer Katexochen, indem er das Milieu zur Hauptsache macht, den Menschen nebensächlich als Teil davon behandelt. Wie sich das individualistische Prinzip in der neuesten Literaturentwicklung unter Einfluß der Skandinavier überschlägt, bleibt ebenso aus dem Spiel, wie der russische Import, und die ersichtliche Gefahr, daß auch die Heimatkunst im Milieu stecken bleibt. Der größte Teil der Arbeit behandelt Shakespeare, den „Entdecker des individuellen organischen Menschen", und den Nachweis, daß die Entwicklung des deutschen Dramas auf seinem Einflusse beruht, Ausführungen, die man mit Interesse verfolgt; in der Hauptsache überzeugen sie. Besonders wertvoll dünkt mich das Kapitel „Shakespeare an der Arbeit", das einmal im Zusammenhang ein Bild gibt, wie Shakespeare zu seinen Quellen steht. Ich will dem Verfasser neben seine Charakteristik Bacons, mit der er operiert, als eines „peinlich in der Studierstube schaffenden Gelehrten", hier die sehr merkwürdige stellen, die Taine von Bacon entwirft, so wie ich sie bei Zeitler gerade finde (Taten und Worte, S. 62): „einer der besten dichterischen Prosaisten, die es sich angelegen sein ließen, ihre Ideen in ein möglichst schönes Äußere zu kleiden. Er hat konkrete kolorierte Gedanken nach Art der Künstler und Dichter und spricht nach Art der Propheten und Seher. Dieser wissenschaftliche Autor produzierte Werke, die ausdrucksvolle, an Inspiration erinnernde Verdichtungen darstellen. Er machte es wie ein schöpferischer Geist, er ging nicht argumentativ, sondern intuitiv vor. Er behandelte jede Wissenschaft als Kunst, er verlangte, daß sie eine Kunst hervorbringe, d. h. nützliche, praktische Resultate erzielte." Auch in den späteren Partien bieten die Analysen der dichterischen Schöpfungen reichlich Anlaß zu Einwürfen. Namentlich was den Faust betrifft. Sehr beachtenswert finde ich wieder das Kapitel „Goethe bei der Arbeit", wo die Werther- und die Wahlverwandtschaftenquelle untersucht werden (letztere Creuzer und die Günderode); und sehr gut das Kapitel über Kleist, während Zola mir doch recht einseitig gewürdigt scheint. Nana ist wahrhaftig keine bloße Milieuschilderung. Aber darin hat der Verfasser ohne Zweifel Recht, daß der Mißbrauch, der gerade mit den Schwächen Zolas getrieben worden ist zum Zweck, bei uns zu reformieren, uns den dramatischen Stil für eine gute Weile verdorben hat, und daß wir gut tun, in Anzengruberschе Bahnen einzulenken.

Victor Blüthgen.

Bismarcks Briefe an seine Gattin im Kriege 1870/71. Mit einem Titelbild und einem Brieffacsimile. Stuttgart und Berlin. Cotta 1903. 102 S.

In der mit einem so unvergleichlichen Anteil des deutschen Volkes vor drei Jahren aufgenommenen Sammlung der Briefe Bismarcks an seine Braut und Gattin

war für den Feldzug des Jahres 1870/71 eine Lücke zu bemerken, die jetzt erst ein glücklicher Zufall auszufüllen ermöglicht. Es ist als wenn in einem vielbewunderten Kleinod nachträglich noch ein leuchtender Edelstein in die für ihn bestimmte Fassung eingefügt würde; nun erst erweckt das Ganze dem Beschauer die höchste Befriedigung.

Es sind, außer 10 gleichfalls nachträglich aufgefundenen Briefen aus den Jahren 1867—73, im ganzen 79 Feldzugsbriefe bezw. Telegramme, von denen nur vereinzelte bisher bekannt waren; in den letzten Wochen sind sie größtenteils in der „Gartenlaube" veröffentlicht worden und gelangen jetzt auch in Buchform in die Hände des deutschen Publikums. Die Briefe verteilen sich ziemlich ungleich auf die Feldzugsmonate; aus dem August haben wir 26, aus Oktober und November, als „die Tintenwelle der Geschäfte" Bismarck eingeholt hatte, nur 6 bezw. 5, und dementsprechend vertieft sich auch allmählich der Ton, auf den diese Briefe gestimmt sind. Anfangs klingen die hellen Fanfaren des „Vorwärts in Feindesland" aus seinen Zeilen wieder. Von den nächsten, einfachen Gefühlen sind sie erfüllt: von der Sorge um die Söhne, „seine beiden blauen Jungens," und vor allem von Bewunderung für die unwiderstehliche Tapferkeit der Truppen (schon über Saarbrücken heißt es: „Leonidas ist ein Lump gegen unsere Füseliere!") Alles aber ist von dem goldigsten Humor durchzogen, alles im ursprünglichsten Sprechton gehalten, so daß oft wenige Worte eine ganze Situation packend schildern, alles Kraft und Natur sprudelnd, auch wenn das königliche Recht der natürlichsten Derbheit mit Shakespearescher Kunst geübt wird, da, wo Essen und Trinken dieses mit gesunder Genußkraft begabten Menschen zu ihrem Rechte kommen, ebenso gut, wie wenn die Tragik des Lebens gestreift wird. Noch die Errichtung der Republik entlockt Bismarck den Ausruf: „Mir Wurscht!" Im Laufe des September schlägt diese Stimmung um. Die politischen Sorgen melden sich an, diplomatische Korrespondenzen, Vermittlungsversuche, Friedensverhandlungen, die Schöpfung des Reiches: Bismarcks eigene große Arbeitsleistung im Feldzuge. Früh tauchen auch die jüngst häufig besprochenen Reibungen mit der militärischen Führung auf und machen den Briefschreiber manchmal bis zur Ungerechtigkeit verbittert. Er fühlt sich einsam und sehnt sich nach Hause; schon wenn er am 8. Oktober mit wundervoller Lebendigkeit schreibt: „Ich entfloh heute der Plage, um in der weichen, stillen Herbstluft durch Louis XIV. lange, gerade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei, Röschen eine Stunde zu galloppieren, und nichts Menschliches, als Josephs klappernden Trainsäbel hinter mir zu hören und dem Heimweh nachzuhängen, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, mit Kindererinnerungen an geschorene Hecken, die nicht mehr sind. — Wenige Striche, von Künstlerhand gezeichnet, ein Bild, das man sieht, das nicht mehr gemalt zu werden braucht. Das war der Mann, der schon in Pont-à-Mousson die Wahrnehmung machen mußte: „Die Leute müssen mich hier für einen Bluthund halten, die alten Weiber, wenn sie meinen Namen hören, fallen auf die Kniee und bitten mich um ihr Leben. Attila war ein Lamm gegen mich!"

Was ihn immer mehr beunruhigte und zu Beschuldigungen hinriß, war die Frage des Bombardements von Paris; ohne Zweifel spiegelt sich in seiner Auffassung — und auch in anderen militärischen Urteilen von auffallender Schärfe — die Resignation und Verbitterung seines Freundes Roon. Die Sorge um die europäische Situation treibt ihn immer wieder vorwärts, er fühlt, „wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt . . . . . kurz mich friert, geistig, und ich sehne mich, bei dir zu sein und mit dir in Einsamkeit auf dem Lande." Und wenn er auch immer der zärtliche Gatte und der sorgliche Vater zwischendurch bleibt, erst der Beginn der Beschießung am 5. Januar macht ihn wieder gesund, und am 9. Januar schon heißt es: „Las mir gestern im Bett Psalm 27 und schlief mit Vers 14 getrost ein." — Über die schweren Vorgänge vor der

„schweren Kaisergeburt" redet eine Lücke im Briefwechsel, vom 11.—21. Januar, eine deutliche Sprache. Und während der letzten Friedensverhandlungen, als das Wiedersehen mit den Seinen immer näher rückt, werden die Briefe immer kürzer und kürzer.

Es sind doch wieder die schönsten Feldzugsbriefe, die unser Volk aus dem Kriegsjahre besitzt, alles andere an individuellem Reichtum überragend. H. Oncken.

Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder. Von **Otto Ernst.** Buchschmuck von Max Dasio. Leipzig, L. Staackmann.

Der viel umstrittene Hamburger Dramatiker — und Lyriker — kommt in einem hübsch ausgestatteten Bändchen als humoristischer Plauderer und hat da ein ganz liebenswürdiges, launiges Buch geschaffen. Eine behaglich idyllische Stimmung liegt drüber, und man verfolgt eine sichere, vornehm formende Poetenhand, die abseits wuchtiger Probleme und Tendenzen gutlaunig-breit mit Hausweisheit und Kindern spielt. Das erste Stück darin, „Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben", entwickelt die Idee einer Verbrüderung mit dem Motto: Mensch, ärgere dich nicht. Vor allem nicht über Kleinigkeiten, über die „Tücke des Objekts". Es lohnt nicht. Und ereifere, erhitze, überrenne dich nicht. Richtige, besonnene Bewertung aller Dinge und ihrem Wert entsprechende Stellungnahme zu ihnen ist das beste Mittel, um der Nervosität des modernen Lebens gegenüber zu gesunder Lebensführung zu kommen. Ein zweiter Aufsatz tritt auf der Basis von Jugenderinnerungen warm für Schiller und Schillerschen Idealismus ein. Dann aber kommen drei Kapitel Kinderstudien: „Der Pudding", „Ein Tag aus dem Leben Appelschnuts" und „Appelschnut und die Philosophie", gegen die auch der verknöffenste Gegner Otto Ernsts nichts einzuwenden haben wird. Vor allem das mittelste gehört zu dem drolligsten und anmutigsten, und zugleich echtesten, was je aus dem Kinderleben in die Literatur übergegangen ist; um seinetwillen lohnt es unter allen Umständen, das Buch zu erstehen. Diese entzückende kleine Naivität, genannt Appelschnut, wird historisch werden. Victor Blüthgen.

H. Muthesius. Stilarchitektur und Baukunst. K. Schimmelpfeng, Mülheim a. d. Ruhr.

Unter dem Vielzuvielen, was heut über Kunst geschrieben wird, verdient Alles, was H. Muthesius schreibt, aufmerksame Teilnahme, denn es ist erlebt und empfunden. Muthesius ist selbst Architekt, hat viel von der Welt gesehen und verfolgt seit Jahren in London den gewaltigen Aufschwung des Kunstgewerbes und der Baukunst besonders des Wohnhausbaues in England, um durch Vergleiche mit deutschen Verhältnissen möglichst großen und dauernden Gewinn für uns daraus zu ziehen.

Die örtliche Entfernung von der Heimat erleichtert ihm in mancher Beziehung die unbefangene Beurteilung unserer Zustände.

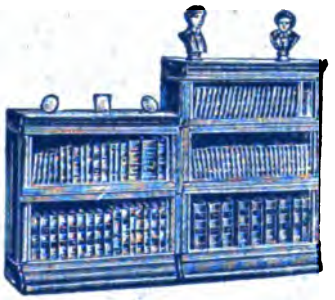
Daß sein Urteil mit unserer heutigen Baukunst und unserer Kunst überhaupt nicht glimpflich verfährt, wird Niemanden überraschen. Aber Muthesius besitzt für unsere Kulturentwicklung starke Hoffnungen und sucht sie aus mannigfachen Erscheinungen zu begründen.

In treffender Weise bespricht er mit seinem reifen Urteil die Wandlungen der Architektur im 19. Jahrhundert und ihren heutigen Standpunkt. Wer über die inneren Beziehungen der Kunst zur Baukunst, im besonderen zum Wohnhausbau und zum Kunstgewerbe nachgedacht hat, wird der frisch geschriebenen Schrift viele Anregungen entnehmen. Otto March.

Zu unserem Bedauern ist in der letzten Bücherbesprechung über das Glagausche Werk „Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle" ein bereits korrigierter Druckfehler doch stehen geblieben, was wir freundlichst zu entschuldigen bitten. Der Name des bekannten Autors lautet **Glagau,** nicht Glogau. D. H.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Amerikanische Schreibtische.

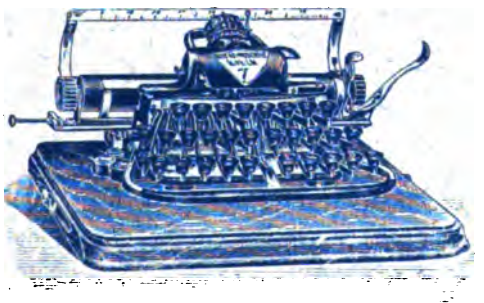


Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Größte Auswahl in **Rolljalousie-, Steh- und Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Notenschränken etc.**

Neuer illustrierter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer



(D. R.-P. No. 58296, 59697, 64836, 70716, 81061)

vereinigt bei einfachster u. garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Überall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Größte Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

* Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung *

Theodor Weicher, Leipzig.

PARIS.

Preis, elegant gebunden mit Goldschnitt M. 5.—.
Eleg. geheftet M. 4.—.

STUDIEN UND EINDRÜCKE

VON DR. WALTHER GENSEL.

BUCHSCHMUCK VON ALFRED SOHN-RETHEL.

17 Bogen stark mit 15 ganz trefflichen, echt künstlerischen Vollbildern und 70 Textillustrationen.

AUS KRITIKEN.

„Gensel berichtet in geistreicher, klarer Sprache über „Paris", jener Welt, welcher Jahr für Jahr große Scharen ihren Besuch abstatten." ***Deutsche Rundschau.***

„Das Buch verdient auch von solchen gelesen zu werden, die Paris gut kennen. Die dem schönen Buch beigegebenen Vollbilder und kleinen Skizzen erheben sich über den gewöhnlichen Bilderschmuck und gehören entschieden in das Gebiet der echten Kunst." ***Hamburger Fremdenblatt.***

„Alles ist fein beobachtet und treffend skizziert." ***Berliner Fremdenblatt.***

„Man kann nur wünschen, daß Gensel's Werk einen bleibenden Platz in der Bibliothek jedes Gebildeten angewiesen erhält." ***Breslauer Fremden- und Intelligenzblatt.***

„Ein reizendes, ganz originelles Buch." ***Allgemeine Sportzeitung.***

„Der Verfasser kennt Paris sehr genau und seine Schilderungen sind voll lebendigen Reizes." ***Kölnische Zeitung.***

In überaus fesselnder Weise schildert der Verfasser das Leben der Großstadt." ***Das Hochland.***

„Eine ansprechende feuilletonistische Arbeit, gefällig geschrieben, in angeregt leichtem Plauderton, der ganz zu dem Thema und zu den Absichten des Verfassers stimmt." ***Deutsche Literaturzeitung.***

Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUN 11 1903
CAMBRIDGE, MASS.

HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1902/3. Juniheft.

Inhalt des Juniheftes:

	Seite
A. v. Roon: Leitspruch	321
Ida Boy-Ed: Die Pistole	321
Richard Graf Du Moulin-Eckart-München: Roon	331
Ernst von Halle-Berlin: Kultur und Technik	362
Arthur Schurig: Aus v. Stendhal-Henry Bayle: Über die Liebe	379
Hans von Wolzogen-Bayreuth: Das Werk von Bayreuth. Zu Richard Wagners 90. Geburtstage am 22. Mai 1903. — II.	380
Prof. D. Ernst Troeltsch-Heidelberg: Die theologische Lage der Gegenwart	385
Richard Assmann-Berlin: Über atmosphärische Störungen	399
Gottfried Schwab: Blühende Wildnis	403
Kontre-Admiral a. D. Kühne-Lübeck: Die erste preußische Expedition nach Ostasien und ihre Bedeutung für Deutschlands jetzige Weltstellung	404
Cato: Wiener Brief	416
Bewirken unsere deutschen Trinksitten eine Entartung, die für die Zukunft des Volkes bedenklich ist? V.—IX. Eine Umfrage bei hervorragenden Ärzten, Psychologen, Hygienikern u. s. f. V. Prof. Dr. Max Gruber-München. VI. Prof. Dr. Karl Binz-Bonn. VII. Prof. Dr. Ferdinand Hueppe-Prag. VIII. Prof. Dr. Theobald Ziegler-Straßburg. IX. Dr. Wilhelm Bode-Weimar	422
Prof. Dr. Julius Janitsch-Breslau: Die Photographie im Dienst der bildenden Kunst in Deutschland. Mit besonderer Berücksichtigung der Reichsdruckerei in Berlin	433
Richard Wagner: Aus ges. Schriften und Dichtungen	438
Theodor Schiemann: Über auswärtige Politik	439
Adolf Bartels: Aus „Kritiker und Kritikaster“	445
Wilhelm von Massow: Über innere Politik	446
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	453
Rudolf Krauss: Rosen im See	461
Paul Dehn: Das Deutschtum im Auslande	462
Carl Busse: Über neuere Literatur	467
Fritz Lienhard: Berichte über das Theater	475
Bücherbesprechungen: H. Rohne, Oskar Weißenfels, Wilhelm Bode u. a.	478

Die „Deutsche Monatsschrift“ erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang.

Abonnementspreis

vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25)

Einzelne Hefte M. 2.—.

Die „Deutsche Monatsschrift“ ist zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Aus dem sicheren Alten-Winkel wie im Parlamente die weisesten und tapfersten Ratschläge geben — ist leicht; schwerer, wenn es gelang, rüstig und nützlich zu leben und zu wirken; aber am schwierigsten: selig und freudig, weil gläubig, zu sterben!

Aus den „Losen Blättern" des Nachlasses von A. v. Roon.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUN 11 1903
CAMBRIDGE, MASS.

Die Pistole.

Von

Ida Boy-Ed.

Die Gaslampe mit der weißen, ballonförmigen Milchglaskuppel war anzusehen wie ein strahlenloser Mond in einer blassen Nebelnacht. Nur daß dazu keine herbe Frische die Luft erfüllte, sondern der Dunst von Tabak, Grog, Bier und Menschen, die in Kleidern und Stiefeln den Geruch ihres Berufes mit hereingebracht hatten.

Hinter dem Schenktisch an der rechten Wand vom Eingang aus, war der Spiegel bläulich überlaufen. Quer vor ihm hin zogen sich die Borde mit den Flaschen. Die auf dem obersten standen da nur als Dekoration, ihre Leere versteckte sich hinter dem dunklen Glas und den großsprecherischen Etiketts. Unten, der Wirtin zur Hand, reihten sich auf zwei Borden klobig, viereckige, weiße Flaschen aneinander, bei denen der dünne, kurze Hals mit dem Glaspropfen aussah, wie ein kleines Köpfchen auf dem Körper eines großen Dickbäuchigen. Ihr Inhalt war verschieden von Farbe und Maß.

Vor diesem mattglänzenden Hintergrund, die Tonbank vor sich, saß die grauhaarige Wirtin und strickte in völliger Gleichgültigkeit. Ab und an nahm sie mit raschen raffenden Bewegungen Geld aus der Hand des Kellnerburschen, überzählte es mit einem Blick, steckte es in den Mund der Kassenöffnung, die ihre beiden blanken Messinglippen im braunen Mahagoni der Tonbank in ewiger Gier geöffnet hielt, und strickte dann weiter. Dem Kellnerburschen hing ein rotumrandetes Stück Weißzeug aus der Hosentasche, in welche es mit einem Zipfel hineingestopft war, es schien mehr Handtuch als Serviette und zeigte feuchtschmuddelige Flecke. Der Junge, wenn er nicht gerade Gäste bedienen mußte, lehnte gegen die Tonbank und horchte mit wachsamen Ohren,

dumm und erstaunt auf alles, was am Stammtisch gesprochen wurde und ihm nicht immer verständlich war.

Der Stammtisch stand der Kredenz grade gegenüber an der Wand, rund und wichtig vor dem Roßhaarsofa, unter der weißen runden Lampe, die von der Decke hing und strahlenlos dem Mond im Nebeldunst glich.

Ellenbogen an Ellenbogen saßen ein halbes Dutzend Männer. Zwei nahmen die Plätze auf dem Sopha ein.

Das Gespräch war keineswegs lebhaft. Eine stumpfe Müdigkeit umnebelte die Köpfe. Die Wärme und schlechte Luft des Raumes, die Ermattung der Muskeln nach der Tagesarbeit hinderte jede Munterkeit in der Unterhaltung. Aber die Männer genossen das träge Behagen. Einige wären wohl gern schon nach Hause gegangen, konnten vor Faulheit aber nicht dazu kommen. Ja, wenn man so mit Eins sich durch einen Gedanken von hier hätte weg versetzen können in die Federkissen des Bettes .....

Sechs von den Anwesenden kannten es auch nicht anders, als daß hauptsächlich der Siebente und Achte sie unterhielten. Das waren Jürgensen, der Wirt und Herr J. G. C. Augustin. Jürgensen, der immer eine unbefangene Fröhlichkeit an den Tag legte, was er für seine Berufspflicht hielt, wußte viele Döntjes, die er gemütlich erzählte, während er mit scharf lauerndem Auge aufpaßte, ob auch genug getrunken wurde.

J. G. C. Augustin, Agent, wie auf seiner Karte stand, besaß keinen Humor und wußte auch keine Döntjes. Aber immer ein bißchen Klatsch aus den Kreisen, denen er früher angehört hatte. Und es mochte gesprochen werden über wen auch immer von den Honorationen der kleinen Stadt: J. G. C. Augustin hatte ein wissendes, vielsagendes Lächeln, welches den Stammtischgästen zur Genugtuung ward, denn es bestätigte ihnen, daß es „da oben" auch nicht immer so fein zugehe, wie es aussähe. Und J. G. C. Augustin mußte es ja wissen, das waren alles seine Freunde gewesen, zum Teil waren es seine Verwandten. Daß der Mann allabendlich ihre Gesellschaft jeder anderen vorzog, war ihnen überhaupt sehr schmeichelhaft. Er hätte andere haben können, die allererste der Stadt, nach wie vor, er sagte es selbst. Denn noch Gottlob wurde der Mensch nicht nach dem Geldbeutel allein taxiert, sondern nach Bildung und Familie. Aber er dankte dafür, er hatte genug von ihnen. Er, J. G. C. Augustin, er zog brave, zuverlässige Männer als Gesellschaft vor. Jene Anderen, die hatte er kennen gelernt als er Beistand von

ihnen forderte. Wie hieß doch noch gleich das Sprichwort von den Freunden? Nun, er brauchte keine .... man hatte zu leben .... trotz allem. Und es ging aufwärts .....

Heute Abend war von diesen alten Geschichten noch nicht die Rede gewesen. Der Wirt beklagte sich, natürlich in spaßhafter Form, denn ernste Klagen will keiner vom Wirt hören, daß das Geschäft schlecht gehe.

„Im Januar hat kein Mensch Geld“, sagte Schustermeister Pragst, der den Daumen der Linken zwischen zwei Knöpfe seiner karierten Weste gehakt hielt und immer eine wissende, autoritative Miene zeigte, die von einem graugesprenkelten Kranzbart eingerahmt war. Von Ohr zu Ohr zog sich ihm der Bart dicht unter der Unterlippe vorbei.

„Die Rechnungen wollen bezahlt sein“, bemerkte der weißblonde Gerbermeister Roß und nickte vor sich hin mit einem richtenden Gedanken über diejenigen, die anschreiben lassen. Brust und Bauch schwollen bei ihm dem Tisch breitmächtig entgegen. Er sah, wie fast alle dicken Leute tun, wohlhabend aus und hatte auch ein Gefühl davon, daß er doch ein Bombenkerl sei.

„Man bloß: sie wer'n nich bezahlt“, seufzte Herr Möller. Er hatte eine kleine Krämerei. Mager und dürftig war seine Gestalt und es schien ihr an rechtem Schwerpunkt zu fehlen. Vom ewigen eiligen Bedienen der Kundschaft hatte er etwas Fliegendes, er sah immer aus, als stehe er nicht vollgewichtig auf dem Erdboden, als könne man ihn umpusten. Und sein vertragenes Röckchen schien ihm obenein noch zu kurz.

„Wir haben, denk' ich, unsere bezahlt?“ fragte J. G. C. Augustin mit viel gemachter Nebensächlichkeit.

Herr Möller erhob abwehrend die Rechte. Er wollte jeden Gedanken fortweisen der etwa annehmen könne, er habe in seine Klage auch Frau Augustin hinein bezogen.

„Was Ihre werte Frau Gemahlin is . . . immer kontant!“ sagte er voll Respekt.

J. G. C. Augustin lächelte überlegen.

„Sie kömmt ja woll gut im Gange mit ihr Geschäft?“ fragte Roß.

Ihm selbst unbewußt war eine gönnerhafte Note in seinem Ton. Er verriet ahnungslos das angenehme Zuschauerinteresse des Warmsitzenden am Wegeskampf eines Hinausgestoßenen.

Der Ton reizte und verletzte Herrn J. G. C. Augustin ungemein. Über seine hohe schmale Stirn, vor deren blanker Wölbung das Haar schon sehr zurückgewichen war, flackerte ein scheckiges Rot, das auch über sein Gesicht hinzog. In seinen hellblauen Augen glomm ein stechender Funke auf.

dumm und erstaunt auf alles, was am Sta… bei dürftige blonde und ihm nicht immer verständlich war. kräftig und gerade,

Der Stammtisch stand der Kredenz … eine rosig durchsichtige rund und wichtig vor dem Roßhaa… …nsicherem Hochmut und Lampe, die von der Decke hing un… …s Gesicht. Und der Mund dunst glich. …ihr inneres Leben gut ver-

Ellenbogen an Ellenbogen … …auf der Wacht und spähte nahmen die Plätze auf dem … …ppiert kamen, die mit gefüllter

Das Gespräch war … …hsten Stellen anrennen wollten. umnebelte die Köpfe. … …offenheit ließ er sich aber zehnmal Ermattung der Mus… …spüre er etwas. in der Unterhaltu… …ge Frage nach dem „Geschäft“ seiner Frau Einige wären w… …d der Stoß, der seine Haltung ins Wanken brachte. heit aber nich… „Geschäft“ lieber Freund?“ fragte er aus ungeheurem einen Gebo… …schaftlichen Abstand herab. des Bett… Stoß bekam einen roten Kopf. Diesen „lieben Freund“ in dem hau… …schen Ton nahm er schwer übel.

„Na nu?!“ sagte der Schustermeister Pragst verdutzt. Alle Welt wußte doch, daß Frau Augustin nach der Katastrophe voll Entschlossenheit angefangen hatte, für sich und die ihren einen Lebensunterhalt zu suchen, indem sie, ohne sich einen Laden einzurichten, mit Leinen handelte und Weißzeug anfertigte.

„Ich mein' doch“, sprach Roß förmlich keuchend, denn jeder Ärger machte ihn kurzluftig, „ich mein' doch, sie näht Wäsche. Ich mein' doch, meine Frau hat für unser' Liese die Aussteuer da bestellt. Ich mein' doch, das ist keine Schande, wenn eine fleißig ist.“

„Ach so — das!“ warf J. G. C. Augustin hin, als habe er an diese geringfügige Kleinigkeit gar nicht gedacht gehabt, „allerdings beschäftigt sich meine Frau ein wenig in dieser Richtung . . . um ihre Mußestunden auszufüllen . . . Da wir kein Haus mehr machen, weiß sie nicht recht wohin mit all der Zeit. Ich bin sehr dagegen gewesen. Man hat mir die Erlaubnis förmlich abgezwungen. Ich ehre die Arbeit . . . gewiß, jede. Nur Zug und Klugheit muß drin sein. Ich bitte Sie, meine Herren, was wird mit so ein bißchen Detailarbeit verdient? Wenn schon, denn schon. Meine Frau sollte es fabrikmäßig treiben . . . von ihren Verwandten und Freunden Kapital entlehnen . . . ein großes Lager einrichten, zwei bis drei erste Zuschneider aus Berlin kommen lassen . . . mich an die Spitze stellen . . . ich als gewiegter Kaufmann würde was aus der Sache zu machen wissen.“

noch immer beleidigt, besonders auch weil er und seine Frau
täter fühlten, da sie der Frau Augustin die Aussteuer ihrer
gegeben, wofür sie auf Dank rechneten, sagte giftig vor

n eigenen Karren hab'n Sie doch bloß in'n Dreck

ng grau im Gesicht. Seine Stimme war unsicher
m Versuch Haltung zu bewahren, antwortete:
Vaterstadt einen Menschen geben könne, der
diges Urteil fällt, habe ich einfach für un-
rind weiß, daß mein Haus der Ungunst der
mann weiß, was der Name J. G. C. Augustin in
.. Kreisen bedeutet. Noch gestern sagte mein alter Freund,
..ul Wehmeyer zu mir: So'n Kopf wie Sie sollten wir im Auf-
..gsrat der Holzfaserfabrik haben, dann . . .“

„Warum nimmt er Sie denn da nich 'rein?“ fragte Roß plump dazwischen.

„Sei doch nicht so!“ mahnte Möller friedlich.

„Kabale mein Lieber, Kabale. Das geht über Ihren Horizont. Das verstehen Sie nicht“, sagte Augustin hochtrabend.

„Das verstehe ich, daß ich mich nich hochnäsig von Leute behandeln lassen will, die ich was zu verdienen geb'“, schrie der Gerbermeister.

„Ich werd' meiner Frau verbieten, für Ihre Tochter zu arbeiten.“

„Aber meine Herren“, rief der Wirt dazwischen, „das gibts ja gar nicht, daß wir uns hier streiten.“

„Nee, nee, Streit is ungemütlich“, sagte der Fuhrwerksbesitzer Söhren. Er verhielt sich fast immer schweigend, besonders weil ihm J. G. C. Augustin noch immer imponierte. Viel Geld hatte er früher durch die Augustins verdient, das vergaß er nicht. Mit seinen hellen, wachsamen Kutscheraugen hatte er nun verfolgt, wie das Gespräch sich verfuhr. Es sollte wieder auf den Weg der Gemütlichkeit kommen. Er lachte ein bißchen ängstlich und künstlich auf. Dann strahlte sein rotes, von Regen und Sonne aufgedunsenes Gesicht mit dem weißblonden Schnurrbart. Er hatte einen glücklichen Einfall.

„Jürgensen: eine Runde Grog. Für Sie auch einen mit. Ich zahl. Versöhnungsgrog.“

Da durchzuckte es Augustin: er begriff, welch lohnendes Geschäft er seiner Frau zerstört hatte. Dumm . . . Aber schließlich: es ließ sich gut machen. Wen hatte man denn vor sich?! . . .

Sein Gesicht, schmal wie seine Stirn, zeigte zwei dürftige blonde Bartstreifen vor den Ohrmuscheln. Die Nase war kräftig und gerade, aber so fleischlos, daß sie, im Profil gesehen, eine rosig durchsichtige Kontur zu haben schien. Ein Ausdruck von unsicherem Hochmut und Übellaunigkeit stand meist auf diesem unfrischen Gesicht. Und der Mund war oft fest geschlossen, wie bei Leuten, die ihr inneres Leben gut versteckt halten wollen. Dabei war er immer auf der Wacht und spähte aus, ob da nicht Beleidigungen herangaloppiert kamen, die mit gefällter Lanze ihn gerade an seinen empfindlichsten Stellen anrennen wollten. Halb aus Vorsicht, halb aus Unentschlossenheit ließ er sich aber zehnmal anrennen, ehe er einmal tat, als spüre er etwas.

Die gnädige, beifällige Frage nach dem „Geschäft" seiner Frau wurde nun heute Abend der Stoß, der seine Haltung ins Wanken brachte.

„Wieso „Geschäft" lieber Freund?" fragte er aus ungeheurem gesellschaftlichen Abstand herab.

Roß bekam einen roten Kopf. Diesen „lieben Freund" in dem eisigen Ton nahm er schwer übel.

„Na nu?!" sagte der Schustermeister Pragst verdutzt. Alle Welt wußte doch, daß Frau Augustin nach der Katastrophe voll Entschlossenheit angefangen hatte, für sich und die ihren einen Lebensunterhalt zu suchen, indem sie, ohne sich einen Laden einzurichten, mit Leinen handelte und Weißzeug anfertigte.

„Ich mein' doch", sprach Roß förmlich keuchend, denn jeder Ärger machte ihn kurzluftig, „ich mein' doch, sie näht Wäsche. Ich mein' doch, meine Frau hat für unser' Liese die Aussteuer da bestellt. Ich mein' doch, das ist keine Schande, wenn eine fleißig ist."

„Ach so — das!" warf J. G. C. Augustin hin, als habe er an diese geringfügige Kleinigkeit gar nicht gedacht gehabt, „allerdings beschäftigt sich meine Frau ein wenig in dieser Richtung . . . um ihre Mußestunden auszufüllen . . . Da wir kein Haus mehr machen, weiß sie nicht recht wohin mit all der Zeit. Ich bin sehr dagegen gewesen. Man hat mir die Erlaubnis förmlich abgezwungen. Ich ehre die Arbeit . . . gewiß, jede. Nur Zug und Klugheit muß drin sein. Ich bitte Sie, meine Herren, was wird mit so ein bißchen Detailarbeit verdient? Wenn schon, denn schon. Meine Frau sollte es fabrikmäßig treiben . . . von ihren Verwandten und Freunden Kapital entlehnen . . . ein großes Lager einrichten, zwei bis drei erste Zuschneider aus Berlin kommen lassen . . . mich an die Spitze stellen . . . ich als gewiegter Kaufmann würde was aus der Sache zu machen wissen."

Roß, noch immer beleidigt, besonders auch weil er und seine Frau sich als Wohltäter fühlten, da sie der Frau Augustin die Aussteuer ihrer Liese in Auftrag gegeben, wofür sie auf Dank rechneten, sagte giftig vor sich hin:

„Na — Ihren eigenen Karren hab'n Sie doch bloß in'n Dreck gefahren.“

Augustin wurde ganz grau im Gesicht. Seine Stimme war unsicher vor Zorn, als er, mit einem Versuch Haltung zu bewahren, antwortete:

„Daß es in meiner Vaterstadt einen Menschen geben könne, der ein so liebloses und unverständiges Urteil fällt, habe ich einfach für undenkbar gehalten. Jedes Kind weiß, daß mein Haus der Ungunst der Zeiten erlag. Jedermann weiß, was der Name J. G. C. Augustin in kaufmännischen Kreisen bedeutet. Noch gestern sagte mein alter Freund, der Konsul Wehmeyer zu mir: So'n Kopf wie Sie sollten wir im Aufsichtsrat der Holzfaserfabrik haben, dann . . .“

„Warum nimmt er Sie denn da nich 'rein?“ fragte Roß plump dazwischen.

„Sei doch nicht so!“ mahnte Möller friedlich.

„Kabale mein Lieber, Kabale. Das geht über Ihren Horizont. Das verstehen Sie nicht“, sagte Augustin hochtrabend.

„Das verstehe ich, daß ich mich nich hochnäsig von Leute behandeln lassen will, die ich was zu verdienen geb'“, schrie der Gerbermeister.

„Ich werd' meiner Frau verbieten, für Ihre Tochter zu arbeiten.“

„Aber meine Herren“, rief der Wirt dazwischen, „das gibts ja gar nicht, daß wir uns hier streiten.“

„Nee, nee, Streit is ungemütlich“, sagte der Fuhrwerksbesitzer Söhren. Er verhielt sich fast immer schweigend, besonders weil ihm J. G. C. Augustin noch immer imponierte. Viel Geld hatte er früher durch die Augustins verdient, das vergaß er nicht. Mit seinen hellen, wachsamen Kutscheraugen hatte er nun verfolgt, wie das Gespräch sich verfuhr. Es sollte wieder auf den Weg der Gemütlichkeit kommen. Er lachte ein bißchen ängstlich und künstlich auf. Dann strahlte sein rotes, von Regen und Sonne aufgedunsenes Gesicht mit dem weißblonden Schnurrbart. Er hatte einen glücklichen Einfall.

„Jürgensen: eine Runde Grog. Für Sie auch einen mit. Ich zahl. Versöhnungsgrog.“

Da durchzuckte es Augustin: er begriff, welch lohnendes Geschäft er seiner Frau zerstört hatte. Dumm . . . Aber schließlich: es ließ sich gut machen. Wen hatte man denn vor sich?! . . .

„Nich in die la main“, sagte er plötzlich wohlgelaunt, „den Grog zahle ich! Geben Sie mir die Ehre, meine Herren, wie Söhren richtig sagt: zum Versöhnungsgrog. Is es denn die Möglichkeit?! Sie und ich Roß? Und beinah einander an'n Kragen? Nee, das gibts ja gar nicht. Also angenommen meine Herren. Und jeder nach seinem Gusto: Roß nimmt ihn von Arrak; Pragst und Söhren und ich sind für Kognak. Also Emil, sperr die Ohren auf, mein Sohn: ein Arrakgrog, drei von Kognak, vier von Rum. Hinsichtlich der Schwächlichkeit von Wasser aber alle achte egal.“

Die Runde lachte. Der Friede war hergestellt. Roß empfand es angenehm, daß J. G. C. Augustin seinen Geschmack kannte und berücksichtigte. Er wollte sich auch versöhnlich und spendabel zeigen und bestellte auch seinerseits achtmal Grog. Da nun aber das Grogausgeben von Söhren eigentlich angeregt worden war, ließ dieser es nicht auf sich sitzen und er war es, der die dritte Runde bezahlte.

Ein unglaubliches Behagen bemächtigte sich Aller.

Möller, der Tenor im Gesangverein Konkordia sang, fing in hohen Tönen an zu markieren: „Der Reiter muß zum blut'gen Kampf hinaus.“

Roß konnte gar nicht mehr begreifen, wie zwei so furchtbar nette Kerls wie er und J. G. C. Augustin sich hatten in den Haaren liegen können. Die vorherige Gereiztheit schlug in weichmütige Zärtlichkeit um. Ein Skandal war es, einfach ein Skandal, wenn einer kommen wollte und J. G. C. Augustin es noch einmal aufs Butterbrod schmieren, daß er Pleite gemacht. Dem Anständigsten kann das passieren. Und fünfundsiebenzig Prozent hatten die Gläubiger gekriegt? Ja, so'n nobler Bankerott kam nicht oft vor. Da konnte er stolz drauf sein — nee, wirklich — stolz! Denn so was wollte durchgemacht sein — leicht war das nicht — das ging an Herz und Nieren — das konnte man sich vorstellen ....

Augustin war auch gerührt. Viel hatte er gelitten. Ein einfacher Mensch war er immer gewesen und geblieben. Auf die Herzen sah er bei seinen Freunden, nicht auf Titel und Geld.

Und sie umarmten sich mit Tränen. Die Seelen waren mitteilsam geworden. Die Augustins schwoll von dem Bedürfnis, noch mehr Mitleid und Bewunderung zu erfahren.

Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und mit seinen schmalen, langfingerigen Händen eindrucksvolle Gesten zu seinen Reden machend, erzählte er — wie er schon manches mal in solcher Stimmung getan — was sich alles in den Tagen begeben, als er seinen Konkurs anmelden mußte.

Daß er das überhaupt überlebt hatte, blieb ein Wunder. Aber aus Pflichtgefühl, nur aus Pflichtgefühl! Gott — wenn er noch daran dachte! Ob seine Freunde wohl begreifen könnten, wie ihm zu Mut gewesen war, als er in den Laden vom Büchsenmacher Fischer trat! Sie kannten ihn ja alle, den dicken, gemütlichen Fischer, nicht? Na, der war ganz arglos geblieben, als er — J. G. C. Augustin — sich eine Pistole forderte. Denn es war zwölf Stunden vorher, ehe das Unglück an der Börse bekannt geworden. Mit seinem gewohnten jovialen Lächeln hatte Fischer ihm die Pistole verkauft und ihm noch die Feinheit der Waffe ganz ausführlich beschrieben. Es sei gewesen, als schildere man einem Verurteilten den Strick, mit dem er gehängt werden solle ... Und wenn er dann an die Nacht dachte! Er hatte auf den Hausboden gehen wollen und es tun ... Mit einem mal fiel ihm ein, daß seine Frau den Knall hören und sich erschrecken könne. Es war merkwürdig: aber darüber kam er dann dazu, sich den Jammer seiner Frau, seiner Tochter vorzustellen, wenn sie ihn fänden ... diese Vorstellung war entsetzlich ...

Nein, er wollte kein Feigling sein und fliehen. Das war so bequem. Nein, er wollte Frau und Tochter nicht den Schimpf antun, daß ihr Gatte und Vater als Selbstmörder ende. Ihre Stütze wollte er bleiben. Leben, wenn ihm auch das Opfer, leben zu bleiben, täglich nur Qual bereitete. Aber die Pistole trage er immer bei sich — immer! Und wenn die Verzweiflung zu groß werde ... Auch er sei nur ein Mensch.

Und er preßte die Hand gegen die Brusttasche. Alle sahen deutlich, daß sich unter dem Rockstoff die Form der Waffe abzeichnete ...

Irgend jemand stieß einen Seufzer aus, den Spannung und Schauder löste. Und J. G. C. Augustin nickte zu diesem Seufzer. Ja, ja, es war furchtbar.

Vor Rührung konnte er nicht weiter. Alle waren ergriffen, auch fühlten sie sich auf eine unklare Weise erhoben und wichtig als Freunde eines Mannes, der beinah so Schreckliches getan hätte und es aus edlen Motiven unterlassen. Das waren Vorgänge, die außerhalb ihres Verständnisses lagen und deshalb schmeichelte es ihnen, daß sie ihnen in solchen feinen Worten, wie in der Kirche oder im Theater anvertraut wurden.

Pragst, der sonst die solide Ängstlichkeit des Schustermeisters hatte und nie etwas „ausgab“, bestellte nun auch eine Runde. „'n warmen Schluck“, sagte er mit tiefsinnigem Ausdruck, „das hält denn wieder Leib und Seele zusammen.“

Danach schlug aber Augustin die „große Ader“ noch stärker: als Held des Augenblicks, als nobler Mann unter Einfachen, mußte er den

Charakter als der Freigebigste behaupten. Er machte eine weitere Bestellung.

In die dicke, graublaue, nach Alkohol und Menschendunst riechende Luft hinein trat dann der Schutzmann und gebot Feierabend. Er brachte einen Hauch von Frische mit. Zu dem Halloh, das ihn empfing, lächelte er, wie einer, der voll Geduld der Torheit noch einen Augenblick Spielraum läßt. Jürgensen entschuldigte sich vielmals, daß er Mitternacht überhört habe. An der Tonbank kippte dann der Schutzmann rasch einen Nordhäuser, den ihm Frau Jürgensen hinschob. Die Gäste bezahlten ihre Zeche, denn angekreidet wurde bei Jürgensen nicht. J. G. C. Augustin mußte ein wenig in seinem Portemonnaie herumsuchen. Aber es langte noch gerade; dank der Tatsache, daß sich zwischen den Zehnpfennigstücken noch ein Fünfziger befand, konnte er seine Zeche im Betrage von fünf Mark achtzig hinzählen.

Und dann gingen sie hinaus, alle auf einmal. Nicht lärmend, dazu war alles in ihnen zu schwer und das Behagen zu stumpf. Auch nicht eigentlich betrunken. Aber doch mit verschwommenen Vorstellungen von Welt und Weg.

Der Gerbermeister Roß hatte sich an den Arm seines Freundes J. G. C. Augustin gehängt.

Aber der Mann ging ja gar nicht vorwärts? Stand wie angenagelt, während Söhren und Pragst schon die Straße hinab stampften und Möller mit den Anderen schon links abbog. Was standen sie denn so mitten im Fahrdamm?

„Komm mein Jung'", sagte Roß zärtlich mahnend und zerrte den Andern am Arm. Darauf ließ Augustin ihn plötzlich los und er wäre beinah gefallen. Nun wurde er böse und fing ein leises, murrendes Geschimpfe an, immer vor sich hin.

Augustin stand und besann sich. Worauf? Das wußte er nicht klar. Er hatte das Gefühl eines plötzlichen, starken Wechsels. Und das machte ihn unsicher, fast unglücklich.

Aus der heißen, übelriechenden Enge war er in die weite, klare, kalte Winternacht gekommen. Die Luft war leicht. Sie gefror in den Nüstern und dampfte vor dem Munde — so empfand er sie. Durchdringend schwebte sie in ihn hinein und machte ihn inwendig frieren. Ein Schauer durchrann ihn. Dann war es ihm, als stramme sich die Haut auf seinem Gesicht.

Was war denn dies hier überhaupt für 'ne Gegend?

Da drüben, hinter der kahläſtigen Doppelreihe der alten Linden erhob ſich mitten auf dem weißen Schneelaken die Sankt Anſcharkapelle und ſah mit ihren ſchwarzroten, alterstrüben Backſteinmauern und ihren hohen Spitzbogenfenſtern drohend und verſchwiegen aus. Irgendwo am Himmel hinter ihr ſtand tief der ſchwindende Mond. Nun kam ein bißchen kränkliches Licht durch die einander gegenüber liegenden Spitzbogenfenſter der Längswand.

Das war dem Mann fatal. Es ärgerte ihn. Er ſtarrte hinüber ....

Der ſchlanke Turm der Kapelle, der ein Spitzdach hatte, das ein langes, dünnes Eiſenkreuz krönte, ſtand ſtill und gelaſſen .... Der Mann fühlte ſich von ihm verhöhnt .... Dann erſchrak er. Der Turm fing an zu ſprechen und ließ ſeine Stimme in die Nacht hinein ſchallen: vier helle Töne und einen tiefen. Die hellen trödelten, als ſei es ihnen zu mühſam, ſich mitten in der Nacht melden zu müſſen; der tiefe Ton fiel ſchwer hinterher.

„Ping — ping — ping — ping — bum!“ äffte Roß ihm nach, „ſchon Klock Ein! Junge, was meine Altſche woll ſchimpft.“

Dies viermalige, flache, naſale „ping“ reizte Auguſtin. Mit einemmal war ihm ſein Gefährte wieder verhaßt. Er fand es unter ſeiner Würde mit ſo Einem zu verkehren und hieß ihn, mit einem Schimpfwort, ſich nach Haus ſcheeren. Weinerlich gehorchte der dicke Mann ſofort.

Während Auguſtin ihm nachſah, ward ihm wieder ſehr traurig zu Mut. Auch ſchwindelte ihm.

Er ging über den Fahrdamm, wäre beinah über den an deſſen Seite aufgeſchaufelten Schneewall gefallen und ſuchte dann Halt an einem ſchwarzen, dicken Lindenſtamm, gegen den er ſich mit dem Rücken lehnte.

Von hier aus ſtierte er immer die Kapelle an und bemühte ſich zu begreifen, wie die dahin kam. Der hinter ihr ſtehende Mond ließ ihre Konturen gleißen. — Deſto ſchwärzer erſchienen die Mauern vorn.

Wie elend er war, daß er hier in der kalten Nacht im Schnee ſtehen mußte .... Zum weinen elend .... Satt hatte er dies verfluchte Leben ... total ſatt .... Morgen wollte er ein Ende machen. Er bemühte ſich außerordentlich nachzudenken: womit. Gas einatmen? — — bloß: in ſeiner Wohnung war einzig Gas in der Arbeitsſtube ſeiner Frau. Strychnin einnehmen? — — bloß: das kann man nicht kaufen. Erſchießen? — — bloß: er verſtand gar nicht ſeine Piſtole zu laden und abzuſchießen.

Er lachte in ſich hinein. Da war irgendwas komiſch. Er wußte nicht klar was .... Aber das mit dem Umbringen, das war doch eine komplizierte Geſchichte ....

Wenn er nur nicht hier so im Schnee zu stehen brauchte — dann wäre alles auch nicht so schlimm .... Ihn fror schrecklich. Ganz inwendig, im Magen, in den Lungen, in allen Adern .... das war ja Unsinn — die Kälte war doch draußen und nicht drinnen ..... Nun fehlte nur noch, daß es anfing zu schneien. Er hob das Gesicht, um den Himmel über sich zu besehen. Das kahle Geäst der Lindenwipfel streckte sich in durcheinander gewirrten Linien über seinem Haupt. Die gelbsilbernen Pünktchen einzelner Sterne waren aber doch dazwischen sichtbar.

Wie dunkelblaues Metall war der Himmel, eine leuchtende Finsternis und so hoch — so hoch — so hoch ....

Der Mann bog den Kopf immer mehr hintenüber. Da verlor er jeden Halt und fiel in den Schnee.

Er war überzeugt, daß er nicht wieder aufstehen könne .... Er wartete und horchte in sich hinein, was der Kerl der da am Boden im Schnee lag wohl anfangen werde .....

Da fühlte er sich angepackt.

„Stehen Sie auf", herrschte ihn eine Stimme an.

Man half ihm. Er kam auf die Füße und plötzlich war er jämmerlich ernüchtert.

Das war kein Schutzmann, wie er einen Augenblick gedacht.

Das war ein junger Mensch, den er kannte ... Wer doch? Ih — wer doch? Und was unterstand der sich?

„Schämen Sie sich Herr Augustin — Ihrer Frau und Tochter wegen sollten Sie sich zusammennehmen", sagte der junge Mann.

„Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten. Ich war gestolpert. Das kann dem Nüchternsten passieren. Ich bin nicht betrunken. Hören Sie .... ich bin nicht betrunken", schrie er dem Andern nach, denn der ging schon weit.

Nun schritt auch Augustin seiner Wohnung zu.

Unterwegs fiels ihm plötzlich ein: das war ja der Sohn des Fabrikanten Sentheim gewesen. Daß er den schlanken Menschen mit dem blonden Schnurrbart und dem hochnäsigen Gesicht nicht gleich erkannt hatte. Ausgerechnet der. Man hatte eben nur Pech. Frau Sentheim, eine Dame, die durch einen gemeinsamen Urgroßvater mit den Augustins sich verwandt fühlte, hatte sich seiner Thekla angenommen. Das heißt: so sagte seine Frau, die eben Menschen und Taten stets falsch beurteilte. In der Tat nützte Frau Sentheim seine Thekla schnöde aus. Fünfzig Mark monatlich gab sie ihr. Und dafür mußte Thekla täglich dem lahmen alten Sentheim zwei Stunden vorlesen, mußte der Frau als „Stütze"

im Hauswesen zur Hand sein und wenn diese Sentheims Gäste bei sich sahen, kam Thekla anstatt um acht Uhr, wie ausgemacht war, erst mitten in der Nacht heim. Und dafür glaubten seine Frau und Tochter noch von „Dankbarkeit“ gegen die Sentheims reden zu müssen.

Es bereitete ihm eine befreiende Genugtuung, daß er die Sentheims durchschaue und er blickte voll Hochmut auf sie herab. Sein Schritt wurde dabei fester und rascher; er fühlte ganz deutlich, daß er wirklich nüchtern sei. Nur Kopfweh hatte er von dem schlechten Alkohol und der abscheulichen Luft.

Das verbitterte ihn namenlos gegen seine Lage. Seine Schuld war es nicht, daß er mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher Fusel kneipen mußte; er säße auch lieber, wie früher, im Restaurant Royal und tränke Sekt mit Ale.

Ein Opfer war er. Ein nie genug zu bemitleidendes Opfer. Lieber tot — als immer so weiter ....

Der Weg war weit. Die kalte, leichte Luft brannte prickelnd auf seinen Wangen und Ohrrändern.

Endlich bog er in das „Feldherrnviertel“ ein, eine neue Straßenanlage, deren Zeilen nach berühmten Generälen benannt wurden. Da roch es nach Zement und Feuchtigkeit.

Aus noch unvollendeten Rohbauten sahen die schwarzen, hohlen Fensteröffnungen. Dazwischen erhoben sich schon bewohnte Häuser, in denen nun alles stumm und tot war. Die Straße lief gegen das freie Feld. Da stand die schwarze, kalte Nacht wie ein Riesenschlund und verschluckte jede weitere Spur. Die Laternen hörten auf. Dunkelheit und Schweigen deckte die beginnende Weglosigkeit.

In einem der letzten Häuser sah man oben, drei Treppen hoch in der Front zwei orangegelbe Dominosteinformen. Das waren die hellen Fenster seiner Frau. Also sie arbeitete noch? Natürlich. Bloß um ihn das fühlen zu lassen .... Wie sie ihn nun wohl wieder ansah! Der Gedanke daran war ja allein genügend, um Einem das Nachhausekommen für immer zu verleiden .... Es wäre schon besser an den nächsten Laternenpfahl zu gehen. Wenn man nur einen Strick hätte .... Und wenn man seiner Familie nicht den Skandal hätte sparen wollen ....

Widerwillig steckte er den Hausschlüssel ins Schloß.

* * *

Oben im größten Zimmer der engen Wohnung brannte die Gasflamme unter grünem Blechschirm. Unter ihr stand ein Tisch, auf dessen länglich viereckiger Holzplatte Frau Augustin Hemden zuschnitt.

An den beiden Fenstern, die mit weißen Zuggardinen verhängt waren, standen zwei Nähmaschinen. Die Wand ihnen gegenüber war, neben der Tür, von einem Art Regal eingenommen, in dessen Fächern fertige Wäsche, Ballen von Leinen und Shirting und Probebücher lagen. Sonst gab es nur noch ein paar Rohrstühle im Raum. Ein trockener Geruch nach den Stoffen und ihrem Gehalt an Stärke, Flachs und Baumwollfaser erfüllte die heiße Luft.

Frau Augustin mußte sich ziemlich bücken, wenn sie mit der Scheere, den Linien des Musters folgend, durch den Stoff fuhr. Sie war eine große Person, etwas hager und in ein schwarzes Kleid von verbrauchter Eleganz gekleidet. Es mußte so aufgetragen werden, wie es von früher her da war. Aber die Frau hatte es mit einer großen, ihrer Arbeit entsprechenden Schürze zugedeckt.

Sie hatte ein bleiches Gesicht, mit einem stillen, kummervollen Ausdruck. Eine würdevolle Sicherheit und Gelassenheit war in allen ihren Bewegungen. In ihrem dunkelblonden Haar gab es viele weiße Fäden, besonders an den Schläfen. Es war gut und gefällig geordnet, wie bei einer, die Wert darauf legt, sich nicht zu vernachlässigen.

Daß die Frau einmal schön, zum mindesten aber stattlich gewesen, sah man noch. Gram und Überanstrengung hatten die Züge zerstört. Aber das große, dunkle Auge war noch immer beredt.

Die Gaslampe summte, die Scheere knirschte. Nebenan ging der Pendel der Uhr eintönig hin und her. Dies dumpfe tiefe Ticken wurde unterbrochen. Es schlug Mitternacht.

Die Frau horchte auf. Sie wartete auf ihre Tochter. Bei Sentheims waren heute Gäste. Wegen des gelähmten, aber geistig sehr regsamen Hausherrn, versammelte Frau Sentheim oft abends ihre Freunde um sich. Da wurde es manchmal Mitternacht. Das schadete nicht. Thekla konnte am anderen Morgen ausschlafen und war doch auf diese Weise in anregender Geselligkeit. Auch ließ Frau Sentheim in solchem Fall immer durch den alten Mein, das Faktotum ihres Hauses, Thekla heimbegleiten.

Während sie emsig und aufmerksam weiter zuschnitt, dachte sie voll Dank an das, was das Sentheim'sche Haus für Thekla geworden: ganz einfach eine Rettung. Denn als sie verzweifelt vor der Frage stand: wie soll meine Tochter, die gestern noch für die Erbin meines großen Vermögens sich ansehen durfte, heute verstehen, ihr Brod zu verdienen? Da war Frau Sentheim gekommen und hatte gesagt: geben Sie mir Thekla, am Vormittag kann sie bei meiner alten Line kochen lernen und am Nachmittag meinem Mann und mir Gesellschaft leisten. Thekla ging

dann jeden Morgen um halb zehn zu Sentheims und kam Abends um sieben zurück. Dafür bekam sie fünfzig Mark Monatsgehalt. Ja, das war eine gute Lösung gewesen. Daß es sich nur um einen Übergang handeln konnte, hatten Mutter und Tochter von vornherein gefühlt. Thekla lernte da in milder Form, was es hieß: dienen. Und sie lernte viel Praxis für die Leitung eines Haushaltes. Dahin, nicht nach pädagogischen oder künstlerischen Leistungen, gingen ihre Neigungen und Talente. Nach einem Jahr bei Frau Sentheim, so dachte die Mutter, würde Thekla imstande sein mit gutem Gewissen eine anspruchsvolle Stellung als Führerin eines großen Hausstandes anzunehmen.

Ihr war, als höre sie Schritte. In der kalten, stillen Nacht verbreitete jeder Schall seine Wellen weit hin. Sprachen nicht auch Stimmen? Gleich danach gab es einen fernen, dumpfen Ton ... im leichtgebauten Haus spürte man es drei Treppen hoch, wenn unten die Haustür ins Schloß fiel.

Und dann kam Thekla. Wenn sie ins Zimmer trat, vergaß die Mutter die arbeitsstrenge Dürftigkeit des Raumes. Jugend und Glanz strahlte durch ihn hin. Alles war schön, glücklich, voll Hoffnung.

Das große, schlanke Mädchen fiel der Mutter um den Hals und küßte sie vielmals.

„Aber Kind — aber Kind“, wehrte diese mit geschmeicheltem Mutterlächeln ab.

„Ja Mutti, ich bin so unsinnig vergnügt“, gestand Thekla.

Sie nahm den schwarzen Filzhut ab, dem man seine Billigkeit nicht angesehen, so lange sie ihn auf ihrem blonden Kopf trug. Und als sie nun auch das knappe Jäckchen auszog, fand die Mutter, daß sie in dem einfachen grauen Kleid mit dem festlichen weißen Atlasgürtel, den eine köstliche Schnalle „von früher“ zusammen hielt, ebenso vornehm und elegant aussah, wie einst — ebenso. Das tat ihr wohl. Es war ja bloß eine Äußerlichkeit. Die kann aber auch Sprache haben und Theklas Wesen und Erscheinung bekundete es immer wieder, daß sie keine Aschenbrödelnatur sei.

„War's denn nett?“ fragte Frau Augustin, immer weiter in ihrer Zuschneidearbeit fortfahrend, denn ein bestimmter Teil mußte bis morgen früh nähfertig da sein.

Theklas hübsches Gesicht strahlte. Ihre dunklen Augen sprühten von Leben.

„Sehr Mutti — sehr. Sie sind ja alle so taktvoll zu mir. Niemand läßt es mich fühlen, daß alles so anders ist ... na, und da kann ich

mich ja nur dankbar erweisen, indem ich so viel tue als geht, um Tante Sentheim zufrieden zu stellen. Es macht auch Spaß in einem so großen, schönen Haus herum zu wirtschaften. Heut hab ich alles allein bestimmt und beaufsichtigt: das Souper, die Bedienung, die Tischdekoration. Ist fein ausgefallen — einfach tipp topp alles, sagte auch noch ....“

Doch die Mutter fragte schon dazwischen.

„Und Herr Sentheim?“

„Hatte heut seinen guten Tag. Du weißt ja — er allein ist manchmal so'n bißchen reserviert — kann's nicht vergessen — — ist auch menschlich, nicht Mutter? Wenn er zehnmal weiß, ich konnte nicht dafür — bin doch mal die Tochter.“

Aber sie machte dazu ein Gesicht, als ob sie denke: der wird auch noch freundlich — den bezwing ich schon noch — bitt's ihm nach und nach ab ....

Frau Augustin seufzte tief auf. Sie wußte es ja: traurige Ereignisse finden immer ungerufene Richter, die ihr moralisches Empfinden so gründlich verletzt fühlen, daß sie persönlich beleidigt tun von Dingen, die sie eigentlich garnichts angehen. So hatte sich auch Herr Sentheim zum Fall der Firma J. G. C. Augustin gestellt. Ganz besonders verachtete er die Tatsache, daß Augustin anderthalb Jahrzehnte noch den großen Kaufmann gespielt hatte, während er in der Tat nichts verdiente und das erhebliche Vermögen seiner Frau einfach aufaß.

„Ja, es ist wohl menschlich“, sprach sie leise und ergeben.

Thekla war um den Holztisch gekommen und stand nun neben ihrer Mutter, sie am Kleide zupfend.

„Du Mutti — noch was.“

„Nun?“

„Morgen geh ich nicht zu Sentheims.“

Frau Augustin erschrak. Was war passiert? War es vorbei mit der guten Stellung? Sie war es nun seit Jahresfrist gewöhnt, daß immer von neuem irgend ein Stoß sie erschütterte, wenn sie eben fest zu stehen meinte.

„Oh Gott ....“

„Nichts Schlimmes Mutti. Im Gegenteil. Robert kommt morgen Mittag her und will dich was fragen.“

Die Frau stand starr.

Aufjubelnd fiel Thekla ihr wieder um den Hals.

„Wir lieben uns ja. Wir haben es schon den ganzen Winter gefühlt. Heute hat er es mir gesagt.“

„Und seine Eltern?“

„Mit seiner Mutter wollt' er gleich noch heut Abend sprechen, wenn die Gäste fort seien. Wegen Tante Sentheim bin ich nicht bange. Sie hat mich lieb. Das fühle ich. Und Herr Sentheim liebt ja doch seinen einzigen Sohn zu sehr ....“

„Unsere Armut ...“ stammelte die Frau, die nicht wagte, sich zu freuen.

„Ist es nicht himmlisch, daß ich arm bin? Beinah dankbar war ich in meinem Herzen Papa — wenn du das nicht zu unbegreiflich findest, Mutti .... Denk mal: so ganz um meiner selbst willen! Gott ... wie will ich ihn glücklich machen! Was ich seiner Mutter alles tun möchte ... wie dankbar muß ich sein ... solch Glück.“

Sie faltete die Hände und staunte vor sich hin.

Die Mutter war erschüttert. Mit ihrem zaghaften Unglauben wollte sie nicht in die feierlichen, glückseligen Hoffnungen der Tochter hineinreden.

Und es erbitterte sie, daß sie in diesem Augenblick nicht einmal den Mut fand, sich zu freuen.

Sie dachte an den Mann und Vater ....

Ob die Sentheims darüber wegkommen würden?

„Ich hab' es immer gewußt“, sprach die junge Thekla mit einem ganz bestimmten, Freude durchglühenden Wesen, „das Unglück war bei uns bloß ein Gast, der schnell wieder macht, daß er wegkommt, weil er nicht gebeten war.“

Und von dieser glücksicheren Art ging doch ein Einfluß auf die Mutter aus, so daß sie zuletzt den scheuen, blassen Gedanken faßte: wenn es doch wahr würde! ...

Lange saßen sie noch und Thekla erzählte die ganze einfache Geschichte ihrer Liebe mit all den tausend Wichtigkeiten, die der Mutter ebenso unerschöpflich interessant waren, wie der Tochter selbst. In der häßlichen Stube lebte ein Idyll auf. Bis ein ferner dumpfer Ton hineinschütterte und alles störte ....

„Vater kommt“, sagte die Frau.

„Wir wollen noch schweigen, bis Robert hier war“, bat die Tochter rasch. „Und gute Nacht Mutti ... schlaf süß.“

Sie drückte der Mutter noch schnell ein paar Küsse auf die Wangen und ging in das Zimmer zur Rechten.

Es war das Wohnzimmer, dessen Schlafsofa nachts zum Bett für Thekla diente.

Das dritte und letzte Zimmer war der gemeinsame Schlafraum der Gatten.

Frau Augustin schnitt das letzte Hemd zu, als draußen im engen Flur der Mann Hut und Rock an den Haken hing.

Er kam herein.

„Na, noch bei der Arbeit. Was soll das. Du übertreibst es“, sagte er.

„Du weißt, es muß sein. Es ist mein erster großer Auftrag — diese Aussteuer. Und die Zeit sehr knapp bis zur Hochzeit.“

Unter diesen Worten fing sie an zusammen zu räumen.

„Ach — so“ sprach er langsam, „so 'rum.“

Der höhnische Ton verriet ihr, was er meinte und sonst auch schon geradeaus gesagt: er glaubte, sie arbeitete zum Schein bis zu seiner spätnächtlichen Heimkehr, um ihn in Grund und Boden zu beschämen.

Sie errötete und schwieg.

Er ging ihr dann ein wenig bei dem Zusammenräumen zur Hand und fragte dabei:

„Thekla zu Haus.“

„Ja.“

„Sag' mal: kannst du mir zehn Mark vorstrecken?“

„Worauf?“

„Frage! Auf mein Monatsgeld hin.“

Er erhielt ein solches von seiner Frau.

„Heut ist erst der fünfzehnte Januar“, sagte sie leise, „und du hast schon alles ausgegeben?“

„Nun, als Weinagent muß ich was in den Wirtschaften verzehren“, antwortete er trotzig.

„Bei Seemann, wo du deinen Frühschoppen machst, und bei Jürgensen, wo du abends bist, wird ja wohl nie Wein geschenkt.“

„Schweig' doch bloß von den Geschäften still — du hast keine Ahnung — nicht bloß an die Wirte, an die Leute, die ich da treffe, will ich Wein absetzen.“

„Was dir bisher noch nie gelang.“

„Ja mein Gott — meinst du, daß das leicht ist, sich zu demütigen und zudringlich mit Anstellungen zu werden ....“

Sie schwieg. Sie löschte die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer. Sie wollte nichts mehr hören und nichts mehr sprechen. Vor ihren Augen wollte sie das Licht festhalten — das Licht der Hoffnung, das die Tochter mit ihrer strahlenden Glückgewißheit da angezündet ....

Der Mann folgte ihr. Es war eben auch sein Schlafzimmer.

„Nicht? Du gibst mir zehn Mark.“

„Ich kann nicht — ich kann nicht — es geht über meine Mittel, daß du täglich vier, fünf Mark im Wirthaus ausgibst“, murmelte sie.

Er schwieg eine Weile.

Dann, als sie sich auf ihrem Lager ausgestreckt, fing er wieder an zu bitten.

Eine schreckliche Verzweiflung füllte mit jähem Aufbrausen ihre Brust.

So weh tat ihr der Rücken, daß sie die ausgestreckte Lage zuerst noch gar nicht als Wohltat, sondern als erhöhten Schmerz empfand. Vom frühen Morgen bis in die Nacht Arbeit und Qual.

Verzehrend sehnte sie sich nach Einsamkeit und Schweigen.

Nicht einmal ihr Schlafzimmer gab ihr das.

Der Mann atmete Fuselduft aus und seine Kleider herben, kalten Tabakgeruch. Und er bat immer gereizter.

„Schweig!“ schrie sie auf, „Laß mich schlafen ....“

„Weib“, sagte er pathetisch, „du treibst mich zum Äußersten.“

Er griff in seine Brusttasche und hielt mit großer Gebärde die Pistole, die er herausgerissen, empor.

Das blasse Licht, das von den Straßenlaternen heraufwinkte, ließ den Lauf der Waffe blinkend erkennen.

„Wenn ich eines Tages dennoch den verzweifelten Schritt tue ... du weißt, wer mich hineintrieb“, sprach er.

Die Nacht verbarg ihr Lächeln — ein müdes Lächeln, das keine Kraft mehr zum Spott, zur Verachtung hat.

„Du sollst haben, was du willst“, murmelte sie.

Befriedigt schwieg er still.

Und die Frau schloß die brennenden Lider und sucht nach dem lachenden Bild der jungen, schönen Tochter.

* * *

In der Mittagspause des anderen Tages, als die beiden Maschinennäherinnen zu Tisch fort waren und J. G. C. Augustin noch bei seinem Vormittagsschoppen saß, kam Doktor Robert Sentheim.

Er war eine blonde, vornehme Erscheinung. Fremden galt er als hochnasig und zurückhaltend. Man fand ihn zu korrekt und ernst für einen wohlhabenden jungen Mann, an dessen Himmel auch nicht das kleinste Sorgenwölkchen stand.

Und so ernst und in etwas steifer Haltung saß er nun auch Theklas Mutter gegenüber, während das junge Mädchen selbst nebenan sehr erregt wartete.

Frau Augustin war sehr blaß. Sie machte keinen Versuch irgend etwas von dem zu verbergen, was in ihr vorging. Vor einem Mann, der um ihre liebe Thekla warb, gab es für sie weder Stolz noch Demütigung. Ganz einfach sprach da Herz zum Herzen mit aller Not und aller Hoffnung. Der Wert des Mannes war für sie durch die Werbung beglaubigt. Er erriet dies elementare Muttergefühl und die Logik: er erkennt, was an meiner Thekla ist, folglich ist er edel und liebevoll — diese Logik rührte ihn. Aus seinem ernsten Gesicht mit den regelmäßigen Zügen und dem gemessenen Ausdruck blickten wahrhaftige, gute Augen.

„Wie schön das für Thekla und mich ist: meine Mutter liebt Thekla. Sie öffnen mir Ihr Herz,“ sprach er, denn er fühlte wohl: die tröstlichen, ermutigenden Momente mußten zwischen durch immer wieder betont werden. Sonst hätte das Gespräch die Frau zermalmt.

„Es kommt nicht auf die Mütter allein an“, sagte die Frau traurig.

„Ihr Gatte muß begreifen!“ meinte der Mann zuversichtlich. „Die Liebe zu seiner Tochter wird ihn bestimmen. Glauben Sie mir: wenn ich das Recht hätte, wenn ich es mir vor meinem Gewissen geben dürfte, ging ich einfach mit Thekla fort, frei von allen Rücksichten gründete ich uns anderswo eine Existenz.“

Sie wußte es: das Recht hatte er nicht. Eigener Wunsch, Familientraditionen und Bildungsgang bestimmten ihn, die Fabrik zu leiten, die schon der Großvater begründet, die der seit Jahren gelähmte Vater unter stetem Kummer fremder Leitung hatte anvertrauen müssen. Und er gestand es ihr gleich bei Beginn des Gesprächs: diese fremden Hände hatten vielfach unglücklich in den Gang der Geschäfte eingegriffen, es bedurfte seiner ernstesten Arbeit, um ihnen den früheren großen Umfang zurückzugeben. Diese Aufgabe um Theklas willen verlassen, hätte gehießen, den Lebensabend seiner Eltern Gefahren aussetzen.

„Wahrscheinlich wird es Ihrem Mann sogar lieb sein, wieder in eine bestimmte Tätigkeit zu kommen. Er muß doch das Peinliche seiner jetzigen Lage fühlen“, fuhr Doktor Sentheim fort.

„Gewiß“, log die Frau hastig und errötete, „gewiß — er leidet sehr darunter.“

Auch der Mann wurde rot, zu seiner größten Verlegenheit. Denn er schämte sich für die Frau, daß sie lügen mußte und fürchtete, sie sähe ihm seinen Unglauben an.

„Verzeihen Sie meinem Vater — vielleicht denkt er zu eng, allein ....“

Sie schüttelte den Kopf.

Beide schwiegen eine lange, quälende Minute.

Er dachte an die nächtliche Begegnung. Er fühlte klar: nicht nur der Wunsch seines Vaters war ihm bestimmend, seinem eigenen Wesen würde es unerträglich sein, Theklas Vater in solchen Lebensgewohnheiten sinken und immer weiter sinken zu sehen.

Sie dachte, daß die Sentheims völlig im Recht seien. Wer erträgt aus freier Wahl solches Familienglied? Das erträgt nur wer es muß. Frau und Kinder müssen. Müssen die Kinder wirklich? Die Frau gewiß — ja die ... immer ... den Vater ihrer Kinder ....

Ihre Gedanken verwirrten sich in Schmerz.

Er stand auf. Sehr ernst sah er aus, doch nicht hoffnungslos. Gedrückten Tones sagte er:

„Sie haben also die Güte, mit Ihrem Manne zu sprechen und ihm unsere Vorschläge zu unterbreiten.“

Da entfuhr es ihr:

„Thekla glaubt so gewiß, daß alles gut wird.“

Er lächelte. Das ging wie ein leuchtender Schein über sein Gesicht und wandelte alle Gemessenheit in Freude.

Das Unzerstörbare in Thekla, das war es, was ihn bezauberte, was er für sich und seine Art als Ergänzung brauchte.

„Darf ich Thekla nicht sehen“, bat er.

Die Mutter ging an die Tür zur Nähstube wo Thekla auf dem Tischrand saß und in Ungeduld vergehend, immer wieder bei Eins anfangend, bis Hundert zählte, um nicht zu horchen.

Kaum sah sie, daß der Türklopfer sich bewegte, war sie auch schon von ihrem Wartesitz herab.

Als die Mutter dann ihr Kind in den Armen des Mannes sah, feuchteten sich ihr die Augen.

Das war erlösend, diese Beiden zusammen zu sehen. Voll Liebe und Kraft würden sie Hand in Hand dem Leben zu begegnen wissen.

* * *

An diesem Tage kam J. G. C. Augustin nicht zum Mittagessen heim. Das war den Frauen wohl lieb, denn sie konnten ungestört mit ihren Hoffnungen in die Zukunft hineinleuchten und dort die schönsten Bilder sehen. Aber die Ältere hatte doch immer eine quälende Nebenempfindung. Wo mochte ihr Mann sein? Wieviel Geld gab er aus? Mit welchen plumpen Ausreden würde er ihre Fragen und Vorwürfe niedersprechen. Ihm keine machen — das wäre vielleicht am klügsten gewesen. Bis zu dieser Klugheit rang sie sich nur in seltenen Stunden

empor. Vielleicht klammerte sich ihre Seele an den Wahn, doch noch erzieherisch wirken zu können; vielleicht bäumte sich ihr Wesen gegen die Ergebung auf. Sie fühlte die Würdelosigkeit des Kampfes, konnte doch nicht auf ihn ganz verzichten und litt, weil sie spürte, daß sie durch dies stete, zähe Ringen sank .... sank ....

Am Nachmittag ging Thekla wieder zu Sentheims. Es war ausgemacht, daß Roberts Vater gegenüber vorerst gar keine Erwähnung der Liebesangelegenheit geschehen dürfe. So wollte der alte Herr es haben, der als Leidender sich zum absoluten Herrscher ausgebildet hatte und als solcher von den Seinen anerkannt ward. Er wünschte „nichts zu wissen". Aber Thekla war sicher, daß sich schon verstohlen Augenblicke finden würden, Roberts Mutter die lieben, gütigen Hände zu küssen. Und ferner war sie sicher, den alten Herrn zu gewinnen. Wenn nicht heut, dann morgen, und wenn nicht morgen, dann übers Jahr. Liebe muß siegen. Weil sie ein Wunder ist, wirft sie alles vor sich nieder.

Und dieser Glaube beließ ihr die vollkommene Unbefangenheit. Ihre Lage kam ihr weder peinlich, noch schwierig vor.

Die Mutter staunte ihr nach.

Draußen war ein reiner Wintertag. Unter hellblauem Himmel schwebte klare, durchdringende Kälte in der Luft. Sie machte den Schnee, der die Erde bedeckte, puderfein. Alle Menschen fühlten sich in ihr kräftiger, gesünder. Das Leben auf den Straßen war lauter und vergnügter als sonst. Und tief unter den Fenstern der Nähstube schlitterten die Jungens der Straße mit klappenden Pantoffeln eine Glitsche entlang, einer hinter dem andern mit wagerecht gestreckten Armen.

Oben in der Stube war es heiß und es roch nach Flachs, Stärke und Baumwolle seltsam trocken. Auch nach Nelkenöl, denn die eine Maschinennäherin hatte Zahnweh.

Mit einer dumpfen Emsigkeit, blöde, wie ein Tier, das in den Göpel gespannt ist, arbeitete Frau Augustin. Sie hatte einen groben Brief vom Gerbermeister Roß bekommen, worin die Bestellung der Aussteuer, soweit es noch angängig war, zurückgenommen wurde. Was sich schon in Arbeit befand, sollte binnen acht Tagen abgeliefert werden.

Es wurde Abend, Nacht. Thekla, die strahlend heimgekommen war, mit ein paar Rosen von „ihm", lag schon auf ihrem Schlafsofa.

Frau Augustin hatte in der Nähstube gelüftet und schloß die Fenster, um nun zu Bett zu gehen. Da sah sie ihren Mann kommen, hell beleuchtet von der Straßenlaterne. Den Spazierstock hatte er geschultert, sein Gang war frisch und unternehmend.

Sie ging ins Schlafzimmer, um ihn dort zu erwarten und setzte sich auf den Rand ihres Bettes. Die beiden großen Mahagonibetten mit ihrer soliden Pracht füllten fast die Stube aus.

Auf dem Nachtschränkchen neben dem Lager der Frau stand eine Lampe. Ihr Schein beleuchtete die geringe Tapete, den weißgekalkten Plafond und beschien die Tatsache, daß Möbel und Raum nicht zu einander paßten.

Geräuschvoll kam der Mann herein.

„Famoser Tag heut, was? Hast dich wohl gewundert, wo ich blieb? Seemann mußte über Land, lud mich ein mitzufahren. Ich akzeptierte gern. Die Schlittenbahn war großartig. Ich hoffte auch ein Geschäft zu machen. Das ist nun freilich vorbeigelungen. Man kann eben nicht gegen die alten, eingeführten Firmen an. Lieber Hunde scheeren als Agent spielen“, sagte er.

Sie saß, die Rechte in die Kissen gestemmt, die Linke im Schoß.

Er hatte sich an die Fußwand des Bettes gestellt und verschränkte die Arme auf deren oberen Kante.

„So würdest du eine feste Stellung annehmen?“ fragte sie rasch.

„Wer sollte mir wohl eine bieten?“ fragte er dagegen, denn wie bei allen Leuten, die Gründe haben, gerade Antworten zu vermeiden, war die Gegenfrage meist seine Form einer solchen.

„Sentheim“, sagte sie.

„Nanu.“ Er dachte sofort an die Begegnung mit dem jungen Sentheim in der letzten Nacht und fühlte sich auf der Stelle schwer beleidigt. Diese Leute bildeten sich wohl ein, bevormundend sich in sein Leben drängen zu können? „Was hätten die mir zu bieten!“ setzte er voll Spott hinzu. „Und warum? Um meiner schönen Augen willen?“

„Höre“, sagte die Frau mit fliegendem Atem, „Doktor Robert Sentheim liebt unsere Thekla. Seine Eltern willigen ein. Auch wir dürfen wohl dankbar und glücklich sein. Nur eine Bedingung stellen Sentheims und Robert: du möchtest dein jetziges Leben aufgeben — arbeiten — eine geregelte Tätigkeit anfangen — Sentheims sind bereit, dir einen kleinen Posten in ihrer Fabrik zu schaffen. Oder, wenn dir das nicht zusagt — dir — dir auswärts, in einem ihnen befreundeten Haus eine Buchhalterstellung . . .“

Sie kam nicht weiter. Sein Auflachen, das sich in ganz hellen Tönen entlud, unterbrach sie.

„Fein! Großartig! Ein Bewerber, der die Anmaßung hat, Bedingungen zu stellen! Und Frau und Tochter lassen sich solche Demütigung

gefallen! Ich, der vormalige Chef des Hauses J. G. C. Augustin soll Schreiber oder was ähnliches bei Sentheims werden. Sehr passend, sehr würdig. Da bin ich auch gleich gut unter Kusch bei Herrn Doktor Robert Sentheim — und das war ja wohl die eigentliche Absicht."

Er umkrallte die Kante der Bettwand hinter der er stand und bog sich hin und her vor höhnischem Vergnügen.

„Und auswärts — da wärst du doch nicht unter Kontrolle ...."

Er bildete sich ein, daß ihr Ton lauernd, ihr Blick voll ungeduldiger Erwartung sei.

„Das ist der Dank für alles, was ich gelitten — für alle Opfer, die ich gebracht — denn für wen hab' ich Jahre lang die Komödie von Wohlstand aufrecht erhalten? Für euch — aus Liebe zu euch! Und nun soll ich weggesteckt werden — soll auswärts eine klägliche Stellung einnehmen, ich, J. G. C. Augustin soll mich wie ein Sklave schuften um ein bißchen trocken Brot ... jetzt, wo ich alt werde, soll ich fern von Weib und Kind ... allein ... ohne Pflege — ohne alles ... oh, das ist ... ich finde kein Wort. Keines."

Die Entrüstung über die Härte, mit der man gegen ihn verfuhr, die Rührung über all sein Leiden brach ihm die Stimme.

„Und du hast kein Wort für Thekla — für ihr Glück kannst du nichts opfern", fragte die Frau tonlos.

„Jedes Opfer kann ich für Thekla bringen. Habe ich das nicht gezeigt!" rief er, „wenn sie Robert liebt, will ich ihr meinen Segen geben. Ja, das will ich, obschon ich ihn nicht leiden mag. Aber ich weiß, was ich meinem Kinde schulde. Ist es aber Bedingung bei dem Zusammenkommen der Beiden, daß ich zum Sklaven mich mache — dann wollen wir doch Gott danken, wenn nichts daraus wird. Ein Glück wärs dann nicht geworden. Zu Liebe mit Bedingungen hab ich kein Vertrauen! Das paßt mir nicht. Das ziemt meiner Tochter nicht, sich Bedingungen stellen zu lassen. Nein, kein Vertrauen habe ich zu Liebe mit Bedingungen — das paßt mir nicht ...."

Die Frau stöhnte auf. Sie warf sich in die Kissen und versteckte ihr Gesicht. Nicht hören — nicht hören — denn sie wußte: er klebte nun an zwei, drei Worten, die ihm die bezeichnendsten schienen und wiederholte sie endlos .... Nicht hören ....

Und aus den keuschesten Tiefen ihrer Seele zitterte wieder die Scham empor und überflutete förmlich das ganze Wesen der Frau — die Scham, daß sie diesen Mann einmal geliebt ....

Und der letzte, geheime, unerklärliche Grund, warum sie ihn ertrug, war diese Scham ....

Ihre zerbrochene Haltung, ihr Schweigen schnitt ihm endlich seinen Redestrom ab oder lenkte ihn vielmehr in ein anderes Geleise. Sein Ton klang nun freudig.

„Glaub' doch auch nicht, daß die Sentheims es ernst meinen! Sie versuchen es mal. Der alte Sentheim kennt mich zu genau. Der wird sich gleich gesagt haben, daß man mir eigentlich mit so was nicht kommen dürfe. Es sollte bloß so'n kleiner Drücker sein, den sein Hochmut sich leistete. Thekla wird den Robert trotzdem kriegen. Sollst mal sehen. Jede Wette halt ich darauf. Und denn kommen wir eins, zwei, drei wieder oben auf: ich verkaufe flott Weine, Doktor Sentheim gibt den Eltern seiner Thekla was Festes zu — darin kann er sich, darin wird er sich nicht lumpen lassen — nee, das wird er nicht.“

Langsam kam die Frau wieder in die Höhe.

Aus erloschenen Augen starrte sie ihn an.

„Keine Ehre hast du — keine Ehre“, murmelte sie.

„Sei nicht albern.“

„Wenn du so rechnest — schon im voraus, das hofft — so denkst, dann will ich selbst — ja, ich — ich“, schrie sie heraus „ich will Thekla sagen: du mußt verzichten.“

„Aus Überspanntheit deiner Tochter die gute Partie verpfuschen — das säh dir ähnlich“, sprach er böse.

„Ich — ich ihr Leben verpfuschen! Oh Gott! Du bist es, du, an dem es noch zerbricht.“

„Na natürlich. Ich hab dann Schuld. Wie immer. Das kennt man“, höhnte er.

„Ja — du — du“, sagte sie hart, „an allem bist du Schuld. Und deines Kindes Glück wirst du zerstören . . . nur du.“

Er trat näher an sie heran. Der Zorn über all das Unrecht, das ihm geschah, stieg gallenbitter in ihm auf.

Er packte das Handgelenk der Frau und schüttelte es.

„Endlich hör' ich es. Im Wege bin ich euch. Ich kann ja gehen. Ich kann gehen. Dahin von wo man nicht wieder kommt. Dahin ....“

Er tastete zugleich mit der freien Linken an seiner Brusttasche und fingerte an der kleinen Pistole die er da immer trug ....

„Ja — gehen will ich . . . du . . . du ....“

Sie stierten sich an — atemlos. Viele Herzschläge lang ....

Und er sah in ihren Augen den tötlichen, gierigen Wunsch:

„Gingst Du doch . . . .“

Sie regten sich nicht. Blick drang in Blick . . . sie suchten einander die geheimsten Gedanken zu entreißen . . . kämpften gegeneinander . . . maßen ihre Zähigkeit . . . haßten sich . . . .

Bis ein schwerer Seufzer von den Lippen der Frau zitterte . . . .

„Das möchtest du wohl“, dachte er triumphierend, ließ ihr Handgelenk fahren und stieß die Waffe wieder tief in die Tasche zurück.

Er ging an seine Zimmerseite. Da zog er sich aus und warf sich in sein Bett, daß es krachte.

Auch die Frau ging zu Bett. Frierend kroch sie in ihre Kissen, nicht wie Eine die ruhen, sondern wie eine, die sich verstecken will.

So lagen sie im Dunklen, Bett an Bett. Und Einer belauerte die Atemzüge des Andern. Bis bei dem Mann sich die feindselige Wachsamkeit rasch in Genugtuung verwandelte und ihm zu Mut ward, als habe er einen Sieg errungen. Endlich löste sich auch das in faules Behagen auf und er schlief sehr ruhig ein.

* * *

Die Frage, die Thekla nur mit großer Selbstbezwingung zurückhielt, konnte am anderen Morgen nicht getan werden, weil früh die Näherinnen kamen, auch der Vater noch in der Wohnung anwesend war. Doch fand Thekla ihre arme Mutter so grau und verfallen im Gesicht. Vielleicht war es von Überanstrengung. Denn wenn es Enttäuschung in ihrer Sache war, hätte man doch auch dem Vater eine kleine Erregung anmerken müssen. Er war aber heiter-gesprächig und kramte aus, wem alles er in den nächsten Tagen mit Weinofferten auf die Bude rücken wolle; die Betreffenden würden und müßten bei ihm bestellen und dann konnte er seine achthundert Mark Provision einsacken. Thekla freute sich dies zu hören. Es schien, daß Arbeitstrieb und Ehrgeiz doch wieder wach würden. Sie nahm es für ein Zeichen, daß ihr Vater sich zusammenraffen wolle, um nur ja ihrem Glück kein Hindernis zu werden.

Erst am Abend konnte sie mit der Mutter allein sprechen.

Fast vierundzwanzig Stunden hatte also die Frau gehabt sich zu sammeln. Sie konnte sich wieder darauf besinnen, daß eine Mutter barmherzig sein muß und vor den Augen des Kindes nicht die allerletzten zierenden Farbenspuren vom verstümmelten Bild des Vaters fortwischen darf.

Sanft und traurig war ihr Blick und ihre Stimme voll scheuer Zärtlichkeit, als sie es ihrer Tochter klar zu machen suchte, was sie selbst nie verstehen würde:

„Siehst du, man muß sich hinein versetzen . . . es ist wohl zu schwer . . . wir Frauen empfinden anders . . . ein Mann ist von je gewöhnt, sich mit seinem Namen zu identifizieren . . . Vater fühlt sich eben noch immer als J. G. C. Augustin . . . . Du weißt, wie angesehen der Name durch mehrere Generationen war . . . daß eine freie Tätigkeit ihm da mehr zusagt, müssen wir verstehen . . . .“

Die Tochter wurde sehr bleich.

Sie saß am Tisch, am kahlen, häßlichen Arbeitstisch der Nähstube, über dem die Gaslampe unter grünem Blechschirm brannte. Sie stützte die Ellenbogen auf und versteckte ihr Gesicht in den Händen, denn sie fürchtete sich vor dem hellseherischen Blick der Mutter.

Obgleich sie in der Tat stets in Hoffnung aufflackerte, wenn der Vater von trefflichen Vorsätzen ausführlich redete, obgleich sie sich immer wieder verführen ließ, an ihn zu glauben, hatte sie doch andere Augenblicke, wo sich alles in ihr zornig und richtend gegen ihn kehrte.

Darunter litt sie dann, gestand sich das Recht zu solchen bösen Gefühlen nicht zu und war bemüht, sie der Mutter zu verbergen. Ihr war, als würde es die Leiden und Demütigungen der Mutter noch vermehren.

Sie trachtete darnach, ihre Bitterkeit niederzuringen.

Anstatt hinaus zu schreien:

„Aber du arbeitest doch — du — wie eine Sklavin . . . kann er nicht, was du kannst . . . .“ antwortete sie endlich sanft und traurig:

„Gewiß Mutti, das versteht man ja . . . es wäre sicher zu demütigend für Papa. Und heut Morgen war er ja auch so hoffnungsvoll hinsichtlich seiner Agentur.“

Dann standen sie hülflos vor der Frage.

Weil die eine Frau in der anderen und die andere in der einen etwas schonen wollte, konnten sie nicht befreiend, erschöpfend zusammen sich besprechen. Sie konnten nur hart und roh in ihren Worten werden. Oder sie mußten beschweigen, was sie quälte. Und in angstvoller Keuschheit versteckten sich ihre Seelen in der Sicherheit des Schweigens.

Sie gingen über den Gatten und Vater fort in ihrem Gespräch. Sie vermieden ihn noch zwischen sich zu nennen. Und wenn der Gedanke an ihn sich zu greifbar herandrängte, wichen ihre Blicke sich aus.

Daß Roberts Vater seine Einwilligung nicht geben werde, war der Mutter gewiß.

Auch das Mädchen gestand zu, daß aus der Verlobung jetzt nichts werden würde . . . .

Was sollte nun geschehen? Thekla mußte fort, um aus der schwierigen Lage herauszukommen. Vielleicht auch, daß unter fremden Menschen, in einem neuen Wirkungskreis das Vergessen leichter ....

„Das Vergessen?“ fragte Thekla erstaunt in die vor Tränen fast unverständlichen Worte der Mutter hinein. „Wie meinst du das?“

„Da Ihr doch nicht zusammen kommen könnt — Robert und du ....“

„Wer sagt das?“

„Aber mein Kind — die Verhältnisse — du gibst doch selbst zu ...“ sprach die Frau.

„Ja Mutter — das geb ich zu: verloben können wir uns jetzt nicht, Robert und ich. Ich will auch fortgehen, wenn du es findest. Ich will alles, was klug und zart ist — wie du es bestimmst. Aber darum bleibt es doch dasselbe zwischen ihm und mir. Wir warten.“

„Worauf?“ rief die Mutter entsetzt. Denn sie fürchtete, daß sich im Untergrunde dieser jungen Seele derselbe grauenvolle Wunsch rühre, der diese Nacht ihr selbst durch das wunde, müde, erbitterte Herz gezuckt ...

Aber Thekla lächelte.

Frei und gut lächelte sie und ihr klares Auge sah in unbestimmte Fernen hinein.

„Ich weiß nicht“, sagte sie langsam, „auf ein Wunder vielleicht ....“

Die arme Stube war die weite Welt, in der sich tausend ungeahnte Möglichkeiten begeben können — geheimnisvolle Stimmen riefen aus sonnigen Fernen — schwellende Erwartung dehnte die Brust — nichts war wunderbar genug, um einfach die erharrte Erfüllung zu sein. — Himmel und Erde und alle Dinge zwischen ihnen arbeiteten emsig und unbemerkbar daran, Wege zu ebnen — und endlich kam das Glück — das Glück .....

Voll Andacht sah die Mutter auf das strahlende Gesicht der Tochter.

Sie fühlte: die junge Seele hatte eine Feierstunde und war erhoben über alles Kleine, Bange ...

„Du hoffst noch mein Kind?“ fragte sie leise.

„Leben wir nicht um zu hoffen“, rief das junge Mädchen.

Da neigte die Frau ihr Haupt und weinte löschende Tränen.

Roon.

Von

Richard Graf Du Moulin-Eckart—München.

Im stillen Park zu Krobnitz steht an der Turmseite der Grabkapelle, welche Albrecht von Roons Gebeine birgt, ein Marmorstandbild von seltener Eigenart: von tiefem sinnigen Gepräge, bringt es den Charakter des alten Waffenmeisters in sprechender Weise zum Ausdruck. Der Schöpfer desselben, Eduard Beyrer, hat mit jugendlich kräftigem Meißel den Generalfeldmarschall nicht in der modernen Uniform, sondern in Tracht und Gehabung des Johanniters dargestellt: in voller Waffenwehr, den Rittermantel um die Schultern geworfen, steht er da, hoch aufgerichtet, auf sein breites Schwert gestützt, um dessen Griff sich die bewehrten Hände mächtig falten: das Antlitz, das die bedeutenden und doch weichen Züge wiedergibt, ist ein wenig geneigt, zu leisem Sinnen, zu stillem Gebet! Und ähnlich stellt Roon sich auch dem Historiker dar, gleichsam wie ein Genosse des Hermann von Salza, der mit dem Meister nach dem fernen Norden gezogen, um dort mit Kreuz und Schwert eine der schönsten und edelsten Aufgaben lösen zu helfen, welche die deutsche Geschichte kennt. Vielleicht gemahnt er uns auch an einen der Reiter Cromwells, die eben so fromm wie tapfer waren. Aber im Denkmal wie in der Wirklichkeit tritt er uns entgegen als ein Mann, der stets seinem Wappenspruch getreu gelebt: „Echt und recht in Rat und Tat".

So ist er eine Persönlichkeit, die uns nicht nur als Träger und Mitarbeiter einer großen Zeit interessiert, gleichsam um des Milieus willen, in das ihn das Schicksal und seine unsterblichen Verdienste hineingestellt, sondern auch als Mensch von seltener Eigenart. Doch liegt mir fern, ihn aus diesem Milieu auszulösen. Denn dies ist nicht die Aufgabe des Historikers, vielmehr gilt es, die großen, bedeutenden Gestalten zu zeigen im Lichte ihrer Zeit, die sie haben schaffen helfen: und auch Roons Walten und Wirken ist ein Beweis dafür, daß die Charaktere die Geschichte machen. Er ist groß geworden mit der Zeit, und die Marksteine in der Geschichte des großen Jahrhunderts sind auch Etappen in Roons Leben und Laufbahn.

„Meine Kindheit fiel in eine böse und harte Zeit"! Mit diesen inhaltsschweren Worten hat Roon am Ende seines reichen Lebens die Jahre charakterisiert, die selbst in dem Gedächtnis des Ärmsten mit einem gewissen zauberischen Schimmer

haften. Und er spricht wahr. Die Jugendeindrücke waren düster genug. Wohl sah das Jahr seiner Geburt den preußischen Staat noch im Nachglanz der friedricianischen Epoche. Aber das Reich war aus den Fugen gegangen. Der morsche Bau in Trümmer gesunken. Preußen war freilich davon unberührt geblieben. Inmitten der weltbewegenden Kämpfe genoß es des tiefsten Friedens: es schloß Verträge. Aber wie es durch Verträge Herr, so war es auch durch Verträge Knecht. Es blieb ihm zu seinem Glücke nicht erspart, sich mit jener Macht auseinanderzusetzen, welche der Welt Gesetze diktierte und nun auch Preußen die Alternative stellte, indem sie ihm zurief: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich".

Und was über den Süden dahingegangen wie ein luftreinigendes Gewitter, das brachte dem Norden vernichtenden Hagelschlag. Bei Jena und Auerstädt brach der friedricianische Staat in Trümmer.

Was nun kam, die Jahre furchtbarer Schmach und Not, sie pochten auch an das einsame Landhaus in Pleushagen, wo Roons Wiege gestanden.

Seine Eltern waren Gestalten für Ibsens düster-dramatische Kunst. Der Krieg tat das Seine, die Verhältnisse noch mehr zu verdüstern. Und doch ist aus jenen Tagen ein Hauch von reiner Frische im Wesen des Mannes haften geblieben: der mutschwellende Odem der See. Sie hat alles Krankhafte fern gehalten von dem Knaben, der auf den Dünen lag und spielte, während im nahen Kolberg Gneisenau den geretteten Schild preußischer Ehre emporhob als ein Vorzeichen und als ein Unterpfand neuen Ruhms und neuer Kraft.

Nach dem frühen Tode des Vaters führte ihn ein gütiges Geschick in eine andere Umgebung zu der Großmutter, die eine Frau von altem Schlage, von altpreußischer Art war. Unbeugsam und kernig, treu und bieder, mußte sie auf den Knaben die beste Wirkung üben. Sah er sie doch am Geburtstag des Königs ans offene Fenster treten und in Gegenwart zahlreicher Franzosen, welche die Stadt besetzt hatten, ein Hoch auf ihren König ausbringen.

Sie sollte dann freilich die Leiden des Krieges bis zur Neige kosten. Die Stadt ward belagert und beschossen. Dabei kam auch Roon zum erstenmale ins Feuer: er wurde von einem Granatsplitter — ungefährlich — verletzt. Es war eine preußische Kugel gewesen, die ihn in diese Lebensgefahr gebracht. Indeß der Knabe ließ sich nicht irre machen: mit einem auf einem Besenstiel aufgepflanzten Bajonett bewachte er den Garten vor den marodierenden Franzosen. Aber die Großmutter sah nicht des Krieges Ende: sie erlag den Entbehrungen der Belagerung.

Und nun war Roon wieder heimatlos. Da wurde ein Verwandter, Eduard von Blankenburg, sein guter Geist, der Vater jenes Blankenburg, der später Roons treuer Freund und Helfer war in den schweren Jahren von Preußens und des Reiches Ausbau. Dieser vermittelte die Aufnahme in das Kadettenhaus zu Kulm. Auch diese Anstalt bot das Bild des kaum erst geretteten preußischen Staates — ein Bild von wenig erfreulicher Art. Armselige, kleine Verhältnisse, dazu halb polnisch, die erst nach und nach der gute militärische Geist überwunden hat. Roon ist hier und in Berlin geistig und seelisch Soldat geworden. Er war

auf guten Wegen, und nicht ohne Rührung wird man die Briefe lesen, die er in jenen Lehrjahren an die Seinen schrieb.

Mit 18 Jahren sehen wir ihn als Sekondeleutnant in Stargard. Ein Leutnants-Leben wie so viele andere mit all seinen Leiden und Freuden! Nirgends als bei der Armee machte sich die schwierige Lage des Landes mehr geltend, trat es deutlicher zu Tage, daß es Jahrzehnte bedurfte, bis die Wunden alle vernarbt, die der große Krieg dem Staatswesen geschlagen.

Roon suchte den engen Verhältnissen dadurch zu entrinnen, daß er die Einberufung zur Kriegsschule anstrebte. Sein Wunsch ward erfüllt, im Herbst 1824 ward er nach Berlin einberufen, wo er nun dem Geographen Karl Ritter näher trat.

Seit 1820 hatte Ritter in Berlin eine außerordentlich lohnende Tätigkeit entwickelt. In dem vortrefflichen Gelehrten wog das Lehrhafte und das Bedürfnis, Anregung zu geben, die kritische Schärfe vielfach auf. Es war etwas Weiches in der edlen Natur Ritters, und all das zog Roon ganz besonders an. Das Verhältnis gewann noch an Innigkeit, als er 1828 zur Dienstleistung am Kadettenkorps kommandiert wurde. Er empfing hier Anregungen zu eigener schriftstellerischer Tätigkeit und so schrieb er in den Jahren 1831—34 die beiden Geographiebücher, den „großen“ und den „kleinen Roon“.

Auch später ist er auf diesem Gebiet produktiv geblieben. Die ideale Auffassung Karl Ritters von der ethischen Bedeutung und Bestimmung der Erde hatte befruchtend auf ihn eingewirkt: und so verschaffte er sich damals auch in wissenschaftlichen Kreisen ein gewisses Ansehen. Hatte es sich doch Ritter nicht nehmen lassen, die Vorrede zu dem Buche zu schreiben.

Im übrigen hatte Roon diese Stelle mit leisem Grauen angetreten, aber rasch hatte er sich die Zuneigung seiner Schüler gewonnen. Das Amt war für seine spätere Entwicklung von Wichtigkeit, für seine Stellung zur Armee nicht ohne Wert. Gewann er doch lebendige Fühlung mit dem Nachwuchs des Offizierkorps, ein Umstand, der ihm bei dem großen Reformwerk von weitgehendem Nutzen war. Doch war hier seines Bleibens nicht. Es drängte ihn zurück zum Frontdienst. Seine ganze Hoffnung war der Krieg.

Fürwahr, man konnte es ihm nicht verübeln: denn welche Schwüle lag über dem Lande, wie war Preußen nach innen und außen in seiner Bewegung gehemmt nach dem Kriege, in welchem es seine höchste Kraft und Ausdauer bewährt hatte. Die unerhörtesten Anstrengungen aber hatten ihm nur das Prestige der Großmacht gerettet. Es mußte alles dransetzen, um diese Stellung zu behaupten. So mußte es vor allem seinen europäischen Aufgaben gerecht werden, vor denen die nationalen noch zurücktraten. Es war gleichsam an die Seite Rußlands und Österreichs gezwungen. Und wenn die Zeit nun in der Tat kriegerische Bewegung brachte, so konnte es sich nicht um eine Entfaltung der militärischen Kräfte Preußens handeln wie Roon es ersehnte.

Es war die Erregung, in welche die Julirevolution die Gemüter gebracht hatte. Die Gegensätze schärften sich und das Jahr 32 schien die Mächte aufs

neue gegeneinanderzuführen. Ein Kabinettskrieg schlimmster Art drohte! Holland sollte durch England und Frankreich gemaßregelt, zur Räumung der besetzten Gebiete gezwungen werden.

Gehorsam der Politik, wie die heilige Allianz sie diktierte, hatte Preußen ein Observationskorps zwischen Aachen und Cleve zusammengezogen. Roon war dem Stabe des kommandierenden Generals — Müffling war sein Name — zugeteilt. Aber wenn er auf ein frisches Losschlagen gehofft hatte, so wurde er arg getäuscht: das Unternehmen blieb einer der vielen mißglückten Anläufe, die in Preußens Geschichte eine so große Rolle spielen sollten. Verlief die Aktion nun auch sonst kläglich: dem jungen Generalstabsoffizier gingen dabei doch die Augen auf: die Unzulänglichkeit der preußischen Militärorganisation, der Mangel an Kriegsstärke und Kriegsausbildung der Truppen war ihm klar geworden. Hier konnte nur eines helfen: eine Reform von Grund aus. Und der Gedanke beschäftigte ihn fortan, bis er ihn selbst zur Ausführung bringen konnte. Der Weg hierzu schien ihm gebahnt; noch 1833 wurde er in den Generalstab einberufen.

Diese Berufung ward sein Schicksal, — und zwar in mehrfacher Beziehung. Nicht bloß, daß er die Schwäche der preußischen Heeresverfassung bis in ihre geheimsten Tiefen durchschaute, daß er erkennen lernte, wo die reformierende Hand helfend einsetzen mußte. Er lernte auf den zahlreichen Generalstabsreisen nicht bloß Land und Leute kennen, sondern vor allem den einen Mann, der in sein und in des Reiches Schicksal am meisten eingegriffen hat — Otto von Bismarck. Einer der geistvollsten bayerischen Diplomaten hat mit Beziehung auf Bismarcks Erinnerungen die Charakteristik Roons gegeben: „Roon ist der einzige Mensch, über den Bismarck nicht schimpft." Es liegt ein tiefer Sinn in diesem freilich recht boshaften, aber geistvollen Wort und wir werden sehen, daß die längste Zeit das Verhältnis zwischen beiden Männern ein solches war, daß „Kollege" so viel bedeutete wie „Freund" und „guter Kamerad". Es war eine welthistorische Freundschaft — in jeder Beziehung bedeutungsvoll, der ich nur eine ähnliche an die Seite zu setzen wüßte, den Treubund zwischen Wagner und Liszt. Freilich als sich die beiden Männer zum ersten male sahen, als sie in Zimmerhausen oftmals in jugendlichem Frohsinn des Weidwerks pflogen, als sie auf der Hasenhetze den Hunden folgten und auf der Sabower Haide die Hühner verhörten, da konnten sie nicht ahnen, wie wichtig für das Vaterland ein Menschenalter später diese persönlichen Beziehungen werden sollten.

Und noch weitere Fäden wurden auf diesen Reisen angeknüpft: die Königsmanöver führten ihn im Jahre 1835 in das Pfarrhaus zu Großting, dessen Pfarrherr ein entfernter Verwandter von ihm war. Auf der Schwelle des Hauses begrüßte ihn, umflossen von dem Glanze der sinkenden Sonne, dessen Tochter: wenige Wochen darauf war sie seine Braut. Die Briefe Moltkes und Bismarcks an die Braut und Gattin in ihrem Lustgefühl, in ihrer weihevollen Empfindung sind deutsche Familienbücher geworden. Auch durch Roons Briefe

weht der gleiche Zug. Reizend ist die Schilderung, wie er seine Schimmel einfährt, mit denen er die junge Gattin zur Hochzeitsreise abholen will: „sie sind so ruhig und gelehrig, zeigen so viel Talent fürs Ziehen, als wenn sie wüßten, daß sie ihres Herrn liebstes Kleinod aus fernen Landen herführen sollten". Der feurige Idealismus des gereiften Mannes gab dieser Liebe eine Weihe, die über seinen Werken und Tagen in unauslöschlicher Kraft gewaltet hat. Wie sehr diese Frau seiner wert war, das spricht sich wohl am deutlichsten in den Worten aus, die sie bei der Kunde von dem Heldentode ihres Sohnes Bernhard — er fiel in den Kämpfen um Sedan — an den tief erschütterten Gatten schrieb: „Nun braucht man sich doch nicht vor anderen zu schämen, die so viel schwerere Verluste erlitten." Das konnten sie freilich nicht ahnen, als sie am 2. September 1836 der Vater getraut hat.

Nun wechselten Freud und Leid in rascher Folge. Das junge Glück, der Dienst, ließen ihn nicht schauen auf die Not der Zeit, wie nach dem leuchtenden Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms IV das Verhängnis unaufhaltsam näher kam: wie sich der König mit dem alt gewordenen Schiff des absoluten Staates hinauswagte auf das stürmische Meer der nationalen Politik. Doch bald genug sollten auch Roon die Augen aufgehen.

An Gelegenheit fehlte es ihm nicht. Seit 1846 war er zum ständigen Begleiter des jungen Prinzen Karl ernannt worden, der mit ihm die Universität Bonn bezog. Roon hat diese Bonner Tage stets zu den schönsten und interessantesten seines Lebens gezählt. War er doch nun in ganz andere Verhältnisse gekommen. Seine Stellung brachte ihn in Berührung mit den Lehrern seines Prinzen und er verlor die Scheu vor den Männern wie Vater Arndt, Dahlmann, deren Namen ja in früheren Tagen in Berlin verdächtigen Klang gehabt. Auch an Roon waren damals mancherlei Versuchungen herangetreten; aber er hatte diese politischen Fragen, die wie ein schwerer Alp auf ganz Preußen gelastet, stets als Soldat betrachtet und jede andere Anschauung mit geradezu ängstlichem Gewissen von sich fern gehalten. Überhaupt sah er die nationalen Bewegungen, welche unaufhörlich den Boden der Verträge von 1815 erschütterten, mit kühlen Augen an; er faßte alles unter dem Gesichtspunkte der Revolution. So beurteilte er die Demagogenverfolgungen, und so stand er auch nach 1830 den liberalen und nationalen Ideen herb und ablehnend gegenüber. Daran änderte auch jener Verkehr mit Arndt und Dahlmann nichts, und ganz natürlich fühlte er sich zu dem etwas weiter rechts stehenden Perthes mehr und mehr hingezogen. Mit diesem verband ihn bald eine tiefe Freundschaft, die bis zum Tode des wackeren Gelehrten angehalten hat.

Roons Einfluß auf den Prinzen war der denkbar beste; der Schwierigkeiten aber, die in seiner Stellung lagen, waren mancherlei. Denn fast alle Glieder des königlichen Hauses nahmen Anteil an der Entwicklung des Prinzen und so gab es eine reiche Korrespondenz mit denselben, galt es Einflüsse fern zu halten, Anfragen aller Art zu befriedigen. Auch hier tritt die spätere Kaiserin Augusta in

ihrer ganzen Eigenart, wie Bismarck sie charakterisiert, hervor — ebenso geistvoll wie hindernd, stets als Trägerin liberaler Ideen, die sie in ihrem Sohn zur Reife zu bringen hoffte.

Die Februarrevolution kürzte indessen den Bonner Aufenthalt ab. Gegen Roons eindringlichen Rat und Wunsch mußte der Prinz nach Berlin zurück, um an den Sitzungen des Staatsrats teilzunehmen. Aber dadurch ward Roon Zeuge der verhängnisvollen Stunden, die der Frühling des Jahres 1848 über Berlin und Preußen heraufbeschworen hat. Und nicht bloß innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle! Der Gedanke überflutete ganz Europa: entsprungen aus dem Empfinden und Sehnen, aus dem Ahnen und Verlangen nationaler Größe! In dieser Idee fanden sich alle Wünsche der Nationen zusammen. Sie hatte Frankreich groß gemacht; sie hatte ihm die Macht und den Ehrgeiz gegeben, welche in der Hand des großen Kaisers Europa gefährlich geworden sind. Sie war die Quelle der italienischen Revolutionen, sie zersetzte die Völkerschaften, die Habsburgs Szepter zusammenhielt, sie entflammte Polen und war die treibende Kraft in der deutschen Bewegung.

Da brach nun der gewaltige Wogenschwall der Revolution herein. Von Sizilien wälzte sie sich mit steigender Macht, alles niederreißend über die Alpen, das Königtum Louis Philipps versank im Strudel; da half kein Grenzpfahl; tosend brach sie über den Rhein, über den Westen und Süden Deutschlands; in ein paar Stunden kann man sagen, war das alte Österreich zertrümmert, und auch der preußische Staat erbebte in seinen Tiefen. Aber auch die Fessel war zersprengt, die ihn und seine Politik gebunden hatte: das alte System, die Politik der „heiligen Allianz" war zerstört und vorbei auf immer. Dafür freilich fehlte im ersten Augenblicke am Hofe zu Berlin das Verständnis, wo tiefe Unklarheit herrschte. Doch Roon gehörte neben Bismarck zu den Wenigen, die den Kopf nicht verloren, die nicht blind wurden für die Fehler der Regierung. Er hat furchtbar unter den Eindrücken gelitten, aber er klagte, wo Bismarck grollte, und er verzweifelte, wo jener großen Gedankenreihen nachhing, Zukunft uud Gegenwart überbrückend. Roon sah die Lage als Soldat! So war es ihm ein Trost, daß wenigstens das Ehrenkleid der Armee nicht durch so schmachvolle Szenen besudelt worden, wie das in Paris der Fall war. Mit tiefster Trauer aber erfüllte ihn die Haltung des unglücklichen Königs. „Glücklich," schrieb er in jenen Tagen, — „wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann, ohne Schmerzen, ohne einen Teil seiner Persönlichkeit aufzugeben." Dennoch war er fest der Meinung, daß der König, nachdem er sich für das konstitutionelle Wesen erklärt hatte, nie und nimmer abweichen dürfe von der betretenen Bahn. Das wäre ihm Wortbruch gewesen, nie zu billigender Wortbruch. „Jetzt," sagte er, „mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen." Auch darin dachte er, wie sein späterer Kriegsherr, der Prinz von Preußen! Und wie die Armee! Damals schrieb er die schmerzerfüllten Worte: „Die drei Farben, die Deutschlands Einheit bedeuten und Preußens Größe bezeichnen konnten, diese

rufen Schamröte auf die Wangen und Tränen in die Augen bärtiger Männer, weil sie die Ohnmacht des Königs, den Untergang Preußens deutlich bekunden." Das erste Trostwort erhielt er in diesen schweren Stunden wiederum von Bismarck. Denn dieser sah nicht bloß die Not, er sah auch die Rettung. Ganz anders Roon! Auch noch in Koblenz an seinem geliebten Rhein schaute er mit Bangen auf die wogende Gärung; die Hoffnung auf eine energische Haltung seiner Regierung wurde stets aufs neue getäuscht. „Zaudert man noch länger," klagte er, „so werden sich alle Bande lösen, die letzten Säulen des Throns und der Gesittung werden zusammenbrechen."

In dieser antirevolutionären Stimmung traf ihn die Aufforderung, die Erziehung des künftigen Kronprinzen zu übernehmen. Verlockend klang der warme Ruf des Prinzen von Preußen: „Unser Vertrauen ist unbedingt auf Sie gefallen, und ich brauche selbstverständlich Ihnen kein Bild von Ihnen selbst zu entwerfen, um den Grund dieses Vertrauens zu rechtfertigen." Und nicht minder schön klingt, was die Mutter über den Sohn schrieb: „Er gehört der Gegenwart und der Zukunft; er muß daher die neuen Ideen in sich aufnehmen und daselbst verarbeiten, damit er das klare und lebendige Bewußtsein seiner Zeit gewinne, und nicht außerhalb derselben, sondern in und mit ihr lebe."

Und doch gerade um solcher Erinnerung willen entschloß sich Roon in schwerem inneren Kampfe für Ablehnung des Antrags. Denn er fühlte sich unfähig, sämtlichen zeitgenössischen Ansichten innere Wahrheit und äußere Berechtigung zuzugestehen. Da traf er doch tief das Herz des Vaters. „Ich glaubte", schrieb der Prinz von Preußen, „Sie würden sich, wie wir Alle in das Unvermeidliche fügen und in dieser Hinsicht gerade nur gut wirken, da es darauf ankommt, das Pflichtgefühl zu heben, wenn man auch schwer nur sich fügt." Aber Prinz Wilhelm wußte die Treue des Mannes wohl zu schätzen, der hart und fest wie Stahl und Eisen war; er wußte, an welchen Platz er gehörte! Den Sohn, der aus edlem, aber weicherem Metall gefügt war, übergab er anderen Händen; Roon aber gedachte er die Erziehung derer anzuvertrauen, die ihm so teuer waren wie sein eigenes Fleisch und Blut: seine Soldaten, seine Armee.

War ihm doch Roon auf dem badischen Feldzuge, der die letzten Funken der Revolution auslöschen sollte, noch näher getreten. Rasch gehe ich hinweg über diesen Bruderkrieg. Die Bajonette hatten freilich gesiegt in jenem verworrenen Nachspiel des „tollen Jahres". Doch was damals groß schien, dünkt uns heute klein und kleinlich: der Genius Deutschlands hatte bereits zu Gericht gesessen über die alte Zeit. Eine neue Welt der Gedanken, liberal dem Scheine nach, national aber bis in den innersten Kern war erwacht und beherrschte Wähnen und Wollen der Nation. Das war die Geisterschlacht, die in den Lüften geschlagen wurde, während die Freischärler in wilder Flucht daherjagten vor den Bajonetten der Preußen.

Aber freilich der künftige Kriegsminister hat viel dabei gelernt: die tiefsitzenden Mängel der preußischen Heereseinrichtungen und die Nichtigkeit der deutschen Bundeskriegsverfassung traten ihm während des Feldzugs deutlich vor Augen.

Zum erstenmal auch sah er das südliche Deutschland! „Wie wunderschön ist dieses Land," schrieb er mit Entzücken an seine Gattin, mit der er dann im August glücklich frohe Tage im schönen Freiburg verlebte.

Schloß so für Roon der badische Feldzug mit einer Idylle, so war die Zeit nach der Rückkehr in seine Garnison eine Epoche hoher, politischer Spannung. Der Prinz von Preußen war mit reichen Erfahrungen zurückgekehrt aus seinem freiwilligen Exil in England. Sein einfacher Hof in Koblenz, dessen Milieu Bismarck in so charakteristischer Weise uns vor Augen führt, wurde der Sammelpunkt eines Freundeskreises, dem auch Roon sich zugesellte. Der Prinz hatte das volle Vertrauen zurückgewonnen auf sich selbst und auf die ererbte Monarchie, die trotz allem in höchster Not ihre Kraft bewährt hatte. Freilich blieb er auch jetzt von den romantischen Vorstellungen seines Bruders weit entfernt, ja er trat dessen österreichischen Neigungen mit voller Bestimmtheit entgegen. Nichts wollte er wissen von einem habsburgischen Erbkaisertum, von dem Schwertträgeramt des preußischen Königs. Er sah in diesen Plänen den Verlust der preußischen Selbständigkeit. Und so verlangte er die Hegemonie Preußens und den Ausschluß des Donaureiches vom deutschen Boden. Er stand mit diesen Ideen nicht allein; so wie er dachte die Armee, die den Gang nach Olmütz als ein zweites Jena empfand, und „als einen zweiten Scharnhorst begrüßte er seinen Roon, der ihm helfen sollte, diesen Gang der Schmach zu sühnen".

Freilich mußte damals Roon das Vertrauen des Prinzen mit der Ungnade des Kriegsministers büßen. Der Koblenzer Kreis hatte die angebliche schwächliche Haltung Stockhausens in den Olmützer und Dresdener Tagen einer vernichtenden Beurteilung unterzogen. Nach Bismarcks einleuchtender Beurteilung mit vollem Unrecht. Auch der Prinz von Preußen hat erst später die richtige Auffassung von jenen Ereignissen gewonnen, die ihm damals so unsäglich schmachvoll erschienen, als eine Trübung der preußischen Waffenehre, während doch die preußische Diplomatie die Schuld trug an jenem Versäumnis, das Bismarck nie so tragisch genommen hat. Es war eben der Grundirrtum der damaligen preußischen Politik, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf gewonnen werden konnten, durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heuchelei erreichen zu können. Dachte der Prinz doch selbst an solche „moralische" Eroberungen, während Bismarck von „Blut und Eisen" sprach. Aber gerade damals hat Bismarck in seiner berühmten Rede vom 3. Dezember 1850 die Pflicht und Aufgabe des leitenden Staatsmannes mit klaren Worten gezeichnet: „Es ist leicht für einen Staatsmann, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen, und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht." Das eben ist das Große jener äußerlich so trüben Tage, da sich Deutschlands Geschicke zu raschester Entwicklung entwickelten, da die Keime mächtig schwollen, um alsbald die Hülle sprossend zu zersprengen: der künftige König und Kaiser wollte die Armee um ihrer selbst willen, und nun wurde ihm der Mann gegeben, der sie

ihm schuf nach seinem Willen und der Genius, der ihr die Wege wies zum schönsten und herrlichsten Sieg.

Und so ging denn Roon daran, sein Lebenswerk, die Reorganisation der Armee vorzubereiten. Die Reform mußte zweifellos von oben beginnen. Und so ist der erste Baustein jene Denkschrift „über politisch-militärische Zukunftsfragen", in der er auch scharf die Hindernisse betonte, die sich der deutschen Einheit in den Weg stellten und deutlich den Weg wies, den dann die Geschichte in der Tat mit ehernen Schritten gegangen. Keine Reorganisation der Bundesverfassung mochte da helfen, nur die Umgestaltung des deutschen Heerwesens bot die Mittel zur Einung. Freilich fand auch er die Kluft groß zwischen Wollen und Vollbringen. Er konnte nicht ahnen, wie er selbst berufen war, diese Ideen ins Leben zu führen, Ideen, die nur noch wenig Jahre in der Werkstatt ihres Schöpfers schlummerten.

Im Spätherbst des Jahres 1859 war Friedrich Wilhelm IV. schwer erkrankt. Mit seiner Erkrankung begann des Staates Genesung: die Schleier sanken dicht und dichter um den Unseligen, aber sie wichen von Preußens langerfülltem Geschick. Sobald der Prinz von Preußen sich freier fühlte, entbot er seinen Roon zu sich.

Zweimal binnen fünf Jahren ist das schlichte Neubabelsberg der Schauplatz von Unterredungen gewesen, die einen Markstein bildeten für Preußens und Deutschlands Geschicke. Jenem welthistorischen Moment, 22. September 1862, da Bismarck vor den müden König trat, war der 25. Juni 1858 vorausgegangen, da Roon den Befehl erhielt, seine Gedanken über die Armeereform dem Prinzen vorzulegen. Der spätere Kaiser hat diesen Moment niemals vergessen, und oftmals hat er seinen getreuen Minister daran erinnert, als an den Ausgangspunkt all ihrer Bestrebungen, ohne welche alle späteren politischen Erfolge, und auch die Neuordnung der deutschen Verhältnisse ganz unmöglich gewesen wäre. Rasch ging nun Roon an die Arbeit. Im Seebad zu Colberg hat er in wenig Tagen die Summe seiner Erfahrungen in einer Denkschrift zusammengefaßt, die bereits am 22. Juli dem Prinzen zuging. Sie ist die Grundlage für die gesamte Heeresreform geworden. Sie enthielt bereits alle jene leitenden Gedanken, die in dem eigentlichen Reorganisationsentwurfe zur Sprache kamen, welchen Roon anderthalb Jahre später zu vertreten und zu verteidigen hatte. Sie gewann sofort erhöhte Bedeutung, als Prinz Wilhelm am 9. Oktober 1858 die Regentschaft übernahm. Und alsbald ging er daran, den genialen Plan Roons ins Leben zu führen. Denn Roons tiefstes Eigentum ist diese Reform.

Freilich zunächst schien ihr kein guter Stern. Bonin, der Kriegsminister, war nicht der Charakter, das geistige Eigen eines anderen mit der Achtung vor dem überlegenen Genius zu fördern, und nicht der Mann, selbst einzutreten in die Lücke, die er durch jenen nicht decken lassen wollte. Bonins Sturz war der erste notwendige Schritt zur Reform der Armee. Ganz oben an der Spitze mußte begonnen werden. Und nur Roon war der Mann, den Plan, den er entworfen, zu vertreten und zu verfechten.

Die endgültige Annahme seiner Ideen bedingte seine Ernennung zum Kriegsminister. So dachte der Regent, so die alten und die jungen Offiziere. Und es ist doch erhebend, daß der älteste der Generäle, der alte Starrkopf Wrangel, dies zuerst offen ausgesprochen hat: „Ich kenne Sie, Sie sind ein fester Mann; und allein imstande, die Reorganisation durchzuführen. Sie müssen Kriegsminister werden."

Es war eine Genugtuung für all die dornenreichen Stunden vor und nach der Berufung der Kommission, die nun lange tagte, bis man einig geworden war über das, was doch allen notwendig schien. Hatte doch auch der Gang der Politik Tag um Tag darauf hingewiesen, daß der Worte genug gewechselt, daß man endlich Taten sehen müsse: aber erst die Waffe, dann die Tat.

Roon selbst war in tiefer Niedergeschlagenheit dem Gang der äußeren und inneren Ereignisse gefolgt, und wenige Tage vor seiner Ernennung zum Kriegsminister hat er geschrieben: „Es wird fast zu viel des Schämens für ein Menschenalter, die nachfolgenden Generationen werden das Geschäft fortsetzen müssen."

Doch daß dies nicht geschehen, dazu hat Roon selbst sein bestes Teil beigetragen. Am 5. November hatte Preußen den Kriegsminister, den es brauchte. Am Jahrestag des Sieges von Leuthen trat er in sein neues Amt: ein Zeichen guter Vorbedeutung! Von der Armee wurde er denn auch mit Freuden begrüßt! Er selbst aber trat mit Mut an seine Aufgabe heran, die sein Freund Perthes sehr richtig definiert hat mit den Worten: „Der Ruf an Sie ist ein ungewöhnlich großer. Der Staat, von dem Deutschlands künftiges Geschick abhängt, soll wesentlich durch Sie eine neue Basis seiner Stellung zu Europa und im eigenen inneren Leben erhalten; ein Stück Geschichte ist Ihnen anvertraut; Sie sind ein historischer Mann geworden." Roon aber ging daran, das Ziel seines Lebens zu verteidigen, und wie ein Held hielt er aus auf dem Platze, auf den sein König ihn gestellt. Und er hat die Stellung gehalten, bis ihm ein Stärkerer beisprang, bis auf dem Felde von Königgrätz sich Roons Walten und Ringen rechtfertigte vor aller Welt und auch die Herren im Abgeordnetenhause huldigend den Speer senkten.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die einzelnen Phasen des Kampfes zu erörtern, der leidigen Konfliktszeit, für die doch König Wilhelm die volle Verantwortung trägt. Er wollte im Sinne der konstitutionellen Doktrinen regieren, nur an eines wollte er sich nicht tasten lassen, — an die Armee. Seine Stellung zu ihr war ihm das unangreifbare Palladium seines Thrones, sie war ihm der unmittelbarste Ausdruck seines königlichen Willens. Sie durfte nicht abhängig werden von den Schwankungen und wechselnden Willensmeinungen seines Parlaments. Und darum hat er Roon nichts heißer gedankt als die Unerschütterlichkeit seiner soldatischen Treue. Und diese stand felsenfest! Sie hat ihn unter dem Bewußtsein, daß er den Gedanken seines Lebens zu verfechten habe, zum heldenhaften Staatsmann gemacht, sie nahm ihm die Befangenheit des Neulings auf der Rednerbühne und machte ihn zu einem der glänzendsten Redner! Den Gegenstand voll beherrschend, immer streng sachlich, ohne rednerischen Prunk: so hatten, nach gewichtigem

Zeugnis, seine Darlegungen etwas von jener lutherischen Geradheit, die in den Worten gipfelt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“. Aber auch seinem Herrn gegenüber blieb er der unerschütterliche Charakter, voll überzeugender Kraft, an der sich der König in Tagen des Kleinmuts immer wieder aufgerichtet hat, um zu Ende zu führen, was er begonnen. Auch diese Position war schwer zu halten. Wahrlich, wenn wir sehen, wie unter steten Schwierigkeiten, unter steten Gegenströmungen die treuesten Helfer des Königs ihrem Ziele zustrebten, so kann unsere Bewunderung nur noch steigen. Wieviel mußte dem gütigen Herrn abgetrotzt werden; und so fehlt's auch zwischen Roon und dem König nicht an Momenten des Gegensatzes: hat er doch Ausbrüche der Heftigkeit des Kaiserlichen Herrn weit öfter erlebt als Bismarck. „Roon hörte dergleichen Explosionen an, wie ein Militär in der Front den Verweis eines hohen Vorgesetzten, den er nicht verdient zu haben glaubt, aber er litt nervös und sekundär auch körperlich darunter.“

Hoch aber schlugen die Wogen des Parteikampfes empor und er fühlte es selbst mit gesteigerter Notwendigkeit: er bedurfte dringend eines Kampfgenossen, mit dem er sich in allen Grundanschauungen völlig einig wußte, und der auch mitbrachte, was zu den drohenden Stürmen von außen und innen unentbehrlich war. Er kannte nur einen, und es gab nur einen: das war Bismarck.

Seit jenen jugendfrohen Jagdtagen auf der Sabower Haide hatten sich ihre Wege vielfach gekreuzt und hatte die geschlossene Freundschaft nicht nur gehalten, sondern sich immer weiter entwickelt. Bismarck war freilich auch für andere kein unbeschriebenes Blatt mehr gewesen. Seine Bedeutung war längst erkannt und anerkannt, und bereits im Jahre 1858 hatte der Regent seine Ernennung zum Minister des Auswärtigen in Erwägung gezogen. Aber seit 1861 hatte Roon nicht geruht, für Bismarcks Berufung zu wirken und die Korrespondenz der Beiden ist ein historisches Denkmal für Roons außerordentliches Verdienst, Bismarck den Weg gebahnt zu haben.

Aber das war schwer, und oft mußte Roon den Freund ermuntern, sich nicht der großen Sache zu entziehen, die seiner harrte. „Wir brauchen einen starken Premierminister“, schrieb er ihm einmal, „einen Mann, der selbst handeln und andere dazu fortreißen kann. Ich habe Sie stark in Verdacht, Sie wollen faul werden. Nichts davon! Bedenken Sie nur, um was es sich handelt.“ Aber dann in höchster Not, da der alternde Fürst sich nicht mehr Rat wußte und mit dem schweren Gedanken trug, abzudanken, um sich nicht selbst untreu zu werden: da war des treuen Roon getreuer Rat: „Berufen Ew. Majestät Bismarck!“ „Er ist hier, er wird Ew. Majestät Rufe bereitwillig folgen.“

Und es geschah. Das von Roon so lang Ersehnte war erreicht. Das welthistorische Zusammenwirken der Beiden begann: die äußere Politik glitt in feste, sichere Bahnen und auch das neugeschaffene Heer gewann Zeit und Raum, seine Kraft zu bewähren.

Hatte sich schon bei der Krönung in Königsberg (18. Sept. 1861), die alle Repräsentanten der Armee vereinigte, gezeigt, was Roon geschaffen, so lieferte

das Frühjahr 1862 den Beweis der gesteigerten Schlagfertigkeit der Armee, als die kurhessische Frage eine militärische Demonstration notwendig machte. Und auch in Polen wußten im folgenden Jahre die Maßregeln des Ministers das Land vor der Insurrektion und ihren Folgen zu schützen.

Dann aber folgte im Jahre 1864 der erste blutige Waffengang, der dänische Krieg. Die Armee bestand die Probe glänzend: die Organisation nicht minder wie die Ausbildung der Truppen bewährte sich in jeder Beziehung.

Welcher Gegensatz zwischen einst und jetzt!

Der Apparat lief spielend, wenn auch vielfach durch recht überflüssige Kontroversen gehindert, denen Roon und Bismarck ihren geeinten Widerstand entgegensetzten. Hat sich doch Bismarcks geniale Staatskunst gerade bei der Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage am besten bewährt. Und man muß sagen, Roon hielt bei den außerordentlich schwierigen Verhandlungen dem Recken den Rücken gedeckt. Freilich entbrannte der Kampf im Abgeordnetenhause aufs neue, ja er wurde trotz aller Symptome der gewendeten Volksstimmung mit gesteigerter Heftigkeit geführt. Und nicht eher kam er zum Schweigen, als bis die unabwendbare Auseinandersetzung mit Österreich erfolgte. Seit Jahren hatte Roon die Notwendigkeit erkannt, hatte er den Bruch in sein Programm aufgenommen. Er war dabei mehr und mehr von Bismarck abhängig geworden: der war sein Lehrmeister in der deutschen Frage: es ist nicht anders, der preußische Staatsgedanke war das Programm, von dem er ausging; er fragte im Gegensatze zu den Liberalen und zu den Reaktionären nach dem Machtinteresse der preußischen Krone. Kein Wunder, wenn die Getreuen, in deren Seele das Ideal deutscher Größe glühte, mit wachsender Sorge auf diese Staatskunst sahen, die alle liberalen und nationalen Programme über den Haufen warf. Aber mit jedem Schritte, den er vorwärts tat, erfüllte er die nationalen Wünsche, wie das Jahr 48 sie gefordert und formuliert hatte. Mit anderen Gedanken aber zogen die beiden in den Krieg, Roon mit den gemischten Gefühlen eines Wallensteinischen Generals und eines Kreuzritters. Noch im April 66 hatte er geschrieben: „mag's kommen, wie es will; ich sorge dafür, daß die Armee wo möglich immer besser und schneidiger wird: denn der Moment ist nicht mehr fern, wo es mit Schillers Reiterlied heißen wird:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum wohl, wer den Degen jetzt führet,
Und bleibt ihr nur wacker zusammengefügt,
Ihr haltet die Welt regieret.

„Das ist meine Aufgabe", — „das übrige mag der Dreihaarige besorgen". Und der hat es getan. Der Krieg brach aus. Wohl kam sich Roon in diesem Augenblicke höchster Spannung vor wie ein Seiltänzer, der eine schwere schwankende Last über den Niagara trägt, wissend, daß jeder Fehlschritt den Sturz in die brausende Tiefe herbeiführt — „aber auch wieder als Kämpe für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens". Mit

frohem Herzen rief er am Nachmittag des 8. Juli dem langjährigen Kampfgenossen zu: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgehauen". Noch ahnte er nicht, was Bismarck für Lehre gezogen aus diesem Bruderkampf: „Die Wunde heilt der Speer nur, der sie schlug". Noch stand er allein, da er gerade in Nikolsburg seinen königlichen Herrn bekehren wollte zu dieser neuen Lehre, die Deutschlands Heil und Zukunft barg, da er vergebens mit den dynastischen Tendenzen des Königs rang. Und auch Roon blieb ferne und verstand ihn nicht: Und als nun die Stunde kam, die tausend Propheten verkündet hatten, „da die Nation die Gleichheit ihrer Ziele mit denen der preußischen Größe erkannte, und das Evangelium vom neuen Reich jubelnd durch ganz Deutschland verkündigt ward, — da sah ihn Roon an mit vorwurfsvollem Blicke: denn dieser war nicht überwältigt von der deutschen Strömung und nicht abgedrängt von dem Boden des preußischen Partikularismus. Aber Bismarck hielt ihm die alte Zeit vor, da die Brandenburger ihren alten Namen mit dem der Preußen vertauscht hätten, und wies ihn auf die Zeit, wo ihre Söhne auf einer deutschen Flotte, in einem deutschen Heere zu dienen sich zur Ehre rechnen würden. Und Roons Freundschaft mit dem unvergleichlichen Manne blieb bestehen: nichts konnte sie erschüttern, erzürnte die beiden auch oftmals ein Zwist. Und einig fand sie auch das große Jahr, da die Zeit erfüllet und Deutschlands Geschicke sich vollenden sollten. So war er am 13. Juli freudiger Zeuge, da Bismarck mit der Umredigierung der Emser Depesche das Schicksal des deutschen Volkes in die Hand nahm.

Und so kam der Augenblick, da Roon auf dem Potsdamer Bahnhof, umringt von der aufs höchste gespannten Menge, dem König die kurzen Worte sagte: „es ist Alles vorbereitet". Es folgte jene welthistorische Unterredung im Königlichen Palais, deren Resultat die lakonische Depesche war, die um die Mitternacht des 15. Juli der Telegraph hinaustrug in die deutschen Gaue: „Die Armee ist planmäßig mobil zu machen." Die Summe von Roons Arbeit und die Gewähr des Sieges lag zugleich darin. Schlag auf Schlag hat das neue System gerechtfertigt, Scharnhorsts Wollen ward zur Tat durch Roon: das Volk in Waffen schützte den deutschen Rhein.

Aber dann ein anderes Bild: Wie am Abend des 4. September im Park von La Moncelle ein preußischer Held von stattlichen, hochgewachsenen Söhnen der bayerischen Berge zur Ruhe getragen wurde nach dem stillen, von rauschenden Baumwipfeln behüteten Grabe und deren Kameraden den trauernden Bruder stützten, der, selbst verwundet, dem Toten das letzte Geleite gab: zwei Söhne eines Vaters, des Kriegsministers Roon. Und ein anderes: Zu derselben Stunde, da König Wilhelm den Sieg von Sedan feierte und das Glas erhob, um auf Roons Wohl zu trinken, hauchte dessen Sohn seine Heldenseele aus. Wahrlich ein ergreifendes Symbol für die Wahrheit, daß das Größte nur erreicht wird durch die größten Opfer. Und noch ein Bild: Metz ist gefallen. In demütiger Weise wird in der Schloßkirche zu Versailles der Sieg gefeiert durch ein Tedeum:

und dann begrüßt der große König die Gardelandwehr, die in Versailles einzieht, lauter herrliche Gestalten. „Immer neue Truppen", seufzten die Franzosen, „oh pauvre France!" Auch das war Roons Werk.

Und doch kamen ihm, nicht minder wie Bismarck, bei all der gehobenen Stimmung, bei all dem Hochmut, der im Hauptquartier herrschte, die Falten der Sorge nicht von der Stirne. Sein klarer, soldatischer Blick, sein wackeres Soldatenherz hielt die Freude über Kaiser und Reich noch für verfrüht, so lange noch nicht der rechte Schluß gefunden war zu dem gewaltigen Kriegsdrama: das Bombardement von Paris. Es widerstrebte ihm, daß die Kaiserkrone dort geschmiedet werden sollte, im Angesichte des unbesiegten Paris, so lange noch die Gefahr bestand, daß statt eines würdigen Punktum ein kolossaler, schmutziger Klecks unter die glorreiche Geschichte dieses Feldzugs gesetzt würde. Denn unter Sieg und Kampf wachte er nicht bloß mit scharfem Blick darüber, daß nichts die Lorbeeren der deutschen Waffen verunzieren möchte, sondern unter Sieg und Kampf dachte er schon über den Krieg und den Frieden hinaus an den vollen Ausbau von Deutschlands Wehrkraft. Von diesem Gedanken erfüllt, schrieb er damals in Versailles die gereimten Worte nieder:

„Drum hör' mein Volk und merk es fein:
Soll hell und blank die Ehre bleiben,
Des Friedens Palme Segen treiben,
So muß auch immer stark und rein
Dein Arm und Dein Gewissen sein.
Denn Deiner Fluren heitrer Kranz
Und Deines Goldes heitrer Schimmer
Lockt wohl den Feind, doch schützt Dich nimmer,
Fehlt Deiner Faust des Stahles Glanz."

Und dennoch sollte er bald des Sieges Vollendung schauen: und wir sehen ihn mit den beiden Paladinen feierlich einreiten unmittelbar vor dem Kaiser durch das Brandenburger Tor. Aber des treuen Mannes tiefstes Wesen hatte der Kaiser erfaßt, da er dem Grafen Roon den Wappenspruch gab: „Echt und recht in Rat und Tat."

Noch aber war Roons Tagewerk nicht vollendet. Noch gab es Aufgaben in Fülle, wenn auch die gewaltige Faust Bismarcks das Schwert, das Roon geschmiedet, in den Stamm der Friedenseiche stieß bis an den Griff, wo es haftet für die höchste Not! Auch andere Aufgaben harrten seiner. Auch er ward hineingezogen in die Strudel des Kulturkampfes. Aber er blieb auch jetzt, was er von Anfang an gewesen, der gute Geist des Ministeriums. An Krisen hat es nicht gefehlt, und so sehen wir Roon auch noch als Präsidenten an der Spitze des preußischen Staatsministeriums. Wohl konnte er dem stolzen, immer kühner vorschreitenden Genossen oftmals nicht mehr folgen, der dem Kleinen als der große Hecht im Karpfenteich erscheinen mochte: aber sie fanden sich doch immer wieder zusammen, die beiden Menschen, groß und eigenartig, mächtig in

Liebe und in Haß. Wie jeder von diesen Beiden stets sich selber treu blieb, so haben sie auch einander die Treue gehalten. Und als der eine seine Kräfte verbraucht hatte, als mit neuen Ehren überhäuft der Generalfeldmarschall Roon aus dem Amte schied, da rief er dem Bleibenden in herzlichen Treuen zu: „Vorwärts, immer vorwärts, kühner Held!“

Freilich wehmütig klang das Lebewohl des Fürsten: „Persönlich nehme ich nicht Abschied. Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die elf Geschichtsjahre tun können, die Gott uns hat zusammen durchkämpfen lassen. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger, je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde. Wie Gott will. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatze nicht ausgefüllt finden, und dabei denken: „ich hatte einen Kameraden.“

Roon aber schrieb in den gleichen Tagen: „Alt bin ich, jung aber noch in der herzlichen, innigen Liebe zu meinem König, meinem Lande, meinen Kindern und meinen Freunden. Das hoffe ich bis an mein seliges Ende zu bleiben.“ Und so geschah's. Eine treue, schöne Heldenfreundschaft blieb bestehen zwischen ihm und dem alten Kaiser. Wie oft hat dieser noch mit dem Treuesten der Treuen Worte der Klage oder der Sorge ausgetauscht über den allzu stürmischen Wogenschlag der neuen deutschen Politik. Und Roon mußte es erleben, wie Mörderhand sich gegen das geheiligte Haupt des greisen Monarchen erhob und mußte klagen, „daß auch seinem kaiserlichen Herrn nicht das Los erspart geblieben, das prometheische Los, daß, wer himmlisches Feuer raubt, sich auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen muß.“

Doch als der Kaiser wie durch ein Wunder wieder genesen, und noch einmal die Zügel der Regierung ergriffen hatte, da trieb es Roon aus seiner häuslichen Einsamkeit nach Berlin und ergreifend war das Wiedersehen der Beiden. Aber Roon sollte Berlin nicht mehr verlassen, er erkrankte schwer. Und als der Kaiser davon vernahm, da ließ er sich's nicht nehmen, an das Krankenbett seines alten treuen Kriegsministers zu treten, obwohl er selbst noch leidend war und den verwundeten Arm noch in der Schlinge trug. Und am Bette stehend hob er die Hand nach oben und sagte: „Dort sehen wir uns wieder!“

Und im Gehen wandte er sich noch einmal um und rief ihm zu: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!“ Auch diesen letzten Befehl seines Kaisers hat Roon rasch vollführt. Nach wenigen Stunden fuhr er gen Walhall.

Kultur und Technik.

Von

Ernst von Halle—Berlin.

I.

Wenn eine Anzahl der großen Männer vergangener Zeiten plötzlich aus dem Grabe emporstiege, und in eilendem Fluge eines Automobils durch die belebten Straßen einer modernen Groß- und Fabrikstadt geführt würde, was würden sie empfinden? — Was würde Friedrich der Große sagen, wenn er von dem wohlbekannten Schloß abfahrend, in das Treiben am Bahnhof Friedrichstraße gelangte, mit den kommenden und gehenden Eisenbahnzügen und dem wogenden Wagen- und Menschenverkehr? Wie würde ihn ein Besuch der Siemens & Halske'schen Werke, der Schwartzkopf'schen Fabrik berühren? Und gleich ihm, wie würde auf einen Shakespeare, einen Bacon das moderne Birmingham oder Manchester, wie auf einen großen italienischen Dichter und Künstler der Renaissance der Gotthard-Tunnel wirken? Ob Dante in dem Getriebe der lombardischen Fabrikstädte eine Vorstufe zum Inferno oder zum Paradiese gesehen hätte?

Der sinnende Geist des Großen Friedrich würde wohl gar bald die Bedeutung der Dinge erfassen und sich ihrer erfreuen. Hat er doch schon in seinem „Edikt über die Bandmühlen vom 18. Julius 1749" gesagt: „Wir halten es für einen dem gemeinen Wesen schädlichen Handwerksmißbrauch, diejenigen Mittel, welche zur Erlangung eines wohlfeilen Preises der Waren gereichen, nicht zur Hand zu nehmen." —

Allen Geistesgrößen aber von den alten Zeiten des Aristoteles und seiner Vorgänger bis zu den Tagen der Renaissance und noch ein Stück darüber hinaus würde die große Welt des modernen Verkehrs und des modernen maschinenbetriebenen Gewerbes etwas unendlich Fremdes, vielen etwas durchaus Unfassbares bleiben. Waren sie darum keine Kulturmenschen? Haben wir etwa darum ein Recht, sie mit den Vertretern des Naturzustandes auf eine Stufe zu stellen, die wir heute im Zoologischen Garten und Panoptikum ausstellen? — Wir sind nur allzu leicht geneigt, das derzeitige Niveau eines Menschen oder einer Nation an ihrem Verständnis für die sogenannten Errungenschaften der modernen Kultur zu messen; und was wir als deren Kern ansehen, ergibt die Benennung

des vergangenen Jahrhunderts als Jahrhundert des Eisens und des Dampfes, als Zeitalter der Technik. —

Dieser Maßstab ist ein falscher. Wollen wir das Verhältnis der Kultur zu unserer modernen Technik, und die Bedeutung, welche die eine für die andere hat — denn es handelt sich dabei um Wechselwirkungen —, richtig ermessen, so gilt es zunächst zu fragen, was eigentlich Kultur und was die moderne Technik ist. — Jedermann wird die Empfindung haben, er wisse das ganz genau. Aber, wie so oft bei der Erklärung von landläufigen Begriffen, wird er bei Aufstellung einer Definition ungeahnten Schwierigkeiten gegenüberstehen.

II.

Wer wagt es, zu behaupten, daß nicht die Griechen mit ihrer höchstentwickelten Kunst, die Römer mit ihrer ausgebildeten Rechtsanschauung und staatenbildenden Kraft, die verschiedenen Völker des westlichen Kleinasien, von den Assyrern und Syriern und Juden bis zu den Arabern mit ihren welterobernden Religionssystemen und ihren natur- und geisteswissenschaftlichen Forschungen Kulturvölker im eminentesten Sinne waren, daß ihre führenden Geister nicht die Höhe des Menschentums dargestellt haben! Die Gedanken über Welt und Ewigkeit bei den Indern und in der Bibel, die Tiefe der Philosophie eines Aristoteles und Plato, die Fülle der himmlischen und irdischen, der Menschenliebe, die das Altertum erzeugte, die epische Größe Homers und die Süße der Lyrik des Anakreon und der Sappho, die Tragik des Aeschylos, die Komik des Aristophanes, die Satyre Lukians, die Meisterwerke der Plastik und Architektur bei Griechen und Römern: das alles kann heute kaum übertroffen werden. In der Entwicklung des ethischen und ästhetischen Empfindens sind vergangene Epochen den erreichbaren Grenzen menschlichen Leistungsvermögens fast ebenso nahe gekommen, wie wir es nur irgend heute können. Wenn wir uns eins der Symposien des Altertums denken, bei denen die großen Geister auf schwellenden Lägern in kostbaren Gewändern, rosenumkränzt, sich des Weins und der Speisen und der rhythmischen Bewegungen schöner Tänzerinnen freuten, und sich in ernsten oder launigen Gesprächen ergingen, müssen wir zugeben, daß sie mit ebenso viel Recht Kulturmenschen ersten Ranges zu nennen waren, als etwa die Mitglieder der New York Bankers Convention, die sich ein Theater mieteten, den Zuschauerraum zum reichgeschmückten Bankettsaal ausgestalten ließen und hier nach getaner Arbeit beim Essen und Trinken die Morgan-Trusts, die Krisengefahr, die Strikes, die Eisenbahn-Kombinationen, die großen Warenspeicher und höchsten Gebäude der Erde, die riesigen Carnegiewerke in Pittsburg, die Größe des Landes der Monroe-Doktrin 2c. erörterten.

Wie uns schon diese Gegenüberstellung klar gemacht hat, ist es ein innerlich Verschiedenes, was man zu verschiedenen Zeiten unter dem Begriff Kultur zusammenfaßte. Wir können hinzufügen, auch in der Gegenwart sind die Anschauungen

darüber nicht nur von Land zu Land, sondern auch in den einzelnen Gesellschaftsschichten desselben Landes recht abweichend von einander. Den einen ist das Kulturideal die Außenseite des Großstadtlebens, die Tatsache, daß man mit Hochbahn, Untergrundbahn und Straßenbahn fahren, durchs Telephon sprechen und Abends bei elektrischer Beleuchtung lesen oder ausgehen kann. Es gibt eine Gesellschaftsschicht, die nur denjenigen für ein höchstentwickeltes Kulturwesen ansieht, der in tadellosem Gesellschaftsanzug mit Bügelfalten in den Beinkleidern Damen mit zwölfknöpfigen Handschuhen freundlich nichtssagende Dinge zu sagen versteht, oder Rennplätze besucht und nachher Variété-Theater. Ihnen wäre schon das Leben einer kleinen Universitätsstadt ohne diese Genüsse unerträglich. Umgekehrt fühlt sich mancher Gelehrte oder Künstler nur dann als Kulturträger, wenn er im Schlafrock mit der Pfeife über den Büchern hockt, oder mit phantastischer Haar- und Barttracht und Kleidung in der Kneipe des Montmartre unter Gleichgesinnten die höchsten Probleme der Menschheit erörtert. Der Missionar draußen und die Friedensapostel daheim fühlen sich ebenso als Kulturträger, wie der Königliche Kaufmann, der die Produkte der ganzen Erde austauscht, der Händler, der in Afrika dem Wilden die Kultur in der Form von Schnaps und Feuerwaffen bringt, und der Soldat, der die kulturfeindlichen Philippinos oder Afrikander unschädlich zu machen sucht. Mehrfach kann man in den Berichten über die Versammlungen von Arbeitervertretungen und Gewerkvereinen lesen, die Debatten hätten bewiesen, daß die Versammlung die Vertreterin der höchsten Kulturleistungen gewesen sei, die die Welt kenne.

Es handelt sich eben bei der „Kultur“ um große Summen von Erscheinungen, aus denen der Einzelne jeweilig das hervorhebt, was seinem Denken und Empfinden am nächsten liegt. Der Begriff umfaßt Errungenschaften auf dem Gebiete des Staatswesens, der Religion, des philosophischen Denkens und wissenschaftlichen Forschens, der Sitte, der Rechtsanschauung und des Rechtsschutzes, der Literatur und Kunst, des Bildungs- und Erziehungswesens, der Wirtschaftsführung und des Verkehrslebens. Sie alle sind Charakteristika, durch deren planmäßige und durchdachte Ausbildung sich der Mensch vom Tier unterscheidet. Durch den Stand ihrer jeweiligen Entwicklung und ihrer Beziehungen untereinander geben sie dem Dasein des Menschengeschlechtes zu bestimmter Zeit und am bestimmten Ort das Gepräge. Die Kultur ist etwas ständig Wechselndes. Wir können uns ihr Wesen am klarsten machen durch das Bild einer großen Treppe, welche die Menschheit sich selbst allmählich und mühsam emporbaut. Auf ihr schreiten nicht etwa alle gleichzeitig fort, sondern dasselbe Volk hat sich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedenen Stufen befunden. Es kann fortschreiten, stehenbleiben oder gar zurückfallen; einzelne seiner Angehörigen mögen weit voraus sein. Andere Völker wiederum befinden sich gleichzeitig auf tieferen Stufen als die fortgeschrittensten. Wohin die Treppe führt, zu einer fernen, geheimnisvollen Quelle des Lichts, darüber haben wir Glauben, aber kein Wissen. Ebensowenig über die richtigste Weise des Emporsteigens, denn „hier sehen wir es

nur durch einen Spiegel in einem dunklen Wort". — Daher die Verschiedenheit der Ansichten davon, was Kultur ist und was sie bezwecken sollte.

Unverkennbar ist auf alle Fälle die Tatsache, daß innerhalb der gesamten Menschheit ein Aufsteigen stattgefunden hat. Von den vorhistorischen Zeiten, da durch die Entwicklung der Sprache, Erfindung der Waffen und Werkzeuge, Benutzung des Feuers, Zähmung der Haustiere die Bahnen menschlichen Wandelns betreten wurden, bis zu der Erfindung der Schriftsprache, die das Tor der Geschichte und der bessergesicherten Überlieferung erschloß, und damit der Zukunft die Ausnützung der gewonnenen Kenntnisse früherer Zeiten sicherte; von hier bis an die Schwelle der Gegenwart, die Renaissance-Periode, in welcher die großen Weisen zu erkennen begannen, daß die Vorsehung nicht in beliebigem Walten, sondern durch ewige, unwandelbare Naturgesetze die Welt regiert, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise zu vollenden haben, — während durch die Erfindung der Druckpresse der Verbreitung des menschlichen Wissens neue verbreiterte Bahnen erschlossen wurden; und von jenen Zeiten an bis auf das gegenwärtige Streben, das Weltall einheitlich unter dem Gesichtspunkt der Energetik zu erfassen, und zugleich die von den Naturgesetzen regierten Kräfte und Stoffe wissenschaftlich und materiell auszunützen: durch diese ganze Epoche dehnt sich ein aufsteigender Weg, auf welchem sich das vollzieht, was die Popular-Philosophie mit dem Schlagwort „gesellschaftliche Evolution" belegt hat.

Es gilt hier nicht, das Wesen dieser kulturellen Evolution durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, sondern nur darauf hinzuweisen, wie der evolutionäre Fortschritt eng verknüpft ist mit dem, was jeweilig als technisches Können vorhanden ist. Bis an die Schwelle der Gegenwart vollzog sich die Entwicklung in zwei scheinbar getrennten Reihen, der geistigen und der materiellen, — Richtungen, welche die führenden Geister mit sehr verschiedener Bewertung zu versehen pflegten. Der freie Denker in der Zeit des Aristoteles mußte sich der körperlichen Arbeit enthalten. Der vornehme Mann, der Ritter des Mittelalters, der edelgeborene Spanier noch an der Schwelle der Gegenwart, sie wollten und durften keine broterwerbenden, keine körperlichen Arbeiten treiben. Was sich auf das Materielle erstreckte, galt dem freien Geist als niedrig. Die Anschauung der Antike hierüber wurde durch das Christentum insofern ergänzt, als es die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse als irdisch, weltlich, ansah. Das Geistige wollte es von diesen völlig getrennt und auf das jenseitige Leben gewandt wissen.

Daß es eine Technik schon vor der Erfindung dieses Wortes im modernen Sinne und vor der Errichtung von technischen Schulen und Hochschulen gegeben hat, ist selbstverständlich. Alles menschliche planmäßige Handeln zur Erreichung eines bestimmten Zwecks bedient sich gewisser Mittel, die sich allmählich bei Wiederholung gleicher Handlungen zu Kunstfertigkeiten und Methoden herausgestalten. Hieraus entwickelt sich durch die fortgesetzte Anwendung unter Hinzukommen von Erfahrungen eine bestimmte „Technik", die sich dann wo ein

regelmäßiges Bedürfnis nach gewissen fachmäßigen Leistungen zur Spezialisierung von Berufen geführt hat, zur Berufstechnik auswächst. Eine Technik im weiteren Sinne besteht darin, daß man „körperliche oder geistige Kräfte in einer zur Erreichung eines bestimmten Zieles anerkanntermaßen geeigneten Weise planmäßig in Tätigkeit setzt". So entstand ebenso die Technik des Ackerbaues und des Handwerks, wie die Geschäftstechnik des Kaufmanns, die Berufstechnik des Arztes und Juristen. Die Philosophen bildeten sich eine Technik des Denkens, die Lehrer eine Unterrichtstechnik. Es entstanden die Techniken, in denen die Künstler ihre Leistungen verkörperlichten usw.

Überall, wo diese Techniken grobe körperliche Arbeiten umfaßten, übte sie wie gesagt einstmals derjenige, welcher ihre Früchte genießen wollte, nicht selbst aus. Der hochstehende Mann dachte, redete, ordnete, kämpfte, herrschte; aber Arbeit und Dienst mußten die Schwachen und Unterworfenen, die Frauen und Sklaven ausführen. Was Wunder, daß in dieser Zeit und noch später die Techniken in den materiellen Beschäftigungen verhältnismäßig niedrig entwickelt blieben! Höchstens für gewisse Staatszwecke, Bauten von Chausseen, Brücken, Wasserwerken, Ersinnen von Belagerungs- und Verteidigungsmaschinen beschäftigten sich weise Leute ex officio mit der Technik. Die Techniken haben sich sonst bis an die Schwelle der Gegenwart gewissermaßen zufällig entwickeln müssen. — Und in früherer Zeit traten Kultur und Technik nur unbewußt mit einander in Verbindung. Archimedes zum Beispiel und die Alexandriner machten mancherlei nützliche und eigenartige Erfindungen. Wir lesen in ihren Werken von bedeutsamen Lösungen mathematischer, mechanischer und sonstiger Probleme. Sie machten Fortschritte in der Schießkunst und sahen, allerdings ohne sie zu verstehn, die Anfangsideen der Dampfmaschine. Man schritt aber bis zu den Zeiten der Gallilei, Huyghens, Newton und La Grange nie dazu, auf den Erfindungen ein System aufzubauen. — Im Mittelalter hat man andrerseits bewußt und absichtlich zu verhindern gesucht, daß systematische, wissenschaftliche Forschungen zur praktischen Anwendung gelangten. Der Koran verbietet das Eindringen in die Geheimnisse der Natur. „Allah Alam": Gott allein weiß es; der Mensch darf es daher nicht erforschen! — Der Geist jenes Omar, der die Alexandrinische Bibliothek verbrannt haben soll, lebt unter den Mohammedanern bis heute und hat die Blüte der Arabischen Kultur, die jahrhundertelang die erste der Welt war, vernichtet, die Araber aus dem Vordergrund der Weltgeschichte verschwinden lassen. Und jenes ältere Christentum, das einen Albertus Magnus und einen Paracelsus für Zauberer hielt, die Naturforschung als Höllenspuk bezeichnete, Alchymisten und Hexenmeister mit Grauen und Feuer verfolgte, noch Gallilei widerrufen ließ, machte denselben Versuch, wenn auch zum Glück nicht dauernd mit gleichem Erfolg.

Es kamen auch hier die Wandlungen mit dem Geist der Renaissance im reformierten Christentum, welches der geadelten physischen Arbeit wie dem Denken die künstlichen Schranken aus dem Weg zu räumen suchte und den

Menschen ermunterte, sein Forschen und Streben bis an und über diejenigen Grenzen hinaus zu senden, die ihm durch die Beschränkung des sinnlichen Wahrnehmungsvermögens gesteckt werden. Als man begann, der Weltanschauung ein kausales Element zu Grunde zu legen, das Weltgebäude und die eigene Stellung darin, die Wege des Schöpfers und die Schöpfung als einen einheitlichen Prozeß zu verstehen suchte, da gelangte man auch zu neuen Ansichten über die Zusammenhänge zwischen dem Geistigen und dem Materiellen; und allmählich entwickelte sich als ein bewußtes Produkt, was wir im engeren Sinne die moderne Technik nennen, eine Enkelin der Renaissance, hervorgegangen aus der Verbindung einer von deren Töchtern, der exakten Naturwissenschaft, mit dem Gedanken moderner realistischer Weltanschauung und praktischer Bestrebungen.

III.

Ihre Zweckerfüllung sucht eine Technik in technischer Arbeit. Diese ist, nach Kraft, „diejenige bewußt gewollte Tätigkeit, durch welche die Bedürfnisbefriedigung der Menschen und menschlichen Gemeinschaften auf technischer und technisch-wissenschaftlicher Grundlage zu erreichen gesucht wird" (System der menschlichen Arbeit 1902).

Die Klarlegung einzelner Naturgesetze, der Übergang zu berechnenden, messenden, wägenden Methoden, zum Experiment und zur Feststellung der erkennbaren inneren Zusammenhänge zwischen den Gebieten der verschiedenen Naturwissenschaften, Physik, Mechanik, Chemie, war der erste Schritt. Der zweite war der Versuch, diese verschiedenen neuentdeckten Dinge für den Gebrauch im täglichen Leben auszunützen. Wie man in den Seefahrten den Orbis Terrarum, in den Spekulationen der Humanisten und ihrer Nachfolger den geistigen Horizont, in den Untersuchungen der verschiedenen Naturforscher die Erkenntnis von den realen Dingen weiter ausgedehnt hatte, so wollte man jetzt den Tätigkeitsbereich der Menschen in der Beschäftigung ihres täglichen Lebens ausgestalten.

Die eigenartige Entwicklung, welche das wirtschaftliche Getriebe bereits an manchen Stellen zur arbeitsteiligen Tauschwirtschaft, zum Verkehrsleben genommen hatte, wurde durch die Anwendungen der neuen Entdeckungen weiter ausgebildet. — Die materiellen Erfolge der Entdeckungsfahrten brachten neue Genußgüter in den europäischen Konsumtionsbereich. Die Entdeckungsfahrten auf geistigem Gebiet brachten neue Produktions- und Transportmethoden. Man erforschte wissenschaftlich, wie man die Werkzeuge formen und anordnen und wie man die Naturkräfte lenken müsse, um mittelst eines möglichst geringen Aufgebots menschlicher Arbeitsleistung den denkbar größten Erfolg zu erzielen.

Warum dies alles sich plötzlich in wenigen Jahrhunderten anbahnte und vollzog, nachdem vorher Jahrtausende lang fast nichts derartiges geschehen, dafür läßt sich ein einzelner Grund nicht anführen. Das Dichterwerden der Bevölkerung allerdings ist ein materieller Grund, der lokal zu stärkerer Produktionsanspannung, z. B. in England, trieb; die Erschöpfung der oberen Kohlenflöze

gab den denkenden Grubenbesitzern Großbritanniens Veranlassung, Dampfpumpen in die Praxis einzuführen, mit deren Hülfe man tiefer dringen konnte. Die Bedürfnisse in der Textilindustrie, wo die Spinner nicht mehr genug Garn für die Webstühle, die Weber nicht für die auf die Befriedigung der Nachfrage des Marktes bedachten Kaufleute liefern konnten, leiteten in demselben Lande zur Einführung der neuen Textilmaschinen, welche man dann mit Dampf antrieb. Das alles sind aber lediglich äußere Momente, die nicht erklären, warum man in früheren Jahrtausenden auch da, wo große Bevölkerungs-Zusammenballungen stattgefunden haben, und warum man selbst in der Neuzeit in den dichtest besiedelten Teilen Asiens nicht auf solche Ideen gekommen ist. — Es ist eben in der Entwicklung auf geistigem Gebiet eine eigentümliche Wandlung eingetreten, die sich nur innerhalb eines bestimmten Bevölkerungskomplexes vollzog. —

Was ist nun die moderne Technik und was ihr Zweck? Sie ist: „Die bewußte und planmäßige Anwendung der in ihren Eigenarten erkannten Naturkräfte in einer Weise, in welcher sie Werkzeuge und Werkzeuganordnungen in vorgeschriebener Richtung in Bewegung zu setzen vermögen, um mittels ihrer Formveränderungen und chemische Veränderungen an wirtschaftlichen Gütern und Ortsveränderungen an Gegenständen und Menschen vorzunehmen."

Die technische Entwicklung ist natürlich das Ergebnis verschiedener Stufen und Phasen, die im Bereich der Werkzeuge zunächst von den ältesten, plumpsten Geräten der Verteidigung und Arbeitsleistung zu den, wenn auch erst wenig spezialisierten, so doch immerhin einigermaßen verbesserten Arbeitsgeräten der Krieger, Ackerbauer, Handwerker, Fuhrleute des 17. Jahrhunderts hinaufführten. Namentlich in der Waffentechnik hatte man einige Verbesserungen erreicht, und die Fortentwicklung der Aufbereitung des Eisens gestattete die Verfeinerung mancher Werkzeuge. Nach der Seite der Triebkraft war man gleichfalls schon für einige Berufe dazu gelangt, Naturkräfte als mechanische Hülfsmittel anzuwenden. Neben der Kraft des Menschen und Haustiers für Transportzwecke und zum Antrieb von Mühlen und Göpelwerken 2c. fand man Anwendungen der Wasserkraft für Hebewerke, Mühlen und Walkmühlen, der Windkraft für Windmühlen und der Explosivkraft für die Schießtechnik. Als man nun versuchte, neue, wirksamere Kräfte zur Arbeitsleistung heranzuziehen, mußte man allerdings die Erfahrung machen, daß es immer komplizierterer Vorkehrungen und Vorstudien bedurfte, sie in Betrieb zu setzen, und daß die Empirie hierfür nicht weiter ausreichte.

Das Entscheidende war an der Schwelle der sogen. „Technischen Revolution" die Durchtränkung des gesamten Prozesses wirtschaftlichen Arbeitens und Handelns mit naturwissenschaftlichen Ideen zwecks Herausbildung einer Technologischen Wissenschaft. Dadurch gelang es, einerseits die Kraft des Dampfes und anderer Gase zu zähmen, elektrische Wirkungen auszulösen 2c., die man nun gleichfalls als Antriebskräfte anwenden konnte, andererseits mit den diesem Ziele dienenden Kraftmaschinen Werkzeuganordnungen neuer Art in Verbindung zu bringen —

Arbeitsmaschinen —, die alsbald mechanisch den Zweck erfüllten: bisher mögliche Arbeitsleistungen zu vereinfachen und zu verbilligen, die menschliche Arbeit von Kraftanstrengungen zu entlasten, neuartige Arbeitsleistungen zu ermöglichen.

IV.

Nun einige Worte über die fundamental umgestaltende Einwirkung dieser modernen Technologie auf das Dasein derjenigen Völker, welche sie sich zu eigen machten. Sie ist ein gewaltiger Machtfaktor geworden und hat umstürzende Machtverschiebungen in mehreren Richtungen hervorgebracht; zwischen den einzelnen Rassen, innerhalb der Rassen zwischen den einzelnen Völkern, innerhalb der Völker zwischen den einzelnen Klassen.

Es hat sich zunächst jene merkwürdige Tatsache herausgestellt, daß einige Völkergruppen in besonderem Maße mit der modernen Technik zu hantieren wußten, andere ihr mehr oder weniger fremd gegenüber stehen blieben. Noch immer ist sie wie der mohammedanischen, so der indischen und chinesischen, der afrikanischen, australischen und eingeborenen amerikanischen Welt fremd. Indem die weißen, westeuropäisch-amerikanischen Völker sie sich zu eigen machten und fortentwickelten, haben sie ihrer Kultur die Weltherrschaft gesichert. Konnte es bis ins 18. Jahrhundert noch zweifelhaft sein, ob sich nicht einmal die asiatischen oder die wilden Völker erheben und der Zwangsherrschaft der christlichen Völker ein Ende machen würden, so schwand diese Gefahr mit dem Vorrücken der Eisenbahnen und der Verbesserung der modernen Waffentechnik dahin. Die Anfänge der letzteren hatten ja auch die Araber und Chinesen mitgeschaffen bezw. aufgenommen. Bis diese Völker aber die modernen technischen Kenntnisse und Erfindungen der Europäer ihrerseits nicht nur annehmen, sondern noch selbständig übertreffen, ist nicht zu fürchten, daß die gelben Rassen den Westen erobern oder die Schwarzen die Weißen aus Afrika treiben oder in Lima wieder ein Inka herrscht.

Reuleaux hat hinsichtlich der Aufnahmefähigkeit der einzelnen Völkergruppen gegenüber den Leistungen moderner Technik besondere Worte prägen, zwei Gruppen von Menschenarten unterscheiden wollen; solche, die wissenschaftlich-technologischer Leistungen fähig sind, und solche, welche ihnen aus natürlichen oder traditionellen Gründen verschlossen oder ablehnend gegenüberstehen. Er nennt die ersteren „manganistische", die letzteren „naturistische" Völker. In ähnlichem Sinne hatte Klemm vorher von „aktiven" und „passiven" Völkern gesprochen. Den ersteren Völkern nun dient die moderne Technik, sich in gedachter Weise als Herrenvölker zu behaupten. Lassen wir dahingestellt, ob dies natürliche, unwandelbare Eigenschaften sind, oder lediglich angenommene, wandelbare, wie ja die Araber zurückgefallen, die Japaner von einer Richtung in die andere übergegangen sind.

Es ist, wenn man den Gedanken weiter verfolgt, bemerkenswert, wie zwischen den einzelnen „manganistischen" Völkern sich weiterhin erhebliche Unterschiede gezeigt haben. Wenigstens scheinen die Erfahrungen der letzten 150 Jahre

Wie steht es nun tatsächlich? — Zunächst ist es ja zweifellos, daß der Konsument in den modernen Kulturstaaten eine viel größere Menge von Genußgütern zur Ausgestaltung seines Daseins zur Verfügung hat, als seine Vorfahren. Was früher nur der Reichste haben konnte, heute hat's vielfach jeder Bürger. Die Güter sind nicht nur in Masse vorhanden, sondern er kann sie sich auch kaufen, denn das durchschnittliche Einkommen der verschiedenen Klassen hat sich vermehrt, die Preise sind vielfach gesunken. In der Landwirtschaft allerdings sind sie nicht durchweg gefallen, teilweise sogar gestiegen. Brot und Fleisch ist heute meist nicht billiger, sondern teurer als früher, trotzdem in einigen Teilen der Agrikulturtechnik, im Transportwesen, beim Schlachten und in der Verwertung von Nebenprodukten die moderne Technik eingreifen konnte. Die Landwirtschaft ist in ihrem Kern nur zum geringen Teil der Maschine zugänglich. Die große Maschine Erde wird nicht durch Dampf, sondern von der Vorsehung nach uns noch unbekannten Wachstumsgrundsätzen in Arbeit gesetzt.

Einige Tropenprodukte und sonstige auswärtige Landwirtschaftserzeugnisse sind allerdings heute durch die Transporterleichterungen zum Alltagsbedarf der Massen geworden. Doch ist vor allem im Gebiete der gewerblichen Produktion der Mensch auf Grund der modernen Technik heute imstande, zahllose Gegenstände im Großen zu einem solchen Preise herzustellen, daß sie zum regelmäßigen Bedarf breiter Klassen geworden sind; dies sind z. B. mancherlei Möbel und Kleidungsgegenstände, Schmucksachen, Uhren, Fahrräder 2c. Die Menschen sind imstande, sich leichter von Ort zu Ort hinzubewegen, sowohl zu Zwecken der Arbeit wie der Erholung; sie können leichter persönlich weite Gebiete unseres Planeten kennen lernen und vernehmen unausgesetzt, was gleichzeitig an anderen Plätzen in beliebiger Entfernung vorgeht.

Und all dies ist heute für eine ungleich größere Anzahl von Menschen möglich, als früher. In gleichem Komfort, wenn überhaupt, hätten früher die Bevölkerungen unserer heutigen westeuropäischen Kulturstaaten keinesfalls in ihrem Gebiet leben können. Friedrich List, wenngleich sonst ein weitsichtiger, prophetischer Mann, hat in den 40er Jahren geäußert, die Einführung der Maschinen als Produktionsmittel werde in Deutschland bis zu 10 Millionen mehr Menschen als bisher ihre Nahrung finden lassen. Ausschließlich des damals noch hinzugehörigen Österreich, hat sich die Bevölkerung des Deutschen Reichs in den folgenden 60 Jahren aber bereits um etwa 25 Millionen vergrößert, und die Grenze ist noch nicht erreicht. Ähnlich rasches Wachstum finden wir in einigen Nachbarstaaten. —

Die Maschinenwirtschaft hat also zahlreicheren Menschen eine bessere materielle Lebenshaltung und größere Bewegungsfreiheit geschaffen, und, wo immer eine Verdrängung von Arbeitern durch die Maschine stattfand, haben sich auch alsbald durch die Erschließung neuer Betätigungskreise andere vermehrte Arbeitsgelegenheiten entwickelt. Ob diese Menschen nun aber auf Grund dessen, was sie an materiellem Genußvermögen gewonnen haben, auch in Wahrheit eine höhere Kultur erreicht

haben, ob die Tatsache, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, und seine Kultur nicht allein an den materiellen Genüssen gemessen werden darf, nicht dennoch ein ungünstiges Endurteil über die moderne Technik zur Folge haben muß, steht auf einem anderen Blatt. Wenn das künstlerische und das ideale Moment im Menschendasein durch die Produktion mit der modernen Technik zerstört und wenn der Produzent in seinem innersten Wesen degradiert ist, dann kann die Möglichkeit höheren materiellen Genusses gewiß nicht die Schäden aufwiegen, und nicht der Umstand, daß es mehr Menschen gibt, die unmöglich gewordene Existenz besserer, höher stehender Menschen ausgleichen. Das Strömen vom Lande in jenes häßlichste Erzeugnis der modernen Technik, die Industriestadt, aus den früheren Haushaltungen, die gleichzeitig Sitze der Produktion und Konsumtion waren, in die Fabrik hinein, hat das nicht sozial überwiegend ungünstige Folgeerscheinungen erzeugt? Das bedarf der genauesten Prüfung.

Unzweifelhaft hat bei ihrer ersten Einführung die moderne Technik ungeheure Opfer an Menschenkraft und Menschenwürde verschlungen. Die Arbeiten unter Tage in den englischen Bergwerkdistrikten, die menschenmörderische Beschäftigung in manchen chemischen Fabriken, die Ausnützung ganzer Generationen von Frauen und Kindern in den endlosen Arbeitsstunden der Textilfabriken während der Kinderjahre der Maschinenwirtschaft waren himmelschreiende Erscheinungen. Mochte sie für die Nation als Ganzes und speziell für die Unternehmerklasse ein Segen sein, für die Arbeiter war die neue Betriebsweise damals oft ein Fluch. — Andererseits haben die ersten Erzeugnisse der Maschinenwirtschaft an Fertigfabrikaten und auch noch ein gut Teil der heutigen, auf sogen. kunstgewerblichem Gebiet ebenso verhängnisvoll auf den Geschmack eingewirkt, wie die Fabrikarbeit auf die Gesundheit.

Die Maschinen sind vielfach benützt worden, jene Art von Ware zu erzeugen, die Reuleaux mit „billig und schlecht" charakterisierte, und haben dadurch nichts weniger als veredelnd auf das Volk eingewirkt.

Aber es ist glücklicher Weise eine Tatsache, daß in beiden Richtungen die übelsten Erscheinungen sich nur im Anfang geltend machten. — Auf die Dauer haben technische und kapitalistische Gesichtspunkte das wirtschaftliche Handeln und die Politik nicht allein bestimmt. Durch planmäßiges, gesetzgeberisches und soziales Vorgehen der Politiker und der Menschenfreunde ist ein erheblicher Teil der sozialen Übel bereits wieder beseitigt und weitere Schritte auf diesem Gebiet dürfen wir in näherer Zukunft mit Sicherheit erhoffen.

Es ist ferner mit der fortschreitenden Technik gelungen, eine Anzahl der sachlichen Unvollkommenheiten im Produktionsprozeß nach zwei Richtungen hin zu bewältigen. Man hat die Produktionsmethoden durch Verbesserung der Maschinen und neue Erfindungen erleichtert, die Arbeit in den Fabriken gesünder und menschenwürdiger gestaltet. Von sehr vielen Handreichungen heutiger technischer Arbeit kann man mit Gewißheit sagen, daß sie sich äußerlich unter

günstigeren Verhältnissen vollziehen, als einst die Arbeiten des kleinen Handwerkers. Die Produktionsbedingungen in den Fabriken gestalten das Dasein des Arbeiters in vielen Richtungen durchaus besser als früher, wenngleich er in ganz anderem Maße von der Zusammenarbeit mit anderen abhängig ist, nur Teilarbeit schafft. Das Gefühl der Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft eines der großen modernen Verkehrs- und Produktionsorganismen vermag oft mehr als vollen Ersatz für den Verlust der einstigen individuellen Freiheit zu gewähren, mit der es vielfach doch nur recht kümmerlich bestellt gewesen. — Sodann wird das Produkt heute vielfach in einer so ausgezeichnet vollendeten Weise erzeugt, wie es mit der Hand überhaupt nicht oder nicht in gleichen Mengen und gleich billig geschehen könnte. Selbst auf dem Gebiet, von dem man bis in die neueste Zeit hinein meinte, ihm könne die moderne Technik nicht dienen, sondern schädige es unter allen Umständen, auf dem künstlerischen, sehen wir Erhebliches erreicht; natürlich in der Richtung, in welcher die Maschine überhaupt vor allem zu wirken geeignet ist: in den vervielfältigenden Künsten ist durch meisterhafte Reproduktionen, Drucke, Photographien, Elektrotypien gar viel zur Demokratisierung und Popularisierung der höheren Kunst geleistet. Können auch diese Verfahren voraussichtlich für das Bildnerische nicht vollkommen das bieten, was die Druckpresse für die Verbreitung der Wissenschaften getan hat, so sind doch ganz neue Gebiete der ästhetischen Belehrung und Geschmackserweiterung breiten Schichten erschlossen. Man denke ferner an die vervollkommnete Technik moderner Spitzenwebstühle, der vorzüglichen Stickmaschinen, und in allerjüngster Zeit ist durch die Erfindung der Bildhauermaschine für die Plastik verschiedensten Materials eine neue Ära eröffnet. Auch dem Kunstgewerbe wird sowohl das Material verbilligt und verbessert, wie die Reproduktion in mustergültiger Weise erheblich erleichtert.

Nicht, daß auf irgend einem dieser künstlerischen Gebiete der menschliche Geist durch mechanische Leistungen ersetzt wird; das ist auch bei anderen Zweigen der mechanischen oder chemischen Produktion nicht der Fall. Nur komplizierte menschliche Arbeit wird eines Teils ihrer Last entkleidet, der Lenkung von Kräften zur Ausführung bisher unmöglicher Leistungen ein breiterer Boden geschaffen, und durch die Vervielfältigungsmöglichkeit auf manchen Gebieten großen Schichten die Teilnahme an edleren Genüssen erschlossen.

VI.

Trotz mannigfacher Schäden und Gefahren hat sich auf den verschiedenen Gebieten eine überwiegende Förderung der Kultur durch die Maschinenwirtschaft ergeben, oder doch wenigstens kann jene eintreten, wenn diese in die richtigen Bahnen gelenkt wird. Mit den direkten Wirkungen ist aber das Wesen der technischen Revolution keineswegs erschöpft. Die großen und großartigsten Produkte der modernen Technik, die Verkehrsnetze, Fabriken, Fabrikstädte und -distrikte haben eine Veränderung nicht nur in der volkswirtschaftlichen Leistungsweise herbeigeführt, sondern auch in der menschlichen Siedelung und Lebensführung.

In manchen Gegenden ist das ganze Landschaftsbild wesentlich verändert. Die in der neuen Umgebung heranwachsenden Menschen nehmen dann von früh auf ganz andere Eindrücke in sich auf. Neue Richtungen des Denkens entstehen. Alles gerät in Fluß, und die Begleiterscheinungen der Entwicklung werden zu einer Ursache weiterer neuer Erscheinungen. Dies trägt wahrlich gleichfalls furchtbare Übel in sich. Vergleichen wir das alte Westfalen mit dem Bild seiner modernen Fabrikdistrikte. Die Bäume gefällt, das Grün verschwunden; die frische Farbe der Natur macht einem schmutzigen Schwarzgrau selbst der Felder und Wiesen Platz. Die Kinder wissen nicht mehr, wie Weizen und Roggen sich auf dem Felde von Rüben und Kartoffeln unterscheiden. Die Liebe zur Natur und die Freude an den einfachen Regungen menschlicher Triebe weicht dem Hasten und Jagen, dem Suchen nach Gewinn, dem verschärften Kampf ums Dasein, um Stellung und Macht. Mensch und Scholle werden einander fremd. —

Wer nicht einseitig an gewissen Idealen alter Anschauungen hängt, wird sich aber deswegen der Bewunderung für die Größe des Menschengeistes doch nicht verschließen, der alle die Mechanismen und Organismen der Produktion und des Verkehrs geschaffen hat: die Krupp'schen Fabriken, den weltumfassenden Post- und Telegraphenapparat, das Eisenbahnnetz, die mächtigen Hallen moderner Ausstellungs- und Vergnügungslokale, die gigantischen Schutz- und Trutzwaffen unserer Zeit, darunter die großartigste moderne Schöpfung, das erzstarrende Schlachtschiff. Er wird ruhig hineinsehen in die Großstädte mit ihrem mächtigen sozialen und charitativen Getriebe in Versammlungen und Vereinen, in die gewaltige Geistesarbeit an den Stätten der Wissenschaft, auf das Aufstreben ganzer Klassen in gesellschaftlicher, politischer oder wirtschaftlicher Betätigung blicken. Er wird sich fragen, ob wir nicht — angesichts der ernsten Arbeit, die hier überall geleistet wird — hinsichtlich der üblen Neben- und Rückwirkungen nach den verschiedenen Richtungen beruhigter in die Zukunft blicken und hoffen dürfen, daß die Fortentwicklung der Verkehrsmittel, die dem Menschen das Wiederauseinandersiedeln und Reisen erleichtern, und die sonstigen, weiteren Fortschritte der Technik auch die noch vorhandenen Übel wieder abmildern werden.

Das Gesamturteil wird kein negatives sein. Mag noch Unendliches zu tun und zu bessern sein, in der heutigen Zeit schon stehn die Menschen in ihrer materiellen Lage und in ihrer wechselseitigen Stellung wahrlich höher als in vergangenen Jahrhunderten. Breite Schichten sind durch die moderne Technik in allen Lebensbedingungen gehoben. Ich denke dabei zunächst nicht an den Kampf zwischen Individualismus und Sozialismus. Wir müssen bedenken, daß Aristoteles bereits gesagt hat: „Der Sklave ist nur ein vollkommneres Instrument. Wenn ein Werkzeug den Befehl des Meisters voraussehen und ihn ausführen könnte, bedürfte das Gewerbe keiner Arbeiter, der Herr keiner Sklaven mehr.“ Die Fortschritte der Technik haben es ermöglicht, an die Stelle der Zwangsarbeit die freie Arbeit zu setzen, und insofern dürfte es kein Zufall sein, daß in dem Zeitalter, in welchem wir die Naturkräfte mehr und mehr die physisch schwerste

Arbeit leisten lehren, zum erstenmal der Gedanke zur Geltung gekommen ist, daß jeder Mensch Rechtssubjekt, kein Mensch Objekt in unserem Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsleben sein darf und ist.

Zwischen dem Aufsteigen des Menschen zur persönlichen Freiheit, einschließlich der Emanzipation der Frau, und den Fortschritten unserer Technik herrschen innere Zusammenhänge. Gleiche Zusammenhänge gibt es zwischen diesen und den anderen Gebieten der Evolution unseres Denkens und unserer Einrichtungen.

VII.

Nun ist die Frage zu beantworten, wie sich denn zu diesen Erwägungen die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung stellt. Marx sagt, daß „die Gesamtheit der Produktionsverteilung die ökonomische Struktur der Gesellschaft bildet, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt ... Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um." — Es ist oben erwiesen, davon, daß die materiellen Grundlagen das allein Entscheidende in der kulturellen Entwicklung ausmachen, kann nicht die Rede sein. Im Gegenteil, sie sind in der Geschichte der menschlichen Entwicklung bald Ursache, bald Wirkung; ersteres aber keineswegs im letzten, entscheidenden Sinne, sondern stets nur in zweiter Linie. Lediglich um gekünstelter Konstruktionen willen hat Marx bei der Einteilung der menschlichen Kulturentwicklung in vier Perioden, die asiatische, antike, feudale und bürgerliche, die Sache so aufgebaut, daß die ökonomischen Verhältnisse als das Entscheidende für die Entwicklung und den Umschwung jeweilig erscheinen; nur, um zu erweisen, daß sie mit ihren jeweiligen Produktionsverhältnissen nichts als die Vorstufen zu der nunmehr kommenden „sozialistischen Ära" seien, mit der die eigentliche Weltgeschichte erst beginnen werde. — Der Umschwung von der älteren zur neueren Zeit war ein Umschwung im Denken. Der fand dann seinen materiellen Ausdruck in der Einführung der neuen Technik.

Diese allerdings beeinflußt alsbald sekundär wiederum das Denken unserer Zeit wesentlich; die Wirkung wird wieder zur Ursache. Und damit kommen wir zu einer zweiten Frage, die gleichfalls die eng begrenzte Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung klarlegt: Wie verhält sich die Theorie des Individualismus und des Sozialismus zu der modernen Technik?

Beide Theorien sind uralt und liegen von jeher im Kampf miteinander. Die erstere, die individuelle Theorie, hat ihre heutige wissenschaftliche Formulierung im 18. Jahrhundert erhalten, ehe man die moderne Technik kannte. Man kann also nicht behaupten, wie es so oft seitens der Doktrinäre des Individualismus

gesagt ist, daß sie bestimmt war, die geeignete Grundlage für die neue Technik bei deren Einführung in das Wirtschaftsleben zu liefern. Sie bezeichnete das Ende einer älteren Auffassung von der Stellung des Einzelnen, wie sich in der Loslösung der Vereinigten Staaten eine Neuauffassung von staatspolitischen Zusammengehörigkeiten über die Meere hin anbahnte.

Daß binnen Jahresfrist 1775/76 das Hauptwerk der liberalen Wirtschaftstheorie des Adam Smith „Wealth of Nations" erschien, die nordamerikanischen Kolonieen sich unabhängig erklärten und die erste Dampfmaschine in Betrieb gesetzt wurde, ist ein wunderbares Zusammentreffen, das auf tieferliegende Ursachen in der Evolution der Menschenkultur zurückzuführen sein wird. Für die Behauptung des notwendigen Zusammenhangs der modernen Maschinenwirtschaft mit einer individualistischen, oder richtiger gesagt anarchistischen Wirtschaftsverfassung sagt das aber nichts; nur bei der Einführung der neuen Technik war es von besonderem Nutzen, daß man unter dem Regime der unbedingten individuellen Wirtschaftsfreiheit nach keiner Richtung auf Widerstände stieß. Im Gegenteil hat alsdann gerade die sozialistische Idee an den Nebenerscheinungen bei der Einführung einen Teil ihrer Kampfmittel und Angriffspunkte gewonnen; obgleich auch ihre Väter, wie die älteren Utopisten und St. Simonisten u. a. m., ihre Ideen keineswegs aus materiellen Begründungen allein schöpften. Seine ethische Begründung entnimmt der Sozialismus allgemein menschlichen Idealen, nicht der Maschinenwirtschaft.

Wechselwirkungen sind trotzdem in der Entwicklung und dem Zusammenhängen unverkennbar. Es scheint schon heute außer Zweifel zu stehen, daß die gesamte, ungeheuer komplizierte Maschinerie des modernen Produktionsprozesses in der arbeitsteiligen und tauschenden Verkehrswirtschaft durch alle Phasen hindurch nicht bestimmt ist, allein vom Standpunkte des Individualismus geführt zu werden. Daß die Idee des „laissez faire" und der Eignung des Einzelnen, bei der Wahrnehmung seines Vorteils auch die Vorteile aller anderen wahrzunehmen, Theorien der Vergangenheit sind, dessen sind wir uns vielleicht noch gar nicht einmal so bewußt, wie es durch die Tatsachen bereits erwiesen wird. Wir stehen am Beginn großer wirtschaftlicher und sozialer Organisationen, aus doppeltem Grunde. Einmal: wo bei der Einführung am besten die individuelle Freiheit herrschte, muß bei der Erhaltung Organisation regieren. Das ist eine allgemeine Tatsache. — Und zum andern: wenn es möglich wäre, an dieser Stelle näher auf die inneren Erscheinungen im Produktionsprozeß der heutigen Maschinenwirtschaft, auf die zwangsweisen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Stadien der Versorgung des menschlichen Bedürfniskreises in der modernen Wirtschaft einzugehen, würde sich haarscharf nachweisen lassen, daß die zukünftigen sozialen Neuorganisationen ebenso sehr Bedürfnis der Natur menschlichen Schaffens und menschlicher Arbeit, wie speziell Forderungen der Eigenart unserer heutigen Maschinentechnik sind. Der Fortschritt in der Konstruktion von einzelnen Maschinen und deren Mechanismus ist der, daß man sucht, die durch sie wirkenden Kräfte

immer nutzbarer zu machen, indem man ihre Bahnen immer genauer vorschreibt, der Fortschritt, wie Reuleaux ihn nennt, von dem „freien Kraftschluß" zur bewußten Führung in der „Zwangsläufigkeit". Dieselbe Erscheinung setzt sich fort in dem Mechanismus und Organismus der großen Produktions-, Verkehrs- und Gesellschaftsmaschinerie. Durch Vorschreibung bestimmter Bahnen des Wirkungskreises können wir die sozialen Kräfte ständig zu größerer Wirksamkeit gelangen lassen. Gründe technischer und Gründe allgemein menschlicher Natur werden uns also zu großen gesellschaftlichen Reorganisationen führen.

VIII.

Und nun noch ein Wort über die Zukunft. Wohin wird die Technik unser Wirtschaftsleben führen? Da gilt es einige Hoffnungen zu zerstören, aber auch einige Befürchtungen zu beseitigen. Soweit sich bisher nach dem Urteil der besten Naturforscher ersehen läßt, wird es nicht möglich sein, die Hauptnahrungsmittel, Getreide, Fleisch usw. in einer irgendwie ausdenkbaren Periode durch chemische Kunstprodukte zu ersetzen. Noch auf längere Zeit wird zwar die Produktion enorm zu steigern sein, aber doch nur nach dem Gesetz der abnehmenden Erträge und nicht beliebig, Hand in Hand mit fortschreitender Verbilligung. Auch in Zukunft wird Brod und Fleisch teurer, bei Zunahme der menschlichen Bevölkerung verhältnismäßig seltener werden. Den Kampf um die Futterstätten dieser Erde und den Kampf ums Dasein der Einzelnen und der Nationen werden wir also voraussichtlich nicht ausrotten können.

Die Völker müssen demgemäß vorbereitet bleiben, wenn sie in der Zukunft ihre Art und Sitte, ihre Kultur erhalten wissen wollen, hierfür mit den Mitteln des Geistes und der Wissenschaft, aber auch mit den rauheren Mitteln militärischer Künste zu kämpfen, für deren materielle Unterstützung das scharfsinnigste technische Denken nach wie vor an der Arbeit sein wird. So bleibt es auch die Aufgabe, zwar die Künste und das Wohlleben aller Klassen zu fördern, aber daneben das Volk durch alle Anstrengungen des Daseins für zukünftige physische Leistungen zu stählen.

Ist aber nicht vielleicht doch die Gefahr vorhanden, daß die Fortentwicklung der Technik, wie wohl hier oder da einmal behauptet ist, dazu führen wird, die menschliche Arbeit und schließlich wie dann scherzend hinzugefügt wurde, gar den Menschen selbst entbehrlich zu machen? Hinsichtlich letzteren Punktes erinnere ich nur an die Phantasie jenes Humoristen, der erzählt, wie zu Anfang des Winters ein Herrenrad und ein Damenrad in einen Schuppen eingeschlossen, und zu Anfang des Frühjahrs alsdann bei Eröffnung des Stalls bei ihnen eine Reihe von Kinderrädern mit vorgefunden wurden. Bourdeau fragt bei Erörterung der Vervollkommnung automatischer Werkzeugmaschinen scherzend, ob nicht einmal solche geschaffen werden, so vollkommen, daß sie im stande sind, sich selbständig fortzuerzeugen und daß dann ein gewaltiges eisernes Geschlecht entsteht, welches in brutaler Konkurrenz alle Menschen brotlos macht. Denn wer vermöchte mit solcher Maschine zu konkurrieren, die nicht mehr Nahrung als

etwa 1—1½ Kilogramm Kohle pro Pferdekraft und Arbeitstag von 12 Stunden bedarf? Eine Pferdekraft für 12 Stunden ist gleich 9—12 Menschenkräften oder am ganzen Tage, denn die Maschine braucht nicht auszuruhen, gleich 18—24 Menschenkräfte zu setzen; so daß der Mensch als Entgelt für seine Arbeit in freier Konkurrenz mit der Maschine nach dem Lohngesetz nur etwa den Geldwert von 50—80 Gramm Kohle erhalten könnte. — Ich glaube, wir brauchen beide Gefahren nicht zu tragisch zu nehmen. Wir können hoffen, daß der Menschengeist, der so manche Aufgaben im Laufe eines Erdenwallens gelöst hat, auch auf diesen Gebieten in Zukunft die Führung behält, wie er sie bisher beim Ersinnen und Lenken der Maschinen inne hatte. Es wird ihm gelingen eine fortschreitend innige Symbiose zwischen Kultur und Technik unter seiner Leitung zu erreichen, die bestimmt ist, die Menschen immer mehr von der härtesten, niedrigsten, mechanischen Arbeit zu befreien, und sie nichtsdestoweniger in Stand setzt, sich in immer weiterem Umfang die umgebende Natur zur Ausgestaltung ihrer ganzen Lebensführungen zu unterwerfen. Dies ist der Zweck des Strebens. Und in diesem Sinn ist die moderne Technik gleichfalls Mutter einer Herrenkultur der Individuen. Die Fortschritte in der Technik, wie diese selbst sind kein Selbstzweck. Sie sollen dazu dienen, unsere gewonnene Erkenntnis nutzbar zu machen zu einer Loslösung unseres Daseins von der niedrigsten materiellen Notdurft. Sie sollen uns Zeit und Gelegenheit zu höherer geistiger und künstlerischer Entwicklung geben, und die Grundlagen schaffen für weitere Erkenntnis.

Der Mensch soll seine Sinne schärfen lernen zur Einsicht in seine Rechte. Pflichten und Fähigkeiten, zur Beherrschung der Natur im Interesse der Entfaltung seiner selbst und seines Bruders. Die sittliche Kraft, welche in der Forschung und in der Arbeit liegt, kann durch die systematische Anwendung von deren Ergebnissen nutzbar gemacht werden, den Menschen zu erheben von den Ideen der Niedrigkeit und des Staubes zur Verwirklichung der Gedanken künstlerischer Veredelung und Schönheit und praktischer, sorgender Nächstenliebe. Das ist der Kulturfortschritt.

Und wie für die Maschine, so gilt für ihn als eine Mahnung zu intensivem, ernsten Weiterschaffen das Wort: „Rast' ich, so rost' ich". —

Die Liebe ist die einzige Leidenschaft, die sich mit selbstgeprägter Münze bezahlt.

* * *

Nichts ist so interessant wie die Leidenschaft, weil in ihr alles unvorhergesehen ist und weil der, welcher sie hegt, ihr Opfer ist. Nichts ist so leicht wie die Galanterie, bei der alles Berechnung und profaische Alltäglichkeit ist.

Aus: Von Stendhal-Henry Beyle. Über die Liebe (De l'amour). Übertragen von Arthur Schurig. Eugen Diederichs, Leipzig.

Das Werk von Bayreuth.

Zu Wagners 90. Geburtstage am 22. Mai 1903.

Von

Hans von Wolzogen—Bayreuth.

II.

Auch der Stipendien-Gedanke findet sich schon in den Anfängen der Nibelungenarbeit. Festere Gestalt erhielt er alsbald, nachdem es sich 1876 gezeigt hatte, daß die freiwilligen Spenden der begüterten Freunde durchaus nicht in dem Maße eingegangen waren, um je das Theater aus einem solchen „Patronatsfonds" allein zu erhalten. Da äußerte Wagner zuerst um Neujahr 1877 in einem Schreiben an die damaligen Wagnervereine die Ansicht, daß das Theater, welches bisher von Reich und Nation gleich unbeachtet gelassen worden war, eigentlich erst dadurch recht „nationalisiert" werden könnte, wenn durch einen jährlichen Zuschuß des Reiches die Einräumung einer großen Anzahl von Freiplätzen für minderbemittelte Deutsche ermöglicht würde. Statt dessen begründete er selber, 1882, durch seinen offenen Brief an einen der seltensten Reichen, die etwas Erkleckliches für Bayreuth getan hatten, an Friedrich Schoen, die Richard Wagner-Stipendienstiftung mit der Bestimmung: „gänzlich freien Zutritt, ja nötigenfalls auch die Kosten der Reise und des Aufenthaltes, Solchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Los der Meisten und oft Tüchtigsten unter Germaniens Söhnen zugefallen ist."

Diese Stiftung ist da, besteht nun schon seit zwanzig Jahren, hat für jedes Festspieljahr, so viel sie konnte, Minderbemittelten aller Stände und Berufsarten, besonders jungen Leuten, Studierenden und Volkslehrern, die Möglichkeit verschafft, Bayreuth zu erleben, es sind zuletzt gegen zehntausend Mark in einem Jahre dafür ausgezahlt worden: das ist gewiß sehr schön und erfreulich. Wieviel mehr aber hätte in dieser Hinsicht geschehen sollen — hätte geschehen können, wenn hier das Reich, anstatt den Gedanken zu vertreten, „die Kunst für Alle", d. h. anstatt sie Jedem zum Erwerbszweig zu überlassen, lieber nach dem sonst allgemein anerkannten Grundsatze „Jedem das Seine" handeln wollte. Der Kunst das Ihre geben — heißt das wirklich: ein Ausnahmegesetz geben? Aber siehe da: aus Furcht vor einem Ausnahmegesetz gibt man ja gerade ein solches! Man stellt die Autorenrechte unter das krasse Ausnahmegesetz, daß sie, als

Besitzrecht aufgefaßt, nach der kurzen Frist eines Menschenalters einfach ausgelöscht werden, was für keinen anderen Erwerbszweig gilt oder nur zu denken wäre! Nun handelt es sich hier aber gar nicht um Besitzrechte. Es handelt sich beim Kunstwerk um ein geistiges Recht, wozu vor allem der Geist und Wille des Künstlers gehört, der es geschaffen hat. Wäre man die Vertretung eines künstlerischen Volkes, man könnte es sich gar nicht beikommen lassen, die Kunst überhaupt unter ein ihr fremdes Recht zu zwingen, sondern nach dem Beispiel, welches gerade die „Besitzer", die Erben und Verwalter der Wagnerischen Kunst in Bayreuth geben, dem Beispiel der pietätvollen Selbstlosigkeit, würde man die Kunst um ihrer selbst willen auf dem Boden sicher stellen, wo sie gewachsen ist, und wo sie, entzogen jeder Not um die Materie, einzig nach ihrer Eigenart gedeihen kann.

Doch, wenn irgend etwas, so ist dies bei dem „Kunstwerk der Zukunft", das heute schon unter uns so gegenwärtig zu leben scheint, noch „Zukunftsmusik"!

Aber ist nicht am Ende jedes Außerordentliche, jedes in seiner Art Einzige so etwas wie „Zukunftsmusik", sobald man ihm zumutet, auf gegenwärtige Verhältnisse und bestehende Gewohnheiten reformatorisch einzuwirken? Jedenfalls steht ihm, einfach weil es ist, wie es ist, von Anfang an eine maßlose Macht von Gewöhnlichkeit und Gewohnheit schroff und zäh entgegen. Wenn aber etwas überhaupt die Kraft hat dies zu überwinden, so ist es eben das Außerordentliche. „Wir müssen die Kraft haben, uns andere Gewohnheiten anzubilden" sagt Wagner (1879) und fügt hinzu: „Nur ein sehr ernstliches, durch große Geduld und Ausdauer gekräftigtes Bemühen kann aber solche Gewohnheiten unter uns zu einem wirklichen Nerv des Lebens ausbilden. Aus einem starken inneren Müssen heraus kann uns einzig die Notwendigkeit zum Handeln erwachsen: ohne solche Notwendigkeit kann nichts Echtes und Wahres begründet werden."

Nun sollte man doch meinen, gerade für unsere Zeit könnte die Gewöhnung an das Außergewöhnliche, das ganz Neue, keine so gar fremde Sache mehr sein. Wieviel hat sich doch im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts an allen Gewohnheiten der Menschen verändert! Die Kinder dieses merkwürdigen Jahrhunderts haben Neuigkeiten erlebt wie die Eisenbahn, den Telegraphen und alle Fortschritte der Elektrizität. Wir Deutsche insbesondere sind aus einer Winkel- in die Weltpolitik geraten; wir finden uns über Nacht als Kolonialvolk wieder, und heute schon liegt nicht mehr nur unsere Zukunft auf dem Wasser: wir schwimmen schon ganz rüstig und munter darauf herum, mit Handels- und Kriegsflotten bis nach China und Venezuela. Man reist heutzutage nach Amerika und Japan, wie vor hundert Jahren in der Postkutsche von Weimar nach Jena. Warum soll ein so beweglich gewordenes Volk nicht auch nach Bayreuth reisen? Will man denn in geistiger Beziehung soweit zurückbleiben hinter den technischen Fortschritten seiner Zeit? Will man sich gerade auf diesem Gebiete, das doch schon innerhalb der Natur etwas Außerordentliches, nämlich das Menschliche zu bedeuten hat, so gar nicht vom Neuen beeinflussen lassen, sich gar nicht den

Gesetzen fügen, durch deren Befolgung man selbst zum Außerordentlichen sich erhebt? Auf die Höhe der Jungfrau wird bald jeder Philister kutschieren — er braucht sich nur den Gesetzen der schweizer Bahngesellschaft zu fügen. Ja, warum verlangt man nicht lieber auch — was soviel bequemer wäre —, die Jungfrau solle zu jedem Philister kommen? Man verlangt es doch von solcher geistigen Höhe, wie Bayreuth. Oder: warum soll denn eine solche geistige Höhe erst dann eine Daseinsberechtigung haben, wenn es möglich ist, daß alle Welt dahin kommt? Ist denn „alle Welt", die auf die Jungfrau fährt, nun auch wirklich droben? Ach nein, sie ist nur wieder mitten „in aller Welt", nicht aber in der hohen Vergeinsamkeit! Das Außerordentliche ist ausgelöscht. Der Schwamm der Allgemeinheit ist darüber gekommen. Es bleibt nur noch der Triumph der Technik. Eben dies aber haben wir nun bei einer geistigen Außerordentlichkeit, wie es eine große Kunstschöpfung ist, noch in der Hand: sie vor solchem Auslöschen, vor solchem Platt- und Glattmachen, solchem „Schwamm darüber" zu bewahren. So wenig wir es uns einfallen lassen, die Sixtinische Madonna in einem Turnus berühmter Gemälde auf Reisen zu schicken, um sie in allen Städten Deutschlands und der angrenzenden Kulturländer zum Vergnügen des großen Publikums auszustellen, weil ja doch ohne eine solche allgemeine Kenntnisnahme ihr Wert als Kunstwerk noch nicht „voll und ganz" bestätigt wäre — oder: so wenig wir die Peterskirche auf Rollen setzen und zur Abwechslung einmal auf die Rehberge bei Berlin karren, damit man im Zentrum deutscher Bildung davon Notiz nehmen könne, und Michelangelo doch endlich auch im Kreise Teltow und Barnim populär werde — und endlich: so wenig wir es wünschen, daß Oberammergau seine Passionsspiele etwa ein Jahr in München, das nächste in Leipzig, dann in Frankfurt u. s. f. bis Hamburg und Königsberg aufführe, damit die armen Deutschen nicht bis in die bayerischen Berge zu reisen brauchen, um zu erfahren, was eigentlich daran sei: ebensowenig sollte man verlangen, und mit eben so geringem Rechte darf man es verlangen, daß eine so eigenartige Erscheinung wie Bayreuth ihre Außerordentlichkeit, ihre Einmaligkeit preisgäbe, etwas Anderes, etwas Gewohntes, etwas Allgemeines werde und für Jedermann und überall bequem zu haben sei. —

„Ja aber," höre ich da sagen: „die bildende Kunst und auch die religiöse Kunst in allen Ehren — mit dem Theater ist's doch etwas anderes. Das hat doch eben den immensen Vorteil, daß es überall sein Brettergerüst aufschlagen kann, daß überall auf ihm die größten dramatischen Kunstwerke aller Zeiten dem Publikum allabendlich und alle nebeneinander dargeboten werden können!"

„So ist der Deutsche," entgegnet Wagner selbst, „sobald von Kunst oder gar von Theater die Rede ist, auf welchem Felde er seinen so berühmt gewordenen gediegenen Ernst gerade nicht bewährt! Überredet ihn —, überzeugt ihn durch Taten — ja — erschüttert ihn! Er ist noch tapferer als seine Soldaten, diese fallen, wenn sie erschossen sind, — ihn muß man aber, wie den russischen Soldaten, erst noch umstoßen!"

Nun, Wagner hatte gewiß zeitlebens genug überredet, durch Taten überzeugt, erschüttert. Er hatte sich der Welt immer deutlich gezeigt als der, der er war: diejenige künstlerische Persönlichkeit, welche ganz Eines war mit ihrer künstlerischen Idee und ihrem Werke. Und ebenso hatte er zeitlebens in immer wiederholten gleichen Erfahrungen und vergeblichen Versuchen sich davon überzeugt, daß die bestehenden Theater ihrem Wesen und ihren Aufgaben nach zu dieser seiner Idee und seinem Werke einen unvereinbaren Gegensatz bildeten. Was half ihm das? Er hatte selbst Werke geschaffen, die eben den theatralischen Vorzug, *vor* Allen erscheinen zu können, aufgeben mußten und durften gegen den künstlerischen Wert, nicht *für* Alle zu sein! Das Alles sollte nichts gelten. Der Künstler sollte nun einmal kein Recht auf das Außerordentliche haben, nur das Publikum sein Recht aufs Gewöhnliche; und wenn es etwas Ungewöhnliches haben wollte, so kam doch nur eine gewisse Steigerung des Gewöhnlichen dabei heraus. „Wir wollen uns," sagte Wagner in den sechziger Jahren, „zur Charakterisierung dieser Außerordentlichkeit nicht mit der Kritik der erfolglosen Versuche aufhalten, nur erwähnen wir, daß alle sogenannten Mustervorstellungen bisher nie den Boden des alltäglichen Theaters verließen und sich eigentlich nur als durch Anhäufung und Nebeneinanderstellung gesteigerte Virtuosenleistungen zu erkennen gaben"; und später, schon im Anblick *seines* Theaters, mit einem letzten Blick auf die Anderen draußen: „Werke, welche ihrer Originalität wegen die höchste Korrektheit zu ihrer Ausführung erfordern, würden unserem Theater dadurch förderlich werden, daß sie *außerhalb* dessen gestellt und seiner verderblichen Wirksamkeit entzogen, in vollster Korrektheit und ungetrübter Reinheit ihm als zuvor unverständliche, jetzt aber allseitig klar verstandene Vorbilder entgegengehalten würden!"

Man mag daraus tröstlicherweise entnehmen, daß die strenge Sonderstellung von Bayreuth in Wagners Sinne durchaus keine absolute Verwerfung der anderen Theater bedeuten sollte. Was lebt, soll leben, nur soll es in seiner eigenen Art tüchtig leben und seinerseits mitwirken zum Leben des Schönen und Edlen. Jedes Theater verdient kräftig erhalten zu werden, das seine künstlerischen Pflichten erfüllt, auf welchem Gebiete der Dramatik es auch sei. Daraus kann sich manches sehr Gute ergeben, selbst für die Wagnerischen Werke, besonders aber für die jungen Produktionen, welche ganz auf den guten Willen und die guten Leistungen dieser Theater angewiesen sind. Was zur Verbreitung auch solcher idealen Werke wie der Wagnerischen dienen kann, bleibt der Pflichttreue dieser Theater gern überlassen. Nur dürfte sich keines, das auf dem Boden der Allgemeinheit, des Verkehrs zwischen dem großen Publikum und des Direktionsgeschäftes oder gar der Spekulation steht, die Würde eines Idealtheaters, eines „Bayreuth", beilegen, ohne gegen des Meisters eigensten Willen und Lebensgedanken zu verstoßen. Denn sein Lebensgedanke und Lebenswerk — ein ebenso selbständiges und unantastbares Werk wie etwa sein Lohengrin oder sein Tristan — ist es eben gewesen, *gegenüber* dem Theater für Alles und Jedermann, *gegen*-

über den Stätten der Verbreitung und Verallgemeinerung, jenes eine große Beispiel zu geben, daß auch das Theater, daß auch das Drama etwas Einzigartiges, etwas Einmaliges, und dadurch gerade etwas Weihevolles sein könne, ganz so wie sonst ein Werk bildender Kunst oder eine künstlerisch-religiöse Feier. Daß so etwas bisher noch nicht bei uns dagewesen, sollte am Ende doch dem Stolze darauf, daß es nun einmal da ist, und daß es ein deutsches Werk ist, keinen Eintrag tun? Der Deutsche ist stolz darauf, daß der Kölner Dom fertig dasteht, auch wenn er ihn nie zu sehen bekommt; er freut sich seiner schönen Flotte, auch wenn er nie auf See geht. Freuen wir uns also doch des Außerordentlichen auch in diesem Falle und lassen wir uns die Freude daran nicht stören! —

Aber freilich, wie sollte man sich daran erfreuen, wenn man es garnicht verlangt? Wenn man wohl ein „Bayreuth" verlangt, aber anders als Wagner es schuf, und auch den Parsifal, aber anders als er ihn gewollt? Die Ideale sind nun einmal nichts Beliebiges, nicht etwas, wovon man nur eben sagen könnte: „hier ist es und dort ist es?" „Nur einem edlen Bedürfnisse" sagt Wagner, „kann das Weihevolle sich darbieten, und nichts kann die schöne Erscheinung fördern, als die Stärkung der Sehnsucht nach ihr."

Das rechte Bayreuther Publikum wären also die nach dem Weihevollen Sehnsüchtigen, und eben einer solchen Sehnsucht bot Wagner zuletzt sein Bühnenweihfestspiel dar: den Parsifal. Darum bestimmte er dieses Werk so ganz ausdrücklich und feierlich für Bayreuth allein. Dies war der letzte Schritt Wagners zu dem Ziele seines Lebens hin, und erst damit hat er es wirklich erreicht. Sollte nach seinem Tode die große Spur dieses Schrittes ausgelöscht werden, so würde damit Wagners Lebenswerk ausgelöscht. Wieder blieben von ihm nur die einzelnen, einer gegensätzlich gearteten Öffentlichkeit hingegebenen Werke übrig. Das einzige Beispiel der idealen Kunst in Wagners Sinne wäre vernichtet. Wer den Ausführungen über die Bedeutung von Bayreuth bis hierher verständnisvoll gefolgt ist, wird am 22. Mai mit jedem guten „Bayreuther" sich zu dem Wunsche bekennen müssen, den Goethe einst für Schillers Idealismus in die Worte faßte:

„O möge doch den letzten heil'gen Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!"

Die theologische Lage der Gegenwart.

Von

Prof. D. Ernst Troeltsch—Heidelberg.

Das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts brachte in Theologie und Religionswissenschaft eine große und tiefgreifende Veränderung hervor. Freilich befanden wir uns seit fast zwei Jahrhunderten in einer religiösen Gärung und Revolution, deren Folge war, daß man außer in den Kreisen der erneuerten katholischen und protestantischen Rechtgläubigkeit zu der kirchlichen Überlieferung eine gebrochene Stellung einnahm, daß man entweder von wissenschaftlicher Gesamtanschauung der Religion aus Idee und Wesen des Christentums in einem wesentlich veränderten Sinne auffaßte, oder daß man überhaupt unabhängig von den historischen Religionen eine ethisch und künstlerisch gefärbte Religiosität bekannte, die zwar mit dem Christentum zusammenhing, aber doch als eine spezifisch moderne Religiosität sich empfand. Immer aber blieb man dabei gebunden an eine unsichtbare Welt des Wahren, Schönen und Guten, an Ideen, die über der breiten Alltags- und Erfahrungswirklichkeit walten und in ihr dem tiefer blickenden Auge als der Ausfluß der göttlichen Quelle aller Wirklichkeit sich offenbaren. Von alledem aber begann man sich mit den vierziger Jahren in steigendem Maße abzuwenden. Es erhob sich das Evangelium der reinen Diesseitigkeit, die Lehre von der Emanzipation des Fleisches und der Sinnlichkeit gegen den bisher sie vergewaltigenden Spiritualismus, die Zuwendung zum Praktischen und Positiven, das sicher nachgewiesen werden und darum als sichere Basis unserer Existenz behandelt werden kann. Alles das, was bloß gedacht, gefühlt, empfunden werden kann, begann man als das Fragliche, Unsichere und Bedenkliche zu betrachten, und dasjenige, was für das Leben praktische Reformen und Verbesserungen und für die Wissenschaft erfahrungsmäßig nachweisbare Wirklichkeit versprach, begann man als das allein Beachtenswerte anzusehen. Damit begann die kälteste und ödeste Zeit, die Kirche, Theologie, Religionswissenschaft und Philosophie in den letzten Jahrhunderten erlebt haben, deren Frost und Ermattung uns heute noch, wo sie allmählich zu weichen beginnt, in den Gliedern liegt. Unbegrenztes Mißtrauen gegen alles, was aus der Region des Unsichtbaren und Geheimnisvollen, des Gedanklichen und bloß Idealen stammt, und ebenso unbegrenztes Vertrauen auf die seligmachende Kraft alles Irdischen und Praktischen, auf den von selbst zu immer höherer Entwicklung treibenden Fortschritt der Intelligenz: das machte in der Hauptmasse literarischer Betätigungen den Geist der Zeit aus.

Es ist selbstverständlich, daß damit die ungünstigsten Bedingungen für das religiöse Denken geschaffen waren. Die Verflachung und Ausdörrung des inneren Lebens hat sich ja auch auf anderen Gebieten bemerkbar genug gemacht. Für Theologie und Religionswissenschaft, die eben noch im deutschen Idealismus und der Romantik einen so großen Anlauf genommen hatten und das über uns waltende Geheimnis in so mannigfacher reicher Betrachtung zu lichten unternommen hatten, war es wie eine plötzliche tötliche Veränderung des Klimas. Und doch war es nicht einfach ein großer Abfall. Die geistige Wandlung hatte ihre Gründe in wichtigen praktischen Veränderungen und Neuerungen. Die Probleme des inneren Menschen traten nur zurück, weil die des äußeren ihr Recht verlangten. Die Liquidation der ungeheuren napoleonischen Krisis hatte in fast allen europäischen Staaten unhaltbare politische Zustände hervorgebracht, die Verfassungsfragen und Nationalitätsfragen zu brennenden Lebensinteressen machten. Nicht minder arbeitete der Freiheitsgeist der französischen Revolution mit seinen unabsehbaren Konsequenzen weiter und zog den ganzen reich entfalteten Idealismus in den Bann des einseitig politischen Freiheitsgedankens. Vor allem aber begann eine Folge der Revolution langsam zu reifen, die niemand erwartet hatte und die doch so natürlich war, die Erhebung einer rein sozialen Bewegung, die neben den politischen Interessen der Bourgeoisie die materiellen und sozialen Interessen der freizügig gemachten, ihre Arbeitskraft beliebig verkaufenden und dadurch der Industrie zugetriebenen Massen in den Vordergrund schoben. So ergaben sich nationale, liberal-politische und soziale Bewegungen, alle aus der Konsequenz der Lage entstanden, alle wirkliche Bedürfnisse verfolgend, alle den Sinn auf praktische und konkrete Forderungen lenkend, und daher alle mit der Wirkung, das Denken von den Problemen des inneren Menschen abzuziehen.

Zu alledem fügte es der Zusammenhang der Dinge, daß die liberal-politische und die soziale Bewegung ihren nährenden Herd behielten in dem klassischen Mutterland der Revolution und der Aufklärung, von wo ja auch der erste Anstoß zu ihnen und den sie befördernden Reformen ausgegangen war. Es vollzog sich ein erneuter Kontakt mit der französischen Revolution und dadurch mit den abstrakt rationalistischen Ideen des 18. Jahrhunderts, nachdem der erste Kontakt in der Zeit der großen klassischen Literatur und der Stein'schen und Hardenbergschen Reformen eine starke Milderung und Brechung ihres Geistes gewesen war. Jetzt strömte von neuem eine Flut Voltaireschen Geistes mit dem politischen Liberalismus ein, und die freiheitliche Volksbewegung durchtränkte sich mit dem unhistorischen Geiste, der alles an dem ewig unveränderlichen Maßstab des aufgeklärten, den Trug der Priester und der Könige durchschauenden Individualismus mißt. Das schöne Wort „liberal" wurde zur Parole für die abstrakte Gleichmachung, für den Sturz aller diese Gleichmachung hindernden historischen Gewalten und insbesondere für die Beseitigung alles Einflusses des kirchlichen Lebens. Ihm sollte nur die Toleranz gewährt werden, die abgelebten und einflußlosen Gewalten gewährt werden kann, die Toleranz

der Ignorierung und Gleichgültigkeit. Für die Liberalen selbst aber gab es nur die Religion des Glaubens an den unausbleiblichen Fortschritt und an die seligmachende Kraft der Majoritäten. Schroffer noch wurde diese Stellung zur Religion bei der im Schatten der liberalen Bourgeoisie erwachsenden und bald selbständig werdenden sozialen Bewegung. Hier genießt freilich auch die Religion offiziell die Toleranz der Gleichgültigkeit und Verachtung, in Wahrheit aber wird sie von einer hier herrschenden offiziellen wissenschaftlichen Doktrin gehaßt, verfolgt und mit endlosen Vergröberungen Voltaireschen Hohnes übergossen. Und auch die in diesem Gemisch vorerst noch am stärksten herrschende nationale Bewegung geriet bei ihrer Opposition gegen die ihren Wünschen sich versagenden Regierungen, bei dem Bündnis der Regierungen und der Orthodoxie in immer engeren Zusammenhang mit den liberalen und parlamentarischen Forderungen. Damit aber hat auch sie in religiösen Dingen sich dem Geist des damaligen Liberalismus genähert, und wenn sie auch noch wenigstens ein Minimum von Sympathie mit der freien wissenschaftlichen Theologie behielt, so hat doch auch sie im ganzen die religiösen Probleme für veraltet und überwunden, kaum der Kenntnis und des Eifers wert erachtet. Auch das Wort nationalliberal wurde vielfach identisch mit gleichgültig und stolz auf Unwissenheit in religiösen Dingen.

Bedeutet alles das die Zuwendung zu neuen Interessen, die zwar mit leidenschaftlich verfochtenen Ideen zusammenhängen, aber doch ganz auf praktische Reformen und Lebensgestaltungen hinweisen, so kam der ganz nüchterne, praktische Geist aus der allmählichen Veränderung der Erwerbs- und Lebensweise. Die klassische Literatur und ihr Publikum setzte sich aus den Kreisen des gebildeten einfachen Mittelstandes, der Beamten und Pastoren zusammen und hing eng zusammen mit dem beschränkten Leben der deutschen Kleinstaaten. Die werdenden größeren Verhältnisse, die das 19. Jahrhundert beherrschende Schaffung eines Welthandels und einer diesem Handel zu Grunde liegenden Industrie, schließlich der außerordentliche materielle Aufschwung, alles hat die geistige Lage gründlich verändert und mit außerordentlicher Steigerung des Wohlstandes und der Durchschnittsbildung doch einen praktisch-realistischen Sinn begründet, der dem Reichtum und der Blüte des geistigen Lebens nicht günstig war. Auch die großen Leistungen der Politik und der politischen Erziehung durch Bismarck, die den schwärmenden und ideologischen Deutschen immer wieder die Forderung der Realpolitik, der Zurückstellung bloß ethischer und ideeller Mächte ins Herz schrieb, hat das ihrige getan, um diesen Geist zu verstärken. Die ersten Dezennien des neuen Reiches waren erfüllt von dem Hochgefühl einer endlich praktisch und nüchtern gewordenen, zu Reichtum und Wohlfahrt führenden, auf allgemeiner nützlicher Durchschnittsbildung begründeten Kultur, deren wir heute nicht mehr allzugerne gedenken.

Vor allem aber hatte sich innerhalb des geistigen Lebens selbst ein bedeutsamer Wandel vollzogen. Die Industrie brachte die Technik mit sich und die Technik die Naturwissenschaften. Ebenso hat der neue Zufluß französischen Geistes den engen Zusammenhang des Geistes des 18. Jahrhunderts mit den

Naturwissenschaften und der naturwissenschaftlichen Denkweise nach Deutschland verpflanzt. Die in Frankreich nie abgebrochene Präponderanz der Naturwissenschaften wirkte auf den deutschen Geist, der durch die klassische Philosophie und Literatur aus dieser Verbindung mit der westlichen Wissenschaft herausgetreten und eigene Wege gegangen war. Die deutschen Naturforscher holten sich in Paris die exakte naturwissenschaftliche Schulung. Einmal aber mit dieser Geistesrichtung wieder in Beziehung gebracht, stürzte sich der in den Regionen des Gedankens, der Abstraktion, der Geistigkeit und Poesie dem realen Leben der Natur fremd gewordene Geist mit wahrem Heißhunger und mit Leidenschaft auf diese neue konkrete, anschauliche Wirklichkeit. Die immer weiter gepflegten physikalischen, astronomischen und medizinischen Wissenschaften bereicherten sich durch Chemie, Physiologie und Biologie, und ein außerordentlicher Aufschwung aller dieser Wissenschaften erzeugte sowohl einen neuen Zusammenhang mit dem praktischen Leben als eine neue Grundrichtung des Denkens, die beide darin übereinstimmten, daß die Erkenntnis der konkreten, experimentell, mikroskopisch und teleskopisch faßbaren Wirklichkeit allein wahrhaft der Zeit würdige Erkenntnis sei, und die dadurch beide mit dem realistischen Sinn der Zeit in engste Verbindung traten. Man kehrte sich von der bisherigen Spekulation und philosophisch-idealistischen Naturbetrachtung und strebte nach dem Ideal einer streng kausalen und mechanischen Anschauung der Dinge. Hegel erschien einem Physiologen wie Brücke als die „Nationalschande Deutschlands", und ein solches Urteil wurde als Urteil über die ganze abgelaufene idealistische Epoche allgemein. Indem man aber so die Verbindungsbrücke, die mit der deutschen Philosophie verband, abbrach, mußte man sich eine neue Philosophie konstruieren, die dann naturgemäß in die Bahnen der alten vorkantischen Aufklärungsphilosophie zurücklenkte und unter dem Eindrucke des alles beherrschenden Einflusses der gesetzmäßigen Körperwelt wieder Geist und Seelenleben als völlig durch Natur- und Körperwelt bedingt oder gar von ihnen hervorgebracht betrachtete. Man kämpfte wieder wie im 18. Jahrhundert den Kampf um die Seele, und die neue Physiologie, die die Abhängigkeit aller Geistestätigkeiten von dem Nervensystem und dem Gehirn zeigte, schien nun definitiv zu Ungunsten der Seele zu entscheiden. Vollends seit die von ihrem Urheber so sehr viel vorsichtiger gemeinte Lehre Darwins auch den Zweck aus dem Leben der Organismen verbannt zu haben schien und alle scheinbare Zweckmäßigkeit nur als ein Überbleibsel der zufällig im Kampf ums Dasein besser angepaßten Wesen erschien, da glaubte man von all den uralten Illusionen definitiv befreit zu sein, die über, hinter oder in den Dingen etwas Geistiges oder Geistähnliches als Kern und Wesen behaupteten. Die Darwinistische Begeisterung, die uns heute wie ein eben verfliegender Rausch anmutet, glaubte alle Philosophie ersetzen zu können durch die Lehre von der Entwicklung, in der lediglich glücklich summierte Zufälle des mechanischen Getriebes die scheinbar selbständige Welt des Geistes und der Menschheit hervorbringt und die von selbst zu immer besserer, praktischerer Anpassung und immer glücklicherer Auslese im Kampf ums Dasein drängt.

Die besten und größten unserer Naturforscher machten diese wunderliche Philosophie nicht mit, aber dem Volk wurde sie als die neuzeitliche Weltanschauung dargeboten, und hier ist sie von den Spitzen allmählich herabgesunken bis zur Masse, die heute noch fest an diese Dogmen glaubt, die Theologie haßt und der Religionswissenschaft, sobald sie mit der Religion Ernst macht, nur Mißtrauen entgegenbringt. Aber nicht bloß von dieser Seite her drohte der Theologie Kaltsinn und Haß, sondern auch von Seite der historischen Wissenschaft, die zwar den Zusammenhang mit ihrer Mutter, der klassischen deutschen Literatur, festhielt, die aber doch auch das Band gerade an der wichtigsten Stelle lockerte oder löste und dem exakten, empirischen und detaillistischen Geiste der Zeit verfiel. War die neue Historie noch im Geiste eines Ranke aufs engste verbunden mit dem Gedanken einer Gesamtgeschichte der Menschheit und beherrscht von dem Gedanken eines zentralen Kultur- und Geisteszweckes, zu dem alles ein Beitrag war, so erschienen gerade diese Gedanken als nebelhaft, unwirklich, unbeweisbar, als luftige und gewalttätige Spekulation, die den Wirklichkeitssinn verlor. So sagte auch die Historie dem philosophischen Idealismus ab und verstieß den irreführenden Gedanken eines einheitlichen Menschheitsziels. Sie verfiel der Detailarbeit und dem Spezialistentum, immer spezialisierter und technischer, bis alle Übersicht und Gemeinsamkeit überhaupt verloren ging und das Wiederausgraben alter Dinge Wert gewann um seiner selbst willen. Oder die Historie trat in den Dienst der politischen und patriotischen Ideen, widmete sich der Verfassungs- und Rechtsgeschichte und der Verbreitung politischer Einheitsideen, auch hier praktisch und wirklichkeitsbedürftig. So oder so, immer wurde die Historie abgelenkt von dem Gedanken eines gottgesetzten Zieles und eines einheitlichen Hintergrundes der Geschichte, und so wurde auch sie naturgemäß gleichgültig und feindselig gegen die Religionswissenschaft, die gerade einen solchen Gedanken nicht ertragen kann, ohne sich selbst aufzugeben. Die Religionsgeschichte insbesondere hörte auf ein Ganzes zu bilden und nach einer einheitlichen Idee zu suchen. Sie wurde zu Darstellungen einzelner Religionsgebiete ohne jedes Streben nach Zusammenhang. Hervorragende Philologen schufen treffliche Darstellungen aus dem Gebiete der indischen, griechischen, germanischen und slavischen Religion, denen nur das eine fehlte, die Beziehung auf die grundlegenden Wahrheitsfragen der Religion. Seit der Darwinismus in den wilden Völkern der Gegenwart den Rest der Urmenschheit hatte erkennen lassen, wurde die Religionswissenschaft gar zur Erforschung der Gebräuche und Sitten der Wilden, aus denen sich die Einsicht in den Ursprung und damit in das Wesen der Religion ergeben sollte. Und der Religionsbegriff, den man hierbei fand, sei es daß Furcht oder Hoffnung oder Toten- und Geisterverehrung oder der Tierkult das Wesen der Religion konstituieren sollten, verleugnete diesen seinen Ursprung aus der Abstraktion von armen Wilden nicht.

Alles das drückte schwer auf die Theologie, und mehr noch als die einzelnen Lehren und Anschauungen war der Geist der Verwirrung und Auflösung, der Skepsis gegen alles Übersinnliche und des Mißtrauens gegen alle einheitlichen und

universalem Blick und von feinster Fähigkeit anempfindenden Verständnisses. Innerhalb der Historie aber blieb ihm der Hauptgegenstand die Religionsgeschichte und innerhalb dieser die Geschichte des Christentums. Sein Lebenswerk ist daher eine große Geschichte Israels und eine vielbändige Geschichte der Entstehung des Christentums bis zur fertigen Ausbildung des Katholizismus. Von diesem Riesenwerk ist leider nur der schwächste Bestandteil, das Leben Jesu, allgemein bekannt, das nicht viel mehr als eine aus wunderbar lebendigen Eindrücken des Landschaftsbildes geschöpfte, höchst subjektive und sehr sentimentale Umdichtung der Evangelien ist in die Geschichte eines Mannes, der, wenn er nicht Jesus gewesen wäre, hätte Renan, der jugendliche priesterlich und religiös begeisterte gefühlvolle Renan, sein mögen. Das Ganze des Werkes aber ist durchaus ernst zu nehmen, trotz des während der Arbeit sich wandelnden Standpunktes und trotz starker Subjektivitäten. Das Verhängnisvolle dieses Werkes liegt an einem ganz anderen Punkte als in dem Leben Jesu; es liegt in dem historischen Skeptizismus und Relativismus, der vor lauter Anempfindung an tausend gewesene religiöse Gefühle und Meinungen keinen Mut mehr zu eigenem Standpunkt gewinnt; in der Gebrochenheit eines religiösen Gefühls, das in allen Erscheinungen der Religionsgeschichte die tiefe geheimnisvolle Stimme des Jenseits vernimmt, aber wehmütig darauf verzichtet, aus diesem Geschwirr von Stimmen irgend eine Einheit und irgend ein Ziel herauszuhören. Die geschichtliche Kenntnis und Vielseitigkeit erdrückt den Menschen durch die Erinnerungen des tausendfach Gewesenen und nimmt ihm Mut und Kraft zu eigenen Hervorbringungen. Die hin und her spielende Relativität alles Geschichtlichen, wo jedes Vorzüge und jedes Nachteile hat und alles an seiner Zeit hängt, macht jede Nährung und Festigung aus der Geschichte unmöglich. Wissenschaftlich verstehen kann man nur eine Religion und ein Geistesleben, das man gläubig geteilt hat und das man dann überwunden und aufgegeben hat. So ist die wissenschaftliche Theologie notwendig eine Mischung von Glaube und Unglaube. Die Historie macht den modernen Menschen zum enttäuschten und wehmütigen Zuschauer des Wechsels; und wenn auch die mechanische Naturwissenschaft das Welträtsel nicht löst, sondern die Geheimnisse alle übrig läßt, so tötet um so sicherer die Historie die Theologie. Denn die spekulative Historie mit ihrem Glauben an Zusammenhang, Ziel und Entwicklungsgesetz war ein deutscher, schwerfälliger ideologischer Traum. Dieser „renanisme“, der in Frankreich eine Macht wurde und dort vor allem jenen Geist der Müdigkeit und Blasiertheit herbeigeführt hat, hat auch bei uns verführerisch und zerstörend genug gewirkt. Für viele ist er der letzte und der endgültigste unter den Totengräbern der Theologie.

Ganz so schlimm stand es nun freilich nicht. Denn die Welt der literarischen Neuigkeiten und der vielgelesenen Bücher ist noch nicht identisch mit der der menschlichen Herzen. Aber eine neue Zeit war es doch, und die wissenschaftliche Theologie konnte sich nicht verbergen, daß sie Mängel und Schwierigkeiten in sich trug, die manchem dieser Vorwürfe relatives Recht gaben. Sie war etwas zu sehr angekränkelt von der Bläße des Gedankens und bedurfte

der Erfrischung durch einen kräftigen, die Wirklichkeit des religiösen Lebens studierenden Realismus. Ihr war alles zu sehr die bloße notwendige Auswirkung eines logischen Gedankenprogramms; sie sah in der Religion zu sehr die Empfindung der Einheit der Wirklichkeit, die sich zu dem Gedanken der logischen Einheit, Verkettung und Notwendigkeit der aus dem göttlichen Wesen folgenden Lebensfülle erheben sollte. Sie verkannte die Religion in ihrer naiven, durch keine Philosophie und Wissenschaft verkümmerten und gelähmten Kraft, sie studierte sie nicht in ihrem wirklichen Leben, sondern konstruierte sie aus einer Theorie. Sie sorgte sich zu viel um die Anerkennung und Einverleibung des notwendigen Naturzusammenhangs in den Gedanken des göttlichen Wirkens, das damit alle Freiheit, Lebendigkeit und Spontaneität verlor, das dem Menschen gerade den heißbegehrten Zugang aus einer Welt des bloß Notwendigen und Auseinanderfolgenden in die Welt der schöpferischen Freiheit und der neues Leben zeugenden Lebendigkeit versperrte. Sie sah in der Geschichte zu sehr die sukzessive Ausführung eines logischen Programms; sie ignorierte die vielen Brüche und Katastrophen, den Niedergang und Absturz, der auf große Zeiten folgt, die unvergleichliche und unableitbare Besonderheit des Individuellen und Einmaligen, und sie huldigte dem Wahn, als wäre der Fortschritt der Zeit jedesmal ein Fortschritt des Gedankens und der Wahrheit.

So entstand aus der wissenschaftlichen Theologie durch einen Schüler Baurs, durch Albrecht Ritschl, eine neue große theologische Schule, die Göttinger Schule, die diesen Bedenken Rechnung trug. Ritschl behält im allgemeinen den Rahmen der bisherigen Betrachtung bei, indem auch er eine allgemeine psychologisch-entwicklungsgeschichtliche Auffassung der Religion zu Grunde legt, aber er faßt die Religion unabhängiger von den Rücksichten auf die Einbefassung des allgemeinen gesetzlichen Naturbegriffes in den Gottesgedanken. Er hat einen inneren, instinktiv-religiösen und ethischen Widerwillen gegen alles, was an Pantheismus und Monismus erinnert. Die Religion ist ihm eine sittliche Erhebung des der Natur und ihrem Ablauf sich entgegensetzenden Willens und die Ergreifung eines heiligen göttlichen Willens, der nicht identisch ist mit der Entwicklung des notwendigen Weltprozesses, sondern über den Weltprozeß hinaus die Seele erhebt in eine Sphäre der Freiheit, die Unabhängigkeit gegenüber dem Naturlauf und Abhängigkeit vom heiligen Willen Gottes ist. Wie eine solche Auffassung der Religion mit der Gesetzlichkeit der Erscheinungswelt fertig werden mag, ist eine Sache für sich. Jedenfalls fordert die Religion, wo sie sie selber ist und wo sie nicht von Philosophie und Spekulation gegen sich selbst mißtrauisch gemacht ist, gerade die Lösung von dem Banne des gesetzlichen Weltprozesses und die Erhebung zur göttlichen Macht als zu einer von der Welt verschiedenen, die gerade durch ihre Unterschiedenheit von der Welt von ihr zu befreien und über sie zu erheben vermag. Der hierin enthaltene Gegensatz ist der unauflösbare Grundgegensatz, die Paradoxie der Religion, um deren willen eben die Weltkinder sie nicht wollen und nicht verstehen, und um deren willen der Fromme in ihr erst sein wahres Leben findet. Gilt das von der Religion im allgemeinen, so gilt es im höchsten

Grade vom Christentum, der höchsten Offenbarung des religiösen Glaubens. Der Glaube haftet nicht an Theorien und Spekulationen, sondern an dem Leben wirkenden persönlichen Eindruck des Bildes Jesu, das uns mit einer nirgends wieder dagewesenen Gewalt von der Realität Gottes und der übersinnlichen Welt überführt, das uns auf Gott vertrauen läßt trotz Not und Sündenangst.

Aber Ritschl und seine Schule sind nicht die einzigen, die solchen Widerspruch erhoben. Zugleich hat in der lehrreichsten und tiefsinnigsten Weise gerade in der Auseinandersetzung mit dem ästhetisch-monistischen Geiste der Hegelschen und der ganzen klassischen Religionsphilosophie der Däne Kierkegaard einen ähnlichen, nur viel leidenschaftlichern Widerspruch erhoben und ihn in Schriften von höchster künstlerischer Vollendung und unerreichter Kunst der Zergliederung verkündet. Auch er ist ein Zögling der Theologie, der es dann freier und größer gefunden hat, für die Interessen der Theologie zu kämpfen, ohne sich an die engenden Schranken eines theologischen, praktischen oder akademischen Berufes zu binden. Unvergleichlich genialer als Ritschl, aber ohne dessen Reife, Ruhe und wissenschaftliche Durchbildung, ein Dichter und Denker, dessen Herz am religiösen Problem hängt, hat er sich auf den in der klassisch-romantischen Religionsphilosophie enthaltenen Geist der Immanenz, der Allgesetzlichkeit, des ästhetischen Einheitsgefühls, die die Brüche und Abgründe des Lebens verhüllende Auffassung der Religion als der bloßen Empfindung der Einheit des Endlichen und Unendlichen, gestürzt. In ihnen hat er den geschworenen Feind der Religion gesehen, der sie in den Schranken der Welt und der Diesseitigkeit festhält und den Menschen nicht zu dem großen Entweder-Oder kommen läßt, wo er sich für die Welt und ihren sich von selbst fortbewegenden Naturlauf oder für die in sie hineingreifende und den Menschen erhebende und verwandelnde Kraft Gottes entscheiden muß. Die Schönheit und die Poesie und die von ihr empfundene Harmonie und Einheit des Universums in allen Ehren. Sie sittigt und veredelt den Menschen und zeigt ihm einen geistigen Grund und Kern der Dinge. Aber sie ist ein Spiel und Genuß der Phantasie und sieht in allen Kämpfen und Katastrophen überall doch die versöhnende Harmonie. Sie weiß nichts von dem wirklichen großen Kampfe des sittlichen und des religiösen Menschen, der zwischen zwei Welten steht, und der nicht im ästhetischen Schein und Spiel, sondern nur in wirklicher Wahl und Entscheidung, im wirklich durchgefochtenen Kampf den Frieden findet, wenn er sich dem Strom der Gesetzeswelt entgegenstemmt und sich von Gott in die Freiheitswelt erheben läßt durch lebendige Offenbarung und Kundgebung des göttlichen Willens. Sie weiß auch nichts von dem Optimismus, der alles Zurückbleiben und alle Mängel nur aus den Bedingungen des Werdens und Noch-nicht-vollendet-seins erklärt und von der Entwicklung alle dem Ziel entgegengetragen wähnt. Sie weiß auch hier nichts von Einheit, sondern nur von Bruch und Kampf, von dem Widerstand der Masse gegen die göttliche Welt und von dem Sieg der Wenigen, die ihren natürlichen Menschen überwanden und die Überwelt in ihr Herz aufnahmen.

Jesus behält ihm recht, wenn er sagt, daß jeder sein Leben verlieren müsse um es zu gewinnen, und daß der Weg zum Heil schmal sei und nur wenige ihn finden, während der Weg breit ist, der zur Verdammnis führt.

Was so der Religionsphilosoph und der Psychologe jeder in seiner Weise gefordert haben, das hat sich auch spontan geregt in der Fortarbeit der historischen Theologie. Sie hat den dialektisch-begrifflichen Charakter beseitigt, der die Geschichte konstruierte und aus logisch gefundenen Entwicklungsreihen die wirkliche Geschichte ableitete. Wie Ritschl und Kierkegaard die Religion aus religiösen und ethischen Gründen von dem monistischen Alleinheitsgedanken emanzipierten, so hat hier die liebevolle Versenkung in die Quellen und Urkunden, in die Tatsachen selbst, die Religion in ihrer prinzipiellen Unabhängigkeit von dem logischen Einheitsbedürfnis des Denkens und ihre Geschichte in dem ganzen unableitbaren Reichtum des Mannigfaltigen, in dem Auf und Nieder, den Höhepunkten und Depressionen, in dem schwankenden Kampf der emporziehenden großen und der niederziehenden kleinlichen Kräfte verstehen gelehrt. Man faßte sie nicht mehr auf nach einem zum voraus konstruierten Begriff, sondern studierte sie wie ein selbständiges, an Geheimnissen und Überraschungen reiches Gebilde der Wirklichkeit. Das gab bei Beibehaltung der bisherigen Erkenntnisse dem Ganzen mehr Farbe und Leben, ließ den jähen Wechsel und die Kontraste, die irrationalen Widersprüche des Lebens, die Bedeutung des Individuellen mehr hervortreten. Vor allem lernte man die Bedeutung der produktiven großen Epochen, der führenden Persönlichkeiten und der Stifter ganz anders verstehen. Die Religionen sind nicht freischwebende Gedankensysteme oder innerliche, überall spontan sich gleich erzeugende Empfindungen, sondern sie haften an den großen grundlegenden Erschließungen des göttlichen Lebens in ihren Propheten und Stiftern. Sie sind darum nicht bloß gemütvoll erwärmte philosophische Systeme oder ins eigene Herz blickende Beschaulichkeit, sondern Glaube an Propheten und Offenbarungen, und ihre Macht über das Leben hängt an der Energie dieses Glaubens. So ergab sich vor allem ein tieferes Verständnis der Persönlichkeit Jesu und das Bestreben, die Bindung des Christentums an sie in ihrer historischen Kraft und Lebendigkeit zu begreifen. In diesem Geiste hat sich die historische Theologie zu großartigen Leistungen entwickelt, in denen die beste Arbeit der Theologie steckt und die zu den Perlen unserer historischen Literatur überhaupt gehören. In der alttestamentlichen Forschung haben der Holländer Kuenen und die Deutschen Eduard Reuß und Julius Wellhausen sowie die Engländer Cheyne und Robertson Smith die Ergebnisse Vatkes großartig erweitert und eine lebensvolle Anschauung der Religionsgeschichte Israels im Verhältnis zur Religion des übrigen Altertums entworfen. Wellhausens „Israelitische und jüdische Geschichte" ist ein klassisches Meisterstück, das auch jedem Laien verständlich ist. Die neutestamentliche Forschung hat manche Überkühnheiten einer durch erfolgreiche Korrektur der Überlieferung ermutigten konstruktiven Zurechtrückung der Urkunden aufgegeben, die ganze Anschauung konkreter, psychologisch feinfühliger gestaltet,

aber dabei die Baur'sche Betrachtung im ganzen festgehalten. Heinrich Holtzmann, Adolf Jülicher und Karl Weizsäcker, der Nachfolger Baurs auf dem Tübinger Lehrstuhl, haben in Werken von großartiger Reife und Durchbildung die moderne Forschung über die Entstehungsgeschichte des Christentums und über die Anfänge der christlichen Gemeinden allgemein zugänglich gemacht. Unabsehbar vollends ist die Forschung über die Entwicklungsgeschichte des Christentums, wenigstens in Bezug auf die interessantesten Punkte, das Urchristentum, die Frühzeit des Katholizismus und die Reformationsgeschichte. Die Zusammenfassung des diese Studien leitenden Geistes ist Adolf Harnacks großes Werk, das unter dem Titel Dogmengeschichte eine überaus lebendig entworfene, gedankenreiche und erleuchtende Darstellung und Auffassung der Gesamtentwicklung des Christentums bietet.

Alle diese Arbeiten bewegen sich auf dem Boden der speziellen Erforschung der Entstehung und des Wesens des Christentums, aber sie sind wie die früheren geleitet von dem Grundgedanken einer allgemeinen historischen Methode und eines engen Zusammenhangs der menschlichen Religionsgeschichte überhaupt. Auch hier wird das Christentum nach allgemeiner historischer Methode als Bestandteil und Höhepunkt der Religionsgeschichte erforscht, und allgemeine Beobachtungen, die sich aus der Religionsgeschichte über Wesen, Entwicklungsbedingungen und Entwicklungsweisen der Religion ergeben haben, haben hier die fruchtbarsten Anregungen geliefert. So konnte es nicht ausbleiben, daß trotz der Konzentration auf das Christentum und seine konkrete Eigenart doch immer wieder gerade aus dieser Arbeit sich das Bedürfnis nach Zusammenfassung und Überschau, nach prinzipieller Klarstellung über Wert und Bedeutung des Christentums in dem flutenden Ganzen der Religionsbildungen erhob. Versteht man unter Religionsphilosophie die Analyse des psychologischen Wesens der Religion, die Herausstellung ihres Wahrheitsgehalts und die Beurteilung ihrer Geschichte auf das Maß der darin erreichten und die Religionen abstufenden Wahrheit, so bedurfte eine solche Theologie dringend der Religionsphilosophie. Hier aber ist ihre Lage immer noch eine überaus schwierige und isolierte. Sie entbehrt des Anschlusses an eine wenigstens einigermaßen allgemein anerkannte prinzipielle Betrachtung des Wesens und der Geschichte der Religion. Die alte Religionsphilosophie des klassischen, philosophisch-literarischen Zeitalters ist den neuen Anforderungen nur mehr sehr bedingt gewachsen, und sie ist von der positivistischen und skeptischen Flut der Zeit überdies hinweggespült. Sie bedurfte einer neuen aus der religionswissenschaftlichen Einzelforschung genährten Gestalt und eines dominierenden prinzipiellen Grundgedankens, der wieder eine einheitliche Betrachtung ermöglicht. Dem aber war das Zeitalter so ungünstig wie möglich. Die Religionsphilosophie war verschollen, und es gab nur mehr empirische Einzelforschung von Philologen und Ethnologen, die der Frage nach dem Ziel und Ideal der Religion völlig gleichgültig gegenüberstanden. Auch die allmähliche Rückkehr der Philosophie aus der naturwissenschaftlichen und darwinistischen Fremde zu ihren eigentlichen

Problemen hat im Neukantianismus sich gerade an dieses Problem nicht gewagt, und erst allmählich treten jetzt zusammen mit den Versuchen der Neubegründung der Ethik und der Geistesphilosophie die hierfür unentbehrlichen religionsphilosophischen Probleme wieder hervor. So ist auch hier manches geschehen. Aber die schönen Werke des Engländers Eduard Caird und des Deutschen Otto Pfleiderer sind doch im Grunde Nachzügler der Hegel'schen Schule, und das hinreißende Buch von August Sabatier, dessen Sensationserfolg die geistige Lage in Frankreich interessant beleuchtet und auf den französischen Reformkatholizismus großen Eindruck gemacht hat, ist doch für die eigentlich wissenschaftliche Forschung zu rhetorisch und elegant. Am glücklichsten angepackt ist das Problem von Rudolf Eucken und seiner Schule. Aber auch das ist vorerst noch eine Anweisung auf die Zukunft.

Diese Mängel empfindend und zugleich die Forderung konkreter, realistischer Auffassung der Religion teilend hat einer der anregendsten und bedeutendsten, wenn auch zugleich einer der seltsamsten theologischen Denker aus der Philologie diese Lücke zu ergänzen gestrebt. Paul de Lagarde war ein Kind des romantischen Berlin Friedrich Wilhelms IV, ein Zögling der klassisch-romantischen Denkweise und zugleich nicht ohne Einfluß des ätzenden, alles kritisierenden Berliner Geistes. Er hat in seiner Jugend auf Schleiermachers Knien gesessen und als Jüngling von Friedrich Rückert Arabisch gelernt. Als junger Mann hat er mit verwegener Keckheit die neue Rechtgläubigkeit verteidigt. Auf Reisen und Forschungen, die er gemeinsam mit dem bekannten romantisch-liberalen Diplomaten K. J. v. Bunsen machte, wurde er zum Philologen und Kulturforscher im umfassendsten Sinne des Wortes, der die Philologie als den Schlüssel zu Seele und Geist der Menschheit ansah und doch zugleich die höchste Genauigkeit und Konkretheit als erste Pflicht anerkannte. Seine Herzensneigung aber blieb die Theologie, und so bildete er ein Ideal der Theologie, wonach sie vergleichende, allgemeine Religionswissenschaft ist, die ein Heer von Forschern in die einzelnen Gebiete entsendet, die alten Urkunden aller Völker als die Akten der Religionsgeschichte studiert und aus diesem Erkenntnismaterial eine Vergleichung aufbaut, in der die einzelnen Religionen an Kraft, Stärke und Tiefe des von ihnen erschlossenen inneren Lebens sich messen. Er zweifelte nicht, daß das Christentum hierbei sich als höchste religiöse Kraft offenbaren werde, aber er verlangte hierbei die volle Durchführung der Konsequenzen einer solchen Betrachtung für die Auffassung des Christentums, dessen Zukunftsbild er nur in blassen Umrissen vor seinen Augen auftauchen sah. In hartem Daseinskampf verbittert, hat er schließlich ein mit übermäßiger Weichheit wechselndes übermäßiges Selbstgefühl entwickelt, und, ein niemals ganz in sich ausgeglichener Geist, hat er mit tiefen und geistvollen Gedanken zugleich die wunderlichsten Schrullen hervorgesprudelt. Aber seine in gewaltiger Sprache geschriebenen „Deutschen Schriften" haben ihm trotz alledem schließlich eine Wirkung eröffnet, die seiner großen und bedeutenden Gedanken würdig war. Nicht als ob seine philologisch-religionsgeschichtliche Theologie den Mangel einer prinzipiellen

Religionsbetrachtung ersetzt und als ob seine tief religiöse, aber doch oft auch von der Skepsis angenagte Persönlichkeit ein neues Fundament für die Betrachtung der Religion gelegt hätte. Aber sie hat das Bedürfnis nach alledem in den Herzen geweckt und hat nicht bloß auf die Theologen, sondern vor allem auf die Laien gewirkt, Ernst und Größe der Fragen ihnen vor Gefühl und Gewissen gestellt; sie hat den lebendigen Eindruck davon erweckt, daß es von diesen Dingen eine Wissenschaft geben müsse und daß diese Wissenschaft nicht in eine philosophisch ermattete, aller Zuversicht und Gebetskraft beraubte Religion auslaufen könne, sondern nur in erneute Belebung der wesentlichen Kräfte des Christentums.

Noch herrscht in unserem geistigen Leben die Mattigkeit und die Verwirrung, und auch diese Gedanken eines Lagarde sind mehr ein Zeichen der Sehnsucht nach tieferem persönlichem Leben und nach festerem Anschluß an die lebendige religiöse Kraft des Christentums als ein Mittel zur Lösung des Problems. Aber diese uns wieder erfüllende Sehnsucht nach Kraft und Leben, diese Abneigung gegen die hohle Skepsis, gegen die bloße Nützlichkeit, gegen die bloß naturwissenschaftliche und gegen die bloß historische Bildung versprechen eine Zusammenfassung all der Strebungen und Arbeiten, die in zünftiger und unzünftiger Theologie des 19. Jahrhunderts immerhin reichlich hervorgetreten sind. Es hat nicht den Anschein, als ob gerade die offizielle Kirche von sich aus sehr viel tun werde zur Lösung dieser Probleme. Aber der Mensch, der immer im Grunde derselbe bleibt und der auch durch die Evolution des 19. Jahrhunderts nichts neues geworden ist, wird, wie stets bisher, die bloße Negierung und Blasiertheit, das bloß Praktische und Irdische nicht aushalten und wird die Wissenschaft zwingen, ihm die Quelle aller Kraft wieder freizulegen, die Religion.

So möge den Schluß dieser Darstellung ein Wort des Mannes bilden, den ich zuletzt genannt habe und der mit heißem Herzen über Programm und Forschung der Zukunft sann. Er erwartet sie nicht von den Theologen, sondern von der Einkehr unseres Geschlechtes bei seinem wahren inneren Wesen und von dem Blick in die Religionsgeschichte:

„Nicht human sollen wir sein, sondern Kinder Gottes; nicht liberal, sondern frei; nicht konservativ, sondern deutsch; nicht gläubig, sondern fromm; das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend, und wir alle vereint zu einem sich ergänzenden Kreise: Keiner wie der andere und keiner nicht wie der andere; täglich wachsend in neidloser Liebe, weil auf dem Weg aufwärts zu Gott wohl einer dem andern immer näher kommt, aber nie einer den Weg des andern schneidet."

Über atmosphärische Störungen.

Von

Richard Assmann—Berlin.

Als „atmosphärische Störungen" pflegt man diejenigen meteorologischen Vorkommnisse zu bezeichnen, welche von dem normalen Verhalten der Witterungsverhältnisse in erheblichem Maße abweichen. Ein Frost oder ein Schneefall mitten im Tieflandssommer, ein tagelang anhaltender Regen oder eine monatelange Dürre, ein schwerer Sturm, ein heftiger Wolkenbruch oder ein mit vernichtendem Hagelwetter verbundenes ungewöhnlich starkes Gewitter erscheint uns unter dem Bilde einer atmosphärischen Störung.

Soll die Abweichung von der „normalen Witterung" das Kennzeichen für die „Störung" sein, so muß auch festgestellt werden, was wir unter normalem Wetter verstehen.

Für einen großen Teil der Tropen begegnet die Definition keinen Schwierigkeiten, weil man dort zu einer bestimmten Jahreszeit fast immer die durchschnittlichen Verhältnisse antrifft. In den mittleren und höheren Breiten aber bildet der mittlere, stationäre Zustand nur die Ausnahme, vielmehr setzt sich der ganze Witterungsverlauf vorwiegend aus atmosphärischen Störungen zusammen, wie uns jede Wetterkarte mit ihren Hoch- und Tiefdruckgebieten und deren Folgezuständen erkennen läßt.

Es ist demnach weniger die Abweichung vom Normalen, was die atmosphärischen Störungen im Sinne der üblichen Begriffsbestimmung kennzeichnet, als die außerordentliche Entwicklung einer an sich nicht abnormen Erscheinung.

Die meisten Menschen pflegen in bezug auf außergewöhnliche Phänomene ein recht schlechtes Gedächtnis zu haben: wir lesen und hören immer wieder, daß der letzte schwere Sturm, das letzte Gewitter, der letzte Hagelfall usw. der schwerste gewesen sei, der „seit Menschengedenken" vorgekommen ist; ein abnorm kühler Sommer oder ein verspäteter Schneefall oder Frost genügt, um in den Zeitungen des drohende Gespenst einer neuen Eiszeit auftauchen zu lassen; eine zeitliche Häufung von Vulkan-Ausbrüchen und Erdbeben erscheint als der Anfang des Weltunterganges. Der Statistiker denkt aber kühler darüber, indem er weiß, daß schon in zahlreichen Fälle diese und schlimmere Ereignisse eingetreten sind, ohne daß sich die voreilig aus ihnen geschlossenen Folgen eingestellt haben.

Eine intensive atmosphärische Störung haben wir vor einigen Wochen über uns hinwegschreiten sehen, als in den Tagen vom 17. bis 20. April ein Schneesturm von ungewöhnlicher Stärke ganz Deutschland durchzog und allenthalben beträchtlichen Schaden anrichtete. An der Hand des zur Zeit vorliegenden Beobachtungsmaterials wollen wir, ohne in Einzelheiten einzugehen, versuchen, ein Bild der atmosphärischen Vorgänge zu entwerfen, welche dieser Störung zugrunde gelegen haben.

Der ungemein warmen Witterung der letzten Märzwoche, welche die Vegetation in so außerordentlichem Maße gefördert hatte, daß man dem Eintreten des bei uns sehr seltenen phänologischen Ereignisses „blühenden Flieders zum Osterfeste" entgegensah, machte der Anfang des Aprilmonats ein jähes Ende, indem die bis dahin herrschenden südlichen Winde durch nordwestliche und nördliche abgelöst wurden. Den nächstliegenden Grund hierfür zeigt uns ein Blick in die täglichen Wetterkarten jener Periode: an Stelle des hohen Luftdruckes über Südeuropa mit starkem Gefälle nach dem Norden und Nordwesten des Erdteiles war eine sich immer deutlicher ausprägende Neigung zu entgegengesetzter Verteilung getreten, bei der über dem Mittelmeere und der Adria Depressionen auftraten und der Druck im Westen und Nordwesten am höchsten war. Hierdurch wurde eine nördliche Luftströmung eingeleitet, welche mit ihrer längeren Dauer immer weiter nach Norden greifen mußte, um ihren Luftbedarf zu decken. Die weitere Folge war ein allgemeines Sinken der Temperatur und der Eintritt großer Regenfälle über Italien.

Im Laufe der ersten Aprilwoche bildete sich nun eine eigentümliche Rinne tiefen Luftdruckes über Europa aus, indem sich einerseits über Westeuropa, anderseits über Rußland dauerhafte Hochdruckgebiete ausbreiteten, während zwischen beiden, von der Nordsee nach dem Mittelmeer reichend, wiederholt Depressionen auftraten, welche unruhige Witterung mit dem charakteristischen „Aprilwetter", Regen- und Graupelschauern, mit sich führten.

Vom 12. April, dem ersten Osterfesttage, erhielt diese Rinnenbildung eine ungewöhnliche Ausprägung, sodaß ganz Europa vom Nordmeere bis nach Sizilien von einer mächtigen Depressionsfurche überlagert wurde, in welcher die über dem Mittelmeere auftretenden zyklonischen Bildungen immer mehr Übergewicht über die im Norden befindlichen gewannen. So gelangten im westlichen und mittleren Europa die kalten nördlichen Winde zur Herrschaft, während im Osten des Erdteiles südliche und außergewöhnlich warme Strömungen flossen.

Auf dieser wohl vorbereiteten Zugstraße mit entgegengesetzt gerichteten Windsystemen an ihren seitlichen Rändern trat nun am 16. April eine südliche Depression ihren Weg nach Norden an, indem sie langsam den Alpenwall überschritt und sich weit über Österreich und Ungarn ausbreitete. Sie führte, aus verhältnismäßig warmen Gegenden kommend, einen großen Vorrat von Wasserdampf mit sich, der im Gebiete der kalten nördlichen Luftströmung an ihrer Westseite zur massenhaften Verdichtung in Gestalt von Schnee gelangte und nun in den nächsten Tagen ganz Südost- und Ost-Zentraleuropa überschüttete.

Am 19. April erreichte der Kern der immer tiefer werdenden Depression die Küste der Ostsee bei Danzig, wobei sich das Luftdruck-Gefälle gegen das über ganz Westeuropa lagernde Hochdruckgebiet dermaßen verstärkte, daß ein großes Sturmfeld zur Entwicklung gelangte, welches sich von Stockholm bis nach Westdeutschland und Böhmen erstreckte. Die in diesem Sturme erreichten Windgeschwindigkeiten waren sehr beträchtliche: am Aëronautischen Observatorium bei Berlin wurden z. B. Werte von 31 m in der Sekunde registriert, die man in der Meteorologie schon als „Orkan" zu bezeichnen pflegt.

Der weitere Verlauf dieser starken atmosphärischen Störung ist besonders dadurch interessant, daß sich die Depression nicht, wie dies meistens geschieht, durch „Ausfüllung" zurückbildete, indem der Druck in ihrem Kerne steigt, sondern daß sie vielmehr, ohne ihren Ort zu verändern, am 20. eine weitere Vertiefung erlitt, während der sie umgebende, nunmehr im Norden geschlossene Ring hohen Luftdrucks auffällig schnell an Höhe abnahm, und damit die Luftdruck-*Unterschiede* eine schleunige Verringerung erfuhren. So lag sie noch am 21. April mit fast gleicher Tiefe über der südlichen Ostsee, während an Stelle des westlichen Hochdruckgebietes eine Depression aufgetreten war.

Das Charakteristische an diesem atmosphärischen Phänomen war die ungewöhnlich stürmische Luftbewegung aus nördlicher Richtung und der für die Jahreszeit außerordentlich starke Schneefall an seiner Westseite, während an seinem östlichen Rande nur mäßige, aber sehr warme Südwinde wehten. Diese breite und bis in große Höhen hinaufreichende Nordströmung machte den Eindruck, als wenn in ihr die in den Vorwochen nach dem Norden transportierten Luftmassen mit Gewalt zurückfluteten. Dagegen zeichnete sich der Vorgang vor anderen ähnlichen weder in seiner Intensität noch in der Zeit seines Auftretens besonders aus: im Winter würde er kaum beachtet worden sein und im vorjährigen kalten April, wo die Vegetation noch vollständig schlummerte, hätte man aus ihm nicht viel Aufhebens gemacht. Das Abnorme war vielmehr die ungewöhnlich weit vorgeschrittene Vegetation und deren jedem Naturfreunde schmerzliche Schädigung, zu deren Überwindung ein wirklicher Frühlingsmonat nicht ausreichen dürfte.

Der heutige Stand der meteorologischen Wissenschaft gestattet noch nicht, in der Verknüpfung von Ursache und Wirkung soweit zurückzugehen, daß man die „letzten Gründe" für den Eintritt der atmosphärischen Störungen ebenso sicher festzustellen vermag, wie dies in bezug auf die stationären Verhältnisse mancher Klimagebiete möglich ist. Wenn z. B. in den Passatregionen jahraus-jahrein eine bestimmte Windrichtung mit heiterem und warmem Wetter herrscht, so finden wir deren Erklärung zunächst in der gleichfalls konstanten Luftdruckverteilung, welche auf dem stetigen Herabsinken eines Teiles der in der Höhe vom Äquator nach den Polen fließenden Luft beruht. Diese Strömung aber findet ihren Grund in den über den tropischen Meeren ununterbrochen aufsteigenden hochtemperierten Luftmassen, welche dem stets vorhandenen Luftdruckgefälle nach den Polen folgen, und dieses selbst ist wiederum die Folge aus den an beiden

Stellen der Erdoberfläche stetig herrschenden Temperatur-Unterschieden, welche von dem verschiedenen Sonnenstande abhängen. So kommen wir als „letzte Ursache" auf die Sonne und deren im Laufe des Jahres wechselnde Wärmewirkung zurück. Schwankungen in der Intensität der Sonnenstrahlung müßten demnach einen beträchtlichen Einfluß auf die meteorologischen Vorgänge in unserem Luftmeere nach sich ziehen, welche sich durch Vermittlung der allgemeinen Luftzirkulation auf der ganzen Erde geltend machen würden. Sollte es dereinst gelingen, den Nachweis derartiger Veränderungen tatsächlich zu erbringen, so müßte man die „letzten Ursachen" von der Erde fort auf die Sonne verlegen.

Die „atmosphärischen Störungen" der mittleren und höheren Breiten können aber als örtliche und einem fortgesetzten Wechsel unterworfene Phänomene keineswegs so unmittelbar mit der Sonne in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden. Die lange Zeit hindurch angenommene Abhängigkeit der barometrischen Druckzentren, der Maxima und Minima, von den thermischen Verhältnissen der Erdoberfläche ist in neuerer Zeit wieder mehr als zweifelhaft geworden und man neigt dazu, die nächsten Ursachen für die Entstehung der Zyklonen und Antizyklonen in den großen oberen Strömungen zu suchen, welche den Luftaustausch zwischen dem Äquator und den Polen vermitteln. Wenn auch ohne Zweifel manches für diese Theorie zu sprechen scheint, zumal die Erforschung der oberen Luftschichten mittels Luftballons die Existenz eines warmen Luftstromes in Höhen von 10 bis 15 km nachgewiesen hat, so sind wir doch noch weit davon entfernt, den Zusammenhang zu erkennen.

Alle die immer wiederkehrenden Versuche aber, den Mond mit den atmosphärischen Störungen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, haben vor der nüchternen Kritik nicht stand gehalten. In unserem oben erörterten Falle z. B. verlief die als besonders „kritisch" geltende Ostern-Mondfinsternis ohne alle nennenswerten Erscheinungen und eine Woche später, d. h. zu dem für den Mondeinfluß ungünstigsten Termin, trat eine außergewöhnliche Störung ein.

Aber auch die vulkanischen Erscheinungen des letzten Jahres hat man versucht, zur Erklärung heranzuziehen und die sonderbarsten Hypothesen über deren weitreichenden Einfluß auf die Witterung werden laut. Die einzige Möglichkeit eines derartigen Zusammenhanges könnte nur in der durch außerordentliche Aschen-Auswürfe erfolgten Vermehrung des atmosphärischen Staubes liegen, den man als ein notwendiges Requisit für die Kondensation des Wasserdampfes erkannt hat. Die nach den gewaltigen Ausbrüchen des Krakatau beobachteten abnormen Dämmerungsphänomene und anderen optischen Erscheinungen haben den Beweis erbracht, daß in der Tat außerordentlich große Staubmengen in die Atmosphäre eingedrungen waren, und ähnliche traten nach den Eruptionen der Antillenvulkane auf. Die äußerste Grenze der Einwirkung von vulkanischen Vorgängen auf die Witterung weit entfernter Gebiete könnte demnach höchstens in einer Vermehrung der Niederschläge angenommen werden.

Die in den letzten Monaten wiederholt festgestellten weit verbreiteten Staubfälle über Europa, deren Herkunft aus der Sahara außer allem Zweifel nachgewiesen werden konnte, haben indes keinen nennenswerten Einfluß auf die Vermehrung der Niederschläge ausgeübt.

Die seit nunmehr 9 Monaten am Aëronautischen Observatorium bei Berlin täglich zur Ausführung gebrachten Untersuchungen der höheren Luftschichten mittels Drachen und Ballons haben eine neue Perspektive zur Verknüpfung weit von einander entfernter atmosphärischer Vorgänge unter einander eröffnet. So dürfte eine sorgfältige Erforschung des obengenannten warmen Luftstromes in 10 bis 15 km Höhe imstande sein, uns der Erkenntnis der Entstehungsursachen der atmosphärischen Wirbel näher zu bringen, auch hat sich wiederholt Gelegenheit geboten, einen Zusammenhang zwischen fernen Niederschlägen größeren Umfanges mit Temperaturschichtungen wahrscheinlich zu machen. Es liegt deshalb aller Grund vor zu der Erwartung, daß die moderne Höhenforschung berufen sein dürfte, den dichten Schleier zu lüften, welcher die „atmosphärischen Störungen" zur Zeit noch von allen Seiten umhüllt.

Blühende Wildnis.

Wo die Sonn' am nächsten steht
Auf des Berges Spitze,
Wird zum üppigen Blumenbeet
Jede Felsenritze.
Glühend webt es, still und bunt
Über'm Stein, dem harten,
Selbst der ödeste Felsengrund
Wird zum Hochlandsgarten.

Geister von besondrer Macht
Wirken dort und walten,
Schöpfen aus des Äthers Pracht
Aus des Berges Spalten,
Schöpfen, was da Leben schafft,
Aus geheimen Fernen,
Und es sprießt die Wunderkraft
Auf in blühenden Sternen.

Wo der Fels die Wolken streift
Lockten Blütenflammen,
Was die Hand nur haschend greift,
Rafft ich dort zusammen.
Und nun prangt's auf meinem Tisch,
Schmückt die alten Räume,
Wie ein Berghauch, rein und frisch,
Zieht's durch meine Träume.

Aus: „Wolkenschatten und Höhenglanz". Gedichte von Gottfried Schwab. Verlag von Lampart & Komp. in Augsburg.

Wir bringen diese prächtige Probe aus der Liedersammlung des am 2. März von uns gegangenen reichbegabten, liebenswürdigen Dichters und edlen hochgesinnten Patrioten, der bekanntlich vor drei Jahren den ersten Ehrenpreis bei der Flottenliederkonkurrenz mit dem frischen Liede „Michel, horch, der Seewind pfeift!" davontrug, das bereits vielfach in Tonsatz erschienen ist.

Auch Schwabs gedanken- und farbenreiche Prosaschriften ließen uns noch manche schätzbare Gabe des Dichters erwarten, dem in seinen Freundeskreisen ein unvergeßliches Andenken der Liebe und Treue bewahrt bleiben wird. D. H.

Die erste preußische Expedition nach Ostasien und ihre Bedeutung für Deutschlands jetzige Weltstellung.

Von

Kontre-Admiral a. D. Kühne—Lübeck.

Schon seit Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat in Preußen und den Zollvereinsstaaten das Verlangen hervor, zu den Ländern Ostasiens in diplomatische und Handelsbeziehungen zu treten. Es wurde auch die Gründung einer großen Handelsgesellschaft in Erwägung gezogen, die ihren Sitz und Niederlage in Singapore haben und ihre Geschäfte bis nach China ausdehnen sollte. Indes lagen damals noch die Verhältnisse für uns Deutsche, namentlich die Schiffahrtsverhältnisse, zu ungünstig, als daß dieser Plan hätte verwirklicht werden können. Dieselben besserten sich erst, als England 1848 auch den Schiffen fremder Nationen freien Verkehr in seinen ostindischen Häfen gewährte. Ein großer Umschwung im gesamten Welthandel trat aber nach der großen Weltausstellung zu London, 1851, ein. Die Völker traten sich hier näher, die internationalen Beziehungen wurden lebhafter, liberalere Grundsätze im Verkehr zu einander tauchten auf und, begünstigt durch die starke Zunahme der Bevölkerung und den aufblühenden Wohlstand der Nationen, brach sich der Unternehmungsgeist nach allen Seiten hin Bahn. Insbesondere waren es die Küstenländer des Stillen Ozeans, auf die er seine Blicke richtete, die durch das rasche Aufblühen der Niederlassungen in Australien und an der Westküste Amerikas, durch zunehmenden Verbrauch chinesischer Erzeugnisse und politische Vorgänge in den ostasiatischen Reichen und manche andere Gründe eine ganz hervorragende kommerzielle Bedeutung erlangten. England hatte sich im Süden Chinas festgesetzt und die Chinesen gezwungen, einige Häfen dem fremden Handel zu eröffnen. Von Norden her drang Rußland vor und erwarb sich wichtige Stellungen am nördlichen Stillen Ozean. Sogar Japan wurde gezwungen, seine jahrhundertlange Abgeschlossenheit aufzugeben und infolge der englisch-französischen Siege über China, 1858—59, erlangten alle in Ostasien vertretenen Mächte Handelsverträge, die ihnen den freien Geschäftsverkehr in allen geöffneten Häfen sicherten.

Dank der Tatkraft seiner Vertreter hatte auch der deutsche Handel hier festen Fuß gefaßt und sich ausgebreitet, obwohl er sich nicht auf den Schutz

eigener Verträge und Machtmittel stützen konnte. Zwar wurden die deutschen Kaufleute seitens der ostasiatischen Mächte anfangs geduldet und in Fällen, in denen sie des konsularischen Schutzes bedurften, brachte es zunächst die Solidarität der europäischen Interessen mit sich, daß die Repräsentanten der Vertragsmächte, besonders die englischen, sich ihrer willig annahmen. Aber gerade das rasche Emporblühen des deutschen Handels war nur zu sehr geeignet, die Eifersucht der anderen Nationen zu erregen und einen Bruch in jene Solidarität der Interessen zu bringen. Die Lage der Deutschen im fernen Osten wurde daher immer schwieriger, auf die Dauer unhaltbar.

Unter solchen Umständen glaubte die preußische Regierung nicht länger zögern zu dürfen, die Vertretung und den Schutz ihrer Untertanen daselbst nun in eigene Hand zu nehmen und so wurde im Sommer 1859 die Absendung einer großen Gesandtschaft unter dem Schutz eines starken Geschwaders nach Ostasien zur Abschließung von Schiffahrts- und Handelsverträgen für sich, die Zollvereinsstaaten und die drei Hansestädte beschlossen, an deren Spitze der Legationsrat Graf Friedrich zu Eulenburg unter Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei den Höfen von Japan, China und Siam gestellt wurde. Mit dieser Expedition sollte zu gleicher Zeit eine möglichst eingehende Durchforschung der holländischen Kolonien und des ostasiatischen Inselreiches in wissenschaftlicher und kommerzieller Beziehung verbunden werden, zu welchem Zweck dem Gesandten ein zahlreiches Gefolge zum Teil recht bedeutender Männer, Attachés, Naturforscher, Kaufleute 2c. beigegeben wurde.

Das zur Entsendung nach Ostasien bestimmte und unter den Befehl des zum Kommodore ernannten Kapitän zur See Sundewall gestellte Geschwader bestand aus der Schraubenkorvette „Arcona", dem ersten auf einer deutschen Werft erbauten Schrauben-Kriegsschiff, der Segelfregatte „Thetis", dem Schooner „Frauenlob" und dem als Transportschiff angekauften, leicht armierten Klipper „Elbe" mit einer Gesamtbesatzung von 740 Offizieren und Mannschaften. Die Schiffe verließen nach ihrer Fertigstellung einzeln die Rhede von Danzig, „Thetis" und „Frauenlob" schon am 25. Oktober 1859, um sich nach einer Reise über Rio de Janeiro und ums Kap der guten Hoffnung nach dem ihnen bestimmten Rendezvous, Singapore, zu begeben, woselbst das Geschwader formiert werden sollte. Noch nicht vollendete Ausrüstung und in schweren Stürmen in der Nordsee erlittene Havarien verzögerten die Abreise der „Arcona", an Bord welcher ich mich als Unterleutnant befand, von England dermaßen, daß dieselbe erst am 12. April 1860 Southampton verlassen konnte. Am 26. Juli erreichte „Arcona" gemeinsam mit „Thetis", mit der sie sich in Rio vereinigt hatte, Singapore. Wenige Tage später ankerten auch „Frauenlob" und „Elbe" hier und auch der Gesandte traf am 2. August mit seinem Gefolge, von Suez kommend, mit dem Postdampfer ein. So war denn die Expedition formiert, welche, nachdem der Aufenthalt in Singapore auf die kürzeste Dauer beschränkt war, mit frischem Mute an die vor ihr liegende Aufgabe heranging. „Thetis"

ging am 12. August unter Segel, um eine Forschungsreise durch den Archipel anzutreten. Am 13. schiffte sich der Gesandte unter dem Donner der englischen und unserer eigenen Geschütze an Bord der „Arcona" ein, welche darauf, den Schooner im Schlepptau, von der Rhede dampfte, während „Elbe" noch Reparaturen halber zurückbleiben mußte. Unser erstes Ziel war Japan! Mit möglichster Beschleunigung wurde unsere Reise nach dem Norden unter Segel oder Dampf fortgesetzt. Wie in einem Panorama zogen die einzelnen Inselgruppen an uns vorüber. War das Wetter anfangs herrlich gewesen, so änderte es sich am 31. August, als wir schon bald die Küste von Japan in Sicht zu bekommen erwarteten. Die Luft wurde schwül und dick und eine unruhige See erschwerte das Fortkommen. „Arcona" machte wieder Dampf und nahm den Schooner ins Schlepp. Immer mehr nahm der Wind an Stärke zu, das Schiff arbeitete schwer gegen die hohe, durcheinander laufende See. In der Nacht gegen 3 Uhr, es war gerade auf meiner Wache, brach das Schlepptau. An eine Erneuerung desselben war nicht zu denken. Der Schooner setzte Segel und verschwand bald in der Dunkelheit. Wir sollten ihn nicht wieder zu sehen bekommen! Der Typhon, der mit seiner ganzen furchtbaren Gewalt über uns hinbrauste und auch die große seetüchtige „Arcona" fast dem Untergange weihte, hat den kleinen Schooner in den mächtigen Wogen des Stillen Ozeans begraben, mit ihm seinen Kommandanten, Kapitänleutnant Reetzke, einen der vorzüglichsten und beliebtesten Seeoffiziere der damaligen Zeit, und 47 brave Offiziere und Mannschaften als erstes schweres Opfer, das unsere junge Marine der Erfüllung ihres schönen hohen Berufes bringen mußte. Nach vielstündigem hartem Ringen gegen die entfesselten Elemente war der Orkan seinen unheilbringenden Weg weiter gezogen, schnell beruhigten sich nun Wind und See und nach langem vergeblichem Kreuzen nach dem Schooner dampften wir weiter unserem Ziel entgegen, immer noch hoffend, daß der Schooner uns folgen würde.

Mit Tagesanbruch am 4. September tauchte aus einer sinkenden Nebelwand die sonnbeschienene Küste Japans in ihrer ganzen Schönheit auf. Es war ein herrlicher Anblick. Weithin zeigte, rosig beleuchtet, der schneebedeckte Krater des Fusiyama, des heiligen Berges, seine schönen Formen, und ein eigenes Gefühl beschlich uns doch, als wir nun so jenes Land vor unseren Blicken ausgebreitet sahen, das damaligen europäischen Begriffen nach ein märchenhaftes Wunderland war. Langsam segelte nun „Arcona" die Bai von Yeddo aufwärts und ging gegen Abend vor der Hauptstadt des japanischen Reiches zu Anker; einem längsseit kommenden Boot mit japanischen Beamten die preußische Flagge zeigend.

Früh am nächsten Morgen kam Herr Heusken, der Sekretär des amerikanischen Gesandten, an Bord, um in dessen Auftrage dem Grafen Eulenburg für die Dauer der Verhandlungen seine Dienste als Dolmetscher anzubieten. Herr Heusken, ein geborener Holländer, ein Mann von persönlicher Liebenswürdigkeit und großer umfassender Bildung, hatte schon bei Abschluß verschiedener Verträge mitgewirkt. Seine Dienste, die von unserm Gesandten gern angenommen wurden, sind dem-

selben von hohem Wert geworden. Niemand konnte ahnen, daß Heusken denselben sein Leben zum Opfer würde bringen müssen.

Die Nachrichten, die zunächst Herr Heusken über die politische Lage Japans brachte, waren wenig ermutigend. Danach war der Zeitpunkt der Ankunft der preußischen Expedition ein möglichst ungünstiger; die japanischen Minister weigerten sich entschieden, jetzt mit noch weiteren Mächten Verträge abzuschließen, denen sie die verwickelten und gefährlichen politischen Verhältnissen zuschrieben, in denen sich Japan gegenwärtig befand. Über 200 Jahre lang hatte sich Japan gegen die Außenwelt hermetisch abgeschlossen, nachdem das sich stark ausbreitende Christentum durch grausame Verfolgungen ausgerottet und den Portugiesen und Spaniern 1639 bei Todesstrafe verboten worden war, das Land wieder zu betreten.

In dieser Abgeschlossenheit hatte sich das ganze uralte Feudalwesen, auf dem das japanische Staatswesen aufgebaut war, unverändert erhalten und ebenso die jahrtausendealten Kämpfe um die Staatsgewalt zwischen dem Mikado, dem alten Herrschergeschlechte, das seine Abkunft vom Sonnengotte ableitete und in ununterbrochener Reihenfolge bis heute noch regiert, und dem des ursprünglichen Kronfeldherrn, des Saigon, während anderseits auch, gerade wie bei uns im Mittelalter, die alten Adels- und Fürstengeschlechter, die Daimeos, nach Selbständigkeit strebten und große Hausmacht um sich sammelten, so daß es schwer war, zu bestimmen, wo nun der tatsächliche Schwerpunkt der Macht lag.

Die von verschiedenen Seemächten zu verschiedenen Zeiten unternommenen Versuche, neue Verbindungen mit Japan anzuknüpfen, scheiterten alle, bis es dem energischen Vorgehen des amerikanischen Kommodore Perry, der 1853 mit einem starken Geschwader bisher nie dort gesehener Dampfschiffe vor Uraya erschien, gelang, einen neuen Handels- und Schiffahrtsvertrag, allerdings nur in sehr beschränkter Form, zu erhalten. Russen und Engländer folgten bald. Aber erst die Siege der Westmächte über China, die Erstürmung der Takuforts und der Friede von Tientsin 1858 bewogen die japanischen Machthaber, dem Drängen der Mächte nachzugeben, neue Verträge abzuschließen, nach welchen eine Reihe von Häfen dem freien Handels- und Schiffahrtsverkehr eröffnet und den Gesandten der Vertragsmächte der Einzug in Yeddo, der Hauptstadt Japans, gestattet wurde.

Damit hatte für Japan die Neuzeit begonnen, damit aber auch ein Zustand innerer Gährung und Kämpfe, die manch blutiges Opfer forderten. Eine große Anzahl der mächtigsten Daimeos suchte mit allen Mitteln dem weiteren Eindringen der Fremden zu wehren und die bereits aufgenommenen wieder zu vertreiben. In der Tat waren aber auch das erste Auftreten der Fremden in Japan, die ersten Folgen des Verkehrs, der bald großen Aufschwung nahm, nicht geeignet, von den Japanern als Segnungen empfunden zu werden. Auf beiden Seiten hatte man bald Grund zur Unzufriedenheit, und ernste Reibungen folgten. Die Japaner versuchten manche Bestimmungen der Verträge zu umgehen oder abzuschwächen und den Gesandten die Bewegungsfreiheit in Yeddo zu nehmen; die Fremden dagegen fingen ihre Geschäfte gleich damit an, die infolge der gänzlichen

Abgeschlossenheit Japans entstandenen eigentümlichen Münzverhältnisse, nach welchen das Gold in Japan kaum den dritten Teil seines Wertes in China hatte, in so schamloser Weise auszubeuten, daß Japan sich bald genötigt sah, eine anderweitige Regelung der Wertverhältnisse vorzunehmen, welche nun ihrerseits die Entwicklung des ausländischen Handels empfindlich bedrohten. Vor allem aber war das zum Teil geradezu brutale Auftreten der Fremden den Japanern gegenüber, welche sie als unzivilisiertes Volk ansahen, dessen feinfühligen, namentlich in seinen oberen Schichten so stolzen Charakter sie vollständig mißachteten, nur zu geeignet, den Haß der Japaner gegen die Fremden zu schüren, der sich bald in blutigen Taten kund gab. Im August 1859 wurden ein russischer Offizier und ein Matrose auf offener Straße in Yokohama ermordet und fast in Stücke gehauen, dasselbe Schicksal traf ein Jahr später zwei holländische Kapitäne, ohne daß die Mörder ermittelt werden konnten, ja im Frühjahr dieses Jahres wurde sogar der Saigon Ikamo-no-Kami, welcher in Abschließung der Verträge gewilligt hatte, als er sich in seinem Noriman (Sänfte) nach seinem Palast tragen ließ, inmitten seiner Leibwache überfallen und ermordet, wobei auch diesmal die Mörder unkannt blieben.

So lagen die Verhältnisse bei unserer Ankunft vor Yeddo. Es war natürlich, daß dieselbe jetzt den Japanern sehr ungelegen kam, und dem Gesandten wurde gleich klar, daß nur unerschütterliche Festigkeit, Zähigkeit und Energie zum Ziele führen konnten, und diese zu zeigen, war er der richtige Mann! Er richtete gleich nach der Unterredung mit Herrn Heusken ein Schreiben an den japanischen Minister, ihm seine Ankunft und den Zweck seiner Sendung anzuzeigen und um eine Wohnung an Land zu bitten. Nach einigen Formalitätsstreitigkeiten wurde durch zwei japanische Beamte ein Schreiben des Ministers überbracht, in dem dem Gesandten die Mitteilung gemacht wurde, daß ein Tempel zu seiner Aufnahme bereit stehe, er möge nur den Zeitpunkt seiner Landung bestimmen, damit er gebührend empfangen werden könne.

Am Sonnabend den 8. September schiffte sich der Gesandte mit seinem Personal unter strömendem Regen aus und begab sich, begleitet von sämtlichen armierten Booten der „Arcona", zur Landungsstelle, die wir erst nach zweistündiger Fahrt, bis auf die Haut durchnäßt, erreichten. Einige hohe japanische Beamte in ihrer uns noch so fremden Tracht harrten hier der Begrüßung des Gesandten. Nachdem zuerst unser 150 Mann starkes, aus Seesoldaten und Matrosen bestehendes Landungskorps gelandet war und Spalier gebildet hatte, landete der Gesandte und bestieg nach kurzer Begrüßung mit den Japanern mit seinem Gefolge die bereitgehaltenen Pferde, und unter den Klängen des Preußenmarsches unserer vorzüglichen Kapelle setzte sich der Zug, die preußische Flagge voran, in Bewegung und marschierte durch die aufgeweichten Straßen Yeddos dem zu unserer Aufnahme eingerichteten Tempel Acabane zu, einem weitläufigen Gebäude aus Holz und Papier mit vielen Gängen und Höfen. Nach halbstündigem Marsche war das Ziel erreicht, und unter dem Präsentieren des Landungskorps

und den Klängen unserer Musik stieg langsam und majestätisch die preußische Flagge am Flaggenstock empor zum erstenmale im japanischen Reiche und seiner Hauptstadt, dem viele Millionen zählenden Yeddo! — Das Landungskorps kehrte darauf an Bord zurück, die ersten diplomatischen Verhandlungen nahmen sofort ihren Anfang. Zwei hohe Staatsbeamte des auswärtigen Amtes (Bunyos) erschienen, um den Gesandten im Namen der beiden Minister des Auswärtigen zu begrüßen. Sie erklärten, mit Vollmachten für den sofortigen Beginn der Verhandlungen versehen zu sein, da die Minister verhindert wären, jetzt den Gesandten persönlich zu empfangen. Dieser ließ sich jedoch durch diesen schwachen Versuch, ihn von dem direkten Verkehr mit den Ministern abzuschneiden, nicht einschüchtern, sondern sprach nur die Erwartung aus, recht bald von diesen empfangen zu werden, worauf sich die Bunyos empfahlen.

Der Empfang des Gesandten durch den Minister Ando-Tsus-sima-no-kami fand denn auch schon am 14. September unter großem Zeremoniell statt. Im großen Zuge im Noriman (Sänfte) getragen, von unsern Seesoldaten und Yaconins geleitet begab sich der Gesandte mit seinen Attachees nach dem Palaste des Auswärtigen Amtes, wo er von den beiden schon bekannten Bunyos: Sakai-Oki-no-kami und Hori-Oribe-no-kami, die auch weiterhin die Vermittler des Verkehrs zwischen dem Gesandten und dem Minister waren, empfangen und vor den Minister geführt wurde. Nach einigen Begrüßungsgesprächen ging der Gesandte bald auf den Zweck seiner Sendung über und nun entwickelte der Minister mit großer Klarheit all die bösen Folgen der bisherigen Verträge. Die Regierung könne kaum ihren bisherigen Verpflichtungen nachkommen und könne unmöglich neue noch auf sich laden. Preußen (beharrlich lehnte er es ab von Norddeutschland und dem Zollverein überhaupt nur zu sprechen) möge sich gedulden, bis ruhigere Zeiten eingetreten seien. Der Minister schien zu glauben, hiermit dem Gesandten die Überzeugung von der Nutzlosigkeit weiterer Verhandlungen beibringen zu können, doch dieser wußte, Ermüdung vorschützend, die Unterhaltung geschickt abzubrechen und zu vertagen.

Nach diesem Anfang war es klar, daß unser Aufenthalt in Japan, wenn der Vertrag überhaupt zustande kommen sollte, sich auf eine Reihe von Monaten ausdehnen würde. Dies war, zunächst wenigstens, für uns eine hochwillkommene Aussicht, denn von Anfang an fesselte uns alle Japan in ganz ungewöhnlicher Weise und heute noch, nach 40 Jahren, denke ich mit gleicher Freude an die schöne und aufregende Zeit zurück, die ich dort verlebte. Eine ganz neue, von allem bisher gesehenen so grundverschiedene Welt tat sich vor uns auf. Wir brauchten nur hineinzugreifen ins japanische Leben und wo wir es packten, da war es interessant, hochinteressant. Die großen Naturschönheiten des hochkultivierten Landes, sein herrliches Klima, das Leben und Treiben des uns meist freundlich entgegenkommenden Volkes, der Anblick der stolzen Daimeos in ihren prachtvollen, seidenen Flügelkleidern, auch der Yaconins mit ihren zwei Schwertern, nicht minder aber auch der reizenden Musmes, der so überaus

zierlichen japanischen Frauen und Mädchen in ihrer kleidsamen Tracht, mit dem kunstvollen Haaraufbau und ihrem trippelnden Gang auf hohen Schuhen, der gemütliche Verkehr mit den Händlern und Kaufleuten in ihren reinlichen Papierhäusern, die Reit- und oft mehrtägigen Bootspartien nach Tempeln und Theehäusern — kurz alles und jedes bot immer neuen Reiz. Insbesondere waren auch unsere Ritte durch die Straßen von Yeddo und in die Umgegend interessant, die immer in scharfem Trab geschehen mußten und bei denen stets jeder von uns, angeblich zu unserer Sicherheit, von zwei Yaconins begleitet war, von denen einer voraus und der andere hinterher ritt. Von der Sicherheit dieses Schutzes sollte uns bald eine traurige Probe gegeben werden. Die größte Vorsicht bei diesen Ritten erheischte die Begegnung mit einem der großen langen Züge, mit denen die mächtigen Daimeos, im Noriman getragen, von einer starken Leibwache umgeben, die Straßen und das Land durchzogen. Ein jeder mußte einem solchen Zuge ausweichen. Kapitän Jachmann, Kommandant der „Thetis", der eines Tages an einem solchen Zuge vorbeireiten wollte, wurde von den Trabanten desselben in solcher Weise bedrängt, daß er sich schnell in ein Haus flüchten mußte. Der geringste Widerstand würde ihm und seinen Begleitern unfehlbar das Leben gekostet haben, wie es später einem Engländer, Mr. Richardson, erging, der mit dem Zuge des Fürsten von Satuma, einem fremdenfreundlichen Daimeo, in Kollision geriet.

Die ersten Monate unseres Aufenthaltes in Japan vergingen uns in dieser Weise schnell. Die „Thetis" war nach einem Renkontre mit chinesischen Seeräubern bei Formosa etwa 14 Tage nach uns eingetroffen und von nun an lagen die Schiffe, sich abwechselnd, vor Yeddo und Yokohama, dem den Europäern geöffneten Handelshafen an der Bucht von Yeddo. Unterdeß spannen sich die diplomatischen Verhandlungen langsam fort, bei denen die Japaner alle möglichen Windungen und Kniffe anwandten, den Gesandten von der Hoffnungslosigkeit seines Beginnens zu überzeugen. Dieser jedoch ließ sich durch nichts aus seiner ruhigen, festen Haltung bringen und einige Vorgänge mußten doch der japanischen Regierung zeigen, daß er nicht gewillt war, um ihre Gunst zu buhlen, sondern daß wir bereit und entschlossen waren, im gegebenen Falle auch ernst einzuschreiten, da die Anzeichen über die Gährung im Lande und die den Fremden drohenden Gefahren immer deutlicher wurden.

In Yokohama sollte ein Denkmal über dem Grabe der im vorigen Jahre ermordeten Russen feierlichst eingeweiht werden. Deutlich auftretenden Gerüchten zufolge sollte diese Feier durch Japaner gewaltsam gestört werden. Auf Ersuchen des die russischen Interessen mit vertretenden englischen Konsuls wurde das Landungskorps der beiden Schiffe in Stärke von über 300 Mann zum Schutz der Feier gelandet, die denn auch ohne Störung verlief. — Im November ereigneten sich Vorfälle, die leicht sehr ernste Folgen hätten haben können. Infolge rücksichtslosen Übertretens der japanischen Jagdgesetze seitens der Ansiedler zu Yokohama hatten die japanischen Behörden diesen das Tragen von Jagdgewehren

überhaupt verboten und als dieses Verbot ebensowenig beachtet wurde, schritten die japanischen Behörden zu Zwangsmaßregeln und wollten die Träger von Gewehren verhaften. Ein Herr Telge, ein Hamburger, war schon, auf der Jagd betroffen, von zwei Yaconins in einen Noriman gesteckt worden, um in Gewahrsam gebracht zu werden, als zufälliger Weise zwei Europäer vorbeigeritten kamen und ihn mit vorgehaltenen Revolvern befreiten. Ein paar Tage später aber war wieder ein Engländer, Mr. Moß, mit einem Gewehr betroffen worden. Er sollte ebenfalls verhaftet werden, setzte sich jedoch zur Wehr und verwundete einen Jaconin schwer, worauf er überwältigt und nach Kanagawa ins Gefängnis gebracht wurde. Da den Reklamationen des englischen Konsuls ungeachtet der Gouverneur von Kanagawa den Gefangenen nicht wieder freigeben wollte und man betreffs seines Schicksals Gefahr im Verzug glaubte, so scharten sich die gesamten Ansiedler Yokohamas zusammen, zogen, schwer bewaffnet, in der Nacht hin zum Gouverneur und befreiten den Mr. Moß gewaltsam. Hatte auch von unserer Seite eine aktive Beteiligung an diesem Zuge abgelehnt werden müssen, so waren doch alle Vorkehrungen getroffen worden, den Ansiedlern sofort Hülfe zu bringen, falls sie angegriffen werden würden.

Das zielbewußte, energische Auftreten des Gesandten und der Anblick der kriegsbereiten, entschlossenen Mannschaften unserer Schiffe schienen doch nicht ohne Eindruck auf die japanischen Machthaber geblieben zu sein. Die Verhandlungen, welche zeitweise ganz ins Stocken geraten zu sein schienen, machten nun wieder Fortschritte, obwohl die beiden Bunyos Sakai und Hori, welche viel in unserer Gesandtschaft verkehrten und mit denen sich, infolge ihrer feinern Bildung und ihres liebenswürdigen Wesens ein immer wachsend freundschaftliches Verhältnis herausgebildet hatte, wohl gerade dieses Verhältnisses halber durch andere Bunyos vom Minister ersetzt wurden; ja, es wurde sogar bekannt, daß der allen wirklich lieb gewordene Hori, dessen Fortbleiben zuerst durch Krankheit entschuldigt wurde, seiner Meinungsverschiedenheit mit dem Minister halber das Harakiru — Bauchaufschlitzen — hatte vollziehen müssen. Die größte Schwierigkeit machte dem Gesandten seine Aufgabe, den Vertrag auch für die Zollvereinsstaaten zu schließen. Der Minister bestand hartnäckig darauf, nur mit Preußen zu verhandeln und in der Tat wurde der schließlich zustande gekommene Vertrag erst 1869 auf jene erweitert.

Die Aussicht auf das baldige Zustandekommen des Vertrags und den großen Erfolg der Mission des Gesandten nach monatelangen schweren Mühen, hob unsere zeitweis schon gedrückt gewordene Stimmung wieder und so verlebten wir in Acabane sowohl wie an Bord ein fröhliches Weihnachtsfest nach deutscher Seemannsweise, und ebenso begann der Sylvesterabend. Und doch sollte uns noch die letzte Stunde des alten Jahres eine sehr ernste, aufregende Überraschung bringen! Es war kurz vor Mitternacht, als plötzlich, ganz gegen alles japanische Herkommen, ohne Zeremonien die beiden Bunyos in großer Aufregung in Acabane erschienen, um dem Gesandten mitzuteilen, daß die Regierung eine Verschwörung

gegen das Leben der in Yeddo residierenden Gesandtschaften entdeckt habe, die, obwohl angeblich wegen der entstandenen Teuerung der Lebensmittel von entlassenen Soldaten des Fürsten Mito angezettelt, doch im Grunde eine Demonstration der Daimeos gegen die Regierung sei, um diese in einen Krieg mit den Mächten zu verwickeln. Die Minister ersuchten deshalb den Gesandten dringend, entweder eine Wohnung in der ersten Enceinte des Kaiserlichen Palastes einnehmen oder sich an Bord zurückbegeben zu wollen, da die Minister außer stande seien, ihn in Acabane zu schützen.

Obwohl die ganze Lage als eine sehr erste angesehen werden mußte, blieb der Gesandte in seiner festen Haltung unerschüttert. Den dringenden Bitten der Bunyos setzte er die energische Weigerung entgegen, Acabane zu verlassen; die japanische Regierung habe ihm Acabane als Residenz angewiesen und er bewahre sein volles Vertrauen auf dieselbe, daß sie ihn auch hier zu schützen wissen werde. — Infolgedessen wurde die japanische Wache in Acabane auf 100 Jaconins verstärkt, während die bisherige Seesoldatenwache durch keinen Mann vermehrt wurde. Durch die Gesandtschaftsattachees, die Herren v. Brandt und Graf Eulenburg, wurde scharfer Sicherheitsdienst eingeführt und die Schiffe lagen gefechtsbereit, um beim ersten Signal sofort ihr gesamtes Landungskorps an Land zu werfen. Die ganze Situation kam aber doch unsern Verhandlungen zugute, dieselben nahmen nun raschen Verlauf, da der Regierung betreffs der Sicherheit der Gesandten unheimlich wurde und schon war der 16. Januar für Unterzeichnung des Vertrages bestimmt und die Freude hierüber allgemein groß, als diese durch ein schreckliches Ereignis plötzlich zerstört wurde, das uns den ganzen Ernst der Situation vor Augen führte. Am 15. Abends ritt Herr Heusken, der Dolmetscher, dessen unermüdlichen Bemühungen wohl in erster Linie mit der günstige Verlauf der Verhandlungen zuzuschreiben war, wie gewöhnlich von 2 Jaconins begleitet, von Acabane nach der amerikanischen Gesandtschaft zurück, als er plötzlich von 7—8 Jaconins überfallen und niedergemacht wurde, während seine Bedeckung nach verschiedenen Seiten floh, um erst nach 2 Stunden zurückzukehren und den Schwerverwundeten nach der amerikanischen Gesandtschaft zu schaffen, wo er bald seinen Geist in den Armen unsers Gesandtschaftsarztes Dr. Lucius (des späteren Ministers) aufgab.

Groß war unser Aller Entsetzen und Trauer und auch der japanische Minister ließ sofort seinen Schmerz über den Vorfall aussprechen und die Verfolgung der Mörder zusagen, ein Versprechen, das niemals erfüllt wurde. Das Begräbnis Heuskens hat wohl seines Gleichen nicht gehabt. Heusken war der erste Europäer, der in Yeddo beerdigt werden sollte; dies wurde als eine Beleidigung Japans angesehen, welche die Minister auf alle Weise zu hintertreiben versuchten. Sie bestürmten den Gesandten und baten ihn dringend den Zug zu unterlassen, sie hätten genaue Kunde davon, daß derselbe angegriffen werden solle und es läge außer ihrer Macht, ihn zu schützen. Der Gesandte ließ sich auch hierdurch nicht einschüchtern. Unser gesamtes Landungskorps wurde ge-

landet, vor den Augen der Minister wurden die Gewehre geladen. So geschützt bahnte sich der Zug, dem sich das ganze diplomatische Korps, mit Säbel und Revolver bewaffnet, angeschlossen hatte, unter den Trauerklängen unserer Musik teilweis mit gefälltem Bajonett seinen Weg durch die mit lärmendem Gesindel angefüllten engen Straßen Yeddos hinaus nach dem reizend gelegenen Friedhof. Von Seiten der japanischen Regierung war nichts zu unserm Schutze geschehen und wenn der Angriff unterblieb und die Feier ohne Störung verlief, so ist dies lediglich wohl unserer eigenen festen Haltung und den blinkenden Bajonetten zu danken.

Auf die ernsten Verwicklungen, die infolge des Verhaltens der japanischen Regierung bei diesen Vorgängen zwischen ihr und den Mächten entstand, kann ich nicht weiter eingehen. Am 24. Januar endlich erfolgte die Unterzeichnung unseres Vertrags und am 28. wurde die preußische Flagge in Acabane eingezogen, die dort 5 Monate geweht hatte, und der Gesandte schiffte sich an Bord wieder ein, nachdem er durch Festigkeit und Ausdauer seine Aufgabe so glänzend gelöst hatte. Mit frohem Herzen wurde am 31. Januar Anker gelichtet und „Arcona" und „Thetis" verließen die Bai von Yeddo, der Erfüllung ihrer weiteren Aufgabe entgegen gehend. Den weiteren Verlauf unserer Expedition kann ich nur ganz kurz skizzieren. Nach schwerer dreiwöchentlicher Reise erreichten die Schiffe Nagasacki. Von hier brachte „Arcona" die Gesandtschaft nach Taku Rhede, von wo dieselbe zunächst nach Tientsin und später nach Peking ging und hier den ganzen Sommer 1861 über blieb, während „Arcona" zu ihrer Verfügung in Tchifu verblieb und „Thetis" eine ungemein interessante Forschungsreise durch den ganzen indischen Archipel antrat. Dem Gesandten schienen sich hier in China anfangs der Abschließung des Vertrages gleich große Schwierigkeiten entgegenstellen zu wollen wie in Japan. Peking war erst vor kurzem von den Truppen der Westmächte geplündert worden und von diesen noch besetzt, und die Chinesen hatten ebensowenig wie die Japaner Lust nach neuen Verträgen, doch das energische Auftreten des Grafen Eulenburg in Japan äußerte seine Rückwirkung auf China. Am 2. September 1861 wurde der Vertrag mit China unterzeichnet, die Gesandtschaft schiffte sich wieder auf „Arcona" ein, welche nun die Reise über Hongkong nach Bangkok—Siam antrat, wo wir am 15. Dezember eintrafen und „Thetis" wieder vorfanden. Die Aufnahme der Gesandtschaft durch den König von Siam war eine sehr freundliche und ehrenvolle. Irgend welche Schwierigkeiten standen hier der Vertragsschließung nicht entgegen, doch zogen sich die Verhandlungen immerhin bis Mitte Februar hin. Der lange Aufenthalt auf Bangkok Rhede wirkte sehr traurig auf den schon in China geschwächten Gesundheitszustand der Schiffsbesatzungen. An Bord der „Arcona" verloren wir allein mehr wie 20 Tote, hauptsächlich an Dysenterie. Die Sehnsucht nach der Heimat begann sich mächtig in uns zu regen. Endlich war auch der Vertrag mit Siam fertig, die ganze Aufgabe erfüllt! Die Schiffe gingen nach Singapore zurück, wo sich die Gesandtschaft auf

dem Postdampfer einschiffte. Am 18. März traten „Arcona" und „Thetis" gemeinsam die Heimreise an. Nach noch ein paar reizenden Tagen vor Anger und in Seraing wurde Abschied genommen von der wundersamen Welt des Ostens und am 16. Mai Simonstown am Cap erreicht. Hier fand „Thetis" besondere Ordre vor, welche sie auf eine neue Expedition, wohin, war unbekannt, aussandte. Die Kranken der „Thetis" wurden gegen noch dienstfähige der „Arcona" umgetauscht und diese trat allein die weitere Heimreise an. Diese dauerte sehr lange und die gesundheitlich sehr geschwächte Mannschaft hatte stark unter Skorbut zu leiden. Im August endlich trafen wir in Plymouth ein, wo wir zunächst zur Vornahme von Reparaturen ins Dock gehen mußten, da damals unsere Kriegsmarine noch kein eigenes Dock besaß. Endlich war auch diese Zeit überstanden. In einer wunderschönen mondklaren stillen Oktobernacht langten wir auf Danziger Rhede an, die wir vor fast 3 Jahren verlassen, und als hier der Anker in heimischen Grund niederrasselte, da tönte, von uns allen aus vollem Herzen mitgesungen, der herrliche Choral „Nun danket alle Gott" durch die stille Nacht!

Eine schwere Aufgabe hatte die Expedition zu erfüllen gehabt und schwere Opfer hat sie gekostet. Fast der zehnte Teil Derer, die sie frohen, hoffnungsfreudigen Herzens angetreten, lag auf Meeres Grunde oder schlief in fremder Erde, viele kehrten krank und invalide zurück. Die Erfolge der Expedition aber waren auch großer Opfer wert. Sie bildete den Umschwung in der Lage der Deutschen im fernen Osten und dann fortwirkend in allen Teilen der Welt. Die deutschen Kaufleute waren nun nicht mehr rechtlose, der Gnade fremder Nationen preisgegebene Eindringlinge, sondern vollberechtigte Mitbewerber bei der Erschließung jener Länder für deutsche Kultur. Das Auftreten des Grafen Eulenburg, der Anblick des stattlichen, kriegsbereiten Geschwaders, das ihn hingeführt, wirkten nachhaltig und brachten den deutschen Namen zur Achtung und vollen Geltung. Unter dieser Einwirkung blühten deutscher Handel und Schifffahrt im Osten auf; das deutsche Nationalgefühl, das sich nur schwach noch kundgab, erstarkte von neuem und schloß die Deutschen zusammen. Wehten auch damals noch der Flaggen verschiedene von den Masten deutscher Kauffahrer, sie alle sammelten sich nun doch gern unter die Fittiche des preußischen Aars, der ihnen seinen Schutz gewährte, bis endlich auf allen Schiffen die schwarz-weißrote Flagge stolz am Mast emporstieg und der Welt verkündete: das deutsche Reich ist neu erstanden!

Für unsere junge Kriegsmarine war diese Epoche ein großer Abschnitt in ihrer Entwicklung. Es war die erste große Expedition gewesen, die sie zur mehrjährigen Weltreise entsandt und hohes Ansehen und Achtung waren es, die sie sich bei allen Nationen erworben, bei den europäischen sowohl wie den ostasiatischen, eine Achtung, die sich unsere aufstrebende Marine unter dem preußischen Aar, wie unter dem mächtigen Reichsadler zu allen Zeiten und in allen Zonen ungeschwächt erhalten und gemehrt hat.

Und — last not least — der Aufenthalt in den fremden Kolonien, der Anblick der herrlichen tropischen Natur, die Kenntnis des Nutzens, den die Kolonien ihren Mutterländern brachten und das Gefühl, daß unsere Landsleute mit all ihrer Intelligenz und Tatkraft doch nur als unwillkommene Eindringlinge dort angesehen wurden, konnten nicht verfehlen, auf alle Teilnehmer der Expedition den tiefsten Eindruck zu machen, bei ihnen allen den sehnlichsten Wunsch zu erwecken, daß auch unser Vaterland seinen eigenen Teil an der fremden, reichen, schönen Welt haben, daß auch unser Volk, das sich der höchsten Intelligenz rühmt, dort nicht nur als geduldeter Gast leben, sondern als vollberechtigter Besitzer herrschen möge. Dieser Gedanke setzte sich fest und betätigte sich zunächst durch die Anregung der Frage, ob es nicht möglich wäre, bei der Vertragsschließung die herrliche Insel Formosa von China zu erwerben, das jene Insel, wie bis zur Abtretung an Japan, nur zum kleinsten Teil beherrschte, während der größte Teil noch ganz in Händen der wilden eingeborenen Bevölkerung war.

Natürlich mußte damals jene Hoffnung als schöner Traum schwinden. Der koloniale Gedanke wurde aber doch durch die Teilnehmer der Expedition als gutes Samenkorn mit nach Hause gebracht und in heimische Erde verpflanzt. Verschiedene jener Herren wurden Mitbegründer von Vereinen, in denen es gehegt und gepflegt wurde und aus deren Verschmelzung später die Deutsche Kolonial-Gesellschaft hervorgegangen ist. Aber erst unter der Sonne des neuerstandenen Deutschen Reiches konnte jenes Samenkorn keimen und unter Bismarcks Hand emporschießen und Frucht bringen. Und nun ging doch jener Traum in Erfüllung. Wertvolle Kolonien sind unser geworden. Deutsche Energie und Intelligenz werden sie, wenn auch erst allmählich, zur vollen Entwicklung und Blüte bringen. Auch dort, wo die erste preußische Expedition die ersten Verbindungen anknüpfte, haben wir uns einen Platz an der Sonne erworben. Wir haben heiß darum gestritten, des Kaisers Wort birgt uns dafür, „daß es uns erhalten bleibt, damit die Sonnenstrahlen befruchtend wirken können auf den Handel und Wandel nach außen, Industrie und Landwirtschaft nach innen!“ Der Kaiser hat gesagt: „Wir haben uns den Platz an der Sonne erkämpft, trotzdem wir noch keine Flotte haben wie sie sein sollte.“ — Ihn erhalten aber, auf die Dauer erhalten und ausbauen, ihn schützen gegen die Eifersucht unserer Neider und Feinde, können wir nur durch eine Flotte wie sie sein soll und sein muß!

Wiener Brief.

Von

Cato.

Die Unruhen im östlichen Europa und dem Oriente wollen nicht aufhören. In dem Dreieck zwischen der Ostsee und dem Ägäischen Meere brodelt es seit einigen Jahren ununterbrochen. Kaum ist in einem Lande die gesetzliche Ordnung wiederhergestellt, so wird sie im anderen gestört. Die Heerde der Verwirrung wechseln, als ob sie sich ablösen möchten, und da unmittelbar darauf, wenn an einem bestimmten Punkte die Feuerfunken ausgetreten wurden, tiefe Stille eintritt, so liegt der Gedanke nahe, daß nicht sowohl die inneren Zustände an sich, als vielmehr auswärtige Anreizung jene Ausbrüche veranlaßt hat. Eine solche Vermutung wird bestärkt durch das Plötzliche und Unvermutete der Entstehung, sowie den merkwürdig gleichartigen Gang ihrer Entwicklung, mag sie nun, wie in Kreta erfolgreich oder, wie in Armenien, erfolglos sein. Die Bewegung im Posenschen kam selbst für die Nachbarn ganz unerwartet. Ebenso rätselhaft erschien für Uneingeweihte der Überfall der Kroaten auf die Serben in Agram. Und jetzt hören wir, daß die Zustände in Makedonien „unerträglich" geworden seien, nachdem sie doch viele Jahrhunderte ertragen wurden und mehrere Jahrzehnte lang in Besserung begriffen waren, das Wort „Besserung" in dem Sinne genommen, wie sie eben bei der Völkermischung auf der Balkanhalbinsel möglich ist. Die zwischen Wien und Konstantinopel wohnenden Völker, alle tapfer und schnell mit der Waffe bei der Hand, dabei nach Religionsbekenntnis, Abstammung und Sprache verschieden, bieten das dankbarste Feld, wo eine listige Hand das Unkraut des Unfriedens auszusäen vermag.

Welche Hand ist dies? Wem gehört sie an? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. In früherer Zeit fiel der Verdacht sofort auf den rollenden Rubel, und auch noch bei Gelegenheit der Festlichkeiten im Schipkapasse und der Brandreden Ignatiews traten Einflüsse zu Tage, welche eine Förderung aufständischer Bewegungen auf der Balkanhalbinsel durch Rußland vermuten ließen. Aber seither änderte die russische amtliche Diplomatie ihre Stellung, und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie bemerken mußte, daß in der Rennbahn ein ihr unbekanntes „Schwarzes Roß" mitlief. Da wurden die Russen stutzig. Wer mischte sich in ihr altes Arbeitsgebiet? Wer trieb die ursprünglich von Rußland bewegte Maschine zu noch rascherem Laufe an? Bei dieser Prüfung stieß man auf den Marquis de Réverseaux in Wien. Zu den Machenschaften unter der polnischen Bevölkerung in Preußen hatte Rußland geschwiegen, da sie strenge die

russische Grenze mieden. Als aber die verwegene Hand jenes französischen Diplomaten auch auf der Balkanhalbinsel und besonders in Makedonien fühlbar ward, da änderte sich die Stimmung in St. Petersburg. Man erkannte, daß der Genosse im Zweibunde nicht sowohl die russischen als vielmehr die eignen Geschäfte besorgte. Sollte man sich in der Sympathie der Balkanvölker durch Frankreich überholen lassen? An die Stelle der russisch-österreichischen Verständigung von 1897 drohte eine französisch-österreichische Annäherung zu treten. Das aber war, da Großbritannien wahrscheinlich bald den Zugang zu einem solchen Bunde gefunden hätte, für Rußland eine keineswegs leicht zu nehmende Möglichkeit. Hierüber sich Klarheit zu verschaffen, war der eigentliche Zweck der Reise des Grafen Lambsdorf nach Wien.

Erst einige Monate später gelangten Spuren dieser kämpfenden Einflüsse andeutungsweise an die Öffentlichkeit. Am 1. April d. J. veröffentlichte die „Nowoje Wremja" einen Aufsatz über die Verhältnisse in Makedonien, der, größeren Nachdrucks halber, vom „Journal de St. Petersbourg" teilweise wiedergegeben wurde. Der Inhalt war etwa folgender. Die Führer der Aufständischen hofften noch immer, Rußland werde, sobald slavisches Blut auf der Balkanhalbinsel flösse, sofort wieder (wie zur Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges) zu den Waffen greifen. Rußland aber werde sich seine Entschlüsse nicht von Andern vorschreiben lassen. Rußland wolle den Frieden und werde von diesem Wege nicht abweichen. Bei jenen Unruhen seien übrigens auch fremde Einflüsse tätig. Augenscheinlich gebe sich die englische Presse die größte Mühe, die Verhältnisse in Makedonien als möglichst beunruhigend darzustellen, und leider verhalte sich die französische Presse ebenso, und nicht etwa bloß die Blättchen der extremen Parteien, sondern ganz ernste Blätter wie der „Temps", der mehrmals in der Woche pessimistische Artikel über die Lage auf der Balkanhalbinsel bringe. Sogar das französische Gelbbuch sei in diesem Sinne tätig, indem es die Initiative für die Reformen, wenn auch fälschlich, für Frankreich in Anspruch nehme. Die neue Rolle, die Frankreich auf dem Balkan übernommen, habe die Agitatoren ermutigt und den Glauben erweckt, daß Rußland, das sich zunächst aktiver Handlungen auf eigene Rechnung enthalten wolle, hinter dem verbündeten Frankreich stehe. Abgesehen davon, daß diese Auffassung für Rußland, das niemals eine Doppelrolle gespielt habe, beleidigend sei, sei sie auch für die allgemeine Lage außerordentlich gefährlich, indem sie falsche Hoffnungen einflöße und Rußlands wahre Absichten diskreditiere.

Man muß gestehen, daß diese Sprache der russischen Blätter eine deutliche war. Sie wurde auch in Paris verstanden. Noch vor einigen Jahren hätte sie den Rücktritt des Herrn Delcassé zur Folge gehabt. Das hielt man jetzt in Paris nicht mehr für nötig. Herr Delcassé verstand sich indeß zu Beteuerungen seiner Treue gegenüber dem großen nordischen Bräutigam. In der Abgeordnetenkammer erklärte er öffentlich: „Das Bündnis mit Rußland bildet die unerschütterliche Grundlage von Frankreichs äußerer Politik, die Achse unseres ganzen Handelns." Und als Fürst Ferdinand am 9. Mai nach Paris geeilt — oder vielleicht berufen? — war, mußte er, noch immer ungläubig, die Worte hören: „Paris ist heute dasselbe wie Petersburg." (Der Nach-

druck liegt vielleicht auf dem Worte „heute“!) Genug, Herr Delcassé zeigt sich wieder an der Seite des Genossen im Zweibund, wirkt an dessen Arme zur Beruhigung in Makedonien mit und hat leicht Verzeihung für seine kleinen Pecadillos erlangt.

Diese öffentlichen Erklärungen der russischen und französischen Statsmänner dürften nötig gewesen sein, um die Besorgnisse Österreich-Ungarns, betreffend die Zuverlässigkeit des Abkommens von 1897, zu zerstreuen.

So ist heute die Lage. Es ist unwahrscheinlich, daß es gelingen werde, Rußland in die makedonische Bewegung hineinzuziehen. Es ist wahrscheinlich, daß die russisch-österreich-ungarische Verständigung aushält und die Dinge in Makedonien, wie einst in Kreta, sich beruhigen, wenn auch die Lösung eine viel weniger durchgreifende sein wird, wie dort, und die Türkei das Feld behauptet.

Beachtenswert und erfreulich ist dabei das höhere Maß von Klugheit und Bildung, welches die türkischen Staatsmänner und Heerführer, der Sultan voran, bewiesen haben. Daß sie tapfer fechten werden, hat niemand bezweifelt, daß sie aber auch sehr vernünftig sein können, ist eine Tatsache, die jetzt erwiesen ist und mit welcher man wird rechnen müssen.

Das herrschende Moment der Lage ist das Friedensbedürfnis Rußlands. Es bedurfte nicht erst der neuesten Schritte Rußlands in der Mandschurei, um Ostasien als den eigentlichen Friedensbürgen des Augenblicks zu erkennen. Aus dem gleichen Grunde, der für Rußland den Frieden im Balkan erwünscht macht, ist Großbritannien dem Frieden abhold. Es möchte wohl gerne durch Makedonien die Mandschurei den Fängen des russischen Aars entreißen. Das wird ihm auf solchem Wege nicht gelingen, und da auch die Vereinigten Staaten sich sehr vorsichtig zurückhalten, Japan allein aber nicht losschlagen wird, so liegt vor Rußland eine freie Bahn offen.

Diese Bahn verspricht für Rußland um so reichere Früchte, je mehr sich England darauf erpicht zeigt, das Deutsche Reich zu isolieren.

* * *

Vor und während des afrikanischen Krieges arbeitete England an der Isolierung der Buren; nachdem jedoch die Buren sich unterworfen hatten, ist das Ziel Englands die Isolierung des Deutschen Reiches.

Während manche englische Politiker behaupten, ihr Land sei von den Buren zum Kampf gezwungen worden, muß vielmehr festgestellt werden, daß selten ein Krieg von so weiter Hand vorbereitet worden ist. Mit den wichtigsten Staaten, von welchen man eine Begünstigung der afrikanischen Holländer erwarten konnte, wurden Verhandlungen gepflogen. Mit den gefährlichsten traf man geheime Abmachungen und verstand sich zu mancherlei Artigkeiten und Geschenken, damit die durch den Krieg gebotene Konjunktur nicht gar zu feindselig von den lieben Kollegen benutzt und ausgebeutet werde. In St. Petersburg und Berlin führte man Familienbeziehungen ins Feld. Die Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten pflog damals schon Chamberlain und erzielte einen vollen, wenn auch nicht ganz wohlfeilen Erfolg. Eigene Schulden durch Fremde begleichen zu lassen, ist eine alte englische Kunst, und so hatte Spanien für die Neutralität der Union während

des Burenkrieges aufkommen müssen; die englische Nichteinmischung und Rückendeckung bei Eroberung Kubas und der Philippinen wurde dann von den Vereinigten Staaten in Afrika zurückgezahlt und außerdem der Verzicht auf den Clayton-Bulwer Vertrag bezüglich des Kanals durch die mittelamerikanische Meerenge daraufgelegt. Ob Rußland, welches sehr wohlwollende Zusagen vor Beginn des Krieges an Großbritanniens Herrscherin gemacht, gewisse Vorteile vertragsmäßig erhielt oder sich selbständig aneignete, bleibe dahingestellt; diese Vorteile jedoch waren bedeutend, sie bestanden in der Festsetzung Rußlands am Persischen Meerbusen sowie im Löwenanteil an der chinesischen Beute. Den Franzosen zeigte man die Zähne, das übrige tat die altbewährte französisch-deutsche Rivalität und Feindschaft, welcher Großbritannien ja überhaupt größere Errungenschaften verdankt, als allen englischen Heeren und Flotten zusammengenommen.

Als der Krieg in Afrika beendigt war, wandte sich sofort die Politik Großbritanniens gegen das Deutsche Reich. In Deutschland hatte man die seit Jahrzehnten in Südafrika vor sich gehende konsequente Verfolgung der Holländer durch England stets mit Bedauern wahrgenommen und hielt bei dem erneuten Ausbruche des alten Gegensatzes nicht zurück mit Mißbilligung von Handlungen, die sich gegen einen verwandten Stamm richteten. Es mag sein, daß diese Mißbilligung zuweilen das im modernen Völkerverkehr übliche und wünschenswerte Maß überschritt. Eine durch lange Erfahrung in der Auswärtigen Politik gereifte Nation würde sich vielleicht mehr zurückgehalten und ihrer Staatsleitung weniger präjudiziert haben. Dazu kam dann noch die schon längst glimmende, durch den wirtschaftlichen Aufschwung des Deutschen Reiches erweckte Handelseifersucht, die in der Seele des bisherigen Bevorrechteten (Englands) tiefe und dauernde Verstimmung nährte. Die Engländer gehören, um das bezeichnende Wort eines Geschichtsschreibers zu gebrauchen, zu den „langrachigen" Völkern. Sie geraten schwer in Feuer, halten es aber, einmal entfacht, lange in Glut. Sie schreiten überlegt zum Tun und genießen die Rache gern kalt. Alle diese Empfindungen faßte ein englischer Staatsmann nach Beendigung des Burenkrieges in die Worte zusammen: „England werde künftig mit der zutage getretenen Gesinnung des deutschen Volkes rechnen müssen."

Dem kühlen, wohlüberlegten Worte folgte rasch die Tat. Die englische auswärtige Politik, sonst durchaus opportunistisch und, auf die insularische Entschlußfreiheit ihres Landes gestützt, aus jeder Verlegenheit und aus jeder Verwicklung der anderen ihren Vorteil herausschlagend, wandte sich nun ausschließlich gegen Deutschland. Mit finsterem Blicke trat man an die Isolierung des Deutschen Reiches heran. Von der englischen Diplomatie ward in das Ohr der anderen Mächte die Losung geflüstert „das Deutsche Reich sei nur so stark durch die Zwiste der anderen Mächte unter sich, die Zwiste seien daher abzutun". Und, gleichsam ein Beispiel gebend, begannen die englischen Staatsmänner eine Reihe von Unterhandlungen, vermittelst deren sie die eigenen Differenzen mit Rußland, Frankreich und den Vereinigten Staaten zu lösen bestrebt waren. Was kaum je vorgekommen war, daß nämlich Großbritannien auf einen Anspruch, ein

Recht verzichtete und sogar Opfer brachte, das ward jetzt Ereignis. Mit den Vereinigten Staaten verminderte man die Reibungsflächen, für Rußlands Zugriffe war man blind, für Frankreich hatte man Anerbietungen, für Italien, Österreich-Ungarn und den Papst die artigsten Worte. Bei allen suchte man herauszuhören, daß das Emporkommen des Deutschen Reiches ihre Interessen schädige und Deutschlands Sturz ihnen Vorteil bringen werde. Bei dem einen sprach man deutlicher, bei dem andern begnügte man sich mit Andeutungen. *In dieser Phase stehen wir noch heute.* Was wird das Ende sein?

Was das Ziel ist, das läßt sich nach dem im Jahre 1807 von Seiten Großbritanniens gegen Dänemark erfolgten Vorgehen ungefähr ermessen. Ob es aber dazu kommen wird? Vieles wird von den Eindrücken abhängen, welche König Eduard von seiner Rundreise mitgebracht hat; noch mehr von den aus St. Petersburg und Washington kommenden Entschließungen. An einigen Orten wird voraussichtlich ein Zurückwerfen des Deutschen Reiches und allenthalben ein englisch-deutscher Krieg als Goldgeschenk, als hochwillkommene, außerordentlich vergrößerte Konjunktur des Burenkrieges begrüßt. Ob aber während eines solchen Krieges diese Stimmung andauert und ob ein Sieg Großbritanniens mit allen seinen schwerwiegenden Folgen in gleicher Weise begrüßt würde, mögen andere beurteilen. Selbst in Frankreich konnte die Regierung nicht umhin, während des Festes der Annäherung an England ein Schiff nach Marokko abzusenden, als von dort beunruhigende Absichten des neuen englischen Freundes gemeldet wurden. Jahrhunderte altes Mißtrauen läßt sich doch nicht durch die Improvisation einiger schöner Worte zerstreuen und noch weniger lassen sich durch einen bloßen Willensakt die tiefen Interessengegensätze unter den Nationen aufheben. Im Interesse des Friedens muß man die Beseitigung von Differenzen loben, aber Frieden zu machen im Kleinen, um zum Kriege im Großen zu gelangen, das wird doch allgemein als Widerspruch empfunden werden. Ohne Zweifel wird Frankreich im Interesse seiner Marokkanischen Hoffnungen die Eröffnungen der englischen Staatsmänner gut aufgenommen haben. Ohne Zweifel wird auch Rußland der englischen Kriegslust keinen Zügel anlegen, wenn es dabei auch weniger an den Sturz des Deutschen Reiches als an die Beseitigung der Bagdadbahn, an Erwerbung der Mandschurei und die eigene endgültige Festsetzung am Persischen Golfe denkt. Die während des Burenkrieges gebrachten Opfer müßte Großbritannien in größtem Stile wiederholen. Wenn in der nächsten Zeit wiederum, wie vor dem afrikanischen Kriege, Mr. Chamberlain nach Amerika reisen sollte, hat gewiß das Deutsche Reich alle Ursache aufzupassen; ob aber die Verschenkung einiger portugiesischer Kolonien und selbst aus eigenem, britischen Gute gebrachte Opfer, wie etwa Jamaika oder die Bermuden, die Vereinigten Staaten für den Verlust eines so natürlichen Verbündeten, wie es das Deutsche Reich sein könnte, trösten wird, darüber sind Zweifel zulässig.

Es ist hier absichtlich etwas Schwarz in Schwarz gemalt worden. Gewissen Plänen tritt man am besten entgegen, wenn man sie bis in ihre letzten Folgerungen kalt enthüllt und ausspricht.

Sagen wir es nur gerade heraus: die Verstimmung Englands ist ein Kind seiner Verwöhnung. England war gewöhnt, die Festlandmächte zu entzweien und dann abwechselnd vor seinen Siegeswagen zu spannen. Solange die höfischen Interessen allein entscheidend waren, gelang dies Spiel. Das ist jetzt anders geworden. Die festländische Politik hat gelernt. Und so wird sich Großbritannien, dessen Macht und Bedeutung niemand unterschätzen darf, früher oder später zu einer andern politischen Praxis bekehren müssen. Sein natürlicher Verbündeter bleibt eben doch der Dreibund. Nachdem es den letztern nicht hat teilen können, wird es, trotz alledem und alledem, am besten tun, sich ihm anzuschließen. Das ist jedoch Englands Sache. Wir andern freuen uns inzwischen der zunehmenden Wahrscheinlichkeit der Friedenserhaltung.

* * *

So hätte man glauben können, das sich etwa die Weltverhältnisse entwickelten. Aber ein einziger Mann hat alles geändert. In seiner Rede vom 15. Mai verkündete Chamberlain das Programm des künftigen großbritannischen Weltreiches. Es wird der Versuch gemacht werden, das Mutterland mit den Kolonieen zu einem auf gegenseitige zollpolitische Bevorzugung gegründeten Bunde zusammenzuschweißen. Die oft dargelegten, diesem Plane entgegenstehenden Hindernisse sollen im Feuer einer durch die Größe des Zieles entfachten Begeisterung schmelzen. Man verschmäht nicht, die in England derzeit herrschende Verstimmung gegen das Deutsche Reich als Blasebalg zu gebrauchen. In der Tat wird aber nicht bloß Deutschland, sondern es werden alle anderen Länder durch das neue Programm des englischen Ministers tief in Mitleidenschaft gezogen. Nächst dem Deutschen Reiche wohl am meisten die Vereinigten Staaten. Kanada, Jamaika, die Bermuden, alle Besitzungen Großbritanniens innerhalb der Monroe-Sphäre bedeuten etwas ganz anderes für Amerika, wenn sie in der Hand eines auf Differentialzölle gestützten, mehr einheitlichen, kriegerischen Zentralstaates liegen werden. Daß die innere Krise in England, wie es scheint, über die von der Mehrheit des Ministeriums beschlossene Aufhebung des Kornzolles ausgebrochen ist, kennzeichnet den neuen Plan. Durch diese Rückkehr zum Freihandel sah Chamberlain seine stärkste Waffe, den Zoll und eventuellen Vorzugszoll, bedroht. So mußte er losschlagen. Vielleicht haben ihn seine Gegner absichtlich zur Entscheidung gedrängt. Alle Anhänger des Freihandels, besonders die Arbeiterschaft, werden nicht so leicht für die Umwälzung zu gewinnen sein. Schwere innere Kämpfe stehen noch bevor, denen auch auswärtige Kämpfe kaum fehlen werden. Wenn wirklich Großbritannien sich auf eine andere Seite legt, verspürt es die Welt in allen Ländern und auf allen Meeren. Es ist schwer zu glauben, daß Chamberlain nicht schon vorher mit Präsident Roosevelt irgendwie Fühlung genommen hat. Immerhin spielt er großes Spiel, und die Mächte des europäischen Festlandes, wollen sie nicht zu Kleinstaaten zusammenschrumpfen, werden wohltun, ihre kleinlichen Zwiste zum Trödler zu schicken. Es naht eine große Zeit. Möge sie auch bei uns die den kommenden Dingen gewachsenen Leiter finden!

Was uns not tut.

Bewirken unsere deutschen Trinksitten eine Entartung, die für die Zukunft des Volkes bedenklich ist?

(Eine Anfrage bei hervorragenden Ärzten, Psychologen, Hygienikern u. s. f.)

V.

Ein Wort zur Alkoholfrage.

Von

Prof. Dr. Max Gruber—München.

Die Frage „Bewirken unsere deutschen Trinksitten eine Entartung, die für die Zukunft des Volkes bedenklich ist?“ werden viele Freunde des Alkohols kurzweg mit dem schmunzelnden Hinweise darauf abtun zu können glauben, daß der Deutsche stets in dem nicht unberechtigten Rufe der Unmäßigkeit gestanden habe und wirs doch so herrlich weit gebracht hätten.

Dem gegenüber muß mit größtem Nachdrucke darauf hingewiesen werden, daß keine Rede davon sein kann, daß das deutsche Volk die ganzen Jahrhunderte hindurch auch nur annähernd in dem Maße getrunken habe, wie heute. Bis ins 15. Jahrhundert herein gab es überhaupt keinen Branntwein und erst die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat uns mit den modernen Großbrennereien und Großbrauereien, mit der Masseneinfuhr von italienischem, spanischem und griechischem Wein und mit der Weinfabrikation im großen beglückt. Heute trinkt — mäßig selbstverständlich! — Mann und Frau und Kind, Arm und Reich, Bauer und Städter Tag für Tag! Früher besoff man sich, aber nur hie und da. Wie lange ist es her, daß die Nation sich überglücklich geschätzt haben würde, hätte sie im ganzen im Jahre 3 Milliarden Mark verdient, soviel als sie heute alljährlich vertrinkt!

Die Erfahrung muß also erst gemacht werden, ob unsere heutigen deutschen Trinksitten eine bedenkliche Entartung bewirken oder nicht!

Ich hege die stärkste Besorgnis, daß die Erfahrung mit Ja antworten wird, wenn ich auch die Frage der Schädigung der Nachkommenschaft durch Aufnahme kleiner und mittlerer Alkoholmengen seitens der Erzeuger noch nicht für wissenschaftlich völlig klargestellt halte.

Wir wissen, daß die Nachkommenschaft leichter als durch andere Schädlichkeiten durch Gifte geschädigt wird. Wir wissen speziell vom Alkohol, daß seine übermäßige Aufnahme sehr häufig Idiotie, Epilepsie, Irrsinn, Trunksucht, Verkrüppelung und Lebensschwäche der Nachkommen zur Folge hat. Es ist daher

von vorneherein das Wahrscheinlichere, daß auch fortgesetzter Genuß von Alkohol in mäßigerer Menge, der zwar nicht zum Säufer stempelt und gesellschaftlich entehrt, aber den Körper in der mannigfaltigsten Weise schädigt, die Keimzellen mit verletzt. Wir wissen, daß leider ein außerordentlich großer Bruchteil der deutschen Bevölkerung in allen Ständen seinen Körper in klinisch und anatomisch nachweisbarer Weise durch Alkohol schädigt und direkt und indirekt am Alkohol stirbt, daß es unter uns mehr Trinker gibt, als man sich's träumen läßt; solche Leute nämlich, die ununterbrochen in einer, wenn auch nur sehr schwachen Alkohol-Vergiftung dahin leben, indem sie schon wieder eine neue Dosis Alkohol aufnehmen, wenn die Wirkung der vorhergehenden Dosis noch nicht ganz erloschen ist.*) Es ist sehr zu fürchten, daß die Nachkommenschaft auch diese leichten Vergiftungen zu fühlen bekommt. Auch ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß die grassierende Neurasthenie auf die Trinksitten der Eltern zurückzuführen sei, und nicht auf das Übermaß von Arbeit und Aufregung im Kampfe ums Dasein. Denn sie stellt sich bei Kindern und Frauen ein, zu einer Zeit, wo sie vom Kampfe ums Dasein noch gar nichts verspürt haben.

Was mich an diesem Zusammenhange und überhaupt an der erheblicheren Schädigung der Nachkommenschaft durch einen kleinen und mittleren Alkoholgenuß noch zweifeln läßt, sind die alten Weinländer, wie die Rheinlande und Italien. Italien wird immer als das Land der Mäßigkeit gepriesen. Dort treffen aber 190 bis 200 Liter ziemlich schweren Weines auf den Kopf der Bevölkerung jährlich und die Alkoholschäden im einzelnen sind auch dort groß genug. Wer wollte trotzdem behaupten, das italienische Volk im ganzen sei degeneriert oder nervenschwach, oder seine Frauen hätten die Fähigkeit zu stillen verloren? Diese Verhältnisse verdienen nach meinem Dafürhalten noch ein eingehenderes Studium. Aber wenn sich dabei auch vielleicht herausstellen sollte, daß die Wirkung des Alkohols auf die Keimzellen mit seiner Dosis viel rascher abnimmt als die auf die Körperzellen, so blieben unsere Trinksitten doch noch ein furchtbares hygienisches, ökonomisches, kulturelles und sittliches Übel, bliebe nicht minder die Berechtigung der Forderung unerschüttert bestehen, daß mit diesen Sitten gebrochen werden müsse. Sicherlich vermag der Körper wie so manche andere Schädlichkeiten, so auch gelegentlich eine Dosis Alkoholgift ohne bleibende Folgen zu überstehen, und, theoretisch genommen, gibt es gewiß für jedes Individuum eine Dosis von Alkohol, die dauernd genossen werden könnte, ohne erheblicheren bleibenden Schaden zu bringen, aber diese Dosis ist für die verschiedenen Menschen ungeheuer ungleich groß, ohne daß man sie im einzelnen Falle bevor der Schaden wahrnehmbar wird, vorherbestimmen könnte, und jedenfalls ist sie für die meisten Menschen außerordentlich viel kleiner als sie annehmen, so klein, daß sie dem heutigen Durchschnittsverbrauche gegenüber wahrscheinlich gar keine praktische Bedeutung hat. Die Erfahrungen der Lebensversicherungsgesellschaften mit den Abstinenten sprechen in diesem Sinne. Die regelmäßige Aufnahme irgend größerer Mengen von alkoholischen Getränken Tag für Tag, das tägliche Hineingießen von so und soviel Gläsern Bier bleibt daher ein barbarischer die Gesundheit und den Wohlstand von Millionen untergrabender widerwärtiger Aberwitz und Unfug.

*) Es sei in dieser Hinsicht vor allem an die wichtigen Untersuchungen von Kraepelin mit Smith und Kürz erinnert.

VI.

Professor Dr. Karl Binz—Bonn.

Zu obiger Frage.

Zur Alkoholfrage kann ich nur wiederholen, was ich vor kurzem in einer wissenschaftlichen Abhandlung drucken ließ (Berliner klinische Wochenschrift 1903 Nr. 3 u. 4):

1. Der Weingeist ist für die Leistungen des gesunden und genügend ernährten Menschen entbehrlich in jeder Form.

2. Der unzeitige oder unmäßige Genuß des Weingeistes als Branntwein wie als Bier ist ein Unheil für zahllose Menschen und für ganze Nationen.

3. Wenn dem Übermaße des Weingeistverzehrs kein Einhalt getan werden kann, so sollte wenigstens der Staat größeren Vorteil daraus ziehen. Der Verzehr von Bier im Deutschen Reiche, berechnet auf den Kopf der Bevölkerung, betrug 124,9 Liter im Jahre 1899. Er ist fortwährend im Steigen, wie ein Vergleich der Angaben des „Statist. Jahrbuches f. d. Deutsche Reich" dartut, denn im Jahre 1880 betrug er nur 84,6 Liter auf den Kopf. Berechnet man jene Ziffer auf eine Bevölkerung von 56 Millionen, so kommt eine ungeheure Zahl von Litern heraus. Könnte auf jedes einzelne eine Reichssteuer von nur 2 Pfennig mehr gelegt werden, so wären alle Finanzschwierigkeiten des Reichs gehoben und kein einziges Liter würde weniger getrunken werden. — Der Verzehr von Branntwein, berechnet auf reinen Alkohol, betrug 5,5 Liter im Jahre 1890 auf den Kopf der Bevölkerung, und 6,3 Liter 1899.

4. Als Arzneimittel ist der Weingeist in Form edler Weine oder ihrer Destillate nicht zu entbehren. Darin ist die wissenschaftliche Heilkunde heute einig.

VII.

Prof. Dr. Ferdinand Hueppe—Prag.

Zu obiger Frage.

Wenn in der Entwicklung der menschlichen Kultur statt langsamen Fortschrittes einmal ein plötzlicher Anstieg erfolgt, so wird die im Gange befindliche Entwicklungsform, an die wir uns angepaßt hatten, vorübergehend gestört, und sehr viele Individuen vermögen dann körperlich, geistig oder sittlich einer solchen rapiden Steigerung der Anforderungen nicht zu entsprechen.

Der enorme Aufschwung der Industrie hat aber im vorigen Jahrhundert zu einer der großartigsten Verschiebung der Verhältnisse in eine Völkerwanderung geführt, die eine Entvölkerung des Landes und eine Übervölkerung der Städte herbeizuführen drohte. Der letztere Umstand wurde dadurch zu einem großen sozialhygienischen Übelstande, daß in der Stadt auch Individuen sich erhalten und in das fortpflanzungsfähige Alter kommen konnten, welche der scharfen Auslese auf dem Lande sonst vorher erlegen wären. Aber auch in der Stadt lebten oder vegetierten sie nur ohne sich anzupassen. Wir haben Dezennien lang unter diesem Übelstande gelitten, daß große Kreise der Landbevölkerung sich dem Stadtleben nicht wirklich anzupassen vermochten. Erst seit ganz kurzer Zeit können wir feststellen, daß eine Akklimatisation an das Stadtleben in England und in einer Reihe deutscher Städte eingetreten ist. Mit anderen Worten heißt das: wir stehen jetzt im Beginne einer neuen Phase der Akklimatisation an die Großstadt. Aber erst im Beginne und

noch müssen deshalb die Akklimatisationskrankheiten weit verbreitet sein oder als Schwächezustände nachklingen. Die Rasse wird diesen Schwächezustand durch Eliminierung der ungeeigneten Elemente allmählich zu lösen suchen.

Das Individuum ist aber nicht gewillt, sich selbst ohne weiteres als Opfer zu bringen und wird versuchen, durch eigenes Zutun sich solchen selektorischen Einflüssen zu entziehen. Diese Rassenauslese in der Stadt findet nach unserer Erfahrung weniger dadurch statt, daß die Unkräftigen ihrer Schwächen direkt frühzeitig erliegen, wie es auf dem Lande geschieht; unglücklicherweise geschieht das eben nicht und wir müssen auch als Folge unserer altruistischen Auffassungen, diesen Übelstand für die Rasse vorläufig in den Kauf nehmen.

Aber die Erhaltung der schwächeren Anlagen durch die leichteren Existenzbedingungen der Stadt schafft eine Reihe von ungenügender Widerstandsfähigkeit gegen infektiöse- und Gift-Einflüsse, also gegen Krankheiten. So sahen wir besonders die Tuberkulose stärker auftreten, in den Städten zunehmen und scharfe Auslese halten. In einzelnen Gegenden traten in ebensolcher Weise hinzu Syphilis und Malaria. Unter den giftigen Reizen ist unverkennbar der Alkohol von ganz besonderer Bedeutung, weil er den Schwachen als ein Anpassungsreiz besonders zu winken scheint. In viel geringerem Maße gilt dies von anderen Reizmitteln, aber doch immerhin so, daß man für bestimmte Verhältnisse auch dem Übermaße des Kaffeegenusses schon eine ähnliche Rolle zusprechen muß.

Wenn man besonders durch die ärztliche Beobachtung darauf hingewiesen wird, daß die Nervosität als leichtester Grad der Beeinflussung unseres Nervensystems uns als eine angeerbte reizbare Schwäche entgegentritt, so ergibt sich als notwendige praktische Folgerung, daß gerade in diesem Falle der Versuch, der Schwäche durch ein kräftigendes Reizmittel entgegenzutreten, verunglücken muß. Alles was zur Steigerung der Reizbarkeit dient, wird deshalb den Charakter eines Giftes annehmen können, selbst wenn es in mäßigen Gaben für den Gesunden indifferent ist. Das gilt ganz besonders vom Alkohol, auf den der Organismus nach dem Grade seiner Empfänglichkeit reagiert; der reizbar Schwache oder Nervöse also schneller, stärker und in gefährlicherem Grade.

Wenn wir hierzu die statistischen Feststellungen nehmen, daß etwa bei der Hälfte der Idioten und einem Viertel der Epileptiker die Trunksucht der Eltern ursächlich, d. h. auf dem Wege der Vererbung die nervöse Schwäche steigernd, in Betracht kommt, so erkennt man leicht, daß die Giftwirkung des Alkohols auch von dem Standpunkte aus zu betrachten ist, daß der Alkoholgenuß nicht bloß primär unmittelbar eine „Ursache" körperlicher, sittlicher und geistiger Entartung sein kann, sondern daß er sich noch viel häufiger erst sekundär als Folge des Umstandes einstellt, daß eine minderwertige Anlage verschiedensten Grades bereits vorhanden ist, die ohne Reize den Anforderungen des Lebens nicht zu entsprechen vermag.

Es würde deshalb ganz verkehrt sein, bei der Beurteilung des Alkoholismus immer nur primär und sofort an den Alkohol und nicht an die anderen sozialen Entartungsmomente zu denken, die erst sekundär zur Alkoholaufnahme führen oder diese erst zu einer Gefahr machen. Man kommt sonst leicht zu einer vielfach irrtümlichen, oft geradezu monomanen Auffassung, bei welcher die unsere Gedanken isolierenden einseitigen Antialkoholvorstellungen die soziale Evolution unseres Lebens nicht in entsprechender Weise berücksichtigen lassen und verhindern, daß die Strahlen der sozialen Erleuchtung die Nebel einer solchen Abstinenz durchdringen.

Die Summe unserer Lebensverhältnisse zeitigt, weil wir gezwungen sind, unter unseren altruistischen Vorstellungen jedes Leben um jeden Preis zu erhalten, mindestens vorübergehend eine größere Summe minderwertiger nervenschwacher Anlagen, als es im Interesse von Rasse, Volk und Staat wünschenswert ist. Unter diesen Umständen muß in vielen Fällen ein Reiz- oder Genußmittel zum Gift werden können, welches in den gleichen Mengen dem Gesunden nichts schadet und auch seine Nachkommen nicht bedroht.

Dieser Umstand veranlaßt viele, dem Begriffe mäßiger Gaben eine Deutung zu geben, die dem tatsächlichen Grade ihrer individuellen Reizbarkeit nicht entspricht, und es wird deshalb vorkommen, daß Leute glauben mäßig zu sein, welche die ihrer Natur entsprechenden Reizgrößen öfters oder gar regelmäßig überschreiten.

Diese Gefahr wird um so leichter eintreten, wenn in der Volksauffassung ein trinkfester Mann als ein ganz besonders kräftiger Mann und als Vorbild für andere angesehen wird.

Die Trinkunsitten, welche diese Vorstellungen begünstigen, werden deshalb für viele Naturen zu einem Unheile und müssen sich bei einer großen Menge minderwertiger nervöser Anlagen strafen. Nun hat aber in der Neuzeit kein Volk eine solche Unsumme von Trinkunsitten entwickelt, wie gerade das deutsche. In diesem ist es besonders der gebildetste Teil desselben, die zukünftigen Führer des Volkes, die aus den Hochschulen hervorgehen, die geradezu in Trinkunsitten groß gezogen werden, wie sie früher nur einmal in der Welt bestanden, als zur Zeit der römischen Cäsaren das „graeco more bibere" so üblich war wie in unserer Zeit in der guten Gesellschaft das Vor- und Nachtrinken nach dem studentischen Komment.

Es ist der Zwangsuff, der so außerordentlich verderblich wirkt, weil er verlangt, daß jemand ohne Rücksicht auf sein eigenes Befinden oder auf seinen Durst trinken muß, wenn es eben ein anderer für gut hält. Bei diesem Beispiele und dieser Auffassung ist es unverkennbar, daß in Deutschland diese Trinkunsitten, die aus unseren Hochschulen hervorgegangen sind und die besten gesellschaftlichen Kreise infiziert haben, einer etwaigen Entartung Vorschub leisten. Die Bekämpfung der Trinkunsitten, des Zwangsuffes wird deshalb zu einer Pflicht, auch schon aus dem Grunde, weil dieser Zwang eine wahre Parodie auf die viel gerühmte akademische Freiheit ist.

Die Gesellschaft hat es, wenn sie einmal zur Einsicht in diese Verhältnisse gekommen ist, in der Hand diesen Zwang zu beseitigen, und sie wird sich durch die Beseitigung desselben ein großes Verdienst erwerben um die Blüte der Nation, um unsere Studentenschaft, die wirklich bessere Ideale hat, als sich zu besaufen und andere zum Suff zu verführen.

Mit Rücksicht auf die großen Gefahren, die der Alkohol Leuten mit minderwertigen Anlagen bringt, weil aus diesen Reihen die Trinker notwendig hervorgehen müssen, tritt die Frage der Behandlung und Unterbringung der Trunksüchtigen an uns heran. Diese Frage ist einer gesetzlichen Regelung zugänglich. Die Entmündigung, wie sie vielfach angestrebt wird, entspricht aber der Mehrzahl der Fälle nicht, weil es sich trotz des Herrn Forel meist nicht um Geisteskranke handelt. Denn sehr viele dieser Trinker sind durch bloße Ermahnungen zur Abstinenz bekehrbar und dadurch heilbar, während man durch Belehrung einen wirklich Geisteskranken noch nicht geheilt hat.

Die Trinker sind z. B. auch durch Abstinenz dauernd heilbar ohne Anstaltsbehandlung und das ist das Gebiet, auf dem die Guttempler und das blaue Kreuz sehr nützlich gewirkt haben. Ähnlich, wenn auch minder scharf sind die Nervösen und Neurastheniker möglichst der Abstinenz zuzuführen und sie sind deshalb gute

Rekruten der Guttempler, aber ihrer nervösen Anlage entsprechend auch dann meist Fanatiker, weil ihnen die Abstinenz zu einer religiösen Vorstellung geworden ist.

Für viel wichtiger halte ich es, da wir im Beginne der Akklimatisation an das Großstadtleben stehen und deshalb Aussicht haben, daß der erworbenen und erblichen Belastung eine Entlastung entgegentritt und wir von der Degeneration zur Regeneration fortschreiten können, daß wir uns an die kommenden Generationen wenden und diese durch eine vernünftige Erziehung und positive Hygiene gesünder und leistungsfähiger gestalten. Sie werden dann auch als Erwachsene Reizmittel nicht mehr in dem Maße nötig haben, um mitzukommen, wie in dem Übergangsstadium, in dem wir uns an vielen Orten noch befinden und werden dann einen kleinen Reiz nicht gleich als Gift quittieren.

Bei diesem positiven Kampfe ist vor allem zu berücksichtigen, daß wir Menschen erziehen sollen und nicht Sitzmaschinen zum bloßen Denken. Wenn wir in der kindlichen Erziehung, den Verhältnissen unseres Körperbaues und den tatsächlichen sozialen Bedürfnissen des Stadtlebens entsprechend, die körperliche Ausbildung im Freien ihrem wirklichem Werte nach würdigen und durchführen, so werden wir die reizbare Schwäche am sichersten bekämpfen und allmählich beseitigen und die heranwachsenden Generationen so bilden, daß sie auch als Erwachsene in der Pflege der Körperübungen und Volksspiele dauernd ein Mittel haben, um sich die nötige Kraft und Widerstandsfähigkeit zu sichern, die sie von selbst weniger nach künstlichen Reizen verlangen läßt.

Tritt der Alkohol an Nervenschwache heran, so kann sich leicht ein circulus vitiosus ausbilden und es ist einigermaßen verständlich, wenn dann der Alkohol einmal ursächlich für alles verantwortlich gemacht wird. Als Sozialhygieniker kann ich aber nicht so kurzsichtig sein und muß versuchen, die Alkoholfrage aus einem weiteren Gesichtspunkt als Teil eines großen Problems zu behandeln. Dann erkennt man klarer die Fälle, in denen Abstinenz von Alkohol gefordert werden muß, und diejenigen, in denen alkoholhaltige Getränke in mäßigen Gaben ein zulässiges und berechtigtes Genußmittel sind. Die Abschaffung der Trinkunsitten und des Trinkzwanges ist eine sittliche Forderung für alle. Für die nervös schwach veranlagten, reizbaren und für Alkoholschäden besonders veranlagten Naturen, wie sie unsere soziale Entwicklung in größerer Zahl hervorgebracht hat, ist die Beseitigung der Trinkunsitten oft die Voraussetzung der Gesundung. Die Trinkunsitten sind aber auch für den Gesunden und seinen Genuß überflüssig und schädlich und führen zu der Unmäßigkeit, die bereits vielfach zum Unheile des Volkes geworden ist.

VIII.

Prof. Dr. Theobald Ziegler—Straßburg.

Zu obiger Frage.

Auf Ihre Frage: Bewirken unsere deutschen Trinksitten eine Entartung, die für die Zukunft des Volkes bedenklich ist? antworten unsere Ärzte mit wachsender Entschiedenheit Ja. Mit der physischen Entartung geht aber auch die moralische und gehen die sozialschädlichen Folgen der Trunksucht Hand in Hand; und so können sich Moralisten und Soziologen an der Debatte darüber beteiligen, haben es auch immer getan und jene Frage ebenso bejaht. Was die Ärzte in dem von ihnen aufgenommenen Kampf dagegen ausrichten, erreichen sie hauptsächlich durch Belehrung über die Schädlichkeit des Alkohols. Auch an dieser Form der Einwirkung können

wir andern uns beteiligen, etwa als Mitglieder der Vereine, die auf Abstinenz oder Temperenz gestellt sind. Hier besteht nun freilich im Augenblick ein bedauerlicher Zwiespalt zwischen diesen beiden Richtungen, die doch im Prinzip dasselbe wollen. So wie die Dinge heute liegen, sind dabei die Abstinenten die Friedensstörer und Angreifer, wie das auf jedem Mäßigkeits-Kongreß zu beobachten ist. Nicht nur daß sie die Mäßigkeitsbestrebungen für wertlos erklären, wollen sie in ihnen oft sogar ein Schädliches sehen. Und doch ist das Übertreibung und nur Übertreibung, gemahnt auch allzusehr an den Pharisäer im Neuen Testament. Weit eher könnte man den Spieß umdrehen und sagen: Die Abstinenzbewegung schadet durch ihren Radikalismus, weil sie dadurch bei uns in Deutschland einfach aussichtslos ist. Darüber kann sich niemand täuschen, der einen offenen Blick hat für das, was geht und steht. Auch die geringe Zahl derer, die sich dieser Bewegung anschließen, beweist das.

Und doch gibt es so vieles, worin beide Richtungen eins sind und Hand in Hand gehen können. Daß jeder Rausch ein Gemeines und Häßliches ist und wiederholte Betrunkenheit den, der sich betrinkt, notwendig gemein macht, diese Anschauung immer mehr zur Herrschaft zu bringen, ist eine gemeinsame Aufgabe beider. Und hier machen sich auch schon, wie ich meine, entschiedene Anzeichen einer Besserung spürbar: in vielen Kreisen gilt der Rausch für eine Schande. Eintreten können dann zum zweiten beide Teile gegen jeden Trinkzwang — einerseits im Wirtshaus, vor allem aber in unseren studentischen Kreisen. Ich will übrigens ausdrücklich bemerken, daß nach meiner Beobachtung das Trinken und sich Betrinken der Studenten, wenigstens auf großen Universitäten, entschieden im Rückgang ist. Der Student ist ein freier Mensch und soll es sein, also soll er sich auch nicht zum Trinken zwingen lassen, wenn er nicht trinken mag oder wenn er fühlt, daß es ihm schadet: das ist seiner unwürdig. Und daß die studentischen Trinksitten für die Erziehung des jungen Studenten förderlich und notwendig seien, ist ohnedies ein Vorurteil. Über diesen Nichtigkeiten kommt so viel Wichtigeres und Wertvolleres, wozu ein tüchtiger Fuchsmajor erziehen könnte und müßte, zu kurz. Daß auch die Schule manches tun kann durch Belehrung und negativ durch Beseitigung des törichten Verbotes jeglichen Wirtshausbesuches, wodurch 18- und 20jährige Primaner nur von der Kontrolle der Öffentlichkeit weg in Winkelkneipen gedrängt werden, durch Abstellung gewisser unnötiger Trinkgelegenheiten bei Abiturientenkommersen, Ausflügen u. dgl. mehr, habe ich schon des Öfteren ausgeführt, aber auch stets davor gewarnt, der Schule nicht allzuviel aufzubürden. Gute Sitten im Haus sind viel wichtiger. Nicht erwärmen endlich kann ich mich für polizeiliche oder richterliche Bestrafung der Trunksucht. Wohl aber meine ich, daß die mildernden Umstände, die die Betrunkenheit schafft, entweder ganz wegfallen oder doch erheblich niedriger taxiert werden sollten. Wer weiß, daß er einen „bösen Wein" trinkt und tut es dennoch, der ist für die Gewalttätigkeiten, die er in seinem Rausch verübt, auch voll verantwortlich.

Über alles aber haben wir, die wir den Mäßigkeitsbestrebungen zugetan sind, die Pflicht, mit gutem Beispiel voranzugehen und — jeder in seiner Art, sei es als völlig Abstinenter oder als ein mäßiger, aufrechter Mann durchs Leben zu gehen und zu zeigen, daß man des Lebens Güter auch in nüchternem Zustand und hier noch viel reiner und besser genießen kann als im Stumpfsinn des Rausches. So können wir alle die Gefahr beschwören helfen, mit der alt- und neugermanischen Trinksitte die Gesundheit und den Wohlstand, die Sittlichkeit und nicht zum wenigsten auch die ästhetische Kultur unseres Volkes bedrohen.

IX.

Dr. Wilhelm Bode—Weimar.

Schlußwort.

Nachdem hervorragende Kenner den furchtbaren Ernst unserer Trinksitten nachdrücklich klargestellt haben — darin waren sie einig, wie verschieden sie auch über Einzelheiten denken —, möchte ich die Besprechung weiter leiten zu der praktischen Frage: was tun?

„Arbeiten und nicht verzweifeln", rät Carlyle. Zum Verzweifeln ist kein Anlaß; am Alkoholismus leidet die deutsche Nation schwer, aber sie wird daran nicht zu grunde gehen. Erstens sind andere Schäden noch gefährlicher, vor allem die Absonderung unserer Volksgenossen vom Ackerboden und von körperlicher Arbeit; zweitens ist der Hang zur Unmäßigkeit in unserem Volke jetzt vielleicht geringer, als er jemals war. Die Zeiten liegen längst hinter uns, wo von Fürsten, Adligen, Geistlichen und anderen wohlhabenden Leuten jeder dritte Mann ein Säufer war; das wüste Treiben des sechzehnten Jahrhunderts fände jetzt nur noch wenige Liebhaber. Auch die Branntweinpest der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kann nicht wohl wiederkehren; ebenso brauchen wir den bösen Geist der Gründerjahre nach 1871 nicht mehr zu fürchten. In allen Volksschichten ist jene Mäßigkeit, die eine Seite der Bildung ist, häufiger geworden; selbst wenn wir an die besonders gefährdeten Studenten und Soldaten denken, so müssen wir zugestehen: ihre Sitten sind immerhin besser als früher. Alle objektiven Beobachter und Kulturforscher melden die allmähliche Säuberung, und wenn die Statistik des Bierverbrauchs eine andere Sprache redet, so wollen wir bedenken, daß der Konsum vieler anderer Gegenstände ebenso oder noch mehr gestiegen ist; man braucht da noch nicht an Apfelsinen zu denken, von denen wir jetzt vielleicht das Hundertfache einführen als vor zwanzig Jahren; auch deutsches Obst, Gemüse, Kartoffeln, Fische, Fleisch verbrauchen z. B. die Berliner jetzt viel mehr als je. Alle diese Verbrauchsziffern werden in erster Linie durch die Besitz- und Verkehrsverhältnisse und durch die Verbesserung der Produktion bestimmt; die Heutigen können sich eben manchen Genuß allgemeiner und häufiger leisten als ihre Vorfahren, deren Hang zum Fressen und Saufen an sich größer war.

Herbert Spencer macht einmal auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam, „daß das Geschrei über die Schlechtigkeit der Dinge umsomehr zunimmt, je mehr diese Dinge sich gebessert haben". Als das Volk ohne jede politische Macht war, klagte es am wenigsten über Unterdrückung; wo die Frau Lasttier ist, gibt es keine Frauenfrage, und so sei es auch auf unserem Gebiete. „Vor hundert Jahren hätte man kaum einen Mann finden können, der sich nicht gelegentlich einen Rausch antrank, und wenn jemand eine oder zwei Flaschen Wein nicht vertragen konnte, verfiel er der allgemeinen Verachtung: damals gab es keine Bewegung gegen das Laster der Trunksucht. Aber jetzt, wo nach einer Arbeit von fünfzig Jahren die freiwilligen Bemühungen der Mäßigkeitsvereinler neben einigen allgemeineren Ursachen eine verhältnismäßige Nüchternheit zuwege gebracht haben, jetzt haben wir ein vielstimmiges Verlangen nach Gesetzen, welche die verderblichen Wirkungen des Getränkehandels beseitigen sollen."

Wenn Herbert Spencer den englischen Temperänzlern einen nicht geringen Erfolg zugesteht, können wir auch ihren deutschen Gesinnungsverwandten die gleiche

Anerkennung gönnen. Es ist wunderbar, wie viel Geister sie in zwanzig Jahren an- und aufgeregt und halb oder ganz zu sich hinübergezogen haben. Im September 1881 schrieb der sehr urteilsfähige August Lammers, es sei noch nicht Zeit, eine große deutsche Gesellschaft gegen den Alkoholismus zu gründen; 1883 machte man ihn selber zum ersten Geschäftsführer des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke". Als ich 1892 sein Nachfolger wurde, trat mir freilich noch überall Mutlosigkeit, Gleichgültigkeit, Unglauben entgegen; „es hilft doch alles nichts" war das Leitmotiv, das uns überall vom Publikum zurücktönte, wenn wir Kampf gegen altersgraue Sitten verlangten. Der genannte Verein war damals die größte deutsche Gesellschaft dieser Art; manche angesehene Leute gehörten ihm an; aber die Kasse wies Schulden auf statt Vermögen und das Leben im Verein war so schwach, daß bei einer „Hauptversammlung" in Halle nur zwei Dutzend Leute erschienen, aus Halle vielleicht ein halbes Dutzend, von der Universität, von der Ärzteschaft niemand! Einige Jahre früher hatte ich in Dresden den „Alkoholgegnerbund" ins Leben gerufen; sechs Monate brauchte ich, um in der großen Stadt den ersten Genossen für die Durchführung völliger Abstinenz zu finden, und um einen Verein zu bilden, mußte ich schon einige überspannte Geister und wunderliche Gestalten mit in den Kauf nehmen. Wie ganz anders heute! In allen Kreisen diskutiert man die Alkoholfrage, und einige Führer, die vor zehn und zwanzig Jahren fast als Fanatiker erschienen, können heute schon mit den Stürmern und Drängern nicht mehr mit. In der Stadt Bremen versammelten sich die deutschen Alkoholbekämpfer 1891 und 1903; dieses Frühjahr aber waren es vielleicht dreißigmal so viel als vor zwölf Jahren, und während damals nur drei Abstinente erschienen waren, brüllten diesmal hunderte von radikalen Abstinenten den gemäßigteren Oberbürgermeister Struckmann nieder, der manches Jahr treue Arbeit gegen die Unmäßigkeit getan hat und schon als Knabe die Enthaltung von allen gebrannten Getränken dem großen Osnabrücker Patrioten Stüve gelobte und sie fünfzig Jahre durchführte, was doch manchmal auch nicht eben leicht war.

Die Bewegung ist also sehr kräftig gewachsen, und besonders findet auch die scharfe Tonart heute bei Zehntausenden unserer Landsleute begeisterten Beifall. Was die Zukunft bringen wird, möchte man immer wieder vermuten, obwohl sich bekanntlich nur die eine Prophezeiung bewährt: Es kommt immer anders. Voraussetzung alles weiteren Gedeihens sind friedliche Zeiten; solche Bewegungen entstehen und wachsen immer erst, wenn Kriege oder Revolutionen zehn Jahre zurückliegen. Sehr viel hängt von der Qualität der Führer ab; die Guttempler sind in Deutschland 1889—1902 von 194 auf 15952 Personen angewachsen, sie hätten aber nicht die Hälfte, nicht den vierten Teil erreicht, wenn sich nicht der Oberingenieur Asmussen in Hamburg, ein prädestinierter Volksführer, an ihre Spitze gestellt hätte. Hier spielt also der Zufall eine unbehagliche Rolle; je mehr Menge in die Vereine eindringt, desto leichter werden Demagogen zu Führern, desto unreiner wird auch die Sache. Eine kritische Zeit naht diesen Vereinen dann, wenn das bisherige Wachstum aufhört und sich die jetzt so Begeisterten sagen müssen: weiter geht es nicht. Denn die Prinzipienmenschen, die auch den geringsten Genuß geistiger Getränke vermeiden und verdammen, werden in Deutschland nie über eine kleine Sekte hinauskommen; ich glaube nicht, daß sie jemals fünf Prozent der erwachsenen Männer gewinnen werden. In England, Amerika, Norwegen, Schweden und Finland haben sie *ein wenig* mehr bekehrt, aber in Deutschland sind die Charaktere und die Übelstände gemäßigter. Die Philister

bilden doch einmal das Gros der Bevölkerung; nur wenige von ihnen werden zur Abstinenz übergehen. Aber auch Menschen von Goethes Art — si licet parvos componere magno — können nicht ins Gefolge der radikalen Alkoholgegner treten, selbst wenn sie für ihre Person auf jeden Alkoholgenuß verzichteten.

Die Gesellschaft als Ganzes, der Staat, die Gemeinden, sie können nur auf die Forderungen der gemäßigten Alkoholbekämpfer hören, denn eine Sekte ist nie fähig zum Regiment, so viel Rühmliches sie vielleicht in ihren Kreisen auch leistet. Aufgabe einer jeden großen Gemeinschaft ist allemal das, was die Mehrheit ihrer regierungsfähigen Glieder für nötig und ausführbar hält. Nehmen wir einmal an, was ja sehr wahrscheinlich ist, daß unsere Regierenden erheblich mehr für die Sache interessiert werden, als sie es heute sind. Zu welchen Maßregeln könnte man sie dann bewegen? Eine bessere Fürsorge für Trunksüchtige empfiehlt sich aus ethischen und praktischen Gründen; diese Bedauernswerten sollten als Kranke angesehen werden, die man so früh wie möglich zu heilen sucht. Die „Trunkenbolde" kann der Minister des Innern mit einem Federzug abschaffen, indem er das Wort im amtlichen Verkehr verbietet; dann bleiben freilich die „Trunksüchtigen" übrig, aber man kann ihnen oder den „Alkoholkranken" viel besser beikommen als „Säufern". Eine andere Sache, worüber alle Fachleute einig sind, ist die Ausrottung des Genusses alkoholischer Getränke bei Kindern unter 14 Jahren. Vieles ist zur Aufklärung der Eltern über diesen Punkt geschehen, dennoch würde eine große Aktion durch die Schulen hier noch sehr lohnend sein. Eine stärkere Heranziehung der Schule wird überhaupt von allen Gegnern der Unmäßigkeit gewünscht; dabei ist vor allem nötig, daß die Lehrer über die Alkoholfrage unterrichtet werden.

Von der Verbesserung oder Umgestaltung der Wirtshäuser mag ich nicht viel reden, weil ich als Vereinsanwalt des „Deutschen Vereins für Gasthaus-Reform" pro domo sprechen würde. Aber gerade hier liegt die Verpflichtung der Gesellschaft am klarsten, denn von ihr sind die heutigen Alkoholvertriebsstätten konzessioniert; die Übelstände hängen direkt mit der Gesetzgebung zusammen. Es ist wirklich nicht weise, daß wir die Verwaltung der Stätten, wo wir Erholung, Geselligkeit, Vergnügen und Belehrung suchen, den Brauerei-Kapitalisten und ihren Knechten überlassen haben. Eine Menge besserer Einrichtungen sind denkbar und hie und da erprobt: das alkoholfreie Restaurant — das Restaurant mit Stundenmiete zur Ablösung des Trinkzwangs — das Vereinshaus oder Volksheim nach Dresdner Muster — das Studentenkasino ohne Trinkzwang und mit Unterhaltungsräumen, wo überhaupt nichts verzehrt wird — das Soldatenheim und Seemannsheim — die Schänke mit Abgabe der geistigen Getränke nach Gotenburger Art — städtische Versammlungshäuser ohne Wirteherrschaft — Lesehallen und Studienhäuser für Fortbildungslustige — Billardsäle uud Kegelbahnen ohne Zusammenhang mit der Kneipe — öffentliche Gärten und Spielplätze — Ruhehallen an belebten Straßen oder Promenadenwegen — offene Museen an Straßen oder Plätzen — Schutzhäuser für Kutscher, Dienstmänner und Straßenarbeiter — Sonnenbäder und Annäherung der Wasserbäder an die römischen Thermen. Alle diese Dinge können wir Schritt für Schritt erlangen, und es wäre wirklich Zeit, daß wir lernen, unsere Mußezeit einigermaßen so vernünftig und in so edeln Räumen zuzubringen, wie die alten Griechen es taten.

Bitter nötig ist uns aber vor allem noch ein — Studium der Alkoholfrage. Die Literatur gegen den Alkohol ist freilich hoch genug angeschwollen, und die Zahl ihrer Zeitschriften braucht man nicht zu vermehren. Aber wer schreibt all' das? Es

sind fast nur Leute, die nicht Zeit und Mittel genug haben, sich gründlich in die Materie zu versenken. Unter den vielen Tausenden von Gelehrten und Beamten des deutschen Sprachgebiets ist kein einziger, der zum Studium dieser so außerordentlich wichtigen Sache angestellt wäre. Die meisten Autoren auf unserem Gebiete käuen deshalb nur wieder, was andere vor ihnen gesagt haben, denn nur dazu reicht ihre Zeit. Wie oft habe ich mich bemüht, neues Material herbeizuschaffen, aber der private Schriftsteller, der auf den Absatz seiner Arbeiten bedacht sein muß, ist auf allen Seiten beschränkt. Und einen Vereinsbeamten bezahlt man auch nicht fürs Studieren, sondern für ein Wirken nach außen hin, weshalb denn mancher doziert und agitiert, der erst noch lernen sollte. Sehr viele Tatsachen, die wir feststellen müßten, kann auch nur der höhere Beamte, der unter dem Schutze eines Ministers steht, gut erreichen.

Ich will von den vielen Fragen, an die ich denke, nur eine nennen: wie und warum sind die Preise der Gasthäuser seit 1860 gestiegen? Überaus segensreich würden namentlich Monographien über die Alkoholschäden in einzelnen Städten oder Bezirken sein; in Hamburg hat neulich der Landrichter Dr. Popert, ein begeisterter Abstinent, diese Aufgabe auf sich genommen; möchte bald mancher Berufsstatistiker vor ein ähnliches Thema gestellt werden!

Es fehlt im deutschen Sprachgebiet auch noch jegliche freiwillige Organisation zum Studium der Alkoholfrage. Einige Zeitschriften haben wissenschaftlichen Anstrich, aber ihr oberster Zweck ist die Bekämpfung der Trinksitten oder der Unmäßigkeit, und das ist eben kein wissenschaftlicher Zweck. Das gleiche gilt für die internationalen Kongresse und die Generalversammlungen der betreffenden deutschen Vereine. In den Vereinigten Staaten, in England und in der Schweiz ist von hohen Behörden Wichtiges für die Untersuchung der Alkohol-Tatsachen geleistet; in Deutschland haben wir uns auf diesem Gebiete noch nicht als Freunde der uninteressierten Wissenschaft erwiesen. Wohl haben auch einige Deutsche dankenswerte Tatsachensammlungen herausgegeben, und z. B. das Pionierwerk „Der Alkoholismus“ von Dr. Baer war sehr ehrenwert, aber hinter den Engländern Norman Kerr, Rowntree und Sherwell stehen wir als Fachgelehrte leider zurück. Von unseren Universitätslehrern haben nur die Mediziner Eifer bewiesen, und auch sie erst im letzten Jahrzehnt; die anderen, besonders die Volkswirte, haben ihre Beiträge zu dieser hochnötigen Wissenschaft noch nicht abgeliefert. — — —

So hat unsere Diskussion einen merkwürdigen Schluß. Vorn sagt eine Reihe sehr angesehener Männer, daß die Zukunft des deutschen Volkes durch die Trinksitten ernstlich bedroht werde, und am Ende stellt jemand fest: diese Materie hat uns Deutsche bisher so gleichgültig gelassen, daß wir zehntausend andere Fragen eingehend studieren ließen, ehe wir auch nur einen einzigen Mann beauftragten, als unparteiischer Gelehrter festzustellen, was an der Sache ist.

Was tun? Die Gedanken und das Geld ablenken von unwichtigen Objekten, ab von l'art pour l'art und auch vom Trödelkram jener Wissenschaft, die um ihrer selbst willen getrieben wird, deren Sklaven in jedes einmal angebohrte Loch immer weiter hineinkriechen, und sie hinlenken zu den Fragen, die unser äußerliches Wohlergehen, unser Seelenheil und die Gesundheit und Zukunft unseres Volkes bestimmen!

Die Photographie im Dienst der bildenden Kunst in Deutschland.

Mit besonderer Berücksichtigung der Reichsdruckerei in Berlin.

Von

Professor Dr. Julius Janitsch—Breslau.

Die erstaunlichen Fortschritte auf diesem Gebiete haben das Publikum vielfach die Tragweite überschätzen lassen; die Bewunderung muß bei schärferem Zusehen enger begrenzt werden. Denn es ist nicht zu verkennen, daß die Photographie für künstlerische Zwecke nicht alle Hoffnungen erfüllt hat, noch auch ihrer Natur nach — als Reduzierung farbiger Erscheinungen auf die beschränktere Skala von Dunkel und Hell — jemals erfüllen kann. Aber diese Enttäuschung wird uns nicht für all das wirklich Bedeutende blind machen, das die auf der Grundlage der Photographie sich aufbauenden Vervielfältigungstechniken in der Wiedergabe besonders dafür sich eignender Arten von Kunstwerken leisten. Nach dieser Seite sind wir reichlich entschädigt worden.

Es ist vorweg zu unterscheiden zwischen solchen Wiedergaben, die nur Annäherungsversuche sind, und solchen, die ein vollkommenes Abbild, eine Vervielfältigung im strengeren Sinn darstellen. Denn es ist klar, daß ihr Wort und ihre Bedeutung für Genuß und Erkenntnis eben mit dem Grad der Annäherung an das jeweilige Original erheblich steigen.

Wenn die Kenntnis alter Kunst, der Architektur, Skulptur und vorab der Malerei der Vergangenheit heute eine allgemeinere und sorgfältiger fundierte ist als zu unserer Väter Zeit, wenn wir der Entwicklung (um nicht zu sagen den Fortschritten) der modernen Kunst Tag für Tag mit lebendigem Anteil folgen können, so haben wir das wohl zu einem Teil der Forschung und der Darstellung durch Rede und Schrift, zum größeren Teil aber den verhältnismäßig getreuen und immer getreuer werdenden photographischen Nachbildungen zu danken, die seit einem Menschenalter von den großen Firmen wie Braun in Dornach, Hanfstängel, der photographischen Gesellschaft, der photographischen Union u. a. m. auf den Markt gebracht werden.

Nicht nur ward die Kenntnis bereichert — man darf behaupten, daß erst mit dem Aufkommen der Photographie die sichere Grundlage für die Kunst-

forschung geschaffen ward. Denn das Lebensprinzip dieses Zweiges wissenschaftlicher Tätigkeit ist die Vergleichung. Wenn ehemals der Forscher seine Schlüsse auf Grund seiner Erinnerungen, Notizen, Zeichnungen, Kupferstiche — lauter Dokumenten subjektiven Charakters ziehen mußte, so befragt er heute seine Photographien, die ihm, wenn auch kein absolut vollendetes, so doch ein treueres und zuverlässigeres Erinnerungsbild gewähren als es den früheren Hülfsmitteln gelingen konnte. Die Verwertbarkeit der Photographie für die Kunstwissenschaft kann nicht augenfälliger erwiesen werden, als wenn z. B. eine antike Reliefgruppe deren eine Hälfte sich etwa in Rom, deren andere in Berlin befindet, mit Hülfe photographischer Aufnahmen rekonstruiert werden konnte.

Dennoch — es muß wiederholt werden — mögen wir uns auch mit gerechter Befriedigung sagen, daß dank der Photographie die Kunstschätze der Gallerien von St. Petersburg und Madrid, Paris und Berlin, ja der ganzen Welt, zum Gemeingut geworden sind, so werden wir nur zu häufig an die Einschränkung erinnert, mit der dieser Satz Geltung behält: jene Photographien sind eben nur Annäherungen, die bis jetzt noch in keinem Fall auch nur entfernt an die Wirkung des Originals heranreichten. Nicht auf dem Gebiet der Wiedergabe farbiger Flächen (Gemälde), sondern der in Strichmanier hergestellten Kunstwerke ist die Photographie, oder vielmehr die auf ihr sich aufbauende Technik, die Heliographie und die Zinkhochätzung, ihrem Ideal am nächsten gekommen. Ja, hier möchte man die Grenze des Möglichen erreicht glauben, mahnten nicht so viel wunderbare Fortschritte jeglicher Technik heutzutage zum vorsichtigen Gebrauch solcher Superlative. Und doch — vor mir hängt ein Bildnis des Marschalls Turenne mit der Bezeichnung R. Nanteuil ad viuum Vingebat Sculpetat et excudebat Cum priuilegio Regis 1665, ein Kupferstich, der den vornehmen, geistvollen Kopf in Zweidrittel-Lebensgröße zeigt. Er erregt die Bewunderung aller Beschauer infolge der lebensvollen, man möchte sagen, kongenialen Darstellung und der sicheren, klaren und glänzenden Technik. Nur Eins fällt dem Kenner — aber auch nur einem solchen — auf: das moderne Papier. Immerhin, es könnte ja ein moderner Neudruck sein. Aber nein, es ist *nur* eine Heliographie, einer jener Drucke, die das Kreuz der Antiquare bilden würden, trügen sie nicht loyalerweise auf der Rückseite den Stempel der Reichsdruckerei, aus deren chalkographischen Abteilung sie hervorgegangen sind.

Es ist klar, daß es sich in diesem Falle um eine wesentlich andere Gattung photographischer Vervielfältigung handelt, als bei jenen Photographien nach Gemälden oder Skulpturen. Denn wir haben nun eine Wiedergabe vor uns, die in gleicher Weise wie ihr Urbild durch den Druck von einer Kupferplatte hergestellt ist, welch letztere das negative Bild ebenso in vertieften Linien trägt wie jenes. Nur die Art der Herstellung dieser Platte ist verschieden: dort mittels der unmittelbaren Arbeit des Stechers, hier mittels photomechanischen Verfahrens. Das Ergebnis aber ist nicht mehr bloß eine Annäherung, sondern eine Wiederholung, recht eigentlich eine Vervielfältigung des Originals zu nennen; das gleiche

Ergebnis wie es bei der Nachbildung alter Holzschnitte die Zinkhochätzung erreicht, die sich auch nicht mit der Wiedergabe des fertigen Drucks begnügt (was immer ein flaches und charakterloses Bild gibt), sondern eine der originalen gleiche Druckplatte herstellt, die vermöge der erhabenen Linienstege bei vertieftem Grund das gleiche Druckergebnis liefert wie jene.

Man wird darum noch heute die Genugtuung nachempfinden, die Ende der siebziger Jahre die Freunde alter Kunst erfüllte, als die ersten Heliogravüren dieser Art von Amand-Durand herauskamen. Die alten Meister des Kupferstiches und der Radierung schienen neu erstanden. Der Rausch hielt zwar nicht lange vor, nachdem eine sorgfältigere Kritik herausgefunden hatte, wieviel Willkürlichkeiten infolge der mangelhaften Technik und sorglosen Retouche mit untergelaufen waren; aber der Anstoß war gegeben und hielt vor. Es kam jetzt darauf an, daß sich die richtigen Hände der Erfindung bemächtigten, um sie wahrhaft fruchtbar zu machen, daß dies in hervorragender Weise in Berlin gelang, verlegte den Schwerpunkt ähnlicher Bestrebungen für lange Zeit dorthin, mochte auch München, wenigstens nach Seiten des Umfangs seiner Unternehmungen, erfolgreich in den Wettbewerb eintreten.

Es war ein günstiger Zeitpunkt für jede auf die Kunstforschung und -erkenntnis gerichtete Arbeit. In den Schinkel-Stülerschen Palästen auf der Museumsinsel war mit neuen Männern an leitender Stelle ein neuer Geist eingezogen. Nach dem Stillleben, das Jahrzehnte dort geherrscht hatte und nur gelegentlich von einer dilettantisch angehauchten Geschäftigkeit unterbrochen worden war, hob die Epoche angespanntester Tätigkeit und zielsicheren Strebens an, welche noch heute nicht beendigt ist. Da strömten die Kunstschätze von allen Seiten herbei, sodaß bald die alten Räume zu eng wurden. Und man begnügte sich nicht mit dem Sammeln; der neu sich anhäufende wie der alte Stoff sollte auch alsbald verarbeitet und durch Wort und Bild dem Verständnis näher gebracht werden. Aber man mußte erfahren, daß es für den letzten Teil des Programms, für die bildliche Wiedergabe der Kunstwerke, an genügend geschulten Kräften mangelte. Man war auf Privatateliers angewiesen, die zum Teil ja schon Tüchtiges leisteten, wie etwa die Veröffentlichung der „Zeichnungen alter Meister im Kupferstichkabinet der Kgl. Museen zu Berlin" beweist, die von Albert Frisch im Lichtdruck hergestellt wurde und das Vorbild für ähnliche Unternehmungen anderer Sammlungen abgab. Aber es sprachen manche Gründe dafür, sich von der privaten Tätigkeit unabhängig zu halten. Den rein sachlichen Bestrebungen konnte in vollem Maße doch nur eine Anstalt dienen, die außerhalb des materiellen Wettbewerbs stehend, das Höchste anstreben konnte ohne auf die Erzielung von Überschüssen angewiesen zu sein. Die Entwicklung der Verhältnisse drängte zur Einrichtung eines staatlichen Ateliers. Nun war die Reichsdruckerei in Berlin der gegebene Grundstock, an den sich die Neubildung am natürlichsten anlehnen konnte; aber aus dem Boden stampfen ließ sich diese nicht, es mußten auch die geeigneten Kräfte gefunden, vielleicht erst geschult werden. Beides gelang aufs beste.

Zu jener Zeit hatte das künſtleriſche Leben Wiens unter Makarts Führung die Augen auf ſich gelenkt. Es war begreiflich, daß auch die vervielfältigenden Künſte und Techniken an dem Aufſchwung teilnahmen. Dort nun fand ſich in Wilhelm Roeſe der Mann, der in der Tätigkeit für das militär-geographiſche Inſtitut und für die Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt alle die Eigenſchaften entwickelt hatte, die für den Leiter der in Berlin zu gründenden Anſtalt beſonders erforderlich ſchienen, der zur ausgedehnten techniſchen Erfahrung auch den künſtleriſchen Blick und jene Sicherheit und ruhige Beharrlichkeit mitbrachte, die für die Erfolge auf jenem Gebiet unerläßlich ſind. Roeſe, der ſich in amerikaniſchen und öſterreichiſchen Dienſten hervorgetan hatte, ward im Jahre 1881 mit der Einrichtung einer chalkographiſchen Abteilung bei der Reichsdruckerei betraut, deren Leitung er im folgenden Jahr definitiv übernahm.

Eine derartig privilegierte Anſtalt mußte ihre Daſeinsberechtigung auf andere Weiſe dartun als private Unternehmen mit ähnlichen Zielen. Während die Anſprüche an die Ertragsfähigkeit nur mäßig ſein konnten, durften umſo höhere Erwartungen an ihre Leiſtungen geknüpft werden. Sie mußte, um es modern auszudrücken, immer danach beſtrebt ſein, einen Rekord zu ſchaffen. Daß dies unter W. Roeſes Leitung gelungen, wird ein Überblick über die wichtigſten Arbeiten dartun, die in den jetzt verfloſſenen zwanzig Jahren aus dieſem Atelier hervorgegangen ſind. Nur nebenbei erwähnt ſeien die für das Jahrbuch der K. preußiſchen Kunſtſammlungen in deſſen 20 Bänden eingeſtreuten Reproduktionen ſowie die für das Berliner Galeriewerk ausgeführten Kupferätzungen. Gewichtiger treten ſchon die Lichtdruckfakſimile für das Korpus der Zeichnungen Dürers und Rembrandts und die Nachbildungen der Danteilluſtrationen Botticellis auf. Trotzdem liegt nicht hier der Höhepunkt dieſes Schaffens. Es ſind Arbeiten, wie ſie ähnlich auch anderwärts geleiſtet werden, hervorzuheben indes wegen der Eleganz und Sorgfalt der Ausführung und achtunggebietend doch auch durch ihre Maſſenhaftigkeit. Aber, wie aus meinen einleitenden Bemerkungen zu ſchließen, kann ich dieſer Art der nachbildenden Technik bei aller Anerkennung doch nicht ganz die gleiche Wichtigkeit beimeſſen wie der heliographiſchen Nachbildung von Werken des Kupferſtichs und den Zinkhochätzungen nach Holzſchnitten. Die Technik jenes Lichtdrucks iſt zwar hier zur höchſtmöglichen Ausbildung gelangt. Ihren Grundcharakter kann ſie nicht mehr hergeben; aber eben darum kann ſie den Vorbildern nicht gleichkommen. Die Originale, die Zeichnungen der alten Meiſter in unſerm Falle, ſind durch Striche ausgeführt, der Strich jedoch wird auf der zum Lichtdruck erforderlichen Gelatineplatte der Natur des Materials gemäß zu ſehr in ſeine konſtituierenden Punkte aufgelöſt. Er wird dadurch, zwar unmeßbar, aber wahrnehmbar weicher. Bei Verſuchen mit der Heliogravüre ward er wiederum härter und ſchärfer. Man erkennt, daß hier ähnliche Schwierigkeiten vorliegen, wie ſie ſich der Nachbildung von Gemälden mittels der Farbenphotographie in den Weg ſtellen würden — wenn dieſe einmal verwirklicht werden ſollte.

Solche in der Natur der Vorlage und der Technik liegende Einschränkungen fallen bei der nunmehr zu betrachtenden Kategorie von Arbeiten weg. Ich zähle hierunter die großen Sammelwerke der Nachbildungen von Kupferstichen und Holzschnitten in Heliographie und Zinkhochätzung, die recht eigentlich den Ruhmestitel der „Chalkographischen Abteilung" bilden. Eingeleitet wird diese Reihe durch die Tafeln zu dem Werke: „Kupferstiche und Radierungen von Schongauer, Dürer und Rembrandt". (Von dem Unterzeichneten gemeinschaftlich mit A. Lichtwark herausgegeben.) Auf dieses Vorspiel folgten die Veröffentlichnngen der Internationalen Chalkographischen Gesellschaft mit einer Fülle von Rarissima und Unica und endlich — um kleineres zu übergehen — das monumentale Sammelwerk der „Kupferstiche und Holzschnitte alter Meister in Nachbildungen" (herausgegeben unter Mitwirkung von F. Lippmann), das in 10 Mappen 634 Nummern enthält. In diesem Werke erst, das später durch Einzelblätter großen Formats eine Art Vervollständigung erhielt, möchte ich den Schwerpunkt der Tätigkeit des Geheimrats Professors W. Roeses erblicken. Sowohl in sachlicher Beziehung vermöge der Bedeutsamkeit des Stoffes, als nach der technischen Seite.

Kupferstiche und Holzschnitte alter Meister sind längst nicht mehr bloß eine Spezialität der Liebe und des Studiums der Kuriositätensammler und der Kunstgelehrten. Es gibt wohl keinen kunstgebildeten Laien, der nicht offenen Sinn für ihre künstlerische und geschichtliche Bedeutung hätte. Dies ist für die Bildung eines richtigen Urteils über die Kunst überhaupt von größter Wichtigkeit. Haben doch ganze große Perioden der Vergangenheit diesseits der Alpen in jenen unscheinbaren Blättern ihren tiefsten Ausdruck gefunden. Was bliebe uns von Schongauer, Dürer und den übrigen deutschen Renaissancemalern, wenn ihr gedrucktes Werk fehlte? Wäre doch unsere Kenntnis selbst eines Holbein d. J. lückenhaft ohne die Berücksichtigung der nach seinen Zeichnungen ausgeführten Holzschnitte. Ostade ferner, ja auch Rembrandt, haben ihren Ruhm gewiß zur Hälfte ihren Radierungen zu verdanken. Aber auch ein Mantegna hat im Kupferstich Bleibendes geschaffen, und Raffaels Gestalten sind zuerst in der Übertragung durch Marcantrer Gemeingut geworden. Und wie alle diese Blätter unschätzbare Dokumente für die Kenntnis der Kunstgeschichte sind, so gehört die liebevolle Versenkung in ihre künstlerische Form mit zu den höchsten Genüssen einer verfeinerten Kultur.

Bis vor kurzem waren dies jedoch Genüsse, die nur den Sammlern und jenen Begünstigten vorbehalten waren, in deren Bereich ein größeres Kupferstichkabinet lag. Der Name Dürers etwa war nicht viel mehr als das Symbol einer verehrungswürdigen Sache, das sich nur in seltenen Fällen mit eigener Anschauung deckte. Daraus läßt sich ermessen, was es besagt, wenn nunmehr durch jene Veröffentlichungen der Reichsdruckerei ein fertiges Kupferstichkabinet nicht mehr bloß auf den Besuch wartet, sondern dem Kunstfreund sozusagen ins Haus getragen wird. Eine Sammlung, in der die wichtigsten Blätter der alten Meister in den gesuchtesten Plattenzuständen vereinigt sind. Denn, wie schon bewerkt, es handelt sich dabei nicht um eine mehr oder weniger gelungene Übertragung eines Kunst-

werkes in die ſchlichtere Erſcheinung des Schwarzweiß, das heißt eine Wiedergabe lediglich von Licht und Schatten und deren Zwiſchenſtufen, ſondern um die treue Wiederholung von graphiſchen Werken, die ſchlechthin für das Urbild einzutreten vermag. Da kann es denn nicht ausbleiben, daß eine Zeit, in der die Erziehung zur Kunſt mit ſoviel Nachdruck in den Vordergrund des Intereſſes gerückt wird, den hohen erziehlichen Wert dieſer Nachbildungen erkennen und ſich dieſes unerſchöpflichen Bildungsmittels mit Eifer bemächtigen wird. Aber auch abgeſehen von den Kunſtpädagogen, die heute allenthalben wie die Pilze wuchern, werden alle diejenigen, die ſich an den Meiſterwerken alter Kunſt einfach erbauen wollen und nun auch abſeits von den großen Kulturzentren in den Stand geſetzt ſind, ſich eine umfaſſende Kenntnis der beſten Werke der Graphik zu erwerben, den Männern Dank wiſſen, die als geiſtige Leiter oder feinfühlige Ausführer jener ſchönen Veröffentlichungen gewirkt haben. Ja, auch die ganz Modernen, jene, die die Fühlung mit den Ausläufern der romantiſch-hiſtoriſchen Bewegung verloren haben, mögen ſich dem Dank anſchließen. Denn wir haben es erlebt, wie befruchtend die der alten Kunſt gewidmeten Beſtrebungen auf die moderne Kunſtübung gewirkt haben. Iſt es doch auch ſicher kein Ungefähr, daß die wiedererwachte Freude an den Künſten des Grabſtichels, der Meiſterradierung und -Lithographie zuſammentrifft mit der erneuten Wertſchätzung jener älteren Meiſter. Mögen unſere Ideale, auch die künſtleriſchen, immerhin vor uns, nicht hinter uns liegen; mag der Glaube an dem eigenen künſtleriſchen Schaffensberuf ſich noch ſo kräftig in der neuen Generation regen; ſo werden wir uns doch niemals die Freude an dem großen Erbe der Vergangenheit verkümmern laſſen. Und jeder Verſuch, dieſes geiſtige Beſitztum zu erhalten und weiter zu vererben, wie er in ſolchen pietätvollen Veröffentlichungen vorliegt, verdient da unſere Anerkennung; denn alles was einmal der vollgültige künſtleriſche Ausdruck einer in organiſchem Wachstum gewordenen, wenn auch zeitlich bedingten Lebensregung geweſen, bleibt wertvoll und bedeutend für alle Zeiten.

Daß wir Bach, Beethoven, Goethe und Schiller uns nur inkorrekt vorzuführen vermögen, zeigt bloß, wie hoch die Anlage des deutſchen Geiſtes über die Beſchränkung der Verhältniſſe durch Zeit und Raum erhaben iſt. Was die Ungunſt dieſer Verhältniſſe uns heute und hier verwehrt, muß uns zu erringen doch einſt vorbehalten ſein, da jene großen Meiſter gerade ſo und nicht anders die Bedingungen für ihr Verſtändnis aus tief innerlichem Grunde zu bilden ſich genötigt fanden. Während der italieniſche und franzöſiſche Künſtler in Mitte ſeines Volkes im Triumph getragen wird, gleicht der edle deutſche Meiſter Friedrich dem Großen, als er bei Kollin allein zum Angriff einer Schanze vorrückte, und erſt beim Umſehen gewahr wurde, daß ſeine Grenadiere weit zurückblieben. Dieſe Schlacht war verloren; aber noch im gleichen Jahre ſchlug ſein kleines Heer die wunderbaren Schlachten von Roßbach und Leuthen, zum Staunen aller Welt.

Richard Wagner.

(Bericht über eine in München zu errichtende Muſikſchule. Geſ. Schriften und Dicht. I. Aufl. Bd. VIII S. 206.)

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

15. Mai 1903.

Eine ganze Reihe von politischen Seifenblasen ist in den letzten vier Wochen in nichts zergangen. Wir waren wieder einmal in einer Periode, die den politischen Schwarzmalern erwünschte Gelegenheit bot die finsterſten Zukunftsbilder zu entwerfen und wiederum schien sich alles so wenden zu müssen, daß der von allen Seiten heranziehende Gewitterſturm in Blitz und Donner über unseren Häuptern niedergehen werde. Nun, gedonnert hat es in Presse und Parlamenten, aber die Blitze sind von Wolke zu Wolke gefahren und im Augenblick ist eine merkliche Abkühlung eingetreten, die wohltätig ernüchternd gewirkt hat. Sobald man etwas weiter zurückgreift und nachträglich den Verlauf all der aufregenden Verwicklungen überdenkt, die nun zu ganzem oder halbem Abschluß gelangt sind, läßt sich nicht verkennen, daß gerade dort, wo der meiſte Lärm gemacht wurde, der schließliche Ausgang die Propheten des Weltenbrandes am draſtischſten Lüge gestraft hat. Was ist nicht alles im Zusammenhange des Venezuela-Konflikts gefabelt worden. Die amerikanische Presse schmetterte uns Tag für Tag unter dem Jubel ihrer englischen Kollegen in Grund und Boden und die schneidigen Herren Castro und Bowen waren die Helden des Tages. Es schien, daß die Allianz der aufgeklärten Köpfe in New-York, London und Caracas zu einer materiellen und moralischen Niederlage Deutschlands führen werde, deren nächstes Resultat das Zurücktreten Englands von der Kooperation gegen Venezuela und deren weitere Folge der Bruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika sein müsse. Und wie sind die Dinge nun in Wirklichkeit verlaufen? England und Deutschland stellten der venezolaniſchen Republik ein Ultimatum, das nicht mehr verlangte, als die sofortige Befriedigung einer pekuniären Forderung, die in Summa nicht 2 Millionen Mark überstieg und über deren volle Berechtigung heute an keiner Stelle ein Zweifel mehr besteht. Als Venezuela dann in Rechnung auf eine von ihm selbst erdachte Ausdehnung der Monroe-Doktrin, wie es meinte, von der Kriegsmacht der Vereinigten Staaten gedeckt, jede Genugtuung verweigerte, kam es zum Kriege, der die völlige Ohnmacht Venezuelas und das trügerische der auf Amerika gerichteten Hoffnungen der Welt mit verblüffender Klarheit vor Augen führte. Die Venezolaniſche Flotte wurde gefangen genommen, die Forts durch deutsche Schüsse zum Schweigen ge-

bracht und Venezuela schließlich genötigt, nicht nur den Bedingungen des Ultimatums ohne jeden weiteren Aufschub gerecht zu werden, sondern auch die Verpflichtung auf sich zu nehmen, die Forderungen aller seiner übrigen Gläubiger dem Schiedsspruch des Haager internationalen Schiedsgerichtshofs zu unterstellen und seine Zollstätten als Garantie für die Ausführung des Spruches unter europäische Verwaltung zu geben. Castro und Bowen hatten durch all ihr Bramarbasieren nur erreicht, daß statt der erst geforderten 2 Millionen mehr als der 10fache Betrag von Venezuela beigetrieben werden wird. Das englische Ministerium aber hat keinen Augenblick an seiner Vertragstreue einen Zweifel aufkommen lassen und der Lärm der gelben Presse ist in nichts verpufft! Die neuerdings im Staatsanzeiger veröffentlichten Vereinbarungen über die Aufgaben des Schiedsgerichts und über die Verpflichtungen Venezuelas lassen keinen Zweifel darüber, daß der Ausgang für uns so günstig ist, als sich irgend erwarten ließ. Unser Verhältnis zu den Vereinigten Staaten aber ist, wie namentlich aus der Abfertigung erhellt, die Präsident Roosevelt dem Admiral Dewey zu teil werden ließ, nicht schlechter, sondern besser geworden, und das zu den Kieler Manövern erwartete amerikanische Geschwader wird davon in nicht allzuferner Zukunft ein Zeugnis ablegen. Denn auch der Lärm, der über Kommen und Nichtkommen der Amerikaner angeschlagen wurde, war — viel Lärm um nichts, eine politische Seifenblase, künstlich aufgeblasen und spurlos zergangen.

Ein Gutes aber haben alle diese geflissentlichen Anfeindungen Deutschlands, die leider durch einen Teil unserer Presse noch weiter aufgebauscht worden sind, doch gehabt. Den Deutschen in den Vereinigten Staaten wird es allmählich klar, daß ihre eigene Stellung und Bedeutung in ihrem neuen Vaterlande in ganz direktem Zusammenhang mit der Aufrechterhaltung der Würde Deutschlands nach außen hin steht und sie beginnen einzusehen, daß es für sie eine Pflicht der Selbstachtung und der Selbsterhaltung ist, jenem systematischen Aufreizen entgegen zu treten, das zum eisernen Bestande der gelben Presse geworden ist, sobald es sich um Deutschland handelt. Kurz wir haben allen Grund, mit dem schließlichen Ausgang dieser venezolanischen Angelegenheit zufrieden zu sein und täten besser, es unseren politischen Gegnern zu überlassen, die wirklichen oder vermeintlichen Mißgriffe, die im Verlauf der ganzen ungemein verwickelten Aktion gemacht worden sind, breit zu treten und zu übertreiben.

An den übrigen politischen Verwickelungen des Monats sind wir nur indirekt, das heißt, nur so weit, als unsere Großmachtsstellung verlangte, beteiligt gewesen. Denn daß uns nicht gleichgültig sein darf, welchen Ausgang die Wirren in Makedonien, die scharfen politischen Interessengegensätze in der Mandschurei, der marokkanische Bürgerkrieg, die Regelung der afrikanischen Beziehungen der kolonisierenden Mächte nehmen, das liegt wohl auf der Hand. Wir sind genötigt, allezeit den Ausgang zu begünstigen, der unseren Interessen meist entspricht und den wirtschaftlichen und politischen Wandlungen Rechnung zu tragen, welche auf unsere wirtschaftliche und politische Stellung zurückwirken.

Auf der Balkanhalbinsel gibt es eine deutsche Interessenpolitik nur in soweit, als es sich um die Aufrechterhaltung friedlichen Verkehrs mit dem nahen Orient handelt. Deutschland unterstützt die Türkei soweit, als sie Voraussetzung einer relativen Ordnung ist, über deren Mängel und Unvollkommenheiten man sich bei uns nicht verblendet, die man aber dem Chaos vorzieht, das als die notwendige Folge eines Aufeinanderplatzens der nationalen Gegensätze der kleinen Balkanvölker oder der gegensätzlichen Interessen der an die orientalische Frage gebundenen großen Mächte entstehen müßte. In dem schwierigen, durch die albanesischen Wirren noch weiter komplizierten makedonischen Problem spielen alle diese Momente mit: die praktische Unmöglichkeit, in der die Pforte sich befindet, Reformen für ihre christlichen Untertanen so durchzuführen, daß sie nicht weitergehende Wünsche wachruft, der Haß der Bulgaren und Serben gegeneinander, den konfessionelle Rivalitäten noch weiter vergiften, die Eifersucht der Griechen, die einen Boden wiedergewinnen möchten, der ihrer besonderen Kultur einmal gehört hat, der Glaube Montenegros an seine große Zukunft, das unbändige Naturell und der wilde Fanatismus der Albaner, die Ruchlosigkeit der Führer des makedonischen Komitees, und endlich die historisch überlieferte Politik, die Österreich-Ungarn, Rußland, Frankreich, Italien und in wesentlich veränderter Färbung auch England auf diesem Boden vertreten. Als Regulator dieser Gegensätze ist der russisch-österreichische Vertrag von 1897 zu verstehen; er hat eine Gleichgewichtslage geschaffen, die immer als der zur Zeit bestmögliche Ausgleich betrachtet werden muß, und die wir daher durch das Ansehen, das wir in Konstantinopel besitzen, mit allen Kräften zu stützen bemüht gewesen sind. Die richtige Erkenntnis der aus dieser Kombination sich für sie ergebenden aussichtslosen Lage hat dann die systematischen Bemühungen des bulgarisch-makedonischen Komitees zur Folge gehabt, die erst zu Aufständen in Makedonien führten, und aus Furcht von der bulgarischen Regierung nicht nur geduldet, sondern, wie kaum zweifelhaft sein kann, auch gefördert wurden. Erst das Eingreifen des Grafen Lamsdorff nötigte zu größerer Vorsicht, und als nun das von allen Mächten unterstützte Reformprogramm Wirklichkeit zu werden schien, haben die Komitees zu den Dynamitattentaten gegriffen, denen ein französisches Schiff und die Stadt Saloniki zum Opfer gefallen ist. Wie durch ein Wunder ist die Stadt der geplanten völligen Zerstörung entgangen. Wie weit die sehr verständlichen Repressalien der Türken über die Grenzen des Notwendigen hinausgegangen sind, wollen wir nicht erörtern, es fehlt noch ganz an wirklich zuverlässigen Daten, aber daß die Türken sich ihrer Haut wehren, wird man ihnen schwerlich verübeln, so sehr man die Opfer bedauern mag, die dieser Notwehr fallen. Man kann sich eben in Konstantinopel nicht darüber täuschen, daß es sich um eine Existenzfrage handelt.

Parallel mit diesen makedonischen Angelegenheiten hat die Frage eines eventuellen Anschlusses der Engländer an unser Bagdadbahnunternehmen zu lebhaften Erörterungen geführt, die im englischen Oberhause eine amtliche Erklärung des Marques of Lansdowne zur Folge hatten, die als ein Teil des Programms

der englischen Orientpolitik betrachtet werden kann. Es läßt sich aber fast mit der gleichen Sicherheit, mit der unsere Zoologen aus einigen Knochenresten das Knochengerüst nicht mehr erhaltener Tiere konstruieren, aus solchen Programmstücken das große Programm der asiatischen Politik Englands herstellen.

England will an dem Bau der Bagdadbahn nicht teilnehmen, weil es fürchtet, daß sie schließlich bis zum persischen Golf, speziell bis Koweit, fortgeführt werden könnte und ist entschlossen, am persischen Golf keiner anderen Macht eine Operationsbasis oder einen befestigten Hafen zu gestatten. Das richtet sich scheinbar gegen uns, ist aber — da wir auf diesem Boden nur wirtschaftliche Interessen vertreten — in Wirklichkeit eine Warnung nach der russischen Seite hin. Auch läßt sich diese Haltung verstehen, sobald man versucht, sich in die Stellung Englands hineinzudenken.

Die ungeheure Vervollkommnung aller Verkehrsmittel hat dahin geführt, daß, wo es darauf ankommt, eine gefährdete Position zu verteidigen, die Außenwerke weiter reichen müssen als bisher notwendig war. England hält mit Recht oder mit Unrecht sein indisches Kaisertum für gefährdet und findet, daß heute bereits das südliche Arabien, der persische Golf, Südpersien, ein Teil von Afghanistan und Beludschistan gleichsam als vorgeschobene Forts für die Verteidigung Indiens zu betrachten sind. Als die Franzosen sich in Maskat festzusetzen versuchten, wurden sie ebenso rücksichtslos hinausgedrängt, wie kurz vorher aus Faschoda, das für das afrikanische England gleichfalls die Bedeutung eines Außenwerks hatte. Das Auffallende in der Erklärung Lansdownes liegt eben darin, daß er die Politik Englands in Hinblick auf eine gegenwärtig noch gar nicht drohende Gefahr für alle Zukunft festlegt. England, so hat er erklärt, werde all seine Machtmittel daran setzen, um andere Mächte aus diesen Gewässern fern zu halten.

In Rußland ist man gegenüber dieser englischen „Monroedoktrin" sehr zurückhaltend gewesen, es ist dort Tradition, die Taten den Worten vorhergehen zu lassen, und zwar so, daß die Worte später den errungenen Erfolg möglichst verkleinern. Man könnte darin die in das Politische übersetzte Praxis der orientalischen Kaufleute erkennen, welche eine erhandelte Ware nicht zu loben pflegen. Daß aber das Ziel Rußlands dahin geht, durch Persien den nächsten Weg zum „warmen Meer" zu gewinnen, ist zweifellos, und es fragt sich nur, ob nicht, wenn einmal dies Ziel erreicht ist, nicht eben dadurch die Gefahr für Indien endgültig beseitigt wäre. Sollte das richtig sein, so wäre es eine Torheit der Engländer, ihnen diesen Weg zu verlegen.

Mit der einige Tage lang akuten mandschurischen Frage liegt es ähnlich. Rußland stand am 8. April vor der Notwendigkeit, mit der Räumung der Mandschurei zu beginnen. Es ließ aber gleichzeitig durch seinen Geschäftsträger Plankon in Peking eine Art Ultimatum vorlegen, das die Bedingungen aufzählte, von deren Anerkennung Rußland seinen Rückzug abhängig machen wollte. Der Text dieses angeblichen Ultimatums, der ungeheures Aufsehen erregte, kam aus

japanischer und englischer Quelle und galt zunächst allgemein als authentisch. Auch in den Vereinigten Staaten regte man sich darüber auf, und es konnte einen Augenblick scheinen, als bereite sich eine englisch-japanisch-amerikanische Aktion vor. Die Nachricht, daß die Russen Niutschwang besetzt hätten, kam als weiteres erhitzendes Moment hinzu. Dann aber kam die Abkühlung. Auf Erklärungen, die der russische Botschafter in Washington, Cassini, abgab, machte zunächst wieder Amerika ein freundliches Gesicht, dann folgte ein kategorisches Dementi des russischen Auswärtigen Amtes, das jenes Ultimatum für apokryph erklärte, endlich die Nachricht, daß nur durchmarschierende russische Truppen Niutschwang passiert hätten und daß die Räumung der Mandschurei sich ganz programmäßig vollziehe. Also wieder viel Lärm um nichts, eine Seifenblase, die zergangen war.

Ganz Seifenblase ist aber doch nicht gewesen. Vielleicht was man einen „ballon d'essai" nennt, den man aufsteigen läßt, um die Luftrichtung in den höheren Schichten festzustellen — der Wind war ungünstig und man machte keinen zweiten Versuch. Tatsache ist, daß an der koreanischen Grenze russisch-japanische Privatinteressen zu unbequemen Verhandlungen geführt haben und daß Rußland gewisse sanitäre Sicherheitsmaßregeln treffen will, um das Einschleppen von Krankheiten von der Küste her zu verhindern, daß es endlich Sicherheiten braucht, um die mit großen Kosten errichtete mandschurische Bahn und ihre chinesische Fortsetzung aufrecht zu erhalten. Auch das ist richtig, daß selbst, wenn einmal die Räumung der Mandschurei erfolgt sein sollte, Rußlands Stellung etwa die bleiben würde, die England in Südafrika vor Ausbruch des Burenkrieges einnahm: „Paramount Power" nannten die Engländer ihren maßgebenden Einfluß, und es ist ja bekannt, wohin die Konsequenzen einer solchen Stellung führen. Aber Rußland wird die Mandschurei ebenso wenig hermetisch dem fremden Handel abschließen können, wie England in Südafrika, vielleicht jedoch im Lauf der Zeit zu ähnlichen Beschränkungen gelangen, wie wir sie heute dort beobachten.

Vorläufig macht etwas anderes den Russen in jenem fernen Osten not: die gelbe Rasse rückt immer weiter nach Norden vor ins Amurgebiet hinein, und zwar nicht nur Chinesen, sondern auch Japaner, namentlich in den Städten. Ebenso dringt der japanische Einfluß immer tiefer nach China hinein, wobei sich nicht verkennen läßt, daß im Kampf der Konkurrenz Japan die Europäer und Amerikaner zu schlagen alle Aussicht hat, weil die Chinesen in ihnen doch etwas Verwandtes finden. Das ist aber erst der Anfang einer Entwicklung, die von der allergrößten Tragweite werden kann — die Revanche Chinas auf dem Wege der friedlichen Eroberung.

Inzwischen hat König Eduard seine Kontinentreise beendigt; es war ein Stück der Tour, welche die vornehmen Engländer gewöhnlich zu nehmen pflegen: Portugal, Malta, Italien und den Rückweg über Frankreich. Nur daß die Reise des Königs natürlich einen hochpolitischen Charakter trug oder doch tragen sollte. In Portugal führte sie zu dem schon im vorigen Monat von uns charakterisierten Abkommen, in Italien und in Frankreich konnten die Ergebnisse natürlich nicht

von gleicher Tragweite sein. Beide Mächte gehören politischen Kombinationen an, welchen England nicht zugehört. Aber mit Italien besteht eine sorgfältig aufrechterhaltene Interessengemeinschaft im Mittelmeer, auf welche England mit Recht großen Wert legt, jede Annäherung Englands an Frankreich aber bedeutet, so sehr dies auch abgestritten werden mag, eine Unannehmlichkeit für Rußland, wie das noch jüngst durch die Haltung des sehr englisch gesinnten Mr. Delcassé in der makedonischen Frage zutage trat. Es gibt aber sowohl in England wie in Frankreich zahlreiche einflußreiche Männer, die auf eine Annäherung beider Reiche hinarbeiten, und auf keiner Seite besteht die geringste Neigung, sich mit den Nachbarn am Kanal ernstlich zu veruneinigen. Daß trotzdem die Rüstungen beider Mächte zur See ihre Spitze gegen einander richten, liegt in der geographischen Nachbarschaft und kann daher schwerlich je anders werden.

Zum Empfang König Eduards war der Präsident Loubet von seiner algerischen Reise zurückgekehrt, an der sich die Anhänger des Ministeriums Combes geärgert haben, weil der Präsident sich in seinen Reden nicht immer ganz ihrer Parteidoktrin anschloß. Es ist für unser Empfinden ganz unverständlich, daß der durch den Kampf mit den Kongregationen hervorgerufene nicht nur antiklerikale sondern antireligiöse Fanatismus so weit gehen kann, daß man es dem Präsidenten zum Vorwurf gemacht hat, daß sein 12jähriger Sohn mit Genehmigung des Vaters das Abendmahl genommen hat! In der Tat die Intoleranz des Unglaubens ist nicht geringer als die der finstersten konfessionellen Beschränktheit. Aber zur Zeit ist diese religionsfeindliche Unduldsamkeit in Frankreich am Ruder und sie nutzt ihre Macht nun rücksichtslos, um mit ihren Gegnern aufzuräumen. Neben den Mitgliedern der Kongregationen erscheinen dem Ministerium jetzt die Bischöfe als Feinde und man fragt sich, wohin dieses Treiben in einem fast ganz katholischen Lande noch führen soll. Jedenfalls nicht zum Frieden; eine Reaktion muß kommen, früher oder später, und alle geschichtliche Erfahrung spricht dafür, daß sie nicht minder rücksichtslos sein wird. Neben diesen, das ganze Land in Atem haltenden kirchlichen Fragen, gehen die Vorbereitungen zur Revision des Dreifußprozesses und zur Aburteilung der Humberts, beides große Sensationen von denen sich nur wünschen läßt, daß der Schmutz der von ihnen ausgeht, rasch beseitigt wird.

Unmittelbar nach König Eduard VII., der in Neapel noch unseren Kronprinzen und den Prinzen Eitel Fritz vorfand, die soeben frisch und gesund von ihrer Orientreise heimkehrten, hat Kaiser Wilhelm die Roma aeterna besucht und sowohl im Quirinal wie im Vatikan den allerbesten Empfang gefunden. Er ist auch in Montekassino gewesen, wo ein deutscher kunstverständiger Mönch sein Führer war. Das Schönste aber war wohl die Herzlichkeit mit der das italienische Volk unseren Kaiser begrüßte, so spontan und so anhaltend war der Jubel, daß selbst die mißgünstigen Berichte fremder Zeitungskorrespondenten es nicht übersehen konnten. Dann folgte die Reise des Kaisers ins Elsaß und nach Metz. Wer dieses rastlose Bemühen unseres Kaisers, die nationalen und die konfessionellen Gegensätze durch sein persönliches Tun auszugleichen verfolgt, wird hoffen dürfen,

daß allmählich auch in dem katholischen Teile unserer Landsleute die Vorstellung durchdringt, daß es sehr wohl möglich ist, in Eintracht und Frieden mit uns der gemeinsamen Aufgabe nachzugehen, deren Ziel es ist, das Reich stärker, einiger, und durch Ausbau unseres noch halb ungenutzt liegenden Kolonialbesitzes auch größer zu machen.

In Rußland hat es eine vom antisemitischen Pöbel organisierte Judenhetze in Kischenew gegeben, bei der es zu zahlreichen Morden und zu einer allgemeinen Plünderung jüdischer Läden und Häuser gekommen ist. Die Folge ist eine halb erzwungene Massenauswanderung der Juden, die zum Teil nach Amerika und England gerichtet ist, aber ihren Niederschlag auch bei uns zurücklassen wird, was selbst unseren Juden gewiß nicht erwünscht ist. Parallel damit geht die Auswanderung der Tataren aus der Krim in die Türkei, und der deutschen Kolonisten aus Wolhynien, Neu Rußland und den Wolgagebieten nach Amerika und Deutschland. Wir würden es gern sehen, wenn gerade diese Elemente, die zum Teil in unsere Ostprovinzen einrücken, nach Südwestafrika gelenkt werden.

Auch aus Finnland findet infolge der Gewalttätigkeiten des Generalgouverneurs Bobrikow, der die Entrechtung und Russifizierung des Landes mit unerbittlicher Härte und erstaunlicher Willkür durchführt, eine Auswanderung statt, zu der noch die Ausweisung finnländischer Patrioten durch die russische Regierung kommt. Man fragt wohl wohin die Unduldsamkeit dieser Politik führen soll! Gewiß nicht zum Nutzen Rußlands, das sich in Finnland eine seiner besten und zuverlässigsten Provinzen ohne jede Not entfremdet, und eine böse Saat der Erbitterung nach allen Richtungen hin ausstreut. Aber das heißt dort „nationale Politik“ und vor diesem Schlagwort verstummt jede Kritik.

Aus neuerschienenen Büchern.

Endlich ist die Kunst nicht bloß „Genuß“, sondern auch noch ein „Zugang zu Persönlichkeiten“, so daß keiner, der als Mensch, sich bildend, etwas werden will (und das wollen zuletzt doch alle), um sie herumkommt, mag auch nur der ästhetisch Begabte den vollen Zugang zu den großen künstlerischen Persönlichkeiten gewinnen. Manchmal ist ja auch, obwohl sich im allgemeinen Künstler und Mensch, Persönlichkeit entsprechen, die Persönlichkeit mehr als der Künstler, oder es sticht in ihr etwas hervor, was unmittelbare geistige oder ethische Wirkung übt. Gellert, Schiller und Freytag beispielsweise sind ästhetisch ja ganz verschiedene Welten, aber, wenn sich das große Publikum davon vielleicht auch keine Rechenschaft geben konnte, bei allen dreien sagte ihm doch sein gesunder Instinkt, daß es hier leichter etwas für seine geistige und moralische Entwicklung profitieren könne als bei rein ästhetischen Naturen. Die Kunst soll nicht auf ein Erziehungsmittel zugeschnitten werden, aber sie ist doch ein sehr wichtiges.

Aus: Kritiker und Kritikaster. *Pro domo et pro arte.* Von Adolf Bartels. Eduard Avenarius. Leipzig 1903. Preis M. 1.—

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. Mai 1903.

Am 21. April trat noch einmal — zum letztenmal — der Reichstag zusammen, um die wenigen Vorlagen, die noch in dieser Legislaturperiode verabschiedet werden sollten, zu erledigen. Im Mittelpunkt dieser Beratungen stand die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz.

Als das Deutsche Reich an den Ausbau der großen sozialen Fürsorgegesetzgebung ging, befand es sich einer Aufgabe gegenüber, für deren Bewältigung in so großem Rahmen es zunächst noch an jeder Erfahrung fehlte. So konnte es nicht ausbleiben, daß schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Reformbedürftigkeit der drei großen Versicherungsgesetze — Alters- und Invaliditätsversicherung, Unfallversicherung, Krankenversicherung — allgemein anerkannt wurde. Aber die gewonnenen Erfahrungen reichten doch noch nicht aus, um, wie es von vielen Seiten gewünscht und angestrebt wurde, das ganze Werk zusammenfassend auf eine neue Grundlage zu stellen. Vorzugsweise mußte die Regierung vor der Hand bestrebt sein, das durch die bereits bestehende Gesetzgebung Gebotene in keiner Weise zu gefährden, sondern es auszugestalten und leistungsfähiger zu machen. So ging man denn zunächst an eine vorsichtige Reform der einzelnen Gesetze. Der Krankenversicherung stand diese Reform noch bevor; gerade hier gingen die Wünsche nach Abänderung am weitesten, und gerade hier waren auch die größten praktischen Schwierigkeiten zu überwinden. Es gab aber einzelne Punkte in dem Gesetz, über deren Abänderung sich bereits feststehende Ansichten gebildet hatten, und so gelangte die Regierung zu dem Entschluß, die Reform des Krankenversicherungsgesetzes schrittweise in Angriff zu nehmen und zunächst einmal die Verbesserungen ins Auge zu fassen, für deren Durchführung die Mehrheit des Reichstages, wie man annehmen konnte, schon gewonnen war.

Unter diesen Verbesserungen stand an erster Stelle die Ausfüllung der Lücke zwischen dem Aufhören der Krankenversorgungsberechtigung und dem Beginn der Invalidenversorgung. Nach der Neugestaltung der Invalidenversicherung betrug diese Zwischenzeit nur noch 13 Wochen, und der Reichstag war sich bereits früher im Prinzip darüber einig geworden, daß die Lücke durch eine Ausdehnung der Krankenunterstützung auf 26 Wochen auszufüllen sei. Der zweite Hauptpunkt

war eine allgemeine Ausdehnung der Wöchnerinnenunterstützung, die bisher nur bedingungsweise über den Zeitraum von vier Wochen hinaus gewährt wurde, auf sechs Wochen. In bezug auf diese beiden Punkte hatten sorgfältige Prüfungen und Berechnungen ergeben, daß die in Aussicht genommene Mehrleistung der Krankenkassen ohne Belastung der Versicherungspflichtigen möglich sei. Endlich war man entschlossen, die Beschränkungen fallen zu lassen, denen die Gewährung von Krankengeldern an Geschlechtskranke bisher unterworfen war, da es sich gezeigt hatte, daß die erwähnten Beschränkungen den dabei gedachten Zweck vollständig verfehlt hatten und im Gegenteil einer wirksamen und hygienisch notwendigen Bekämpfung solcher Krankheiten hinderlich waren.

Wenn in bezug auf diese Hauptpunkte und einige damit in Zusammenhang stehende Bestimmungen von untergeordneter Bedeutung die Ansichten genügend geklärt waren, so gab es in der Krankenversicherung andere Fragen, über die noch ein heftiger Meinungsstreit hin- und herwogte. Wir brauchen hier nur zwei solcher Fragen hervorzuheben, einmal die Frage der Ausdehnung der Versicherungspflicht auf weitere Kategorien von Arbeitern, und sodann das Verhältnis der Krankenkassen zu den Ärzten und Apothekern, eine Frage, die neuerdings zu den schärfsten Gegensätzen geführt hat und an der sich die Leidenschaften hier und da in der Erscheinung der „Ärzteſtreiks“ bis zur Siedehitze gesteigert haben.

Bei dieser Sachlage faßte die Regierung den Entschluß, zunächst die vorher erwähnten, scheinbar leicht durchzuführenden Verbesserungen vorzuschlagen, die gefährlichen Streitpunkte aber einstweilen noch ruhen zu lassen, — gewiß ein Verfahren, das auf der einfachsten und vernünftigsten Erwägung, die nur denkbar war, beruhte. Der Reichstag schien auch anfangs mit vollem Verständnis auf diesen Plan einzugehen; er erklärte sich bei der ersten Beratung, die, wie früher erwähnt, schon im Februar erfolgte, mit überwältigender Mehrheit bereit, für das Zustandekommen der Vorlage zu sorgen, wollte aber doch die Einzelheiten einer Kommissionsberatung unterziehen. Schon in der Kommission zeigte sich die Neigung, die strittigen Fragen, die die Regierung ausgeschieden und ferngehalten wissen wollte, dennoch in den Bereich der Beratungen zu ziehen. Es geschah das mit der für unsere politischen Verhältnisse sehr charakteristischen Begründung, man müsse sich dessen versichern, daß die Regierung in den jetzt vorgesehenen Verbesserungen nicht etwa eine abgeschlossene Reform der Krankenversicherung sehe und daraufhin die notwendige organische Reform der ganzen Versicherung ad calendas graecas vertage. Die Regierung gab nach dieser Richtung hin die bündigsten Zusicherungen, und so glückte es denn, die Kommissionsberatungen auf der in den Hauptpunkten unveränderten, nur in wenigen Punkten mit Zusätzen versehenen Grundlage der Regierungsvorlage durchzuführen. Aber die Gegensätze, die dabei zutage getreten waren, wirkten nach. Die Sozialdemokratie hatte daraus den Eindruck gewonnen, daß die Verhandlung der erwähnten Streitpunkte im Plenum ausgezeichnetes Agitationsmaterial für die Wahlen ergeben mußte. Gerade weil alle andern Parteien sich darüber einig waren, diese

Punkte vorerst ganz auszuscheiden, um die sofortige Annahme der dringendsten und allgemein gebilligten Verbesserungen vollkommen sicher zu stellen, — gerade deshalb glaubte die Sozialdemokratie ungestraft durch Hineinziehung eben jener Streitfragen und durch ihre breite Verhandlung auf billige Weise im Lichte der Volksfreundlichkeit erstrahlen zu können.

So gewannen die letzten Verhandlungstage des Reichstags noch einen recht unerfreulichen Charakter. Die Sozialdemokraten stellten Anträge über Anträge. Die Forderung der Ausdehnung der Versicherungspflicht auf die ländlichen Arbeiter diente ihnen als Mittel, die Konservativen anzugreifen; mit der Erörterung des Verhältnisses der Krankenkassen zu den Ärzten und Apothekern und mit der Debatte über die Befugnisse der Aufsichtsbehörden gegenüber den Krankenkassen förderten sie ein eigenes Parteiinteresse. Die Selbstherrlichkeit der vielfach sozialdemokratisch zusammengesetzten Kassenvorstände und die Unterwerfung des Ärztestandes unter deren Willen sollte nach Möglichkeit verfochten werden. „Die einseitige Hebung eines Berufsstandes aus Mitteln der Arbeiter", das war die Formel, mit der die Sozialdemokratie den Standpunkt ihrer Gegner in der wichtigen Ärztfrage unter den Gesichtspunkt des Klassenintereses brachte und im Namen der Parteitheorie bekämpfte. Wiederum fühlten sich die Sozialdemokraten in den parlamentarischen Debatten so sehr als Herren der Situation, daß sie wagen konnten, in einer kecken Herausforderung dem Lande die ganze Ohnmacht der in der Reichstagsmehrheit vertretenen bürgerlichen Parteien vor Augen zu führen. Bei der Abstimmung über einen der von den Sozialdemokraten heftig bekämpften Paragraphen bezweifelte der Abg. Singer die Beschlußfähigkeit des Hauses und sprengte dadurch die Sitzung. Da gar keine Aussicht bestand, das, wie gewöhnlich, beschlußunfähige Haus noch in diesen letzten Sitzungstagen so weit zu füllen, daß man den Sozialdemokraten die Spitze bieten konnte, so blieb den Mehrheitsparteien, wenn sie die Krankenkassennovelle überhaupt noch verabschieden wollten, nichts anderes übrig, als vor den Sozialdemokraten die Waffen zu strecken. Die Bedingungen, die Herr Singer diktierte, waren noch gnädig genug, da es ja auch ihm und den Seinen sehr unangenehm gewesen wäre, wenn die Vorlage gescheitert wäre. Er begnügte sich mit dem Zugeständnis einer Andernug, die nicht gerade bedeutend, immerhin aber doch von der Mehrheit bis dahin entschieden abgelehnt worden; dafür versprach er, der Vorlage weiter keine Hindernisse in den Weg zu legen. Auf Grund dieser Kapitulation wurde die Vorlage Gesetz, und der Reichstag konnte am 30. April in den üblichen Formen geschlossen werden.

Das war das ruhmlose Ende des Reichstages von 1898, der während der Legislaturperiode viel Rühmliches und Nützliches vollbracht und doch das Ansehen des deutschen Parlaments und die Freude an unsern Reichsinstitutionen herabgedrückt und geschädigt hat, wie keiner seiner Vorgänger. War es nötig, daß er noch zum Schluß durch das Joch der Sozialdemokratie ging? Man kann natürlich sagen: die Mehrheitsparteien — das Zentrum hatte die Führung übernommen,

Konservative und Nationalliberale folgten nur widerwillig und gezwungen, — haben den sachlichen Erfolg in einer Aufgabe, deren Lösung sie als ihre Pflicht erkannt hatten, über taktische Rücksichten gestellt, und so sollte es immer sein. Gewiß! Gegen die allgemeine Richtigkeit dieses Standpunktes können wir am allerwenigsten etwas einzuwenden haben, die wir das Überwiegen der taktischen Rücksichten über die sachlichen stets lebhaft beklagt haben. Aber der Satz: „Keine Regel ohne Ausnahme!“ gilt in der Politik noch mehr als anderswo. Es können doch besondere Umstände eintreten, wo das Taktische eine sachliche Bedeutung erhält, die das Urteil über das Notwendige recht wesentlich verschieben muß.

In dem besondern Falle, von dem hier gesprochen wird, muß man zunächst feststellen, daß das Scheitern der Krankenkassennovelle zwar ärgerlich und bedauerlich gewesen wäre, aber immerhin zu ertragen in Anbetracht des Umstandes, daß es sich ja in keiner Weise um eine Ablehnung handelte, daß die in der Novelle enthaltenen Verbesserungen von allen Parteien anerkannt sind, daher auch bei einer ganz veränderten Zusammensetzung des neuen Reichstags der Annahme sicher sind, und daß eine weitere Reform der Krankenversicherung ohnehin bevorsteht. Verloren wäre also nichts gewesen; es hätte nur einen unliebsamen Aufschub gegeben. Ferner drängt sich in den letzten Sitzungen vor den allgemeinen Neuwahlen in der Regel die Wahltaktik so stark hervor, daß die Parteien, die gar nicht damit zu rechnen verstehen, in der letzten Wirkung nicht nur sich selber, sondern auch die Sache des Gemeinwohls schädigen. Es handelt sich nicht darum, das von der Sozialdemokratie gegebene schlechte Beispiel nachzuahmen und in der Debatte Wahlreden zum Fenster hinaus zu halten. Aber in Augenblicken, wo der Parteikampf neben der gesetzgeberischen Arbeit in der Tat eine selbständige politische Bedeutung erlangt, — und das ist kurz vor allgemeinen Wahlen sicherlich der Fall — wird man die Gelegenheiten wahrnehmen dürfen und müssen, bei denen sich der Gegner in der eigenen Schlinge fängt. Wenn es im allgemeinen als Regel gelten kann, daß das öffentliche Wohl den Ausgleich der Parteianschauungen zum Zweck des Fortschreitens der Gesetzgebung fordert, so liegt es doch in der Einrichtung der periodischen Wahlen begründet, daß die Parteien in dieser Zeit ihre Kräfte wirklich messen und sich sowohl im Meinungskampf selbst als auch in der Handhabung der parlamentarischen Formen zur Geltung bringen. Dazu gehört auch die Erfassung des Augenblicks, wo im Lauf eines offensichtlich zu Parteizwecken geführten Kampfs der Gegner sich ins Unrecht setzt. Als die Sozialdemokraten mit so frivoler Keckheit das Zustandekommen einer Vorlage, die dem Arbeiterstande wohltätige Verbesserungen bringen sollte, gefährdeten, weil sie die Schwäche und das schlechte Gewissen der an der Beschlußunfähigkeit des Hauses schuldigen Mehrheit vor dem Lande an den Pranger stellen wollten, da mußte diese Hintanstellung der Sache zu einem parteitaktischen Zweck sofort mit einem entsprechenden Gegenschlage beantwortet werden. Der Vorwurf, in diesem Augenblick beschlußunfähig gewesen zu sein, blieb ja doch an dieser Mehrheit haften, mochte sie auch durch das von

der Sozialdemokratie aufgestellte kaudinische Joch gehen; sie hatte es aber in der Hand, wenigstens das ganze Odium für die Folgen des Streichs mit voller Wucht auf die Sozialdemokratie fallen zu lassen. Aber zu solchem Entschluß fand die Mehrheit nicht die Kraft und den Mut; das Zentrum glaubte die Niederlage durch die Sozialdemokratie in den Kauf nehmen zu können und sich den Ruhm der Verabschiedung der Novelle unter allen Umständen sichern zu müssen. Es machte daher seinen Frieden mit den Sozialdemokraten und zwang dadurch die andern Parteien zur Nachfolge.

Noch einen Vorgang müssen wir aus den letzten Sitzungen des Reichstags erwähnen. Die Konservativen interpellierten die Regierung, wie es mit der Frage der Kündigung der Handelsverträge stände. Die Beantwortung der Interpellation wurde, wie zu erwarten war, verweigert, aber die Besprechung ergab wieder die Gelegenheit, „zum Fenster hinaus" zu reden und im Lande den Eindruck zu erwecken, als ob die Regierung die der Landwirtschaft gegebenen Zusagen nicht erfüllen werde. Und nicht genug damit, auch im preußischen Herrenhause wurde noch kurz vor Toresschluß durch Freiherrn von Manteuffel und Graf Mirbach ein Antrag eingebracht, der die preußische Regierung ersuchte, im Bundesrat auf schleunige Kündigung der Handelsverträge hinzuwirken. Die Regierung konnte einen solchen Antrag nur als Demonstration auffassen; ihre Mitglieder verließen bei Beginn der Beratung den Saal. Zwar versicherten die konservativen Redner, daß sie der Regierung keine Schwierigkeiten bei den Verhandlungen über die künftigen Handelsverträge in den Weg legen wollten, daß sie im Gegenteil durch ihre parlamentarische Kundgebung der Regierung gewissermaßen den Rücken zu decken glaubten. Indessen erfahrene Politiker, wie es die an diesem Vorgehen Beteiligten doch waren, konnten sich schwerlich darüber täuschen, daß jede Antwort, die etwa die Regierung geben würde, das Zustandekommen günstiger Handelsverträge nur erschweren konnte. Und je mehr die Regierung mit solchen Erschwerungen zu rechnen hat, desto weniger wird sie geneigt sein, die sichere Grundlage der bestehenden Handelsverträge ihrerseits vorzeitig preiszugeben. Die konservative Aktion konnte daher in keinem Falle den von ihr angegebenen Zweck erreichen. Das wußten die Interpellanten und Antragsteller ohne Zweifel selbst, und so kann ihr Vorgehen nur dahin gedeutet werden, daß man vor den Wahlen noch einmal einen besonderen Eindruck auf die agrarischen Wähler erzielen wollte. Während jede wirkliche Unterstützung der landwirtschaftlichen Interessen durchaus im konservativen Programm liegt, handelte es sich hier um ein gegen die Regierung gerichtetes Scheinmanöver in agrarischem Sinne, das man leider nur als ein Symptom nehmen kann, wie die konservativen Prinzipien immer mehr den Rücksichten auf die nackte Interessenpolitik der reinen Agrarier geopfert werden.

Im Wahlkampf, der jetzt überall eingesetzt hat, wird das vielleicht noch schärfer zum Ausdruck kommen. Augenblicklich kennzeichnet sich der Aufmarsch der Parteien zum Wahlkampf noch als ein vollständiges Chaos. Eine bestimmte

Gruppierung der großen Parteien neben- und gegeneinander ist nirgends zu erkennen. Es ist das freilich von je her eine Eigentümlichkeit unserer politischen Zustände gewesen, die ihre Begründung in dem deutschen Individualismus findet. Wir sind leider nicht in der glücklichen Lage, die rein politischen Gegensätze so klar aus allen sonstigen Anschauungen und Interessen aussondern zu können, daß der Wähler sich einem deutlich erkennbaren Für oder Wider gegenüber befände. Bei der führenden und autoritativen Stellung, deren sich bei uns nach Verfassung und Herkommen die Regierung erfreut, läge es nahe, daß sie durch ihre Stellungnahme und ihren Einfluß wenigstens das Eine bewirkt, daß die Parteien mit Hülfe eines Programms oder einer Parole in einer festen Gruppierung unterstützt werden. Die gegenwärtig maßgebenden Persönlichkeiten der Regierung scheinen das jedoch nicht für richtig zu halten, und so muß jede Partei für sich selbst sorgen, je nach den örtlichen Verhältnissen und Aussichten sich mit dieser oder jener andern Partei verbünden, so gut oder so schlecht es geht, und mit Ergebenheit in den Willen des Himmels abwarten, was für das Ganze dabei herausspringt.

Es sind auch jetzt wieder Versuche gemacht worden, Kartelle nach einem bestimmten Prinzip zwischen den Parteien herzustellen und so die Gruppierung der Wählerschaft in zwei große Lager zu ermöglichen. Das ist nur möglich unter der Vorstellung einer großen gemeinsamen Gefahr, die es abzuwehren gilt. Eine solche gewissermaßen unter einer Negation vollzogene Einigung — denn der Einigungspunkt liegt einzig und allein in der Feststellung, was man unter allen Umständen *nicht* will, — hat zur Voraussetzung, daß in der Mehrheit der Wählerschaft wenigstens eine gewisse Übereinstimmung in der Auffassung besteht, welches die Hauptgefahr ist, die man abwehren will. Nun haben wir aber an Sammlungsparolen der bezeichneten Art nicht weniger als *drei* gehabt. Die einen wollen alles ohne Unterschied der Parteistellung vereinigen gegen die Sozialdemokratie, die andern gegen den Ultramontanismus, die dritten weisen auf die Agrarier als den Hauptfeind und als Störenfriede einer gesunden Entwicklung. Es wäre für Mathematiker eine hübsche Schulaufgabe aus dem Gebiet der Kombinationsrechnung, die Möglichkeiten herauszurechnen, die sich allein aus dieser dreifachen Auffassung über den Hauptfeind ergeben. Der immer noch einfachste Fall, daß eine genügend starke Gruppe sich findet, die bereit ist, gegen alle drei Fronten zu schlagen, würde die praktische Wirkung haben, daß diese Wähler unter allen Umständen drei verschiedenen Kartellorganisationen angehören mußten, um ihre Überzeugung zum Ausdruck zu bringen. Da fragt man sich doch: tut es nicht ein einfaches Parteiprogramm ebenso gut?

Es ist übrigens nicht nur die verschiedene Schätzung der drohenden Gefahren, die die Sammlung der Parteien erschwert, sondern vor allem das gegenseitige Mißtrauen, daß eine der zusammengehenden Parteien mit dem Gegner zugleich eine berechtigte Bestrebung zu treffen beabsichtigen könnte. So weiß man, daß die Parole: „Gegen die Sozialdemokratie“ verschiedenen konservativen

und nationalliberalen Kreisen nur als Stichwort dient, um alle sozialen Reformbestrebungen zu bekämpfen. Der Parole: „Gegen den Ultramontanismus" entziehen sich die Konservativen, weil sie in den Ultramontanen Vertreter des „Glaubens", in dem Liberalismus aber — auch dem gemäßigten und nationalen — die Verkörperung des „Unglaubens" sehen. Und so meinen sie dem Unglauben Vorschub zu leisten, wenn sie sich mit dem Liberalismus grundsätzlich gegen den Ultramontanismus verbünden. Noch weniger aber werden die nationalen Kreise, die nicht etwa Veranlassung haben, die Sonderinteressen von Industrie und Handel zu vertreten, geneigt sein, der Parole: „Gegen die Agrarier" ohne weiteres zu folgen, weil sie trotz aller Mißbilligung der extremen Agrardemagogie doch sehr starke Bedenken tragen würden, jenen anderen Sonderinteressen Vorspanndienste zu leisten, wenn dadurch nicht nur die Auswüchse des Agrariertums, sondern auch die berechtigten Interessen der Landwirtschaft eingeengt werden sollen.

Was die Regierung betrifft, so wäre zwar eine gewisse Initiative durch Betonung positiver Aufgaben diesem Wahlchaos gegenüber erwünscht. Aber daß sie den soeben geschilderten Sammlungsversuchen vorsichtig fern bleibt, wird man mindestens begreiflich finden. Am nächsten läge ihr vielleicht noch die Parole „Gegen die Sozialdemokratie". Das würde namentlich geeignet sein, eine Anzahl politisch indifferenter, aber grundsätzlich regierungsfreundlicher und staatstreuer Wähler den Kandidaten der konservativen Partei zuzuführen. Aber bei dem Übergewicht der Agrarier innerhalb der konservativen Partei hat die Regierung kein Interesse daran, einer Anzahl von Gegnern der Handelsvertragspolitik den Rücken zu stärken. Gegen die Ultramontanen kann sich die Regierung nicht erklären, weil der Erfolg einer solchen Parole nicht genügen würde, um das Zentrum als politischen Machtfaktor so auszuschalten, daß die Regierung eine entsprechende Politik treiben könnte, ohne den Kulturkampf zu proklamieren. Daß eine grundsätzliche Stellungnahme der Regierung gegen die Agrarier ausgeschlossen ist, versteht sich für einen einsichtigen Politiker von selbst; sie muß in wirtschaftlichen Fragen absolute Neutralität wahren und kann Übergriffe einer wirtschaftlichen Richtung wohl von Fall zu Fall bekämpfen und in die Schranken zurückweisen, aber sie darf grundsätzlich weder für noch gegen Partei nehmen.

So stehen wir also einer verworrenen, schwer zu übersehenden Lage gegenüber. Aber die eine Nutzanwendung mag zum Schluß wenigstens gezogen werden: je schwieriger die Verhältnisse sind, desto mehr wachsen die Ansprüche an die politische Pflichttreue des einzelnen Wählers. Dementsprechend wird hoffentlich vor allem von den gebildeten, nationalen Wählern gehandelt werden.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

Wie kann Deutschland zu neuen günstigen Handelsverträgen kommen? — England und die Bagdadbahn. — Der neueste Verstoß des kommenden größerbritischen Zollverbandes.

Weit auseinander gehen in Deutschland die Meinungen über den neuen Zolltarif. Gleichwohl sind so ziemlich alle Parteien darüber einig, daß der Abschluß neuer Handelsverträge dringend notwendig und ernstlich anzustreben ist. Auf die Dauer läßt sich ein Provisorium, das jeden Tag gekündigt werden kann, nicht aufrecht erhalten. Der Handel hat eine gewisse Stetigkeit für die Bedingungen des internationalen Güterverkehrs zu beanspruchen, um auch Geschäfte von langer Hand abwickeln zu können.

In der Tagespresse ist die Notwendigkeit neuer Handelsverträge oft genug hervorgehoben worden und auch die Wahlaufrufe der verschiedenen Parteien weisen darauf hin. Indessen fand sich nirgends auch nur die kleinste Andeutung über die Taktik, die bei den Verhandlungen am zweckmäßigsten zu befolgen ist, und keinerlei Angabe darüber, wie man es anzufangen hat, um Handelsverträge auf Grund des neuen Tarifs zu stande zu bringen. Offenbar zögert die Reichsregierung mit der Kündigung der alten Verträge, weil sie nicht in eine Zwangslage geraten mag; sie will und muß im voraus wissen, auf welchem Wege sie das allerseits gewünschte Ziel erreichen kann. Wenn ich versuche, einen solchen Weg anzugeben, so tue ich es lediglich als unabhängiger und unmaßgeblicher Beobachter, der mit den leitenden Kreisen außer jeder Fühlung steht.

Im Laufe des letzten Jahrzehnts hat sich die handelspolitische Weltlage empfindlich verschoben. Noch vor 12 Jahren konnte man in Deutschland der Meinung sein, daß es nötig ist, zuerst mit den Nachbarstaaten, mit Österreich-Ungarn, der Schweiz, Italien, Belgien usw., zu verhandeln und abzuschließen. Heute haben diese Staaten infolge der jüngsten weltwirtschaftlichen Entwicklung für Deutschland nicht mehr die frühere Bedeutung und ungleich größer sind die Interessen Deutschlands im Verkehr mit dem britischen Weltreich, mit der nordamerikanischen Union und mit Rußland. Fast die Hälfte des gesamten deutschen Auslandshandels entfällt auf den Verkehr mit diesen drei Reichen. Im Jahre

1901 belief sich der deutsche Außenhandel in Ein- und Ausfuhr auf 10,2 Milliarden Mk. und zwar mit dem britischen Reich auf 2,1, mit der nordamerikanischen Union auf 1,4 und mit Rußland auf 1 Milliarde Mk. Dazu kommt noch ein sehr erheblicher Teil des deutschen Güteraustausches mit Holland und Belgien in Höhe von 1 Milliarde Mk., soweit er überseeischer Herkunft ist.

Bei Neuregelung seiner Handelsvertragsverhältnisse wird also Deutschland zunächst die Beziehungen mit den drei Weltreichen in Betracht zu ziehen haben. Am stärksten ist nun zwar der deutsche Güteraustausch mit Großbritannien und den Kolonien. Auch tritt das Handelsvertragsprovisorium zwischen Deutschland und Großbritannien am 1. April 1904 außer Kraft, wenn es nicht bis dahin aufs neue verlängert wird. Indessen empfiehlt es sich nicht, aufs neue mit Großbritannien in Verhandlungen zu treten, da die englische Regiernng offenbar nicht geneigt ist, einen neuen Handelsvertrag abzuschließen. Zunächst will sie einen größerbritischen Zollverband schaffen, um dann besser-gerüstet dazustehen. Auch Handelsvertragsverhandlungen mit der nordamerikanischen Union sind wenig aussichtsvoll. Sollten deutscherseits solche Verhandlungen eingeleitet werden, so wird man in Washington vor allem fragen, was Deutschland zu bieten hat. Darauf kann deutscherseits keine befriedigende Anwort gegeben werden. Denn Deutschland hat Nichts zu bieten, es will vielmehr nicht unerheblich höhere Zölle in Kraft setzen, als sie bisher bestanden nicht nur für Industrieerzeugnisse, sondern auch für Getreide und Lebensmittel, und davon wird die nordamerikanische Union empfindlich betroffen. Überdies besteht von vornherein in Washington keine Neigung und kein Bedürfnis, Handelsverträge mit europäischen Staaten abzuschließen und darin Zollnachlässe zu gewähren. Gegenüber dem deutschen Reich, das mit Zollerhöhungen kommt, würden sich die leitenden Kreise in Washington vollends ablehnend verhalten.

Anders ist die Lage gegenüber Rußland. An dieser Stelle (III 446) ist bereits dargelegt worden, wie vorteilhaft für beide Teile der Abschluß eines neuen deutsch-russischen Handelsvertrags sein würde. Allem Anscheine nach ist auch die russische Regierung geneigt, auf Grund der deutschen Getreidemindestzölle ein neues Vertragsverhältnis mit Deutschland einzugehen. Findet man sich in Deutschland außerdem noch bereit, dem russischen Reich in seinen gegenwärtigen Finanznöten durch Gestattung einer neuen größeren Anleihe zu Hülfe zu kommen, so wird sich zwischen Berlin und Petersburg eine beiderseits befriedigende Verständigung über einen nenen Handelsvertrag erzielen lassen. Dieser neue deutsch-russische Handelsvertrag würde dann zur Grundlage der deutschen Handelspolitik gegenüber den anderen Staaten zu machen sein.

Wie erinnerlich bildete diese Grundlage vor 12 Jahren der deutsche Vertragstarif, wie ihn Graf Caprivi in den Verhandlungen mit Österreich-Ungarn, Italien und Belgien festgelegt hatte. Doch werden die Konsequenzen der neuen Lage ganz anders und weit befriedigender und vorteilhafter für Deutschland sein, als sie es damals gewesen sind. Denn nach Abschluß eines

neuen Handelsvertrages mit Rußland auf Grund seines neuen Tarifs tritt Deutschland nicht mit Zollermäßigungen hervor, sondern mit Zollerhöhungen und mit Hülfe der überlieferten Meistbegünstigung, die damals für Deutschland eine sehr lästige Sache war, erlangt es eine überaus wertvolle Handhabe für den Abschluß von Verträgen mit den anderen Staaten. Deutschland wird nicht wie damals genötigt, Zollermäßigungen infolge der Meistbegünstigung halb oder ganz verschenken zu müssen, sondern in die angenehme Lage versetzt, Zollerhöhungen mit Hülfe der Meistbegünstigung vorteilhaft verwerten zu können. Die allgemeine Meistbegünstigung, an deren Beseitigung ein einzelner Staat nicht denken kann, wird unter den angedeuteten Voraussetzungen von Deutschland ausgenützt werden und nicht, wie ehedem, von anderen Staaten. Deutschland zeigt sich bereit, auf Grund seines im Vertrage mit Rußland vereinbarten neuen Tarifs Handelsverträge vor allem mit den Nachbarstaaten abzuschließen und zwar unter Gewährung der Meistbegünstigung gegen angemessene Gegenzugeständnisse. Wollen die Nachbarstaaten noch besondere Zollermäßigungen von Deutschland, so sind sie gegen weitere besondere Gegenzugeständnisse zu bewilligen, soweit sie innerhalb der Konsequenzen der Meistbegünstigung zulässig erscheinen. Die Stellung der Reichsregierung ist so stark, daß sie nicht erschüttert werden kann, selbst wenn der eine oder andere Staat zögern sollte, mit Deutschland auf der neuen Grundlage zu verhandeln. Ist der Abschluß des neuen deutsch-russischen Handelsvertrages erfolgt, so können deutscherseits die alten Verträge ohne Wagnis gekündigt werden.

Auch die Neuregelung des Vertragsverhältnisses mit der nordamerikanischen Union macht dann keine Schwierigkeiten mehr. Aus politischen wie aus wirtschaftlichen Gründen muß Deutschland eine differentiell ungünstige Behandlung der Union vermeiden, da sonst ein Zollkrieg mit Sicherheit ausbrechen würde. Zwar verliert der nordamerikanische Absatzmarkt Jahr für Jahr an Wert. Allein ein Zollkrieg würde nicht nur die deutsche Ausfuhr, sondern auch die großen deutschen Schiffahrtsinteressen im Verkehr mit der Union schädigen und nicht zuletzt die politischen Beziehungen sehr empfindlich verschlechtern, er würde den Engländern unberechenbaren Nutzen bringen und ihre Politik unbedingtester Freundschaft mit der Union, ihr Streben, diese Freundschaft sozusagen für sich zu monopolisieren, auf das wirksamste fördern. Dazu darf die deutsche Reichspolitik unter keinen Umständen die Hand bieten. Befolgt die Reichsregierung die angedeutete handelspolitische Taktik, so ist sie in der Lage, auch gegenüber der Union die wirtschaftlichen Interessen des Reiches ausreichend wahrzunehmen und dabei in den freundlichsten Beziehungen mit Washington zu bleiben. Bei der Kündigung des gegenwärtigen Abkommens mit der Union, das beiden Teilen die Meistbegünstigung für die bestehenden Zölle — nicht auch für künftige Ermäßigungen — sichert, würde die Reichsregierung lediglich die Mitteilung zu machen haben, daß sie mit Rücksicht auf den hochentwickelten Güteraustausch zwischen Deutschland und der Union und in dem Wunsche nach ungestörter

Fortdauer friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Reichen den Beschluß gefaßt hat, gegenüber der Union den neuen deutschen Vertragsbrief, wie er in den Verhandlungen mit Rußland vereinbart wurde, ohne Gegenzugeständnisse und ohne weiteres zu gegebener Zeit in Kraft zu setzen. Man wird in der Union vielleicht anfangs diese Meistbegünstigung als ein nicht gerade erwünschtes Geschenk betrachten, sich aber schließlich in die gegebene Tatsache finden und selbst mit der Anerkennung nicht zurückhalten, daß sich auch die deutsche Handelspolitik auf ihren Vorteil versteht.

Unter dem Einfluß imperialistischer Tendenzen, großkapitalistischer Interessen und deutschfeindlicher Velleitäten ist die englische Presse engherzig und kurzsichtig geworden und mit der Macht, die sie ausübt, überträgt sie diese Eigenschaften auf die Regierung, die bisher einsichtsvoller geblieben war. Wäre die englische Presse nicht so unverbesserlich voreingenommen, wo immer die deutsche Konkurrenz erscheint, so würde sie das Bagdadbahnprojekt wohlwollend behandelt und nachdrücklich unterstützt haben. Die Bagdadbahn ist unzweifelhaft geeignet, das türkische Reich militärisch und wirtschaftlich zu stärken. Wer aber von allen Mächten könnte größeres Interesse daran haben als Großbritannien, das sich für die Sicherheit des türkischen Besitzes in Asien verbürgt hat? Ohne die Bagdadbahn sind die Engländer gar nicht recht in der Lage, die vereinbarte Bürgschaft zu leisten. Nächst der Türkei würden es die Engländer sein, die die größten Vorteile von der Bagdadbahn zu erwarten haben, nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche. Die Bagdadbahn wird das indische Felleisen in 10 bis 11 Tagen befördern können, während der Weg über Brindisi und den Suezkanal 15 Tage beansprucht. Diese Ersparnis wäre von größtem Wert für den englischen Verkehr und die Engländer werden keinen Augenblick zögern, diesen Verkehr über die Bagdadbahn zu leiten, sobald sie einmal fertiggestellt worden ist. Nicht recht erklärlich war unter diesen Umständen die gehässige Haltung der englischen Presse gegen die Beteiligung englischen Kapitals an der Bagdadbahn und allem Anscheine nach hat sich die Regierung dem Druck des lautesten Organs der öffentlichen Meinung gefügt. Maßgebend für die englische Presse war im wesentlichen ihr Haß gegen Deutschland, aus dem sie gar kein Hehl mehr macht. Sodann wurde sie beeinflußt durch die Peninsular & Orient Co., die von der überlegenen Konkurrenz der Bagdadbahn eine Beeinträchtigung ihres Betriebes und den Fortfall der Staatsunterstützung befürchtet. Sicherlich zog die englische Regierung auch ernsthaftere Einwendungen in Betracht. Man gibt in London zu, daß die Bagdadbahn schließlich unter allen Umständen gebaut werden wird auch ohne die Zustimmung der englischen Regierung und ohne die Teilnahme des englischen Kapitals. Aber man weiß auch, daß es in der Macht der englischen Regierung liegt, den Bau der Bagdadbahn zu behindern und zu erschweren. Die Erhöhung des türkischen Zolltarifs kann nur im Einvernehmen mit England erfolgen und die Mehreinnahme aus den Zollerhöhungen, die im voraus den türkischen Gläubigern verpfändet sind, lassen sich nur dann als

Bürgschaften für die Sicherung der türkischen Eisenbahngarantie verwenden, wenn England die entsprechende Abänderung des Ausgleichs der Türkei mit ihren Gläubigern vom Jahre 1881 begünstigt und einen ausreichenden Druck auf die beteiligten Kapitalskreise übt. Versagt England diese seine Mitwirkung, so kann dadurch der Weiterbau der Bagdadbahn auf unabsehbare Zeit verschoben werden. Denn auf anderem Wege sind die erforderlichen Unterpfänder für die türkische Eisenbahngarantie nicht zu beschaffen, ja selbst durch die Erträge der angestrebten Zollerhöhungen noch nicht einmal in ausreichendem Maße. In Erkenntnis dieser Lage hatte die deutsch-französische Bagdadbahngruppe den Versuch gemacht, englische Kapitalistenkreise heranzuziehen und durch ihre Vermittlung auch das Wohlwollen der englischen Regierung zu erlangen. Dieser Versuch bestätigte leider die pessimistische Auffassung, die an dieser Stelle über die Bagdadbahn wiederholt zum Ausdruck gebracht worden ist. Die deutsch-französische Bagdadbahngruppe gab dadurch zu erkennen, daß sie aus eigener Kraft das Unternehmen nicht durchzuführen vermag. Auffallender Weise sind diese Verhandlungen, die mit Rücksicht auf ein mögliches Scheitern streng vertraulich hätten geführt werden sollen, an die große Öffentlichkeit gekommen und haben auf die Tatkraft und die Geschicklichkeit der deutsch-französischen Bagdadbahngruppe kein besonders günstiges Licht geworfen. Anfangs war die englische Regierung geneigt, die Vorschläge der deutsch-französischen Bankengruppe wohlwollend zu behandeln. Irgend welche lästige Zugeständnisse hatte sie ohnehin nicht zu machen. An der Überwachung, dem Bau und der Leitung sollte den Engländern ein gleicher Anteil wie den Deutschen und Franzosen eingeräumt werden. Dieses Zugeständnis fand die englische Regierung noch nicht ausreichend und unter dem Druck der ablehnenden Haltung der Presse, im Hinblick auf die ungenügende Kraft der deutsch-französischen Bankengruppe wie in der Erwägung, später noch größere Zugeständnisse namentlich in bezug auf die Endstrecke der Bahn von Bagdad zum persischen Meerbusen herauszuschlagen, ließ sie schließlich die Sache auf sich beruhen und wartet nun offenbar ab, wie der Weiterbau der Bahn fortschreiten wird. Die Strecke Konia-Eregli wird demnächst in Angriff genommen. Die folgende Strecke von Eregli nach Adana ist technisch schwierig und verkehrspolitisch ungünstig. Ist aber, was freilich noch lange dauern kann, der Schienenstrang bis Adana vorgeschoben worden, dann wird das englische Interesse an der Bahn sich stärker geltend machen und die Engländer zur Mitwirkung drängen, denn eine Bagdadbahn von einem Punkt in der Nähe Alexandrettes planten sie schon vor Jahrzehnten, mußten indessen darauf verzichten, weil der Sultan mit gutem Grund seine Hauptstadt zum Ausgangspunkt der ganzen Bahn gemacht wissen wollte. Eine Bagdadbahn von Adana ist geeignet, den englischen Handel von der Seeseite her nachdrücklich zu fördern, und die Engländer werden nicht nur bereit sein, an dem Bau der Hauptstrecke von Adana bis zum persischen Meerbusen sich zu beteiligen, sondern sie werden auch das Bestreben bekunden, diese Strecke unter ihren überwiegenden Einfluß zu bringen,

um sie nach Maßgabe ihrer Interessen zu betreiben. Schon jetzt waren die Engländer ohne Zweifel bereit, den Bau der Bahn von Koweit am persischen Meerbusen nach Bagdad selbst in die Hand zu nehmen. Stichbahnen von der Seeseite sind für sie am vorteilhaftesten. Allein die Konzession verlangt das Fortschreiten der Bahn von Konia aus.

Ob die englische Regierung sich noch von anderen Beweggründen leiten ließ? Ob sie wirklich sich der törichten Meinung hingegeben hat, Deutschland wolle sich am persischen Meerbusen festsetzen und habe allerlei politische Hintergedanken bei der Begünstigung der Bagdadbahn? Der Haß verleitet zu Torheiten aller Art und der Haß der Engländer gegen Deutschland ist groß. Die Leiter des Bagdadbahnunternehmens haben in England weder glücklich noch geschickt operiert und nach dem fehlgeschlagenen Versuch wird es ihnen schwer werden, neues unternehmungslustiges Kapital herauszuziehen. Vielleicht hätten sich vor diesem Versuch nordamerikanische Unternehmer und Kapitalisten für das Bagdadbahnprojekt interessieren lassen. Die Beteiligung nordamerikanischen Kapitals an dem Bau der Bagdadbahn wäre durchaus nicht unerwünscht gewesen. Politische Interessen können die Nordamerikaner in Vorderasien nicht verfolgen, sie erscheinen dort vielmehr als neutrale Kräfte und als solche geeignet, die vorhandenen Gegensätze und Reibungen zu mildern. In wirtschaftlicher Hinsicht sind sie wagemutiger und tatkräftiger als alle übrigen Völker und würden, falls sie sich zu der Beteiligung entschlossen hätten, die Durchführung des Unternehmens sicherlich in großem Stile betrieben und zugleich die Erschließung des ganzen, einst so fruchtbaren und nun so verödeten Bahngebietes betrieben haben. Dadurch würden für die Bagdadbahn auch die Bedingungen ihres finanziellen Gedeihens, die jetzt noch nicht recht vorhanden sind, geschaffen worden sein. Leider ist das Bagdadbahnprojekt gründlich verfahren worden und die gegenwärtige Lage der Türkei nicht geeignet, große und weitausschauende Unternehmungen zu begünstigen.

Immer neue Anläufe nimmt die weltwirtschaftliche Entwicklung und immer mehr Hindernisse hat sie zu überwinden — mindestens vom freihändlerischen Standpunkt aus betrachtet, der in dem unbeschränkten Güteraustausch aller Länder und in einer internationalen Arbeitsteilung der Völker das Endziel der Entwicklung erblickte und vielleicht noch erblickt. Von diesem Endziel hat sich der Gang der Dinge weit entfernt. Die Kulturstaaten sind zwar bestrebt, sich neue Kolonien, Interessensphären und Absatzmärkte zu schaffen, aber gerade deshalb wird die offene Tür mehr und mehr beschränkt. Je größer der Staat, desto mehr sucht er sich zu erweitern und desto entschiedener jede fremde Konkurrenz von seinen Grenzen fern zu halten. Nur noch in wenigen Teilen der Erde besteht die offene Tür. Vor allem in China. Aber selbst dort wird sie in Frage gestellt einerseits durch Rußland zunächst in bezug auf die Mandschurei und sodann durch England oder wenigstens durch die englischen Jingoisten hinsichtlich des Yangtse-Gebietes. Von jener fernen, aber sicher kommenden Zeit nicht zu reden, da China mit seinen ungezählten billigen Arbeitskräften zu

industrieller und maschineller Erzeugungsfähigkeit erzogen und die alte wie die neue Welt mit einer unzweifelhaft überlegenen Konkurrenz überziehen wird. Offen für den Welthandel ist auch Mittel- und Süd-Amerika, wenn auch nur so lange, als die nordamerikanische Union nicht eine Vorzugsstellung mit Hülfe von Gegenseitigkeitsverträgen sich erringt. Abgesehen von dem zollverschlossenen französischen Kolonialreich beanspruchen die Engländer so ziemlich alles, was von der Erde dann noch übrig bleibt, und zwar in jüngster Zeit auch mit Hülfe schutzzöllerischer Maßnahmen, die sie ehedem verpönten.

Im Gegensatz zu der Tagespresse sind an dieser Stelle die größerbritischen Zollbestrebungen von Anfang an ernsthaft aufgefaßt worden. Niemals waren die Engländer Doktrinäre oder Theoretiker und wo es sich um die Erhaltung oder Erhöhung ihrer Machtstellung handelte, da haben sie sich um Grundsätze nicht gekümmert. Als Chamberlain Mitte 1896 die Schaffung eines größerbritischen Zollverbandes nach dem Muster des deutschen Zollvereins als das Endziel seines handelspolitischen Programms verkündete, sprach er von den „erhabenen" Grundsätzen des Freihandels, doch nur, um zu betonen, daß sein Ziel ohne Abweichung von diesen erhabenen Grundsätzen nicht zu erreichen sei, und ganz England billigte diese sonderbare freihändlerische Praxis.

Inzwischen hat Kanada in aller Form eine Zollkriegserklärung gegen das Deutsche Reich ergehen lassen durch die Ankündigung, vom 1. Juli an deutsche Erzeugnisse mit Zuschlagszöllen in Höhe von 33⅓ Prozent der bestehenden Sätze zu belasten, angeblich weil kanadische Erzeugnisse, namentlich Getreide und Hülsenfrüchte, bei der Einfuhr in Deutschland den höheren Zollsätzen des deutschen Generaltarifs unterliegen. Zu dieser Maßnahme sah sich Deutschland veranlaßt, als Kanada am 1. August 1898 Vorzugszölle für gewisse Waren englischer Herkunft einführte und zwar in Gestalt von Zollnachlässen in Höhe von 25 Prozent, die später auf 33⅓ Prozent erhöht wurden. Darin lag die Beseitigung des Meistbegünstigungsrechtes gegenüber Deutschland und eine Benachteiligung der deutschen Einfuhr, die mit entsprechenden Gegenmaßregeln beantwortet werden mußte. Kanada will den Spieß nun allerdings umdrehen und behauptet, Deutschland habe mit Zuschlagszöllen angefangen. Die kanadischen Vorzugszölle zu Gunsten englischer Erzeugnisse seien eine interne Angelegenheit des britischen Reiches und könnten von Deutschland auf Grund der Meistbegünstigung nicht beansprucht werden. Bis zum 1. August 1898 hatte aber diese Meistbegünstigung bestanden und man wird auch in Kanada begreifen können und müssen, daß Deutschland es nicht ohne weiteres hinnehmen konnte, als Kanada diese Meistbegünstigung aufhob und mit einem Male deutsche Waren ungünstiger als englische behandelte. Allerdings ließen andere Staaten den Bruch Kanadas mit der überlieferten Handelspolitik unbeantwortet doch nur, weil sie von der Aufhebung der Meistbegünstigung nicht annähernd so getroffen wurden wie Deutschland. Ein großer Teil der bedeutenden Einfuhr aus der nordamerikanischen Union nach Kanada ist zollfrei, wurde also über-

haupt nicht berührt und so sah sich die Union vorläufig nicht veranlaßt, gegen Kanada Gegenmaßregeln zu ergreifen, wie sie Deutschland anordnen mußte. Welche Rückwirkungen dieser Zollkrieg auf die deutsche Ausfuhr nach Kanada üben wird, läßt sich nicht absehen. Deutschlands wichtigstes Ausfuhrerzeugnis ist Zucker und vorerst in Kanada noch zollfrei. Im übrigen bezieht Kanada deutsche Textilerzeugnisse, namentlich Seidenwaren und Chemikalien. Letztere dürften sich trotz der höheren Zölle behaupten. Deutsche Waren, die in England nur veredelt werden, sollen ebenfalls mit den Kampfzöllen belastet werden. Trotzdem wäre eine erfolgreiche Anglisierung deutscher Waren durch den englischen Zwischenhandel für die Weiterausfuhr nach Kanada unter englischer Bezeichnung nicht ausgeschlossen.

Zunächst frägt es sich, ob Kanada wirklich den Zollkrieg aufrecht erhalten wird. Darüber lassen sich Zweifel erheben. Ganz unerwartet hat der englische Finanzminister Ritchie die Aufhebung des englischen Korn- und Mehlzolles angekündigt, nachdem er noch Anfang März sich nachdrücklich dagegen ausgesprochen hatte. Dieser Korn- und Mehlzoll gewährte der englischen Regierung die Möglichkeit, den Kanadiern für die Vorzugszölle, die sie gewissen britischen Erzeugnissen eingeräumt hatten, ein entsprechendes Gegenzugeständnis zu gewähren durch eine Bevorzugung der kanadischen Einfuhr, d. h. durch die zollfreie Zulassung kanadischen Getreides, was für die wirtschaftliche Entwicklung Kanadas von größter Bedeutung gewesen wäre. Durch die Aufhebung des englischen Korn- und Mehlzolles sind die Hoffnungen Kanadas zu Wasser geworden. Man erkennt in Kanada, daß England für die Vorzugszölle entsprechende Gegenzugeständnisse, wie sie Kanada wünscht, nicht gewähren will, und bereits ist ein Antrag eingebracht worden, wonach Kanada den Vorzugstarif für England zum 1. Oktober 1903 aufkündigen soll. Wird Kanada fernerhin den englischen Einflüsterungen folgen, weitere Opfer für England bringen und sich in einen Zollkrieg mit Deutschland stürzen, selbst wenn es vom Mutterlande die geforderten Gegenzugeständnisse nicht erhält? Auch in Australien erhebt sich Opposition gegen die Absicht des dortigen Ministeriums, zu Gunsten der englischen Einfuhr Vorzugszölle zu bewilligen. Für Australien, sagt man dort, sei diese Art der Handelspolitik nicht recht zweckmäßig. Fast die Hälfte des australischen Außenhandels entfällt auf den Verkehr mit nichtbritischen Ländern und dieser Verkehr vermehrt sich verhältnismäßig stärker. Man verhält sich in Australien nicht gerade ablehnend gegen eine engere wirtschaftliche Verbindung mit Großbritannien, will aber mit größter Vorsicht zu Werke gehen, um nicht die eigenen Interessen bloßzustellen, wie es Kanada getan hat. Auf den neuen britisch-südafrikanischen Zollverein kann die englische Regierung einen größeren Druck ausüben und ihn zur Bewilligung von Vorzugszöllen zu Gunsten der englischen Einfuhr drängen.

Will Kanada den Zollkrieg, so soll es ihn haben. Dann aber wäre es erwünscht, wenn Deutschland Bundesgenossen gewönne in einem Kampfe, der nicht um den verhältnismäßig unbedeutenden kanadischen Markt geführt wird, sondern um ungleich Größeres, um die offene Tür in den britischen Kolonien,

um den Grundsatz der Meistbegünstigung, den die englische Regierung beseitigen will, damit die englische Industrie in die Lage kommt, alle fremde Konkurrenz aus den britischen Kolonien zu verdrängen. Setzt die englische Regierung ihre Absicht zunächst in Kanada durch, unterstützt sie diese Kolonie in ihrem Zollkrieg gegen Deutschland, dann werden nicht nur die deutschen Waren vom kanadischen Markt ausgeschlossen, sondern auch, wenngleich nicht so schroff, die Waren aller nichtbritischen Länder. Dann wird England Vorzugszölle zu Gunsten seiner Industrie auch in Südafrika und Australien durchsetzen und auch von diesen Märkten die Erzeugnisse aller nichtbritischen Länder verdrängen. Es sollten daher alle Länder, deren Interessen dadurch berührt werden, sich über ein gemeinsames Vorgehen gegenüber den größerbritischen Zollbestrebungen und ihren Konsequenzen verständigen, um die über kurz oder lang gebotene Abwehr nicht zu spät und nicht vereinzelt und nicht erfolglos, sondern geschlossen und wirksam durchzuführen. Wohl wird diese Verständigung zunächst unter den Staaten des europäischen Festlandes durch politische und wirtschaftliche Gegensätze und Reibungen erschwert, doch ist zu fragen, ob die gemeinsamen Interessen gegenüber der kommenden Gefahr nicht ungleich größer sind als die kleinen Gegensätze? Im großen und ganzen drängt die weltwirtschaftliche Entwicklung zu einem Zusammenschluß der europäischen Festlandsstaaten und wenn man jetzt sich dazu noch nicht recht entschließen kann, so wird man dazu gezwungen werden, sobald einmal die Gefahr, was nur eine Frage der Zeit ist, empfindlich genug hervortritt, um einen genügenden Druck auf die leitenden Kreise, die noch widerstreben, zu üben.

Rosen im See.

(Auf Rügen.)

Wasserrosen, Wasserrosen
Aus dem See, dem schwarzen, ragen,
Lassen sich von Lüften kosen,
Lassen sich von Wellen tragen.

Wasserrosen, gelbe, weiße
Alten Wundermären lauschen,
Die der Buchen Blätter leise,
Ihnen zu vom Ufer rauschen.

Mähren, wie die stolzen Throne
Deutscher Götter staubwärts sanken
Vor dem neuen Gottessohne,
Vor dem neuen Gottgedanken.

Wie die Flüchtgen, die Gehetzten
In verborgnen Waldesschluchten
Dieses Eilands ihren letzten
Zufluchtswinkel zitternd suchten.

Und die Hörerinnen trauern,
Ihre Blütenhäupter senkend,
Und die Hörerinnen schauern,
Jähen Schicksalwechsels denkend.

Wasserrosen, Wasserrosen,
Euer Glück auch kann sich wenden;
Hütet euch vor kleinen, großen
Frevelmütigen Menschenhänden!

Menschenkinder, große, kleine,
Zähmet euern bösen Willen,
Laßt sie blühn in ihrer Reine
Auf dem schwarzen See, dem stillen!

Rudolf Krauß.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Die deutsch-evangelischen Kirchengemeinden in England. — Deutsche Kirche und Schule in Brasilien. — Deutsche Orientmission. — Rumänien. — Nordamerika. — Südamerika. — Australien.

Die deutsch-evangelischen Kirchengemeinden in England. „Es ist ein altes Erbübel der Deutschen, mit unglaublicher Schnelligkeit die heimische Art aufzugeben und dem fremden Volkstum sich zu assimilieren, und diese alte Untugend wird zum totbringenden Feind, wo kein fremdartiges Volkstum diesen Assimilierungsprozeß erschwerenden Widerstand entgegensetzt, wie es z. B. in romanischen Ländern der Fall ist, sondern wo die innere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit der Nationen solch völliges Untergehen im andern Volkstum auf jede Weise begünstigt." Solche Klage erhebt in der neuen Zeitschrift für die Kenntnis der deutschen evangelischen Diaspora im Auslande „Deutsch-Evangelisch" (Marburg bei Elwert) Pfarrer Goetz in Hull mit Bezug auf den Daseinskampf der deutsch-evangelischen Gemeinden Großbritanniens und Nordamerikas, die in eine stammes- und religionsverwandte, kulturell gleichstehende Umgebung eingebettet sind. In England werden die Kinder deutscher Einwanderer, namentlich die dort geborenen, der deutschen Sprache entfremdet und in ihr niemals so heimisch wie in der englischen, die bald ihre eigentliche Muttersprache wird. Da das Verständnis der deutschen Sprache bei diesen deutschen Kindern oft äußerst dürftig ist, so bedienen sich die deutschen Geistlichen bei dem pfarramtlichen Unterricht namentlich bei dem Sonntagsschulunterricht vielfach der englischen Landessprache und zwar im religiösen Interesse der einzelnen Kinder. Auf einer Konferenz deutsch-evangelischer Pastoren zu Manchester wurde im Jahre 1902 zwar anerkannt, daß der deutsche Geistliche im Auslande deutsches Wesen und und deutsche Sprache innerhalb seiner Gemeinden mit allen Mitteln erhalten, insbesondere auf die religiöse Ausbildung der Kinder in deutscher Sprache hinwirken und den Konfirmandenunterricht womöglich ganz in deutscher Sprache erteilen müsse, doch soll er nicht behindert sein, Kindern deutscher Eltern, die nicht deutsch verstehen, „den Segen eines deutsch-evangelischen Religionsunterrichtes in englischer Sprache zukommen zu lassen". Man ging dabei von dem Grund-

satz aus, daß „der Konfirmandenunterricht keinesfalls zum bloßen Mittel für den Zweck zur Erhaltung des Deutschtums werden darf, sondern als Hauptziel zu verfolgen hat, den Kindern das Evangelium zu bringen". Vielfach wird auch der Sonntagsschulunterricht schon in englischer Sprache abgehalten. Angesichts dieser Praxis wirft Pfarrer Goetz die Frage auf, ob sie sich wirklich mit den Aufgaben eines deutschen Geistlichen in England verträgt. Goetz kann diese Frage nicht bejahen. Er weist auf die Tatsache hin, daß der deutsche Nachwuchs, soweit er nicht mehr deutsch spricht, nach Beendigung des Unterrichts und des elterlichen Zwanges der deutschen Gemeinde und Kirche ohnehin verloren. geht. Aus der Unterweisung englisch sprechender Kinder zieht die deutsche Gemeinde keinen religiösen Gewinn. Wo Kinder deutscher Eltern, weil sie deutsch schlecht oder gar nicht mehr sprechen, vom deutschen Pfarrer, dem berufenen Pfleger deutschen Wesens und deutschen Christentums, in ihrer englischen Art unterstützt werden, arbeitet man, wie Pfarrer Goetz betont, planmäßig an der Verengliſchung und an dem völligen Untergang der deutschen Gemeinde. Das geschieht aber durch die amtliche Erteilung des Konfirmandenunterrichts in englischer Sprache. Noch entschiedener muß am deutschen Unterricht in der Sonntagsschule festgehalten werden, denn hier steht kein religiöses Bedürfnis in Frage. Vielfach werden die Sonntagsschulen auch noch von deutschsprechenden Kindern besucht. Unterrichtet man dort in englischer Sprache, so werden die deutschen Kinder nicht nur der deutschen Sprachübung beraubt, sondern planmäßig dem deutschen Wesen entfremdet. Schließlich fordert Pfarrer Goetz, daß Kinder, die nur englich sprechen und deutsch durchaus nicht lernen sollen oder lernen wollen, von der deutschen Kirchengemeinde abzustoßen sind. So zu handeln erachtet er als eine Gewissenspflicht jedes Geistlichen, der im Interesse der möglichsten Erhaltung der deutschen Gesamtgemeinde alles fernhalten muß, was zu ihrer Verengliſchung dient und damit ihrem Untergang vorarbeitet. Ernste Besorgnisse äußert Goetz über die Daseinsberechtigung und den Fortbestand der deutsch-evangelischen Gemeinden in England, deren es 20 gibt, davon 11 in London. Aus sich selbst können sich diese deutschen Gemeinden nicht aufrecht erhalten, Jahr für Jahr vermindern sie sich durch den Tod alter treuer Mitglieder. Nur wenn der alte Stamm wieder durch Einwanderung von Deutschland Zuwachs erhält, ist zu hoffen, daß die deutschen Gemeinden einigermaßen lebensfähig bleiben. Die deutsche Einwanderung ist bekanntlich auch nach England stark zurückgegangen. Ob der Zuzug in absehbarer Zeit wieder steigen und den Gemeinden neue Lebenskraft zuführen wird? Goetz erörtert diese Frage auch mit Bezug auf den abnehmenden religiösen Sinn des Nachwuchses. Die religiöse, soziale und kulturelle Verwandtschaft der deutschen und englischen Nation ist so groß, daß eine völlige Einigung des fremden Blutes mit dem eigenen stattfindet, welcher Prozeß bei größerer Gegensätzlichkeit nicht vor sich gehen könnte. Ist dieser Prozeß der Aufsaugung der deutschen Einwanderer durch die englische Nation wirklich naturnotwendig? Läßt er sich nicht aufhalten? Sollten gerade

die deutschen Geistlichen nicht stärkeren Widerstand dagegen leisten können? Sonst würde Pfarrer Goetz mit seiner pessimistischen Auffassung Recht behalten. Findet er doch für den Weiterbestand der deutsch-evangelischen Kirchengemeinden in England keine andere Stütze als „den Gedanken an das alte Erbe der Väter, das nicht leichten Sinnes preisgegeben wird, und an eine erhoffte bessere Zukunft."

Deutsche Kirche und Schule in Brasilien. Nach einer Statistik des Pfarrers Urban in Wormlage in der Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch" bestehen in Brasilien 78 deutsch-evangelische Gemeinden, davon 41 in Rio grande do Sul. Mit den meisten dieser Gemeinden sind Schulen verbunden. Einschließlich der Filialschulen sollen in Brasilien 600 deutsche Schulen vorhanden sein. Viele dieser Schulen befinden sich in sehr dürftigen Verhältnissen und verdienen jedwede Unterstützung von deutscher Seite. Auf die Erhaltung der Schulen ist noch größeres Gewicht zu legen, seitdem die brasilianische Regierung Freischulen für die Kolonisten errichtet und sogar Freibücher abgibt, um den Unterricht in portugiesischer Sprache zu fördern. Auf diese Gefahr für das Deutschtum hat der „Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswandrer" zu Witzenhausen an der Werra in seiner neuesten Veröffentlichung „Der deutsche Auswanderer" aufmerksam gemacht und denjenigen reichsdeutschen Kreisen, die ihre Sympathien für die fernen Landsleute betätigen wollen, die Unterstützung der Blumenau-Stiftung empfohlen. Gaben und Bücherspenden für die deutschen Schulen in Brasilien vermittelt der Evangelische Hauptverein.

Deutsche Orientmission. Ostern 1896 wurde in Berlin ein „Deutscher Hülfsbund für Armenien" gegründet, der im Jahre 1897 und 1898 mehrere armenische Waisenhäuser für die Kinder der ermordeten armenischen Christen und zugleich ärztliche Kliniken zu Urfa und Diarbekir ins Leben rief. Im Mai 1900 wandelte sich der deutsche Hülfsbund in eine Missionsgesellschaft um und legte sich den Namen „Deutsche Orientmission" bei. Unter dem Titel „Ex Oriente Lux" ist unlängst ein Jahrbuch der deutschen Orientmission erschienen, herausgegeben von Dr. Joh. Lepsius (Berlin 1903). Es enthält eine stattliche Reihe meist illustrierter Aufsätze über die Welt des Islam, über biblische Stätten, über Armenien usw. Nach dem Bericht von Lepsius beschäftigt sich die Mission mit Waisenpflege, Witwenfürsorge und ärztlicher Arbeit. Zunächst sollen die ärztlichen Stationen vermehrt und den Kliniken in Urfa und Diarbekir solche in Choi, Mosul und Bagdad hinzugefügt werden. In Persien hat die Mission Erlaubnis erlangt, Schulen für die mohammedanische Bevölkerung einzurichten. Auf dem Wege der Industriemission, durch Einrichtung von Handwerksstätten, industriellen Betrieben und landwirtschaftlichen Versuchsstationen will die deutsche Orientmission die Arbeitskräfte selbständig machen, die in ihren Waisenhäusern heranwachsen. „Arbeit ist und bleibt die unentbehrlichste Schule christlicher Charakterbildung." Was die Mission bedarf, um aus den Anfängen zu Erfolgen zu gelangen, das ist eine tüchtige Schar junger akademisch gebildeter Missionare, die willens sind, dem Studium des Islam und der moham-

mohammedanischen Welt mit solchem Eifer obzuliegen, daß sie imstande sind, den Mohammedanern Mohammedaner zu werden, um sie für Christum zu gewinnen. Bisher hatte die christliche Mission unter den Anhängern des Islam noch keine Erfolge aufzuweisen. Im Jahre 1902 vereinnahmte die deutsche Orientmission 147 000 Mk., während sie 190 000 Mk. verausgabte.

Rumänien. Unter seinen 280 000 Einwohnern zählt Bukarest etwa 70 000 deutschsprechende. Diese deutschsprechende Bevölkerung setzt sich zum größeren Teil aus Juden, Siebenbürger Sachsen und Österreichern zusammen, ferner aus etwa 2000 Schweizern und 2000 deutschen Reichsangehörigen. Als Ende 1902 die deutsche Liedertafel das Fest ihres 50jährigen Bestehens feierte, traten alle deutschen Vereine Bukarests zusammen, um ihre Glückwünsche und Geschenke darzubringen, und bei dieser Gelegenheit wurde das Bedürfnis erkannt, einen Mittelpunkt für sämtliche deutschen Vereine, insbesondere für die Unterstützungs-, Gesangs-, Turner- und Unterhaltungsvereine zu schaffen. Man verständigte sich darüber, alljährlich am Geburtstag des allseits verehrten Königs Karl, am 21. April, zusammenzukommen und einen großen Festkommers zu veranstalten. Dieser Tag ist glücklich gewählt, denn mit dem Regierungsantritt König Karls wurde der bis dahin maßgebend gewesene französische Einfluß gebrochen. Unter König Karls Regierung waren alle rumänischen Staatsmäner von Bedeutung, die Joan Bratianu, Carp, Majorescu, Sturdza u. a. bestrebt, in freundlicher Fühlung mit dem Deutschen Reiche zu bleiben. Am letzten Geburtstage des Königs wurde der deutsche Festkommers zum erstenmal abgehalten und war von 2000 Teilnehmern besucht. In Zukunft wird der Festkommers am Geburtstag des Königs Karl auch nach außen hin die Zusammengehörigkeit und den Zusammenhang aller deutschen Stämme im Auslande bekunden. In einem Aufruf haben die Vereinsvorstände auf das Endziel hingewiesen, in dem sich alle deutschen Vereine immer wieder zusammenfinden müssen auf die Wahrung und Erhaltung der Muttersprache und der vaterländischen Sitte. Viele Bande gibt es, die die deutschen Vereine innig und fest umschlingen, aber nicht eine einzige Schranke, die sie ernstlich zu trennen vermag.

Nordamerika. Erstaunlich ist der bedeutende Anteil der Deutschen an der Entwicklung der nordamerikanischen Industrie. Hervorragend viele Deutsche haben wichtige Stellungen in der nordamerikanischen Industrie inne. Viele nordamerikanische Maschinen sind das Werk deutscher Konstrukteure. Deutsche Werkmeister finden sich in stockamerikanischen Fabriken und deutsche Arbeiter gehören immer zu dem Stamm der industriellen Anlagen. Ein großer Prozentsatz der nordamerikanischen Arbeiter ist deutscher Herkunft und fast alle Arbeiter und Monteure, die nach Deutschland herübergeschickt werden, sind entweder Deutsche oder Deutsch-Amerikaner. Vielfach ist die nordamerikanische Arbeiterschaft von Deutschen so stark durchsetzt, daß man sie in den industriellen Landesteilen tatsächlich deutsch-amerikanisch nennen kann. Solches versichert Fr. Liebetanz-Düsseldorf im „Elektrotechnischen Anzeiger".

Nach der Volkszählung von 1900 zählte Neu York rund 3½ Millionen Bewohner, darunter waren dreiviertel Einwanderer oder deren Kinder. Die deutsch sprechende Bevölkerung wird auf 500000 Köpfe geschätzt. Nicht weniger als 324000 sollen ehemalige Reichsdeutsche sein. Seit Jahren hat die deutsche Einwanderung empfindlich nachgelassen, belief sich aber nach nordamerikanischen Ermittelungen im Rechnungsjahr 1901/02 noch auf 52000 Köpfe. Unter den Einwanderern standen die Italiener mit 180000 voran, dann folgten die Polen mit 70000, die Juden mit 58000 und die Skandinavier mit 56000 Köpfen. Die öffentlichen Bekanntmachungen für Neu York erfolgen in englischer, deutscher, italienischer Sprache und außerdem in Judendeutsch mit hebräischer Schrift.

Südamerika. Anfang Mai wurde in Argentinien eine vorbereitende Versammlung abgehalten, um über die Gründung einer großen deutschen Vereinigung zu beraten. Nach den Anregungen, wie sie wiederholt im „Argentinischen Wochenblatt" gegeben wurden, soll ein germanischer Verein gegründet werden, alle geborenen Deutschen wie ihre Nachkommen zusammenfassen und sie gegen Fehlgriffe der argentinischen Behörden oder Gerichte schützen. Man will dabei ausdrücklich die argentinische Staatshoheit anerkennen und von vornherein darauf verzichten, die Hülfe der diplomatischen Vertreter oder Konsuln anzurufen. Wo die Deutschen so stark vertreten sind wie in Argentinien und wo sie zusammenhalten und sich auf die eigene Kraft stellen, werden sie ihre Rechte und Interessen sicherlich am zweckmäßigsten und wirksamsten wahren. Allem Anscheine nach will sich der geplante Verein im großen und ganzen den „deutsch-amerikanischen Nationalbund der Vereinigten Staaten" (I, 438) zum Vorbild nehmen, der Ende 1901 gegründet wurde, um das Einheitsgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs zu fördern und die Deutschen zu zentralisieren und zu organisieren. Auch in Brasilien ist die Gründung eines deutschen Nationalbundes angeregt worden.

Australien. Unter einer Gesamtbevölkerung von 4,4 Millionen befinden sich 106500 Deutsche, davon 47000 in Deutschland geborene. Die meisten Deutschen wohnen in Queensland und zwar 38000, wovon 15000 in Deutschland geborene.

In Charters Tower bei Brisbane (Queensland) starb Anfang März Friedrich Pfeiffer, der reichste Deutsche Australiens, der sein Vermögen durch die Entdeckung großer Goldadern erwarb. In seinem Wohnort begründete er eine deutsche Gemeinde (250 Seelen), baute ihr ein schönes Vereinshaus und eine prächtige Kirche und unterhielt eine Schule, die von 50 Kindern besucht wird.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

IX.

Heinrich Mann, Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy. I. Diana, II. Minerva, III. Venus. — Franz Adam Beyerlein, Jena oder Sedan? — Max Kretzer, Die Sphinx in Trauer. — Rudolph Stratz, Es war ein Traum. — Ilse Frapan-Akunian, Arbeit.

Einen in gewisser Beziehung interessanten Roman hab' ich heut an erster Stelle anzuzeigen. Er beginnt mit einer Herzogin im Nachthemd und schließt mit einem nackten Jüngling; er beginnt mit marzipangefüllten Pfirsichen und schließt mit einem Rückenmarksleiden. Man sieht schon daraus, daß er literarische Prätensionen erhebt, daß auf eine kühne Originalität großer Wert gelegt ist. Auch die Sprache besitzt Eigenart. Es wäre vielleicht noch eigenartiger gewesen, den Roman französisch oder italienisch zu schreiben. Die deutsche Sprache überrascht und entfernt nicht genug; sie hat sich zur Höhe der höchsten Sensationen vielleicht auch noch nicht erhoben. Im Italienisch des D'Annunzio würde die Herzogin von Assy sich stilgerechter ausnehmen.

Heinrich Mann, der die deutsche Literatur mit den drei Romanen der Herzogin von Assy beglückt hat (Albert Langen, München 1903), wird fraglos über kurz oder lang mit Felix Holländer und Jakob Wassermann als großer Romanzier gepriesen werden. Er ward es schon jetzt. Er hat auch mehr poetisches Talent als diese beiden. Manches in seinem Werke ist von unleugbarer Größe, daß man stutzig wird. Aber wenn einzelnes bestechen und das Gefühl verwirren will, braucht man nur die Bücher zuzuschlagen und nach draußen zu gehen.

Nach draußen, wo jetzt der Frühling blüht. Er blüht so stark und fröhlich. Wie ein Dankopfer tragen die Bäume ihr Blütenkleid. In den Wäldern, über die braune Hülle des vorjährigen Laubes fort, leuchtet es von gelben Himmelschlüsseln und weißen Anemonen. Überall das starke heilige Leben — — und wenn man sich ganz davon erfüllen läßt und dann zurückkehrt zur Herzogin von Assy, dann weiß man, daß da nur prangende angemalte Papierblumen zu üppiger Guirlande geschlungen und von Scheinwerfern phantastisch beleuchtet sind, daß durch gewalt- und seltsame Effekte ein fremdes Leben vorgetäuscht wird, daß unter bedeutsamen und wunderlichen Dekorationen ein fauler Kern sitzt. Verwesungshauch schlägt uns dann entgegen, Treibhausluft. Alles wird darin krank: Freiheit, Kunst, Liebe.

Die Herzogin von Assy ist aufgewachsen wie eine phantastische, einsame, von keinem gesehene Blume. Die drei Romane, die Heinrich Mann unter den Titeln „Diana — Minerva — Venus" ihr widmet, beschäftigen sich mit drei Stadien ihrer Entwicklung, drei Abschnitten ihres Lebens. Der Roman der Freiheitssucht, der Roman des Kunstfiebers, der Roman der Liebeswut. Sie steht, als hätt' sie Nietzsche gelesen, jenseits von Gut und Böse; sie ermangelt vollständig jedes ethischen Gefühls; der Begriff des Lasters fehlt ihr gänzlich — moral insanity. Sie heißt zum voraus alles gut, was aus ihr heraus will; nichts versagt sie sich, was hohes Lebensgefühl schafft. Eine Figur des Romans charakterisiert sie: „Alles ist ihr Spiel, zum Zwecke einer schönen Geste und eines starken Schauers. Bis zum letzten Atemzug wird sie bereit bleiben, neues zu erproben. Noch aus dem Tode wird sie ein Vergnügen machen, eine Szene, ein Spiel."

Eigenwilligen Spielen phantastischer Laune sehen wir zu. Aber ob nun die Herzogin als politische Verschwörerin, als Kunstmäcenin oder Bacchantin auftritt — es ist immer nur eine Rolle. Man glaubt, einem Drama beiwohnen zu dürfen, und man kommt in ein Ausstattungsstück. Man wird durch die Kunst, mit der hier ein Farbenrausch inszeniert, dort eine Szene gestellt oder eine Orgie gegeben ist, ein Weilchen gefesselt, aber bekanntlich ermüdet nichts mehr als Dekorationsstücke. So geschieht es, daß dieser gewollt originelle Roman, in dem ungeheuerlich in Kunst, Schönheit, Farbe geschwelgt wird, der in Königsschlössern, Harems und wundersamen Palästen spielt, durch den Freiheitsrufe klingen und Liebesraserein stammeln, schließlichst höchst gewöhnlich langweilig wird.

Am Ende fühlt man eine jämmerliche Leere. Die Sinne sind überreizt und ermüdet. Man hat ein Leben sich abrollen sehen, das immer nach neuen Sensationen gierte, in dem weder Größe noch Tüchtigkeit war, das den Tod noch zum Schaustück machte. Man hat gesehen, daß jemand, der es zu toll treibt, schließlich Rückenmärker wird. Übrigens stirbt die seltsame Herzogin höchst zufrieden mit sich und natürlich „in Schönheit". Ich zweifle nicht, daß die Dame pathologisch sehr interessant ist. Und die meisten Menschen, die in den drei Lebensabschnitten um sie herumwimmeln, sind fast auch nur pathologisch zu nehmen. Eine liebliche Gesellschaft! Da zieht — an sich eine famose Figur — eine Lady Olympia in der Welt herum, die prinzipiell alle 24 Stunden den Geliebten wechselt; da gibt es Spieler, Mörder, Zuhälter, Diebe, Spione, Kupplerinnen, Revolverjournalisten, und wenn der alte ehrliche San Bacco — auch das eine glänzende Figur — da hindurchgeht, so ist man ordentlich erstaunt.

Es steckt ein ungeheurer Reichtum an verschiedenen Typen in dem Werke; es ist eine heillose Arbeit darauf verwandt. Es ist, wie gesagt, Größe in mancher Szene. Die bedeutende Künstlerin Properzia Ponti ist in ihrem Liebeswahnsinn halb widerlich, halb von schauerlicher Gewalt. Mit merkbarer Absicht sind manche Personen den Typen der Renaissancezeit genähert — das Endurteil kann dadurch nicht beeinflußt werden. Es wird immer lauten müssen, daß hier ein Werk einer kranken Kunst vorliegt, ein Werk, das mit großem Talent prachtvolle

Hüllen um einen faulen Kern schlägt, das gemacht und gewollt ist vom ersten Worte bis zum letzten, das, nur von der Phantasie geboren, sich einzig und allein an die Phantasie wendet, das Arsen in die Farben mischt, damit sie prahlender leuchten und sinnlicher wirken, das wie ein sorgfältig präpariertes Feuerwerk in glänzenden Figuren und Kreisen in die Luft steigt, aber nicht nachleuchtet, sondern verstäubt und die Nacht nur noch dunkler und leerer erscheinen läßt.

Für diese blendende Künstlerkunst wird unser Volk hoffentlich niemals reif werden. —

Nicht viel weniger umfangreich, aber von ganz anderer Art ist ein Roman, der in der letzten Zeit ein gewisses Aufsehen erregt hat: „Jena oder Sedan?" Von Franz Adam Beyerlein (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin). Innerhalb kurzer Zeit waren drei Auflagen vergriffen.

Ein Broschürentitel — gewiß packend, aber kaum einem feineren Poeten genehm. Er riecht etwas nach Sensation, und verschiedene Tageszeitungen haben auch in fast auffälliger Weise zuerst über das Buch geschrieben. Es war anzunehmen, daß hier ein Leitartikel oder eine Broschüre sich in Romanform gekleidet hätte. Auch die Widmung „dem deutschen Heere" wies darauf hin.

Ich darf vorausschicken, daß diese Befürchtungen sich glücklicherweise nicht bestätigen. So unverkennbar und stark die Tendenz auch ist — sie wird fast niemals aufdringlich herausgestellt, versucht sich überall in Handlung umzusetzen und läßt dem Erzähler volle Freiheit. Es ist ein Beweis für das Buch, daß auch diejenigen, die den darin vertretenen Anschauungen widerstreben, es mit Interesse und Vergnügen lesen werden.

Franz Adam Beyerlein ist kein feiner, besonders tiefgehender Dichter. Aber er ist ein robuster packender Erzähler. Er bleibt bei allen seinen Gestalten auf der Oberfläche, aber sie stehen fest da. Er zwingt uns nicht immer, ihm zu glauben, aber er zwingt uns, ihm zu folgen. Man legt die beiden starken Bände nicht früher aus der Hand, als bis man die letzte Seite gelesen hat. Allein stofflich sind sie ganz ungewöhnlich packend. Wer Soldat gewesen ist, wird den Roman verschlingen.

Er führt uns in ein — fraglos sächsisches — Feldartillerieregiment. Der „Dienst" entfaltet sich vor uns in voller Breite; die ganze Welt für sich, die so ein Regiment darstellt, tut sich auf. Und man hat von Anfang an die absolute Gewißheit, daß der Erzähler in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz zu Hause ist, daß man sich ihm ohne Besinnen anvertrauen darf. Eine unabsehbare Menge von Menschen treibt er an uns vorüber: einfache Soldaten, Unteroffiziere und Wachtmeister, Leutnants, Hauptmänner und Stabsoffiziere bis zum Oberst. Jeder ein Typus für sich; die meisten ausgezeichnet gesehen, mit strengem Gerechtigkeitsgefühl, scheinbar ohne Rücksicht auf die Tendenz, dargestellt. Da ist unter den Gemeinen der kräftige Bauernbursch, der Wasserpollacke, der sozialistische Schwärmer, der Streber, der verkommene Adlige. Da sind unter Offizieren und Unteroffizieren die verschiedenen Klassen: die prächtigen einfachen gradlinigen (fast möcht' ich sagen: altpreußischen) Soldatengestalten, die tüchtigen, auch über

den Exerzierplatz hinausſehenden vorwärtsſtrebenden Offiziere, daneben die Gigerl und Laffen, die Spieler und die im Drill aufgehenden Vorgeſetzten — kurz, es iſt alles vertreten, und es waltet ein im ganzen ſo freies Gerechtigkeitsgefühl, daß man dem Erzähler immer lieber glaubt. Er hat übrigens grade dadurch, durch dieſe offenbar mit peinlicher Vorſicht durchgeführte Verteilung von Licht und Schatten, der eigentlichen Tendenz des Romans die ſtärkſte Unterlage und die größte Wirkungskraft gegeben. Man erwartet einen übertreibenden Nörgler und iſt angenehm berührt, ja halb für die vertretenen Anſchauungen gewonnen, wenn man einen warmherzigen Mahner findet, der unſer Reich und Heer liebt. Es iſt ja ſelbſt für den Laien nichts neues, was er vorbringt. Man hört von dem Hinarbeiten auf äußeren Glanz und Schein, von den berühmten Kavallerieattacken, von dem unaufhaltſamen Eindringen ſozialiſtiſcher Ideen ins Heer, von der faſt mehr für Paraden und Vorſtellungen, als für den Kriegsfall berechneten Ausbildung, von dem beſonders böſen Rückgang des Unteroffizierkorps. Was davon richtig oder falſch geſehen iſt, müſſen Sachverſtändige entſcheiden. Aber auch das iſt ein guter Coup von Beyerlein geweſen, daß er grade die tüchtigſten Offiziere, die uns auch menſchlich ſo ſympathiſch ſind wie der prächtige Oberſt, zu Sprachrohren ſeiner Sorge macht.

Er ſelbſt iſt, wenn man genauer zuſieht, nicht ganz mit ſich einig. In der Duellfrage ſchwankt er; manchmal ſcheint er von Bertha von Suttner angeſteckt; er möchte vermitteln, ohne eine rechte Linie dafür zu finden. Mit einem Preiſe des Ackers, der fruchtbaren Erde, des Bauern, der produktiven Arbeit ſchließt ſein Buch. Es ſteckt nicht beſtimmte Ziele. Es gibt nur Mahnungen und Anregungen.

Keine Frage, daß der Roman das Aufſehen, das er erregt hat, vornehmlich ſeinem Stoffe verdankt. Es fällt vor dieſem Buche auf, wie wenig ernſtere Soldaten- oder vielmehr Militärromane wir eigentlich haben. Das iſt ſeltſam. Ich wüßte im Augenblick faſt nur Omptedas „Unſer Regiment" zu nennen. Denn die unzähligen Militärhumoresken kommen hier ebenſowenig in Betracht, wie die einzelnen Offiziertragödien. Es ſteht in dieſen letzteren immer nur ein Individuum im Vordergund, das nach perſönlicher Veranlagung ſich mit Rechten und Pflichten ſeines Berufes auseinanderſetzt. Wo aber iſt ein Werk wie dieſes, das einen ganzen Heerkörper in den Vordergrund ſchiebt? Das die Vertreter aller Chargen mit gleicher Teilnahme ſchildert und durcheinanderführt, das die Ungleichen zuſammenhält durch die feſte Klammer des gleichen Dienſtes, des gleichen Verbandes?

Allerdings iſt dabei unerläßlich, daß ſtatt *eines* Helden, *eines* Mittelpunktes deren zwanzig und mehr geſchaffen werden, daß *ein* großer Kreis zwanzig kleinere enthält, deren jeder wieder ſein beſonderes Zentrum hat. So zerfällt der Roman in viele Romane, ſo lag die Gefahr nahe, daß das Intereſſe ſich zerſplittert und verliert. Aber da kommt eben die robuſte Erzählerkraft Beyerleins zum Vorſchein. Er arbeitet mit allen Mitteln, ſelbſt mit denen des beſſeren Kolportageromans, um den Leſer immer von neuem zu packen. Er

hat eine Phantasie wie der selige Retcliff unseligen Andenkens. Was sich während zweier Jahre in dem Regiment alles abspielt, spottet jeder Andeutung oder Beschreibung. Der feinere Geschmack wird sich von vielem abwenden, wird in vielem den beabsichtigten Effekt sehen und wird sich dabei doch der Wirkung des Buches nicht entziehen können. Ich fürchte, daß erst dann alle Fehler Franz Adam Beyerleins kraß hervortreten werden, wenn er sich einem Thema zuwendet, das dem ganzen Volke minder am Herzen liegt. Das Knallige seiner Erzählungsweise, der Mangel an Vertiefung wird dann offensichtlicher sein.

Man wird sich also in dem Lob des Dichters Beschränkung auferlegen müssen, aber dem Roman „Jena oder Sedan?" nachsagen dürfen, daß eine starke unbekümmerte Erzählerkraft und großer stofflicher Reichtum ihn zu einer packenden Lektüre machen. Es wird sich immerhin lohnen, daß man ihn liest.

Auch Max Kretzer's neues Buch: „Die Sphinx in Trauer" (Berlin, Fontane & Co. 1903) läßt an außerordentlicher Spannung nichts zu wünschen übrig. Der erste Satz des Romans lautet: „Seit zehn Minuten war ich gestorben." Ein Scheintoter, dessen Seele wach ist, der alles weiß, was um ihn herum vorgeht, dem sich in diesen Augenblicken das Weib entschleiert, neben dem er Jahre gelebt. Die Maske fällt vor dem anscheinend Toten. Der liegt stumm, starr, ohne sich zu rühren. Er erkennt, daß sein Weib ihn betrogen hat. In der ersten Bestürzung hat sie ihren Geliebten zu sich gerufen. Die Dienstboten sind vorsichtiger Weise entfernt. Mit ihrem Geliebten steht sie vor dem scheintoten Gatten.

Das ist raffiniert erdacht und phantasiereizend erzählt, aber es kommt besser. Wie der Scheintote erwacht, wie er sich quält, Traum und Erlebnis zu scheiden, wie das Weib, die Sphinx, mit kaltblütiger Schlauheit Auswege sucht, sich ihm entzieht, lügt und immer neue Schliche findet, bis es endlich, nicht durch den Mann, sondern den Geliebten besiegt, den Tod sucht, das ist außerordentlich fesselnd. Man glaubt manchmal einen Kriminalroman zu lesen.

Der Schluß befriedigt niemanden. Es ist kein Lösen und Auffasern, sondern ein zähes Abreißen des Knotens. Es tritt dazu, daß durch die gewählte Form — alles ist vom Manne aus gesehen und erzählt — die eigentliche Hauptgestalt, die Sphinx, die Frau nicht deutlich genug wird. Man muß viel erraten. So kriegt Kretzer zwar das Rätselhafte heraus, eben das Stückchen Sphinx, aber er muß auch auf das letzte und tiefste Verstehen des Lesers verzichten. Wir können gerade mit der aktiven Person, mit der treulosen Frau, nicht mitfühlen. Wir wissen zu wenig, ob sie die Ehe brach, erst nachdem die Ehe sie gebrochen; ihr Seelenleben bleibt uns fremd; ihre Kämpfe kämpfen wir nicht mit; ihr Tod kann uns nicht erschüttern. Er wird nicht tragisch empfunden, nicht als Sühne, weil wir keine Maßstäbe haben, das Vergehen zu messen. Und man hat den Eindruck, als bliebe diese Frau ein Rätsel nicht deshalb, weil sie eins ist, sondern weil Kretzer es so wünscht.

Glatt und fesselnd ist das Buch geschrieben. Aber es ist doch nur eben ein besserer Unterhaltungsroman, über den man wegrutscht wie über eine gut

geölte Fläche. Ein hübscher und interessanter Einfall, der zu einer Erzählung ward. Es hätt' auch ein andrer Einfall sein können. Man fühlt keine Tiefe unter sich wie einst, als Max Kretzer die großen Berliner Romane schrieb. Da hat er geliebt und gehaßt und gezittert. Er ist seitdem ein wenig Bourgeois geworden, ein gern gelesener Erzähler, ein geschickter Schriftsteller von viel Talent. Er war damals nicht so poliert wie jetzt. Und schlug man als Kritiker gegen sein Werk, so gab es Funken. Nun ist er wohl mattherzig geworden, und man prüft kaum mehr mit einem starken Schlage. Man weiß, Funken gibt es doch nicht. Der alte Simson hat sich gutbürgerlich die Haare schneiden lassen. Hoffentlich wachsen sie noch einmal bis über die Schultern. —

Der Typus des eleganten, flotten, feinen Salonerzählers ist Rudolph Stratz. Er hat eine leichte, glückliche Hand, er plaudert prächtig. Ich weiß nicht, ob er seine Anzüge in London arbeiten läßt, aber es würde mich nach seinen Büchern nicht wundern. Ich weiß nicht, ob er ein Monocle trägt, aber es würde zu ihm passen. Das soll nicht heißen, daß er auch nur das Geringste vom Gigerl an sich hat. Dazu ist er zu klug, zu geschmackvoll, auch zu viel Poet. Er ist nur höchst tadellos, höchst korrekt, nicht in der steifen, sondern der angenehmen Art; es ist alles (— immer nach der Vorstellung, die seine Schriften geben —) tip top bei ihm. Ich kann mir Wilhelm Raabe nur unter Anstrengungen im Frack und Chapeau claque denken; beides aber, wofern der claque noch Mode ist, gehört zu Rudolph Stratz.

Es würde mir leid tun, wenn man ihn nach diesen Worten unterschätzen wollte. Er ist einer der angenehmsten Erzähler, die wir haben; einer, der sich durch die Frische, Lebendigkeit, Mühelosigkeit seiner Darstellung ungeheuer einschmeichelt; der uns oft zum Lächeln bringt, uns oft rührt; der jedem sympatisch sein muß und dessen Bücher man mit ungetrübtem Vergnügen liest; der nicht nur sehr geschmackvoll und elegant, sondern auch klug ist und menschlich liebenswürdig wirkt und berührt. Kein Wunder, daß seine erzählenden Schriften auch auflagenreich sind.

Vier Berliner Novellen hat er nun zu einem neuen Bande zusammengestellt: „Es war ein Traum" (Stuttgart, J. G. Cotta 1903). Die Titelnovelle ist die beste. Alle seine Vorzüge zeigt er darin. Sie erzählt, wie ein junger jüdischer Privatdozent durch Zufall in eine arme Adels- und Offiziersfamilie schneit und für kurze Tage davon träumt, die Tochter, die kleine prächtige Turfzigeunerin, zu heiraten. Ganz ausgezeichnet die Gegenüberstellung: hier der ein wenig weltfremde, ungeheuer reiche jüdische Arzt und Philosoph, dort der arme Adel, das Altpreußentum. Zwei Welten, die sich nicht berühren, kaum verstehn. Jeder von beiden wird ihr Recht gelassen. Nur ein kurzer Liebestraum zerstiebt...

Es wird selbst dem weniger kritischen Leser auffallen, wie leicht und flott dieses Geschichtlein geschrieben ist, wie kurz und sicher charakterisiert wird, wie fein der Schluß wieder zum Anfang zurückgreift. Keine der folgenden Erzählungen — so angenehm sie sich auch lesen — hält den Vergleich mit dieser ersten aus.

Vielleicht weil Rudolph Stratz hier alles aus dem Stoff herausgeholt hat, was überhaupt darin lag, während er in den späteren Novellen manches stecken ließ.

Denn — und in diesem Denn steckt das Aber, das der Aufzählung seiner vielen Vorzüge oben nicht entgegentrat — über bestimmte Gefühlsgrenzen kann er nicht hinaus. Alles, was mit elementarer Gemütskraft dargestellt werden muß ist ihm fremdes und verbotenes Land. Irgend einer Leidenschaft ist er nicht gewachsen. Das selige tiefe dunkle Verworrensein des Herzens kann er uns so wenig zeigen, wie die allgewaltig hervorbrechende Herzensglut. Nur „maßvolle" Empfindungen liegen ihm; Empfindungen, über die man heiter oder resigniert plaudern kann; Empfindungen, die dem Durchschnitt zugänglich sind und über die man lächelnd oder mit einem stillen Seufzer den Gesellschaftsrock knöpft. Die Gesellschaft — das scheint überhaupt das Lebenselement von Rudolph Stratz zu sein. Er kann sich über sie moquieren, aber er liebt sie und möchte sie nicht missen. Er würde einer großen Leidenschaft fraglos mit einer gewissen Ehrfurcht, aber doch auch mit einer gewissen Überlegenheit gegenüberstehen. Für den krummen Säbel, für den Küraſſierhieb, der spaltet, ist Rudolph Stratz, d. h. der Dichter Rudolph Stratz, ebensowenig geschaffen wie sein Friedchen in der zweiten Erzählung. Er ist nur mehr ein eleganter Floretfechter.

Viel schwerer, aber auch schwerfälliger, viel wuchtiger, aber auch unsicherer ist Ilse Frapan. Oder wie sie sich jetzt nennt: Frapan-Akunian. Sie hat soeben bei Gebrüder Paetel in Berlin einen umfangreichen Roman „Arbeit" veröffentlicht, der wieder beweist, wie sehr ein Menschenkind sich umkrempeln kann. Denn es gab eine Ilse Frapan, die wir liebten, und es gibt eine Ilse Frapan-Akunian, der die alten Freunde nicht mehr folgen. Die erste stand fest, sicher und in sich geschlossen auf Heimatsboden; die zweite ist ganz aus ihrer Bahn geworfen und balanziert unsicher auf dem Drahtseil eines modernen Problems.

Zwischen Elbe und Alster — eines ihrer besten Novellenbücher heißt so — war Ilse Frapan zu Hause. Da hat sie köstliche Charakterbilder gegeben von täppischen, ehrlichen, jedes Gefühl in sich verschließenden Seebären. Die Handlung war nie ihre Stärke; die Liebe nie ihr Feld. Aber wundervoll hat sie gestaltet und schön und rein Bilder der Treue gezeichnet. Es war kein Zufall, daß sie über Novelle und Skizze nicht hinausging; man sah wohl die Grenzen ihrer Begabung. Aber da sie sich fest in diesen Grenzen hielt, konnte sie kleine Meisterwerke schaffen, die das Herz erfreuten.

Plötzlich wechselte sie dann den Kurs. Die Norddeutsche ging nach dem Süden, in dem sie nicht heimisch war, ward, wenn ich nicht irre, Züricher Studentin. Was sie seitdem geschaffen, ist unerfreulich und unsicher. Sie entdeckte mit einem Male den Beruf zur Frauenrechtlerin in sich. Die nüchterne Hamburgerin mit dem scharfen Blick für das Reale verlor sich ganz ins Theoretische; sie begann in allgemeinen Ideen zu schwelgen, sah in der freien Schweiz verachtungsvoll auf das reaktionäre Deutschland herab, übersetzte Tolstoi, glorifizierte russische Märtyrer, die sich in Zürich ein Stelldichein gaben, und begann für die Frauenemanzipation zu kämpfen. Da sie das auch in Form von Romanen und

Novellen tat, so konnte man mit Interesse bemerken, wie sie sich auch als Dichterin wandelte. Es verschwanden alle ihre Vorzüge: das Sichere, Feste, Nüchterne. Sie wurde einseitig, fahrig und unsicher; etwas Unerfreuliches und vor allem marterndLangweiliges kam in ihre Bücher. Früher war es ein behaglicher Genuß, eine ihrer Schöpfungen zu lesen. Heute ist es eine Aufgabe, die man gern hinter sich hat.

Ihr neuer Roman „Arbeit" ist ein im ganzen unsympathisches Buch, denn es ist ein einseitiges und liebloses Buch. Man quält sich mühsam durch und zuckt am Schlusse die Achseln, weil man das Gefühl hat, als wüßte Ilse Frapan selber nicht, was sie eigentlich will. Sie scheint sich überall an tönenden Phrasen zu berauschen. Eine Phrase ist der ganze Schluß — eine schöne Phrase, die einen Abgrund freundlicher machen soll. Nirgends ist Konsequenz; nirgends spürt man festen Boden unter den Füßen. Alles ist so erdentrückt, so emporgeschraubt; die großen Worte fliegen nur so herum; so gräßlich übertrieben ist alles. Man kann nach diesem Buche beim Himmel ein Gegner der Frauenemanzipation und all dieser Menschheitsbeglücker werden, wenn man es noch nicht ist — einen so unsympathischen Eindruck nimmt man mit.

Da ist die Heldin, die sich an der „Arbeit" aufrichtet — das soll wahrscheinlich die „neue" Frau sein, eine Blüte der Menschheit. Man muß sie wohl auch und soll sie nach Ilse Frapans Willen lieben und bewundern. Aber wer hat die Frau lieb? Nein, der ganze Roman ist lieblos. Es steckt eine gewisse Verbissenheit darin, die sich besonders gegen deutsche Professoren zu richten scheint. Natürlich schweben die russischen Studenten dafür in Heiligenscheinen und plätschern in Menschenliebe und Idealismus. Es mag sein, daß ich eine besondere Abneigung gegen diese Sorte von unfruchtbaren Idealisten habe, die über das Leiden der Menschheit weinen und sich an großen Worten berauschen — aber ein schwacher Dichter, der sie mir nicht einmal für eine Stunde nahe zu bringen vermag!

Ilse Frapan hat weder gedanklich noch künstlerisch die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, bewältigt. Sie hat der Sache, der sie dient, mehr geschadet als genützt. Ein Rest des alten niederdeutschen Wirklichkeitssinnes hat sich vielleicht eingestellt, als sie den fast vollendeten Roman gelesen. Da hat sie, um einen freieren Schluß zu erhalten, die Figur des Rudolf eingeführt. Da, vor diesem Kranken, wird man warm und frei. Aber vor ihm verfliegen auch all die großen Worte. Ilse Frapan hat nicht gemerkt, daß der schlichte Bauer ihr ganzes Buch totschlägt und daß vor seiner stillen, sympathischen Größe alles, was sie sonst in dem Roman erhebt, aufgeblasen und unsympathisch und leer wirkt.

Nur an diese Gestalt knüpft sich eine schwache Hoffnung, daß Ilse Frapan, die sich so weit verirrt und verloren hat, sich noch einmal zurück- oder zurechtfindet. Zurückfindet von der blassen, unfruchtbaren, eitlen Liebe, die einer vagen Menschheit gilt, zur warmen, fruchtbaren und selbstlosen Liebe, die demütig dem Nächsten dient.

Vom deutſchen Theater.

Von

f. Lienhard — Berlin.

VIII.

Pelleas und Meliſande. — Sakuntala.

Es iſt zwar nichts beſonders Bedeutſames an den Stücken, die ich in dieſer letzten Beſprechung nebeneinander ſtelle, aber ſie vertragen recht gut einen Vergleich, ſofern das Dramatiſche in beiden Werken ſchwach iſt, während Kolorit und Stimmung überwiegen.

Die Leſer erinnern ſich, daß wir über Maeterlinck zu keinem zuſtimmenden Urteil neigen. Um ſo mehr ſei das kürzlich erwähnte „Pelleas und Meliſande“ — damit nicht ein Schein von Voreingenommenheit aufkomme — auch auf ſeine Bühnenwirkung hin mit zwei Worten beleuchtet.

Ja, die Dekorationen zu dieſem Märchen wirken in der Tat. Das „Neue Theater“ hat ſich von Louis Corinth und Leo Impekoven eigenartige Wälder, Landſchaften, Märchenſchlöſſer eigens für dies Stück malen laſſen: alles mit eindringlichen, auf Nah-Wirkung berechneten Farben und phantaſtiſchen Motiven. Auch die Koſtüme der davor hinwandelnden Menſchen ſind auf ſolche maleriſche Wirkung künſtleriſch abgetönt. Und die Worte? Sie bilden in ihren kurzen, kindlich-deutlichen, gern wiederholten Sätzen die eintönige Muſik zu dieſer Malerei. Es zittert ein klagendes, fragendes und entſagendes Moll durch dieſe ſeltſamen Töne und Farben. Viele Pauſen ſind zwiſchen den Sätzen und Bewegungen, ſo daß ſich beides auswirken und recht lang verzittern kann. Ja, was zwiſchen den Worten liegt, die Dämmerung des Horchens und Erwartens, iſt dieſem Träumer Maeterlinck noch wichtiger, iſt ihm ſogar die Hauptſache. Die Worte geben, ebenſo wie die Malerei, nur den Stimmungsanſchlag: das Unausſprechbare zittert dann weiter, wie Wellenkringel nach einem Steinwurf. Und die Geſtalten? Sie wandeln durch Wortklang und Farben wie Silhouetten.

Wie Silhouetten, wie Schattenriſſe — nicht aber wie Menſchen von Fleiſch und Blut! Und hier beginnt unſere Kritik. Wenn eine Bühne und ein Dichter ſo ſchönen Wert legen auf Verfeinerung der koloriſtiſchen Stimmung, auf Herausarbeitung der Halbtöne, die auf den groben Brettern ſo leicht verwiſcht werden — ſo ſtimmen wir mit warmem Verſtändnis bei. Unſere Zeit verlangt ſolche feineren und zarteren Schattierungen; unſer Kunſtgefühl iſt veräſtelter, unſere

Seelenkunde verwickelter. Aber: — ist denn nun damit gesagt, daß wir überhaupt nicht mehr mit normaler Tonstärke sprechen, leben und handeln dürfen? Ist damit gesagt, daß die Menschen und Ereignisse ins Schattenhafte verblassen dürfen? Das sind keine Menschen. Es sind auch keine Seelen oder Herzen, auch keine Ideenträger oder Typen: — es sind Nervengebilde, wenn ich so sagen darf. Sie bestehen aus Zwischengefühlen und Zwischentönen; ihr Wesen ist Horchen, Bangen, Seufzen, Fragen, Ahnen. Sie sind anscheinend Kinder, diese Maeterlinckschen Geschöpfe, aber nur anscheinend: es sind unausgereifte Erwachsene, nicht normal entwickelte Erwachsene. Ich könnte fast sagen, mit spiritistischer Wendung: nicht vollständig materialisierte Geister.

Dem entsprechen auch die „Taten", die sie tun oder vielmehr nicht tun. Es ist alles Schattenland. Ein hülflos Seelchen (Melisande) wird am Waldquell gefunden von einem Königssohn; er nimmt sie mit und heiratet sie; aber sie beginnt seinen jüngeren Bruder zu lieben: und dies Schmachten und Bangen der beiden Liebenden, die nicht zusammen kommen können, samt dem Widerschein, den diese Liebe auf den eifersüchtigen Gatten wirft, bildet nun den Inhalt dieses Silhouettenstücks. Und da passiert nun dem Traumdichter ein selsam Ding. Da er mit blutlosen Menschen allein keine Verwicklung schaffen könnte, läßt er den Gatten — ganz unerwartet! — rauh und heftig, ja roh werden. Dieser so plötzlich aus der langsam-rhythmischen Stimmung des Stückes in nüchterne Prosa überspringende Eifersüchtige packt und würgt und schüttelt in einer verletzenden Szene das lilienhafte Kind Melisande und — ermordet den Bruder! Wir glauben das alles nicht. Wir hören's, staunen, erschrecken oft durch Geräusche, freuen uns an einigen Worten und Szenen wegen ihres Stimmungsgehaltes, aber wir behalten immer im Gefühl, daß dies ein ganz fernes und — leider auch — in sich selbst unmögliches Märchen ist.

Unmöglich, sage ich: denn hier pfuscht der Pariser, der nun einmal um das Eheproblem nicht herumkommt, ganz stilwidrig in das Germanisch-Märchenhafte hinein. Und so ist und bleibt Maeterlinck eine ungeklärte Zwitternatur.

Dies ist unser abschließendes Wort über diese neueste Mode-Erscheinung unseres Berliner Literatentums.

* * *

Das uralte Drama des indischen Königs Kalidasa, das liebliche Spiel „Sakuntala", ist zuerst 1791 durch eine Übersetzung Georg Forsters den Deutschen bekannt geworden. Herder und Goethe fanden Freude an dieser reinen Volkspoesie; und im Laufe des verflossenen Jahrhunderts sind mehr als ein halbes Dutzend Übersetzungen oder Bearbeitungen erschienen.

Die Erzählung von des Königs Duschyanta Liebe zu Sakuntala im indischen Lianenwald; der Fluch, der mit dem vom königlichen Gatten geschenkten Ring verbunden wird: daß er sie völlig vergißt, wenn sie den Ring verliert; die traurige Szene des Nicht-Erkennens — und endlich das Wiederfinden des Ringes und

späte Wieder-Erkennen der Braut und Gattin: — das alles ist im Lande der Seelenwanderung nicht ohne tiefgeheimen Sinn. „Was die Tatsache anbelangt" — sagt einmal der König (in der Reclamschen Übersetzung) —, „daß ein Mensch mitten im Wohlbefinden beim Schauen entzückender Dinge und beim Vernehmen süßer Töne wehmütig gestimmt wird: so erinnert er sich dann unbewußt freundlicher Verhältnisse, die dem Vordasein angehören, aber im geistigen Wesen feste Wurzel gefaßt haben". So spielen hier Waldleben und Königsdasein wunderlich ineinander und vereinigen sich zuletzt, nach allerlei Irrungen. Und doch ist die Fabel ganz einfach und volkstümlich.

Liebliche Bühnenbilder gestattet diese weiche, auch in der Stimmung von Blumenduft und Rankengewinden durchwehte und durchwobene Dichtung. Aber ein Drama mit handlungskräftigen Menschen wird sie nie und nimmer. Die eine Szene vor dem König, der Sakuntala nicht wiedererkennt, wirkt bühnenstark: alles andere ist Lyrik.

Immerhin, wenn ein kongenialer Stimmungspoet den Stoff behandelte, würde manches anmutig wirken. Aber Marx Möller, der Bearbeiter, Marx Möller und seine flüssigen Reime haben nicht die hoheitvolle Kraft, etwas von der Dschungelstimmung Indiens in uns lebendig zu machen.

„Wir haben Gazellen-Rudel gesehen,
Wann soll das Jagen vor sich gehen?" ...

„Herr, es war kein großes Verbrechen,
Eine Biene wollte die Freundin stechen" ...

— oder Wendungen wie diese: „wie aufbrausend er wieder ist!" und „wo warst du denn die ganze Zeit" — dies und viel Ähnliches in den großen, wilden indischen Wald gerufen, wirkt wie ein Klecks auf schönes weißes Papier. Das ist alles zu gemütlich, zu diesseitig. Es fehlt der geheimnisvolle oder gar dämonische Zug, der uns einzuspinnen vermag in seine Zauberwelt, ob wir wollen oder nicht.

Das „Königliche Schauspielhaus" hat das Stück in einer nicht genügend durchleuchteten Aufführung zur Darstellung gebracht. Die Maienwelt rings herum sorgt nun für bessere Dekorationen. Der Theaterwinter geht zu Ende. Mit einer Hoffnung auf stolzere und frischere Zukunft müssen wir diese Übersichten schließen.

Bücherschau.

Geschichte der Befreiungskriege 1813—15. Der Feldzug von 1814 in Frankreich. Von v. Janson, Generalleutnant z. D. Band I. Der Feldzug bis zur zweiten Trennung der Schlesischen Armee von der Hauptarmee. Berlin 1903. E. S. Mittler und Sohn.[1])

Der Feldzug von 1814 ist einer der interessantesten in der Geschichte aller Zeiten; man hat ihn oft verglichen mit dem von 1796 in Italien, wo der jugendliche Bonaparte seine ersten Lorbeern pflückte. Hier wie dort verstand er es, die Vorteile der inneren Linien so vortrefflich auszunützen, d. h. mit kurzen energischen Stößen seine getrennten Gegner einzeln zu schlagen, daß manche Schriftsteller darin die allein seligmachende Strategie sehen. Der Verfasser zeigt uns, daß die Napoleonischen Erfolge in diesem Feldzuge hauptsächlich in der energielosen Führung der Verbündeten begründet sind. Nach dem Leipziger Siege, dem die Befreiung Deutschlands vom fremden Joche zu danken gewesen, traten die Sonderinteressen der verbündeten Mächte in den Vordergrund. Mit Ausnahme Rußlands waren sie alle kriegsmüde; Österreich hatte nur geringes Interesse an der Entthronung des kaiserlichen Schwiegersohnes, wollte aber vor allem den gefährlichen Rivalen Preußen nicht zu mächtig werden lassen; Schwedens Interessen lagen nicht am Rheine, sondern in Norwegen, und Friedrich Wilhelm III. glaubte seinem erschöpften Lande keine großen Opfer mehr zumuten zu dürfen. Das einzige treibende Element in diesem Feldzuge war der tapfere Führer der Schlesischen Armee, der greise Blücher in Verbindung mit Gneisenau; glücklicherweise wurde er von Kaiser Alexander im Großen Hauptquartier unterstützt. In keinem anderen Kriege sind die für Koalitionskriege charakteristischen Erscheinungen so deutlich erkennbar, wie gerade in diesem Feldzuge.

Die Schlacht bei Leipzig hatte die französische Armee zertrümmert, so daß am Schluß des Jahres Deutschland, abgesehen von den noch besetzt gehaltenen Festungen, vom Feinde frei war bis zum Rhein. Jetzt trat eine längere Pause ein, kein beschlossener, wohl aber ein tatsächlicher Waffenstillstand, hervorgerufen durch das Bedürfnis nach Ruhe, Erholung und Ergänzung, eine Pause, die den Franzosen mehr als den Verbündeten zu gute kam.

Die Trümmer der französischen Armee hatten schon Anfang November den Rhein überschritten; die Verbündeten — nach Einschließung der noch von den Franzosen im Innern Deutschlands besetzten Festungen über 300000 Mann und 1000 Geschütze stark — machten am Rhein halt. Hätte man ernstlich gewollt, so hätte man schon im Jahre 1813 in Paris einziehen können. Statt dessen begannen in Frankfurt a. M., dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, Beratungen über die Fortsetzung des Krieges, wobei es dem schlauen Lenker der österreichischen Politik Metternich nicht schwer wurde, die führende Rolle an sich zu reißen.

Anfang Dezember vermochte Napoleon den Verbündeten rund 53000 Mann operationsfähige Truppen entgegenzustellen; bei der gänzlichen Erschöpfung des Landes war diese Armee beim ersten größeren Zusammenstoß mit den Verbündeten erst auf etwa 71000 Mann gewachsen. Im Hauptquartier Schwarzenbergs suchte man die Entscheidung nicht in dem Niederwerfen des feindlichen Heeres, sondern in der Einnahme strategisch wichtiger Punkte. Als einen solchen sah man das Plateau von Langres an und scheute nicht den Umweg über die Schweiz, um sich dieses wichtigen Punktes (!) ohne Schwertstreich zu bemächtigen. Von hier aus — 1626 Fuß

[1]) Vgl. Märzheft S. 896.

über dem Mittelländischen Meere — bildete man sich ein, das tiefergelegene Frankreich zu beherrschen. Ein solche „Strategie" erscheint uns heute ganz unverständlich; schon der alte Blücher hielt mit seinem derben Spott über die „Wasserscheidenstrategen" nicht zurück.

Der Herr Verfasser schildert diese Verhältnisse sehr anschaulich und spricht die Meinung aus, daß diese Strategie lediglich als Deckmantel der österreichischen Politik dienen sollte. Wirklich energisch wurde der Krieg nur von der Schlesischen Armee geführt, die schon am 25. Januar bei St. Dizier auf dem rechten Flügel der bei Langres aufgestellten Hauptarmee eingetroffen war. In richtiger Erkenntnis seines gefährlichsten Gegners stürzt sich Napoleon auf Blücher, um ihn von Schwarzenberg zu trennen, wird aber bei la Rothière geschlagen. Jetzt erhebt sich Napoleons Genie zu seiner vollen Höhe. Mustergültig sind die Befehle zum Rückzuge nach der verlorenen Schlacht; da er sich nicht verfolgt sieht, bereitet er sofort wieder weit ausschauende Pläne vor, die um Mitte Februar zu einer Reihe glänzender Erfolge gegen seine an Zahl weit überlegenen Gegner führen. Was dieser Mann in jenen Tagen leistete, grenzt geradezu ans Wunderbare.. Die Blößen, die sich der allzu kühne Blücher gibt, nützt er durch kurze energische Angriffe aus; gleichzeitig aber gibt er die durchdachtesten Befehle zur Organisation neuer Streitmittel und zur Anpassung der Kriegführung an die politische Lage. Niemals war Napoleon größer als in diesen Tagen, wo er die Fähigkeit, seine Gedanken ganz auf den Gegenstand, der eine Entscheidung forderte, zu konzentrieren, in glänzender Weise an den Tag legte. Er selbst sagte von sich auf St. Helena: „Die verschiedenen Gegenstände und Geschäfte lagen in meinem Kopfe wie in Schubfächern eines Schrankes. Wenn ich ein Geschäft unterbrechen will, schließe ich sein Fach und öffne ein anderes. Sie vermengen sich nicht und nie stören oder ermüden sie mich. Wenn ich schlafen will, schließe ich alle Fächer und schlafe."

In den fünf Tagen vom 10. bis 14. Februar bringt er der isoliert vorgehenden Schlesischen Armee ebenso viele Schlappen bei und nötigt sie zum Rückzuge auf Châlons a. M. Mit Windeseile stürzt er sodann auf die Hauptarmee, schlägt sie am 18. Februar bei Montereau, so daß sie eiligst auf Troyes zurückgeht. Nur Blücher verliert auch jetzt den Mut nicht; er setzt es durch, daß ihm auf seine dringenden Vorstellungen hin erlaubt wird, sich von der Hauptarmee zu trennen und den Angriff wieder aufzunehmen. Damit beginnt eine neue Phase des Krieges, deren Erzählung dem folgenden Bande vorbehalten ist.

Das Buch ist mit Karten und Plänen gut ausgestattet. Namentlich die in den Text eingefügten Übersichtsskizzen erleichtern das Verständnis der Operationen.

H. Rohne, Generalleutnant z. D.

W. Münch, Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Berlin, 1903. G. Reimer. X und 537 S. gr. 8°. geb. 11 M.

Das Buch behandelt alle einigermaßen wichtigen Fragen des höheren Unterrichts. Vor allem aber ist es reich an feinen Bemerkungen über die Tätigkeit des Lehrers und Erziehers. Wem die Muse der Erziehung bei seiner Geburt einen Blick der Weihe zugeworfen hat, der findet in dem Verf. einen freundlich-ernsten Berater, wenn ihm nämlich daran liegt, seine glückliche Naturanlage voll zu entfalten und zur wirklichen Kunst zu steigern. Der Hauptwert des Buches besteht darin, daß es soviel Erlebtes, offenbar mit körperlichem wie geistigem Auge Geschautes enthält. Der Verf. hat viel gelesen, außer den deutschen pädagogischen Schriften vor allem die englischen und französischen; aber die Quellen seiner Inspiration sind doch nicht die Bücher, sondern die eigenen äußeren und inneren Erlebnisse. Sein Buch handelt von der Schule, riecht aber nicht nach der Schule. „Wenn dich die bösen Pedanten locken", diesen Rat gibt er dem Lehrer, „so folge ihnen nicht. Wenn die Grämlichen

dich anstecken wollen, halte dich immun." „Glückliches Deutschland", werden die Ausländer sagen, „wo die Lehrer solche Vorgesetzte haben". Münch ist früh durch seine Tüchtigkeit wie durch die Gunst der Umstände zu hohen Stellungen gelangt, die seiner sinnenden Beobachtung reiche Nahrung zuführten. Dazu kommt, daß er nicht bloß selbst von natürlicher Offenheit und Mitteilsamkeit ist, sondern zugleich ein ganzes Bündel von Dietrichen zu seiner Verfügung hat, um sich die verschlossenen Seelentüren zu öffnen. Was er nun von Lehrern gesehen, gehört und sich selbst dabei gedacht hat, das findet sich alles in diesem Buche niedergelegt. Man wird überdies nur selten Menschen begegnen, die eine so starke instinktive Abneigung haben vor parteiischen und leidenschaftlichen Übertreibungen, die eine so tiefe Einsicht in die vielseitige Bedingtheit aller menschlichen Verhältnisse besitzen. Es werden deshalb alle mit ihm zufrieden sein, nur würde jeder gerade für seine eigene Art und sein Fach eine vollertönende Anerkennung gewünscht haben. Über das Griechische und Lateinische hätte er auch wirklich mit viel mehr Wärme reden können. Es ist aber ein Trost, daß er den Neusprachlern anderseits antwortet, „eine recht befriedigende Lösung ihrer Aufgaben lasse sich erst allmählich erhoffen".

Es ist selbstverständlich, daß man aus einem Buche von Münch über die äußere Organisation des höheren Unterrichts nur Genaues und Zuverlässiges erfährt. Hat er doch an allen Wandlungen unserer Schulen einen tätigen Anteil genommen. Ungefähr dasselbe könnte man sich aber auch aus anderen Büchern holen. Auch über die Methodik der einzelnen Lehrfächer ist viel Gutes schon von anderen gesagt worden. Mit einer so feinsinnigen und fein abwägenden Psychologie aber ist nur selten über die Tätigkeit des Lehrers und Erziehers geredet worden. Man merkt dem Verf. an, daß ihm ein Unterrichten, dem man fortwährend die Absicht anmerkt oder das durch Schneidigkeit seine Unbedeutendheit zu verdecken sucht, ein Gräuel ist. Er gesteht, daß der Lehrer, vor vollen Klassen stehend, etwas vom Tierbändiger an sich haben müsse; doch warnt er, es den Exerziermeistern niedersten Grades gleichtun zu wollen. Immer wieder gibt er Anleitung, in den Seelen der Schüler zu lesen, sich das Verwickelte dessen, was man schlechtes Betragen, Unaufmerksamkeit, Faulheit nennt, klar zu machen, um nicht durch ungeschickte Gegenwirkungen den krankhaften Zustand nur zu verschlimmern. Auch über die Kunst des Strafens und Fragens sagt er vortreffliche Dinge. Nach beiden Seiten ist er gerecht: er führt die Sache der Lehrer, redet aber auch von den Menschenrechten der Schüler. Von überspannten, aus einem heißen Kopfe entnommenen Forderungen ist nirgends die Rede. Eben deshalb darf er sich einbilden, hier etwas zu lehren, die Lehrer zu bessern und zu bekehren.

Gr. Lichterfelde b. Berlin. O. Weißenfels.

La mère de Goethe. D'après sa correspondance. Par Paul Bastier, Lector à l'université de Koenigsberg. Paris, Perrin et Co. 1902, 246 pp.

Ein hübsches Buch, das wir den Franzosen empfehlen würden, wenn sie auf unsern Rat warteten. Wir Deutschen werden nicht geneigt sein, die köstliche Sprache der Frau Aja anders als im Orignal zu lesen; schon auf ihre wundervolle Orthographie mögen wir nicht verzichten. Herr Bastier hat eine große Liebe zu seiner Heldin; er nennt sie „la plus spirituelle des épistolières allemandes"; ja, man merkt öfter, daß er in ihr das Ideal einer französischen Frau findet. Der Unterschied zwischen einer prächtigen fränkischen Dame und einer prächtigen französischen mag in der Tat gering sein, aber welcher Franzose kann uns eine Landsmännin zeigen, die wir eben so gern als Ideal deutschen Wesens hinstellen möchten?

Weimar. W. Bode.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Bohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

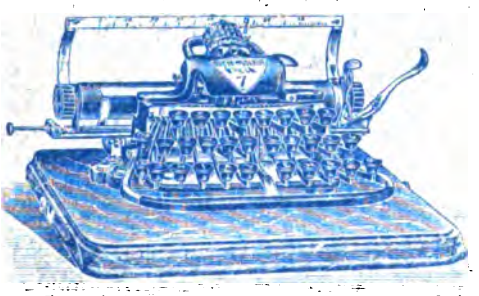
Amerikanische Schreibtische.

Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Größte Auswahl in **Rolljalousie-, Steh- und Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Notenschränken etc.**

Neuer illustrierter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer



(D. R.-P. No. 53295, 59697, 64836, 70716, 81061)

vereinigt bei einfachster u. garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Überall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Größte Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

Pfarrer Dr. Hermann Franke

Christentum und Darwinismus

in ihrer Versöhnung.

X. 120 Seiten. ◦ Vornehm ausgestattet:

Geheftet M. 2.—. ◦ Gebunden M. 3.—.

„Das ist ein Buch, modern im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich in seinem Buch ein hohes Ziel gesteckt: die Versöhnung zwischen Christentum und Darwinismus, wohlverstanden: dem eigentlichen Darwinismus. Er will zeigen, daß das, was das Grundlegende im Darwinismus ist, nämlich der Entwickelungsgedanke, durchaus nicht gegen das Christentum verstößt, welches seinem Wesen nach selbst „evolutionistisch“ ist. Die Verbindung des Darwinismus mit dem Materialismus, in welcher Vereinigung der erstere leider fast ausschließlich in die Masse gedrungen ist, ist durchaus zufällig und dem Grundzug des Darwinismus zudem völlig widersprechend. Man mag in Einzelheiten dem Verfasser nicht zustimmen können, aber unbestritten wird ihm das Verdienst bleiben müssen, den gegenwärtigen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen seiner Lösung um einen bedeutenden Schritt näher gebracht zu haben. **Möchten recht viele unter den Gebildeten, vor allem auch recht viel Geistliche, die nicht achtlos an den die Gegenwart bewegenden Fragen vorübergehen wollen, dies Buch zur Hand nehmen! Sie werden es nicht ohne geistigen Gewinn fortlegen.**“

»Herr bin ich's?«

Sieben Passionsbetrachtungen

in Bildern aus der Leidensgeschichte.

Geheftet Mk. 1.—. ◦ Gebunden Mk. 2.—.

Alexander Duncker. Berlin W. 35

Lützowstraße 43.

Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

HARVARD COLLEGE
JUL 13 1903
CAMBRIDGE

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. Juli 1903. Heft

Jahrgang 1902/3. Juliheft.

Inhalt des Julihefte:

	Seite
Julius Lohmeyer: Leitspruch	481
Julius Lohmeyer: Schloss Hohenzipp. Novelle I.	481
Julius Lohmeyer: Aus: Gedichte eines Optimisten	504
Victor Blüthgen-Berlin: Julius Lohmeyer. Ein Gedenkblatt	505
Julius Lohmeyer: Aus: Auf Pfaden des Glücks und Gedichte eines Optimisten	514
Rudolf Eucken-Jena: Das Aufsteigen eines neuen Idealismus	515
Goethe: Gedicht	525
Adolf Matthias-Berlin: Zeit- und Streitfragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens. 1. Der Schulfriede	526
Julius Lohmeyer: Aus: Auf Pfaden des Glücks	532
Isolde Kurz-Florenz: Dichtungen: I. „Dort pressen die Winzer den Purpurwein". II. „Geheimnis". III. „Unerreichbar". VI. „Wo?" V. „Traumland". VI. „Panik"	533
Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne-Berlin: Der Wert der Kavallerie in einem nächsten Kriege	538
Otto v. Leixner-Gr. Lichterfelde: Die Muse als Magd des Alkohols	550
Johannes Reinke-Kiel: Zwei neue populäre Schriften über den Darwinismus	555
Elisabeth v. Oertzen: Mütterlichkeit	561
Alfred Lichtwark-Hamburg: Justus Brinckmanns Lebenswerk	567
Adolf Bartels: Aus: Kritik und Kritikaster	584
Julius Lohmeyer: Aus: Auf Pfaden des Glücks	584
Dr. Alfred Funke-Berlin: Unsere koloniale Arbeit	585
Theodor Schiemann: Über auswärtige Politik	599
Wilhelm von Massow: Über innere Politik	605
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	612
Paul Dehn: Das Deutschtum im Auslande	623
Carl Busse: Über neuere Literatur	628
Bücherbesprechungen: Victor Blüthgen, Fritz Lienhard, Richard Redlich u. A.	636

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart",

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Hefte ist beigeheftet ein Prospekt der **Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung, Leipzig** über **Julius Lohmeyer: Auf weiter Fahrt,** sowie ein Prospekt des Verlages **Gebauer-Schwetschke, Halle** über **Sven Hedin u.s.w.**

Wir empfehlen diese Beilagen der Beachtung unserer Leser!

Julius Lohmeyer

Den Glauben hochhalten, den Glauben an Gott und das deutsche Volk!

Wir Männer sollten nichts anderes tun, als die Bundeslade des deutschen Idealismus mit geschliffenem Schwert umringen und diesen Schatz hindurchtragen durch die Lande.

Julius Lohmeyer
auf seinem Sterbebette zu einem Freunde.

Schloss Hohenzipp.

Novelle
von
Julius Lohmeyer.

JUL 15 1903
CAMBRIDGE, MASS.

I.

In dem halbverdunkelten Eckzimmer des Schlosses saß der kranke Freiherr. Seine hagere Gestalt ruhte kraftlos in den Kissen des großen Armstuhls. Sein Atem ging schwer, und als er nun den Arm erhob, um die Klingel auf dem naheſtehenden Tischchen anzuschlagen, schien diese kleine Bewegung schon ihm Anstrengung zu kosten.

Franz, der alte Diener, trat geräuschlos ein und reichte seinem Herrn den Löffel mit den belebenden Äthertropfen. Dann zog er die herabgesunkene Decke wieder über die Kniee des alten Herrn, legte die Kopfkissen zurecht und schlich leise in den Flur zurück.

Das Haupt des Kranken ruhte noch eine Zeitlang zurückgelehnt mit geschlossenen Augen.

Man hörte einen Wagen im Schloßhof vorfahren.

Die Tropfen taten die gewohnte Wirkung. Die Züge des Freiherrn belebten sich wieder ein wenig, er schlug mit einem tiefen Aufatmen die Lider unter den buschigen Brauen empor; seine Blicke glitten durch das Erkerfester auf das in zitternder Mittagsglut ruhende Tal hinaus. Wie prüfend hafteten sie an den einzelnen Stätten, mit denen ihn so viele Erinnerungen mancherlei Art verbanden. Dort hinten die frisch grünende Buchenlehne des Höhenrückens am Ufer der Imme, davor — zwischen Fluß und Bergrand — das Gewirr rauchgeschwärzter Schmiede- und Maschinenwerkstätten der Wolframschen Eisenwerke mit ihren qualmenden Schornsteinen und Hochöfen.

Jetzt blieben die großen, grauen Augen an einem stattlichen Neubau von rotem Sandstein haften, der sich dem Schlosse gegenüber auf halber Anhöhe erhob, nahe den umhegten Schloßwiesen.

Durch das Fenster strömten Rosendüfte herein, sie kamen von den jäh nach dem Flusse abfallenden Terrassen des Schlosses, das mit seinen hohen Türmen und Giebeln hier von der Talwende aus weithin das Land zu beherrschen schien.

Eine Gabelweihe erhob sich aus den alten Wipfeln des Parkes, der Jägerblick des Freiherrn folgte den Kreisen, die sie dort oben in den Lüften zog. Langsam schwebte sie weiter und weiter dem Walde zu, der sich an den Park anschloß. Dort, hinter dem Walde, stieg von der Imme bis zu halber Berghöhe die Stadt Rodenburg empor mit ihren hochgiebeligen Häusern, den beiden gotischen Kirchtürmen, ihren Umwallungen und Vorstädten. —

Im Schloßhof, vor der Rampe des ansehnlichen Schloßportals, hielt der ankommende Wagen.

„Melden Sie mich," rief ein grauer, noch frisch aussehender, vornehmer Herr dem Diener zu, der ihm den Wagenschlag öffnete.

„Bei der gnädigen Frau?"

„Nein, bei meinem Bruder."

Dieses „Nein" klang schier verdrossen und ablehnend.

Bald darauf trat Doktor Hermann von Zippwitz, der jetzt fast täglich von Klein-Zipp herüber kam, um nach dem kranken Bruder zu sehen, behutsam in das Erkerzimmer ein. Der Freiherr streckte ihm kraftlos die sehnige Hand entgegen.

„Guten Tag, lieber Botho. Wie war die Nacht?" fragte der jüngere Bruder besorgt in seiner etwas getragenen Sprechweise und nahm dem Kranken gegenüber in dem hohen Polsterstuhl Platz.

„Ich hatte mehr Anfälle als sonst," erwiderte der Freiherr stöhnend.

„Oh! — Und jetzt?"

„Jetzt fühle ich mich freier. Es sind ja dies immer meine besten Stunden."

„War Doktor Schwarz heute schon bei dir?"

„Er muß bald kommen."

„Und — Pastor Ruthard?"

„War nicht hier."

„Er wollte nach dir sehen, dich begrüßen."

„Es wäre mir lieber, er käme nicht."

„Aber, lieber Botho, du weißt, welche Anhänglichkeit er für dich hat. Er liebt dich geradezu."

„Ja, ja, und ich habe ihn ja auch sehr gern, aber ich fürchte jetzt jede Erregung."

„Bist du ihm denn noch böse?"

„Böse? Ach nein! Ich zürne überhaupt niemandem mehr. Und es gibt keinen besseren Mann in unserem Tal als Ruthard. Aber wir stehen uns nun einmal in unseren Meinungen allzu schroff gegenüber. Wer versteht sich überhaupt noch in unserer Zeit? Ruthard ist ein goldener, tapferer Mensch von reinstem Willen, aber ein Idealist, ein sozialistischer Schwärmer, ein — ein Phantast —" Der Kranke ereiferte sich mehr und mehr. „Er — er regt uns die Leute auf, jetzt, wo wir seine Hülfe so nötig hätten. Er steht nicht mehr zu uns —"

„Er steht über den Parteien."

„Sehr schön, aber ein Prediger soll versöhnen, nicht hetzen."

„O das tut er auch nicht."

Franz meldete den Verwalter Karger und den Förster Winter.

Der Freiherr nickte. „Entschuldige mich einen Augenblick," sagte er zum Bruder.

Die beiden Graubärte traten ein. Der mächtige Neufundländer, der lang hingestreckt zur Linken des Kranken geruht hatte, erhob sich knurrend.

„Kusch dich, Troll!" rief der Freiherr.

Troll streckte sich, nachdem er die beiden Alten erkannt hatte, nieder.

„Wie befinden sich der Herr Baron?" fragte der Förster, ein untersetzter derbknochiger Knebelbart, voll Teilnahme.

„Ja, ja, mein guter Winter, es sieht übel mit mir aus."

„O, der Herr Baron werden sich bei diesem schönen Frühlingswetter bald wieder erholen!" brachte der Alte treuherzig hervor, doch ruhten dabei seine Blicke voll Besorgnis auf den eingesunkenen Wangen des Freiherrn.

„Nein, nein, mein alter Winter, wir werden keinen Pürschgang mehr miteinander machen ... Wie weit sind Sie mit den Anpflanzungen am Baerberge?" setzte er plötzlich, beinahe eifrig, hinzu.

„Wir sind den halben Berg, längs der Talseite, schon herauf; auch im Mittelschlag am Westerforst haben wir jetzt zwanzig Leute beschäftigt."

„Gut, gut! ... Sehen Sie mir dem — dem Windler auf die Finger!" eiferte der Freiherr, wieder schwerer atmend. „Ich habe kein Vertrauen mehr zu dem Menschen. Trinkt er nicht? ... Ich sollte meinen ... Der Teufel hole seine dienstwilligen Redensarten! ... Und

dem Grübler sagen Sie, er solle die Arbeiten tüchtig betreiben. Wir haben diesen Sommer noch die Hölle voll zu tun. Sitzen Sie ihm auf dem Nacken; der Alte wird bequem."

Der Freiherr ruhte erschöpft wieder eine halbe Minute mit geschlossenen Augen, dann rang er sich abermals empor.

„Und Sie, Karger, haben Sie das Dokument gefunden?"

„Nein, Herr Baron."

„Teufel, Teufel, ich muß es aber haben!"

„Ich habe mit meinem Neffen Irmler das kleine Archiv ganz durchsucht, Blatt für Blatt."

Der Freiherr machte eine mißbilligende Grimasse.

„Sie sollten mir dem jungen Fant nicht so viel Vertrauen schenken. Zum Donnerwetter, lassen Sie ihn doch nicht überall die Nase hineinstecken!" rief er plötzlich auffahrend. Dann fuhr er etwas gemäßigter fort: „Offen gestanden, der Herr gefällt mir ganz und gar nicht; der Mensch hat eine lauernde, unterwürfige Art, er ist ein Schleicher."

Karger sah zu Boden.

„Und frech ist er gegen die Hofleute. Was gehen ihn meine Leute an? Sagen Sie dem Herrn Referendar — er ist ja doch wohl erst Referendar? . . ."

Karger antwortete nicht.

„Er soll nach Berlin gehen und sein Examen machen. Was will er denn überhaupt noch hier?"

„Verzeihen Herr Baron, mein Neffe sollte sich hier in der frischen Landluft etwas erholen, er hat sich beim Examen überarbeitet. Das ist ihm auf die Nerven gegangen. Er war schon ganz melancholisch, so daß ich manchmal dachte, es könnte wohl gar schlimm mit ihm werden; er phantasierte und redete von Tod und Selbstmord. Das hat sich ja nun gegeben. Ich muß mich doch des Sohnes meiner Schwester etwas annehmen."

Der Freiherrr schwieg verstimmt. Seine Kräfte waren erschöpft.

Dann sah er zu den beiden Männern auf, reichte ihnen freundlich lächelnd die Hand und verabschiedete sie mit einem stummen, gütigen Nicken.

„Am Sonnabend kommen Sie wieder!" rief er ihnen nach. „Bringen Sie mir die Verträge mit Winter."

Der Freiherr wollte seine Blicke wieder dem Bruder zuwenden, da bemerkte er die Baronin, eine stolze, volle Gestalt von vornehmer Haltung, auf der Schwelle des kleinen Jagdzimmers. Die alten Beamten traten,

sich vor der gebietenden Erscheinung verneigend, zurück und entfernten sich dann durch die Tür nach dem Flur.

Doktor Hermann erhob sich und rückte an seiner Goldbrille.

Mit einer kühlen Miene und ungeduldig über ihn hinwegsehend reichte die Baronin, näher hinzutretend, dem Schwager die Hand, dann wandte sie sich, kaum ihren aufwallenden Unwillen beherrschend, zu ihrem Gatten. „Kommerzienrat Wolfram und Sohn sind da. Ich möchte dir aber raten, sie heute nicht zu sehen." Ein Blick streifte den Schwager. „Es wird dir sicher zu viel." „Aber nein, nein!" keuchte der Freiherr heftig. „Die Herren sollen kommen, ich erwarte sie." Ein harter Zug im Gesicht der Baronin stieg auf, dann aber bezwang sie sich und sagte nachgiebigen Tones: „Wie du willst, lieber Mann." Erhobenen Hauptes rauschte sie wieder zu der Tür hinaus, durch die sie gekommen war. —

II.

Prustend und stappend ging Kommerzienrat Wolfram die Treppe zum Obergeschoß hinauf. In seinem altfränkischen langen Rocke, die beschirmte Seidenmütze in der Hand, gemahnte er an vergangene Zeiten. Jetzt stand der mächtige Alte auf dem obersten Treppenabsatz und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Eine anmutige Mädchengestalt in hellem Kleide kam den Herren entgegen, des Freiherrn Tochter. „Liebe Thekla!" rief Wolfram ihr herzlich entgegen. „Sieh', sieh', wie sommerlich und duftig!" Er streichelte ihr Kinn und Wangen. Dann sah er sich nach seinem Sohn um. „Viktor sagt wohl dem Kutscher noch Bescheid. Wollen Sie mich zum Papa führen?"

„Gerne!" erwiderte Thekla, nicht ohne einen erwartenden Blick die Treppe hinabzuwerfen. Sie reichte dem alten Freunde den Arm und führte ihn ins Zimmer des Vaters.

Wenige Minuten später trat sie wieder auf den Flur hinaus, und nun stand plötzlich die schlanke, männliche Erscheinung Viktors vor ihr. Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er griff in der ersten Aufwallung mit beiden Händen zu. So standen sie einen Augenblick und sahen einander ernst in die Augen.

Dann lösten sich ihre Hände, beide traten ans Flurfenster und blickten hinaus über die sonnenbeschienene Landschaft.

Die gemeinsame Trauer hielt ihre Herzen im Bann, sie fanden nicht gleich Worte. Die Herzen waren ihnen schwer, und doch lag in dieser gemeinsamen Trauer auch etwas Beglückendes, dies Gefühl der Gemeinsamkeit ihres Schmerzes bildete gleichsam ein neues Band zwischen ihnen.

Obwohl Thekla den Blick hinausgewandt hielt, meinte sie immer den Jugendfreund vor sich zu sehen, seine kräftige Gestalt, die von Gesundheit und Energie sprach, sein scharfgeschnittenes Gesicht mit dem vollen braunen Haar und dem kleinen, etwas helleren Schnurrbart, besonders aber seine Augen, die sich bei jedem Blick so tief in ihre Seele senkten.

Und Viktor erging es ähnlich. Vermochte er doch so lange schon das schmale Gesichtchen Theklas mit den schweren, aschblonden Flechten nicht aus seinem Sinn zu bannen! Und seit er vor einem halben Jahr aus der Fremde heimgekehrt war, um seine erworbenen Kenntnisse in den Werken des Vaters zu betätigen, hatte diese Neigung zur Tochter des Schloßherrn tief in seinem Innern Wurzel gefaßt. Die Sanftmut und Güte ihres Wesens, die schon aus dem rührend lieblichen Ausdruck ihres Gesichts sprachen, bezauberten ihn immer wieder.

Als Beide so standen, mußte Thekla der scherzhaften Äußerungen gedenken, welche ihre beiden Väter in letzter Zeit über sie und Viktor zu wiederholten Malen getan hatten, und unwillkürlich senkte sie den Blick verlegen zu Boden, gleich als ob der neben ihr stehende Jugendfreund ihre Gedanken erraten könnte.

Fast erschrak sie, als er nun von ihrem Vater zu sprechen begann; dann erzählte sie bewegten Herzens von seinen Leiden und der stets zunehmenden Gefahr seines Zustandes, und als sich Tränen dabei in ihre Augen stahlen, da wußte sie nicht recht: galten sie dem Vater oder der Empfindung, daß sich — wenn er ihr genommen würde — etwas zwischen Viktor und sie schieben könnte? Mit Gewalt diese Gedanken fortschiebend, fragte sie nach Viktors Reform- und Erweiterungs-Arbeiten an dem alten Eisen- und Stahlwerke, und mit Aufmerksamkeit lauschte sie seinen kurzen Mitteilungen. Ihre sich immer gleich bleibende Teilnahme an den Organisations-Bestrebungen, die so gar nichts Gesuchtes an sich hatte, tat ihm stets wieder aufs neue wohl.

Der kranke Freiherr empfing inzwischen Viktors Vater, den Kommerzienrat Wolfram, mit weit vorgestreckten Händen und einem freudigen Aufleuchten seiner Augen. Er hatte das Erscheinen des treuen Nachbarn offenbar lange erwartet.

Doktor Hermann von Zippwitz — seine anthropologischen Forschungen im Immental hatten ihm den Ehrendoktor der Universität Leipzig eingetragen — erhob sich sichtlich erfreut und begrüßte den Alten ebenfalls sehr vertraut und herzlich.

„Das trifft sich gut, daß ich Sie bei der Gelegenheit nun doch auch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekomme!“ rief er neckend.

Und auch der Freiherr sagte schmollend: „Sie haben sich lange nicht bei mir sehen lassen, mein guter Rat."

„Ja, ja, habe mir selbst schon genugsam Vorwürfe gemacht, mein lieber guter Baron. Schwere Zeiten, sehr schwere Zeiten!"

„Und Ihr Bau nahm Sie auch wohl in Anspruch", fügte der Freiherr entschuldigend hinzu.

„Ja, mein Bau, gewiß, ja! Aber die Arbeiterverhältnisse, o! ich komme nicht mehr zum Aufatmen — — Um zehn Prozent haben wir zum neuen Jahre die Löhne schon erhöht, um zehn Prozent, bedenken Sie! Das ist unerhört. Gut, ich habe meinem Sohne nachgegeben, und jetzt, wo die großen Lieferungen vor der Tür stehen, verlangen sie neunstündige Arbeitszeit, neun Stunden! Es ist zum Wändehinanlaufen — —" Der cholerische alte Herr unterbrach sich, indem er sich teilnahmsvoll dem Freiherrn zuneigte. „Aber was rede ich immerfort von meinen Geschäften! Zunächst müssen Sie wieder gesund werden, lieber Baron! Ich höre, es geht Ihnen nicht gut, was?"

Seine etwas polternde Stimme war weich geworden, als er sich an des Kranken Seite den Stuhl zurechtrückte und seine welke Hand erfaßte und drückte.

„Nein, nein, fahren Sie nur fort!" wehrte der Freiherr. „Ich bin erstaunt, wie rasch der Bau Ihres neuen Hauses vorwärts kommt. Ich verfolge ihn sehr aufmerksam von meinem Fenster aus."

„Ein höchst stattlicher, künstlerisch edler Bau, lieber Rat!" gab der Bruder des Freiherrn mit sachverständig abgewogener Anmerkung hinzu. „Und ein wundervolles Material, dieser rote Sandstein. Die Wärme des Tones wird herrlich wirken und mit dem Waldhintergrund vortrefflich harmonieren."

„Nun, wir haben uns, denk ich, lange genug mit der schmalen Klitsche am alten Dampfhammer beholfen. Den ersten Stock soll Viktor beziehen, wenn — nun wenn er einmal heiratet."

Der Freiherr winkte dem Rat mit einem gewissen, verständnisvollen Lächeln zu.

„Lieber Hermann", sprach er dann leise zu seinem Bruder, „wolltest Du wohl die Tür zum Jagdzimmer einmal schließen, ich möchte —" Eine Unruhe schien sich des Kranken bemächtigt zu haben.

Der Bruder ging und schloß die Tür, dann kehrte er wieder auf seinen Platz zurück.

„Kommen Sie, mein lieber Rat," sagte nun der Kranke. „Hier, — noch näher."

Der Rat mußte den Stuhl dicht an den Lehnstuhl des Freiherrn heranrücken.

„Ich muß ihnen gestehen, ich habe Ihr Kommen längst ersehnt, aber ich wollte nicht unbescheiden sein. Ich weiß ja, wie schwer Sie jetzt abkommen können. Oder —“ er blickte dem Andern durchdringend in die Augen — „zürnen Sie mir etwa wegen der Schloßwiesen?“

„Aber, mein lieber Baron, wie können Sie —“

„Ja, glauben Sie mir, ich kann es nicht! Ich habe Ihnen gegeben, was ich überhaupt durfte. Sie müssen sich nach der Stadt zu ausbreiten. Die Wiesen sind altes Schloßgut, das ich nicht vergeben darf.“

Der Rat zuckte die Achseln. „Hm — wenn es gegangen wäre, — Sie wissen ja selbst am besten, wie ich mich einrichten muß. Aber lassen wir das!“

„O, ich habe auch noch mancherlei Anderes mit Ihnen zu bereden! Ernstes, sehr Ernstes . . . Es geht zum Letzten, alter Freund —“

„Lieber Baron, keine solchen sentimentalen Gedanken! Lassen Sie uns nur erst wieder unsere nächste Waldfahrt zusammen machen!“

„Vorbei! Täuschen wir uns nicht. Und ich will ja gehen — — Ob ich gern sterbe? Gern? Wer stirbt gern! Aber mein Leiden hat mich allerdings doch etwas gleichgültiger gemacht gegen den letzten Abschied — wie gut, daß Gott uns die Schmerzen schickt als Pförtner zum Jenseits —, so folgen wir williger . . . Mein Leben war ja auch reich, das kann ich wohl sagen, reich und gesegnet. Aber — ich kann die Ruhe eines rechtschaffenen Scheidens noch nicht finden. Ernste Sorge hält mich noch an der Scholle — — Sie wissen, was es ist.“

Der Bruder wollte nun auch beruhigend eingreifen und dem Kranken die trüben Todesgedanken verjagen, doch schon nach den ersten Worten unterbrach ihn der Freiherr.

„Nein — nein — meine Lieben! Ich kenne — meinen Zustand! Glaubt mir nur, ich — verlasse dieses Zimmer nicht mehr!“ brachte er stoßweise hervor. „Doktor Schwarz widerspricht mir auch nicht mehr, wenn ich es ihm auf den Kopf zusage.“

Die Beiden schwiegen, ihnen fehlte der Mut zu trösten.

Nach einer Weile begann der Freiherr wieder: „Ehe ich ende, lieber Rat: wie weit sind sie mit dem Kauf von Gröditz? Vergeben Sie mir nur, daß — daß ich sie damit belaste.“

„Schonen Sie sich!“ bat der Rat. „Wir bekommen das Vorwerk, ja. Auch um den ausbedungenen Preis, gewiß. Aber erst nach der Ernte. Ich denke, Anfang August wird der Kauf perfekt.“

„Das ist mir lieb, — sehr lieb! Sehen Sie, ich will — anlegen, was ich noch anlegen kann."

„Ei nun, Sie haben wirklich nicht solche Eile, guter Baron!"

„Nein, ich — ich muß mit dem Tage rechnen . . . Und nun —" er faßte die Hand des Rates und sah ihm bittend und zutraulich in die kleinen, klaren Augen unter den grauen Brauenbüschen — „nun habe ich — noch eine große Bitte an Sie!"

Der Rat winkte, wie im voraus gewährend.

„Eine letzte Bitte! Sie sollen mir eine — eine schwere Last von der Seele nehmen —"

„Sprechen Sie! Sprechen Sie! Was ich kann — Sie wissen es — wird geschehen."

Der Freiherr atmete tief auf. Es klang wie ein Röcheln. „Meine Bitte ist aber — eine große —"

„Reden Sie ohne Rückhalt."

„Ich möchte Sie zu meinem Testamentsvollstrecker ernennen."

Der Rat sah etwas stutzig und fast erschrocken vor sich hin. Seine Stirn verdüsterte sich sorgenvoll. „Aber Ihr Herr Bruder!" warf er ein.

Der Freiherr sah mit einem halb verlegenen Lächeln zu Hermann hinüber. „Sie wissen doch, dem ist jeder prähistorische Topf wichtiger als das ganze Besitztum."

Hermann von Zippwitz nickte vor sich hin. „Ich bleibe wohl in der Tat am besten aus dem Spiele bei einer so viele geschäftlichen Kenntnisse und Umsicht erfordernden Angelegenheit. Ich würde befürchten, meines Bruders Wünschen schlecht zu entsprechen, und darum bitte auch ich Sie, lieber Herr Rat —"

„Sie sind der einzige, der mir helfen kann!" versicherte der Freiherr. „Es geht — sonst — alles auseinander."

Der energische Mund des Rates mit den feinen Lippen preßte sich fest zusammen; er sah ernst zu Boden, als er stockend erwiderte:

„Sie wissen, mein guter, lieber Baron, daß ich Ihnen jedes Opfer brächte, das nur möglich wäre. Aber in diesem Falle kann ich Ihnen nicht zu Diensten sein."

Das schien eine große Enttäuschung für den Freiherrn. Einen Augenblick schwieg er, seinen Nachbarn aufmerksam, fragend anblickend. „So! Sie können nicht!" brachte er dann stöhnend hervor.

„Nein, ich kann es, ich kann es nicht übernehmen," sagte der Rat bestimmt.

Der Rat mußte den Stuhl dicht an den Lehnstuhl des Freiherrn heranrücken.

„Ich muß ihnen gestehen, ich habe Ihr Kommen längst ersehnt, aber ich wollte nicht unbescheiden sein. Ich weiß ja, wie schwer Sie jetzt abkommen können. Oder —“ er blickte dem Andern durchdringend in die Augen — „zürnen Sie mir etwa wegen der Schloßwiesen?“

„Aber, mein lieber Baron, wie können Sie —“

„Ja, glauben Sie mir, ich kann es nicht! Ich habe Ihnen gegeben, was ich überhaupt durfte. Sie müssen sich nach der Stadt zu ausbreiten. Die Wiesen sind altes Schloßgut, das ich nicht vergeben darf.“

Der Rat zuckte die Achseln. „Hm — wenn es gegangen wäre, — Sie wissen ja selbst am besten, wie ich mich einrichten muß. Aber lassen wir das!“

„O, ich habe auch noch mancherlei Anderes mit Ihnen zu bereden! Ernstes, sehr Ernstes . . . Es geht zum Letzten, alter Freund —“

„Lieber Baron, keine solchen sentimentalen Gedanken! Lassen Sie uns nur erst wieder unsere nächste Waldfahrt zusammen machen!“

„Vorbei! Täuschen wir uns nicht. Und ich will ja gehen — — Ob ich gern sterbe? Gern? Wer stirbt gern! Aber mein Leiden hat mich allerdings doch etwas gleichgültiger gemacht gegen den letzten Abschied — wie gut, daß Gott uns die Schmerzen schickt als Pförtner zum Jenseits —, so folgen wir williger . . . Mein Leben war ja auch reich, das kann ich wohl sagen, reich und gesegnet. Aber — ich kann die Ruhe eines rechtschaffenen Scheidens noch nicht finden. Ernste Sorge hält mich noch an der Scholle — — Sie wissen, was es ist.“

Der Bruder wollte nun auch beruhigend eingreifen und dem Kranken die trüben Todesgedanken verjagen, doch schon nach den ersten Worten unterbrach ihn der Freiherr.

„Nein — nein — meine Lieben! Ich kenne — meinen Zustand! Glaubt mir nur, ich — verlasse dieses Zimmer nicht mehr!“ brachte er stoßweise hervor. „Doktor Schwarz widerspricht mir auch nicht mehr, wenn ich es ihm auf den Kopf zusage.“

Die Beiden schwiegen, ihnen fehlte der Mut zu trösten.

Nach einer Weile begann der Freiherr wieder: „Ehe ich ende, lieber Rat: wie weit sind sie mit dem Kauf von Gröditz? Vergeben Sie mir nur, daß — daß ich sie damit belaste.“

„Schonen Sie sich!“ bat der Rat. „Wir bekommen das Vorwerk, ja. Auch um den ausbedungenen Preis, gewiß. Aber erst nach der Ernte. Ich denke, Anfang August wird der Kauf perfekt.“

„Das ist mir lieb, — sehr lieb! Sehen Sie, ich will — anlegen, was ich noch anlegen kann."

„Ei nun, Sie haben wirklich nicht solche Eile, guter Baron!"

„Nein, ich — ich muß mit dem Tage rechnen . . . Und nun —" er faßte die Hand des Rates und sah ihm bittend und zutraulich in die kleinen, klaren Augen unter den grauen Brauenbüschen — „nun habe ich — noch eine große Bitte an Sie!"

Der Rat winkte, wie im voraus gewährend.

„Eine letzte Bitte! Sie sollen mir eine — eine schwere Last von der Seele nehmen —"

„Sprechen Sie! Sprechen Sie! Was ich kann — Sie wissen es — wird geschehen."

Der Freiherr atmete tief auf. Es klang wie ein Röcheln. „Meine Bitte ist aber — eine große —"

„Reden Sie ohne Rückhalt."

„Ich möchte Sie zu meinem Testamentsvollstrecker ernennen."

Der Rat sah etwas stutzig und fast erschrocken vor sich hin. Seine Stirn verdüsterte sich sorgenvoll. „Aber Ihr Herr Bruder!" warf er ein.

Der Freiherr sah mit einem halb verlegenen Lächeln zu Hermann hinüber. „Sie wissen doch, dem ist jeder prähistorische Topf wichtiger als das ganze Besitztum."

Hermann von Zippwitz nickte vor sich hin. „Ich bleibe wohl in der Tat am besten aus dem Spiele bei einer so viele geschäftlichen Kenntnisse und Umsicht erfordernden Angelegenheit. Ich würde befürchten, meines Bruders Wünschen schlecht zu entsprechen, und darum bitte auch ich Sie, lieber Herr Rat —"

„Sie sind der einzige, der mir helfen kann!" versicherte der Freiherr. „Es geht — sonst — alles auseinander."

Der energische Mund des Rates mit den feinen Lippen preßte sich fest zusammen; er sah ernst zu Boden, als er stockend erwiderte:

„Sie wissen, mein guter, lieber Baron, daß ich Ihnen jedes Opfer brächte, das nur möglich wäre. Aber in diesem Falle kann ich Ihnen nicht zu Diensten sein."

Das schien eine große Enttäuschung für den Freiherrn. Einen Augenblick schwieg er, seinen Nachbarn aufmerksam, fragend anblickend. „So! Sie können nicht!" brachte er dann stöhnend hervor.

„Nein, ich kann es, ich kann es nicht übernehmen," sagte der Rat bestimmt.

„Und — warum glauben Sie es nicht zu können?“ fragte der Kranke mit matter, fast versagender Stimme.

Wolfram zögerte zu antworten, er bewegte sich auf seinem Stuhle hin und her, wandte die Augen vom Fußboden zur Decke und wieder zum Fußboden.

„Weil — weil ich es nicht darf! Erlassen Sie mir das Weitere!“ antwortete er endlich.

Jetzt sah ihn der Freiherr abermals scharf an und rückte sich ihm mit dem Oberkörper voll zu. „Lassen Sie mich nicht in Ungewißheit! Jetzt nicht! Sie dürfen das nicht!“ rief er erschrocken.

„Nun denn, weil ich interessiert bin.“

Langsam wiederholte der Freiherr: „Interessiert? . . . Wegen des möglichen Erwerbes der Schloßwiesen?“

„Nein.“

„Nein?“

„So erlassen Sie es mir doch!“ bat der Alte beinahe zärtlich.

Fast heftig aber stieß der Freiherr hervor: „Lassen Sie mich nicht — in Verzweiflung zurück! Ich muß — muß klar sehen. Haben Sie meinem Sohn, meiner Frau Vorschüsse gemacht?“

Der Rat sah zu Boden und schüttelte leichthin den Kopf.

„Verhehlen Sie mir nichts! Ich weiß es! Ich sehe es Ihnen an — Sie wollen es mir verschweigen.“

„Nun denn — ja!“ preßte der Alte hervor.

Der Freiherr sank seufzend in die Kissen zurück. Sein Bruder stand auf und umfaßte ihn besorgt.

„Und — welche Summe?“ fragte der Kranke, den Kopf hintenüber gelehnt.

„Fünfunddreißigtausend Mark . . . . Nun wissen Sie es, Sie wollten es so haben!“ kam es schwer und fast vorwurfsvoll von des Rates Lippen.

Der Freiherr schlug die Hände ineinander. Fünfunddreißigtausend Mark! Bernhard! Meinem Sohn! Meiner Frau! Oh —! Und dabei — gibt mir — Bernhard sein — Wort, daß er keine Schulden mehr habe! Oh! Fünfunddreißigtausend Mark — Und noch Schlimmeres — Eine letzte Lüge — seinem Vater!“

Dem Freiherrn standen die Augen voll Tränen. „Er hatte mich noch nie belogen —“ setzte er weich hinzu.

„Nun, nun, vielleicht log er auch nicht,“ sagte der Rat. „Ihre Frau Gemahlin hat die Schuldscheine unterschrieben.“

Hermann machte einige Schritte ins Zimmer hinein. „Bernhard war immer ein Mensch von gutem Fond," sagte er.

„Ja, ja, meine Frau!" fügte der Freiherr hinzu. „Ich konnte es mir fast denken! Aber doch mit Bernhards Zustimmung. Und das alles im Hinblick auf meinen Tod. Und wer weiß, an welcher Stelle sie und Bernhard sonst noch Gelder aufgenommen haben — auf — auf meinen Tod! — Oh —!"

„Male dir nicht alles zu schrecklich aus!" bat Hermann, wieder zu dem Bruder herantretend und sich mit seinen guten besorgten Augen über ihn beugend.

„Hat er auch Schulden bei dir?" fragte der Freiherr, plötzlich erschreckt aufblickend.

„Nein, nein! Bestimmt nicht! Beruhige dich!" erwiderte Hermann entschieden.

„Ja, beruhigen Sie sich, liebster Baron!"

Der Freiherr murmelte halb unverständliches vor sich hin . . .

„Vorbei — unerbittlich — — Der Stolz, die Würde der Geschlechter — — Es ist eine neue, keine bessere — Zeit — —" Eine Weile lag er wie apatisch, dann schien es, als nähme er seine Kräfte noch einmal mit aller Gewalt zusammen. Die Hände klammerte er fest um die Knöpfe der Armlehnen, den Oberkörper bog er nach vorn, und seine Augen leuchteten auf wie in einem neuen, festen Entschluß.

„Sehen Sie nun, mein lieber Rat — sehen Sie — wie unentbehrlich mir Ihre Hülfe ist? Ich will nicht, daß mein Geschlecht gleich so vielen anderen zu Grunde geht — durch eigene Schuld. Ich will noch nach meinem Tode meine Hand über ihnen halten . . . Sie, mein lieber Rat, haben einen Sohn, der Ihr Werk aufwärts führen wird, — — der Bau Ihres Hauses drüben, — er ist wie ein Symbol — — vor dem alten Schlosse richten Sie Ihr Denkmal auf, das Denkmal eines neuen, arbeitsamen Geschlechtes, eines vorwärtsstrebenden Geschlechtes gegenüber dem, das da zu zerbröckeln, bei immer anwachsendem „Anspruch ohne Leistung" zu verfallen droht. Nicht nur das Haus — Ihre ganzen steinernen Hallen, Werkstätten und Maschinenhäuser, — — sie kommen heran — näher und näher — sie kriechen den Berg herauf — immer weiter — — — Was wollen Sie, es wäre gegen Ihr Interesse, wollten Sie halt machen vor diesen alten Türmen — — — Ihre Türme, Ihre dampfenden Essen bleiben doch schließlich die Sieger — —"

Hermann hielt den Kranken fest umfangen, der Rat hatte mit seinen beiden Händen die Hand des Erregten umfaßt.

„Nein, nein, tausendmal nein!“ rief Wolfram eindringlich. „So dürfen Sie nicht denken. Was hab' ich vor Ihnen voraus? Verehrend beuge ich mich vor Ihrem Lebenswerk, vor dem, was Sie geschaffen haben mit echt deutscher Kraft und Treue ... Und — teurer Freund, ich kann nicht anders, ich fühle — ich muß tun was Sie wollen —“

Erschüttert drückte der Freiherr die Hand des Freundes. Dann nach einer Pause sprach er mit noch zitternder Stimme: „Sehen Sie, es geht mein Lebenswerk, das Werk des ganzen Geschlechtes dahin, wenn ich es nicht fest — festnagele, nicht schütze vor ihnen.“

„Dann muß aber auch eine Bestimmung von Ihnen getroffen werden, daß die Schloßwiesen in keinem Falle verkauft werden dürfen“ fuhr der Rat erregt fort. „Ich möchte Ihnen für alle Fälle Wort halten. Ich würde ja einem Angebot schließlich nicht widerstehen können, wenn — nun wenn Gefahr vorhanden wäre, daß die Wiesen etwa in die Hände eines Dritten übergehen könnten.“

Abermals drückte der Freiherr dem Rat gerührt die Hand.

„Es soll geschehen, wie Sie wünschen. Ich danke Ihnen — danke Ihnen — Sie geben mir Ruhe und Frieden!“

Wieder durchschüttelte ein Anfall den Kranken. Er drückte nach Atem ringend und stöhnend die Hand auf das Herz. Der Rat und Hermann stützten ihn besorgt.

„Laßt nur, — es — geht — schon vorüber. Bitte, lieber Rat, schreiben Sie heute noch — heute noch an Rechtsanwalt Hengeler, er möge bestimmt am Montag kommen, damit eine Bestimmung wegen der Schloßwiesen getroffen wird. Ich kann es nicht mehr aufsetzen — heute nicht, meine Finger gehorchen mir nicht, und wer weiß, wie es morgen sein wird! Nicht wahr? Oh — oh!“

Er schloß die Augen und fuhr sich wieder mit der Hand nach der Brust. Bange Stille lag über dem Zimmer.

Bernhard klopfte leise an. Jetzt erschien er in seiner Husaren-Uniform und grüßte die Besucher mit dem Ausdruck harmloser Liebenswürdigkeit in den großen, strahlenden Augen. Mit Herzlichkeit drückte er dem Rat und dem Onkel die Hand, aber seine Miene nahm den Ausdruck tiefen Erschreckens an, als sein Blick auf das verfallene Gesicht des Vaters fiel, der mit schier gebrochenen Augen, um Atem kämpfend, dalag und jetzt mit tief bekümmerter Miene zu ihm hinsah.

Bernhard neigte sich voll Wehmut und Mitleid über ihn. So zusammengesunken hatte er den Vater noch nicht gesehen.

„Lieber Vater," fragte er in zärtlicher Besorgnis, „wie geht es dir?"

Der Freiherr schüttelte, zur Seite blickend, stumm den Kopf. „Herr Doktor Wolfram wollte dich gerne begrüßen," begann Bernhard wieder, „aber —" Er sah den Rat an.

„Es ist besser, Viktor kommt ein anderes mal," fiel dieser sofort ein. „Nicht wahr, lieber Baron?"

Der Kranke nickte mit geschlossenen Augen.

Bernhard zögerte noch einige Augenblicke. Tieftraurig hingen seine Augen an den Zügen des Teuren, Edlen, seine Lippen zuckten. Er hätte in brennendem Mitleid sich dem Vater zu Füßen werfen, das Haupt ihm in den Schoß drücken und ihm alles sagen und gestehen mögen, was in verzweiflungsvoller Gewissensqual in seiner Seele rang. Noch einmal — ach es war vielleicht nur noch einmal möglich — hätte er sich mit dem besten aller Väter Eins fühlen wollen, und ungeduldig erwartete er den Augenblick, in dem er nach Fortgang der Besucher mit dem Vater allein sein würde. In wenigen Stunden mußte er nach der Residenz zurückkehren. In dieser kurzen Zeit sollte noch so vieles klar werden.

Da erschien Doktor Schwarz im Rahmen der offenen Tür. Der Arzt, dessen freundlich-sicheres Wesen selbst in diesem Augenblick noch wunderbar beruhigend wirkte, sah nach einem Blick auf den Kranken mit fragendem Lächeln einen der Besucher nach dem anderen an, begrüßte darauf den Kranken, setzte sich neben ihn auf den Platz, den der Rat vorher eingenommen hatte, und begann leise ein Gespräch mit seinem Patienten. Man empfand, er wünschte mit diesem allein zu sein. Alle Anwesenden fühlten sich unwillkürlich wie von einem leisen Verweise betroffen und verabschiedeten sich fast gleichzeitig mit einer gewissen Verlegenheit und nicht ohne Bangen in ihrem Ausdruck von dem verehrten Kranken, der für jeden seiner Freunde ein dankbares Lächeln hatte. Noch an der Tür rief er dem Rat nach: „Nicht wahr, noch heute schreiben Sie?" Der Rat nickte zustimmend und ernst zurück.

Bernhard begleitete die beiden Herren in den Flur hinaus.

* * *

Kommerzienrat Wolfram war heimgekommen und schritt über die kohlengeschwärzten Höfe seiner Fabrik dem niederen, langgestreckten Wohnhause zu.

In seinem Arbeitszimmer angelangt, rief er durch die offenstehende Tür seiner Frau einen Gruß zu — sie war seit Jahren gelähmt und

saß wie immer in stiller Arbeit an ihrem Fensterplätzchen —, klingelte dann und setzte sich an den Schreibtisch. Er durchflog eine Menge von Eingängen, darauf ging seine Feder hastig über das Papier, während sich sein tiefgerötetes Gesicht immer eifriger auf das Blatt niederneigte. Jetzt legte er das erste der beschriebenen Blätter zur Seite und griff nach einem zweiten.

Grüttner, der Hausdiener war eingetreten und wartete bereits an der Tür.

Der Rat erhob sich, strich das graue Haar aus der Stirn und übergab dem Diener zwei Briefe, einen für Justizrat Hengeler in Rodenburg, einen anderen für Bankier Veit Meyer ebendaselbst. Er befahl Grüttner, umgehend auf dem Privatschienenstrang des Werkes mittels Draisine nach der Stadt zu fahren und dort die Briefe persönlich in die Hände der beiden Herren zu liefern.

Jetzt erst wechselte der Rat seinen langen, schweren Gehrock mit einer leichteren Hausjoppe und trat zu Frau Margarete in das Wohnzimmer. Das volle, rosige Gesicht seiner „Centifolie", wie er seine ergraute Alte scherzhaft nannte, wandte sich ihm besorgt und fragend zu. Er küßte seine Frau auf die Stirn und ging dann im Zimmer auf und nieder.

„Es steht traurig mit dem Freiherrn, es kann sich nur noch um Tage handeln," sagte der Rat endlich. Die Alte wiegte bedauernd den Kopf. „Wirklich so schlecht, Jakob? So ganz hoffnungslos?" „Ja, ganz hoffnungslos . . . Und was ist das für ein Sterben! Es ist ein Jammer! Das ist nun der Lohn eines ganzen tapferen Lebens, daß er jetzt alles in solcher Ungewißheit zurücklassen muß."

„Was ist denn neuerdings geschehen?" fragte Frau Wolfram, ohne von ihrem Strickzeug aufzublicken.

Der Rat schien mit der Antwort zu zögern.

„Ich habe nicht anders gekonnt," begann er endlich, „habe ihm von der Schuldverschreibung seiner Frau sagen müssen. Der arme Freund litt freilich schwer unter meinem Geständnis. Er hat nur noch den einen Gedanken, all seinen Besitz vor den leichtsinnigen Erben möglichst zu schützen. Und so endet dieser tapfere Mann, dieser wahre Edelmann, der Vater seiner Untergebenen, in tiefster Sorge um sein Lebenswerk!"

„Konntest du denn dem Armen das Geständnis wirklich nicht ersparen?" warf die Rätin vorwurfsvoll ein.

„Nein, es war unmöglich, ihm die Wahrheit länger zu verhehlen. Ich mußte durchaus suchen, mich von dem verantwortungsvollen Posten frei zu halten, den er mir zumutete und — nun doch aufgebürdet hat. Er hat mich zum Testamentsvollstrecker bestellt."

Die Alte wiegte bedenklich den Kopf. „O, das ist ein schweres Ding! Hättest du doch das ablehnen können."

„Ich konnte es nicht, nein, das konnte ich in dieser Stunde nicht. Aber der Kampf mit der Baronin und mit dem Leichtsinn Bernhards wird schwer für mich werden. So lange der Freiherr lebte, war Friede zwischen Schloß und Werkstatt. Ich fürchte, diese Gegensätze werden sich jetzt sehr verschärfen. Denn meine Aufgabe muß und werde ich erfüllen, mögen Hochmut und Unverstand sich mir gegenüber aufrichten so hoch sie wollen!"

„Treibe es nicht zum Äußersten, lieber Alter, du kannst sie nicht ändern!"

„Nein, nein, hier gibt es kein Nachgeben, hier muß und kann ich nur den geraden Weg gehen, den der Pflicht und der Ehre. Ich habe dem Freiherrn mein Wort gegeben, und das werde ich halten."

III.

Der alte Diener blieb einen Augenblick auf dem Flur stehen. Er lauschte.

Es war ein erregtes Hin und Wider von Stimmen im Zimmer der Baronin hörbar. Der Alte schüttelte den Kopf und stieg dann langsam die Treppe hinunter.

Bernhard stritt mit seiner Schwester Thekla, während die Mutter hoch aufgerichtet auf der Chaiselongue saß.

Thekla, die sonst so Sanftmütige, war in ihrem energischen Eifer jetzt kaum wiederzuerkennen. Freilich handelte es sich um die Seelenruhe ihres geliebten Vaters! Nun hatte sie die Thürklinke erfaßt und sah mit verzweifeltem Blick zum Bruder auf, der heftig strebte, ihre Hand von der Klinke loszureißen.

„Willst du Vaters Mörder werden?" rief sie.

„Es muß sein! Du läßt mich! Ich werde mich mit Vater verständigen," entgegnete Bernhard heftig und wollte Thekla von der Tür fortschieben.

Frau von Zippwitz wirbelte in einer Aufregung, die sie zittern machte, ihr Taschentuch strickartig ineinander. „Thekla! Es muß sein!"

befahl sie, nicht ohne eine gewisse Unsicherheit in der Stimme. „Du weißt nicht, was auf dem Spiele steht!"

„Und ihr wißt nicht, wie krank der Vater ist!" schrie Thekla jetzt jammernd auf. „Als ich eben bei ihm war, stöhnte er, wie in schweren Sorgen und Schmerzen, fuhr immer wieder aus dem Schlaf auf und — o — o, nein, es darf nicht sein!"

„Der unnütze Besuch hat freilich den Vater angegriffen!" bemerkte Frau von Zippwitz, nun wieder mit voller Bestimmtheit im Ton. „Es war höchst rücksichtslos von Wolfram, so lange zu bleiben. . ."

Sie erhob sich in ihrer gebietenden Art; den Kopf ein wenig zurückgeworfen, stand sie vor ihren Kindern. „Im übrigen wird gerade in diesem Falle der Vater volle Offenheit von Bernhard erwarten und verlangen."

Thekla trat jetzt zu ihrem Bruder heran und legte ihm die Hand auf den Arm. „Warte einen Augenblick, Bernhard!"

Dann eilte sie an den Schreibtisch der Mutter, öffnete ein Fach, holte eine kleine Kassette heraus und schüttete den Inhalt auf den Tisch aus.

„Das ist mein Eigentum," sagte sie. „Verfüge darüber." Einige Hundertmarkscheine lagen zwischen einer Hand voll Gold- und Silberstücken.

Bernhard ließ die Hände schlaff herabsinken und sah einen Augenblick zu Boden, ohne zu sprechen. „Ich danke dir," sagte er dann leise, „aber ich nehme Dein Opfer nicht an. . . . Es nützt mir auch gar nichts," fuhr er, wieder lebhafter werdend, fort. „Es handelt sich um 6000 Mark, die heut' Abend um 9 Uhr im Klub auf dem Tisch liegen müssen. Graf Schratt hat mein Ehrenwort. Ich muß das Geld haben, wenn ich mir nicht eine Kugel vor den Kopf schießen soll."

Bernhard zögerte noch einen Augenblick, dann stürmte er hinaus.

Thekla war auf dem nächsten Stuhl zusammengesunken und drückte das Gesicht in die Hände.

Einige Minuten vergingen, da kamen eilige Schritte den Flur herab, die Tür wurde aufgerissen, Bernhard trat mit hochgerötetem Gesicht herein. Die beiden Frauen sahen ihn an, keine sprach ein Wort. Da ließ er die Blicke von einer zur anderen gehen, atmete tief auf und sagte: „Ich bring's nicht fertig. Komme, was wolle, — ich kanns nicht!"

Thekla kam auf den Bruder zu und umarmte ihn. „Dank dir, Bernhard!" sagte sie innig.

„Nun gut," begann die Baronin, indem ihre Augen auf den Geschwistern ruhten. „Mir soll es ja recht sein, ich will den Vater nicht

quälen. Ich sah nur keinen Ausweg. Hast du dich denn besonnen, was du nun tun willst? Eine Erniedrigung diesem Schratt gegenüber — diesem Schratt! — ein Brechen deines Wortes, — das ist selbstverständlich unmöglich, und das würde ich nicht dulden. Nie! Um unseres Namens willen!"

Sie trat zu dem Sohn heran und fügte leiser, wie bewegt, hinzu: „Und um deinetwillen, Bernhard." Sie ergriff seine Hand. „Mein lieber Sohn! Wenn du auch unrecht gehandelt hast, — wir müssen etwas erdenken. Verliere nicht den Mut! durch! mein Junge. Wenn du den Vater jetzt nicht behelligen willst, gut, — obwohl ich der Meinung bin, daß man das Notwendige schnell und ganz tun sollte. Um 6 Uhr geht dein Zug von Rodenburg ab, woher willst du bis dahin das Geld schaffen?"

Sie sah Bernhard fast angstvoll ins Gesicht. Die boshafte Miene des Grafen Schratt stieg vor ihr auf. Sie hatte ihn schon gefürchtet, als sie noch Hofdame war, und sie mit ihm, wenn er als Kammerherr Dienst tat, zusammenwirken mußte. Offene Gegnerschaft würde ihr kaum Schrecken eingeflößt haben, er aber blieb immer der höfliche Mann, der nur hinter dem Rücken verwundete oder durch Sarkasmen, von denen man nie recht wußte, ob es Schmeicheleien oder Grobheiten waren.

„Willst du nicht doch Rat Wolfram angehen?" fragte Thekla endlich zögernd.

„Nein, nein, nimmermehr!" stieß Bernhard schnell hervor. „Er hat mich neulich zu schnöde abfallen lassen."

„Aber wir haben dem Manne doch die Schloßwiesen bis zur Höhe der geliehenen Summe als Pfand verschrieben," warf die Baronin verächtlich ein. „Was sind denn auch 40 000 Mark dem Werte dieser Wiesen gegenüber!" Ihr schien der Vorschlag Theklas einzuleuchten. „Er ist ein alter Fuchs, ein schlauer Geschäftsmann, ja! Aber dieser Köder zieht doch bei ihm. Man kann in der Vornehmheit auch zu weit gehen. Geschäftliche Umstände ausnutzen, ist nur vernünftig."

Bernhard schüttelte den Kopf.

„Nach seinem letzten Verhalten gegen uns kann ich ihn jetzt nicht um Hülfe bitten. Er wollte sich ja auf dieses Pfandobjekt gar nicht einlassen und ließ den Passus nur auf deine besondere Veranlassung höchst widerwillig einfügen."

„Scheinbar!" entgegnete die Baronin mit spöttischem Lächeln.

Überrascht blickte Bernhard auf.

Die Baronin ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

Auch Thekla redete beängstigt zu.

„Jedenfalls hat er dich gern, Bernhard. Sage ihm nur wie ernst und eilig die Sache ist."

„Nun ja, ich denke auch, die 5000 Mark mehr oder weniger sind schließlich nicht der Rede wert, die Wiesen könnten noch die vierfache Belastung vertragen . . ." meinte Bernhard nachsinnend.

Die Baronin zog die Uhr.

„Kind, dir bleiben nur noch wenige Stunden und —" sie zuckte die Achseln — „ich fürchte, du hast keine andere Wahl."

„Gut denn, Mutter, ich will es tun!" rief Bernhard entschlossen.

Die Baronin schellte.

Gleich darauf trat Simon ein.

„Fiedrich soll anspannen, sofort, die Rappen!"

Die Rappen waren die schnellsten Pferde des Stalles, die Lieblinge des Freiherrn.

IV.

Bernhard stand dem Kommerzienrat Wolfram gegenüber.

„Wie haben Sie meinen Vater gefunden?" fragte der junge Offizier nach der ersten Begrüßung schnell und blickte gespannt in das Gesicht des alten Herrn.

„Ich fürchte, lieber Bernhard —"

Bernhard erschrak. „Also — wirklich?" sagte er dann langsam. „Das habe ich doch nicht geglaubt. Doktor Schwarz schweigt mir gegenüber hartnäckig . . . Mein armer Vater!"

„Kommen Sie, lieber Bernhard," bat Wolfram mit weicher Stimme und zog den Erschütterten neben sich auf das Sofa. Ich möchte Ihnen ein ernstes Wort sagen, darf ich?"

„Was Sie wollen, lieber Herr Rat."

„Sie müssen es wissen, und mir ist es lieb, daß ich es Ihnen noch heute und —" er blickte Bernhard ernst in die Augen — „und gerade jetzt sagen kann . . . Der Vater leidet schwer unter der Sorge um die Zukunft der Familie . . . Ich habe seiner unweigerlichen Forderung nachgeben müssen, habe ihm sagen müssen . . . Kurz, er weiß von der Anleihe Ihrer Frau Mutter."

Bernhard machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wolle.

Der Rat hielt ihn am Arm fest und drückte ihn sanft nieder. „Ich mußte es, es war unabwendbar. Später einmal erzähle ich Ihnen die näheren Umstände, Ihr Herr Onkel war ja dabei. Der Hauptgrund war:

er verlangte mich zu seinem Testamentsvollstrecker, seinem Vermögensverwalter ... Sehen Sie, — da konnt' ich es nicht verschweigen!"

Bernhard blickte zu Boden. „Sie haben ihm doch nicht gesagt, daß Mutter Ihnen zur Sicherheit die Schloßwiesen angeboten hat?"

„Nein. Das hätte ich ihm nicht antun können. Überdies wird das Objekt für mich gegenstandslos, da Ihr Vater den Verkauf der Wiesen in einem Zusatz zu seinem Testament ausdrücklich zu untersagen gedenkt, wie er überhaupt das Festhalten des gesamten Landbesitzes von seinen Erben verlangt."

Wider des Rats Erwarten, der den jungen Offizier aufmerksam beobachtete, blieb dieser äußerlich ganz ruhig. Vielleicht weil die Enthüllung ihn zu schwer traf. Sein längeres Schweigen schien das zu bestätigen.

„Morgen, Montag, soll bereits Justizrat Hengeler kommen."

Jetzt blickte Bernhard auf, und es lag nicht gerade ein freundlicher Ausdruck in seinen Zügen, als er sagte: „Und das verschweigt mein Vater mir? Dem künftigen Besitzer? Und meiner Mutter?"

Der Rat zuckte die Achseln. „Er muß wohl seine Gründe dafür haben."

„Hat er — hat mein Vater —"

Bernhard schlug die Augen nieder. — „Hat er vielleicht seinen Entschluß erst heute gefaßt? Nachdem Sie ihm die Mitteilung von der Anleihe gemacht hatten?"

Kommerzienrat Wolfram, so heftigen Temperaments er war, hatte doch auch in so mancher heiklen Lage seines Lebens sich zu beherrschen gelernt, — vor allem, wenn ein wichtiges Ziel ihm vorschwebte. Und in diesem Augenblick kam es ihm darauf an, Bernhard für sein ganzes Leben einen Dienst zu erweisen. Das ging ihm menschlich nahe. Und so gelang es ihm, Bernhards bedenklicher Frage gegenüber seine Ruhe zu bewahren.

„Nein," erwiderte er ruhig. „Meine Mitteilung, die — wie ich Ihnen schon sagte — unabwendbar war — hat nur bei ihm den Wunsch hervorgerufen, die Festlegung der Schloßwiesen beschleunigt zu sehen."

Bernhard sah einige Augenblicke verwirrt vor sich hin, dann erhob er sich in plötzlichem Entschluß. Er durfte hier seine Zeit nicht verlieren. Dem Rat konnte er jetzt nicht mehr mit seiner Angelegenheit kommen, das war klar, denn eine Sicherheit hätte er ihm nun nicht mehr zu bieten vermocht, da die Wiesen nicht verkauft werden durften.

Auch der Rat stand auf. Er faßte Bernhards Hand. „Lieber junger Freund, hören Sie mich noch einen Augenblick an. Ich beschwöre Sie, nehmen Sie Ihrem guten Vater die letzte, schwere Sorgenlast von der Seele! Sehen Sie dies Besitztum an, dies schöne Besitztum, dessen Oberhaupt Sie werden sollen. Denken Sie daran, daß es seit Jahrhunderten in der Familie ist, daß Ihr Vater mit einer nie rastenden Sorge dafür gelebt hat, allgeehrt, allgeliebt, als der Freund seiner Untergebenen, der Förderer und Schützer, ja der Fürst dieses schönen Tales. Und da meine ich nun: Sie sollten mit ganzer Kraft und Liebe in die Stelle Ihres Vaters treten, wenn der Augenblick gekommen sein wird. Hier haben Sie ein großes, edles Ziel, nichts in der Welt kann Ihnen etwas Ähnliches geben, ja Sie sind bevorzugt vor tausend und abertausend anderen Sterblichen ... Geben Sie Ihrem Vater die Hoffnung, daß Sie Ihren Beruf verstanden haben und nach seinem Vorbilde hier weiter oder sagen Sie: mit ihm arbeiten wollen. Entsagen Sie dem Hofleben, dem trügerischen Glanz der großstädtischen Geselligkeit!"

Bernhard tat einen tiefen Seufzer, dann drückte er dem Rat die Hand, machte sich los und ging einige Schritte im Zimmer hin und her. Er fühlte, daß der alte Herr das einzig Rechte sprach. Und hielt nicht wirklich nur die glänzende Rolle, die er in der Gesellschaft spielte und noch zu spielen hoffen durfte, ihn an jene Kreise gefesselt?

Der Rat stellte ihm das hohe Ziel wieder vor die Seele, daß sein Vater ihm so oft vorgehalten, und doch, so lockend es ihn in diesem Augenblick dünken mochte, im nächsten schon beschlich ihn die Mutlosigkeit vor sich selbst, das stets gefürchtete Unbehagen, sich hier in der Provinz „zu begraben".

„Sie vergessen, daß ich meinen Beruf liebe," warf er wie entschuldigend ein.

„Nein, nein, glauben Sie mir, Bernhard, wollen Sie es mir glauben: dieser Beruf hier auf der väterlichen Scholle wird Sie tausendmal mehr befriedigen! Sie haben Freude an der Natur, Sie lieben die Menschen, Ihr offener Sinn wird Ihnen alles leichter machen, als Sie denken, und wenn Sie erst in der Arbeit stecken, wenn Sie erst Erfolge sehen, dann werden Sie auch glücklich sein, ganz gewiß! Viel glücklicher, als Sie es in jenen Kreisen je sein könnten. Es ist ein Fehler, erlauben Sie mir es zu sagen, ein Fehler Ihres Standes, daß die Söhne sich dem Beruf des Vaters, ihrem ihnen zugefallenen heiligen Erbteil, entfremden. Sie verleben eine äußerlich glänzende Jugend als Offiziere, und zu spät erkennen sie meist, was sie für ihre Zukunft versäumt haben. Eigentlich

wäre es ja das Rechte gewesen, Sie hätten von der Pike auf gedient, wären auf ein großes Gut als Volontär gegangen, hätten die landwirtschaftliche Hochschule besucht und sich ernst und rationell auf die Verwaltung Ihres Gutes vorbereitet. Der Vater hätte es ja auch gern gesehen, aber mancherlei Einflüsse machten sich geltend, besonders der Ihrer Frau Mutter, und so unterblieb es. Sehen Sie, das war glaub' ich ein Unrecht Ihrer Frau Mutter. Aber Sie sind noch jung, Sie können nachholen. Lassen Sie nicht den Besitz verfallen, — er verfällt unfehlbar, wenn der Herr nicht da ist, — wie vielen Herren vom Lande ist es so gegangen! Ja, das ist ein Fluch, glauben Sie mir. Was man tut, muß man ganz tun, muß man können. Mehr als je in heutiger Zeit. Ginge ich von meinem Werke weg, — in vier Wochen wär es in seinen Grundvesten erschüttert. Aber ich geh' nicht, vielleicht weil ich's selbst geschaffen habe .... Ich bitte Sie herzlich, lieber Bernhard! Glauben Sie, ich meine es gut mit Ihnen! Haben Sie den Mut zu wollen, haben Sie den Mut zum Glück, — und sagen Sie das Alles dem Vater, heute noch. Sie verklären ihm die — letzten Lebenstage. Ist das nicht auch ein herrliches Bewußtsein? ... Nun? ..."

Bernhard erfaßte lebhaft mit beiden Händen die Rechte des Kommerzienrats. „Ich danke Ihnen!" sagte er mit aufleuchtenden Augen. „Sie sollen von mir hören!"

Er stürmte aus dem Zimmer. Er biß fest auf die Lippen, während Tränen in seine Augen stürzten. Auf dem Flur begegnete er dem Sohn des Hauses, dem Doktor Wolfram, der — einige Rollen mit Zeichnungen in den Händen — nach dem Bureau hinüber wollte und jetzt erstaunt stehen blieb.

„Bernhard?!"

Bernhand reichte ihm herzlich die Hand, dann eilte er, ohne etwas zu sagen, nach dem Wagen.

„Zum Schloß!" rief er dem Kutscher zu. Während die Rappen mächtig ausgriffen, schloß Bernhard — seiner übermächtigen Gefühle kaum Herr — die Augen. Er hatte die Empfindung eines Geretteten, — nur hin und wieder noch zuckte die Sorge um seine Ehrenschuld in ihm auf — aber alles Andere wurde zurückgedrängt vor dem einen Gedanken, dem Vater alles zu sagen, was ihm jetzt plötzlich so unwiderstehlich das Herz bewegte. Ihm zu sagen, wie es ihn danach verlange, sich ganz der Heimat und seiner Aufgabe zu widmen. Es mußte das den armen Vater beglücken, ihm Trost und Beruhigung für seine letzten Tage bringen. Alles Andere erschien ihm in diesen Augenblicken Nebensache.

Die letzten Tage! Es war ja noch garnicht zu fassen, daß es wirklich so sein sollte.

Jetzt schaute Bernhard um sich.

Noch nie war es ihm so schön hier erschienen, der Fluß flutete so ruhig und stolz dahin, die Buchenwälder an den Berghängen prangten im Frühlingsschmuck, aus den blühenden Obstbäumen grüßten die roten Dächer der Dörfer, und dort oben stieg im Sonnenglanz das alte Schloß seiner Väter empor.

Leute, die vom Felde heimkehrten, grüßten ihn ehrerbietig. Für all' diese Menschen war er ein Helfer zugleich und ein Herrscher. Ja, hier wollte er stehen als würdiger Erbe seiner Väter! All' die Angst, Unruhe und Sorge, die ihm der Schein, die Torheiten und die Lüge seines bisherigen Lebens in der großen Gesellschaft aufbürdeten, sanken nieder vor der sonnigen Klarheit dieses schlichten, lebenswerten Berufes.

Sein Entschluß hob und trug ihn, es war ihm, als flöge er den Schloßberg empor, den die Rappen so munter nahmen.

Nun rollte sein Wagen über den Schloßhof und über die kahle Rampe, nun hielt er vor dem Portal.

Von dem Prellstein erhob sich Simon und trat vor die Tür.

Bernhard schwang sich hinab und stürmte die Treppenstufen empor. Auf dem Flur empfing ihn in Unruhe und Sorge seine Mutter.

„Laß mich, laß mich, ich gehe zum Vater!" wehrte er ab.

„Bernhard! Was ist dir? Was ist geschehen? Wie siehst du aus? Du kannst jetzt nicht zum Vater. Pastor Ruthard ist eben hineingegangen."

Da ließ Bernhard die Arme schlaff sinken. Die Schwungkraft seines Entschlusses war gelähmt. Er mußte warten!

„So sage doch endlich, was dir ist? Hast du das Geld bekommen?"

Bernhard schüttelte unwillig den Kopf. Zugleich stieg die ganze Sorge seiner Verpflichtung wieder in ihm empor.

„Es war mir unmöglich, es jetzt vom Rat zu verlangen. Er sagte mir, daß der Vater keinen Verkauf des Besitztums gestatten will, Montag soll Hengeler kommen, um wegen der Schloßwiesen noch eine besondere Bestimmung aufzusetzen. Wolfram wird Testamentsvollstrecker."

Damit eilte er hinaus.

Die Baronin stand wie festgenagelt. „Wolfram?"

Nie wohl hatte die Baronin sich so sehr gedemütigt, erniedrigt gefühlt, wie jetzt. Einen klareren Beweis seines tiefsten Mißtrauens hätte der Freiherr ihr nicht geben können. Eine unsagbare Erbitterung gegen den Mann, der dort — wenige Türen von ihr — seinen letzten Kampf

kämpfte, schoß in ihr empor. Und der Entschluß, seine Absicht auf jeden Fall zu hintertreiben, stand von diesem Augenblick an fest in ihr. Vielleicht hätte sie noch etwas vom Leben zu erwarten gehabt; wurde aber der Plan ihres Mannes ausgeführt, so war sie nichts weiter als eine Gefangene, — immer noch eine Gefangene, eine Unzurechnungsfähige, der man jede Möglichkeit entzog, nach eigenem Willen und Wunsch ihr Leben zu gestalten. Nimmermehr durfte das sein . . . .

Während dies alles der Baronin durch Kopf und Herz ging, kehrte Bernhard zurück. Pastor Ruthard befand sich noch bei dem Freiherrn.

„Bernhard! Was sagst du denn dazu?" rief die Baronin händeringend.

Er zuckte die Achseln. Dann stieß er in Bitterkeit die Worte hervor: „Ja, wie konnte er uns, die wir hinter seinem Rücken den Besitz verteilten, verpfändeten, zu seinen Vertrauten machen?"

„Verteilten? Verpfändeten? Ja für wen geschah es denn? Weißt du das vielleicht auch?" Scharf kamen diese Worte aus dem Munde der Baronin. „Mit dir ist etwas vorgegangen, was mir rätselhaft ist."

Bernhard sah seine Mutter an. „Ja, es ist etwas mit mir vorgegangen! Und ich will es dir sagen. Ich will meinen Abschied nehmen und — wenn Gott uns den Vater noch läßt, — an seiner Seite hier arbeiten und mich vorbereiten, — das habe ich mir fest vorgenommen. Und das soll Vater wissen, heute noch von mir erfahren."

Die Baronin sah die Erregung eines festen Entschlusses bei ihrem Sohne. Sie war zu klug, sich mit ihm in dieser Stunde in einen Streit einzulassen. Sie glaubte Bernhard zu gut zu kennen, um solcher plötzlich aufwallenden edlen Entschließung eine zu große Bedeutung beizulegen.

„Das wirst du dir überlegen," sagte sie daher ruhig. „Deine Entschlüsse werden bis morgen noch manche Wandlung erfahren müssen. Jetzt gilt es, das Geld zu beschaffen, daran möchte ich dich erinnern, alles übrige hat wohl Zeit."

„Vater wird mir helfen, er wird mir Papiere geben."

„Und wenn er es nicht tut? Und wenn wir die Stunden nutzlos verrinnen lassen? Wenn du mit dem Sechsuhrzug ohne Geld davonfahren mußt? Was dann? . . . Bernhard, mein Junge, der Rat hat dich, wie es scheint, in unverantwortlicher Weise aufgeregt, so daß du dein gegebenes Wort sogar vergißt. Immer derselbe, wie du schon als Kind warst. Über etwas neuem, das du sahst und erlebtest, ließest du das Wichtigste unbeachtet, bis es zu spät war. Diesmal habe ich besser für dich gesorgt. Assessor Irmler wartet bei mir im Zimmer. Er ist

bereit, sofort zu Veit Meyer nach Rodenburg zu fahren und schlug mir vor, Erlenhof bis zur Höhe der Summe zu verpfänden, das Papier hat er schon geschrieben. So, ich denke, daß du dich nun wieder auf dich selbst besinnen wirst!"

Wider Erwarten der Baronin erwiderte Bernhard ruhig: „Das ist unmöglich, denn Erlenhof darf auch nicht verkauft werden."

„Das werden wir sehen. Im übrigen wird Meyer das Geld wohl auch gegen Wechsel geben."

„Das glaube ich nicht."

„Komm, wir reden mit Irmler. In zwanzig Minuten bringen ihn die Rappen nach Rodenburg, zwanzig Minuten rechne ich für das Geschäft, in einer Stunde kann der Mensch also wieder hier sein."

Bernhard folgte der Mutter mit Widerstreben. Er fühlte sich durch ihr Dazwischentreten von der Höhe seiner Entschließungen herabgezogen, es war ihm, als ob man mit kalten Händen in den warmen Strom seines Empfindens hineingefaßt habe. Schon schlich wieder ein Schatten von Verzagtheit, von Mißtrauen gegen sich selbst durch sein Herz.

Würde der Vater ihm auch gewiß vertrauen? Würde er nach allem Vorgefallenen es noch vermögen? Und wenn ihm, dem Schwerkranken, die Aufregung schadete, wenn sie vielleicht — —

An seinen Zukunftsplänen konnte er ja festhalten. Und das Geld mußte allerdings beschafft werden. Mit einem Gefühl der Empörung wider die Mutter und sich selbst folgte er in ihr Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Und ob mir Gut und Gold verraucht.

Und ob mir Gut und Gold verraucht,
Nicht Gunst noch Glück mir bliebe,
Mein Leben bleibt in Glanz getaucht,
In Liebe, Liebe, Liebe!

Soweit da blaut das Himmelszelt,
Möcht' ich nicht einen neiden;
Die schöne weite Gotteswelt
Umschließ' ich in euch beiden.

Ob Jugend mir und Dichterkranz
Verrauschte und zerstiebe;
Mein Leben bleibt getaucht in Glanz,
In Liebe, Liebe, Liebe!

Aus: Gedichte eines Optimisten von Julius Lohmeyer. [Verlag von A. G. Liebeskind.] J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger. Stuttgart.

Julius Lohmeyer.

Ein Gedenkblatt.

Von

Victor Blüthgen.

Wen die Götter lieben, dem schenken sie ein fröhlich Herz und viel Müh und Arbeit. Sie müssen ihn sehr lieb gehabt haben, den nun dahingeschiedenen Freund und Arbeitskameraden, dessen Lebenswerk mit der Gründung dieser „Deutschen Monatsschrift“ abschloß: denn er hatte ein sehr fröhliches Herz und sehr, sehr viel Mühe und Arbeit im Leben. Zum Glück war ihm noch ein drittes geschenkt: ein Kraftüberschuß, in dem er ohne viel Arbeit erstickt wäre und der ihm eigentlich bis zum letzten Lebenstage sprudelte, dem Achtundsechzigjährigen. Er war der beschäftigtste, der unermüdlichste, der arbeitsbedürftigste Mensch, den ich gekannt habe. Selbst sein Genießen setzte sich in Arbeit um, es war immer zugleich ein Mitteilen an andere, oder ein Ausmünzen zu Gedanken, die den Bestand seiner Lebensanschauungen mehrten. Sein Kopf war immer tätig, zu finden, zu formen, zu geben. Ich habe ihn nie passiv gesehen. Mit dieser strömenden Unruhe war er weniger zu vertieft künstlerischem Schaffen geboren, trotz unleugbarer Begabung, als zum Anreger, Entwerfer, Organisator, und da war er in der Tat von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Ströme von Anregungen gingen immerzu von ihm aus; ich glaube, so lange ich ihn kenne, hat es keinen Tag gegeben, wo nicht jemand auf seinen Anlaß etwas zeichnete oder schrieb. Eine ganze Literatur existierte nicht, hätte er nicht existiert; von der Illustration der letzten drei Jahrzehnte kann man ein großes Teil direkt oder indirekt auf ihn zurückführen. Wie viele hat er „entdeckt“! Mich zum Beispiel: wenig von dem, was ich für die Jugend geschrieben, ist mir nicht von ihm abgenötigt worden. Hermann Vogel-Plauen zum Beispiel. Wie viele andere noch! Wie konnte er quälen! Ihm zu gefallen — was ist da alles entstanden! Von seiner Korrespondenz kann sich nur der einen

Begriff machen, der ihm nahe gestanden: was er an Briefen schrieb und diktierte, erschöpfte eine gewöhnliche Menschenkraft allein vollständig.

Er hastete auch bei der eigenen Produktion. Was er dichtete, Vers wie Prosa, war Gelegenheitsdichtung, auf gut Gelingen hin. Gewisse Sachen von ihm eigenem Genre, wie seine Kinderreime, Festgedichte, warf er mit spielender Sicherheit hin. An Prosaarbeiten feilte er viel und immer wieder erste Entwürfe durch, feilte überhaupt gern, selbst unnötig, auf einen Einfall, eine Augenblicksempfindung hin, oft zur Verzweiflung seiner Mitarbeiter. Daß er bei dem Vielerlei, was er zu gleicher Zeit vorzuhaben pflegte, überhaupt eine größere eigene Arbeit schaffen konnte, ist beinah rätselhaft. „Wenn ich doch auch die Zeit hätte, mich still zu vertiefen," klagte er oft.

Er fand die Zeit nicht, denn hinter ihm stand die Sorge, die ihn hetzte. Hätte sie wohl auch ohne diese nicht gefunden.

Er war eben nicht, wie Storm einmal meinte, ein „Beschaulicher" im Sinne wie Trojan und Seidel. Dazu fehlte ihm das Behagliche, ein gewisser Zusatz von Phlegma. Er mußte sich immer rühren; sein Temperament gab ihm eine quecksilbrige Beweglichkeit; und ein kritischer Zug verließ ihn nie, vor allem auch selbstkritischer — vor nichts hatte er mehr Angst, als in philiströses Genügen zu verfallen.

Seine Art von Beschaulichkeit, wenn man es so nennen will, hatte Größe, eine tiefe philosophische Grundlage. Sie ruhte auf dem in steigendem Maße und bewußt in ihm entwickelten Empfinden, daß der Mensch ein winziges Partikelchen im ungeheuren Welträtsel ist, das gar nichts zu sagen und gar nichts zu verlangen hat, und dem in seinem Erdendasein eine solche Fülle von Schönheit, von Glücksgefühl geboten wird, daß es, wenn es sich nur zu genießen rechte Mühe gibt, statt zu mäkeln, gern die beigemischten Übel in Kauf nehmen und dankbar — ganz Dankbarkeit sein wird. Gegen Gott, das All, den großen Zusammenhang, das Unbekannte, in dessen Hand wir sind. Ein Pantheismus, der bei ihm, dem Poeten, doch ungewollt immer den persönlichen Kopf bekam. Er war, wie man sieht, mehr ein „Zufriedener" als ein „Beschaulicher". Zufrieden auch mit der Notwendigkeit, eines Tages zu sterben. Sich zurückzuverlieren ans Allgemeine — erst in der letzten Zeit kam ihm aus der sittlichen Aufgabe des Menschen heraus, an die er glaubte, mit Kant die Überzeugung persönlicher Fortdauer nach dem Tode.

Er war, das ist hier des Pudels Kern, Optimist vom reinsten Wasser und im edelsten Sinne. Ein Glücksucher. Nicht ein banausischer

Genußjäger, der sich besondere Genüsse zuführt: er fand überall Glück. Sein Geheimnis war das jedes echten Optimisten: er trug eine Quelle unerschöpflichen Glücksgefühls in sich, und er verklärte seine Welt damit, daß er sie liebte, mit starkem, freigebigen Liebesdrang.

Die natürliche Fröhlichkeit und Glückseligkeit auf der einen, die Liebe auf der anderen Seite.

Er erlebte vielerlei Täuschungen, wie alle Optimisten; da machte er kurzen Prozeß, stieß ab, was ihn unwert bedünkte. Aber es blieb so viel übrig, mit dem er sich in Lieben und Beglücken auf Austausch stellen durfte, daß er, wenn irgend wer, im Leben auf seine Rechnung gekommen ist. Man muß ihn namentlich gegen Ende seines Lebens sein Glück preisen gehört haben, so innig, so enthusiastisch, so aus dem Vollen heraus: diesem überquellenden Dankgefühl Ausdruck geben gegen die Familie, die Freunde, alle, denen er Dank schuldig zu sein glaubte. Er war ein Sonnenmensch: strahlende Wärme ging von ihm aus, seltsam wohltuend sogar für kühle Naturen. Selbst kopfschüttelnd wärmte man sich an ihm. Sonne, sonnig waren seine Lieblingsworte.

Und noch etwas: er war ein Strebender. Ein Höhendrang war es, der ihn von Jugend aus aufwärts getragen hat. Sein ganzes starkes Lebensdrängen stellte sich in den Dienst eines Idealismus, der im Verlauf der Zeit seine Ziele immer weiter, in immer reinere Höhenluft steckte. Mit dem Ehrgeiz, etwas in der Welt bedeuten zu wollen, zusammen der Wunsch, etwas leisten zu wollen. Ein Dichter wollte er werden — der alte Sallet hatte einst den Knaben im Elternhause dafür eingesegnet. Er verschwendete da bis in die Mannesjahre, ein Genie der Geselligkeit, opferwillig und im kleineren Kreise befriedigt, bis ihn die Umstände in die Politik einführten, zum Kladderadatschpoeten machten. Aber er war nie Politiker. Nur daß er in Berlin den weiten Blick bekam. Das Ideal der Jugendlektüre, das Ideal des echten Humors, das der gesunden Familienlektüre, der Kunst fürs deutsche Haus, so wie es ihm vorschwebte — all das versuchte er der Reihe nach in größeren Unternehmungen vor die Nation zu bringen. Leider nie mit nachhaltigem Erfolg, aber auch nie ohne Eindruck und Nachwirkung. Ihm fehlte der praktische Geschäftssinn, der sich ein Stück Ideal abhandeln läßt, um den Rest zu erreichen — er wollte immer das Ganze. Er wußte das, aber im gegebenen Fall konnte er sich nicht nachgeben. Am Jahrhundert-Ende unternahm er es gar, die Höhe des nationalen Geisteslebens auf allen Gebieten während der geschlossenen hundert Jahre zu studieren und die ersten Vertreter unter den Lebenden zu Führern zu bitten; der Niederschlag zweijähriger müh-

seliger Arbeit war das „Goldene Buch“. Ich riet ihm damals, er solle einfach die führenden Namen mit Hülfe der Konversationslexika ermitteln — das war ihm zu billig. Mit Hülfe von Vertrauensmännern und unheimlicher Korrespondenz ließ er die Vertreter der verschiedenen Gebiete in einer Art Majoritätsabstimmung über sich und ihre Vorgänger ballotieren. Das ist charakteristisch für ihn: er machte sich die Arbeit schwer im Gefühl, daß sie dadurch persönlicher wurde, wertvoller, weil mehr von ihm drin stak. Nebenbei reizte ihn der Gedanke, persönlich Fühlung mit so vielen ersten Geistern zu nehmen. Er hat sein ganzes Leben hindurch Wert drauf gelegt, Männern und Frauen von Namen und Bedeutung die Hand zu reichen — mit so manchen hat ihn sympathisches Empfinden dann dauernd verknüpft. Sein Freundeskreis ist ein erstaunlich großer gewesen, wie er denn ein Virtuose der Freundschaft war. Bei seiner warmenthusiastischen Art, seiner strahlenden Liebenswürdigkeit und Liebebedürftigkeit ließ er einem eigentlich nur die Wahl, entweder ihn abzulehnen oder ihm Freund zu werden.

Die gewonnene Fühlung mit dem Geistesleben der Nation in großem Stil machte ihn zu dem, was sein Letztes und Liebstes war: zum Patrioten. Nicht zum Politiker — dazu taugte er, wie gesagt, ganz und gar nicht. Was er trotz seiner Kladderadatschzeit nach 1871 versäumt hatte: durch das „Goldene Buch“ weitete sich, vertiefte sich sein Verhältnis zu seinem Volke, daß er's nachholte, im Kern faßte, was diesem wahrhaft not tat, um es gesund, lebendig zu erhalten und auf die Höhe zu führen. Für Erkenntnis dessen und lebendige Predigt an die Volksseele gründete er die „Deutsche Monatsschrift“, deren Aufblühen bis kurz vor seinem Tode seine Kraft, seine Wünsche und Gedanken galten, soweit sie nicht von der Fürsorge für die Seinen in Anspruch genommen waren. Noch in den letzten Gesprächen mit den Freunden sagte er immer wieder: „Sorgt für die Monatsschrift; haltet im Hinblick auf unser Volk und seine Zukunft die großen Gesichtspunkte fest: keine Doktorfragen, keine interessanten Spezialitäten, keine partikularistischen, vor allem keine Parteiinteressen, überhaupt keine Interessenpolitik. Die großen vitalen Kräfte im Volk ins Auge fassen, lebendig halten, nähren, schützen.“ So dachte er sich sein Werk.

Nicht nur als Schaffender und Wirkender setzte er sich ideale Ziele. Vor allem und bei allem arbeitete er an sich selber, an seiner Durchbildung zu einer Persönlichkeit, wie sie seinem Idealismus vorschwebte. Er war eine durch und durch vornehm geartete Natur, mit einem unbesiegbaren Widerwillen gegen alles Unedle, Schmutzige, Gemeine. Wenn in den harten Lebenskämpfen, die er führte, ihm einmal wohl das Gefühl

kam, daß er im Begriff stand, sich darin untreu zu werden, dann ballte er die Fäuste, hob die Arme mit einer charakteristischen Bewegung und sagte: „Hoch halten! Auf der Höhe bleiben!“ Und dieselbe Bewegung machte er, wenn seine ungeheure Elastizität im Kampf einmal nachlassen wollte, die Lebensaufgaben ihm über den Kopf wuchsen. „Durch! Es muß gehen, und es wird gehen.“ Seine Weiterbildung zielte nicht sowohl auf Erweiterung seines Wissens ab, obwohl er gern aufnahm, was da die Gelegenheit bot. Für Studien hatte er weder Zeit noch Ruhe. Die Welt, das Leben, sich selbst verstehen, seine Eigenart zum bewußten Kunstwerk ausarbeiten in Fühlung mit der übrigen Welt — das stand als tiefste und letzte Lebensaufgabe beständig vor ihm. Da ist er nun, bei seiner sehr eigenartigen Anlage, ein ganz apartes Menschenkind geworden, ein Original aus dem Ganzen, beinah etwas Fremdartiges in der abgeblaßten, abgestimmten Gesellschaft mit seiner köstlichen Ursprünglichkeit. Niemand, der ihn gekannt, wird ihn vergessen noch jemand ähnliches finden. Äußerlich mittelgroß, mit breiten, etwas gerundeten Schultern und auffällig rundem Kopf, hoher, gewölbter Stirn, etwas Schnurrbart in dem charakteristisch ausgearbeiteten Gesicht, mit schwachem, aschblonden Haar, beweglich, von Liebenswürdigkeit durchtränkt bis in die Stimme, die Falten des Schalks um die klugen, lebhaften Augen, die doch etwas von Kinderaugen dabei hatten, so wird er im Gedächtnis fortleben — ein fesselnder Plauderer, der sich auf trefflicheren Ausdruck und die Pointe verstand, ein guter Anekdotenerzähler und Rezitator, besonders wenn er lustige Trojans deklamierte, für die er schwärmte. Wohin er kam — er brachte Leben und Glanz mit. Und Vornehmheit. Der Bierbankwitz und die Zote war neben ihm unmöglich. Er war ein Sämann, der immer ausstreuen mußte: Gefälligkeiten, Freude, Wohltaten. Bei der Riesenarbeit, die er für sich bewältigte, fand er immer noch Zeit für Gelegenheitsverse, Toaste, kleine Aufmerksamkeiten, aber auch, für Freunde sich ernsthafter zu bemühen. Er setzte gemeiniglich durch, was er erreichen wollte; seine Beredsamkeit hatte etwas wahrhaft Suggestives — man gab ihm nach, lachend, selbst wider Willen.

Als Poet war er gewiß kein allererster. Aber er verdient den guten Namen, den er sich erworben: er besitzt auch da das, was aus der Menge heraushebt, die persönliche Note. Er war kein Lyriker; er plauderte in Versen, launig, schwungvoll, mit viel guten, feinen Einfällen: seine Stärke ist die Pointe. Seine „Gedichte eines Optimisten“ haben doch auch einen eignen feinen Stimmungsduft und vor allem Zeichnung, ein Gesicht: das Gesicht, das man behält. In den Kindergedichten ist viel gute

Clichépoesie, aber auch eine Fülle drolliger origineller Erfindung. Formsicher ist er unter allen Umständen, auch das Minderwertigste steht immer im Zeichen guten Geschmacks. Seine Prosa umfaßt Humoresken und Novellen, auch solche für die Jugend; nichts wertloses, aber verschieden an Wert .Eine Humoreske: Im Hause der Temperenzler, ist ersten Ranges; die Novellen haben ihren Stimmungsreiz wie die Gedichte, Menschen schaffen war nicht seine Stärke. Auch dramatisch hat er sich versucht.

Etwas wie Potpourriduft steigt aus den ernsten Schöpfungen Lohmeyers. Er gehört durchaus einer älteren Generation an. Die gesamte Moderne war ihm ein Greuel, die dichterische wie die malerische. Auch nicht die Spur Fühlung hatte er mit ihr. Mit seiner freudigen glückseligen Weltbejahung stand er der Dekadence wie einem gräßlichen Gespenst gegenüber. Von dieser Seuche die Nation zu befreien sollte die Monatsschrift in erster Linie mithelfen. —

Lohmeyer war ein Schlesier, am 6. Oktober 1834 (die verbreitete Angabe 1835 ist unrichtig) in Neiße geboren, Apothekersohn und als ältester bestimmt, des Vaters Nachfolger zu werden. Aber dieser Vater selber war ein vielseitiger Mann, der allerlei Allotria trieb, ein „Bastler" und „Lackpusseler", wie der Sohn sagte, der künstliche Pflanzenmodelle herstellte und den ersten Telegraphen in Preußen. Ein Mann, der außerdem „seinen Kindern lebte". Der künftige Apotheker studierte allerdings, trieb aber auch Allotria: er dichtete. Rittershaus erzählte mir drollige Anekdoten aus seiner Elberfelder Zeit. Dann holte er sich in Gera eine feine, schlanke Frau und kaufte die Hofapotheke in Elbing, statt die elterliche zu übernehmen. Dort gab es einen Kreis künstlerisch wie politisch interessierter Leute von Namen, in dem er mit seiner Rührigkeit bald eine Rolle spielte: Bismarckbekämpfer der Konfliktszeit und dann dessen Verehrer in der liberalen Ära. Lohmeyer schrieb satirisch-humoristische Zeitgedichte, der Kladderadatsch druckte sie und bewog ihn, den Apotheker an den Nagel zu hängen und in die Redaktion einzutreten. Er zog nach Berlin, war 1867—73 Kladderadatschredakteur; namentlich seine Kriegsgedichte gefielen ungemein, sie sind später mit denen Trojans zusammen als „Kriegsgedenkbuch des Kladderadatsch" erschienen. Zwei Kinderbücher, die er auf Wunsch des Kladderadatsch-Verlegers schrieb und die großen Erfolg hatten: Die Reise ins Meer und der dritte Teil der Sprechenden Tiere (pseudonym), machten ihn zum Jugendschriftsteller und Reformator der Jugendliteratur. Er gab den Kladderadatsch auf und begründete die „Deutsche Jugend", die illustrativ wie textlich das Beste bieten sollte, was

für die Jugend zu schaffen möglich. Das hat sie in der Tat getan, viele Jahre hindurch.

Sie war es, die mich persönlich anfangs der siebziger Jahre mit Lohmeyer zusammenbrachte. Er war ein fröhlicher, frischer Mensch in behaglicher Häuslichkeit, Besitzer zweier Villen an einem Square der Genthiner Straße, mit einer lieben Frau und einem klugen, begabten Jungen.

Ein Jahr später war das alles zusammengebrochen. Der Krach, der die Gründerzeit abschloß, kostete ihm sein Vermögen, seine Gattin und der Sohn waren zweifellos unheilbar tuberkulös, er selber durch ein Augenleiden fast arbeitsunfähig. So gingen sie nach Montreux, wo die Gattin starb.

Damals schloßen wir beide einen Pakt: wir gründeten in Leipzig eine gemeinsame Häuslichkeit, eine Wirtschafterin als Stütze. Er war vor mir zur Stelle. Und als ich eintraf, ihn begrüßte — gab es ein schüchternes Geständnis: „Ich habe mich in der Schweiz verlobt!" Das war 1877.

Er war eben ein Stehauf. Unser Zusammenleben dauerte nicht lange — wir begruben seinen reizenden Jungen, der als zwölfjähriger Schmerzensreich Verse machte wie den:

Und haben wir unsere Plage
Und haben wir unser Leid,
Wir schütteln es alle Tage
Wie Staub von unserm Kleid ...

Ich selber hielt ihm die Grabrede. Dann heiratete der Freund; und ein Jahr später hielt ich mit Frommel zusammen ihm den Ersatz für den Verlorenen über die Taufe. Diese Ehe hat ihm das höchste Lebensglück gebracht, und der reife Mann hat es mit einer innigen jubelnden Dankbarkeit genossen, die sich noch bis in seine letzten lichten Augenblicke nicht genug tun konnte. Noch ein Sohn und eine Tochter sind ihm geschenkt worden.

Aber von jetzt datiert eine Arbeitsleistung, die ihm nicht leicht jemand nachmachen wird. Es gab alte Verpflichtungen und neue Pflichten, und er war — nur ein Schriftsteller, seine einzige feste Stütze die deutsche Jugend. Da gründete er denn zunächst den Schalk, mit der Stuttgarter Firma Spemann. Das vornehmste deutsche Witzblatt sollte es werden. Und er setzte alle Hebel in Bewegung, die ersten künstlerischen und schriftstellerischen Namen zu Beiträgen zu bewegen. Aber es erwies sich bald als unmöglich, das Blatt auf der Höhe zu

erhalten, so wie er wünschte, und er gab es gern ab, als Spemann den Mut verlor und es verkaufte. Damals suchte Schorer für sein neubegründetes Familienblatt einen Redakteur, und der Geist, in dem das gedacht war, so durchaus ideal, reizte Lohmeyer, ohne weiteres zuzugreifen. Nun siedelte er mit dem Blatt auch wieder nach Berlin über, wo er bald in den alten Kreisen, besonders Künstlerkreisen, deren Festdichter er einst gewesen — er war das älteste Ehrenmitglied des Künstlervereins — wieder heimisch war. Allein auch bei Schorer siegte der Geschäftsmann bald über den Idealisten, es gab Meinungsverschiedenheiten und Lohmeyer legte nieder. Jetzt warf er sich wieder auf die Jugendliteratur. Die Grennaway-Mode inaugurierte das bunte Kinderbuch, im Gegensatz zu den Schwarzbildern im Gefolge von Ludwig Richter, Speckter u. a., und Lohmeyer versuchte guten deutschen Buntdruck daneben zu setzen und auf diesem Wege auch die kränkelnde „Deutsche Jugend" neu zu beleben. Da Alphons Dürr, der seitherige treue Verleger, ihm dahin nicht folgen wollte, wechselte der Verlag, wechselte mehrmals. Noch ein paar Jahre, dann ließ Lohmeyer schweren Herzens dies Unternehmen, welches genügt, um ihm dauernden Ruhm zu sichern, fallen. Inzwischen schuf er eine ganze Serie Buntbilderbücher für die Jugend; mit alten Illustratoren der deutschen Jugend zusammen; König Nobel, mit Fedor Flinzerschen Illustrationen, ist die Probe davon, aber sie zeigen fast durchweg das Beste, was in dieser Art zu leisten war. Auch die Jugendnovelle kultivierte er, sammelte drei Bände: Junges Blut, Jugendwege und Irrfahrten, Bunter Strauß. Nebenbei wandte er sich jetzt der Humoreske und der großen Novelle zu: was er da schuf, ist in den „Humoresken", in „die Bescheidenen" und „Wir leben noch" gesammelt. Zu den schon einige Jahre früher erschienenen „Liedern eines Optimisten" kam noch eine besonders beifällig begrüßte Sammlung von Sprüchen, Früchten abgeklärter Lebensweisheit, unter dem Titel „Auf Pfaden des Glücks".

Seiner Verbindung mit der Firma Wilkott in Breslau zeitigte wertvolle Ergebnisse mit dem Zweck der Überführung von echter Kunst in Schule und Haus. Es entstanden für den Anschauungsunterricht 24 große Wandtafeln zur Geschichte, 12 zur Bibelkunde Neuen Testaments, ferner mit Dahns Beihülfe Anschauungsbilder aus deutscher Sage und Götterlehre; außerdem 12 „Studienmappen deutscher Meister".

Dann kam die Jahrhundertwende und das „Goldene Buch", von dem bereits die Rede war. Die starken nationalen Impulse, die ihm von daher flossen, wirkten ganz merkwürdig belebend auf den Un-

ermüdlichen. Er begründete eine „Vaterländische Jugendbücherei" mit patriotischer Tendenz. Mit jugendlicher Begeisterung stürzte er sich in die Flottenbewegung, wirkte schließlich sogar in halboffiziöser Mission: arrangierte Vorträge, regte buchhändlerisch an, namentlich auch um die reifende Jugend für die Flottensache festzulegen — die Sammlungen: „Zur See, mein Volk! See- und Flottenlieder und Meerespoesien", „Unter dem Dreizack", besonders die 2 Bände von „Auf weiter Fahrt, Selbsterlebnisse deutscher Seeoffiziere, Kolonialtruppenführer und Forschungsreisender" waren der Ertrag.

Die Arbeitskraft und Rührigkeit des Sechzigers schien sich zu verdreifachen. Mit kühner Zuversicht griff er weiter aus und brachte die „Deutsche Monatsschrift" zustande, an der er bis zum letzten Bewußtseinsmoment gearbeitet hat und deren rasches Aufblühen unter schwierigsten Umständen ihn überaus glücklich machte. Nicht minder die Genugtuung, daß der Versuch, die Schätze der versunkenen „Deutschen Jugend" in Jahrbuchform zu heben, glänzend einschlug und ihr Wiederauferstehn in dieser Form gesichert erscheinen ließ.

Noch bis zum Winter 1901—2 schien seine Lebenskraft so unerschöpflich wie sein Arbeitsdrang zu sein. Da entwickelte sich unerwartet rasch ein Darmleiden bei ihm. Er ordnete in bewundernswürdiger Fassung und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit die Fülle der für den Todesfall offenen Fragen und unterzog sich nach rührendem Abschied von den Seinen und den nächsten Freunden einer Operation auf Leben und Tod durch Dr. Lauenstein in Hamburg. Sie verlief überraschend glücklich und brachte ihm Beweise von Verehrung und Sympathie von allen Seiten. Er erholte sich über Sommer am schönen Werbellinsee mit den Seinen, aber nicht ohne gleichzeitig die Arbeit wieder aufzunehmen. Den folgenden Winter schien er gut zu überstehen, allein gegen Ende Januar deutete sich Schlimmes an. Leberkrebs war die Diagnose. Und nun verfiel er betrübend schnell. Dabei arbeitete er fieberhaft weiter, liegend, im Bett; klagte in den letzten Wochen, daß das Morphium ihm die Gedanken verwirre. Die Sekretärin hatte Not, zu bewältigen, was er noch diktierte, auftrug in den letzten Tagen. Die Sorge für die Zukunft der Seinen war's, was ihn beschäftigte; aber kaum minder die für seine Monatsschrift. Und der Gedanke an die Freunde, an alle die ihm Liebes getan; an alle diktierte er noch letzte Grüße. Er war ein Todbesieger. Am Lebensende faßte er noch einmal seinen wundervollen Optimismus mit beiden Händen: alle Quellen seiner Liebe und Glückfähigkeit sprangen. „Ich war so glücklich; das Leben,

die Welt war so wunderschön; ich bin so dankbar! Und nun gebe ich mich getrost in die Hände dessen, der mich werden ließ. Ich gehe zum Vater.“ Am frühen Morgen des 23. Mai nahm er nochmals Abschied von den Seinen und kämpfte dann bewußtlos den letzten Kampf; erst in der zweiten Stunde des 24. Mai ward ihm Erlösung. Unter ein paar hundert Kränzen begrub man ihn.

Die Visionen der letzten Tage zeigten ihm die zwei Menschen, die seinem Herzen am nächsten gestanden haben: den vor ihm heimgegangenen Emil Frommel und die treue Lebensgefährtin, die überlebende.

Rosen und Lorbeeren über sein Andenken!

Ob deine Kraft der Tod bemeistert,
Siehst du die Welt doch weiter blüh'n,
Und was die Seele dir begeistert
In tausend jungen Herzen sprüh'n!

Aus: Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. Verlag von Georg Wigand-Leipzig.

O Lieb, an deiner Seite.

Wohin ich geh und schreite
Im Tal und auf den Höh'n,
O Lieb, an deiner Seite
Wie ist die Welt so schön!

Wie auf ein neues Werde
Stieg aus der Sterne Kranz
Mir eine schön're Erde
Aus deiner Liebe Glanz.

O Sonne, sei gepriesen,
Die meinem Tag du scheinst!
Aus Erdenparadiesen
Steig' ich zu ew'gen einst.

Aus: Gedichte eines Optimisten von Julius Lohmeyer. (Verlag von A. G. Liebeskind.) J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

Das Aufsteigen eines neuen Idealismus.[1])

Von

Rudolf Eucken.

In der Wendung zum Idealismus beginnt ein Rückschlag gegen den Realismus, dessen kräftige Entfaltung besonders charakteristisch für das 19. Jahrhundert war. Im Gegensatz zum Idealismus der klassischen Zeit, der gegenüber der „gemeinen" Wirklichkeit eine neue Welt der Ideale und reinen Gestalten aufbaute, hatte er alles Sinnen und Denken des Menschen auf die nächste Welt gerichtet und von einer Klärung und Kräftigung seiner Stellung in ihr eine Erfüllung aller legitimen Wünsche, eine Befriedigung auch der idealen Bedürfnisse erhofft. Den Mittelpunkt des daraus entspringenden Lebens bildete die Arbeit in einem neuen Sinne, die Arbeit, welche dem Menschen gegenüber zu selbständigen Komplexen zusammenschießt, eigentümliche Gesetze und Methoden entwickelt und damit unserem Wirken seine Bahn vorschreibt, uns mehr und mehr in willfährige Werkzeuge ihres rastlosen Fortschrittes verwandelt. Diese neue Arbeit hat Gewaltiges erreicht, sie hat den Menschen weit wehrfähiger und leistungsfähiger nicht nur nach außen hin, sondern auch gegen seine eigenen Verhältnisse gemacht, sie hat viel Unvernunft ausgetrieben und weit mehr Vernunft in das Dasein gebracht, sie hat uns mehr als je dieses Dasein auch geistig zur Heimat gemacht, sie widersteht kräftig allem Unternehmen, unser Denken und Streben davon abzulösen und in eine unbekannte Ferne zu richten.

Aber bei allen glänzenden Triumphen erfuhr auch diese Arbeit an der Welt bald die innere Dialektik alles menschlichen Unternehmens, durch die eigene Entwicklung seine Grenzen zu erfahren und in das Gegenteil seiner Absicht zu wirken. Immer ausgedehnter wurden die

[1]) Der folgende Artikel entspricht seinem Hauptbestande nach dem Schluß der demnächst erscheinenden 5. Auflage meiner „Lebensanschauungen der großen Denker" (Leipzig, Veit & Comp.), doch faßt er den Stoff kräftiger zusammen und bringt auch im Ausdruck manche Veränderung.

Komplexe, immer feiner die Differenzierung, immer rascher der Verlauf der Arbeit. Zugleich aber verkümmerte immer mehr das Individuum zu einem unselbständigen Stück eines seelenlosen Getriebes, verringerte sich das von ihm umspannte Gebiet, wurde es immer strenger an den rastlos fortschreitenden Prozeß gebunden. Immer fester umklammert die Arbeit den Menschen, sie fordert seine Kräfte für sich und schmiedet ihn an ihre Notwendigkeiten, sie droht ihm seine Seele zu rauben. Deutlich entwickelt sich damit ein Widerspruch, der dem innersten Wesen des Realismus anhaftet, wenn er das Ganze des Lebens bedeuten, sich nicht einem weiteren Ganzen einfügen will. Zum Realismus trieb vor allem ein Durst nach mehr Wirklichkeit, die Sehnsucht nach Befreiung von einem als schattenhaft empfundenen Leben; in solchem Verlangen zog der Mensch die weite Welt an sich, schöpfte aus ihrer Unendlichkeit, suchte den engsten Anschluß an die Umgebung. Das alles aber nicht, um willenlos in die Dinge zu verschwinden, sondern aus einem glühenden Lebensdrange heraus, in freudiger Hoffnung, dem eigenen Sein durch jene Wendung mehr Kraft und Wahrheit zu erringen. Nun aber beginnt die Wirklichkeit, die dem Menschen dienen sollte, sich gegen ihn zu wenden und über sein Vermögen hinauszuwachsen; jene Arbeit zerlegt seine Seele in lauter einzelne Kräfte, sie beraubt ihn damit mehr und mehr alles eignen Lebens; immer weniger vermag er die Ereignisse auf einen beherrschenden Mittelpunkt zurückzubeziehen und dort in Erlebnisse zu verwandeln. Damit aber bricht das Ganze innerlich zusammen. Denn was soll eine Unterwerfung der Wirklichkeit, die niemandem zu gute kommt, was soll eine Lebenssteigerung, die niemand erlebt? Ein Wahnbild scheint hier den Menschen zu äffen, seine eigenen Gebilde überwältigen und zerstören ihn, der Sieg selbst wird zur Niederlage.

So mußte gegen die Verwandlung des ganzen Lebens in Arbeit ein Rückschlag kommen, und er ist gekommen. So nahe er der Gegenwart liegt, so lassen sich doch schon deutlich genug dabei zwei Stufen unterscheiden: eine Zeit des Sturmes und Dranges und ein Beginn der Klärung. Für die rechte Würdigung des modernen Lebens ist es wichtig, beides auseinanderzuhalten.

Die nächste Art des Rückschlages ist die Flucht in das direkte Gegenteil, die schrankenlose Behauptung dieses Gegenteils. Den Gegenpol der Arbeit bildet aber nichts anderes als die von aller Bindung an die Dinge abgelöste Zuständlichkeit der Seele, die bei sich selbst befindliche, freischwebende Stimmung. Das Vermögen, sich darauf zurückzuziehen und sich hier gegen alle Störungen von außen her zu verschanzen, kann

alles siegreiche Vordringen des Realismus dem Menschen nicht nehmen. So wird mit feurigem Eifer dieser Weg als die einzige Rettung vor drohender Vernichtung betreten, und es wird in seiner Verfolgung eine dem Realismus direkt widerstreitende Lebensführung unternommen. Seinem Mühen um den Stand der Gesellschaft tritt entgegen die Sorge für das Befinden des Individuums, seinem Streben nach allgemeinen Ordnungen und nach Erzielung von Massenwirkungen die möglichste Hervorkehrung des Eigentümlichen, Unterscheidenden, Unvergleichlichen, eine Individualisierung des Daseins bei jedem Einzelnen wie bei den verschiedenen Lebensgebieten. Statt der politisch-sozialen Tätigkeit wird wieder zur Hauptsache das künstlerische und literarische Schaffen, als das Hauptmittel, dem Subjekt seine Zuständlichkeit in vollen Besitz und Genuß zu verwandeln. Denn ohne eine Verbindung mit der Kunst wäre jener Subjektivismus rasch ins Schattenhafte und Leere geraten. So zur Festhaltung und Verkörperung der Stimmung aufgeboten, muß aber die Kunst eine eigentümliche Art annehmen: nicht die klare Gestaltung des Gegenstandes, sondern die Erreichung eines starken Reflexes, einer kräftigen Resonanz in der Seele wird ihr zur Hauptsache, sie wird mehr mit breitem Pinsel malen als genau zeichnen, mehr empfinden als sehen lassen, mehr erregen als durchbilden. Für die Malerei, die in diesem Leben einen bedeutenden Platz einnimmt, besagt das die Vorherrschaft der Farbe, für die Literatur die des Lyrischen über das Dramatische. Auch die Dramen, welche die Zeit besonders stark aufregten, wirkten vornehmlich durch das Element der Stimmung. Auch was dabei realistisch heißt, wirkt keineswegs durch eine treue und reine Wiedergabe des Tatbestandes, sondern durch die krasse Schilderung seines unmittelbaren Eindrucks auf die Stimmung, durch eine grelle Beleuchtung von der Stimmung aus; daher können die Gegenstände bei demselben Autor bunt wechseln und die Werke bald mehr realistisch bald mehr idealistisch anmuten, während in Wahrheit das Ganze Stimmungskunst bleibt. Auch die Wendung zum vermeintlichen Gegenstück des Realismus, zum Symbolischen und Mystischen, kann hier nicht befremden; alle diese Verschiebungen und Wandlungen erfolgen in Wahrheit innerhalb eines gemeinsamen Raumes. Eine Verwandtschaft mit der Romantik ist bei aller Veränderung der Lage unverkennbar, sowohl der Stärke als auch der Schwäche nach.

Die Bewegung könnte schwerlich in so breiten Wogen durch die Zeit gehen, hätte sie nicht eine philosophische Aussprache und eine künstlerische Durchbildung gefunden; sie hat solche gefunden in Nietzsche. Wer diesen merkwürdigen Künstler und Denker richtig würdigen will, muß

vor allem scharf scheiden zwischen dem eigenen Lebenswerk des Mannes und der Zeitströmung, die sich ihm anschloß; in jenem wirken große Impulse, diese dient vorwiegend der Auflösung und Zerstörung. Nietzsche selbst hat mit ganzer Glut einer starken Empfindung den Kampf gegen eine schablonenhafte und seelenlose Durchschnittskultur aufgenommen; ein Zusammentreffen beweglichster Subjektivität mit hervorragendem künstlerischen Gestaltungsvermögen hat das Fürsichsein des Individuums gegenüber der Masse, die Überlegenheit, ja Souveränität des geistigen Schaffens gegenüber dem kleinmenschlichen Getriebe der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, hat das Recht der lebendigen Gegenwart gegenüber der Last der Vergangenheit voll zur Geltung gebracht. Gegenüber aller Vergröberung des Lebens durch die Massenkultur ein Wirken zur Verfeinerung, gegenüber seiner Abhängigkeit von herkömmlichen Bindungen, deren Wahrheit verloren ging, ein Wirken zur Befreiung. Dabei ein hinreißendes Verlangen nach mehr Größe, mehr Individualität, mehr Selbstleben. In energischer Durchführung dessen eine Fülle neuer Beleuchtungen, bei der Beweglichkeit des Geistes stets andere Schwingungen des Grundtons, bei völligem Sichanschmiegen der Stimmung an den jeweiligen Gegenstand eine wunderbare Prägnanz des Ausdrucks.

Die Schranken des Ganzen, Schranken sowohl der freischwebenden Stimmung als einer einseitig ästhetischen Weltanschauung, sind dabei deutlich genug. Von der bloßen, wenn auch noch so veredelten künstlerischen Stimmung aus wird das Leben nie einen substantiellen Gehalt und eine innere Selbständigkeit erreichen; von ihr aus wird sich weniger Kraft als eine bloße Meinung der Kraft, eine Sehnsucht nach Kraft ergeben; es wird hier weniger eine auf Selbstvertiefung gegründete Unabhängigkeit geboten, als nur die Art der Abhängigkeit verändert, indem der Denker nicht sowohl in voller Unbekümmertheit um alles Tun der anderen seinen eigenen Weg geht, als geneigt ist, das Gegenteil der anderen zu tun, zu verneinen, was sie bejahen, zu bejahen, was sie verneinen. Aber wie viel an diesen und anderen Punkten problematisch sein mag, die Kraft des Geistes und die Vornehmheit der Gesinnung hebt sicher über alles Kleine und Gemeine hinaus; es sind von dem Ganzen dieses Lebenswerkes Anregungen und Befreiungen ausgegangen, die in mancher Hinsicht dem Idealismus den Weg gebahnt haben; vieles, über das man sich schon sicher wähnte, ist dadurch neu zum Problem geworden, vieles, was starr geworden war, ist hier wieder in Fluß gebracht.

Die Wirkung auf weitere Kreise dagegen war vorwiegend unerfreulich, indem oft unreife Geister und leere Seelen jene Bilder und Gedanken

an sich rissen, indem gar eine zügellose Selbstsucht sie ergriff, um ihrem niedrigen Drang nach einem unbeschränkten „Sichausleben" einen besseren Schein zu geben, ist viel Widerwärtiges entstanden; dieses Widerwärtige und Verderbliche muß die moderne Bewegung von sich abstoßen, wenn sie die Menschheit nicht in den Abgrund, sondern aufwärts führen will. Aber ein anderes sind jene bei aller Aufgespreiztheit innerlich leeren, in allem Gerede von Wahrhaftigkeit innerlich unwahren Massenerscheinungen, ein anderes das Lebenswerk Nietzsches selbst. Nur kann auch dieses die Bewegung unmöglich bei sich festhalten, nur darf darüber kein Zweifel walten, daß jener Sturm und Drang freischwebender Stimmung, bei aller Bedeutung für die Erweckung neuen Lebens und für die Freimachung neuer Bahnen, keinen Abschluß, sondern einen bloßen Durchgang bedeutet.

Das Leben bedarf einer breiteren Grundlage und einer größeren Tiefe; so gewiß uns das ungestüme Wogen und Wallen jener souveränen Stimmung noch heute umfängt, eine Beruhigung und Klärung ist unverkennbar im Gange, mehr und mehr geht das Verlangen über die bloße Stimmung hinaus auf ein Ganzes der Seele, nicht mehr genügt die bloße, wenn auch noch so leidenschaftliche Erregung, sondern wir begehren einer inneren Befestigung, eines wesenhaften Lebensinhalts. Damit beginnt ein neuer Idealismus aufzusteigen; zu ihm drängt vor allem die Notwendigkeit, gegenüber immer zunehmender Zersplitterung, Erschütterung, Verflachung des Geisteslebens auf die tiefsten Grundlagen unserer Existenz zurückzugehen und von hier aus einen energischen Kampf gegen die Gefahren einer überreifen, mannigfach hohlen und welken Kultur aufzunehmen, die das Leben schließlich in ein nichtiges Spiel verwandelt.

Solcher Kampf befindet sich aber sowohl im Gegensatz zum Realismus, der den Menschen an die Welt der Arbeit schmiedet und damit seine Seele zerstört, als zum Subjektivismus und Ästhetizismus, der mit seiner Kultivierung bloßer Stimmungen mehr und mehr ins Überspannte, Wunderliche, Leere verfällt. Mehr und mehr gerät die Menschheit bei aller Fülle der Leistungen in einen inneren Notstand; die Erkenntnis dieses Notstandes und die Bereitwilligkeit, zu seiner Bekämpfung mitzuwirken, ist es, was heute mehr als irgend etwas anderes die Geister scheidet und noch weit stärker scheiden muß; aus dieser Erkenntnis ist auch das Verlangen nach einem neuen Idealismus geboren.

Mag die so entsprungene idealistische Bewegung, soweit sie bis heute vorliegt, noch so unfertiger und suchender Art sein, ihr gehört zweifellos die nächste Zukunft, weil sie von einer immer mächtiger anschwellenden, immer unwiderstehlicheren Bewegung des allgemeinen Lebens

getragen und getrieben wird. Daß hier mehr vorliegt als Meinungen und Wünsche bloßer Individuen, das erhellt deutlich genug aus der Tatsache, daß Kunst, Religion, Philosophie sich heute wieder weit stärker regen und von neuen großen Problemen bewegt werden.

Die Wendung der Zeit zur Kunst, im besonderen zur bildenden Kunst, liegt vor aller Augen. Viel bloße Mode mag dabei mitspielen und oft mehr Unterhaltung als Lebenserhöhung gesucht werden. Aber im Schaffen selbst steckt weit mehr, es steckt darin das Verlangen nach einer durchgängigen Belebung des Daseins, nach einem innerlicheren Verhältnis zur Umgebung und zugleich nach mehr Individualisierung der Wirklichkeit. Ein beträchtlicher Unterschied von der Kunst unserer klassischen Zeit ist unverkennbar. Diese fand ihre Hauptaufgabe darin, gegenüber der gemeinen Wirklichkeit eine neue Welt der Phantasie und reinen Gestalt hervorzubringen; ein solcher Aufbau wurde getragen von unablässiger Gedankenarbeit, alles Wirken und Schaffen war durchtränkt von Ideen und erfüllt von Überzeugungen, das sichtbare Dasein umschlossen von einem Gedankenreich. Notwendig wurde hier die Literatur die Seele des Ganzen. Heute können wir uns minder von der unmittelbaren Welt ablösen, die mit überwältigender Kraft auf uns eindringt; nun gilt es unsere menschliche Art mit Anspannung alles Vermögens gegen sie zu behaupten, die Umgebung direkt zu ergreifen, sie durch künstlerische Gestaltung zu veredeln und zu vergeistigen, unser Seelenleben und zugleich unsere Individualität über sie auszudehnen, in sie hineinzulegen. Das gibt der bildenden Kunst den Vorrang, auch das Kunstgewerbe gewinnt eine Bedeutung, die der klassischen Zeit durchaus fremd war. Ein solcher Kampf der Kunst für die Aufrechterhaltung eines seelischen Charakters unseres Lebens gegenüber einer feindlichen oder gleichgültigen Welt hat ein gutes Recht und eine siegreiche Kraft aber nur, wenn es in der Tat eine Seele zu erhalten gibt, wenn die Seele nicht einen gleichgültigen Anhang, sondern die Tiefe, das eigenste Leben der Wirklichkeit bildet; ohne das würde aller subjektive Eifer und alle technische Virtuosität die Bewegung nicht vor einem Verfallen in Tändelei, Unwahrheit, Leere behüten. Die Kunst bedarf der Fundierung in wahrhaftigen Überzeugungen und Gesinnungen genau so gut wie die Wissenschaft; damit teilt sie auch die großen Probleme des Lebens, damit hängt ihr eigenes Gelingen und Durchdringen an einer Vertiefung des Ganzen des Lebens, an einer Sicherung der Überlegenheit der Seele. Dies aber wird nirgends direkter in Angriff genommen als in der Religion; so sind heute im Kern des Strebens Religion und Kunst eng aufeinander angewiesen, mag die Ge-

stimmung der Individuen sie noch so weit auseinander reißen und einander verfeinden.

Das mächtige Wiederaufsteigen des religiösen Problems aber ist eine handgreifliche Tatsache; schon die Leidenschaftlichkeit, mit der heute kirchliche und religiöse Fragen die Gemüter erregen und bewegen, bekundet zur Genüge, wie weit wir uns von jenen Zeiten entfernt haben, wo die Religion als ein veraltetes Erbstück früherer Zeiten galt und daher mit kühler Gleichgültigkeit behandelt wurde. Die rasche Überwindung dieser Gleichgültigkeit ist merkwürdig genug. Denn der Strom der intellektuellen Arbeit des 19. Jahrhunderts ging direkt gegen die Religion. Die Philosophie hat ihr gegenüber volle Selbständigkeit gewonnen und sich oft genug mit zerstörender Schärfe gegen sie gewandt; die Naturwissenschaften haben nun erst das volle Selbstbewußtsein gefunden und ein eigenes durchaus innerweltliches Gedankenreich aufgebracht, sie widerstehen der religiösen Denkweise mit unvergleichlich größerer Energie als je zuvor; endlich ist die Religion selbst in ihrem überkommenen Bestande von den verschiedensten Seiten her, am meisten aber durch die historische Kritik, so unterwühlt und erschüttert, daß die größte Unsicherheit über alles Nähere ihrer Behauptung waltet. Auch sehen wir, wie der Abfall der Individuen von ihr unablässig fortdauert, wie eine seichte Aufklärung erst jetzt recht in die Massen dringt. Wenn trotz alledem das religiöse Problem im geistigen Leben wieder mit überwältigender Kraft hervorbricht und alle anderen Fragen zurückzudrängen beginnt, so sind augenscheinlich andere Interessen als die des bloßen Intellekts wirksam; in Wahrheit ist es ein Bestehen auf einem Gehalt und Sinn des Lebens, ein Verlangen nach geistiger Selbsterhaltung gegenüber drohender Vernichtung, ein Kämpfen um ein geistiges Dasein, was die alte und ewige Frage neu aufzunehmen zwingt. Zugleich ist klar, daß die Gegenwart von der Religion etwas ganz anderes verlangt als ihr geneigte Gemüter in der Blütezeit unserer Literatur verlangten. Denn damals suchte man bei ihr eine Vertiefung der Wirklichkeit, es galt die Vernunft der Welt deutlich herauszustellen und dem Menschen zu vollem Besitz zu bringen, eine pantheistische Denkweise beseelte die Besten. Nichts ist bezeichnender für den Wandel der Zeiten als das völlige Verblassen und Verschwinden dieser pantheistischen Denkweise; was damals die Gemüter unwiderstehlich anzog und vollauf befriedigte, das dünkt uns heute leicht eine Unwahrheit, eine leere Phrase. Warum wohl? Weil uns das Weltgetriebe und selbst der Kreis menschlichen Zusammenlebens weit mehr als ein seelenloser Mechanismus vor Augen steht, weil wir in dem unablässigen

Wechsel und Wandel, in dem hastigen Drängen von Augenblick zu Augenblick einen Mangel an festem Bestande und ewiger Wahrheit empfinden, weil uns das schrankenlose Aufwuchern selbstischer Interessen, die wilde Lebensgier des Kampfes ums Dasein einen erschreckenden Mangel an Teilnahme und Liebe zeigt, und weil wir doch ohne eine innere Zerstörung unseres Daseins, ohne ein Sinnloswerden alles Strebens nicht auf ewige Wahrheit und selbstlose Liebe verzichten können. So entsteht das Verlangen nach einer neuen Ordnung der Dinge, die uns die Möglichkeit einer geistigen Existenz gewährt; dies Verlangen ist es, was die Menschen übermächtig zur Religion treibt und zugleich ihr selbst eine neue Aufgabe stellt. Es liegt darin eine Annäherung an die ältere Fassung der Religion, die ihr eine Selbständigkeit gegenüber allem Kulturleben zuerkannte. Aber inzwischen hat sich überaus viel verändert, ja sind wir andere Menschen geworden, so verbietet sich durchaus eine einfache Wiederaufnahme der älteren Art; auch was sie an Ewigem enthält, läßt sich nicht einfach übertragen, sondern bedarf einer selbständigen Aneignung. Daher steht auch die Religion vor neuen Aufgaben.

Endlich sind auch in der Philosophie Bewegungen verwandter Richtung unverkennbar. Die Philosophie hatte im 19. Jahrhundert nach der Zurückdrängung der großen spekulativen Systeme einen schweren Stand. Aus dem Mittelpunkte des Lebens wurde sie in die Peripherie gedrängt; statt mit ihrer Denkweise das Leben zu führen und zu erhöhen, wurde sie nun geheißen, sich an andere Wissenschaften, sei es an die Geschichte, sei es an die Naturwissenschaften, gehorsam anzuschließen, weit mehr zu empfangen als zu geben. So wurde sie aus Aufbietung und schöpferischer Tätigkeit des ganzen Menschen mehr und mehr zu gelehrter Arbeit, zu einer bloßen Umsäumung wissenschaftlicher Forschung. Sie hat in dieser Arbeit Tüchtiges geleistet, aber einen tieferen Einfluß auf das Ganze des Lebens und auf die Richtung des gemeinsamen Strebens gewann sie damit nicht. Man könnte jene gelehrte Philosophie völlig streichen, ohne daß die Menschheit einen großen Verlust empfinden würde. Auch hier aber sind Veränderungen im Gange, zu gewaltig werden die inneren Spannungen des Lebens, zu mächtig drängt es nach einer umfassenden und befestigenden Gedankenwelt und nach dem Aufbau einer solchen Gedankenwelt von innen her, als daß nicht auch wieder in der Philosophie ein Streben nach einem inneren Ganzen, eine Bewegung zu geistiger Konzentration, zur Klärung unseres Grundverhältnisses zur Wirklichkeit, zu einem das menschliche Leben erhöhenden Schaffen aufkommen müßte. Aber auch für die Philosophie hat sich viel zu viel

verändert und ist eine viel zu eigentümliche Lage entstanden, als daß sich ältere Gedankenmassen, z. B. die Spekulation zu Beginn des 19. Jahrhunderts, einfach aufnehmen oder mit einiger Veränderung fortführen ließen. Wie bei den anderen Gebieten, so gilt es auch hier an erster Stelle eine Einsetzung eigener Kraft.

So verstärkt sich von allen Seiten die Überzeugung, daß wir uns in einer durchaus neuen und eigentümlichen Lage befinden, die keinen einfachen Anschluß an frühere Zeiten gestattet, sondern die Sache an erster Stelle auf unser eigenes Tun stellt. Alle direkte Vergleichung mit früheren Epochen bestätigt das. Wie weit uns die Erfahrungen und Erschütterungen des 19. Jahrhunderts von der Zeit unserer Klassiker entfernt haben, das wurde Punkt für Punkt ersichtlich; aber auch der Grundaffekt der gesamten Neuzeit: ihr unbedingtes Verlangen nach Tätigkeit, ihr Trieb nach Lebenssteigerung, ihre freudige Bejahung des Daseins, sie haben keine volle Wahrheit mehr für uns, die wir nicht nur mehr Verwicklungen und Schranken vor Augen haben, sondern denen das Leben selbst zum Problem geworden ist; vielfach sind wir innerlich schon aus der Neuzeit herausgetreten, der wir uns äußerlich noch zurechnen und beginnen sie als eine Vergangenheit zu empfinden. Zugleich aber können wir unmöglich hinter die Neuzeit, etwa zum alten Christentum, zurückflüchten. Daran hindert uns nicht nur die völlige Wandlung der Gedankenwelt, sondern mehr noch, daß damals die Menschheit von einer starken Müdigkeit an geistiger Arbeit ergriffen war und keine Hoffnung auf eine weltliche Zukunft hegte, während unsere Zeit in gewaltigem Aufstreben steht und sich durch alle Verwicklungen den Mut der Arbeit und die Hoffnung eines Weiterkommens nicht rauben läßt. Je deutlicher die historische Forschung, dies Hauptstück der modernen Wissenschaft, mit ihrer sorgfältigen Ermittelung der Vergangenheit das Eigentümliche der Zeiten herausstellt, desto mehr erhellt die unvergleichliche Art der Gegenwart, desto weniger läßt sich von irgendwelchem Anschluß an die Vergangenheit eine wesentliche Hülfe erwarten.

Solches Angewiesensein der Zeit auf sich selbst bringt ebenso eine allgemeine Wahrheit zum Bewußtsein, wie es das Eigentümliche der besonderen Lage aufdeckt. Jene Wahrheit ist die, daß die Vernunft kein Werk der bloßen Geschichte ist; sie wächst uns nicht einfach aus der Geschichte entgegen und fällt uns ohne Mühe in den Schoß, sondern sie ist immer von neuem zu erringen, sie wird immer von neuem zur Frage und Aufgabe. Auch die Zeiten, welche in engem Anschluß an frühere

arbeiten, enthalten eine Entscheidung, der Anschluß selbst ist auf geistigem Gebiet immer auch eine eigene Tat, geistiges Leben erhält sich nie durch das bloße Dasein, es will immer von neuem erzeugt werden. Aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ein solcher Anschluß an Früheres möglich ist und damit das Wirken die Wege bereitet findet, das eine sich leicht mit dem anderen zu gemeinsamer Leistung verbindet, oder ob das Bewußtsein von dem Gegensatz zu allen früheren Gestaltungen erfüllt und selbst das Ewige in ihnen ihm verdunkelt ist, daher das Streben an erster Stelle auf sich selbst verwiesen wird. Das sind kritische Zeiten, Zeiten, die deutlich zur Empfindung bringen, daß die Kulturarbeit nicht auf gegebenen Grundlagen ruht und auf ihnen sicher weiterbaut, sondern daß der Zweifel immer wieder auf die Grundlagen zurückgreifen und auch das in ein Problem verwandeln kann, was durchaus gefestigter Besitz dünkte. Und wie in solchen Zeitläufen nicht nur die nähere Gestaltung, sondern alle und jede geistige Existenz des Menschen ins Wanken gerät, so wird auch klar, daß die Kultur nicht mit sicherem Wirken die ganze Breite des menschlichen Daseins durchdringt, daß vielmehr der Boden für sie stets niederen Kräften erst abzuringen ist, daß diese Kräfte zu wirken nie aufhören und mit ihrem Vordringen immer neue Gefahren, immer neue Krisen heraufbeschwören.

Zeiten, denen in solcher Weise aller äußere Halt entschwindet, haben ein zwiefaches Antlitz. Sie sind harte und unbequeme Zeiten, Zeiten der Zersplitterung und Zerrüttung, des Abfalls und der Verneinung, Zeiten, welche die Kleinheit des Menschen und die Unsicherheit seiner Lebenslage deutlichst zur Empfindung bringen. Diese Verneinung wäre der letzte Abschluß, wenn im menschlichen Streben und der weltgeschichtlichen Bewegung nichts anderes vorläge als ein Gewebe subjektiver Meinungen und selbstischer Interessen, wenn alles Unternehmen und Erfahren nur eine Sache des von der Welt abgelösten Menschen wäre und sich lediglich auf der Oberfläche des Bewußtseins abspielte, nirgends mit tieferen Wurzeln in den Grund der Wirklichkeit zurückreichte. Völlig anders hingegen erscheint die Sache, wenn der menschliche Lebenskreis als ein Stück des Weltlebens erfaßt und in seiner Bewegung das Aufsteigen einer neuen Stufe jenes Lebens, die Entfaltung einer geistigen Wirklichkeit erkannt wird. Dann wird eben die Kleinheit dessen, was der Mensch in seiner nächsten Erscheinung vermag, zu einem Zeugnis für die Größe dessen, was im Grunde seines Wesens vorgeht; dann treten auch jene kritischen Epochen in eine andere Beleuchtung. Denn dann dürfen wir uns ihrer freuen als solcher Zeiten, die den Menschen

treiben, den Problemen unmittelbar und unerschrocken ins Auge zu sehen und ohne alle äußere Stütze auf sich selbst zu stehen, Zeiten, die ihn aufrufen, sein geistiges Leben in Selbsttätigkeit zu begründen und den Aufbau der geistigen Welt auf dem Boden der Menschheit selbst mit zu tragen. Gewiß zerbricht in solchen Zeiten vieles, aber es zerbricht schließlich nur, was von Haus aus zerbrechlich war, was keine volle Wahrheit hatte oder sie doch dem Menschen nicht mitzuteilen vermochte. So muß durch Erschütterung und Vernichtung alles Morschen und Welken hindurch eine Verjüngung des Lebens erfolgen, durch Läuterung und Scheidung hindurch die Wahrhaftigkeit des Daseins wachsen; Zweifel und Verneinung selbst müssen dazu wirken, die Unzerstörbarkeit unseres geistigen Wesens und die innere Gegenwart überlegener Mächte neu zu bekräftigen und zu einem unmittelbareren Erlebnis zu machen als in ruhigen Zeiten.

Aber solche Größe liegt keineswegs fertig vor, sie will errungen und entwickelt sein. Was die Zeit entgegenbringt, sind bloße Möglichkeiten; sie in Wirklichkeiten zu verwandeln, bleibt immer eine Sache eigener Entscheidung, erhöhender Tat. Aber in der Gegenwart liegen große Möglichkeiten; sollte das wachsende geistige Verlangen, das die Menschheit durchdringt, nicht zur Hoffnung berechtigen, daß trotz aller Wirren und Hemmungen das Ja über das Nein siegen und neue Lebensgestaltungen heraufführen wird? Dann wäre auch die jahrtausendlange Arbeit der Geschichte nicht verloren, dann würde wieder deutlicher aus allem Wechsel und Wandel ein unvergänglicher Wahrheitsgehalt hervorscheinen.

Stille ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Goethe.

Zeit- und Streitfragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens.

Von

Geh. Reg.-Rat Dr. Adolf Matthias.

I. Zur Einführung. Vom Schulfrieden.

Schulfragen, die unsere Zeit bewegen, die im Vordergrunde des Interesses stehen und zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben, sollen im folgenden besprochen werden. Nicht etwa für Fachmänner, wiewohl auf Aufmerksamkeit auch in diesen Kreisen gerechnet wird und der Wunsch vorhanden ist, auch hier Anregung zu geben. Vielmehr haben diese Aufsätze ein anderes Publikum im Auge, das der Belehrung und der Aufklärung bedarf, das der Verfasser empfänglicher für Schulfragen machen möchte, als es gemeiniglich der Fall ist. Denn es ist leider eine erwiesene Tatsache, daß die meisten Leute, die über die Schule mitreden, ihr Urteil gründen auf die beschränkte Einzelerfahrung, die ihnen aus eigener erfolgreicher oder erfolgloser Schulzeit her zur Verfügung steht oder aber aus erquicklichen oder unerquicklichen Erfahrungen, welche sie als Väter mit klugen oder dummen, mit fleißigen oder faulen Söhnen machten. Von diesem begrenzten Standpunkt aus werden dann leichthin Schlußfolgerungen gezogen ganz ins Allgemeine hin. Von einem tieferen Eindringen in die Sache selbst und in das Ganze pflegt man zumeist abzusehen. Es ist ja auch leichter zu kritisieren und man kommt schneller zum Endergebnis seines Urteils, wenn dieses durch Sachkenntnis wenig oder gar nicht behindert oder getrübt ist. Wie selbst bis in Kreise hinein, die mitleitend oder mitberatend dem Schulwesen sich widmen, die harmloseste Voraussetzungslosigkeit herrscht, darüber könnte man köstliche Geschichten erzählen. Aber man soll nicht aus der Schule plaudern. Selbst in dem heftigen Schulkampfe, welcher der jüngsten Fortführung der Schulreform voranging, konnte man es erleben, daß heftige Kämpfer dieser oder jener Partei die Kampfobjekte, um die es sich handelte, ihrem Wert und Wesen nach herzlich wenig kannten und daß sie einstimmten in den

Kampfruf „Hie Welf", „Hie Waibling" lediglich auf Schlagworte hin, wie „human" und „real", „gymnasial" und „real", „ideal" und „utilitarisch" usw. —

Seitdem durch den Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 diesem Kampfe und — man darf es mit großer Befriedigung sagen — dem allgemeinen und vielfach oberflächlichen Gerede ein Ende gemacht ist, seitdem nicht mehr die Berechtigungen, die an den Schulen hängen, sondern die Sache selbst, d. h. der Schulbetrieb mit allen seinen Schwierigkeiten, seinen Sorgen und auch mit seinen Freuden und seinem Genuß in den Vordergrund getreten ist, haben wir, wie man so zu sagen pflegt, den „Schulfrieden", nach dem sich die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts gesehnt und um den die Rufer im Streit und ihre Myrmidonen rastlos und heftig gekämpft haben. Daß wir tatsächlich den Schulfrieden (im richtigen Sinne des Wortes gefaßt) fast auf dem ganzen Gebiete des höheren Schulwesens haben, das bezeugen die bisherigen Führer im Streit durch ihre friedliche Stimmung und ihre freundlichen Mienen, die wesentlich abweichen von dem Groll und Kampfesmut vergangener Zeiten. Zunächst (wir wollen nur die großen Typen nennen) der frühere Direktor des Kölner Friedrich Wilhelm-Gymnasiums und jetzige Bonner Professor Oskar Jäger, der in den Jahren zwischen 1892 und 1900 mit schwäbischer Hartnäckigkeit immer wieder seine Stimme erhob für das seiner Meinung nach durch die Lehrpläne von 1892 gefährdete, ja fast zu Grunde gerichtete Gymnasium. „Magna pugna victi sumus, in gewaltiger Schlacht sind wir erlegen," so rief er nach 1892 immer wieder seinen Freunden zu, um den Kampfesmut rege zu halten und sie zu rechter Zeit und Stunde auf dem Platze zu haben, wenn bessere Tage kämen. Und in unermüdlicher Streitbarkeit legte sich für die Berechtigung des Realgymnasiums der Duisburger Realgymnasialdirektor Dr. Quintin Steinbart ins Zeug. Nicht nur auf dem Kampfplatze des Realgymnasialmännervereins konnte man ihn in bestimmten Intervallen sehen, sondern überall, wo etwas zu machen war für die Lösung der wichtigen Frage, in den Ministerien, in den sonstigen einflußreichen Behörden, in den Vertretungen des Volks und bei einflußreichen Privatmännern war er unablässig tätig; und wenn er heute abblitzte, so erschien er mit unverwüstlichem Humor und Optimismus schon morgen wieder. Daß er einige 100 000 Treppenstufen zum besten der Gleichberechtigung gestiegen ist, dürfte maßvolle Schätzung sein. Für lateinlose Schulen und für Reformanstalten ferner stand in erster Reihe auf dem Kampfplane Dr. Friedrich Lange von der „Deutschen Zeitung", unbekümmert um diejenigen Schularten, die

nun doch einmal historisch geworden waren, nur bekümmert um das, was werden sollte als echte deutsche Schule; immer jugendfrisch in der Begeisterung und jugendfrisch im Zorn, der wenig schonte. Alle drei haben mit ihren Genossen nach Verkündigung des Allerhöchsten Erlasses, der die Gleichwertigkeit der drei Anstaltsarten aussprach und auf die kräftige Entwicklung der Eigenart einer jeden Schulgattung Gewicht legte, das Schlachtschwert — nicht etwa begraben, aber in ihrer Rüstkammer zur Ruhe aufgehängt. Nur ab und zu blicken sie zu ihm hinauf, wenn der Stolz auf den beendigten Kampf in ihren Herzen sich rührt oder aber, wenn die Furcht sich regt, daß etwa die Opposition der kleinen Mittel, der Kniffe und Schikanen von versteckten Gegnern der Schulreform sie um ihren Kampfpreis bringe. Also „Schulfriede" in den Kreisen, in denen bis zum Jahre 1900 heftige Kampfeslust vorhanden war. Das Gymnasium freut sich dieses Friedens, weil der Bann des Monopols von ihm genommen ist, weil diese Schule nun nicht mehr als „Mädchen für alles" dient und allen Forderungen des modernen Wissens gerecht zu werden braucht. Es darf seine Eigenart pflegen. Und daß es das tut, dafür sind die ersten Anzeichen bereits erkennbar. Denn auf den Direktorenkonferenzen, die in den verschiedenen Provinzen der preußischen Monarchie in diesem Frühling tagen, spielt die Pflege des griechischen Unterrichts, also desjenigen Lehrgegenstandes, der dem Gymnasium eigenartig ist, eine bedeutende Rolle. Es kommt — das ist schon jetzt zu sehen — neues Leben in diesen Unterricht, zugleich aber auch mehr und mehr das Bewußtsein, daß die griechische Sprache, wie das Gymnasium überhaupt, ein Tummelplatz „der Wenigen, nicht der Vielen" ist. Und auch von den beiden anderen Schularten ist ein schwerer Bann genommen, so daß auch sie vollauf des Friedens sich freuen dürfen, — zunächst der Bann der Berechtigungsarmut. Zwar haben die Realgymnasiasten noch eine Ergänzungsprüfung für das Studium der Theologie nötig und die Oberrealschüler für Theologie und Medizin; aber diese Prüfungen sind so human gestaltet, daß sie sich ertragen lassen und für weitere Verbesserung die Keime in sich tragen. — Viel wichtiger aber, so seltsam es klingen mag, als die Berechtigungsfrage ist die Frage der Gleichwertigkeit. So lange das Gymnasium das Monopol besaß, zu allen Studien, Ämtern und Würden in Zivil und Militär seine Jünger hinaussenden zu dürfen, so lange standen die anderen Schulen im Rufe der Minderwertigkeit. Ihre ganze Bildung, die sie vermittelten, galt als eine Bildung zweiten Grades. Nachdem der Allerhöchste Erlaß den Grundsatz der Gleichwertigkeit hingestellt hat, wird man doch Bedenken tragen, jene Schulen als minderwertig zu

behandeln. Wenn man es tut, so tut man das auf die Gefahr hin, sich als engherzig hinzustellen und nicht teilzunehmen an jener großen und weiten, vornehmen und tiefblickenden Anschauung, die in dem königlichen Erlasse liegt, der gleichen inneren Wert allen drei Schularten zuspricht, ganz gleiche Rechte aber ihnen noch nicht verschaffen kann, weil Menschen und Verhältnisse Zeit zur Abgewöhnung und Entwicklung nötig haben.

Wir haben also den „Schulfrieden". Doch verstehen wir den Ausdruck recht und verwechseln wir das Wort „Frieden" nicht mit dem Wort „Ruhe"; denn Ruhe ist uns auch in Zukunft nicht beschieden. Wettstreit wird es auch in Zukunft geben und mehr noch als bisher, da die verschiedenen Schularten nunmehr in derselben Arena um die Siegespreise ringen müssen. Dieser Wettstreit wird sich aber nicht nach außen wenden, nicht vornehmlich auf äußere Preise sich richten, sondern inneren Werten sich zukehren. Die einzelnen Unterrichtsgegenstände treten, da jetzt jede Schule ihrer Eigenart sich freuen darf, mehr in den Vordergrund, und ihrer Pflege wird man sich ungestörter hingeben können. Auf den griechischen Unterricht an den Gymnasien ist schon hingewiesen. Andere Unterrichtsgegenstände werden in ähnlicher Weise, je nach der Eigenart der betreffenden Anstalt, mit Leben und eigenartiger Behandlung erfüllt werden. Ob die neueren Sprachen an den Realgymnasien und Oberrealschulen und auch an den Reformschulen mehr unter den Grundsatz der Sprachfertigkeit oder unter die stramme Zucht grammatischen Betriebes gestellt werden sollen oder ob ein Ausgleich zwischen beiden Zielen gefunden werden muß und kann, das wird eine ernste Zeitfrage bilden und eine Streitfrage ebenfalls. Und ebenso wird an die Behandlung des naturwissenschaftlichen Unterrichts manche ernste Erwägung sich anknüpfen, um den Bildungswert dieses Unterrichts auszunützen auch für ideale Fragen ethischer und ästhetischer Natur. Wenn Professor Reinke in den Verhandlungen des Herrenhauses auf die Bedeutung des biologischen Unterrichts hinzuweisen für richtig hielt, so können wir daraus ersehen, daß auch hier eine Zeit- und Streitfrage sich erhebt, die mit dazu beiträgt, den Schulfrieden nicht zur Todesstille werden zu lassen. Und nun erst der deutsche Unterricht. Man glaube nicht, daß dieser in Zukunft nicht ernsten Fragen gegenübergestellt sein wird und daß ein fauler Friede auf diesem Gebiete weiterhin möglich sein wird. Wer aufmerksam die Geistesentwicklung unseres Volkes in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beobachtet hat, wird erkennen können, daß die Achtung dieses Unterrichts mit dem Wachsen der Sehnsucht unseres Volkes nach einheitlicher Gestaltung und mit der Kräftigung des

nationalen Gedankens mehr und mehr sich bemerkbar gemacht hat und nach der Aufrichtung des deutschen Reichs so in den Vordergrund getreten ist, daß die Zeit der Erfüllung für diesen Unterrichtsgegenstand nunmehr gekommen schien. Es war deshalb ein geschichtlich begründeter Ausdruck gesunder Zeitrichtung und Zeitstimmung, wenn von der höchsten Stelle im Reich im Jahre 1890 die Forderung nach höherer Wertschätzung des deutschen Unterrichts gestellt wurde. Für deutsche Schulen hätte solche Anschauung stets als selbstverständlich angesehen werden und nicht erst nachdrucksvoller Betonung von höchster Stelle aus bedürfen sollen. Aber wer die geschichtliche Entwicklung dieses Lehrgegenstandes kennt, weiß, daß es vor 40 oder 50 Jahren geradezu ein Wagnis gewesen wäre, dem Gedanken Ausdruck zu geben, der deutsche Unterricht solle der Schwerpunkt des gesamten Unterrichts werden; man würde als ein sonderbarer Schwärmer mitleidigem Lächeln bei den Verfechtern des Gelehrtenideals unserer Schulen begegnet sein und die Abweisung erfahren haben, man fordere von diesem Unterricht, was er weder leisten könne noch solle. Heute haben sich die Rollen verschoben; heute stehen diejenigen, die nicht von der hohen Bedeutung des deutschen Unterrichts überzeugt sind, als Sonderlinge da. Denn die Frage, ob unsere Jugend heute in das Verständnis ihrer Muttersprache und deren Geschichte, in des eigenen Volkes Literatur und Geistesleben so eingeführt wird, wie es geschehen sollte, ob unsere Jugend der Pflege lebendigen Formsinns für unsere Muttersprache und der Pflege heimischer Empfindungen und vaterländischen Sinnes in vollem Umfange teilhaftig werde, diese Frage wird im Ernst doch niemand bejahen, der die Verhältnisse, wie sie sind, ausreichend kennt. So tragen fast alle Unterrichtsgegenstände Probleme in sich, die gelöst werden müssen. Von der Art, wie sie gelöst werden, mit Interesse Kenntnis zu nehmen, das sollte sich das nichtfachmännische Publikum nicht nehmen lassen. Seitdem unser Kaiser wiederholt in Schulfragen eingegriffen hat und dadurch ein Interesse für unsere Schulen bekundet hat, wie — wir dürfen das mit Stolz empfinden und aussprechen — kein Fürst irgend eines Volkes in diesem Maße es getan hat, seitdem steht es auch allen Gebildeten gut, wenn sie weiterhin nicht in voraussetzungsloser Unbefangenheit Schulfragen gegenüberstehen.

Und es gibt solcher Fragen in Zukunft genug und übergenug, auch nachdem der sogenannte Schulfriede geschlossen ist. Unser aufstrebendes Reich und unser an Bedeutung wachsendes Volk ist voll von Leben und Bewegung; das kann nicht anders sein bei einem Volke, das mit seiner ganzen Kraft erst seit kurzem eingetreten ist in den Wettkampf der Nationen um den Platz an der

Sonne. Das merkt auch die Schule, und Klagen wie „Schulreform und kein Ende" mögen in einem kleinen Staate angebracht sein; ein großer Staat, der seine Zukunft noch vor sich hat, muß unablässig an sich bessern und vervollkommnen, d. h. mit einem Fremdwort ausgedrückt, sich reformieren. Der Allerhöchste Erlaß vom 26. November 1900 trägt auch diesen Gedanken in sich. In seiner letzten Nummer spricht er von denjenigen Schulen (nach Altonaer und Frankfurter Lehrplan), die durch einen die Realschulen mitumfassenden gemeinsamen (lateinlosen) Unterbau einen nicht zu unterschätzenden sozialen Vorteil bieten, und er wünscht, daß dieser Versuch nicht nur in zweckentsprechender Weise fortgeführt, sondern auch, wo die Voraussetzungen zutreffen, auf breiterer Grundlage erprobt werde. Diese Probe wird nun mancherorts gemacht und sie ist zunächst — sagen wir bescheiden — nicht mißlungen. Das hat die Vertreter des alten humanistischen Gymnasiums auf den Kampfplatz gerufen und den Schulfrieden schon in seinen Flitterwochen erheblich gestört. Und da erleben wir nun das interessante Schauspiel, daß zwei Männer, die humanistische Bestrebungen, altklassische Studien und gymnasiale Gebilde mit gleicher Wärme lieben, verehren und vertreten, als Führer im Kampfe gegenüberstehen: als Führer der Reformschulen der Direktor des Goethegymnasiums in Frankfurt a. M. Karl Reinhardt, als Haupt der alten Gymnasialform der Direktor des städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums in Düsseldorf Paul Cauer. Der Kampf, der sich hier entwickelt, wird mit so trefflichen Gründen und Gegengründen, in so vornehmer und sachlicher Art geführt, daß man unsern Schulen und ihrer Entwicklung nur gratulieren kann. Der in dem Allerhöchsten Erlaß empfohlene Versuch hätte unter keine bessere Aufsicht, Prüfung und Verteidigung gestellt werden können, als es bei den beiden Männern geschehen ist. Auch diesem Kampfe zuzuschauen und die Gründe mitzuprüfen ist der Mühe wert.

Also solche Zeit- und Streitfragen sollen in dieser Monatsschrift besprochen werden. Je nachdem die eine oder die andre in Vereinen, in der Tagespresse, in den Volksvertretungen oder sonstwo in der Öffentlichkeit behandelt wird, will diese Monatsschrift gleichen Schritt mit den Interessen des Tages halten; und nicht unerwünscht wäre es, wenn auch aus den Leserkreisen Fragen an die Schriftleitung heranträten, die man zu klären und nach bestem Können zu beantworten versuchen würde. Der Verfasser dieser Aufsätze stellt sich gern in den Dienst solcher Fragen schon aus eigenem Antrieb, weil er es immer für ein Unglück gehalten hat, daß die Schule sich vielfach vom frischen

Leben des Tages ferngehalten hat und daß Schulfragen nicht als Tages- und Lebensfragen im Mittelpunkte des vollen Interesses stehen, und weil er dem Begründer dieser Monatsschrift, dem trefflichen, allzufrüh uns entrissenen Julius Lohmeyer, am Sterbebette versprochen hat, auch diesen Fragen seine Arbeitskraft, so viel er deren erübrigen kann, zur Verfügung zu stellen. Denn es handelt sich ja hier, so sagte der sterbende Freund deutscher Ideale und der deutschen Jugend, um das Wohl des heranwachsenden Geschlechts, und das ist gleichbedeutend mit dem Wohle des Vaterlandes.

Lebenssprüche.

Ob ihr ihn Gott nennt, meine Brüder,
Ob All-Natur, -Welt Anbeginn —
Nur brecht in Schauern vor ihm nieder
Und gebt ihm Herz und Willen hin!
Nur sucht ihn sehnend, ob vergebens,
Die ganze Seele zugewandt,
Dann noch am Abend eures Lebens
Reicht er euch machtvoll seine Hand;
Und tiefer fühlt ihr euch ihm einen,
Gleich stillem Freund euch zugesellt,
Zu dem ihr, wenn die Liebsten weinen,
Einst lächelnd scheidet aus der Welt.

Nur wer der Menschen Schwächen mild vergibt
Und Tränen hat für Menschenweh und Klagen:
Nur wer von Herzensgrund die Menschen liebt,
Der darf auch über sie zu lächeln wagen.

Aus: Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. Verlag von Georg Wigand-Leipzig.

Aus den „Neuen Gedichten“.

Von

Isolde Kurz.

Unerreichbar.

Nicht ereilen
Kann ich dich, und jagt' ich hundert Meilen.
Vor mir her wie blauer Dunst der Ferne
Schwebt dein Bild und schwindet in die Sterne.

Deiner harrend
Trug' ich Gluten, saß vor Kälte starrend.
Winter ging und Sommer, wie mein heißes
Herz sich still verzehrte, keiner weiß es.

— Höher klimme!
Riefs von Gipfeln her mit deiner Stimme.
Auf zu Gipfeln trug mich mein Gefieder,
Hinter Gipfeln ging die Sonne nieder.

Tief und tiefer
Sinkt mein Tag, auf schnellen Sohlen lief er.
Schneller noch und weiter lief mein Sehnen:
Um den Erdball liefs und kehrt' in Tränen.

Sachte weilen
Jetzt die Schritte, die dich nicht ereilen,
Blaue Fluten glänzen: Sein Getöse
Stillt der Sturmgott vor des Meeres Größe.

Traumland.

Vertrau dich, Seele, dem Schaukelkahn,
Von Nachtgevögel umflogen,
Nach einer Insel smaragdenen Plan,
Zu deren Port nur die Geister nah'n,
Durchschifft er dämmernde Wogen.

Es geht in Finsternis sterndurchglüht
Zur Traumesinsel, der alten,
Wo die Flammen noch leuchten, die hier versprüht,
Und Lenze, die nie auf Erden erblüht,
Ihre wonnigen Knospen entfalten.

Die Wasser von Traumland sind wunderbar
Wie keine Gewässer der Erde,
Drin spiegelt sich alles, was ist und war,
Sie wallen und waschen die Seele klar
Von des Tages Staub und Beschwerde.

Dort pressen die Winzer den Purpurwein,
Und es blüht die Rebe daneben,
Dort spielst du als Kind mit den Kindern dein,
Dort paaren gefällig sich Sein und Schein
Zu zeitlos göttlichem Leben.

Es wohnt beisammen im Wunderland
Was nie sich am Tage gefunden,
Die suchenden Seelen, die lichtverwandt,
Die Freunde, die keiner den andern gekannt,
Im Traumland sind sie verbunden.

Die Großen, die Göttlichen weilen dort,
Von denen die Dichter gesungen,
Sie tauschen gesellig dir Gruß und Wort,
Und du wandelst mit ihnen am sonnigen Ort,
Wie von gleichem Stamme entsprungen.

O Glück, das weit aus der Welt entwich,
O Jugend, die stieg zu den Schatten,
Gestirn der Liebe, das hier verblich,
Ihr zogt mir voraus, ihr erwartet mich
Auf Traumlands seligen Matten.

Wo?

Ich frage Sonn' und Sterne,
Den Quell, den Wind,
Wo meines Herzens ferne
Gespielen sind?

Ihr lebt in meiner Seele,
Geschwister traut,
Ob euch denn niemals fehle
Der Schwesterlaut?

Tragt ihr nicht auch die Fülle
Allein und stumm,
Und nehmt im Schwarm die Hülle
Des Schweigens um?

Die Hand möcht' ich euch reichen
Auf meinem Gang,
Ich leg' Erkennungszeichen
Den Weg entlang.

Ihr wißt: auf dieser Schwelle
Hat sie geruht,
Sie trank aus jener Quelle
Die reine Flut.

In allen meinen Liedern
Sprech ich zu euch,
O könntet ihr erwidern,
Wie wär' ich reich!

Mein Rufen all und Winken
Im Wind verweht,
Bald wird die Sonne sinken,
Dann ist's zu spät.

Geliebte, laßt euch segnen
In meinem Leid,
Ich kann euch nicht begegnen
Und weiß, ihr seid.

Panik.

Tief war das Schweigen
Im Eichenhain,
Der Mond um die Blätter spann,
Und ich fühlte so eigen,
Als müßt' es sein,
Den Zauber, der da begann.
Deutlicher war mir die Welt geworden,
Als trät ich in einen höheren Orden.
In mir fühlt' ich von Haupt zu Sohlen
Der Dinge heimlichstes Atemholen,
Fühlte des Baumes leibliches Leben,
Oder fühlte mich selbst als Baum,
All sein mächtiges Aufwärtsstreben
Und das selige Blätterweben
Und das wohlige Dehnen im Raum.

Seiner Säfte geheimes Rinnen
Spürt' ich tief innen,
Wie sie in Zweigen
Quellen und steigen,
Tief von der Wurzel zur Krone ziehn
Bis zum feinsten Geäder des Laubes hin.
Und ich dachte: was will das werden?
Gleicht mir denn jegliches Ding auf Erden?
Der Baum und der Strauch
Hat ein Antlitz wie meines,
Die tauigen Gräser der Wiese auch,
Alle sah ich als eines.
Näher wuchs es und näher heran,
Und die tausend Blättergesichter
Blickten mich an,
Nah mich an wie leiblich verwandte,
Vor Zeiten gekannte
Züge und winkende Augenlichter.
Und so lag ich mir selbst entrückt,
Wohlig und halb beklommen,
Bis mir ein Schreck durch die Glieder zückt,
Als hätt' ich die Stimme Pans vernommen.
Fort, nur fort!
Daß Gott sich erbarme!
Daß er die langen, laubigen Arme
Nicht nach mir strecke,
Der Baumesrecke!
Der stand ruhig am alten Ort,
Unverwandt
Sah er ins Land,
Tat als hätt' er mich nie gekannt.

Geheimnis.

Sie sah'n sich gern, doch suchten sie sich nie,
Mit keinem Wort, noch Blick umwarb er sie,
Sie fragt nicht, wem sein unstet Herz gehört,
Sein Gehen hat ihr nicht den Schlaf gestört.

Und doch, so oft die Zwei sich wieder nah'n,
Läuft eine Welle zitternd ihm voran,
Sein Bild erscheint ihr, eh er selber da,
Die Luft erbebt und flüstert: er ist nah.

Wenn sie sich treffen, ist's von ungefähr,
Doch beiden klopft das Herz, als wär' es mehr,
Ein Band wird fühlbar, das sie leis umflicht,
Dann fallen Worte, und der Zauber bricht.

Nur einmal hat er sie im Traum geküßt,
Fürwahr, nie kam ihm wachend solch Gelüst,
Sie fährt empor, von heißem Schreck berührt:
Sie hat von ferne seinen Kuß gespürt.

Nun sitzt er schlaflos auf dem Bett und sinnt:
Ist sie's, die wissend diesen Zauber spinnt?
Und sie zur gleichen Stunde staunt und frägt:
Fühlt er und teilt er, was in mir sich regt?

Das Leben eilt und sie vereint es nicht,
Längst hat ein Andrer ihre Treu und Pflicht;
Daß ihr Geschick nicht volle Blüten trieb,
Sie weiß es kaum — noch daß er einsam blieb.

Doch heut von Weh ist ihre Brust umschnürt,
Sein Geist hat scheidend ihren Geist berührt,
Er kam und raunt ihr in der nächtigen Ruh
Ein Fahrewohl für dieses Leben zu.

Und immer sinnt sie nun dem Rätsel nach:
War es ein erster Ring, der hier zerbrach?
War's einer früh'ren Kette letztes Glied,
Von der verjüngter Erdenleib sie schied?

Der Wert der Kavallerie in einem künftigen Kriege.

Von

Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne—Berlin.

Der Wert der Reiterei im blutigen Ringen der Völker ist wiederholten Schwankungen unterworfen gewesen. Zur Zeit der Ritterheere fast Alleinherrscherin auf dem Schlachtfelde, schien es, daß nach Einführung der Feuerwaffen ihre Bedeutung wesentlich zurückgehen müßte. Bei der Unvollkommenheit der ersten Feuerrohre war dies indessen keineswegs der Fall, die Kavallerie machte sich diese Waffe anfangs selbst sogar ausgiebig nutzbar, indem sie sie von Pferden aus gebrauchte. Zu ihrer höchsten Bedeutung in der neueren Zeit aber gelangte sie erst, als der Große Friedrich jedes Schießen bei dem Angriff untersagte und sie ihre Erfolge durch den raschesten Anlauf und energischen Gebrauch der blanken Waffe erzielte. Die Tage von Hohenfriedeberg, Roßbach und Zorndorf bezeichnen Höhepunkte des Ruhmes der Waffe, wie die Welt sie noch nicht gesehen und wohl nie wieder sehen wird.

Es ist dabei aber auch darauf hinzuweisen, daß die Erfolge keiner anderen Waffe so von der Persönlichkeit des Führers abhängen. Friedrich II. war ein Truppenbildner, vor dessen Begabung wir staunend stehen, ist es doch dem Kenner der Waffe noch heut ein Rätsel, wie es dem großen Könige gelungen ist, in der kurzen Spanne Zeit zwischen dem 1. und 2. Schlesischen Kriege die von seinem Vater übernommene schwerfällige, unbrauchbare Kavallerie, der jeder Reitergeist mangelte, zu einer Waffe umzubilden, die nach wenigen Jahren die Überlegenheit über die berühmte österreichische Reiterei gewann und sich die Lorbeeren von Hohenfriedeberg errang. Aber des Königs Arbeit wäre vergeblich gewesen, wenn er nicht Männer gefunden hätte, die die Waffe zu gebrauchen verstanden; erst einen Buddenbrock, Geßler, Zieten, dann Seydlitz, den größten Reiterheros aller Zeiten. Führer für die anderen Waffen, auch für gemischte Truppen, die diese zu Erfolgen zu führen verstehen, finden sich weit häufiger als Kavallerieführer im eigentlichen Sinn. Die geistigen und körperlichen Eigenschaften, die einen solchen ausmachen, sind selten im Menschen vereinigt, und so wird die Bedeutung der Reiterei in einem Kriege, man kann fast sagen in der Hauptsache, bestimmt werden durch die Personen, die sie führen, die höchsten Spitzen. Eine tüchtige Infanterie mit brauchbaren Unterführern kann selbst unter einem mittelmäßigen, ja minderwertigen Führer Gutes leisten,

stößt sie auf den Feind, so führt sie ein Gefecht wohl siegreich durch, auch wenn dieser sich ganz passiv verhält. Anders bei der Reiterei, hier kann nur das Einsetzen im richtigen Augenblick, der aus der Seele, dem Willen des Führers sich herausbildende Entschluß die Waffe zur Tätigkeit rufen. Daß Infanterie zum Gefecht eingesetzt werden muß, ist so selbstverständlich, daß sie gegebenenfalls selbständig auch ohne höhere Weisung den Kampf aufnimmt, Kavallerie muß den günstigen Augenblick für den Kampf in der Schlacht abwarten, und dies führt naturgemäß dahin, daß kleine Geister, deren persönlicher Mut nicht auf der Höhe der Aufgabe steht, oder solche, die die Verantwortung scheuen, denen Selbstvertrauen mangelt, diese „Augenblicke" immer versäumen und hierfür auch immer eine Erklärung, wenn auch nichtigster Art, bei der Hand haben. So kann eine vorzüglich ausgebildete, vom besten Geiste beseelte Reiterei unter einem solchen Führer dahin kommen, nichts zu leisten. Die Beispiele aus unserem letzten Kriege sind leider zahlreich, während eine mangelhaft durchgebildete Reiterei unter einer unternehmenden Führung Tüchtiges vollbringt. Die Kavallerie Napoleon I. ritt im allgemeinen weniger gut als die österreichische und preußische, aber leistete unter Generalen wie Kellermann, Lasalle, Nansouty und besonders Murat, bis zu den Freiheitskriegen, wo sie zu schwach und sehr unvollkommen war, wesentlich Größeres als diejenige der Gegner.

So sehen wir also, daß der Wert der Reiterei in einem künftigen Kriege in mancher Beziehung unmeßbar ist. Denn ob unter den Führern, die im Frieden an ihrer Spitze stehen, Männer sich befinden, die sich als solche auch vor dem Feinde bewähren werden, ist nie zu schätzen, sind doch die größten Irrungen auch einem so umsichtig arbeitenden Militärkabinett wie dem Kaiser Wilhelms I. begegnet; ja es steht fest, daß es in Frage gekommen ist, ob man dem einzigen Manne, der in unserem letzten Kriege als Kavallerieführer hervorgetreten ist, dem General Carl von Schmidt, bis 1870 Regiments-Kommandeur, wohl eine Brigade anvertrauen könnte. Ein Seydlitz aber an der Spitze eines Kavallerie-Korps würde trotz aller Ungunst der Verhältnisse heut noch ein Emporschnellen in der Bedeutung der Waffe zur Folge haben, wie es nicht eingeschätzt werden kann.

Wenn wir uns aber, abgesehen hiervon, darüber klar werden wollen, welchen Wert in einem künftigen Kriege die Reiterei haben wird, so wird es erforderlich sein zu untersuchen, was die deutsche Reiterei im letzten Kriege geleistet hat und welches die Ursachen sind, daß diese Leistungen trotz der erheblichen Stärke und im allgemeinen guten Einzelausbildung der Waffe nicht als zureichende bezeichnet werden können. Im Aufklärungsdienst hat die deutsche Reiterei der Führung erheblichen Nutzen gebracht, wenngleich in dessen Anordnung sich Mängel gezeigt haben, indem es an System und Einheitlichkeit dabei sowie Verständnis bei dessen Ausführung durch die unteren Organe vielfach gefehlt hat, wobei noch zu bemerken ist, daß die gegnerische Kavallerie bei der gänzlich falschen Verwendung, die sie fand, und der völlig fehlenden Ausbildung für diesen Dienst kaum die Aufgabe erschwerte. Im zweiten Teile des Feld-

zuges zeigte sich eine solche Erschwernis an verschiedenen Stellen infolge des Volksaufstandes, daß die Lösung der Aufgabe zeitweise undurchführbar wurde, was sich unter gleichen Umständen auch bei der tüchtigsten Kavallerie wiederholen würde.

In der Schlacht hat die Kavallerie nur einmal, und zwar am 16. August 1870 bei Vionville-Mars la Tour entscheidend mitgewirkt, und zwar hier indem sie die Preußen vor einer Niederlage bewahrte, ja durch ihr wiederholtes Eingreifen gegen alle Waffen den Sieg errang. Die Führung versagte dagegen vollständig bei verschiedenen Gelegenheiten im zweiten Teile des Feldzuges, von denen als die krassesten nur die Gefechte und Schlachten von Artenay, Villepion, Beaune la Rolande und Coulmiers hervorgehoben werden sollen, wo die Lorbeeren am Wege lagen, aber ungepflückt blieben. Insbesondere konnte Coulmiers bei richtiger Führung der Reiterei zu einem Roßbach für den französischen linken Flügel und der bayerische Mißerfolg in einen herrlichen Sieg verwandelt werden. Den Führern der Kavallerie-Divisionen kann auch nur sehr mittelbar eine Schuld an der unzureichenden Leistung zugeschrieben werden, denn abgesehen von den einzelnen derselben völlig fehlenden reiterlichen Begabung hatte keiner von ihnen jemals Gelegenheit zur Übung in der Führung einer Kavallerie-Division gehabt, so daß diesen Herren völlig die Vorbereitung für ihre Aufgabe fehlte, die noch dadurch erschwert war, daß auch die Truppe ohne jede Vorbildung dafür war. Es muß aber auch bemerkt werden, daß die nicht immer befriedigenden Leistungen im Aufklärungsdienst und in der Schlacht nicht lediglich den Kavallerieführern zuzuschreiben sind, sondern zum Teil den Ober-Kommandos, von denen einzelne kein Verständnis für die Verwendung der Waffe zeigten und von ihr keinen Gebrauch machten. Dasselbe gilt auch für die Verfolgung, für die man die Reiterei entweder gar nicht oder nicht rechtzeitig verwendete.

Unter den erörterten Umständen war der Nutzen, den wir in jenem Kriege von unserer Reiterei gezogen haben, ein beschränkter aber immerhin bedeutsamer, und an der Erringung des endgültigen Erfolges hat die Waffe ihren guten Anteil. Wesentlich zu diesem Erfolge hat beigetragen ihre Verwendung zur Besetzung und Festhaltung großer Landstrecken während der Belagerung von Paris, Dienste, die ihr allerdings bei dem Mangel einer ebenbürtigen Reiterei auf gegnerischer Seite von dort aus nicht in wesentlichem Grade erschwert worden sind und deshalb dem Laien nicht in die Augen fallen, nichtsdestoweniger aber von ausschlaggebender Bedeutung für den Ausgang des Krieges gewesen sind. Die gegen Süd, West, Nordost weit vorgeschobenen Kavallerie-Divisionen mit wenig Infanterie haben die Belagerung der Hauptstadt vor unvermuteten Störungen durch die Gambettaschen Heeresaufgebote gesichert, deren Nahen und Marschrichtung rechtzeitig gemeldet und durch Nutzbarmachung weiter Strecken des feindlichen Landes die Verproviantierung des Belagerungsheeres sichergestellt. Eine überlegene gegnerische Reiterei konnte unseren Kavallerie-Divisionen die Lösung ihrer Aufgabe unmöglich machen, sie auf die Armee zurückdrücken, die

sehr empfindlichen Verbindungen nach der Heimat unterbrechen und die Deutschen sehr wohl auch ohne verlorene Schlacht zur Aufhebung der Belagerung zwingen.

Aus dem Angeführten geht bereits hervor, daß die wesentlichste Ursache der nicht immer befriedigenden Leistungen der deutschen Reiterei in mangelndem Verständnis für deren Gebrauch und in der Wahl ungeeigneter Führer zu suchen sind; es kommt dazu eine nicht ganz zureichende Ausbildung der Offiziere für den Aufklärungsdienst und als wesentliches Moment eine mangelhafte Bewaffnung, indem die leichten Regimenter einen sehr unvollkommenen Karabiner führten, dessen Wirkung nur bis zu 300 Schritte reichte, die Ulanen und Kürassiere außer einer glatten Pistole aber keinerlei Schußwaffe.

Diese Mängel haben inzwischen eine Abstellung erfahren. Über die Verwendung der Reiterei haben überall richtigere Anschauungen Platz gegriffen, wir sind bemüht, Führer zu bilden — allerdings nicht in genügender Zahl —; die Ausbildung der Offiziere für den Aufklärungsdienst wurde wesentlich vervollkommnet, ein leistungsfähiger Karabiner — der allerdings der Verbesserung noch fähig ist — wurde eingeführt und die Truppe mehr — wenn auch noch nicht in ganz ausreichendem Grade — mit dem Gebrauch der Schußwaffe zu Fuß vertraut gemacht. Wenn nun auch die Bekleidung und Ausrüstung vom Gesichtspunkt der Kriegsmäßigkeit noch manches zu wünschen läßt, was demnächst erörtert werden soll, so muß man doch sagen, daß die Ursachen, die den Wert unserer Kavallerie im letzten Kriege herabgesetzt haben, im wesentlichen beseitigt sind, soweit man davon bei der Unvollkommenheit alles Menschenwerks sprechen kann. Wir können also hoffen, daß man künftig von der Waffe denjenigen Nutzen wird ziehen können, der ihr ihrem Wesen nach innewohnt.

Untersuchen wir nun die Aufgaben, die der Reiterei in einem künftigen Kriege zufallen, Aufgaben, die nach Art der Kriegführung und Bewaffnung naturgemäß wechseln, so werden wir schließen können, ob diese so bedeutend sind, daß der Reiterei fernerhin ein besonderer Wert beizumessen ist.

Wesentlich für den Verlauf eines Krieges ist es natürlich, daß die Kriegsvorbereitung, die Mobilmachung, wozu besonders die Versammlung der Reservisten und Wehrmänner und die Ergänzung der Pferde durch Ankauf im Lande zu rechnen sind, in Ruhe und Ordnung sich planmäßig vollziehen kann und daß ferner die Vereinigung der so auf den erhöhten Kriegsstand gebrachten oder neu aufgestellten Truppen an den für den Aufmarsch der Heere ausersehenen Stellen ohne Störung durch den Gegner erfolgt.

Durch Störung der Mobilmachung können Tausende von Ergänzungsmannschaften und von Pferden an der Vereinigung mit dem Heere verhindert werden und für dieses verloren gehen, Störungen beim Aufmarsch können zur Folge haben, daß dieser an anderen als an der beabsichtigten Stelle ausgeführt werden muß, unter Umständen den ganzen Kriegsplan ungünstig beeinflußt. Sowohl bei der Mobilmachung als bei dem Aufmarsch spielen die Eisenbahnen natürlich eine große Rolle, und deren Unterbrechung kann von tiefgreifender Bedeutung sein.

Den Schutz der Mobilmachung, zugleich den Grenzschutz, wird aber in erster Linie die Kavallerie zu übernehmen haben, unterstützt durch kleinere Abteilungen der anderen Waffen, die ihr an geeigneten Punkten einen Rückhalt gewähren. Bei der außerordentlich langsamen Mobilmachung bei früheren Kriegen, die Überraschungen ausschloß, genügte ein schwaches Kordonsystem zur Beobachtung des Gegners längs der Grenze. Jetzt muß dazu eine starke Kavallerie bereit gestellt werden. Denn der an dieser Stelle stärkere Gegner, wie z. B. die uns an Kavallerie weit überlegenen Russen, wird es jedenfalls versuchen, sich einen solchen ersten Erfolg zu sichern, wobei Bahnzerstörungen eine bedeutende Rolle spielen werden. Es mag dabei bemerkt werden, daß die Russen auf einen Tagemarsch von der deutschen Grenze 190 Schwadronen mit 28000 Pferden versammelt haben, die wenige Stunden nach erhaltenem Befehl in geschlossenen Divisionen mit ihrer Artillerie und gefolgt von Grenzinfanterie und dazu bestimmten Schützenbrigaden aufbrechen können. Ihnen stehen im gleichen Verhältnis an deutscher Reiterei nur 44 Eskadrons mit 6600 Pferden gegenüber.

Da ein derartiger Einbruch schließlich nicht ohne sehr erhebliche Verluste abgehen wird, kann ein solches Unternehmen natürlicherweise nur eine Macht planen, die wie die russische einen großen Überschuß an Reiterei über den Gegner besitzt.[1]) Die Folgen eines solchen Einbruchs, den nur eine ebenbürtige gegnerische Reiterei hindern oder in seinen Folgen abschwächen kann, kann sich der Leser auch in seiner Rückwirkung auf die Bevölkerung und auf die allgemeine Stimmung in den Heeren leicht ausmalen. Eine so schwache Kavallerie, wie wir sie z. B. in Ostpreußen den Russen gegenüber haben, kann der Übermacht des Gegners unmöglich widerstehen, sondern würde voraussichtlich auf die sich sammelnden Heeresteile zurückgeworfen werden und die Gegner wären wenigstens zeitweise die Herren des Landes.[2]) Die große Bedeutung der Reiterei für diese Periode des Krieges ist also augenscheinlich.

Der Versammlung der Heere folgt die Zeit, wo die Operationen eingeleitet werden, die dem Zusammenstoß der Massen vorausgehen. Über die Art der Versammlung des Gegners zur Schlacht, seine Maßnahmen und Bewegungen Klarheit zu schaffen, ist Sache der strategischen Aufklärung, die ebenfalls der Kavallerie obliegt. Ihre Meldungen bilden für die Führung die Grundlage für die entscheidenden Entschlüsse. Macht uns eine überlegene Reiterei, die sich auch der weiteren Aufgabe unterzieht, die Bewegungen des eigenen Heeres vor

[1]) Rußland zählt in Europa im Frieden 764½ Eskadrons für Kriegsverwendung verfügbar, Frankreich 356, zusammen Zweibund 1120½ Eskadrons. Deutschland besitzt 389, Österreich-Ungarn 252, Italien 144 Eskadrons, zusammen Dreibund 785 Eskadrons, also der Zweibund ein Mehr von 335½ Eskadrons.

[2]) Man denkt bei dieser Betrachtung unwillkürlich an die Worte Friedrichs d. G. in seinem militärischen Testament: „Im Kriege macht Euch eine gute Kavallerie zum Herrn des Landes; zwei oder drei Coups, welche hintereinander gelingen, genügen, um den Feind einzuschüchtern, so daß er nicht mehr das Herz hat, sich zu zeigen."

der Einsichtnahme zu decken, zu verschleiern, jene Aufgabe unmöglich, schlägt unsere Reiterei zurück, so wird deren Oberfeldherr einem Mann mit verbundenen Augen gleichen, der tastend seinen Weg sucht, während der Gegner zu klarer Erkenntnis unserer Absichten gelangt. Daß in diesem Umstande der erste Keim zu einer Niederlage für den an Reiterei Schwachen liegt, dürfte nicht anzuzweifeln sein.

Haben sich aber die Heere so weit genähert, daß die Waffentscheidung bevorsteht, so hat die Kavallerie zu erkunden, welche taktischen Maßnahmen der Gegner zu diesem unmittelbaren Zweck trifft, taktische Aufklärung.

In früheren Kriegen hatte die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie nicht entfernt die Bedeutung wie gegenwärtig. Die Heere waren klein, zu Friedrichs Zeit erreichten sie häufig nicht die Stärke eines heutigen Armeekorps, die Bewegungen waren langsam, die Anlage der bei der damaligen Art der Verpflegung unentbehrlichen großen Magazine verriet leicht die Absichten. Überraschungen, wie solche heut durch Truppenverschiebungen mit der Eisenbahn möglich sind, waren ausgeschlossen. Nachrichten durch Spione, besonders durch Überläufer spielten eine große Rolle. Eine kleine Armee führt Veränderungen ihrer Marschrichtung mit größter Leichtigkeit aus, bei den oft zehnfach stärkeren Einzelheeren der Gegenwart ist eine solche Unternehmung langwierig und schwierig. Um sie rechtzeitig vorzubereiten und auszuführen, müssen die Nachrichten der Kavallerie erheblich früher eintreffen, diese muß also erheblich weiter vorgeschoben und stärker sein.

Friedrich der Große, ja auch noch Napoleon I. erkundeten die Stellungen des Gegners vor der Schlacht noch persönlich. Bei der gewaltigen Ausdehnung der heutigen Armee ist dies unmöglich, der Feldherr würde immer nur einen kleinen Teil des gegnerischen Heeres erblicken, ein Gesamtbild vermag er sich nur aus den Meldungen seiner Reiter zu machen. So sehen wir, daß der Wert der Kavallerie für den Aufklärungsdienst in den Kriegen der Zukunft eine bedeutende Steigerung erfahren hat.

Demgegenüber ist der Wert der Reiterei in der Schlacht, verglichen mit der Fridricianischen Zeit, unzweifelhaft gesunken, sie ist lange nicht mehr die Königin der Schlachten. Ihre Rolle im Kampfe der drei Hauptwaffen ist deshalb aber keineswegs ausgespielt, sondern hat, wie wir sehen werden, seit unserem letzten großen Kriege an Bedeutung wieder zugenommen.

Es steht fest, daß die außerordentliche Vervollkommnung der Feuerwaffen das Eingreifen der Kavallerie in die Schlacht wesentlich erschwert hat, ja, daß jeder Angriff auf unerschütterte Infanterie und auf Artillerie von der Front aus völlig aussichtslos ist, ferner daß infolge der sehr gesteigerten Schußweiten die Reiterei von ihrem Einsatz erheblich weiter als früher zurückgehalten werden muß, um nicht vor dem Gebrauch in ihrer Kampftätigkeit erschüttert zu werden, was natürlich ihren rechtzeitigen Gebrauch im geeigneten Augenblick erschwert.

Diese unzweifelhaften Nachteile werden in ihren Folgen in etwas durch den Umstand gemildert, daß die Kampfweise der heutigen Infanterie in langen

Schützenlinien, denen besonders im letzten Stadium des Gefechtes nur wenige geschlossene Abteilungen folgen, die Angriffe der Reiterei vornehmlich aus der Flanke begünstigt, indem das Bilden einer neuen Front dorthin wesentlich erschwert ist. Ferner haben die außerordentlichen plötzlich eintretenden Verluste, die die modernen Feuerwaffen in den Reihen der Kämpfer erzeugen, zur Folge, daß die moralische Erschütterung dieser Truppen eine wesentlich erhöhtere ist als früher, wo die vielleicht an Zahl gleich hohen Verluste in einem viel längeren Zeitraume eintraten, wozu noch kommt, daß die in allen Heeren auf das äußerste verkürzte Dienstzeit die jungen Truppen der Jetztzeit für derartige moralische Eindrücke weit empfänglicher als früher macht.

Schwer erschütterte Infanterie ist für die gegnerische Kavallerie „attackenreif". Niemand kann sich dem gewaltigen Eindruck einer auf ihn losstürmenden Masse von Kavallerie entziehen. Trifft sie aber auf eine Infanterie, die, wie dies der moderne Kampf mitbringen kann, in fünf Minuten die Hälfte ihres Bestandes verloren hat, so verliert diese alle Besinnung und befindet sich in dem Verhältnis der tapferen 38. Infanterie-Brigade, als diese am 16. August 1870 nach einem unter furchtbaren Verlusten abgeschlagenen Angriff zurückflutete. Fritz Hoenig, der bekannte Militär-Schriftsteller, der an jenem Tage Mitkämpfer in deren Reihen war, charakterisiert diesen Zustand mit den Worten: „In diesem Augenblick ist es ganz gleichgültig, ob diese Schlacken ein Repetier- oder ein Steinschloßgewehr oder eine Mistgabel besitzen. Ein paar flinke Schwadronen und kein Mensch wäre entkommen."

Artillerie, die unerschüttert, von der Front unangreifbar erscheint, ist auf dem Marsche und beim Abprotzen wehrlos und bei Angriffen aus der Flanke oder gar aus dem Rücken, ja selbst bei schrägem Anreiten gegen ihre Front in ihrer Verteidigungsfähigkeit äußerst beschränkt, da ein Frontwechsel von ihr nur schwer und unter großem Zeitverlust auszuführen ist, auch das Schrägfeuer wenig Wirkung verspricht.

Diese kurzen Ausführungen werden gezeigt haben, daß die Wirksamkeit der Reiterei in der Schlacht zwar gegen früher eine Minderung erfahren hat, daß indessen die in politischen Blättern häufig geäußerte Ansicht, es sei auf eine Schlachtentätigkeit der Reiterei überhaupt nicht mehr zu rechnen, unzutreffend ist.

Nach der Schlacht hat bei dem siegreichen Heere vornehmlich die Reiterei die Verfolgung, bei dem geschlagenen die Deckung des Rückzuges zu übernehmen.

Die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Verfolgung ist zu allen Zeiten betont worden, alle Lehrbücher heben dies hervor und doch sind die Fälle, wo nach gewonnener Schlacht eine ausgiebige wirksame Verfolgung eintrat, äußerst selten, selbst unter den größten Feldherren aller Zeiten, wie Napoleon und Friedrich, ist Verfolgung nach erfochtenem Siege eine Ausnahme. Die Gründe hierfür liegen im wesentlichen auf psychologischem Gebiet, andere Gründe, die meist für die Unterlassung angeführt werden, wie Übermüdung der Truppen bezw. der Pferde, die Notwendigkeit, die Truppen zu ordnen, eigene große Verluste, stellen sich bei

näherer Betrachtung meist als hinfällig dar, als hervorgesuchte Entschuldigungen für eine Unterlassung. Zuweilen allerdings vermag der Sieger die Größe seines Erfolges nicht sofort zu übersehen und bereitet sich unter irrtümlichen Voraussetzungen auf einen erneuten Angriff des Gegners vor.[3]) Nur sehr energischen Naturen, rücksichtslos bis zu Härte gegen sich und Andere, werden siegreiche Truppen, die naturgemäß bis zu einem gewissen Grade erschöpft sind und sich der Siegesfreude hingebend, ein starkes Bedürfnis von Erholung und Erquickung haben, dazu bringen, „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß" zu verfolgen. Blücher war eine solche Natur, scharf tadelte er z. B., daß die Kavallerie nach dem Siege an der Katzbach nicht mehr geleistet habe und schrieb am 31. August an York in diesem Sinne die für alle Zeiten bedeutungsvollen Worte: „An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren, denn wenn man so große Zwecke, wie die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die vor Müdigkeit fallen."[4]) Man sieht hieraus nicht nur woran es fehlte, sondern auch, welchen Erfolg Blücher von einer Verfolgung durch die Reiterei glaubte erwarten zu können und dieser Erfolg ist auch nirgend ausgeblieben, wo die Kavallerie die Verfolgung energisch unternahm, selbst plan- und zusammenhanglos ausgeführte Versuche haben gute Ergebnisse gezeitigt. So verfolgten z. B. 1870 nach der Schlacht bei Wörth nur 26 Eskadrons ohne gemeinsamen Führer wenig über das Schlachtfeld hinaus und bereiteten dem Gegner doch eine Einbuße von 19 Offizieren, 1593 Mann, 1 Fahne, 240 Pferden, 14 Geschützen, zahlreichen Munitions- und Trainfahrzeugen, sowie 100 beladenen Eisenbahnwagen. Das Verfolgungsdetachement des Generals C. von Schmidt, des einzigen Kavalleriegenerals, dem die Energie zu eigen war, „den letzten Hauch von Mann und Roß" dran zu geben, warf den bei Le Mans geschlagenen Gegner, der sich immer wieder zu sammeln suchte, in der mehrtägigen bis Laval ausgedehnten Verfolgung immer wieder aus seinen Stellungen, vollendete seine Auflösung und nahm ihm zahlreiches Material und mehrere Tausend Gefangene ab.

So sehen wir, daß auch im letzten Kriege die Kavallerie wohl geeignet war, tüchtiges bei der Verfolgung zu leisten, wenn man sie nur gebrauchte. Bei dem geschlagenen Teil liegt es aber der Kavallerie ob, dem Gegner Aufenthalt zu bereiten, um den zurückeilenden Massen Zeit zu verschaffen, sich in die Marschkolonnen auf den Rückzugsstraßen einzufädeln. Daß die Reiterei auch jetzt noch hierzu befähigt ist, hat die brave österreichische bei Königgrätz gezeigt. Durch ihre opfermutigen Angriffe auf die nachrückende preußische Infanterie und Kavallerie rettete sie die Armee Benedeks vor Vernichtung. Es kann überhaupt Aufgabe der Kavallerie sein, sich unter Umständen für die anderen Waffen zu opfern, Zeitgewinn zu schaffen. Die Attacken zu dem Zweck werden wohl meist mit einer

[3]) Steinmetz nach dem Siege bei Spichern.
[4]) Yorks Leben von Droysen.

Niederlage der Kavallerie enden, trotzdem wird oft die Absicht erreicht werden; daher ist durchaus nicht, wie der militärische Laie wohl meint, jede abgeschlagene Attacke eine verfehlte, nutzlose Unternehmung gewesen. Die österreichische Reiterei wurde am 3. Juli 1866 schließlich auch geworfen, die Attacken der französischen Kürassiere und Lanziers bei Wörth, die von der deutschen Infanterie abgewiesen, fast zur Vernichtung dieser Reiter führten, hatten den Erfolg, daß die Division Lartigue, die um 1¼ Uhr Nachmittags einer vollständigen Umklammerung durch das 11. deutsche Armeekorps ausgesetzt war, sich retten konnte und zwar lediglich durch jene Attacke.[5])

Es wurde vorstehend schon erwähnt, welchen Nutzen eine starke Reiterei bei den Operationen durch Besetzung großer Strecken Landes schaffen kann, aber es wird sich oft auch darum handeln, Lücken zwischen den operierenden Heeren auszufüllen, wie dies im letzten Kriege während der Belagerung von Paris unsere Kavalleriedivisionen getan haben. Hätte man nicht so gehandelt, oder hätte uns eine überlegene Kavallerie gegenüber gestanden, so wären feindliche Durchbruchversuche, die Ansammlung frischer Streitkräfte häufig unentdeckt geblieben. Die jetzt überall zahlreich vorhandenen Eisenbahnen ermöglichen es, überraschend mit Truppenmassen vor solchen Lücken zu erscheinen.

Wir sehen aus diesen Anführungen, daß der Nutzen, den die Reiterei bei den Operationen schaffen kann, auch unter Verhältnissen, wie sie in unserem letzten Kriege bestanden, ein recht bedeutender ist, und daß das Heer, das über eine dem Gegner überlegene Reiterei verfügt, sehr im Vorteil ist.

Ich meine aber, daß der Wert der Reiterei für den nächsten europäischen Krieg wesentlich höher einzuschätzen ist, als es nach dem Fazit von 1870/71 erscheint. Die in Ausbildung, Organisation und Bewaffung der Reiterei liegenden Gründe für diese Voraussetzung sind folgende:

1. Es bestehen jetzt allgemein anerkannte, den Führern geläufige Grundsätze über den Gebrauch der Reiterei, so daß man erwarten kann, daß prinzipielle Fehler hierin, wie sie im letzten Kriege vorgekommen sind, vermieden werden.

2. Führer und Truppe haben Übung im Operieren in großen Verbänden.

3. Die wesentliche Vergrößerung der Heere, die sich im Kampfe gegenüberstehen werden, hat, wie schon des Näheren ausgeführt wurde, die Bedeutung des Aufklärungsdienstes noch weiter erhöht.

4. Der Besitz einer guten Fernfeuerwaffe und die Ausbildung im Gefecht zu Fuß haben den Gefechtswert der Reiterei, insbesondere der Kavalleriedivisionen, denen mit einem höchst wirkungsvollen Geschütz ausgestattete reitende Batterien, sowie Maschienengewehr-Abteilungen angegliedert werden, sehr wesentlich gesteigert, und eine Verwendung nach Art der berittenen Infanterie ermöglicht. Die Kavallerie-Divisionen in dieser Ausstattung sind jetzt Gefechtskörper, die die Wirksamkeit

---

[5]) Kunz, Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. 13. Heft.

aller drei Hauptwaffen in sich vereinigen und das prophetische Wort des tapferen Generals Carl von Schmidt „Ich hoffe, daß man künftig wie mit Infanterie-Divisionen, so auch mit Kavallerie-Divisionen in der Schlacht rechnen wird", wird zur Wahrheit werden. Im Kriege von 1870/71 konnten die Führer in der Schlacht nur den Angriff mit der blanken Waffe in Rechnung stellen, eine Art der Einwirkung, die von mancherlei Umständen, besonders von der Gunst des Geländes abhängig war. Im letzten Kriege besaßen ganze Kavallerie-Divisionen nicht ein mit Karabinern ausgerüstetes Regiment und bei den Regimentern, die solche besaßen, war die Ausübung des Gefechts zu Fuß vernachlässigt, nur General von Schmidt hat von diesem Kampfmittel energisch Gebrauch gemacht.

Unter den jetzigen Umständen aber ist die Kavallerie-Division befähigt, im Kampf zu Fuß in das Gefecht der Infanterie einzugreifen, wirksam durch Artillerie und Maschinengewehre unterstützt. Sie ist in der Lage, durch ihre eigenen Mittel Infanterie „attackenreif" für den Angriff mit der blanken Waffe zu machen, die Raschheit ihrer Bewegungen aber befähigt sie, überraschend ihr Feuergefecht in die Entscheidung zu werfen, sei es, daß sie die eigene Infanterie unmittelbar bei dem Angriff oder bei der Verteidigung unterstützt, sei es, daß sie überraschend mit dem Feuergewehr in der Flanke des Gegners auftritt. Daß diese Umstände auch die Wirksamkeit im Aufklärungsdienst begünstigen, wo ihr Widerstand entgegentritt, liegt auf der Hand. Es braucht nicht wieder vorzukommen, daß Kavallerie-Divisionen, wie es im letzten Kriege wiederholt geschehen ist, vor Ortlichkeiten umkehrten, die ganz schwach von Infanterie, oft ungeordneten Flüchtlingen oder Franktireurs, die sie mit Feuer empfingen, besetzt waren, da ihnen die Mittel fehlten, deren Widerstand zu brechen, es wird für Kavalleriekörper kein Wagnis mehr sein, einen Wald zu durchreiten, in dem man Freischaren vermutet. Es wird sich nur noch ausnahmsweise ereignen, daß große Kavalleriekörper in der Schlacht tatenlose Zuschauer sind, wenn es zur Regel wird, daß diese, wenn sie nicht die blanke Waffe in die Wagschale werfen können, zum Feuergewehr greifen. Das Eingreifen in das Gefecht wird nicht mehr wie bisher die Ausnahme bilden, sondern wird die Regel sein, schwachen Gemütern wird künftig der Entschluß, die Waffe zur Wirksamkeit zu bringen, erleichtert sein. Es wird auch möglich sein, näher als bisher am Feinde zu ruhen, da die Waffe jetzt die ihr früher fast ganz fehlende Defensivkraft besitzt und dies Heranbleiben auch Nachts wird dem Verbindunghalten mit dem Gegner, der Aufklärung überhaupt zugute kommen. Im letzten Kriege war es besonders für die nicht mit Karabinern ausgerüsteten Regimenter ein allerdings vielfach unternommenes Wagnis, in der Nähe des Feindes Ortsunterkunft zu beziehen, und wenn nicht mehr Überfälle durch den Gegner erfolgt sind, als die Geschichte aufweist, so lag dies nicht daran, daß die Aussichten des Gelingens ungünstig gewesen wären.

Ich kann es nach allen diesen Ausführungen als meine feste Überzeugung aussprechen, daß diejenigen, die einen künftigen Krieg erleben, erkennen werden,

daß die Wirksamkeit der Reiterwaffe, ihr Wert überhaupt eine wesentliche Steigerung erfahren hat.

Da es aber scheinen könnte als sei ich der Ansicht, die Reiterwaffe des deutschen Heeres habe von ihrer numerischen Schwäche im Verhältnis zu den anderen Waffen und zu der Reiterei der Nachbarheere abgesehen,[6]) in Bezug auf ihre Organisation, Ausbildung und Ausrüstung nun die Stufe der Vollkommenheit erreicht, so mag in einem kurzen Nachwort noch ausgeführt werden, woran es zur Erringung dieser Vollkommenheit nach meiner Ansicht noch fehlt.

Unsere Organisation ist insofern eine ungünstige, weil uns im Frieden fertig aufgestellte Kavallerie-Divisionen, abgesehen von der beim Gardekorps, fehlen, wie solche alle unsere Nachbaren, besonders Rußland mit 23, Frankreich mit 8 an der Zahl besitzen.[7]) Dieser organisatorische Mangel ist ein sehr schwerwiegender. Wir improvisieren im Bedarfsfalle erst diese Heereskörper, die jene Staaten in ihren festorganisierten Friedensverbänden nur in Marsch zu setzen haben. Wenn naturgemäß schon jede neuorganisierte Truppe gegen eine solche, die bereits im Friedensverband bestanden hat, eine gewisse Minderwertigkeit besitzt, so ist dies in ganz besonderem Grade der Fall bei der Reiterei, die, wie wir sahen, zuerst und schnellstens an die Grenze geworfen wird, ohne daß ein Einleben der Truppe in den neuen Verband unter sich und mit dem noch unbekannten neuen Führer möglich wäre. Die dagegen angeführten auf technischem Gebiet liegenden Gründe können nicht maßgebend sein, da man die Schwierigkeiten in jenen Staaten ja zu überwinden wußte. Und daß die Organisation sich auch für das Friedensverhältnis bewährt, dafür spricht der Umstand, daß Rußland eine so große Zahl dieser Truppenkörper schuf, vier davon in 2 Kavalleriekorps vereinigt und Frankreich soeben seine 8. Kavallerie-Division an unserer Grenze aufgestellt hat.

Die reiterliche Ausbildung, diejenige im Aufklärungsdienst und die mit der blanken Waffe ist eine gute zu nennen und hier eine wesentliche Steigerung nicht zu erwarten. Auf die Ausbildung mit dem Karabiner und im Gefecht zu Fuß wäre aber mehr Gewicht zu legen und mehr Zeit zu verwenden, so daß das Fußgefecht dem Reiter zur Gewohnheit wird, gleichberechtigt mit dem Kampf zu Pferde. Die Zeit dafür wäre zu gewinnen durch Einschränkung des formalen Fußexerzierens, wie es noch zu Paradezwecken getrieben wird, die Bedeutung des Fußkampfes wäre der Truppe klar zu machen durch eingehendere Besichtigung dieses Dienstzweiges auch durch die hohen Vorgesetzten und häufigere Anwendung dieser Kampfart in großen Verbänden bei den Truppenübungen.

---

[6]) Näheres hierüber gibt die Schrift des Verfassers „Mehr Kavallerie", Berlin, A. Bath, mit Kartenskizzen, die die Verteilung der Reiterei gegenüber Frankreich und Rußland auf beiden Seiten der Grenze wiedergibt.

[7]) Selbst Österreich schützt seine Grenzen durch 5 organisierte Kavallerie-Truppendivisionen.

In bezug auf die **Bekleidung und Ausrüstung** sind die Wünsche, durch die diese zu einer kriegsmäßigen gemacht werden sollen, sehr zahlreich. Uniformen in weit leuchtenden Farben, wie die roten Attila der Husaren,[8]) die weißen Koller der Kürassiere, sind nicht kriegsmäßig und im Aufklärungsdienst im hohen Grade nachteilig, da sich die Patrouillen frühzeitig im Gelände verraten, auch werden sie in der Schlacht das Feuer des Gegners viel früher auf eine so gekleidete Truppe lenken und so zu Verlusten führen, die man durch eine andere Tracht vermeiden könnte. Häufig ist es bei Gebrauch des Fußgefechts erwünscht, daß der Gegner nicht sogleich erkennt, daß er Kavallerie vor sich hat. Bei der Ausrüstung unserer Reiterei ist auf eine solche Täuschung nicht zu rechnen. Will man auch nicht so radikal vorgehen wie bei den Russen, wo die Uniformen sich so gleichen, daß man auch auf nähere Entfernung nicht zu unterscheiden vermag, ob Infanterie oder abgesessene Reiterei das Gefecht führen, so müßten zu auffallende Unterscheidungszeichen doch unbedingt beseitigt werden. Ganz unzweckmäßig ist ferner die Tragweise der Patronen in einem auf dem Rücken des Reiters am weiß gestrichenen Bandelier hängenden Patronenkasten. Die Entnahme der Patronen aus demselben ist äußerst unbequem und zeitraubend, und das weiße Bandelier ist ein weit leuchtendes gutes Ziel für den Gegner und zeichnet sogar die sonst zweckmäßiger gekleideten Dragoner im Fußgefecht als Kavallerie aus.

Ein weiterer Wunsch ist, daß der Reiter den Karabiner, wie dies auch andere Heere angenommen haben, gewohnheitsmäßig anstatt in einem Futteral am Sattel, wo seine Entnahme schwierig und zeitraubend ist, auf dem Rücken tragen möge, wo er ihn beim Übergang zum Fußgefecht schneller zur Hand hat. In Stelle des Säbels, der beim Fußgefecht am Pferde zurückbleibt, und der bei der Bewaffnung mit der Lanze entbehrlich scheint, wird vielfach in der Kavallerie ein längeres Hüftmesser gewünscht, das der Reiter an seinem Leibe trägt und das beim Fußkampf als Bajonett dienen kann. Unseren Reitern fehlt bei dieser Gelegenheit jede blanke Waffe; wenn auch zuzugeben ist, daß abgesessene Kavallerie wohl nur höchst selten zum Gebrauch des Bajonetts kommen wird, so würde der Besitz eines solchen doch dazu beitragen, den offensiven Geist auch bei diesem Kampfe zu heben.

---

[8]) Verfasser erinnert sich, während der Schlacht bei Sedan über das ganze weite Schlachtfeld hinweg eine Patrouille der Gardehusaren in ihren roten Attila dicht an der belgischen Grenze an einem Walde entlang reitend deutlich gesehen zu haben.

Die Muse als Magd des Alkohols.

Rückblicke und Ausblicke.

Von

Otto von Leixner.

Tacitus berichtet in seiner „Germania", daß die Deutschen den Durst durchaus nicht (minime) ertragen können. Es müssen triftige Gründe gewesen sein, die ihn bewogen haben, in seine Schilderung diesen Zug aufzunehmen. Jedenfalls ist dadurch bewiesen, daß er sich hervordrängte und auf einem Hange beruht, dessen Entstehung wir nicht verfolgen können. Wir wissen nur, daß in den späteren Zeiten unserer Geschichte die Neigung nicht abgenommen, sondern sich verstärkt hat. Durch die Jahrhunderte geht die stets neu und stärker vernehmbare Klage über die Trunksucht der Deutschen, und der „Saufteufel" wird klar als einer der bösen Geister unseres Volkes erkannt.

Staatliche und städtische Verordnungen versuchten, das Übel einzudämmen; in Satzungen der Zünfte finden sich oft Bestimmungen, die gegen das Übermaß des Trinkens gerichtet sind; Haushaltungsrechnungen einzelner Höfe beweisen, daß man feststellen mußte, was den Hofstaaten täglich an Getränken zukomme. Genützt haben alle Gesetze und Verordnungen auf die Dauer nichts, kaum daß sie den Unfug für einige Zeit eindämmten. Ebenso verklangen die Stimmen ernster Mahner; vergeblich sprachen ein Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg, Hans Sachs, Friedrich Dedekind („Grobianus"). Das Trinken erzeugte Trinksitten, eine Art von Gesetzbuch, das ein „trinkfester Mann" mindestens ebenso gut auswendig wissen mußte wie seinen Katechismus. Nicht nur in den unteren Schichten befestigten sich diese bestimmten Gebräuche, sondern auch unter den Studenten und in der höheren Gesellschaft; sie gewannen allmählich eine geradezu herrschende Macht. Waren sie noch so roh, der Mann „von Bildung" mußte sich ihnen fügen und es unter Umständen ohne Wimperzucken ertragen, wenn ein Trinkgenosse den vollen Humpen über seinen Kopf umstülpte. Thomas Kantzow, der Verfasser der Geschichte Pommerns, der 1542 gestorben ist, schildert uns diese Sitten im Kreise des Adels ebenso anschaulich wie abstoßend. Auch in Mathias Friedrichs Schrift „Widder den Saufteufel" (1552) finden sich Darstellungen, die zeigen, daß nicht nur Frauen den Männern beim Trinken halfen, sondern Väter sogar Kinder anspornten: „Nu laß sehn, was du kannst. Bring im ein halbes oder ganzes." Für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts sind die Denkwürdigkeiten des Hans von Schweinichen auch in dieser Richtung eine wichtige Quelle; für die folgenden Zeiten finden wir in den „Gesichten" des Moscherosch Schilderungen der Trink-

sitten der Studenten („Höllenkinder") und der Soldaten, aus denen die unglaubliche Verrohung der Zeit erkennbar ist. Auch Fischarts „Geschichtsklitterung" sei erwähnt; er flicht in seiner Darstellung auch alte und neue Trinklieder ein.

Wenn unsere Altvordern nach Tacitus nicht nur durstig, sondern auch sangesfreudig waren, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch Trinklieder gekannt haben, wenn wir auch schrifttümliche Reste aus dieser Frühzeit nicht als Beweismittel anführen können. Aber auch nicht für die Jahrhunderte bis zum Mittelalter, doch mag manches Lied, das wir erst aus späteren Aufzeichnungen kennen, schon weit früher entstanden sein, wie „Den liebsten Buhlen, den ich han, der leit (liegt) beim Wirt im Keller" und andere. Die ältesten aufgezeichneten Trinklieder, die wir besitzen, sind wohl die lateinisch abgefaßten aus dem 12. Jahrhundert. Einige hat man in der bekannten Handschrift des Klosters Benediktbeuren gefunden, die J. A. Schmoller 1847 unter dem Titel „Carmina Burana" veröffentlicht hat. Die Gedichte stammen zumeist von „fahrenden Schülern", d. h. Studenten, die von einer Hochschule zur andern wanderten und nicht selten zuletzt ganz in dem Haufen der Fahrenden verschwunden sind. Einige verdienen den Ehrennamen des Dichters, vor allem einer, der sich selbst mit Stolz als „Archipoeta" (Erzdichter) bezeichnet hat. Seine Lieder fallen in die Zeit der Römerzüge Friedrich Barbarossas. Er stand zum Kaiser in Beziehungen, in noch näheren zu dessen Kanzler Reinald von Dassel; er scheint dessen Landsmann, ein Niedersachse von ritterlicher Herkunft gewesen zu sein. Aus seinem schönsten Gedichte „Generalbeichte" hat man einige Strophen herausgenommen und zu selbständigen Trinkliedern verarbeitet. Darunter findet sich das berühmte „Mihi est propositum in taverna mori" (Es ist mein Schicksal in der Kneipe zu sterben), das noch heute in Kommersbüchern steht. Karl Mischke hat eine Auswahl der Vagantengesänge im „Liederbuch der fahrenden Schüler" (Berlin 1893, Paul Letto) in vorzüglicher Verdeutschung herausgegeben.

In den Trinkliedern der fahrenden Scholaren klingen Töne auf, die von da an immer wieder neu auftauchen. Es ist der Geist der sehr feuchten Fröhlichkeit, die sich unbekümmert um das Morgen dem Rausche der Stunde überläßt, auch wenn Strumpf und Schuh daraufgehen müssen. Aber abstoßende Rohheiten finden sich in diesen lateinischen Trunkliedern selten, selbst wenn die Liederlichkeit sich unverhüllt bekundet.

Auch in den späteren Volksliedern, die in dieses Stoffgebiet gehören und die wohl zumeist im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden sind, sind solche Rohheiten und Unflätigkeiten, wie sie im 17. Jahrhundert sich finden, nicht häufig. Das 18. brachte wieder eine Verfeinerung in das Trinklied, zuweilen sogar blasse Nüchternheit. Die rohen Trinksitten verschwanden oder milderten sich sehr, und nur in Studentenkreisen blieben sie als überliefert zum Teile bestehen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts tritt das Trinklied in der Lyrik auffallend zurück. Dafür bot die zweite Ersatz. Noch niemals sind so viele Gedichte, die entweder unmittelbar das Trinken besangen oder doch mit der feuchten Fröhlichkeit zusammenhingen, geschrieben worden. Einige begabte Männer

stellten sich in den Dienst der allzu wein- und bierfrohen Geselligkeit: Scheffel gab den Ton an, Jul. Wolff, Rudolf Baumbach, Meyer („Durstige Lieder") u. a. folgten ihm nach. Lebhafte Einbildungskraft und Bummelwitz vereinten sich mit einer leichten schmiegsamen Sprache und anregendem Rhythmus, der die Tonsetzer anzog, zu starker Wirkung. Es dauerte nicht lange, und ein großer Teil dieser Gedichte ging in Kommersbücher und andere Sammlungen über und gewann mit der Steigerung der Trinkgewohnheit eine ungemein große Verbreitung.

Diese neuen Trinklieder verklärten den Rausch und die Unmäßigkeit, als seien diese etwas unbedingt Nötiges und durchaus Harmloses. Der maßlose Verbrauch geistiger Getränke erschien in ihnen nicht einmal als läßliche Sünde, sondern als unerläßliche Tugend, als eine natürliche Pflicht jedes „guten Deutschen". Selbst die sinnlose Bezechtheit, in der jedes Bewußtsein höheren Menschentums unrettbar versinkt, gewann in dem Spiegelbilde dieser Poesie gemütlich-komische Züge.

Es ist leicht begreiflich, daß besonders die Jugend sich von ihr begeistern ließ. Angefangen von den Sekundanern und Primanern der Mittelschule, die sich in geheimen Zusammenkünften die ersten Sporen in der Kunst des Saufens erwerben wollten, selbst wenn Gehirn und Magen sich dagegen sträubten. Solchen unreifen Jünglingen galt und gilt es als Zeichen der Mannheit, einen Ganzen zu leeren, und sie blickten mit stillem Neide auf Genossen, die sich im Trinken hervortaten. Und dazu erscholl Lied um Lied aus heiseren Kehlen, bis die Gesellschaft „steif wie ein Besenstiel am Marmortische lag". Auf den Hochschulen wurde und wird diese Kunst weiter betrieben und die Muse des Trinkliedes verleiht den zwecklosen Gelagen die höhere Weihe. Wie sollte man etwas Schädliches und Unwürdiges in einem Tun erblicken, das von einem so berühmten Manne wie Scheffel mit allen Reizen des übermütigen Humors dargestellt worden ist? Man will doch die Jugend „genießen", man verachtet es ein „Frosch" zu sein, der nicht ahnt, welche Fülle von Heiterkeit sich in dieser feuchtfröhlichen Stimmung entfaltet.

Und aus den Hochschuljahren nehmen Tausende die Gewohnheit des unmäßigen Trinkens in das Berufsleben mit. Und die Lieder, zuerst auf die Kreise des „Studierten" beschränkt, breiteten sich immer weiter aus und erschollen zuletzt auch in Kreisen, die deren zum Teile „akademischen Humor" gar nicht verstanden, aber durch ihn zu neuem Trinken angefeuert wurden. Das war der Siegeszug des Trinkliedes, zu dessen Lob und Preis sich ungezählte Stimmen erhoben.

Ich spreche es rückhaltlos aus: Diese neuen Trinklieder haben mit dazu beigetragen, daß die Alkohol-Versumpfung immer weiter um sich greift; sie haben mitgeholfen, ein Geschlecht zu erziehen, das über der Pflege der „feuchten Fröhlichkeit" gar kostbare Blüten des lebenskräftigen Idealismus verkommen läßt; sie haben mit gesteigert das „gemütliche" Philistertum, das in der Kneipe bis in die späte Nacht über alles schilt und schwätzt, und im Augenblicke des Handelns jämmerlich versagt; sie haben mitgezüchtet die mannesunwürdige Schneidigkeit, die innerlich leer und hohl ist.

Und sie tun das alles noch heute.

Ich gebe zu, daß Werke der Dichtkunst nach rein künstlerischen Grundsätzen zu beurteilen sind. Aber ich leugne entschieden, daß das der einzige Standpunkt ist, der Berechtigung besitzt. Ich bin schon so oft, offen oder versteckt, wegen „moralinsaurer" Ansichten angegriffen worden, daß ich in der Beziehung unempfindlich geworden bin und auch neue Angriffe ruhig vertragen werde. So behaupte ich denn: es gibt Zeiten, in denen dieses rein künstlerische Urteil eine Versündigung am eigenen Volke bedeutet, ja, wo es verstummen muß, weil kostbarere Güter als ästhetische Werte auf dem Spiele stehen. Auch erotische Gedichte können künstlerisch Wert besitzen, was die Mache angeht, können vollendet im Rhythmus, blühend in der Sprache, von größter Anschaulichkeit sein, trotzdem in ihnen Glut in Brunst, Verlangen in ungesunde Gier, Freiheit in schamlose Frechheit entartet ist. Aber wer hier dann keinen anderen Standpunkt als den der kritischen Verzücktheit findet, ist ein Schwächling oder ein Blinder, der nicht ahnt, welches Gift so in die Adern von tausend unreifen Menschen geimpft wird.

Ein Volk hat die heilige Pflicht, die besten und reinsten Überlieferungen der edelsten Vorfahren zu pflegen und zu stärken. Nur aus diesem Erbe zieht es die Kräfte, die es erhalten und zu neuen Taten spornen, die es stählen, daß es in ernsten Tagen, die uns bald genug wieder heraufziehen werden, wo harte Notwendigkeit zum Kampfe ruft, dem Sturme Stand zu halten vermag. Daraus aber erwächst die zweite Pflicht, unablässig wach zu sein gegenüber den inneren Feinden, die sich aus dem Volkswesen und seiner Geschichte herausgestaltet haben und die zu Verderbern der Leiber und Geister werden, wenn man sie nicht mit harter Faust niederhält. Wenn aber Laster eines Volkes mit dem Reize der Dichtung geschmückt und zu Tugenden umgeschminkt werden, dann wird es Pflicht, sich im Namen der Zukunft auch gegen diese „Verschönerungen" zu wenden. Eine solche Dichtung wird zum Schädling, der den gesunden Halmen die Nahrung entzieht und der deshalb bekämpft werden muß.

Nur Blinde oder Trunkene können heute noch leugnen, daß die Trunksucht zu einer Eiterbeule am Volkskörper geworden ist. Eine unübersehbare Fülle des wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Elends in allen Schichten knüpft sich an sie. Sie verschiebt die Grundlagen des volkswirtschaftlichen Lebens, stellt mitten hinein eine Menge von Gewerben, die nur blühen, weil Hunderttausende verderben an Leib und Seele; sie führt den Zuchthäusern und Irrenanstalten unzählige Insassen zu; sie fördert die geschlechtlichen Ausschweifungen und Krankheiten, schafft den Nährboden für andere giftige Keime, die sich in den durch Alkohol geschwächten Körpern am besten zu entfalten vermögen. Wie sie auf die geistige Entwicklung wirkt, habe ich schon angedeutet.

Und da soll man die ästhetische Umhüllung schonen, die sich bemüht, zu verstecken, was unter ihnen wuchert? Da soll man bloß künstlerische Maßstäbe anlegen statt den der Volkssittlichkeit?

Mögen Friedensschwärmer von den nahen Zeiten träumen, in denen ein Band der Eintracht alle Völker vereint und sanfte Menschen in irdischen Para-

diesen wandeln. Ich spotte der Träumer nicht, wenn sie aus der Fülle des guten Herzens träumen; es sind edle reine Seelen unter ihnen — neben schlauen Rechnern, die im faulen Frieden auf den größten Gewinn hoffen. Wenn ich aber mit unbestechlichen Augen hinausblicke in die wirkliche Welt des äußeren Lebens, so vermag ich den Traum nicht mitzuträumen. Vielleicht wird er einmal in ferneren Jahrhunderten wahr; vielleicht wird es einst eine Menschheit geben, die befreit von allen bösen Geistern des Neides und Zorns und der Ichsucht in der freudigen Erfüllung der Gebote der Liebe den Kampf der Einzelnen und der Völker überhaupt nicht mehr begreift. Vielleicht. Ich will nicht über Vorstellungen streiten, die jedenfalls in der inneren Welt aus bestimmten Gefühlen heraus als möglich erscheinen. Aber für die nächsten Jahrhunderte unserer Erdenzeit halte ich die Verwirklichung für unmöglich.

Wir, das Volk der Deutschen, werden noch in einem nahen Jahrzehnt in gewaltige Entwicklungskämpfe verwickelt werden, von denen unser Bestand abhängt. Daraus folgt die Notwendigkeit, uns für harte Tage zu erziehen im Denken und Handeln. Alle Kräfte, die das Dasein des Einzelnen und der Gesamtheit befestigen, uns geistig, sittlich und leiblich zu stählen fähig sind, müssen wir sorgsam und bedacht pflegen, um kommendem Sturm standhalten zu können.

Daraus ergibt sich die zweite Pflicht: wir müssen den Mut finden, alle Krankheiten, die an unserem Volke zehren, zu erkennen und uns nicht feige der Notwendigkeit des Kampfes gegen sie entziehen. Was uns verweichlicht, charakterlos macht, uns an Geist und Leib schädigt, gehört mit zu diesen Feinden, mit denen jeder Frieden ausgeschlossen ist. Und einer dieser Feinde, gefährlich auch dann, wenn er den Stumpfsinn mit dem Mantel der „Gemütlichkeit" umkleidet und sich ästhetisch schmückt, ist die Trunksucht oben und unten, zu deren Vermehrung die feuchtfröhliche Lyrik sehr viel beigetragen hat.

Staat, Gemeinden und Vereine können nicht genug arbeiten, um dem Fluche zu begegnen, der auf uns unheimlich lastet. Allerdings ist auch nötig, daß man in den Kreisen der Alkoholgegner aufhöre, sich wegen verschiedener Meinungen leidenschaftlich, ja oft mit Haß zu bekämpfen. Aber alle Arbeit wird nur halbe Schicht machen, wenn nicht der höhere Gedanke, für die Zukunft des ganzen Volkes und damit der Menschheit zu arbeiten, wenn nicht ethische Kraft den Kampf adelt.

Wenn wir aber den Geist des deutschen Hauses und dessen stillen Segen mißachten und den besten Teil unserer Kraft in der Kneipenluft vergeuden, wenn unsere Jugend und unsere Männer den Rausch der stillen männlichen Begeisterung vorziehen, dann wird eine Zeit kommen, in der das deutsche Volk dem Ansturm seiner Feinde erliegt. Vielleicht blüht dann noch die Wissenschaft, vielleicht auch eine verweichlichte Kunst und Dichtung, aber die Urkraft deutschen Wesens wird gebrochen sein.

Mögen die Zeichen nicht unverstanden bleiben, möge der Geist erwachen, der sie zu deuten weiß, damit wir uns stark machen für die Zeiten des nahenden Sturms!

Zwei neue populäre Schriften über den Darwinismus.

Von

Professor Dr. Johannes Reinke—Kiel.

Im weiten Kreise der Gebildeten ist die Zahl derer eine geringe, die den Ergebnissen der Naturforschung *als solchen* ein lebhafteres Interesse und namentlich Verständnis entgegenbringen. Es gilt dies besonders von den Zöglingen der Gymnasien, denen nicht selten eine weitgehende Geringschätzung der Naturwissenschaften eingeimpft worden ist. Wurden wir doch erst kürzlich durch eine merkwürdige Äußerung von Selbstüberhebung verblüfft, als wir in dem bekannten *ersten* Vortrage des Assyriologen *Delitzsch* zu lesen bekamen, daß von der zur Zeit stattfindenden gelehrten Durchforschung des Alten Testaments „das Leben der Menschen und Völker tiefer erregt und bedeutsameren Fortschritten zugeführt werden wird, als durch alle modernen Entdeckungen der Naturwissenschaften zusammen". Es ist das ein „prophetischer" Ausspruch, der einmal von naturwissenschaftlicher Seite etwas tiefer gehängt werden mußte; darin liegt eine ausreichende Beanstandung jener Worte, deren Kritik überflüssig ist. Ich vermag eine derartige Äußerung nur einem einseitigen Bildungsniveau zuzuschreiben, und wenn ich für solche Ansichten oben die wissenschaftliche Kinderstube der meisten Gebildeten, das Gymnasium, verantwortlich machte, so geschah dies sicher nicht aus irgend welcher Feindschaft gegen das Gymnasium. Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich ein warmer Freund des Gymnasiums bin, ich habe mich als solcher von der Tribüne des Parlaments wie auch literarisch bekannt und bin namentlich für die ungeschmälerte Erhaltung des griechischen Unterrichts am Gymnasium eingetreten.

Aber während die gebildete Laienwelt den Ergebnissen anderer Wissenschaften, die ihr durch die Erziehung näher gelegt sind, z. B. den historischen, mit allgemeiner Teilnahme und Interesse zu folgen pflegt, stellt sich ein Interesse für die Leistungen der Naturforschung meistens erst dann ein, wenn sich aus ihnen *technisch-praktische* oder *philosophische* Konsequenzen ergeben oder zu ergeben scheinen. Während das höchste Gebot für den Naturforscher lautet: forsche nach der Wahrheit und frage nicht was sie nützt oder schadet, fragt der Laie fast immer: was nützt mir dieses oder jenes Wissen? oder: folgt etwas aus jenen Tatsachen und Theorien, das Antwort gibt auf die brennenden Fragen meines Innern?

Nur so ist es verständlich, daß die leichtfertigsten und oberflächlichsten Schriften eines *Moleschott* und *Büchner* um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen weitreichenden Einfluß gewannen; nur bei solchem geistigen Durste begreift man,

daß eine ganze, nicht weniger seichte und leichtfertige Literatur, die sich darwinistisch nannte, in den breitesten Schichten als vermeintliche Naturwissenschaft gepriesen wurde und eine geradezu hypnotisierende Wirkung auszuüben vermochte; einen Einfluß, der um so größer ward, je mehr die Dreistigkeit und Zuversichtlichkeit ihrer Behauptungen wuchs.

Wäre der Darwinismus geblieben, was er nach der ursprünglichen Absicht Darwins selbst sein sollte, ein Problem für die Studierstube der Biologen von Fach, so wäre der wissenschaftlich empfindenden Welt ein beschämendes Schauspiel erspart geblieben; ein Schauspiel, das durch die Übertreibungen herbeigeführt wurde, deren ein Teil der literarisch Mitspielenden sich schuldig machte, und welches damit endete, in vielen ferner stehenden den Glauben zu wecken, die Biologen wüßten nicht mehr zwischen Wahrheit, Hypothese und Irrtum zu unterscheiden. Wohl hat es zur Zeit der darwinistischen Hochflut nicht an warnenden Stimmen gefehlt. So erschien bereits im Anfang der siebziger Jahre E. v. Hartmanns ausgezeichnete Schrift: Wahrheit und Irrtum im Darwinismus, und im Laufe jenes Dezenniums Wigands dreibändige Kritik des Darwinismus; doch diese und andere Stimmen verhallten in dem allgemeinen Rausch der Begeisterung über die vermeintliche neue Wahrheit, die weniger Darwin selbst als seine übereifrigen Apostel verkündeten. Dieser Zustand dauerte an, bis aus den Studierstuben und den Laboratorien der Biologen von Fach heraus selbst die Gegenwirkung erfolgte, bis man sich durch fleißige Detailarbeit davon überzeugte, daß die Theorie keineswegs überall stimmte, ja, daß man sich vielfach die Sachlage ganz anders vorstellen müsse, als Darwins ursprüngliche Fassung der Abstammungslehre sie erscheinen ließ; und Darwin selbst hat mit dem ganzen Freimut seiner Seele wenigstens einen bedeutenden Teil der gegen seine ursprüngliche Lehre erhobenen Einwände in späteren Jahren als berechtigte anerkannt.

Doch im Menschen schlummert ein unwiderstehlicher Hang zum Radikalismus. Der hat neuerdings manche Biologen veranlaßt, sich gänzlich vom Darwinismus abzuwenden und das Kind mit dem Bade auszuschütten. So ist es nicht nur „hochmodern", zu verkünden, die Selektionslehre, d. h. der Darwinismus im engeren Sinne, sei völlig belanglos für die Entstehung der Arten, sondern es sind sogar im Lager der Fachbiologen Stimmen hervorgetreten, die von der ganzen Abstammungs- bez. Entwicklungslehre nichts wissen wollen, sie nicht einmal als wissenschaftliches Problem wollen gelten lassen. Und wenn man es ausspricht, daß die Entwicklung selbst doch ursächlich so wenig die Arten hervorgebracht haben kann, wie ein Geschoß von seiner Flugbahn fortgeschleudert wird, wenn man ferner hervorhebt, daß darüber gar nichts auszumachen sei, ob das Leben auf unserm Planeten mit einer einzigen oder mit einer Million von Urzellen eingesetzt habe, so daß im letzteren Falle jede Tier- und Pflanzenspezies von einer besonderen Urzelle abstammen könne und damit jede Blutsverwandtschaft zwischen den Arten ausgeschlossen sei — dann wenden sich manche ab und erklären, bei solchen Annahmen habe die Deszendenzlehre jedes Interesse für sie

verloren. Ein sprechender Beweis dafür, daß jenes Interesse mehr ein philosophisches als ein naturwissenschaftliches war, und daß es sich in dem Maße verringerte, wie die subjektiven Wünsche des Einzelnen dabei nicht ihre Rechnung fanden; ein Moment, das bei der Annahme oder Ablehnung einer philosophischen Weltanschauung so oft eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Mögen wir den Darwinismus im weitesten Sinne, als Entwicklungslehre, oder im engeren Sinne als Selektionslehre, ins Auge fassen, soviel steht fest: er gehört dem Grenzgebiete zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie an, er enthält mindestens soviele naturphilosophische wie naturwissenschaftliche Elemente, ja, seine Lehren sind in jeder Gestalt mehr Gegenstand des Glaubens als eines naturwissenschaftlichen Erkennens. In diesem Sinne ist die Deszendenslehre höchstens ein Axiom, an dem wir nicht zweifeln, für das aber ein exakter Beweis sich so wenig erbringen läßt, wie für den Parallelismus zweier Linien in der unendlichen Ferne.

Aber der Darwinismus, den ich zunächst im weitesten Sinne verstehen werde im Gegensatz zur Selektionslehre, hat auch in unserer Zeit immer noch eine gewaltige aktuelle Bedeutung, insofern er nicht nur eine wichtige Hypothese der Biologie bildet, darin etwa der Atomhypothese der Chemie vergleichbar, sondern in weitesten Kreisen der Laienwelt Gegenstand des Interesses ist vermöge seines philosophischen Inhalts, dabei teils beruhigend, teils beunruhigend wirkend.

Unter solchen Umständen kann es nur dankbar begrüßt werden, wenn jenen Kreisen der Laien ein Bild des dermaligen Standes der darwinistischen Lehren geboten wird, und einen solchen Versuch macht das Buch von Braasch: Der Wahrheitsgehalt des Darwinismus. (Weimar, Böhlau, 1902; 182 S.) Der Verfasser ist Theologe, doch es muß anerkannt werden, daß er es sich nicht nur angelegen sein läßt, sich und den Leser mit sachlicher Objektivität zu orientieren in den zum Teil verwickelten und schwierigen biologischen Fragen, die hier in Betracht kommen, sondern daß es ihm auch gelungen ist, alles Wichtigere in zutreffender Auffassung und in klarer, verständlicher Sprache vorzutragen, so daß ich das Buch jedem Gebildeten, der sich über den dermaligen Stand des Darwinismus unter Anlegung der kritischen Sonde zu unterrichten wünscht, empfehlen kann. Nur der Schlußabschnitt („Die moderne Naturforschung und der christliche Glaube") enthält viel spezifisch theologisches, über das ich mir kein Urteil erlaube. Abgesehen von diesem letzten gliedert der Verfasser seinen Stoff in fünf Abschnitte: I. Die Lehre Darwins. II. Die Geltung der Lehre Darwins in der Gegenwart. III. Von Darwin zu Häckel. IV. Die „Welträtsel" und die Wissenschaft. V. Bisherige Ergebnisse.

Schon der Anfang erweckt ein günstiges Vorurteil für das Buch; er hat folgenden Wortlaut:

„Darwin selbst ist es nicht eingefallen, seine Lehre als absolute Wahrheit hinzustellen. Nur den Rang einer wissenschaftlichen Hypothese hat er für sie in Anspruch genommen. Allerdings einer sorgfältig geprüften Hypothese. Einer Hypothese, welcher er mit unermüdlichem Sammelfleiß und unter Aufwendung

glänzenden Scharfsinns die Wahrscheinlichkeit zu erweisen strebte und die er mit einer staunenswerten Fülle von Tatsachenmaterial fest zu begründen suchte. Aber doch blieb seine Lehre ihm selbst immer nur eine wissenschaftliche Hypothese und er würde die Verpflichtung nie zurückgewiesen haben, diese an neuen Forschungsergebnissen auf ihre Stichhaltigkeit nachzuprüfen."

In diesem, durchaus objektiven und wohlwollenden Sinne werden Darwins Lehren im einzelnen an der Hand seiner Bücher dargestellt. Der Verfasser geht dann auf die Ansichten der übrigen wichtigeren wissenschaftlichen Vertreter der Abstammungslehre ein, wie Spencer, Wallace, de Vries, Weismann, Nägeli. Überall sucht er sorgfältig die begründeten von den rein spekulativen Elementen in den Arbeiten jener Männer zu scheiden. Seine Kritik ist durchweg so klar wie maßvoll; das Ergebnis ist freilich immer wieder, daß wir über die fundamentalen Probleme der Biologie, wie Entwicklung, Vererbung, Anpassung zwar sehr wenig wissen, doch um so mehr fabulieren; mit Möglichkeiten und im besten Falle mit Wahrscheinlichkeiten rechnen, wo wir — ach wie gerne! ein festeres Fundament des Erkennens legen möchten. Seiner eigenen Naturauffassung gibt der Verfasser in nachstehenden Worten Ausdruck:

„In dieser Fassung" — es sind die Ansichten von Wallace gemeint — „scheint mir die einzige Möglichkeit angedeutet zu sein, wie man in einer geschlossenen und umfassenden Weltanschauung die so ganz verschiedenartigen Tatsachen unserer Erfahrung innerlich vermitteln und versöhnen kann als die verschiedenen Seiten einer Wahrheit. Das feste Gefüge streng kausaler Zusammenhänge und mechanisch wirkender Kräfte ist bedingungslos anzuerkennen. Es ist aber eben in dieser seiner Eigenart nichts anderes als die Wirkung und Manifestation einer unendlichen, vernünftigen Macht. Eine solche Macht scheint auch ein Spencer insofern anzuerkennen, als ihm hinter den Erscheinungen das eigentlich Wesenhafte liegt, das er freilich als das schlechthin Unerkennbare bezeichnet. Da aber aus jenem Gefüge streng kausaler Zusammenhänge und mechanisch wirkender Kräfte allein ein Fortschritt und Aufwärtssteigen sich nun und nimmer erklären läßt, trotz des Darwinismus, der gerade in diesem Punkte unzulänglich ist, so muß man die letzten Gründe der großen Entwicklung des Lebens in eben jener unendlichen, vernünftigen Macht suchen, welche auf das große Gefüge des Kausalzusammenhanges wirkt."

Der dritte und vierte Abschnitt sind einer kritischen Darlegung der Lehren Häckels gewidmet, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht. Sie ist so maßvoll gehalten wie das ganze Buch. Im letzten, teilweise theologischen Abschnitte wird u. a. auch das sittliche Problem behandelt, insofern von einigen Darwinianern der Versuch gemacht wurde, es physiologisch zu begründen. Zur Kennzeichnung der Urteilsweise des Verfassers sei diesem Kapitel noch folgende, gegen Spencer gerichtete Stelle entnommen:

„Das Gewissen soll die „organisierte Erfahrung" der Gattung sein. Wie kommt die in das Individuum hinein? „Unvergeßlich" sollen „die Erfahrungen

der Menschheit" sein. Doch muß jeder die ethische Entwicklung tatsächlich von vorne an durchlaufen, und so oft schlagen sogar Brüder und Schwestern, die unter ganz gleichen Umständen aufwachsen, ganz entgegengesetzte ethische Richtungen ein. Die organisierten und konsolidierten Erfahrungen des Nützlichen sollen Nervenmodifikationen hervorbringen. Wie soll das zugehen, wer kann das experimentell nachweisen? Und würde dabei nicht zuletzt doch immer ein geistiges Prinzip, das Urteil über das Nützliche, mitwirken? Und die Nervenmodifikationen sollen zu gewissen moralischen Anschauungen werden — d. h. etwas Körperliches soll in etwas Geistiges umschlagen, ein Wunder, welches das unbegreiflichste ist und doch immer wieder des Materialismus Spielgenosse. Die Sprache sodann hat nun einmal „gut" und „böse" einerseits und „nützlich" und „schädlich" andererseits als ganz verschiedene Begriffe geprägt. Sollte sie, diese feine Philosophin, das wirklich getan haben, wenn hinter „gut" und „böse" sich im letzten Grunde die beiden anderen, minderen Begriffe, „nützlich" und „schädlich" nur verhüllen?"

Ich hoffe, daß diese Proben genügen mögen, um dem feinsinnigen Büchlein zur Empfehlung in weitesten Kreisen zu dienen.

* * *

Kürzlich ist mir eine andere kleine Schrift über die gegenwärtige Stellung des Darwinismus zugegangen, die den Titel führt: Vom Sterbelager des Darwinismus von Dr. E. Dennert. (Stuttgart, Kielmann, 1903; 83 S.) Der Verfasser ist von Hause aus Botaniker. Er hat sich weiteren Kreisen bekannt gemacht durch ein gemeinverständlich geschriebenes, durch 600 ganz vorzügliche Abbildungen illustriertes Buch über die Morphologie der Pflanzen (Leipzig, J. J. Weber).

Dennert ist somit als Fachmann legitimiert, über den Darwinismus zu urteilen. Daß er demselben nicht besonders freundlich gegenübersteht, zeigt schon der Titel seiner Schrift; es ist aber gleich hervorzuheben, daß er nur dem Darwinismus im engern Sinne, d. h. der Selektionslehre, kritisch entgegentritt, während er sich als Anhänger der Entwicklungslehre bekennt. In beiden Stücken schließt Dennert sich dem Gedankengange des oben erwähnten großen Werkes seines Lehrers, des verstorbenen Marburger Professors Albert Wigand an; wie dieser und wie Braasch beurteilt Dennert den Darwinismus wesentlich als ein naturphilosophisches Problem vom Standpunkte einer christlichen Weltanschauung aus.

Im Gegensatze zu der versöhnlichen Tonart des Buches von Braasch weht in Dennerts Kritik ein scharfer polemischer Wind. Er sucht nachzuweisen, daß wir am Sterbelager der Selektionslehre stehen, die er Darwinismus nennt, „und daß auch seine Freunde sich anschicken, ihm wenigstens ein anständiges Begräbnis zu sichern". In einer Heerschau über diejenigen fachmännischen Schriftsteller, die sich mit mehr oder weniger Entschiedenheit gegen die Geltung der Selektionslehre ausgesprochen haben, gibt er eine lesenswerte Übersicht über deren Argumente, der eine streitbare Polemik gegen Häckels Popularisations-Bestrebungen hinzugefügt wird. Interessant ist auch der Nachweis, daß bereits

im sozialdemokratischen Heerlager Stimmen erwachen, die es für bedenklich erklären, im Darwinismus ein wissenschaftliches Evangelium der Partei zu erblicken. Am Schlusse faßt Dennert seine Ansichten in folgenden Sätzen zusammen:

„Die Deszendenzlehre wird heute von fast allen Naturforschern als eine berechtigte Theorie anerkannt. Zwar ist es trotz gegenteiliger Behauptungen noch nicht gelungen, sie als ganz unzweifelhaft zu erweisen, allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie eine einleuchtende Erklärung für eine Reihe von sonst weniger verständlichen Problemen und Tatsachen bildet. Dem gegenüber wird heute auf der ganzen Linie der Darwinismus, d. h. die Lehre von der natürlichen Auslese im Kampf ums Dasein, zurückgedrängt. Die meisten Naturforscher erkennen seine Geltung überhaupt nicht mehr an, und die, welche sich zu diesem Standpunkt noch nicht hindurchgearbeitet haben, müssen wenigstens zugeben, daß die darwinische Erklärung eine untergeordnetere Bedeutung hat, als man ihr früher zuschrieb. An die Stelle der Darwinschen Prinzipien sind mehr und mehr Gedanken getreten, die einmal den vor Darwin schon aufgestellten Prinzipien der Gewöhnung und des Gebrauchs (Lamark) entsprechen, die andrerseits aber den inneren Entwicklungsgründen eine weitgehende Bedeutung zusprechen. Damit ist die Anerkennung verbunden, daß die Entwicklung keine lediglich mechanistische gewesen ist." —

Ich meinerseits möchte glauben, daß wir das Prinzip des Kampfes ums Dasein zwischen den organischen Individuen, auf das Darwin hingewiesen hat, und das unleugbar in der Natur eine Rolle spielt, so wenig unterschätzen wie überschätzen sollten. Namentlich scheint mir die Frage noch keineswegs endgültig entschieden zu sein, inwiefern einzelne Anpassungen auf den Kampf ums Dasein zurückzuführen sind. Für die Mehrzahl der Anpassungen sind auch nach meiner Ansicht andere Faktoren maßgebend gewesen; ich habe in verschiedenen Arbeiten die klimatischen und topischen Einflüsse für Reize erklärt, die auslösend auf den feinen Mechanismus der Pflanzen und Tiere, auf ihre Anpassungsfähigkeit, wie man zu sagen pflegt, einwirkten; in jener Anpassungsfähigkeit an äußere Einflüsse erblickte ich das wichtigste Angepaßtsein der Organismen, das inneren Entwicklungs-Ursachen entspringt und das sie befähigt, nach Maßgabe des Wechsels der äußeren Lebensbedingungen ihre Organisation zu verändern. Wollten wir indeß neben solchen „aktiven" Anpassungen die Möglichkeit „passiver" Anpassung im Kampf ums Dasein völlig in Abrede stellen, so würden wir der Natur eins ihrer wirksamen Mittel zur Umgestaltung aberkennen, das, wenn auch vielleicht nur in bescheidenem Umfange, doch unter gewissen Bedingungen wirksam gewesen sein dürfte und noch wirksam sein möchte. Ich glaube, daß hier eine zur Zeit noch nicht spruchreife Frage vorliegt.

Auch die Schrift von Dennert wird manchem ein brauchbares Hülfsmittel sein, um sich über den zur Zeit noch keineswegs ausgetragenen „Kampf um den Darwinismus" zu orientieren, wenn er auch Darwins eigenen Verdiensten nicht völlig gerecht werden dürfte.

Mütterlichkeit.

Von

E. v. Oertzen.

Jede Frau, die ein Kind zur Welt bringt, neigt zu dem Glauben, daß sie nun auch im Vollbesitz all der Eigenschaften sei, die wir als Mütterlichkeit bezeichnen, jenes zarten Verständnisses, jener unendlichen Aufopferungsfähigkeit, jener schützenden Hingabe, jener mächtigen und weichen Liebe, welche die Mutter so verehrungs- und bewunderungswürdig machen. Das Leben aber zeigt uns, daß diese Eigenschaften bei der Entstehung des Kindes nicht von selbst mit entstehen, sondern in tief ernstem Streben erst errungen werden müssen.

Von altersher hat man nicht gespart mit der Bewunderung der Mütterlichkeit. Immer lebendiger und inniger hat die Dichtung im Lauf der Jahrhunderte sie besungen und nie wurden die Maler müde, das Verhältnis der Mutter zu ihrem Kinde zu verherrlichen. Unbeanstandet wird der verheirateten Frau und Mutter der Ehrenplatz in der menschlichen Gesellschaft eingeräumt. Vor den gleichaltrigen und älteren Unvermählten gibt man ihr gern den Vorrang, man erwidert sympathisierend das stolze, selbstbewußte Lächeln, mit dem sie uns ihre Nachkommenschaft gelegentlich zur Schau führt, man hat ein verehrungsvolles Verständnis für die Leiden, die Mühen, die das Kind der Mutter gekostet hat. Man ist oft recht kritiklos in dieser Bewunderung, daß es nicht erstaunlich ist, wenn die Mütter es selbst werden.

Und doch will mir scheinen, daß unserer Zeit nichts mehr fehlt als echte Mütterlichkeit. Äußere Ursachen, auf die von andern Gesichtspunkten aus oft genug hingewiesen ist, sprechen freilich dabei mit. Die Frau unserer Zeit gehört nicht mehr so ausschließlich dem Hause, wie — um nur ein Beispiel zu nennen — zu jener Zeit, in der sie, umgeben von den Ihrigen, wochenlang Stich an Stich, Fältchen an Fältchen reihte, statt wie jetzt, ins Modemagazin zu eilen und mit dem fertigen Kostüm heimzukehren, das dann meist beim Wechsel der Mode gegen ein anderes vertauscht werden muß.

Zahllose Mütter der ärmeren Stände müssen früh beim Beginn der Fabrikarbeit ihre Kleinen verlassen und kehren erst abends in ihr ungemütliches Heim zurück, das sie oft genug dann Sonntags wieder verlassen, um anderswo Behagen und Zerstreuung zu suchen. Das rege Vereinsleben aller Klassen zieht nach auswärts, der erleichterte Reiseverkehr macht die häufige Trennung der Frau von ihrem Hauswesen möglich und die allgemein um sich greifende

Nervosität macht sie auch oft genug nötig. Schwere Krankheitspflegen werden Anstalten übergeben; Kindergärten nehmen die Kleinen schon vor der Schule auf, Haushaltungsschulen die Ausbildung der Töchter den Müttern ab.

So schätzenswert diese Einrichtungen an und für sich auch sind, — wir Mütter müssen uns darüber klar werden, daß sie eine Gefahr für das Familienleben bilden, daß es an uns ist, dies gerade in unserer Zeit um so tiefer, reicher und beglückender zu gestalten, damit die trauliche und heilige Herdflamme der Stern bleibe, zu dem jedes Familienmitglied mit verdoppelter Sehnsucht vom Leben außerhalb des Hauses immer wieder zurückkehrt.

Werden wir dieser Aufgabe gerecht? Wird nicht die schlichte, selbstverständliche stille Mütterlichkeit immer seltener, um anderen Eigenschaften und Fähigkeiten, guten und schlechten, den Platz zu räumen?

Auf diese besorgte Frage hin mache man eine Probe, die vielleicht im ersten Augenblick recht oberflächlicher Art erscheint, aber auch bezeichnendes zu Tage fördert, indem man in einer belebten Straße, in einem Badeort, im Tiergarten die vorübergehenden Frauen mustert und ihren Gesichtsausdruck sich zu charakterisieren sucht. Da findet der Beobachter viel Selbstbewußtsein, Entschlossenheit, Gefallsucht, heitere Lebensluft, aber auch Gram, Mißmut, müde Überarbeitung, stumpfe Gleichgültigkeit ausgeprägt, aber wie selten den Ausdruck echter Mütterlichkeit! Auf den Zügen anderer Frauen liegt der ganze strenge Ernst ihres Berufslebens, man kann sich diese Frauen vorstellen als tüchtige Arbeiterinnen, als Leiterinnen eines großen Etablissements, andere als liebenswürdige Gesellschafsdamen —, wie wenige als Mütter! Dieser — überlegt man — könnte man ein großes Hauswesen, jener die Anfertigung einer kostbaren Toilette anvertrauen — aber welcher ein Kind? Und doch bedarf jedes einzige der Millionen Kinder in unserm Vaterland einer solchen Mutter, der innige Fürsorglichkeit aus den Augen spricht, weil sie ihr Lebenselement ist!

Je höher die Kultur, welche die Frau umgibt, je mannigfaltiger und verfeinerter, raffinierter die Eindrücke sind, die sie beständig genötigt ist, in sich aufzunehmen, desto mehr läuft sie Gefahr, ihre natürlichen Instinkte und Fähigkeiten einzubüßen, auf welche sie sich ohne diese Einflüsse als ihren selbstverständlichen Besitz verlassen kann. Der Verlust dieser natürlichen Instinkte zeigt sich in dem häufig geäußerten Wunsch nach einer geringen Kinderzahl, der nur zu oft zur Tatsache wird, zeigt sich in der Rücksichtslosigkeit, mit der von Jugend auf durch beengende Umpanzerung des weiblichen Körpers seine ihm eigentümliche natürliche Ausgestaltung behindert und eine seiner wichtigsten Funktionen von vornherein unterbunden wird, zeigt sich in der Neigung, den natürlichen Nahrungsquell da, wo er sich trotz solcher Behinderungen entwickelt, dem Kinde zu verschließen, eine Neigung, die, wenn sie durch das üble Beispiel der höheren Stände zu den unteren herabsickert, dort eine entsetzliche Kindersterblichkeit zur Folge hat, in manchen Distrikten Süddeutschlands sogar bereits unter der Landbevölkerung ihre traurigen Folgen zeitigt. Die Mutter aus vornehmem Stande dagegen

schaut befriedigt zu, wie ihr gedeihender Sprößling den mit Gold erkauften nährenden Strom wegtrinkt, der ohne alle Frage von Gott und Natur einem anderen Kinde bestimmt war. Sie würde über die „Exzentrität" lächeln, wenn man ihr zumutete, die ihr freigewordene Zeit und Kräfte dem doppelt geschädigten fremden Kinde zuzuwenden oder sich doch verantwortlich für sein Wohlergehen zu fühlen. Das Kind ist immer „ganz gut aufgehoben", wie man auf eine diesbezügliche Frage regelmäßig erfahren kann, und wenn sich, wie das so häufig vorkommt, durch den Tod jenes Kindes herausstellt, daß obige Annahme doch wohl auf Täuschung beruhte, dann hört man mit einem Seufzer der Erleichterung freudig sagen: „Es hat unserm Kleinchen nichts geschadet, die Amme war wirklich recht vernünftig und hat sich garnicht darüber aufgeregt." — Das sind ganz gewöhnliche Vorgänge in unsern „besten Häusern", und man wird kaum verstanden, wenn man es wagt, sie als unmütterlich zu bezeichnen!

Aus den Händen der Amme, des Kindermädchens wandert das Kind in die des Kinderfräuleins. Größere Haushalte machen eine Hülfskraft notwendig, die seiner Leiterin zur Seite und über den Dienstboten steht; aber welche ordentliche deutsche Hausfrau würde einer Fremden ihren Schlüsselkorb, ihre Vorräte, ihren Wäscheschrank überlassen! Wenn etwas überlassen werden muß — nun, so doch lieber die Kinder!

Unter dem Einfluß dieser Gepflogenheit haben sich tüchtige Kräfte für solche Posten herausgebildet, während man erst in jüngerer Zeit daran geht — ein übrigens hocherfreuliches Zeichen wachsender Erkenntnis — gebildeten Mädchen eine wirtschaftliche Schulung zu verschaffen, die sie befähigt, Stützen der Hausfrau in Wahrheit zu werden. Aber es ist nicht leicht, für sie entsprechende Stellungen zu finden, während der Bedarf an guten Kinderfräulein nicht gedeckt wird. Die Anstalten, die en masse und in wenigen Monaten diese Mädchen ausbilden, können ihren sämtlichen Schülerinnen sofortiges Engagement, auch für Wiederholungsfälle, garantieren. Und so drängt sich in diesen Stand, was sich zu gut zum „dienen" dünkt, was zu ungebildet ist, um Erzieherin zu werden, was lieber den Häkelhaken als den Besen in die Hand nimmt und sich dann in seinem Liebesgirren bis zum „Herrn Kandidaten" versteigt. Diesen Zwittergeschöpfen wird das Kind in seinem eindrucksfähigsten Alter sozusagen auf Gnade und Ungnade überantwortet. Ob es körperlich weiter gedeiht, das läßt sich leicht feststellen, aber ob sein unsterbliches Seelchen Schaden leidet, das zeigt sich erst später und dann wird man nicht über den schlechten Einfluß seiner ersten Umgebung klagen, sondern oft nur über das „schlechte Kind" selbst! Wie bejammernswert sind sie in so manchem Fall, die hülflosen Geschöpfchen, welche ihren Pflegerinnen überlassen, stundenlang außer Hör- und Sehweite ihrer Mütter zubringen! Denn zu den Anstandsregeln einer vornehmen, modernen Frau, die sich aus der ganz gewöhnlichen Menge erheben will, gehört, daß sie sich nur innerhalb ihrer vier Wände zu ihren Mutterpflichten bekennt. Ein Kind an öffentlicher Stelle auf dem Schoß zu halten, es auf dem Arm zu tragen, es, sei

es nur einige Straßen weit, an der Hand zu führen, so lange es noch hülfsbedürftig ist — das wären für viele Frauen grobe Verstöße, welche ihre soziale Stellung ernstlich gefährden könnten. Ja, selbst bezahlte Kräfte sind für solche erniedrigend erscheinenden Dienste nicht immer ohne weiteres zu haben. Eine mir bekannte Familie erlebte es jüngst, daß ein Mädchen, welches sie aus erbarmungswürdigen Zuständen zu sich genommen, sobald es sich zur Dienstmagd herausgewachsen, glatt erklärte: „Den Kinderwagen fahre ich nicht und wenns ein goldener Wagen wäre."

Ich mußte lächeln, als eine biedere Landfrau die Gruppe zierlich gekleideter Damen, welche in einem öffentlichen Garten, umgeben von Kinderwagen und umherspielenden Kindern, plaudernd und mit leichter Handarbeit beschäftigt, bei einander sitzen sah, für glückliche junge Mamas hielt. O Einfalt! nicht eine war unter ihnen! Die Mamas quälten sich meist zu Hause im Schweiße ihres Angesichts, um als gewissenhafte Hausmütter jene fehlende Arbeitskraft im Haushalt zu ersetzen!

In einem Kreise junger Familienmütter, in dem ich verkehrte, erhob sich im Laufe des Gesprächs die allgemeine Klage, daß man so wenig zum Genuß des Sommers gelange, so sehr im Hause unter der Hitze leide, daß das Leben gerade jetzt so anstrengend sei, da die Kinder doch möglichst viel Zeit in den schönen gesunden städtischen Anlagen zubringen sollten. In der Tat sahen die armen Mütter meist recht bleich und übermüdet aus. Die blühende, sehr elegante Frau des Staatsanwalts aber bekannte auf meine Frage: sie sei den ganzen Tag im Freien. „Ja, wie machen Sie denn das? Sie haben doch auch nur das eine Mädchen für Alles?"

„Ich fahre den Kinderwagen selbst," war die lächelnde Antwort.

„Doch nicht von Ihrer Wohnung aus durch die Stadt?" fragte die Bezirkskommandeuse schier atemlos.

„Versteht sich!"

Die junge Mutter erzählte nun unbeirrt, welche erquickenden Stunden sie mit Kindchen, Flasche, Buch und Arbeit unter den schönen hohen Bäumen des Stadtparks zubringe.

Es gehört zu den Glaubenssätzen, die in guten Familien proklamiert werden, das stete Zusammensein mit den Kindern sei der Gesundheit so wenig zuträglich, daß es selbst von den eignen Müttern nur in homöopathischen Dosen genossen werden könne. Aber nur die Mutter, welche wirklich die erste Wärterin und Erzieherin ihres Kindes ist, versteht in ihrem ganzen Umfang die Wonne, die unser Beruf in sich trägt, wenn in den zarten halb traumhaften Regungen des erwachenden Menschengeistes, so rein noch, so unversehrt, so bezaubernd das Göttliche zu Tage tritt, das hineinreifen soll in die Ewigkeit. Nur so lernt man sein Kind ganz verstehen, nur so die holden leicht verletzlichen Keime hüten. — Vom Vorbild der Mutter angeleitet, — wie leicht lernen die Größeren unter den Kleinen sich um die Kleinsten hülfreich bemühen, wie wachsen die Töchterchen

hinein in die Mütterlichkeit, die in jedem Weibe entwickelt sein sollte, sei es Mädchen oder Frau.

Man kann wohl sagen, daß wir in allen Wohlfahrtsbestrebungen fortschreiten und die Frauen regen Anteil an dieser sozialen Arbeit nehmen — aber in der Waisenpflege, in der Fürsorge für die unehelichen Kinder bleiben wir unverhältnismäßig zurück. Es handelt sich um Tausende und Abertausende hülfloser Kinder. In Berlin werden zirka 7000 Uneheliche geboren, es gibt dort zirka 40 000 Waisen, von denen die Stadt etwa 6000 versorgt (diese Zahlen sind natürlich wechselnd). Wie gering ist im Verhältnis zu diesen erschreckenden Zahlen aber das allgemeine Interesse, das man der Unterbringung der armen Kleinen entgegenbringt. Fast in allen größeren Städten herrscht die Praxis, sie scharenweise in Anstalten einzukasernieren, die größtenteils nicht im Entferntesten den Anspruch machen können, ein Heim zu ersetzen, die Übrigen werden, bei höchst mangelhafter oder so gut wie gar keiner Kontrolle, in Familien in Pflege gegeben, welche an dem geringen Kostgeld doch noch etwas für sich herauszuschlagen hoffen. Nach dem Verlust von Eltern und Heimat müssen Geschwister es noch über sich ergehen lassen, auseinander gerissen zu werden, nach hier und nach dort hin verteilt zu werden, wie oft, um sich nie wieder näher zu treten! Mißhandlungen von Pflegekindern sind nichts ungewöhnliches und man fühlt ein verständnisvolles Erbarmen mit jener kränkelnden Mutter, welche mit ihren drei kleinen Töchtern ins Wasser ging, um diese nicht nach ihrem Tode der allgemeinen Barmherzigkeit überlassen zu müssen.

Ja, es ist tief zu bedauern, daß nicht genug Mütterlichkeit im Volksbewußtsein vorhanden ist, um grade bei diesen so hochwichtigen Bestrebungen Fortschritte zu erzielen. An *diesem* Punkte sollte die Frauenbewegung einsetzen, bei jeder Zusammenkunft ihrer Vertreterinnen diese Mängel berühren, diese Mißstände beleuchten, unermüdlich darauf bestehen, daß hier Frauenberufe zur Hülfereichung geschaffen werden, welche dabei ganz ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechen würden. Daß in Stadt und Land besoldete Waisenpflegerinnen für die Ziehkinder eines Bezirks angestellt werden, eines Bezirks, der so bemessen wäre, daß die Pflegerin ihn übersehen, daß sie die Kinder bei den Pflegeeltern häufiger besuchen, Auge in Auge sprechen, sie gelegentlich versammeln könnte, genaue Kenntnis von ihrer ganzen Lage, ihrer körperlichen und seelischen Verfassung gewinnen könnten. In der Peripherie aller größeren Städte müßten Familienhäuser geschaffen werden, in welchen vor allem verwaiste Geschwister Aufnahme und in kleinem Kreise ein neues Heim finden könnten.

Das scheinen fast Utopien und sind doch keineswegs übertriebene Forderungen, denn die Waisen sollten uns nicht eine quantité négligeable, sondern ein *sorgsam gehüteter Schatz unseres Volkes sein* — schon damit die nun einmal für sie angewendeten Gelder einst auch in der Tat Zinsen tragen, indem tüchtige Menschen aus ihnen erzogen werden und nicht wie jetzt ein hoher Prozentsatz von Verbrechern und Dirnen.

Im Bewußtsein, daß eine genügende und einheitliche Ausgestaltung der Waisenpflege aber augenblicklich kaum zu erreichen sein würde, wollen wir den Einzelbestrebungen, die zusammenhangslos in Wirksamkeit sind, unsere Hülfe leisten und das Herzensinteresse für die Elternlosen zu vertiefen suchen. Wenn nur jede Familie der besser situierten Stände eins solcher Kinder im Auge behielte, ihm beistände mit Rat und Tat, wie viel Gutes könnte dadurch geschehen und Schlimmes verhindert werden! Das Recht, Vormünderin zu werden, sollte zu diesem Zweck viel häufiger von Frauen benutzt und so der Schaden wett gemacht werden, der dadurch entsteht, daß seit Einführung des B.G.B. bei den unehelichen Kinder gewissenlose, leichtfertige Mütter alleinige Gewalt über ihre oft tief beklagenswerten Kleinen behalten. In der Begründung des Fürsorgegesetzes wurde ausgesprochen, daß es für die in Familien untergebrachten, weiblichen oder im Kindesalter stehenden männlichen Zöglinge ganz besonders förderlich sein würde, wenn geeignete Frauen sich in ausreichender Zahl für den Dienst ihrer Überwachung finden ließen. Ich weiß nicht, ob die Frauen Preußens dieser Hoffnung entsprochen haben. — Durch solchen engeren Zusammenhang mit den Waisen sollte Jesus' herrliches Verheißungswort über die Aufnahme eines Kindes in seinem Namen für christliche Häuser endlich wieder mehr tatsächliche Bedeutung gewinnen, als es leider jetzt der Fall ist.

So viel zum Himmel schreiendes Bedürfnis nach Mütterlichkeit lebt halb schlummernd in unseres Volkes Jugend, so viel sich sehnende Mütterlichkeit unter den Unverheirateten und Kinderlosen der gebildeten Stände! — und darum so viel Unrast und Unbefriedigtheit. Eins durch das andere auszulösen, möchte das die stille Liebesarbeit der Frauen werden!

„Sire, des mères!" antwortete eine geistvolle Frau Napoleon I. auf die Frage, was seiner ruhmreichen Nation noch fehle. Auch bei uns findet sich in dieser Beziehung so mancher wunde Punkt, den nur wir Mütter heilen können. Denn wir Mütter sind und bleiben die wichtigsten Faktoren im Volksleben. „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft", oder wie Jean Paul sagt: „Das Erste im Kinde ist das Bleibende."

Wir haben die Jugend, die Zukunft in Händen, wir schaffen jenes Bleibende im Guten oder im Bösen, das nie wieder auszurotten ist. Und im Bewußtsein dieser ungeheuren Verantwortlichkeit verzichten wir auf alle jene ungerechtfertigte blinde Bewunderung. Wir wollen Anerkennung nur da, wo wir sie verdienen, wir verlangen eine Kritik, die auf all unsere Mängel hinweist und sich nicht damit einlullen läßt: „Ach, es sind ja Mütter, sie werden schon wissen, was sie zu tun haben!" — Nein, keine Mißgriffe rächen sich fürchterlicher als die mütterlichen. — Welcher Segen aber auch von den Müttern ausgehen kann, darauf ist bei der Kindheitsgeschichte unserer Größten schon so oft hingewiesen, und um nichts wollen wir Frauen ernstlicher bitten als um solche wahre, gottgeheiligte Mütterlichkeit.

Justus Brinckmanns Lebenswerk.

Von

Alfred Lichtwark.

Als Brinckmann in den sechziger Jahren für die Gründung seines Museums zu wirken begann, war Deutschland gerade im Begriff, in das Zeichen der Neugründung oder Umgestaltung seiner öffentlichen Sammlungen zu treten.

Die Gewerbemuseen bildeten eine neue Abart, die nicht in Deutschland, sondern in England entstanden war, wenn auch nicht ohne Beimischung deutscher Ideen. Bei der Entwicklung der Gewerbemuseen wiederholen sich dieselben Erscheinungen, die sich an der Geschichte aller neuen Einrichtungen beobachten lassen. Die Urheber sahen klar und weit, und ihre Äußerungen sind nicht mißzuverstehen. Brinckmann benutzt als Merkwort über der Einleitung zu seinem großen Führer den Ausspruch seines Hamburger Landsmannes Semper von 1851: „Die Sammlungen und öffentlichen Museen sind die wahren Lehrer eines freien Volkes. Sie sind nicht bloß Lehrer der praktischen Ausübung, sondern, worauf es besonders ankommt, Schuler des allgemeinen Volksgeschmacks." In diesen Worten und Brinckmanns eigenen Erklärungen der sechziger Jahre lag ausgesprochen, daß die Gewerbemuseen, genau wie die Sammlungen hoher Kunst, nicht in erster Linie Vorbilder zum Kopieren, sondern vollendete Werke der Menschenhand enthalten sollten, den einander ablösenden Geschlechtern zur Freude und als Maß für ihre eigenen Leistungen. Die Menge, die den Führern folgte, nahm sich jedoch, wie immer, nur das Materielle heraus, und ehe man sich's versah, wurden die Gewerbemuseen als Magazine für Modelle betrachtet und drohten auf lange Zeit die selbständige Erfindungskraft zu ersticken.

Aus dieser hinter uns liegenden Zeit stammen die noch nicht verstummten Urteile, die in der Gründung der Gewerbemuseen eine beklagenswerte Unterbrechung in der Ausbildung der historischen Museen erblickten, mit deren Ausbildung man ein Jahrzehnt früher angefangen hatte. Heute sind diese Urteile

---

Anm.: Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe haben dreiundvierzig deutsche, schweizerische und dänische Fachgenossen Justus Brinckmanns, des Gründers und Leiters, die Bedeutung dieser Sammlung in einem monumentalen Werke dargestellt, das, auf Kosten des hamburgischen Staates gedruckt, nicht in den Buchhandel kommt. Wir bringen aus der Einleitung den zusammenfassenden Abschnitt über Brinckmanns Wirksamkeit.

nicht mehr aufrecht zu halten, denn das Gewerbemuseum hat Leistungen aufzuweisen, die von den historischen Museen nicht hätten geboten werden können.

Dem historischen Museum fehlt von Haus aus die Richtung auf Qualität. Ob ein Gegenstand künstlerisch gut oder böse ist, steht ihm, wenn er ein anderes ausreichendes Interesse bietet, in zweiter Linie. Das Gewerbemuseum, auch das ohne besonders scharfes Bewußtsein geleitete, hat dagegen von vornherein die Richtung auf künstlerische Gültigkeit jeder einzelnen Erwerbung. Durch die hervorragendsten Gewerbemuseen, nicht zuletzt durch das von Brinckmann geleitete, ist das Prinzip der Qualität überhaupt erst in die Vermehrung der historischen Sammlungen Deutschlands eingedrungen. Und wenn einmal die Gewerbemuseen endgültig als historische Sammlungen aufgefaßt und den historischen Museen angereiht werden, was ihre jetzigen Leiter längst vorausgesehen haben, so ist durch den scheinbaren Umweg für die Entwicklung der Museen eins der kostbarsten Güter gewonnen worden.

Und wenn in der Anregung der Produktion und namentlich in der Wiederbelebung untergegangener Techniken nicht ein deutlich erkennbarer — wenn auch nur vorübergehend notwendiger — praktischer Zweck hätte bewiesen werden können, wie wären wohl in Deutschland vom Staat und von opfermutigen Bürgern die reichen Mittel für die Gründung und Ausbildung historischer Sammlungen zu erhalten gewesen? Daß wir solche Sammlungen, wie das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, überhaupt besitzen, danken wir der engen Verbindung mit der Produktion, in der ihr Ursprung lag. Der höhere Zweck, dem sie jetzt und für alle Zukunft dienen, wäre damals, als sie noch nicht vorhanden waren, überhaupt nicht klar zu machen gewesen.

Zur Zeit der Gründung unserer Gewerbemuseen gab es in Deutschland kaum etwas wie eine Museumspraxis oder eine an den Museen gepflegte Überlieferung. Außerdem bestand nirgend ein organisierter Kunsthandel höherer Art, und im Zusammenhang damit fehlten die erzogenen Sammler. Es gab zwar überall in Deutschland zerstreut einzelne Privatsammlungen, eine oder die andere hatte Bedeutung und Ruf. Aber was auf diesem Gebiet fehlte, war dasselbe, woran der Kunsthandel und die historischen Museen litten, und was sich nur in Mittelpunkten kulturellen Lebens, wie London und Paris, damals bilden konnte: der Entschluß und die Energie, nur gute Dinge haben zu wollen. In London und Paris gab es Kunsthändler von Urteil und Mitteln, dort gab es Sammler, die auf ihren Gebieten Autorität waren, dort gab es das anregende und verfeinerte Auktionswesen, das in Deutschland erst aufkommen kann, wenn der grundlegende Kunstbesitz in Privathänden weit genug verbreitet ist. In all diesen Dingen steht heute noch selbst Berlin, an London und Paris gemessen, erst in den Anfängen, von den übrigen deutschen Großstädten nicht zu reden.

Bei der Neubildung und Umgestaltung der deutschen Museen, die in den sechziger Jahren einsetzte, entbehrten die ersten, den verschiedenartigsten Berufen entstammenden Direktoren jeder Anregung, Kritik und Beihülfe, die ein ent-

wickelter Sammlerſtand, die ein hochſtehender Kunſthandel und ein reiches Auktionsweſen hätten bieten können.

Will man die Geſamtleiſtung der deutſchen Gewerbemuſeen und hiſtoriſchen Muſeen in dieſem letzten Menſchenalter richtig einſchätzen, ſo muß man dieſe ungünſtigen Umſtände zuerſt in Anſchlag bringen. Es gab nur eins, das die deutſchen Sammlungen konkurrenzfähig gemacht und das ſie heute in die erſte Linie der europäiſchen Muſeumsverwaltungen gebracht hat, das iſt die Fähigkeit jener Führer der erſten Stunde, ſich der gewaltigen Kraftquelle der deutſchen Wiſſenſchaft anzuſchließen und ihr Arbeitsgebiet mit wiſſenſchaftlicher Methode in Angriff zu nehmen. Und ihrer wiſſenſchaftlichen Arbeitsleiſtung iſt es zu danken, daß die hiſtoriſchen Muſeen Dentſchlands heute im Angeſicht Europas an der Führung teilnehmen. Sie ſind darin vom deutſchen Sammler und Kunſthandel noch nicht eingeholt.

* * *

Brinckmann fand die Zuſtände in Hamburg nicht beſſer, ſondern eher noch rückſtändiger als in den Hauptſtädten der deutſchen Königreiche, denn von den aus fürſtlichem Beſitz ſtammenden Kunſtſammlungen des Staates, die überall in Reſidenzen den Ausgangspunkt neuer Anläufe bildeten, konnte in Hamburg nicht die Rede ſein. Was an öffentlichen Sammlungen außer dem Naturhiſtoriſchen Muſeum vorhanden, war nur erſt Name und Wunſch.

Aber, ohne daß Brinckmann davon wußte, als er 1866 mit ſeinem Plan vor die Öffentlichkeit trat, gab es doch ſchon einen Kreis von Männern, der die Notwendigkeit, eine das Gewerbe anregende Sammlung zu gründen, bereits erkannt hatte. Es war der Vorſtand der Patriotiſchen Geſellſchaft, die damals ſchon ein Jahrhundert lang das gewerbliche Unterrichtsweſen, das ihr ſeine Gründung verdankt, geleitet hatte. Als 1863 die Zünfte aufgehoben waren, empfand man ſofort, daß neue Organiſationen an ihre Stelle zu treten hätten, und da der hamburgiſche Staat nicht darauf eingerichtet war, die Initiative zu ergreifen, trat nach alter Gewohnheit die Patriotiſche Geſellſchaft ein, jene freie Vereinigung opferwilliger Männer, die von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich erneuernd, Hamburg durch einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert in allen Kulturfragen geradezu regiert hatte. Ihre techniſche und gewerbliche Sektion unternahm 1863 die Prüfung der Frage, und als, durch die politiſch aufgeregten Jahre 1864—66 verzögert, die erſten Berichte 1868 erſtattet wurden, ſetzte ſie eine Kommiſſion ein „zur Beſchaffung eines gewerblichen Muſeums aus privaten Mitteln“. Schon 1869 erließ dieſe Kommiſſion einen Aufruf um Beihülfe zur Gründung einer Anſtalt, „die durch Förderung der Fachbildung und Erweiterung der Erwerbsfähigkeit den wirtſchaftlichen Wohlſtand der gewerbetreibenden Bevölkerung heben und den Sinn für das Zuſammenwirken der freien Künſte mit dem gewerblichen Schaffen in allen Kreiſen neu beleben ſollte“.

Aus dieſer ſehr ausführlichen Darſtellung ergibt ſich, daß man eine von der heute beſtehenden Anſtalt weſentlich verſchiedene Form im Auge hatte. In

der Tat wurde wohl die technologische Seite als die Hauptsache angesehen. Das war aber im Grunde kein Widerspruch gegen die Auffassung, die vom South Kensington-Museum ausgegangen war. Alle großen deutschen Gewerbemuseen, die damals nach englischem Vorbild gegründet wurden, sind heute noch mehr oder weniger scharf nach technologischen Grundgedanken geordnet, auch das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, wenn das Prinzip auch theoretisch längst aufgegeben und praktisch vielfach durchlöchert ist.

In der Betonung der Fachbildung und der Erwerbsfähigkeit stand der Aufruf der Patriotischen Gesellschaft auf dem Boden der Zeit. Der Hinweis auf „das Zusammenwirken der freien Künste mit dem gewerblichen Schaffen" klingt dagegen wie die Vorahnung eines künftigen Zeitalters und bezeichnet in der ersten Stunde das letzte Ziel, dem die in Hamburg eben erst einsetzende Bewegung zustrebte. Der Verfasser des Aufrufs war Justus Brinckmann.

Die Gedanken fanden soviel Anklang, daß die Gründung des Gewerbemuseums gesichert schien, wenn auch in bescheidenen Anfängen. In anderem Zusammenhang wird einmal — wenn man es der Mühe wert halten wird — darzustellen sein, welcher Art die Widerstände waren, die es zu überwinden galt, und von wem und mit welchen Begründungen die auch heute noch so beliebte Formel: „Hamburg braucht nicht . . .", angewandt wurde, um den neuen Gedanken den Weg zu verlegen.

Es gab gerade damals allerlei Möglichkeiten, auf einen Schlag größere Mittel für Erwerbungen frei zu machen. Namentlich waren die Vermögen einiger Zünfte noch ziemlich unversehrt vorhanden, die keinem besseren und passenderen Zweck hätten dienstbar gemacht werden können, und die nachher verzettelt worden sind. Ähnlich war schon in den sechziger Jahren das schönste Zunftsilber ins Ausland gewandert. Brinckmann hat das Fehlschlagen seiner Bemühungen, eins der schönsten Stücke, den Brauerpokal, für Hamburg zu retten, noch heute nicht verschmerzt.

Nachdem die Gründung beschlossen war, wandte Brinckmann sich im Winter 1869—70 mit seiner Familie nach Venedig. Die Patriotische Gesellschaft entschloß sich, ihm 2400 Mark für Anschaffungen zur Verfügung zu stellen. Damals hätte man für die aus der öffentlichen Sammlung vorhandene Summe, die sehr viel größer war, in Italien schon ein kleines Museum kaufen können, wenn auch die goldenen Zeiten der fünfziger und beginnenden sechziger Jahre vorüber waren, wo das South Kensington-Museum für die lächerlichen Preise, die es mit Stolz auf seine Museumszettel gesetzt hat, die seltensten Kunstwerke erwerben konnte. Um beim behaglichen Studium Venedigs einen festen Mittelpunkt täglicher Arbeit zu haben, schrieb Brinckmann aus der Bibliothek des Matthias Corvinus in der Marciana das Manuskript des Filarete Averlino ab, in der Absicht, das Werk neu herauszugeben. Das ist dann später im Drang der Arbeit unterblieben, wie so manches andere an bereits vorbereiteten Plänen.

Brinckmann hat in der Einleitung zu seinem Führer erzählt, wie im Jahre 1874 die Sammlung in gemieteten Räumen bei St. Annen — das damals eben neu aufgeführte Haus ist dem Freihafen zum Opfer gefallen — eröffnet wurde, und wie sie bis 1877 schon so umfangreich geworden war, daß der hamburgische Staat sie übernahm, ihr im neuen Schulgebäude am Steintorplatz die notwendigsten Räume zuwies und den Schriftführer der Museumskommission, Dr. Justus Brinckmann, zum Direktor ernannte.

Dort haben Brinckmanns Freunde das Museum im Laufe der fünfundzwanzig Jahre, die es nun vom Staat gepflegt wird, heranwachsen sehen zu der mächtigsten und einflußreichsten Sammlung unter allen, die ein einzelner Mann gegründet und entwickelt hat.

In Hamburg hat man das Wachstum des Museums im allgemeinen als etwas Selbstverständliches genommen. Weite Kreise, selbst der Gebildeten — und gerade der Gebildeten —, haben sich wenig darum gekümmert, und man pflegte überrascht und ungläubig aufzuhorchen, wenn Fachleute die Anstalt beurteilten. Das ist nicht zum verwundern, und noch auf lange Zeit wird man die hohe Wertschätzung der Sachkenner auf guten Glauben hinnehmen müssen, denn die Bildung, die zu eigenem Urteil befähigte, wird in Hamburg so wenig wie anderswo rasch über engere Kreise hinausdringen. Aber dieser engere Kreis hat sich auch schon gebildet in den Sammlern, die den Pfaden Brinckmanns gefolgt sind, und die mit herzlicher Anteilnahme das Wachstum der Anstalt miterleben.

* * *

Die Eigenart des Hamburgischen Museums liegt nicht in der Aufhäufung von Seltenheiten und Kostbarkeiten, denn es wurde mit sehr geringem Aufwand von Mitteln geschaffen. Zwei kostbare Möbel aus den Gemächern Ludwig XV. würden heute so viel kosten, wie das ganze Museum, Staatszuschuß, Vermächtnisse und Geschenke eingerechnet, zu Buch steht. Daß es dagegen Besitztümer enthält, die von künftigen Zeitaltern nicht weniger hoch geschätzt werden dürften, verdankt es außer der Macht seines Gründers einigen glücklichen Umständen, die nicht allen Museumsleitern zu gute gekommen sind.

Das Museum für Kunst und Gewerbe ist von vornherein ganz von der einen Kraft geschaffen worden. Brinckmann hatte keinen gemischten Bestand aus fürstlichen Kunstkammern, sachlichen Vermächtnissen und Ankäufen ganzer Sammlungen zu übernehmen. Damit war der in anderen verwandten Sammlungen so schwer zu behandelnde Ballast des Minderen oder des ziemlich Guten von vornherein ausgeschieden. Mit weiser Vorsicht hatte Brinckmann sodann in das Statut aufnehmen lassen, daß ihm gestattet sein müsse, gegebenen Falls Minderwertiges durch Vollgültiges zu ersetzen zu können, wo sich die Gelegenheit böte. Er hat selten, und je länger desto seltener, von diesem Recht Gebrauch gemacht. Und nicht zuletzt hat das Verhältnis zu der Kommission, die mit ihm über die Ankäufe zu beschließen hatte, ihn vor anderen Kollegen bevorzugt. Es konnte

mitgeteilt wird. Die meiſten dieſer Zettel ſind dazu von ſeiner eigenen Hand geſchrieben. Es ſteckt eine ungeheuere Arbeit allein in dieſer Bezettelung ſeines Muſeums. Auch in bezug auf die Aufſtellung iſt er eigene Wege gegangen. Das South Kenſington-Muſeum, das meiſtens als Vorbild diente, war durch das vorherrſchende Oberlicht zu einer ſehr eintönigen Ausbildung der Schauſchränke gekommen. Viele andere Muſeen, die, wie das Hamburger, mit Seitenlicht rechnen müſſen, haben dem engliſchen Muſeum das durch Oberlicht bedingte Syſtem der Glasſchränke auf tiſchartigen Geſtellen einfach nachgemacht. Brinckmann hat ſchon durch ſeine engen, für Muſeumszwecke urſprünglich gar nicht berechneten Räume gezwungen, die mannigfaltigſten Formen von Schauſchränken ausprobiert.

In der Aufſtellung hat er namentlich für ſein Lieblingsgebiet, die japaniſche Kunſt, ſo einfache und künſtleriſch feingefühlte Anordnungen getroffen, daß dieſe Abteilungen muſtergültig geworden ſind.

Das waren die allgemeinen Grundſätze des Gründers und Leiters, die der Fachmann aus dem Zuſtande der Sammluug unſchwer herauslieſt. Inſtinktmäßig hat Brinckmann ſie von der erſten Stunde her angewandt.

* * *

Die Geſchichte der Erwerbungen, die nicht weniger lehrreich iſt, ſpiegelt zum Teil — namentlich im Anfang — die allgemeine Geſchmacksbewegung des letzten Menſchenalters wieder; zum Teil — und je ſpäter, deſto ſtärker — wird ſie beherrſcht von der dem allgemeinen Zuſtand vorauseilenden Einſicht Brinckmanns.

Werke der eigenen Zeit zu erwerben, wurde, hartnäckigem Widerſpruch entgegen, ſolange abgelehnt, wie die Nachahmung der in den Muſeen ausgeſtellten Vorbilder dauerte. Erſt in den letzten Jahren, als die lebende Kunſt unmittelbaren Einfluß auf die Zierkunſt gewann, hat Brinckmann ſich bereit gefunden, das Neue zuzulaſſen. Heute iſt man mit ſeiner früheren Zurückhaltung nachträglich eben ſo ſehr einverſtanden, wie man ſeine Aufnahme der neuen Kunſt gutheißt. Der Name, den er ſeiner Sammlung gab nach dem Vorbilde des Öſterreichiſchen Muſeums für Kunſt und Induſtrie, kam der freien Bewegung nach der Seite der hohen Kunſt ſowohl in den alten, wie in den neuen Abteilungen zu ſtatten. Er konnte, ohne durch eine Bezeichnung, wie Kunſtgewerbemuſeum, gehindert zu ſein, überall, wo die gewerbliche Leiſtung nur durch ihre Verbindung mit der hohen Kunſt verſtändlich war, einfügen, was an Werken hoher Kunſt zum Verſtändnis der gewerblichen Leiſtung nötig war.

Wie es ſeiner Zeit natürlich war, begann Brinckmann um 1870 nach Werken der Renaiſſance auszuſchauen. Die vorgeſchrittenen Geiſter hatten damals in Deutſchland die Bedeutung der Renaiſſancekunſt auch auf dem Gebiet der dekorativen Künſte erkannt. Sie erſchien nach dem Lieblingswort der Zeit, das heute kaum noch im Ernſt gebraucht werden darf, als ſchlechthin muſtergültig. Doch hat Brinckmann die Muſtergültigkeit oder Vorbildlichkeit im engeren Sinne,

der damit zum Kopieren geeignete Dinge bezeichnet, nie zum Maßstab seiner Erwerbungen genommen, denn er war sich bewußt, daß diese Art Mustergültigkeit von der Mode abhängig sei, die Qualität des Museums jedoch alle Moden überdauern müsse. Und daß die bald nach 1870 einsetzende Bekehrung der Architektur und des Gewerbes zur deutschen Renaissance, trotz der nationalen Begeisterung, die sie trug, nur auf Sicht geschehen konnte, durfte niemand verkennen, der, wie Bricknmann, die Entwicklung der dekorativen Kunst, mit ihrer gesetzmäßigen Periodizität von kaum einem Menschenalter in der Vergangenheit verfolgt hatte.

Er suchte den Grundsatz für seine Erwerbungen im Anschluß an die Gedanken unseres Landsmannes Gottfried Semper, indem er für alle Zweige der dekorativen Kunst auf die charakteristischen Typen ausging, die zur Anschauung brachten, wie Gestalt und Schmuck der Möbel, Geräte und Gefäße bedingt sind durch den Zweck, dem sie dienen, die technischen Verfahren, die ihr Stoff an die Hand gibt, und durch die Volkssitte, die besondere Eigenart des künstlerischen Gefühls, das zur Stunde der Anfertigung lebendig war, und — bei den höchsten Leistungen — durch das unerklärliche Wesen des schaffenden Künstlers. Diese Typen, geordnet nach dem damals allgemein angenommenen System, das die Herstellungsart zu Grunde legte, sollten alle technischen Gebiete und alle Länder und Zeiten zur Vertretung bringen.

Diesen allgemeinen Teil der Sammlung, die an jedem Ort der abendländischen Kulturwelt genau nach denselben Grundsätzen hätte angelegt und ausgebildet werden können, ergänzte Brinckmann durch eine Sammlung, die die Kulturüberlieferung der nächsten Heimat veranschaulichen sollte. Ehe das moderne Schlagwort von der Volkskunst oder Heimatskunst erfunden war, hat er in aller Stille in seinem Museum die Sache dargestellt. Was aus Hamburg noch vorhanden war in der Stadt und der Umgebung, suchte er zu retten, wobei dann die hochentwickelte Fabrikation von Fayenceöfen des 18. Jahrhunderts entdeckt wurde, und früher als irgendwo sonst die „Volkskunst" von Museen beachtet wurde, hat er die Goldschmiedearbeiten, Stickereien, Trachten, Möbel und Vertäfelungen der niederelbischen Bauernkultur gesammelt. Wenn es einmal möglich sein wird, dieses Material in einer geschlossenen Sammlung aufzustellen, wird auf einen Blick deutlich sein, wie fruchtbar für das Museum das Einsetzen an diesem Punkt geworden ist. Brinckmann hat jedoch auf seinen Wanderungen in den Häusern der Bauern weit mehr entdeckt als das, was sie selber herstellen an Kerbschnitt und Stickereien, er hat im niederelbischen Bauernhaus die Schatzkammer gefunden, aus der er den Grundstock zu seiner herrlichen Fayencesammlung holen konnte und damit das Material für eine Geschichte der deutschen Fayenceindustrie. Als er einsetzte, war von den zahlreichen niederdeutschen Fayencefabriken nur die Kieler bekannt.

Wenn auch viele Spezialforscher zur Annahme geneigt scheinen, in der ihr Sondergebiet vertretenden Abteilung eine der starken Seiten der hamburgischen

Sammlung zu sehen, so ist man sich doch darüber einig, daß der eigentliche Höhepunkt in der japanischen Abteilung liegt. Alles andere kann man schließlich in anderen Städten kennen lernen, eine so umfassende Vorstellung von dem nationalen Teil der aristokratischen und zugleich volkstümlichen japanischen Kunst kann unter den Museen des Kontinents kein anderes vermitteln.

Brinckmann hat die japanische Kunst zuerst auf der Wiener Weltausstellung 1873 eingehender studieren können, und er hat sie zugleich mit den Augen des Naturforschers und des Künstlers verstehen und lieben gelernt. Die Ankäufe, die er damals machte, namentlich die Bronzeschale mit den Ringelnattern, wirkten sofort sehr stark auf die Jugend, die Brinckmanns Museum besuchte.

Aber erst zehn Jahre später hat Brinckmann bei einem Aufenthalt in Paris den eigentlichen Grund zu seiner Sammlung gelegt. In Wien hatte er nur erst moderne, darunter freilich ganz ausgezeichnete Arbeiten, erwerben können.

Wer damals die vornehmsten Erzeugnisse der japanischen Kunst kennen lernen wollte, mußte nach Paris gehen. Noch hatten die Japaner sich nicht wieder auf sich selbst besonnen und fuhren fort, die von ihren Vorfahren wie Heiligtümer gehüteten Kunstwerke gegen lächerliche Entschädigung an die Fremden auszuliefern. In Paris langten noch fortwährend neue Sendungen der seltensten Dinge an. Ich war 1883 zugegen, als Brinckmann aus einer Sendung Schwertstichblätter, die wie Kartoffeln im Sack verschickt waren, unter gleichgültigen Arbeiten einige große Kostbarkeiten fand, die als solche freilich erst in späterer Zeit erkannt wurden. Brinckmann hatte damals für sein Urteil nichts als die Witterung. Er fühlte, das war etwas. Viele Tausende von Stichblättern hat er damals durchgesehen, wie sie ungesichtet auf den Markt kamen. Als er bei derselben Gelegenheit einige von den schönen japanischen Körben sah, deren Erfindung eine dichtende Seele voraussetzt, gab er sofort den Auftrag, auf dem japanischen Markte alles zu erwerben, was derart zu haben sei. Und es kam so viel, daß er seine eigene kostbare Sammlung auswählen und noch viele andere Museen versorgen konnte. Das war damals der Pariser Markt. Zehn Jahre später kam fast nichts mehr herüber und der wirkliche Markt für Altjapan war zu Ende.

Aber Paris bot zu Anfang der achziger Jahre mehr als den Markt. Es gab seit den sechziger Jahren schon eine ganze Reihe von Sammlern, die das Feinste vom Guten zu unterscheiden wußten, und endlich saß dort im Mittelpunkt des Handels der feinsinnige Händler und Sammler S. Bing, ein geborener Hamburger. Und diese Sammler und Händler und ein in Paris lebender Japaner verfügten zusammen nicht nur über künstlerische Kennerschaft, sondern obendrein über ein höchst ansehnliches Wissen. All das fehlte in Deutschland. Nur daß in Berlin der jüngst verstorbene Verlagsbuchhändler und Kunsthändler Hermann Paechter, dem das Berliner Kunstleben ein ehrendes Andenken schuldet, versuchte, für die japanische Kleinkunst Freunde zu gewinnen.

Brinckmann stand in Paris einer ungeheuren Fülle von Material gegenüber, seine Mittel waren nicht groß, und so kam alles darauf an, ob er den

richtigen Plan fand. Er verfuhr nach einer Methode, die er u. a. schon bei der Bildung seiner Fayence- und Porzellansammlung erprobt hatte: er spezialisierte sich, um auf einem engeren Gebiet rasch die wirkliche Kennerschaft zu erwerben, die ihn dem Händler überlegen machte. Und er tat mit den Schwertornamenten, die er als erste Abteilung in Angriff nahm, den glücklichsten Griff, ebenso mit der Korbflechterei, deren Wert er zuerst erkannte. In wenigen Jahren besaß er die schönste Sammlung von Schwertornamenten und selbständige Kennerschaft. Seine Sammlung, die zunächst nach dem sachlichen Inhalt aufgestellt war, gewährte zugleich den ersten systematischen Überblick über eines der wichtigsten Gebiete der japanischen Ornamentik und vermittelte dadurch eine Einsicht, die noch aus keiner Publikation zu holen war und die die Japaner selbst naturgemäß nicht haben konnten.

Schritt für Schritt wurden dann die übrigen Abteilungen der japanischen Kunst angelegt und ausgebaut, die wundervolle Sammlung von Werken der Töpferkunst, die der Metallarbeiten, der Lacke, der kleinen Schnitzereien (Netzkes), der Gewebe und Kunstdrucke.

Und wie bei seinen übrigen Sammlungen begnügte sich Brinckmann nicht damit, als feinfühlender Kenner, der mit sicherem Gefühl immer nach dem Allerbesten langt, auch wo es als solches noch nicht klassifiziert ist, eine sehr gewählte Sammlung zu schaffen, sondern in der Erkenntnis, daß ein wirklich einführendes Museum nur auf Grund des eingehendsten wissenschaftlichen Studiums ausgebildet werden kann, suchte er alle literarischen Quellen auf, die in der französischen, englischen und amerikanischen Fachliteratur flossen und sich nur durch unabläßiges Umfragen und Umhören erkunden ließen, und wußte sich im Austausch mit Sammlern, Reisenden, kenntnisreichen Kunsthändlern, Gelehrten, wie dem Engländer Sir Augustus Wollaston Franks, Direktor des British Museum, der zum Studium der japanischen Sammlungen zweimal in Hamburg war, dem Franzosen Louis Gonse, Verfasser des bekannten Werkes „l'Art japonais", dem durch seine Sammlung japanischer Keramik im Museum zu Boston bekannten Professor Eward S. Morse und mit japanischen Kennern des umfangreichen Fachwissens zu bemächtigen, das in den europäischen Sprachen noch keinen literarischen Niederschlag erfahren hatte. Und schließlich, als sich all dies Wissen in seinem Kopf gesammelt, und nachdem er bereits den ersten Band seines großen Werkes über die japanische Kunst herausgegeben hatte, berief er in Herrn Hara einen japanischen Gelehrten als Assistenten an seine Anstalt, um mit seiner Hülfe alle Inschriften auf den Stücken seiner Sammlung festzustellen und die ausgedehnte japanische Fachliteratur zu benutzen. Das Ergebnis dieser Studien steckt noch in den Zettelkatalogen und in der Aufstellung der Sammlung und ist bisher nur in einzelnen Vorreden und Aufsätzen verwertet, so in der liebenswürdigen Publikation über Kenzan, in der durch die Ausstellung der Oeder'schen Sammlung in Düsseldorf angeregten „Einführung in die japanische Kunst" und in der Einleitung zu Haras Werk über die Meister der japanischen Schwertzieraten, das

der hamburgische Staat den Teilnehmern am XIII. 1902 in Hamburg abgehaltenen Orientalistenkongreß als Festgabe gewidmet hat.

Wer Brinckmanns Methode, zu sammeln und zu studieren — beides ist eins bei ihm — kennen lernen will, tut am besten, sich mit der Entstehungsgeschichte seiner japanischen Sammlung zu beschäftigen. Hier mußte er alle seine Kräfte einsetzen, um den vielgestaltigen Apparat von Hülfsmitteln zur Bewältigung des schwierigen Stoffes zu ersinnen. Denn er stand vor der ungeheuren Aufgabe, sich in die Kunst eines Volkes hineinzufinden, dessen Land er nicht besucht hatte, und dessen Sprache ihm fremd war und unzugänglich bleiben mußte, weil die Benutzung ihrer Literatur die Erlernung der chinesischen Schrift voraussetzt.

In den zwanzig Jahren, seit der eigentlichen Gründung der japanischen Abteilung, hat sich Brinckmann zu einer Autorität des Faches aufgeschwungen, die als solche internationale Anerkennung genießt.

Der weitaus größte Teil des Museums wurde so durch die regelmäßige Beobachtung des Kunstmarktes zusammengebracht. In größeren Abständen tauchen darin epochemachende Auktionen auf, die ein besonderes Studium und besonderen Aufwand erfordern. Die wichtigsten dieser Einzelfälle sind die Auktion der umfassenden Sammlung eines Hamburgers, des Herrn Johannes Paul, 1882, für die der Staat eine besondere Bewilligung gewährte und die dem Museum wertvolle Bereicherungen an Majoliken und mittelalterlichen Schmelzarbeiten lieferte. Für die Versteigerung der Sammlung Spitzer in Paris 1893 waren dem Museum so reichliche Mittel von Freunden der Anstalt zugeflossen, daß der Direktor die einen ganzen Sommer lang dauernde Versteigerung mitzumachen hatte und als Gewinn u. a. einige ihrer schönsten Elfenbeinskulpturen und die wertvollsten ihrer wissenschaftlichen und nautischen Instrumente für seine Sammlung davontrug. Der Bericht über den Gang und das Ergebnis der Versteigerung ist ein klassisches Zeugnis von der Umsicht und eindringlichen unermüdlichen Beobachtungskraft Brinckmanns.

Das letzte Jahr des alten Jahrhunderts brachte bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung eine wesentliche Neuerung; es wurde zum erstenmal mit großen Mitteln eine Sammlung von neuzeitlichen Werken der dekorativen und zum Teil auch der hohen Kunst für das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe erworben und in einem besonderen Saale ausgestellt. Rechenschaft darüber gibt eine kleine Schrift, die bei der Eröffnung verteilt wurde. Übrigens muß bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß Brinckmann von jeher bereit war, moderne Werke der schmückenden Kunst zu erwerben, so wie sie neue Schönheit boten, die nicht in irgend einer Enkelverwandtschaft alter oder ferner Kunst stand. So hat er schon zu Anfang der achtziger Jahre die Bilderbücher von Walter Crane erworben unter dem Hinweis auf die neuen dekorativen Gedanken, die sie in Möbeln, Gerät und Wandschmuck enthalten. Und als die Kopenhagener in Anlehnung an ihre große lebende Kunst neue Porzellane schufen, war Brinckmann einer der ersten, die das beste als museumswürdig ansahen und einordneten.

* * *

Das Museum zu schaffen, das der jugendliche Verfasser des ohne Wiederhall gebliebenen Aufrufs von 1866 geträumt hatte, ist ihm beschieden gewesen, und es steht nun in der Wirklichkeit reicher und schöner da, als er es sich damals, es sind nun bald vierzig Jahre, ausmalen konnte. Was enthält so mächtige Triebkraft, wie der Traum einer starken jungen Seele? Und kann ein großes Werk überhaupt entstehen, ohne daß sein Schöpfer träumend Idee und Vorsatz in sein Wesen aufgesogen hat? Die Idee muß ihn ihm leben und kreisen wie sein Blut, das alles treibt und speist, ohne daß er die Bewegung und nährende Allgegenwart empfindet.

Vor unseren Augen ist das Museum zu stolzer Höhe und Breite emporgeschossen, ehe wir uns des versehen haben, denn die Wurzelarbeit im Erdboden ist unserer Beobachtung unzugänglich, und das sachte und stetige Wachstum der Äste und Zweige wahrzunehmen, sind unsere Sinne zu stumpf. Nur von Zeit zu Zeit konnten wir nachmessen, daß die Triebe nach oben und nach allen Seiten ein mächtiges Stück weiter gewachsen waren.

Stets und allerorten erinnert Brinckmanns Museum an einen lebendigen Organismus, es scheint geworden, nicht gemacht. Man würde sich dabei beruhigen, wenn es hieße, sein Urheber habe nicht nur das Ganze, sondern jedes einzelne Stück geschaffen, denn er könnte jedes einzelne Stück nicht besser lieben, hätte er es selber hervorgebracht. Und hat er es nicht wirklich noch einmal geschaffen, da er es würdig hielt, in seine Sammlung zu kommen?

Wer durch die Säle wandelt, fühlt von Wand zu Wand, von Schrank zu Schrank, daß alle die köstlichen Dinge, die da schimmern und glänzen, leuchten und strahlen, einzeln geliebt werden, daß für jedes einzelne in Liebe gesorgt wird, damit es sein Licht hat, seinen Raum, seinen Platz, an dem es dem Auge am wohlsten tut, Nachbarn, mit denen es in freundlichem Einklang lebt. Und wenn es, wie die einzelnen Teile eines Kaffee- oder Theegeschirrs, eine Familie bildet, deren Wesen erst deutlich wird, wenn alle Glieder vereint sind, so sind sie ungetrennt geblieben und geben zusammen den Eindruck der besonderen Art von Monumentalität, mit der ein Geschirr auf dem Tisch wirkt. Die Liebe, aus der die Sammlung geschaffen und in der sie lebt, strömt sie wieder aus. So ist sie sehr viel mehr als die Summe der einzelnen Kunstwerke, aus denen sie sich zusammensetzt.

Dieser Charakter der Sammlung erscheint so stark, daß er nie wieder verwischt werden kann, auch wenn einmal in Zukunft andere Hände die Schrankschlüssel umdrehen. Denn jeder, der in diese Sammlung einzieht, wird in den Bann ihres Schöpfers geraten, und die Kraft seiner Liebe und seines Willens wird in ihr fortwirken und bei jeder einzelnen Vermehrung noch in fernen Zeiten mitraten und mitwählen. Ursprung bleibt für alle Entwicklung mitbestimmend. Es gibt nicht viele Sammlungen von so adliger Rasse, wie das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe.

Mit jedem Menschenalter wird es ein kostbarerer Besitz werden, auch wenn es stehen bliebe, wo es jetzt angelangt ist, denn jedes neue Geschlecht wird es tiefer verstehen und inniger lieben lernen. Was es heute wenigen bedeutet, wird es einst vielen sein.

In dieser Eigenart wird es zu den wenigen neugegründeten Sammlungen des 19. Jahrhunderts gehören, in denen der Fachmann nicht nur die einzelnen Kunstwerke, sondern auch die Entstehungsart zu studieren hat. Und nicht nur der Fachmann wird sich mit den eigenartigen Mitteln und Wegen ihres Schöpfers auseinanderzusetzen haben. Jede Regierung, der die Fürsorge für öffentliche Sammlungen anvertraut ist, wird sich zu fragen haben, wie weit sie durch ihr Tun oder Lassen hemmt oder fördert, daß die unter ihrer Obhut stehenden Anstalten entwickelt werden können, wie die seltene Gattung, zu der Brinckmanns Museum gehört.

Wer solch ein Werk hinterläßt, bleibt im Andenken wie ein großer Künstler, dessen Gemälde oder Bildwerke sein Volk als nationales Gut in Freude und Dankbarkeit aufbewahrt.

* * *

Als ein Gefäß aller bis dahin gesammelten Erfahrungen und des umfassendsten Fachwissens erschien 1894 der „Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, zugleich ein Handbuch für die Geschichte des Kunstgewerbes". Wenn man das Buch von Lexikonformat und achthundert Seiten, dessen Inhalt die Benutzung weitschichtiger, oft schwer zu beschaffender Literatur voraussetzt, in der Hand wiegt, fällt es nicht leicht, zu begreifen, wie sich ein Museumsdirektor, dessen Zeit durch die ausgedehnte Sammelarbeit und sonstige Amtstätigkeit, die keine Unterbrechung leidet, vollauf ausgefüllt scheint, eine solche Arbeit vornehmen und nebenbei durchführen konnte. Das Werk ist denn auch nicht von Anfang in diesem Umfange geplant gewesen, es sollte ein Führer werden, nur daß Brinckmann ihn so nützlich und brauchbar machen wollte, wie er es für nötig hielt. Und dabei ist er dann in die Arbeit hineingesunken, und aus dem Führer wurde das Handbuch, das den ersten Namen eines Führers nur noch zur Erinnerung an den ursprünglichen Plan behalten hat. Während man sonst vom Inhalt der Führer und auch der Handbücher nicht mehr erwartet als eine übersichtliche Zusammenfassung der allgemein bekannten Ergebnisse der Forschung, hat Brinckmann die ganze Erfahrung seines Lebens hineingearbeitet und dadurch ein Werk geschaffen, das in der ganzen Fachliteratur nicht seinesgleichen hat. Es bietet die anziehendste Einführung für den Laien, dem der Stoff noch ganz fremd ist, und zugleich ein Quellen- und Nachschlagewerk, das kein Fachmann entbehren kann.

Es ist keine Kompilation. Aus jedem Satz geht hervor, daß der Verfasser aus der Fülle eigener Erfahrung und unmittelbarer Teilnahme spricht, und die Sprache überrascht und erquickt den, der darauf zu achten gewöhnt ist, durch ihren überaus reichen und vielseitigen Wortschatz und die ganz ungemeine An-

schaulichkeit und Deutlichkeit der Beschreibungen. Auch darin hat das Werk eine neue Epoche mit heraufgeführt, und wiederum muß man bei der Betrachtung der neuen Darstellungsform an die Naturwissenschaft denken, der die Bemühung, ihrer scharfen Beobachtung mit dem Wort zu folgen, im Lauf der Jahrhunderte ein sprachliches Rüstzeug von sehr hohem und außerhalb der Fachkreise kaum richtig gewürdigten Wert geschaffen hat.

Für Hamburg fließt in diesem Werk eine Bildungsquelle, wie sie keine andere Stadt besitzt. Es ist das umfassendste Handbuch eines wichtigen Kunstgebietes und zieht als Beispiele nur Dinge heran, die jeder jeden Augenblick im öffentlichen Museum der Stadt im Original studieren kann. Man sollte erwarten, daß in Hamburg kein Haus ohne dieses Buch denkbar wäre und daß sich dem heranwachsenden Geschlecht das Ergebnis der Lebensarbeit seines Verfassers unbewußt mitteilte, denn das Buch besitzt alles, was nötig ist, einen gesunden Geist in der Entwicklungszeit mächtig anzuziehen. Und man malt sich freundliche Bilder aus, wie die Eltern sich mit den Kindern daraus auf den Besuch der Abteilung des Museums vorbereiten.

In der Einleitung hat Brinckmann Gelegenheit genommen, sich mit den Problemen des Museumswesens auseinanderzusetzen. Was er vorbringt, entstammt der Erfahrung eines Menschenalters.

Zunächst hält er seine letzte Abrechnung mit den Begriffen der Vorbildlichkeit und Mustergültigkeit im absoluten Sinne, in dem viele seiner Altersgenossen sie genommen hatten — er freilich nie. Das war 1894 noch etwas wie ein Wagstück, denn die so plötzlich eingetretene allgemeine Bekehrung zum „neuen Stil" dämmerte damals erst einigen Vorgedrungenen, und die Menge klammerte sich noch so ängstlich an die alten Vorbilder, und ihre Wortführer wiesen in der Überzeugung vom ausschließlichen Wert des Alten alles Neue mit soviel Hohn und Spott von sich, wie heute (teilweise sind es dieselben Individuen) jeder Gedanke an das Studium des Alten verfemt und alles Heil in der neuesten Mode gesucht wird. Um 1894 fielen Brinckmanns Ausführungen noch manchem hart ins Ohr. Nach seiner Art hielt er sich jedoch nur so lange mit der Kritik des Vergangenen auf, wie es für die Gegenwart noch in Betracht kam. Es drängte ihn vor allem, seine Anschauungen über die Entwicklung der Gewerbemuseen nicht als „Vorbildersammlungen", sondern in tieferer Auffassung, als Schatzkammern der „things of beauty", von denen der englische Dichter gesungen hat daß sie „a joy for ever" seien, kund zu geben.

„Soll die Bedeutung der kunstgewerblichen Museen", sagt er, „über die engen Grenzen einer technologischen oder ästhetischen Lehrmittelsammlung hinausgehoben werden, so werden diese Anstalten des kulturgeschichtlichen Untergrundes ferner nicht entraten können. Auf diesem allein sind sie sicher, auf die Dauer den gesunden Bildungstrieb der bei ihnen nicht berufsmäßig beteiligten Schichten des Volkes zu befriedigen und ihre höchste Aufgabe, auch den allgemeinen Volksgeschmack zu heben, ganz zu erfüllen.

„Wenn wir so den Inhalt der kunstgewerblichen Museen vom Standpunkt der Kulturgeschichte aus betrachten, ergibt sich alsbald, daß die allgemein übliche und auch in dem Hamburgischen Museum befolgte Art ihrer Aufstellung nach technologischen Gruppen mit stilgeschichtlichen Unterabteilungen auf die Dauer nicht haltbar sein wird. Die bisherige Anordnung mag im Hinblick auf die zunächst gesuchte und seither gefundene technische Belehrung während der Kinderjahre der Museen die zutreffendste gewesen sein. Auf einer anderen Stufe angelangt, werden sie ihre Altertümer zu Gruppen höherer Ordnung vereinigen . . . Man wird . . . sagen wir es gerade heraus, für die Kunstgewerbemuseen auf eine Anordnung sich besinnen, wie sie für die ethnographischen Museen längst als die einzig richtige erkannt ist.

„Die neue Anordnung wird beispielsweise eine andere Stelle den italienischen Majoliken anweisen. Sie wird uns diese als nur einen Strahl aus der Sonne zeigen, welche das gesamte Leben der italienischen Hochrenaissance durchglühte und in den Bronzen, den Holzschnitzereien, den Geweben nicht minder glänzend aufleuchtete. Sie wird die Fayencen der Perser vereint aufgestellt mit ihren Glasuren, Metallarbeiten und Teppichen vorführen und uns dann in viel eindringlicherer Weise, als bei der bisherigen Zersplitterung des Stoffes möglich war, über ihr gemeinsames Wachstum aus dem Boden einer bestimmten Gesittung und eines altüberlieferten Geschmackes belehren."

Mit diesen Ausführungen, die ein Zukunftsprogramm aufstellen, zeigt sich Brinckmann in der theoretischen Erkenntnis der praktischen Betätigung weit voraus. Fast zehn Jahre sind seither verstrichen, und er hat noch nicht begonnen, sein Museum nach diesen Grundsätzen umzugestalten. Es ist gewiß nicht die Arbeit, die ihn schreckt. Er weiß, daß die Zeit für die Ausführung noch nicht gekommen ist, und wartet ab. So hat er stets dem Leben, das langsamere Schritte macht als die Erkenntnis, sein Recht gelassen und immer nur das Mögliche gewollt. Auch darin liegt eins der Geheimnisse seiner Erfolge. Freilich hat er oft genug als erreichbar und notwendig erkannt, was selbst manchem seiner Fachgenossen noch zweifelhaft erschien.

Im Jahre 1898 hat Brinckmann unter dem Titel: „Erreichtes und Erwünschtes" eine Denkschrift herausgegeben, die den Freunden des Museums und den Vertretern des Staates eine Übersicht über die noch vorhandenen Lücken der Sammlung ermöglichen und etwas wie einen Wegweiser für die künftige Ausbildung der Sammlungen abgeben soll.

* * *

Brinckmann hat seiner Anstalt im Laufe der Jahre in Hamburg eine ganze Reihe guter Freunde zu erwerben gewußt, die ihm mit ihren Mitteln helfen, wo der Staatszuschuß nicht ausreicht. Wer deutsche Verhältnisse kennen gelernt hat, wird die Gesamtleistung dieser Freunde des Museums — ihre Zahl ist nicht sehr groß — mit gebührender Achtung schätzen. Wer aber von Amerika und England

kommt oder auch nur aus dem heutigen Berlin, wo die Stifter aus einem Gefühl, daß Reichtum verpflichtet, den Museen ungeheure Mittel zur Verfügung stellen und gar nicht warten, bis sie gebeten werden, sondern von selber kommen, wird allerdings nicht ohne Erstaunen vernehmen, daß ein Mann von der europäischen Autorität Brinckmanns und ein Wähler höchsten Ranges an freiwilligen Gaben warmer Hand in fünfundzwanzig Jahren nur ungefähr 200 000 Mark und an Vermächtnissen nur rund 80 000 Mark für sein Museum zur Verfügung bekommen hat. Und die Beschaffung jener vergleichsweise so geringen Summe von durchschnittlich achttausend Mark im Jahre hat ihm obendrein unverhältnismäßig viel Arbeit gekostet, denn sie ist durchweg in mäßigen und selbst kleinen Beträgen eingegangen, und viele Beiträge haben ihm einen Besuch, einen Brief — einzelne auch viele Besuche und Briefe gekostet. Die Zahl der Briefe, die er zu diesem Zweck im Laufe der Jahre geschrieben hat, läßt sich gar nicht abschätzen.

* * *

Alle die Arbeit und die tiefen Studien, die die Ausbildung der Sammlungen und die Beschaffung der Mittel erforderten, haben Brinckmanns Arbeitskraft nicht erschöpft.

Er hat daneben regelmäßig Vorlesungen und Übungen abgehalten, die in manchen Jahren schon die Lehrtätigkeit eines Professors an einer Hochschule ausfüllen könnten, er hat eine Reihe von Büchern veröffentlicht und zu anderen das Material gesammelt, hat Vereine gegründet und geleitet, hat als Juror auf den Weltausstellungen in Antwerpen 1885 und in Paris 1900 gewirkt, hat selber beständig Ausstellungen in seinem Museum im Gange, über die er die hamburgischen Tagesblätter mit ausführlichen Nachrichten versieht, hat 1889 die große Hamburgische Industrie-Ausstellung vorbereitet und mit glänzendem Geschick und einer nicht zu ermüdenden Arbeitsfrische geleitet, hat zeitweilig den Vorsitzenden des gewerblichen Schiedsgerichts vertreten, war viele Jahre im Vorstand der Gewerbeschule für Mädchen und, von der Bürgerschaft dreimal gewählt, Mitglied der Oberschulbehörde, hat als Mitglied des photographischen, des künstlerischen und des gewerblichen Sachverständigenvereins und als Mitglied der Beratungsbehörde für das Zollwesen und vieler vorübergehend tätiger Denkmals- und Vereinskommissionen gewirkt, und hat bei alledem jedem, der ihn in seinem Museum aufsuchte, mit fast unbegreiflicher, grenzenloser Willigkeit und Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestanden.

Daß er selbst, der, den Kopf voll reifender und keimender Pläne, nur auf den Weg vor seinen Augen und nie zurückblickt — dazu hat er weder Neigung noch Zeit — einmal Rückschau halte und sich in der Genugtuung über das Erreichte zu neuen Taten stärke, daß seine Freunde und weitere Kreise in Hamburg Gelegenheit nehmen, zu überschauen, was im Lauf der Jahre zuwege gebracht ist, dafür bietet das Jubelfest des Museums für Kunst und Gewerbe einen willkommenen Anlaß.

Es wird nicht nur in Hamburg begangen, denn Brinckmanns Wirkſamkeit hat ſich weit über die Grenzen Hamburgs, ja des Reichs, hinaus erſtreckt.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Beſtehens ſeines Muſeums haben ſich Freunde und Schüler Brinckmanns, dreiundvierzig an der Zahl, zuſammengetan, die Sammlungen, aus denen es ſich zuſammenſetzt, in großen Umriſſen darzuſtellen, und der hamburgiſche Staat hat die Mittel zur Herſtellung und Drucklegung der Arbeit gewährt. Sie iſt nicht als ein Prachtwerk geplant, das auch durch äußere Monumentalität wirken ſoll und deshalb ſo koſtſpielig wird, daß es über die Fachbibliotheken und die Häuſer einiger weniger Liebhaber nicht hinausdringen kann, ſondern als eine Art Führer durch Brinckmanns Lebenswerk. Das Buch ſoll mehr ſein als ein Glückwunſch am Tage der Feier, mehr als ein Denkmal der Freundſchaft und Verehrung ſeiner Verfaſſer. Es ſoll den Beſuchern des Hamburgiſchen Muſeums für Kunſt und Gewerbe vermitteln, was ſein Direktor ihnen nicht ſelber ſagen kann: das Urteil der Fachmänner über die Bedeutung ſeines Wirkens und den Wert der Sammlungen und ſoll ihnen dadurch den Zugang zu dem koſtbaren Erbauungs- und Bildungsſtoff erleichtern, der nun für viele Geſchlechter bereit ſteht, und es ſoll zugleich ein Bild von der Art des Mannes vermitteln, ohne deſſen Begabung und leidenſchaftliche Hingabe Hamburg und Deutſchland dieſen Schatz nicht beſäßen.

Die Kunſt iſt und bleibt für die Kritik Leben im Leben, Kunſtwerk und Künſtler ſind für ſie lebende Organismen, die nicht in ihre Beſtandteile aufzulöſen, ſondern trotz ſorgfältiger Einzeluntersuchung ſtets als Ganzes aufzufaſſen, als Ganzes für die Anſchauung nachzuſchaffen ſind. Das im engern Sinn hiſtoriſche dient der Kritik nur zur Erkenntnis, zur Vergleichung, iſt aber nicht als Forſchung Endziel; geſchichtliche Entwicklung und geiſtige Bewegung ſpiegeln ſich in der Kunſt, aber dieſe bleibt etwas ganz Selbſtändiges, Dauerndes, weil Konkretes und Organiſches, nicht durch den menſchlichen Geiſt „Abgezogenes“.

Aus: Kritiker und Kritikaſter. *Pro domo et pro arte.* Von Adolf Bartels. Leipzig 1903. Eduard Avenarius.

Sonnen verſtäuben im Weltenraum;
Völker und Götter
Wie fallende Blätter
Sinkend verwehend vom Schöpfungsbaum,
Aber in Ewigkeit ſtrahlend erneut,
Wandelt die leuchtende Welle, das Heut,
Blühet die lachende Sonnenſtunde:
Atmender Hauch aus Allvaters Munde,
Blitzender Tropfen, ſpiegelnd die Welt,
Der von den ſchöpfenden Eimern fällt.

Aus: Auf Pfaden des Glücks. Lebensſprüche von Julius Lohmeyer. Verlag von Georg Wigand-Leipzig.

Unsere koloniale Arbeit.

Von

Dr. Alfred Funke.

Der 24. April 1884 wird für das Deutsche Reich ein nationaler Gedenktag werden, wenn es erst die ihm gebührende Weltstellung gefestigt und ausgebaut haben wird, denn mit dem Bismarcktelegramm an unseren Vertreter in Kapstadt und der Gewährung des Reichsschutzes an die Lüderitzsche Erwerbung betrat Deutschland wieder den Schauplatz der überseeischen Politik, von dem es seit den Tagen der Fugger und Welser und dem Niederholen des kurbrandenburgischen Adlers in Friedrichsburg verschwunden war. Des Reiches erster Kanzler hat nicht gern den ersten Schritt auf diesem Wege getan, und der Erwerb in Südwestafrika erweckte zunächst wenig Begeisterung, viel mehr Neugierde, Überraschung und Spöttelei. Und doch bedeutet dieser Eintritt des Reiches in die Reihe der europäischen Kolonialmächte eine Kraftprobe auf seine nationale Stärke und Entschlossenheit, seine innere Festigkeit, den Wagemut und den Unternehmungsgeist seines Volkes. An letzterem hat es seit den Tagen Martin Behaims und Ambrosius Ehingers nie gefehlt, und die Zähigkeit, mit welcher Regierung und Volk trotz aller Anfeindungen und Mißerfolge an der Kolonialarbeit festhält, ist ein bedeutsames Zeichen für die Erstarkung unseres nationalen Einheitsgedankens und unserer Volkskraft. Denn nur ein starkes, in sich gefestigtes Volk darf über die Grenzen seines heimischen Erdteiles hinausgehen. Mit seiner europäischen Stellung und Stärke, seiner Ordnung und Wohlfahrt im eigenen Lande steht und fällt sein Ansehen und Besitz über See. Es ist kein Zufall, daß Spanien aufgehört hat, eine koloniale Macht zu sein.

Der Zeitraum der Eroberungen, der Blutsbrüderschaften mit den Häuptlingen Afrikas, der großen Expeditionen quer durch den dunklen Erdteil liegt hinter uns, gleicherweise die glückliche Lust am Fabulieren, die in Deutsch-Ostafrika ein zweites Indien schuf. Freilich in den Tagen Buschiris und Bana Heris haben wir eine verkleinerte Ausgabe der indischen Unruhen erleben dürfen, und auch die dunklen Krieger an der Kamerunbucht und die verwegenen Scharen Hendrik Witbooi haben uns weidlich schwitzen gemacht. China aber sah zum ersten Male das reisige Deutschland auf großer Kriegsfahrt.

Heute ist der Landfriede in den Schutzgebieten hergestellt, nur im Bismarckarchipel und in Kamerun haben die deutschen Gewehre das letzte Wort sprechen müssen. In der Gruppe der Südsee wurden die Eingeborenen darüber belehrt, daß man nicht ungestraft Trepangfischer einer deutschen Firma abschlachten darf, auch die Angriffe auf die Expedition Menke fanden ihren Lohn, und mit gebührendem Nachdruck ahndete das Reich den heimtückischen Mord, dem Weib und Kind eines deutschen Pflanzers auf der Gazellenhalbinsel zum Opfer gefallen waren. In Kamerun versuchten es die Semikores und Bule, die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, Hauptmann Cramer von Clausbruch brachte den Lamido von Ngaundere zur Ruhe und schlug Siberu, den von den Engländern vertriebenen Emir von Yola, der seinen Zorn an den Deutschen auszulassen gedachte. Im Januar 1902 traf Oberleutnant Dominik in Garua ein und brach die Macht des Lamido von Marrua, des letzten Fullah-Sultanats, welches sich gegen die deutsche Herrschaft sträubte.

Oberstleutnant Pavel, Kommandeur der Schutztruppe, hatte einen Strafzug gegen die Bangwa, Bafut und Bandeng zu vollziehen, drang nach Banyo vor, wo der Oberleutnant Nolte bei der Verhaftung des Lamido Jerima Isah meuchlings erstochen war, und gelangte als erster deutscher Truppenführer an den Tschadsee. Über Garua, wo Dominik stand, und nach wiederholten Gefechten in den Ngollo- und Lebeleba-Bergen stieß Pavel in Dikoa auf eine französische Besatzung, die den deutschen Platz bereitwilligst räumte. Am 3. Mai 1902 lag der Tschad, von dem so viel gefabelt worden ist, vor den Augen der deutschen Truppe. Heute geht in unserem Machtbereich am Meere des Sudan alles friedlich zu, während im Westen und Osten unsere Nachbarn sich mit allerlei feindseligem Volk zu schlagen haben. Die Franzosen haben Senegalschützen vom Ubangi heranziehen müssen, denn sie wissen aus den Tagen der Expeditionen Foureau-Lamy und Joalland, daß der Boden am Tschadsee ein heißer ist, der nicht allein nach Wasser, sondern auch nach Blut lechzt. Auch Sir Frederick Lugard ruft nach neuen Kompagnien der Frontier Force, nachdem eben erst das stark befestigte Kano aufgehört hat, eine trutzige Feste gegen Englands Allmacht in Nordnigeria zu sein. Damit ist der Anfang gemacht zur Niederwerfung der Fulbe, die seit hundert Jahren sich fast den ganzen Westsudan untertan gemacht hatten.

Blutig ist unsere Kolonialarbeit also in der letzten Zeit nicht gewesen, der Soldat kam nicht auf seine Kosten, wohl aber der Diplomat. Das Feilschen um Land und Leute, das Streiten um Grenze und Mark trägt in Afrika den schönen Namen Grenzregulierung, bei der wir es bald mit Frankreich, bald mit Belgien, immer aber mit England zu tun haben. Am Nordufer des Tanganika-Sees, am Rusisi-Fluß und Kivusee, bei der Aufteilung der neutralen Zone an unserer Togogrenze waren die Geographen und Landmesser tätig, auch im Gelände des Oranje-Fluß bis nach Gobabis wirkte die deutsch-englische Grenzkommission, und mit Frankreich setzten wir uns an der Kongogrenze reinlich

auseinander. Bei diesen Arbeiten gewann vor allem die geographische Wissenschaft. Merkwürdigerweise wurde die Vermessung des deutschen Teiles des Viktoria-Nyanza dem englischen Kommandanten Whitehouse übertragen, der den englischen Teil des Sees vermessen und aufgezeichnet hat. Das mag praktisch sein und Kosten sparen, aber die Regierung hätte diesen Schritt vermeiden können, sintemalen wir selbst die Arbeit der Vermessung der deutschen Küste leisten konnten. Jetzt muß sie sich den Vorwurf aus Geographenkreisen gefallen lassen, der von einem bedauerlichen Mangel an Selbstbewußtsein unserer Behörde spricht. Auch in Kleinigkeiten soll eine Regierung das nationale Gefühl des Volkes schonen, zumal die Vertreter unserer Wissenschaft auch in neuester Zeit vollgültige Beweise ihres Mutes und ihrer Opferwilligkeit gebracht haben. Die Arbeiten des Dr. Kandt am Kivu-See, die Expedition Schlechters ins Bismarckgebirge, die Huon-Golf-Expedition, der Vorstoß den Franziskafluß aufwärts nach dem Quellgebiet des Morkham auf Neu-Guinea sind deutsche Taten. Leichter war die Fahrt, auf der in den Westkarolinen, auf Sonsol, Pul, Merir, Tobi und dem Helen-Riff die deutsche Flagge gehißt wurde.

Die friedlichen Hoheitspflichten des Reiches waren damit aber nicht erschöpft. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche bis vor kurzem noch in unserem Schutzgebiet am indischen Ozean kraft alter Privilegien Hoheits- und Münzrechte besaß, fand des Reiches Kanzler mit einem stattlichen Beutel Rupien ab, wir sind somit Herr in unserem ostafrikanischen Hause geworden und haben die letzte Hypothek darauf abgetragen.

Unsere Herrenrechte in den Schutzgebieten sind aber mit mancherlei ernsten fast unüberwindlich erscheinenden Pflichten verbunden. Besonders die Gesundheitsverhältnisse in den Schutzgebieten bereiten unseren Ärzten fortwährend schwere Sorgen. Malaria und Schwarzwasserfieber fordern Jahr um Jahr ihre Opfer, Pocken und Aussatz ziehen noch als Schergen des Todes durch die Tropenländer, die Pest stand drohend vor den Pforten Samoas, Ostafrikas und Neu-Guineas, und auch der Typhus ist über Sansibar aus Indien an die Küste von Dar-es-Salam geschleppt worden. Wir müssen uns zwar damit trösten, daß es unseren Nachbarn nicht besser geht, besonders von der Elfenbein- und Goldküste, auch aus Senegal kommen Klagen über den „Yellow Jack", die Geißel der Guineaküste. Aber wir stehen den Plagen unserer Gebiete nicht resigniert gegenüber, sondern gehen ihnen mit den Waffen der deutschen Forschung zu Leibe. Geheimrat Koch weilte im Februar in Dar-es-Salam, um den Streit mit der Malaria aufzunehmen, und mit dem Fortschreiten der Gesundheitsarbeiten in den Schutzgebieten ist sicherlich eine Verminderung der Gefahren für den Europäer zu erwarten, wenn dieser nicht selbst sein schlimmster Feind ist, der mit „sin and gin" gegen sich selbst wütet.

Deutschland hat also den heißesten Kampf gegen schleichende Mächte zu führen, die den Weißen aus Sumpf und Busch überfallen, in denen die Romantik unserer Jugend nur dem wilden Getier Schlupfwinkel anweist. Doch auch die

Löwenjäger und Leopardenschützen der Tertia brauchen einstweilen noch nicht zu befürchten, daß der letzte Löwensprung in die Seriba getan ist, denn noch im vergangenen Jahre wurden Schußprämien für 168 Löwen, 1172 Leoparden und 3 Panther in Ostafrika gezahlt, und die Zahl der den Raubtieren zum Opfer fallenden Menschen ist noch sehr beträchtlich. Wer also Nimrods Mut und eigne Silberlinge besitzt, der pachte nicht fürder eine armselige Hasenjagd, sondern fahre gen Ostafrika zu frohem Gejaide auf die großen Räuber der Steppe, denn der dort ansässige Europäer hat wenig Zeit zu Sport und Spiel, er steht in der heißen Tagesarbeit, um die Schätze des Bodens zu heben, und sein Tagewerk in der afrikanischen Sonne ist kein leichtes.

Alle Kolonisationsarbeit vom gelehrten Streit der Doktoren auf Deutschlands Lehrstühlen bis zum Aufsichtsdienst des jungen Administrators, der im Korkhut auf dem Kakaofelde steht, dreht sich um die großen Fragen der Eingeborenenkulturen, der Beschaffung einheimischer Arbeitskräfte und der Errichtung neuer Verkehrswege. Mit diesen Fragen hängt das Konzessionswesen zusammen, das in letzter Zeit maßlose, aber nicht unberechtigte Angriffe erfahren hat.

Die Ausbeutung von Kolonien macht überall mehrere Stufen der Entwicklung durch. Zunächst ist sie eine Art wirtschaftlicher Konquistadorenpolitik, wie sie in rohester Form bereits von den Guineafahrern portugiesischer, holländischer und französischer Flagge vor fünf Jahrhunderten getrieben wurde. Die Europäer suchten die vorhandenen Reichtümer einer Kolonie auszubeuten und abzubauen, einerlei ob es Gold, Sklaven, Elfenbein, Gewürze, Seide und Edelsteine waren, ohne dafür irgend eine Arbeit zu verrichten, welche dem angelaufenen Gebiete zunutze gekommen wäre. Gerade Westafrika hat unter dieser Politik der Ausbeutung gelitten, alle Europäer, welche an der Guineaküste landeten, haben die Habsucht der Eingeborenen durch den primitivsten Tauschhandel zu reizen gewußt, auf den Küstenmärkten lebende und tote Landesprodukte genommen, gekauft oder geraubt und den Eingeborenen nur den Fluch, nicht den Segen der Zivilisation gebracht. Erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts änderte sich das.

Erst wenn die natürlichen oder aufgestapelten Reichtümer einer Kolonie zusammengeschmolzen waren oder infolge des zu großen Angebotes auf den Märkten Europas aufhörten, große Preise zu erzielen, ging man daran, Kulturen einzuführen, regelrecht zu pflanzen und zu ernten, kurz, planmäßig zu arbeiten. Das aber ist der einzige Weg zu einer dauernden und würdigen Verbindung zwischen Kolonie und Mutterland. Zwischen diesen Perioden der kolonialwirtschaftlichen Politik kann sehr wohl ein Zeitraum großen Mangels liegen, welchen besonders die Kolonie hart empfindet.

Auch in den Reihen der deutschen Kolonialpolitiker und solcher, die es werden möchten, hat es nie an Leuten gefehlt, die nur dann den Wert einer Kolonie zugeben wollen, wenn Schiffsladungen von Elfenbein und Kautschuk, Lasten von Gold und Edelsteinen, Straußenfedern, Kaffee und kostbaren Gewürzen

mühelos zu holen sind. Man weist dann auf Indien und seine Schätze lüstern hin, spricht von den unerschöpflichen Rubinfeldern Burmas und Ceylons, den Diamantminen Afrikas, den Golddistrikten Australiens und fragt spöttisch: Wo ist das alles in den deutschen Schutzgebieten? — Höchstens die Ausfuhr an Kautschuk und Elfenbein lassen diese Pizarros der Bierbank noch gelten, betrachten aber sonst die Kolonialpolitik als schlechtes Geschäft und kostspielige Liebhaberei, die mit des Steuerzahlers Geld getrieben wird. Eins aber verschweigen sie oder wollen sie nicht wissen: Die ungeheuren Opfer an Geld und Menschen, welche gerade Holland und England, die Muster-Kolonialmächte von deutschen Publikums Gnaden, gebracht haben und bringen müssen, um ihren Kolonialbesitz zu behalten und auszunützen. Dieser Mangel an politischer Einsicht, der dem Durchschnittsdeutschen unserer Tage noch anhaftet, stammt zum großen Teile aus der tiefeingewurzelten Meinung, daß die Entwicklung des Reiches mit dem Frankfurter Frieden nach außen ihren Abschluß gefunden habe. Die Generation, welche in der Kaiserproklamation zu Versailles die Erfüllung ihrer Jugendträume sah, konnte füglich kaum weiter und kühner hoffen, selbst das heutige Geschlecht steht noch zu arg im Banne des Frankfurter Friedens, um sich von der großdeutschen Bewegung, die in Flotten- und Kolonialpolitik ihre Brennpunkte findet, mitreißen zu lassen, wie sie es sollte, sie begleitet unsere Handels- und Kriegsflagge, unseren Kaufmann und Forscher, unseren Offizier und Beamten nur mit der Ängstlichkeit hinaus in die Ferne, welche der Laie gemeiniglich bei einer physikalischen Entdeckung zu verraten pflegt. Erst unserer Jugend und kommenden Geschlechtern wird es vorbehalten sein, mit dem großen, weitgehenden Blick zu arbeiten, der für die koloniale Arbeit nötig ist, denn sie ist ein Säen auf Hoffnung, ein Pflanzen von Eichen, die langsam wachsen und erst nach Menschenaltern Stämme geben.

Auch in unseren Schutzgebieten fehlt es gewiß nicht an Schätzen, aber sie wollen gehoben sein. Dazu gehört aber zweierlei: Kapital und Arbeit. Denn das Raubsystem, das bei der Gewinnung von Kautschuk und Elfenbein angewandt wurde und nur zu Verwüstungen der Wälder und Vernichtung der Elefantenherden Afrikas führte, das sinnlose Aufräumen mit solchem natürlichen Reichtum eines Gebietes paßt nicht für ein Land, das unter deutschem Schutz steht. Eine solches Raubsystem und seine Ausfuhrverwertung ist höchstens einer brutalen Araberwirtschaft oder des belgischen Kongoregiments würdig, das heute am Pranger Europas steht. Abgesehen von der Brutalität, welche fast stets mit solcher Beutepolitik verbunden ist, verbietet es die einfachste wirtschaftliche Einsicht, auf solcher unsicheren Grundlage die Zukunft einer Kolonie gründen zu wollen.

Der Niedergang der Elfenbeinausfuhr aus unseren Schutzgebieten ist darum gar nicht so arg zu bedauern. Vordem war es unser Ostafrika, über dessen Häfen zahlreiche Zähne der erlegten Dickhäuter aus Uganda und vom Kongostaat ausgeführt wurden. Die Vollendung der Ugandabahn und die Ausfuhr über Matadi

und Boma haben die Elfenbeintransporte vermindert, aber auch die Tatsache trug dazu bei, daß mit dem Bestand der Elefanten in rücksichtsloser Weise aufgeräumt wurde, so daß heute nur von strengeren Jagdschutzbestimmungen eine Vermehrung der Elefanten erhofft wird.

Die heutige deutsche Kolonialarbeit hat die Jagdpfade längst verlassen, sie hat sich daran gemacht, Eingeborenenkulturen anzulegen oder zu erweitern, dazu mit eingeborenen Arbeitskräften unter Leitung europäischer Angestellter Feld- und Plantagenwirtschaft, auch Versuche auf dem Gebiete der Viehzucht zu beginnen.

Den Wert der Eingeborenenkulturen unter europäischer Leitung hat besonders Frankreich erfahren. In den Jahren, in welchen die furchtbare Kautschukkrisis infolge der Überschwemmung der Märkte mit dem Rohstoffe die wirtschaftliche Lebensfähigkeit des französischen Guinea bedrohte, verstanden es die französischen Beamten, ihre farbigen Untertanen zu einer Erweiterung ihrer Pflanzungen zu bewegen, verteilten neue Sämereien und Pflanzen, schufen damit in kurzer Zeit neue Kulturen und neue Ausfuhr, und überwanden so die schlimmste Zeit der Krisis ohne dauernde Schäden für die Kolonie. Besonders die Ausfuhr an Erdnüssen, welche heute über Marseille geht und selbst auf den Tisch des deutschen Bauers das „Olivenöl" liefert, hat geradezu neubelebend auf die französische Kolonie gewirkt.

Eine solche Förderung der Landeskulturen bedingt natürlich Vorarbeiten und Versuche, deren Erfolge erst einen bestimmten Weg für eine Kolonie zeigen müssen. Die unvermeidliche Zubuße an Zeit und Geld bei solchen Versuchen, das unumgängliche Lehrgeld, welches dabei gezahlt wird, entmutigt leider unser heimisches Kapital oft und zu unrechter Zeit. Die Unternehmer haben zudem die allgemein menschliche Schwäche, die Verantwortung für eigene Fehler in der Anlage und den Betrieb von Pflanzungen abzulehnen und den örtlichen Verhältnissen des Schutzgebietes zur Last zu legen. Solche Klagen finden natürlich tausendfachen Wiederhall. Günstige und große Erfolge werden indes fast totgeschwiegen. So ist darauf zu wetten, daß der Niedergang unserer Usambara-Kaffeeernte weit bekannt ist, dagegen der große Erfolg der Schantung-Kohlenminen und ihre ungeheure Bedeutung für Schiffahrt und Handel an der Ostküste Asiens dem Veilchen gleicht. Um die unüberlegte Beteiligung bei kolonialen Neuanlagen industrieller oder landwirtschaftlicher Natur zu verhindern, hat man in letzter Zeit die Gründung einer Kolonialbank vorgeschlagen, welche in erster Linie der unentgeltlichen Begutachtung und allfälligen Unterstützung von Unternehmungen in den Schutzgebieten unter möglichster Vermeidung eigener Beteiligung dienen soll.

Die Kulturen haben in den einzelnen Schutzgebieten eine ganz bestimmte Richtung. Kamerun hat sich überwiegend dem Kakaobaum zugewandt, nachdem anfangs der Kaffee und Tabak eine größere Zukunft dort zu haben schienen. Allein im letzten Jahre hat sich die Ausfuhr von Kakao von 261 000 Kilogramm im Werte von 334 000 Mark auf 528 000 Kilogramm im Werte von 565 000 Mark

gehoben. Auch Togo ist auf dem Wege, den Kakaobau zur Volkskultur zu machen. Die in den benachbarten Gebieten der Goldküstenkolonie gemachten Erfahrungen und Erfolge berechtigen auch für Togo zu den besten Hoffnungen. Anbaufähiges Gelände ist in dem Misahöhe- und Atakpamebezirk hinreichend vorhanden. Die Eingeborenen haben bereits nach dem Vorbild ihrer englischen Nachbarn aus eigenem Antriebe mit dem Anbau von Kakao begonnen, welcher zum Teil vorzüglich gedeiht. Mit dem Kamerunkakao tritt das gleiche Erzeugnis Samoas in Wettbewerb. Der in Samoa gezogene Kakao stammt zum überwiegenden Teil aus Ceylon und ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Neuerdings wendet sich der Plantagenbau, der sich bisher meist in der Nähe von Apia hielt, auch dem Süden Upolus zu, und hier ist es besonders die Safata-Samoa-Gesellschaft, welche auf einem Gelände ihre Arbeit aufgenommen hat, das nach dem Urteile des Geheimrats Wohltmann, der soeben von einer Studienreise nach Samoa zurückgekehrt ist, besonders geeignet für den Kakaobau ist.

Der Kaffeebau hat nicht die Ausdehnung gefunden, die man anfangs für ihn erhoffte. In Ostafrika haben die älteren Pflanzungen, meist im Bezirk Tanga gelegen, von weiteren Ausdehnungen ihrer Kaffeefelder Abstand genommen. Dagegen arbeiten die jüngeren Kaffeebetriebe in Westusambara, Bezirk Wilhelmsthal, rüstig weiter. Die Ausfuhr ist von 330 000 auf 417 000 Pfund gestiegen. Schwer zu leiden hatten die Pflanzungen unter den Krankheiten der Pflanzen, abgesehen von der schlechten Lage des Kaffeehandels auf dem Weltmarkt überhaupt, die den größten Kaffeepflanzer der Welt, Brasilien, an den Rand des wirtschaftlichen Untergangs brachte.

Zu den größten Hoffnungen berechtigen dagegen die Kokospalmen-Plantagen in Ostafrika, wie überhaupt dieser Zweig der Tropenwirtschaft in allen Schutzgebieten, mit Ausnahme Südwestafrikas, aufs eifrigste gefördert wird. Unsere Südsee-Eilande haben von jeher die Kopra als Haupthandelsartikel ausgeführt und werden auch ferner darauf angewiesen sein, denn die Ausbeutung der Trepang-, Schildpatt- und Perl-Fischerei wurde zu einem unverständigen Raubsystem, besonders auf den Riffen um Jap in den letzten Jahren spanischer Herrschaft, und kann zu keiner Grundlage eines gesunden wirtschaftlichen Gedeihens werden. Gegenwärtig ist es die Hamilton Pearling Company, welche noch mit zwölf großen Baggern diese Fischerei in unseren Gewässern mit Erfolg betreibt.

Palmkerne und Palmöl in Kamerun und Togo, Faserpflanzen in Ostafrika sind bedeutende Kulturergebnisse, welche bestimmt sind, andere Ausfälle zu ersetzen. Besonders günstig stellen sich die Bedingungen in Ostafrika auch für Zuckergewinnung. Die Anlagen am Rufiji, besonders aber im Panganital, sind im Wachsen und haben trotz mancher Fehler bei der Anlage der Zuckerfabrik Pangani schon in der ersten Kampagne namhafte Überschüsse ergeben. Leider kämpft die Panganigesellschaft noch immer mit den Schwierigkeiten, welche ihr für die Rohrlieferung seitens der Eingeborenen hauptsächlich aus der Abhängigkeit der farbigen Zuckerrohrpflanzer von den wucherischen Indern erwachsen.

Alle Kulturen treten aber in allerletzter Zeit an Wichtigkeit vor dem Anbau von Baumwolle zurück. Togo, wo das Kolonialwirtschaftliche Komitee die ersten Versuche mit großem Erfolge beendigte, ist heute unser verheißungsreichstes Baumwollgebiet, Ostafrika, wo die Baumwolle überall vorkommt, wird folgen, eingesandte Proben aus dem Bezirke Okahandja zeigen, daß auch in Südwestafrika der Baumwollbau eine Zukunft haben kann. Sachverständige sind zum Studium der großen nordamerikanischen Baumwollplantagen nach dem Süden der Union gesandt, farbige Alabamapflanzer wurden für Togo verpflichtet, um den Eingeborenen als Lehrmeister zu dienen, die Wörmannlinie hat sich erboten, die Baumwollernte der beiden kommenden Jahre frachtfrei nach Deutschland zu befördern, die eingesandten Proben haben von Fachleuten die günstigste Beurteilung gefunden — kurz, die Baumwollpflanzung scheint berufen zu sein, die weitgehendste Aufmerksamkeit unserer kolonialen Kreise auf sich zu lenken.

Diese Erscheinung ist aber nicht etwa eine koloniale Laune, sondern sie ist der Ausdruck einer Sorge, welche seit Jahren auf unserer Baumwollindustrie lastet. Wir sind, wie alle europäischen Länder mit Ausnahme Rußlands, das mit seiner Turkestanernte rechnen darf, noch auf absehbare Zeit von der Rohbaumwollausfuhr Nordamerikas abhängig. Die Politik der Trustbildung in den Vereinigten Staaten aber, die ausgesprochene Absicht, gerade den deutschen Wettbewerb auf dem Westkontinent lahmzulegen, läßt die Voraussagungen nicht unwahrscheinlich erscheinen, welche behaupten, daß dem Stahl- und Schiffahrtstrust auch in absehbarer Zeit der Baumwolltrust folgen werde. Es ist daher nur eine verständige Maßnahme der Europäer, wenn sie heute mit allem Nachdruck die Gebiete mit Baumwolle zu bestellen anfangen, welche die nötigen klimatischen Bedingungen und Bodenbeschaffenheit bieten, um sich unabhängig von Nordamerikas gutem Willen zu machen. England tut dies in Egypten nach Vollendung des großen Assuanstauwerks, in Nigeria und Sierra Leone, Frankreich in Senegal, Sudan und Dahomey, Rußland in Turkestan und wir in Ostafrika und Togo, und zwar mit Erfolg. Die letzte Ernte ergab etwa 108000 Pfund unentkernter Baumwolle, welche hier entkernt und in 50 Ballen à 5 Zentner gepreßt nach Bremen versandt wurde, während 10 Ballen noch versandbereit liegen. Die Togobaumwolle aus einheimischer Saat wurde etwas höher, die aus amerikanischer etwas geringer bewertet als amerikanische middling; das aus egyptischer Saat gezogene Produkt wurde etwas geringer bewertet als die beiden genannten Qualitäten. Es wird nunmehr angestrebt, durch Kreuzungsversuche mit amerikanischer Baumwolle oder anderen Sorten eine Varietät zu erzielen, welche in Qualität mindestens der in Togo heimischen Baumwolle gleichkommt, in der Ausgiebigkeit aber die Eigenschaften der amerikanischen Baumwolle besitzt. Zur Erleichterung des Absatzes der Ernte sollen Märkte im Schutzgebiet organisiert werden. Die Versuche werden seitens des Komitees und der Regierung sowie der Pflanzungsgesellschaften fortgesetzt.

Die Anwerbung von farbigen nordamerikanischen Baumwollpflanzern ist mit Freuden zu begrüßen, weil diese Leute aus den Distrikten Alabamas und der

Mississippimündung fieberfest sind, die Kultur aus dem Grunde verstehen und um so eher auch in Zukunft nach Togo übersiedeln werden, weil sie dort als Vertrauensleute der Regierung sich die soziale Stellung erwerben können, die ihnen bei dem scharfen Rassengegensatz in den Vereinigten Staaten versperrt ist und dem coloured gentleman trotz Roosevelts Bemühungen immer versperrt bleiben wird.

Aufforstungen und Kautschukpflanzungen in Ostafrika, Viehzucht in Kamerun, Schürfungen nach Erzen, Kohlen und Granaten sind andere Zweige der Kolonialarbeit, welche je nach Kapitalkraft, Tüchtigkeit der Angestellten und — Glück mehr oder minder weit gediehen sind.

Eine ganz andere Arbeit ist für das Gedeihen Südwestafrikas nötig. Hier steht vorläufig die Viehzucht noch im Vordergrund, erst in zweiter Linie folgt die Landwirtschaft, ganz im Hintergrunde erst wartet die Mineninduſtrie. Nachdem die Rinderpest durch Impfungen mit Erfolg bekämpft und damit der drohende Ruin der eingeborenen Viehzüchter verhütet ist, geht dies Gouvernement jetzt daran, den Bestand durch Einfuhr von Rassevieh wertvoller zu machen. Simmenthaler Bullen weiden auf den Triften des fernen Südwest, und auch die Pinzgauer haben einstweilen ihre Stiere dahin wallfahrten lassen. Im Süden des Schutzgebietes blüht die Pferdezucht, das Gestüt des Gouvernements in Nauchas hat bereits sehr gute Resultate erzielt. Das Land ist ja geschaffen zu dieser edlen Zucht, und die Lieferungen für die Schutztruppe, der Handel mit den Nachbargebieten versprechen der Großviehzucht eine besonders gute Aussicht. Die deutsche Schäferei-Gesellschaft widmet ihre Arbeit der Vermehrung der Kleinviehbestände, die Straußenzucht dagegen steht noch in den Anfängen. Jedenfalls hat Südwestafrika bedeutend größere Aussichten für seine Viehzucht als Kamerun, wo auf der Kribi-Station die Arbeit viel mühsamer und erfolgloser ist. Hier erschweren die klimatischen Verhältnisse die Versuche. Der Viehhandel in Westafrika ist aber so wichtig, daß alle Bemühungen auf diesem Gebiete nicht eindringlich genug unterstützt werden können. Unsere deutschen Schutzgebiete sind dabei in weit besserer Lage als die benachbarten englischen und französischen Bezirke. Freilich, an Palau reichen sie nicht heran, wo das Rindvieh, das vor Jahren von den Insulanern nicht gegessen wurde, sich derartig vermehrte, daß die Eingeborenen es durch die Matrosen eines englischen Kriegsschiffes abschießen ließen.

Südwestafrika leidet besonders an Wassermangel. Aufforstungen, Brunnenbohrungen und Stauanlagen sind daher notwendig, wenn das Schutzgebiet wirklich zu einem Ackerbau- und Siedlungsbezirk werden soll, zu dem es nach seinen klimatischen Verhältnissen sehr wohl geeignet erscheint. Die Forststationen in Brakwater, Okahandja und Ukuip am Swakop leisten die ersten Arbeiten zur Bewaldung des baumarmen Landes, Brunnenbohrungen haben auch hier denselben guten Erfolg gehabt wie in Dar-es-Salam, wo heute die neuen Brunnen Stadt und Schiffe mit vorzüglichem Wasser versorgen, und die Stauanlagen werden sicherlich bald in Angriff genommen werden, nachdem die

Siedlungsgesellschaft für Südwestafrika und das Reich gemeinsam die erste Expedition zur Erforschung der Vorbedingungen für die Ausführbarkeit mehrerer geplanter Staudämme gesandt haben. Erst nach diesen großen Vorarbeiten zur Bewässerung der wasserarmen Gebiete wird man viele Kleinsiedler im Schutzgebiete unterbringen können, während bisher trotz aller Bemühungen nur wenige Deutsche und Buren außer den ehemaligen Soldaten der Schutztruppe dort ansässig geworden sind.

Sehr heftige Klagen wurden gegen die großen Konzessionsgesellschaften geführt, welche angeblich trotz vorliegender Anträge und trotz ihrer Versprechungen bei der Konzessionserteilung kein Land zu Farmzwecken hergaben. Die meisten dieser teilweise mit englischem Kapital organisierten Gesellschaften legen allerdings den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Erschließung der vorhandenen Kupferminen, weniger auf die Besiedlung ihrer Bezirke mit Ackerbauern. Eine Ausnahme macht die Siedlungsgesellschaft und die deutsche Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika.

Und doch gilt für Südwestafrika dasselbe wie für alle Schutzgebiete, daß auf der Grundlage eines geordneten Wirtschaftsbetriebes, nicht auf der Ausbeute „okkupatorischer Tätigkeit" die Bedeutung einer Kolonie beruht. Wie Togo es verstanden hat, sich durch einen solchen geordneten Betrieb unabhängig von Reichszuschüssen zu machen, so muß auch dieser Erfolg das Ziel der anderen Schutzgebiete werden. Die Brennpunkte dieser Arbeit sind unsere Versuchsstationen, Gärten, Plantagen, in denen viele ehrliche Arbeit geleistet wird. Leider sprechen auch leidige Umstände bei diesem redlichen Bemühen mit: unsere schönen und verheißungsvollen Tabakpflanzungen auf Neu-Guinea sollen aufgegeben werden, weil die Entfernung vom Markt in Singapore und die teuren Löhne eingeführter Arbeitskräfte das Wachstum Neu-Guineas zu sehr belasten, als daß es mit dem holländischen Erzeugnis in Wettbewerb treten könnte.

Diese Schwierigkeit, eingeborene Arbeitskräfte zu gewinnen, ist ein zweiter Sorgenstein unserer Kolonialpolitiker gewesen, an dem sie alle schwer tragen. Die Belgier haben bei ihrem Bahnbau am Kongo mit Volk aus aller Herren Ländern Versuche angestellt, selbst der Kuli hielt nicht aus, endlich sind sie mit Sierra Leone-Leuten fertig geworden. Auch wir haben unendliche Mühe gehabt, eingeborene Arbeiter in Westafrika zu bekommen, besonders in Kamerun. Das Gouvernement mußte förmliche Lieferungsverträge mit Lagos abschließen, der Arbeiterkommissar klopfte auf allen englischen Guineamärkten um farbige Arbeiter an, denn die Kamerunneger wollten nichts von dem wissen, was das Leben köstlich macht. Das englische Gouvernement in Lagos erließ zudem ein Arbeiter-Ausfuhrverbot, die Forderungen der Togo- und Liberialeute stiegen infolge der gesteigerten Nachfrage erheblich, und so kamen unsere Pflanzungen in Kamerun an den Rand des Verderbens. Zum Glück haben die Anwerbungen im Innern des Landes im letzten Jahre Erfolg gehabt.

Man hat vielfach den Vorschlag gemacht, unter irgend einer Form die Eingeborenen zu einer Arbeitspflicht, natürlich unter Aufsicht der Regierung,

Mitwirkung der Mission und weitgehendster Garantie gegen irgendwelche Schäden an Gesundheit und Erwerb der Eingeborenen, heranzuziehen. Dieser Forderung stehen die „Leute von Exeter-Hall" entschieden feindlich gegenüber, besonders die Missionen, welche unbedingt für die freie Selbstbestimmung für den Neger, so weit sie die Arbeit für europäische Unternehmungen betrifft, eintreten zu müssen glauben. Ja, man geht auf gewissen Seiten so weit, zu fragen, was uns ein Recht gebe, von dem Neger eine Arbeit zu erwarten, welche er zu seinem eigenen Lebensunterhalt nicht brauche, und ihn zu besteuern für eine Verwaltung, die er nicht gerufen habe. Der letzte Einwurf ist am leichtesten zu entkräften. Wer ein Gedächtnis für die Greuel hat, unter denen die Neger Afrikas durch die Tyrannei des Aberglaubens, habsüchtiger Häuptlinge und sklavengieriger Araber gelitten haben und zu Tausenden verblutet sind, wird den wohltätigen Einfluß einer zivilisierten europäischen Regierung und die durch sie verbürgte Sicherheit des Lebens der einzelnen nicht mehr leugnen. Für diesen Schutz allein aber ist der Farbige sehr wohl zu einer Steuer heranzuziehen. Diese wird von den Franzosen in Westafrika zum Teil in Produkten des Ackers erhoben, um die Eingeborenenkulturen zu fördern, in Ostafrika kommt sie als Hüttensteuer ein, in anderen Kolonien als Kopfsteuer, alle Systeme haben ihren Übelstand. Verlangt der Gouverneur die Lieferung der Steuer in Naturalien, so ist stets darauf zu wetten, daß der Neger nur seine Weiber härter arbeiten lassen, selbst aber nach alter Väter Weise seinen Lebensberuf in beschaulicher Ruhe suchen wird. Unsere gesamten tropisch-afrikanischen Schutzgebiete können aber nur gedeihen, wenn man die reich vorhandene eingeborene Arbeitskraft unter europäischer Leitung nutzbar macht. An dieser Wahrheit kann nicht gerüttelt werden, und wenn unsere kolonialen Praktiker, denen man sicher die Erfahrung nicht absprechen darf, einmütig dafür eintreten, den Neger selbst zu einer regelmäßigen Tätigkeit, und sei es durch offizielle Einwirkung, zu veranlassen, da er selbst durchaus aller Arbeit abgeneigt ist, so werden diese „Afrikaner" auch wohl ihre gewichtigen Gründe für diese Forderung haben.

Natürlich dürfte mit dieser Erziehung der Neger zur Arbeit nichts verbunden sein, welches das Tagewerk der Schwarzen zur Zwangsarbeit machte. Nachweise geleisteter Arbeit auf eigenem Felde, bei öffentlichen Arbeiten oder nach freiwilligem Verdingen seiner Kraft zum Plantagenbetrieb, Erhebung von Steuern in Gestalt geleisteter Arbeit — alles das wären Mittel, welche nicht von der Hand zu weisen sind. Unbedingt zu verwerfen sind aber alle Mittel, welche auf brutaler Ausnutzung der Eingeborenen beruhen. Heute ist es der belgische Kongostaat, welcher als Despot und Tyrann gegen seine Eingeborenen verschrieen ist, auch die Franzosen sind in ihrem Kongoland nicht frei von Schuld und Fehle, die Engländer unter Cecil Rhodes haben ebenfalls im Matabeleland manche schwarze Seele zum Hades fahren lassen, die Portugiesen verfrachten noch heute schwarze Arbeiter aus Angola nach S. Thomé und Principe — und alles nur, um den Konzessionsgesellschaften eine möglichst hohe Ausbeute der diesen

zugewiesenen Ländereien zu gewähren. Dieses Vorgehen der Konzessionsgesellschaften, die rücksichtslose Ausnützung ihrer Vorrechte hat sie heute bei dem großen Publikum etwas in Verruf gebracht, Konzessionsgesellschaft ist in der kolonialen Weisheit des einfachen Mannes heute gleichbedeutend mit kolonialer Räuberhorde, gegen welche sich der Eingeborene mit Pulver und Blei mit Recht zur Wehr setzt, und in ehrlichem Zorn verlangt er, daß eine Regierung überhaupt keine Konzession mehr erteilen oder erneuern soll. Dabei ist das Konzessionswesen bis heute noch der einzige Weg geblieben, um namhaftes Kapital für die Schutzgebiete flüssig zu machen. Kleinere Einzelversuche sind erfolglos geblieben. In der Kinderzeit unserer Kolonialpolitik sind ohne Zweifel auch bei den Konzessionserteilungen voreilige Geschenke gemacht worden, auch auf deutschem Boden ist manches vorgekommen, das nicht fern von belgischen Mustern war. Aber die Erfahrungen der Nachbarkolonien haben unsere Regierung zu erneuten Erhebungen auf dem Konzessionsgebiet veranlaßt, die noch nicht abgeschlossen sind. Einer so brutalen Enterbung der Eingeborenen, wie sie im Kongostaat um sich griff, ist schon durch unsere koloniale Gesetzgebung ein Riegel vorgeschoben.

Eine andere Frage ist es, ob sich die Konzessionserteilung mit den bisher verliehenen Handelsvorrechten überhaupt mit der Handelsfreiheit verträgt, die nach der Kongoakte in allen Kolonien herrschen soll. Als Stokes erschossen wurde und Rabinek am Kongo „starb", ereiferte sich ein großer Teil unserer Presse sehr gegen die Kongoregierung wegen der Verletzung der gewährleisteten Handelsfreiheit, und besonders englische Stimmen forderten eine unverzügliche Revision der Kongoakte und suchten besonders uns Deutsche mobil zu machen gegen Belgien. Eine solche Revision würde ganz unerwartete Folgen haben. Denn eigentliche Handelsfreiheit ist doch nur dann durchzuführen, wenn der Eingeborene Herr über den Boden und dessen Erzeugnisse bleibt, auf dem er sitzt. Der Eingeborene, welcher auf Konzessionsland sitzt, darf nach den Bestimmungen der Konzession seine Produkte nur an den Vertreter der Gesellschaft verkaufen — damit hört die eigentliche Handelsfreiheit auf. Eine Revision der Kongoakte würde also eine Durchsicht des ganzen Konzessionswesens überhaupt bedingen. Bisher hat sich keine Regierung dazu bereit finden lassen, die englische am wenigsten, trotz der geharnischten Proteste der Liverpooler Handelskammer gegen die „belgischen und französischen Greuel am Kongo".

Vorläufig wird also jede Regierung mit der Bildung von großen Konzessionsgesellschaften und Landverleihungen an diese zu rechnen haben, besonders wenn es sich um die Anlage von Eisenbahnen und großen Verbindungen zu Wasser oder Land überhaupt auf kolonialem Boden handelt. *Eisenbahnen aber sind Lebensadern für unsere Schutzgebiete.* Ich will die Ausführungen, Vorschläge, Pläne und Meinungen über Eisenbahnbauten in den Schutzgebieten, deren Zahl Legion ist, nicht vermehren. Man braucht nur das Wort „Zentralbahn" in die koloniale Arena zu werfen, um mit Grauen zu gewahren, daß ein wahres Chaos von Meinungen seine Stimme erhebt: klagend, drohend, scheltend,

spottend und höhnisch lachend. Auf Ugandabahn und Kongobahn wird mit gleichem Ernst exemplifiziert, obwohl die eine strategischer Bau ist und die andere nur durch die großen Kautschukmassen der Domaine privé lebensfähig ist, die wir nicht besitzen. Ich will mich nur bescheidentlich zu der Bemerkung aufschwingen, daß wir in unseren Schutzgebieten nur die Bahn nach Korogwe und die Kleinbahn Swakopmund—Windhoek in Betrieb haben, sonst aber über Vorstudien und kleine Anfänge in Togo und Kamerun nicht hinausgekommen sind. Denn Kiautschou und die Bahn nach Weihsien müssen wir ausnehmen, da unser ostasiatischer Besitz unter ganz anderen Bedingungen auch eine ganz besondere Entwicklung, und zwar zum Guten, genommen hat. Erst durch die eindringlichen Darlegungen des Gouverneurs Grafen Götzen hat sich der Reichstag zur Bewilligung der ersten Rate in Höhe von 750000 Mark für den Weiterbau der Tangabahn nach Mombo bereit finden lassen. Dabei tobt der Streit der Meinungen aber schon seit Jahren in Parlament und Presse. Heute neigt sich die öffentliche Gunst der „Südbahn" von Kilwa nach Wiedhafen am Nyassa zu, allenfalls noch der Stichbahn nach Mrogoro, aber ein Kilometer Schienen auf afrikanischem Boden wäre unter heutigen Umständen besser als eine Bibliothek von Denkschriften und eine Serie von unnützen Etatsreden voll guten Willens oder Unverstands. Wenn wir je kläglich vor unseren Nachbarn dastehen, so ist es jetzt als Eisenbahnbauer in unseren Schutzgebieten. Alles ist überzeugt von der Wahrheit, die sich auf dem Kolonialheim in der Schellingstraße an allerlei Orten geschnitzt und gemalt findet: „Es muß was geschehn!" — aber über Wortgezänk kommen wir nicht hinaus. Wann wird hier einmal ein fester Wille an eine wirkliche Arbeit gehen? Unsere Schutzgebiete sind Bräute, welche immer wieder vertröstet und dabei nicht jünger werden.

Alles hängt vom Eisenbahnbau ab. Die Minen Südwestafrikas, die Besiedlung der weiten Flächen daselbst, die Plantagen Ostafrikas, Togos und Kameruns, die Felder der Eingeborenen, sie alle werden erst dem Gedeihen der Schutzgebiete dienstbar werden, wenn Schienenstränge statt armseliger Waldpfade und Steppenwege dem fleißigen Pflanzer und Bergmann es möglich machen, seine Produkte schnell und billig auf den Markt zu schaffen. In dieser Einsicht hat die Otavi-Minengesellschaft in letzter Zeit einen wichtigen Schritt getan: sie hat ein Kapital von 20 Millionen Mark aufgebracht, um von Swakopmund eine Bahn auf dem rechten Ufer des Khan-River nach Tsumeb zu bauen und das Minengebiet ihres Besitzes in Angriff zu nehmen. Diese neue Otavibahn wird für Südwestafrika von höchster Bedeutung sein.

Die Eisenbahnbauten werden den wichtigsten Teil unserer Kolonialarbeit auch in Zukunft bilden, eng verknüpft mit ihnen sind natürlich die Anlage von Telegraphen, Häfen und Molen. Der Molenbau in Swakopmund ist beendet und damit der Ankerplatz für unsere Schiffahrt gesicherter als früher. Wir vermissen heute die Walfischbai nicht mehr, die ruhig unter dem Union Jack weiter versanden mag. Der Telegraphenbau schreitet in Ost- und Westafrika gleichfalls

rüstig vorwärts. Aber neben diesen Verkehrsarbeiten bleibt den Gouvernements noch die wichtige Unterstützung der religiösen und ethischen Arbeit unter den Eingeborenen. Zum größten Teil wird ihr diese ja von den Missionsgesellschaften abgenommen, doch ist es immerhin erfreulich, daß in Tsingtau die deutsche Schule blüht und auch an der Küste Ostafrikas die Regierungsschulen die alten Koranschulen langsam verdrängen. Handwerkerschulen in Kamerun haben unter den Duallas geradezu erstaunlich gelehrige Zöglinge gefunden.

Deutschland steht in seinen Schutzgebieten heute also in heißester Arbeit. Es ist nur ein kleiner Sektor derselben, mit wenigen Linien schattiert, den unsere Ausführungen auf beschränktem Raum geben können, nur eine Andeutung der großen Ziele, denen wir zustreben, daneben höchstens eine verdiente Würdigung unserer geleisteten Arbeit, um dem großen Nationalfehler der Deutschen zu steuern, welche so gern sitzen, da die Spötter sitzen, besonders, wenn es sich um deutsche Taten handelt. Die englischen Parteien sehen gerade so gut die Fehler — und sie sind nicht gering! —, welche in den englischen Kolonien gemacht werden, sie befehden einander bis aufs Messer, aber sie geben nie vor einem Dritten die Fehler ihrer Regierung zu, sondern sie ballen sich zusammen, wie ein Igel, und zeigen aller Welt die Stacheln, wenn sie mit Kritik und Angriff kommt. Das könnten wir sehr wohl von dem vielgeschmähten England lernen.

Sonst sollen wir uns aber hüten vor der allzugroßen Wertschätzung fremder Urteile über unsere Schutzgebiete. Besonders Herr Poultney Bigelow hat sich in seinem Buche „Die Völker im kolonialen Wettstreit" manche Stilblüte geleistet, die vor den Tatsachen schnell dahinwelkt. Über Kiautschou spricht er sich in der törichtesten Weise aus. Ebenso wie er kein Verständnis für die Größe Bismarcks hatte, sondern über ihn in einer Art urteilte, die nur ein mitleidsvolles Lächeln verdient, hat er keinen Blick dafür, daß Kiautschou vielleicht einmal der wichtigste Platz an der ostasiatischen Küste sein wird, denn es hat — Kohlen, und zwar sehr viele Kohlen. Herr Bigelow hat auch keine Augen dafür, daß wir in Kiautschou alle die Fehler in der Chinesenbehandlung vermieden haben, die von England in Hongkong gemacht wurden, kurz, die Urteile des selbstbewußten Herrn über unsere Kolonialarbeit sind gerade so viel wert, wie sein vorzüglicher Satz: „Deutsches Denken, deutscher Fleiß waren für Amerika ein belebendes Element; Deutschland aber erntet auch seinen Lohn, obwohl es sich dessen nicht bewußt scheint." Leider sprechen so viele gläubig solche Urteile nach, ohne den Prüfstein eigenen Denkens anzulegen. Es ist also auch eine Pflicht der nationalen Literatur, hier ihr Teil dazu zu geben, damit unsere Kolonialpolitik vor den Augen unseres Volkes als das erscheint, was sie wirklich ist, nämlich als eine ehrliche deutsche Arbeit.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

15. Juni 1903.

Politische Ereignisse von großer Tragweite wirken wie ein Licht von außerordentlicher Helligkeit; die Kerzen von minderer Leuchtkraft verblassen und werden kaum bemerkt. So haben die politischen Morde in Serbien, und der neue imperialistische Anlauf Chamberlains die Probleme zweiter und dritter Ordnung zeitweilig gleichsam zum Stehen gebracht. Alles beobachtet und wartet den Ausgang ab, um sich danach politisch einzurichten. In bezug auf Chamberlains Ideen kann heute im wesentlichen bereits dieses Stadium als überwunden gelten. Man weiß jetzt, daß es sich nicht, wie es anfangs schien, um eine Improvisation, oder sagen wir besser, um eine Überrumpelung, handeln kann, sondern daß ein harter und nicht von heute auf morgen zu entscheidender Kampf der Prinzipien und der Parteien bevorsteht, und daß der endliche Sieg Chamberlains keineswegs als gesichert gelten kann. Wer die Politik des Mannes, wie sie in den letzten Jahren zu Tage trat, aufmerksam verfolgt hat, wird in seiner Idee eines handelspolitischen Zusammenschlusses des englischen Mutterlandes mit seinen großen überseeischen Kolonien nur die Konsequenz erkennen, die sich aus der Gesamtrichtung seiner Bestrebungen ergibt. In dem Bewußtsein seiner Landsleute wurde Chamberlain erst nach der für England glücklichen Beendigung des Burenkrieges ein großer Mann, und heute, da die Motive dieses Krieges im wesentlichen kein Geheimnis mehr sind, läßt sich das wohl verstehen. Was man in England fürchtete, war die Bildung einer Konföderation holländischer Republiken in Südafrika. Man gab vor, daß Deutschland die Absicht habe in solchem Fall das Protektorat dieser Kolonien zu übernehmen. Das letztere, an sich eine Kombination, die vom deutschen Standpunkte aus sich den mißtrauischen Engländern als sehr erwünscht darstellen mußte, war natürlich eine eitle Befürchtung. Wir durften eine solche Stellung nicht wünschen, weil unsere Flotte den sich daraus ergebenden Aufgaben nicht gewachsen war, und weil andererseits eine ganz Südafrika umfassende Koalition von Republiken auch unsere Stellung im Südwesten gefährdete. Aber die jetzt bekannt gewordene Korrespondenz zwischen Chamberlain und Rhodes zeigt, daß es eine ganz andere Macht war, deren Eingreifen der Kolonialstaatssekretär fürchtete und die ihm den englischen Besitzstand in Südafrika zu gefährden schien. Die gegen Transvaal gerichtete Erhebung der Uit-

lander war so gedacht, daß wenn es gelang, die Buren zu bewältigen, die Vereinigten Staaten um ihren Schutz angegangen werden sollten. Um dieser Möglichkeit zuvorzukommen, gab Chamberlain seine Zustimmung dazu, daß die Erhebung unter dem Wahrzeichen der britischen Flagge geschah. Das ist die Genesis des Jamesonschen Abenteuers gewesen, und es ist bekannt, wie alles weitere sich daran knüpfte. Daß man von dieser Vorgeschichte in England nicht zu sprechen liebt, ist aber sehr begreiflich, denn keine politische Tatsache wird in voller Übereinstimmung von der Regierung wie von den Organen der öffentlichen Meinung Englands so geflissentlich verleugnet, als der steigende wirtschaftliche und politische Gegensatz zwischen der großen Republik des Sternenbanners und dem englischen Mutterlande. Man muß diese Einmütigkeit und Konsequenz in Behandlung der amerikanischen Gefahr umsomehr bewundern, als wohl kein politischer Kopf in England sich über ihre Tragweite Illusionen hingibt. Es kommt zunächst darauf an, in Amerika selbst das gleiche Bewußtsein nicht aufkommen zu lassen. Dafür sorgt die musterhaft disziplinierte Organisation der von England ausgehenden Beeinflussung der amerikanischen Presse, die in allen Fragen der auswärtigen Politik genötigt wird durch englische Gläser zu sehen; dafür sorgt zweitens die große Rolle, welche das englische Kapital auch heute noch auf amerikanischem Boden spielt. Es liegt in Englands Macht, im entscheidenden Augenblick eine Finanzkrisis in Amerika herauf zu beschwören. Die Panik, welche am 20. Dezember 1895 in Wallstreet, dem Börsenviertel Neu Yorks, ausbrach, als England auf eine Kriegsdrohung des Staatssekretärs Olney mit Kündigung der in Amerika liegenden englischen Kapitalien antwortete, ist hüben und drüben in frischer Erinnerung geblieben. Die amerikanischen Werte sind damals um 80 Mill. £ gefallen, und ein längeres Andauern der Krisis hätte noch weit größere Verluste gebracht. So ging für England die Kriegsgefahr vorüber, sie wurde auf Spanien abgelenkt und ist seither nicht wiedergekehrt. Aber vergessen wurde in England die Lektion nicht, und namentlich Chamberlain, der gerade um diese Zeit mit dem Herzog von Devonshire in das Ministerium Salisbury eintrat, scheint einen tiefen Eindruck empfangen zu haben. Wir finden, daß die imperialistische Idee von da ab eine besondere Färbung annimmt. Obgleich die amerikanische Konkurrenz in bis dahin unerhörter Weise die englischen Märkte, in Großbritannien wie in den englischen Kolonien, zu erobern begann, schloß man vor der Öffentlichkeit ihr gegenüber beide Augen, während andererseits alles irgend Denkbare geschah, um die Aufmerksamkeit auf die weit geringere deutsche Konkurrenz zu lenken und zugleich in Amerika Deutschland wegen seiner angeblichen Anschläge auf die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken anzuschwärzen. Das alles ist mit einem Machiavellismus durchgeführt worden, über den die Welt staunen wird, wenn einmal die Akten dieser Kampagne offen vor uns liegen werden. Ganz dasselbe System führte dahin, daß während des Burenkrieges, in welchem die Sympathien aller Völker Europas und Amerikas auf Seiten der Buren standen, der Haß

der Engländer auf Deutschland abgelenkt wurde, während man von den mindestens gleich rücksichtslosen Äußerungen der öffentlichen Meinung in Frankreich, Rußland und den Ver. Staaten keine Notiz zu nehmen für nützlich fand. Endlich beliebte man von dem Wachstum der deutschen Flotte als von einer England drohenden Gefahr zu reden, während man von dem weit stärkeren Anwachsen der französischen, russischen und neuerdings der amerikanischen Flotte zu schweigen vorzog.

Wenn nun Chamberlain neuerdings, um die Notwendigkeit einer handelspolitischen Verständigung zwischen Mutterland und Kolonien auf der Grundlage gegenseitiger Vorzugstarife zu erweisen, gleichfalls mit der deutschen Gefahr argumentiert hat, so ist auch das nur ein Mittel, um seine nach anderer Seite hin gerichteten Sorgen zu verdecken. Auch hier ist der eigentliche Gegner nicht in Europa, sondern in Amerika zu suchen, dessen Import weit mehr als der unsrige getroffen werden muß, wenn England in bezug auf gewisse Produkte, speziell auf Getreide, sein bisher geltendes Freihandelsprinzip zu Gunsten der Kolonien fallen ließe. Nebenher aber kommt es ihm darauf an, die Kolonien in obligatorischer Form zur Verteidigung der Interessen des Greater Britain an das Mutterland zu fesseln. Verfolgt man den inneren Zusammenhang dieser Dinge, so wird man zum Schluß gedrängt, daß der Kolonialminister an eine nahe Gefahr zu glauben scheint, zu deren Abwehr er gerüstet sein will.

Nun hat aber sein Antrag in England selbst einen politischen Sturm heraufbeschworen, wie er ihn so heftig gewiß nicht erwartet hat. Nicht nur die gesamte liberale Partei, die Dissidenten Roseberyscher Färbung miteingeschlossen, haben sich wie ein Mann gegen ihn erhoben, auch ein Teil der Konservativen ist entschlossen, das Prinzip des Freihandels nicht fallen zu lassen und im Ministerium selbst ist es zu offenem Zwiespalt gekommen. Die jüngste Rede des Schatzsekretärs Ritchie war eine Absage, wie sie schärfer auch von Campbell-Bannerman und Rosebery nicht formuliert worden ist. Unter diesen Umständen hat der Ministerpräsident Balfour ratsam gefunden, die Entscheidung über die Prinzipienfrage hinauszuschieben. Man wird prüfen, Material sammeln und jedenfalls das Parlament nicht auflösen, weil eine Berufung an die Wähler aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Niederlage des Ministeriums führen würde. So liegen die Dinge im Augenblick. Es fragt sich nur, ob die Liberalen stark genug sind, trotz Chamberlain und Balfour schon jetzt eine entscheidende Abstimmung über die Prinzipienfrage: Freihandel oder Schutzzoll zu erzwingen.

Nebenher ist eine andere, sehr merkwürdige Aktion Englands gegangen, die dahin zielte, Frankreich von der russischen Allianz abzuziehen. Man konnte in London dabei auf ein gewisses Entgegenkommen des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Delcassé, rechnen, da dessen politische Orientierung keineswegs in allen Punkten mit der russischen übereinstimmt. Herr Delcassé sucht, soweit sich das irgend machen läßt, zu den Überlieferungen der alten Orientpolitik Frankreichs zurückzukehren. Man hat ihm in Rußland seine

Haltung in den makedonischen Angelegenheiten, in der Frage der Unifikation der türkischen Staatsschulden, die bekanntlich erst Rouvier und Constans möglich gemacht haben, sowie die Beteiligung Frankreichs an den Eisenbahnunternehmungen in der Levante sehr übel genommen, während er in jedem dieser Fälle des englischen Beifalles sicher sein konnte. Der jüngste Besuch König Eduard VII.' in Paris und der bevorstehende Besuch des Präsidenten Loubet in London sind dann in gleichem Sinn ausgenutzt worden, als handele es sich darum, die alte Kombination von 1853 wieder herzustellen.

Dem gegenüber ist nun russischerseits durch das Organ der Petersburger „Neuen Zeit" (Nowoje Wremja) der Gedanke ausgespielt worden, daß vielleicht der Augenblick nicht fern sei, der eine gemeinsame Aktion Frankreichs und Rußlands in den orientalischen Angelegenheiten möglich machen würde. Rußland könnte dabei die Dardanellen gewinnen, das von der russischen Flotte des schwarzen Meeres unterstützte Frankreich, seine Ansprüche auf gleiche Stellung mit England in Egypten verwirklicht sehen. Das ist gewiß eine Zukunftsperspektive, die in wunderlichem Kontrast zu der offiziellen Politik steht, die Rußland heute auf der Balkanhalbinsel verfolgt, und über deren friedfertige Tendenz bisher keinerlei Zweifel bestand. Sie hat wohl nur die Bedeutung, darauf hinzuweisen, was Frankreich verspielen kann, wenn es in den Delcasséschen Bahnen weiter geht, dürfte aber zugleich bestimmt sein, die Engländer auf den Punkt aufmerksam zu machen, den Rußland gefährden kann, wenn man ihm in Ostasien gar zu lästig wird. In der Tat würde, so wie heute die Weltlage ist, ein Verstoß der kombinierten Flotten Rußlands und Frankreichs gegen Egypten England noch weit empfindlicher treffen, als etwa ein Vordringen zum persischen Golf, das England, wie wir uns erinnern, als casus belli aufzufassen ex cathedra erklären ließ, oder auch als ein Verstoß gegen die Grenzen Indiens, dessen Ausgang immer zweifelhaft sein wird. Irren wir nicht, so handelt es sich um eine Drohung, deren letzter Zweck der Erhaltung des Friedens gilt, und damit können auch wir uns zufrieden geben. Es ist aber höchst charakteristisch, daß wie auf Verabredung weder die englische noch die französische Presse von diesem sensationellen Vorstoß eines russischen Blattes Notiz genommen hat, von dem man in Paris und London sehr wohl weiß, daß es Dinge von so großer Tragweite auf eigene Verantwortung nicht zu sagen wagt. Aber in allen Fragen auswärtiger Politik ist die Presse beider Länder vorzüglich diszipliniert und eine Diskussion über das heikle Thema allerdings sehr bedenklich. So ist das Schweigen zugleich bequemer und klüger.

Übrigens haben die jüngsten Ereignisse in Serbien es leicht gemacht, andere Fragen zurückzustellen. Man darf wohl sagen, daß durch die ganze zivilisierte Welt nur eine Empfindung tiefster Entrüstung gegen die Mordgesellen geht, die den König Alexander und die Königin Draga geschlachtet haben. Die Revolution, der beide erlagen, ist nach den Methoden ausgeführt worden, die während des 18. Jahrhunderts in Rußland die üblichen waren und in der Ermordung des

Kaisers Paul gipfelten: Ein nächtlicher Überfall durch einen Haufen entschlossener und eidvergessener Soldaten, im Namen, wenn auch nicht im Auftrage und unter Führung einer hinter ihnen stehenden Legitimität. Doch selbst die Nacht des 11./23. März 1801 ist minder grauenvoll gewesen. Man hatte wenigstens keine wehrlose Frau umgebracht und keine weiteren Massenmorde daran geknüpft. Sogar die sittliche Roheit und die allgemeine Verwilderung, die uns aus dem Treiben der Bulgaren des makedonischen Komitees entgegentrat und noch entgegentritt, wird von den Serben noch übertrumpft. Es gibt nichts, was sich zu ihrer Entschuldigung anführen ließe, es sei denn der völlige Niedergang des Ehr- und Rechtsgefühls, den eine durch Jahrhunderte getragene politische Knechtschaft zur Folge zu haben pflegt. Auch ist die Geschichte Serbiens schon mehrfach durch Fürstenmorde befleckt worden. Der erste Karageorgiewitsch wurde 1817 auf Anstiften der Obrenowitsch ermordet, Michael Obrenowitsch 1868 auf Anstiften der Karageorgiewitsch ermordet, 1899 wäre Exkönig Milan beinah das Opfer eines Attentats geworden, und nun ist der letzte Obrenowitsch gefallen, damit wieder Platz werde für einen Karageorgiewitsch. Das sind die Familientraditionen. Auf den Hergang selbst wollen wir nicht eingehen. Für die Vorgeschichte ist die Erzählung eines Serben von Wichtigkeit, von dem das Journal des Débats erklärt, er sei durchaus glaubwürdig. Danach hätten seit dem Februar 1902 drei Komplotte gegen den König Alexander bestanden. Das erste sei von Rußland organisiert gewesen und habe die Absetzung des Königs auf konstitutionellem Wege zum Ziel gehabt. Am zweiten, im Herbst 1902, habe Rußland keinerlei Anteil gehabt, Peter Karageorgewitsch und sein Vetter Alexis hätten es geplant. Sie hätten König und Königin entführen und über die serbische Grenze schaffen wollen, offenbar nach dem bei der Entfernung Alexanders von Bulgarien gegebenen Vorbilde. Das dritte Komplott brachte den tötlichen Ausgang.

So groß immer Entrüstung und Ekel über diese serbische Katastrophe sind, zeigt sich doch auf keiner Seite die geringste Neigung, offiziell einzugreifen. Aber undenkbar ist es nicht, daß Mittel und Wege gefunden werden dem serbischen Volke das Gewissen zu schärfen. Schon die Tatsache, daß ein Verkehr europäischer Mächte mit den am Morde beteiligten Personen ausgeschlossen ist, kann nicht ohne Folgen bleiben. Diese Leute werden nie einen öffentlichen Posten bekleiden können und wenn das serbische Offizierkorps den Anspruch behaupten will, als etwas gleichartiges neben den Offizierkorps anderer Staaten zu stehen, wird es die Teilnehmer an der Verschwörung aus ihren Reihen stoßen müßen. Auch der am 15. ds. von der Skuptschina einstimmig zum König gewählte Prinz Peter Karageorgiewitsch wird mit diesen Tatsachen zu rechnen haben. Kaiser Nikolaus II. hat ihn bereits als König begrüßt, und daraus ergibt sich der notwendige Schluß, daß der neue König mit unbefleckten Händen seine Regierung antritt. Aber unendlich schwierig wird seine Stellung sein, eben weil die Zahl der Mörder eine so große und ihre Tat vom serbischen Volke, so weit wir bisher sehen können, rückhaltlos gebilligt, ja laut bejubelt worden ist. In den Verhandlungen

der Skuptschina ist kein Wort des Bedauerns über die Ereignisse der Mordnacht, kein Tadel gegen die eidvergessenen Mörder laut geworden. Wie wird König Peter unter diesen Umständen die Ehre seines Königtums und des Volkes reinhalten können, dessen Haupt er nunmehr geworden ist?

Daß der König wie von Rußland, so auch von allen übrigen Mächten anerkannt werden wird, ist sicher. Auch läßt sich hoffen, daß ein Reflex der serbischen Ereignisse auf die makedonisch-bulgarischen Verhältnisse nicht erfolgen wird. Serbien braucht heute vor allem Ruhe, damit die Nation Zeit hat, sich wieder in geordnete Verhältnisse zu finden. Ein Anschluß an die von Rußland und Österreich-Ungarn eingehaltene politische Richtung gebietet sich von selbst. Die Verhältnisse in der Türkei sind zudem trotz der pessimistischen Betrachtungen, die von jenseit des Kanals kommen, keineswegs schlimmer geworden.

Vielmehr scheinen die Erfolge der Türken die Macht des bulgarischen Komitees gebrochen zu haben und die Autorität des Sultans in Albanien allmählich durchzudringen. Das aber wäre für alle diejenigen das meist erwünschte, denen daran liegt, daß der Friede im Orient gewahrt bleibe.

In den letzten Wochen haben die italienischen Angelegenheiten sich in wenig erfreulicher Weise in den Vordergrund gedrängt. Schon im Mai war es zu irredentistischen Kundgebungen der römischen Studenten gekommen, in Neapel und an anderen Universitäten wiederholten sie sich und auch sonst kam es zu Demonstrationen, die einen entschieden antiösterreichischen Charakter trugen. Das Ministerium beging den Mißgriff, die Universitäten zu schließen, was unter allen Umständen eine Torheit war, da die jungen Leute nun erst recht Neigung zu Demonstrationen zeigten. Schon das führte zu Verstimmungen, die auch im Parlament scharfen Ausdruck fanden. Daran schlossen sich Angriffe auf die Marineverwaltung, die sowohl von dem früheren Marineminister und jetzigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Morin, wie von dem Ministerpräsidenten Zanardelli mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen wurden. Die Hartnäckigkeit der Opposition hat dann den Rücktritt des Ministeriums zur Folge gehabt. Wir bedauern es um so mehr, als der Minister des Äußern, Morin, gewiß die Persönlichkeit war, um die höchst törichten, durch französische Anstifter geförderten antiösterreichischen Kundgebungen in Schranken zu halten. Noch läßt sich aber hoffen, daß das Ministerium sich so rekonstruiert, daß Zanardelli und Morin ihre Stellung behaupten können.

Als wichtige Tatsache notieren wir zum Schluß, daß auch der Senat nunmehr die zweijährige Dienstzeit für Frankreich angenommen hat. Bleibt abzuwarten, was Herr André daraus machen wird.

Da wir schließen, kommt die Nachricht von der Ministerkrisis in Ungarn. Szell hat demissioniert und damit scheint eine neue Periode der höchst unerquicklichen Parteikämpfe, die heute Ungarn lähmen, im Anzuge zu sein.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. Juni 1903.

Wir stehen am Vorabend der allgemeinen Reichstagswahlen. Kein Wunder, daß jedes andere politische Interesse durch die Wahlbewegung verschlungen wird. Der Rückblick auf den hier zu besprechenden Zeitabschnitt muß also so gut wie ausschließlich den Erscheinungen des Wahlkampfes gelten. Aber es wird sich dabei weniger um die Einzelheiten handeln, mit denen sich die Tagespresse beschäftigen muß, als um gewisse bezeichnende Erscheinungen, die auch für eine ruhigere Beobachtung, als sie in der Erregung der politischen Leidenschaften möglich ist, ihren Wert behalten.

Bei den letzten allgemeinen Reichstagswahlen im Jahre 1898 wurde noch von autoritativer Seite der Versuch gemacht, eine Sammlungsparole auszugeben für alle die Parteien, von denen man eine Unterstützung der Regierungspolitik erwarten konnte. Es ist schon bei früherer Gelegenheit wiederholt erwähnt worden, daß die Lage sich jetzt gänzlich verändert hat. Bereits geschildert worden ist, wie die Sozialdemokratie, der Ultramontanismus und die Politik der wirtschaftlichen Sonderinteressen sich zu großen Mächten entwickelt haben, die, alle drei unverträglich mit dem Wesen einer konstitutionellen Staatsordnung, gewissermaßen außerhalb des Parteischemas stehen, das nach dem Geiste und der historischen Entstehung unserer Verfassung eigentlich die Grundlage unseres politischen Lebens bilden sollte. Von diesen Gefahren umlagert und zum Teil mit in die Strudel der in diesen Bewegungen wirkenden Ideen hineingezogen, stehen die Parteien des alten historischen Konstitutionalismus in völliger Zerfahrenheit nebeneinander und einander gegenüber.

Vor fünfzig Jahren war unser öffentliches Leben noch ganz und gar beherrscht von dem denkbar schroffsten Gegensatze zwischen konservativer und liberaler Anschauung. Als dann die Gründung des Reichs alte Gegner vielfach einander nahe brachte, und in den Großtaten der Armee wie in den Errungenschaften Bismarck'scher Staatskunst ebenso eine Erfüllung liberaler Hoffnungen wie eine Befriedigung für das Hochgefühl der Konservativen gegeben war, und als nun unter diesen erhebenden und versöhnenden Eindrücken ein neues Geschlecht heranwuchs, da schien es eine Zeitlang, als ob der alte historische Partei-

gegensatz immer mehr verwischt werden würde. Das war eine Täuschung. Denn es handelt sich da um Gegensätze in den Grundanschauungen über politische Dinge. Wohl können diese Gegensätze neue Formen und Namen annehmen, aber sie können nicht überbrückt und in ihrem Wesen verändert werden. Immerhin hat die neue Entwicklungsperiode der deutschen Nation, die mit dem Jahre 1871 begonnen hat, ganz neue Gegensätze in den Vordergrund gestellt, sodaß es scheinen konnte, als seien die alten wirklich ganz ausgeschaltet und überflüssig. Und so konnte immer wieder die Hoffnung Boden gewinnen, daß man durch die Zurückstellung der alten Gegensätze über die neuen Herr werden könne. Aber jene wurzeln eben zu tief; darum erleben wir die alle Sammlungspolitiker unangenehm überraschende, im Grunde aber psychologisch nur zu sehr begründete Erscheinung, daß man, je mehr sich die bedrohlichen Bewegungen der Neuzeit zu Gefahren auswachsen, desto mehr das Bedürfnis empfindet, zu den alten Grundanschauungen zurückzukehren. Das Anwachsen von Sozialdemokratie, Ultramontanismus und wirtschaftlichen Sondergelüsten hat durchaus nicht die von vielen erwartete Folge, daß die dadurch bedrohten Parteien ihren alten Zank vergessen und sich gerührt in die Arme sinken. Im Gegenteil, die Konservativen sagen: So weit wäre es nicht gekommen, wenn man sich nicht von dem Liberalismus hätte auf die schiefe Ebene locken lassen. Und die Liberalen sagen: So weit wäre es nicht gekommen, wenn die Regierung dem Liberalismus die ihm gebührende Bedeutung eingeräumt hätte, anstatt sich ängstlich von reaktionären Mächten bestimmen zu lassen. Den Rufen nach Sammlung wird also immer entschiedener die Betonung der politischen Prinzipientreue im alten Sinne entgegengesetzt.

Daß daraus besondere Schwierigkeiten für den Wahlaufmarsch und stark entmutigende Eindrücke entstehen, liegt auf der Hand. Aber alles Klagen darüber hilft einstweilen nichts: man muß die Eigentümlichkeiten der Lage in den Kauf nehmen und daraus nach Möglichkeit für die Zukunft zu lernen suchen. Übrigens würde der Parteizwiespalt bei unseren Wahleinrichtungen nicht soviel zu bedeuten haben, wenn wenigstens in dem letzten entscheidenden Augenblick, wo bei der Stichwahl eine Gruppierung der Parteien in zwei Lager stattfinden **muß**, eine genügende Klarheit darüber herrschte, worauf es eigentlich ankommt. Aber die Beziehungen der Parteien zu einander sind nachgerade so kompliziert geworden, daß in wenigen Fällen eine sichere Gewähr dafür gegeben ist, wie „der Hase laufen" wird.

Eine charakteristische Erscheinung der gegenwärtigen Lage ist die Schwäche der konservativen Parteien. Und doch wird ein unbefangener Beobachter unseres Volkscharakters und unserer sozialen Verhältnisse schwerlich zu der Überzeugung kommen können, daß konservative Anschauungsweise keinen Boden in der Volksart finde. Jene Schwäche kann also nur daran liegen, daß die organisierte konservative Partei einem großen Teil der von konservativer Denkweise erfüllten Volkskreise nicht das bietet, was ihrer Meinung eigentlich entspricht. Ursprünglich

der Gefahr ausgesetzt, grundsätzlich gouvernemental zu werden, hat die konservative Partei zwar im Verlaufe ihrer Entwicklung größere Selbständigkeit erlangt. Es würde ihr auch an und für sich nicht zum Schaden gereicht haben, daß sie sich an die volkstümliche Bewegung anlehnte, die mit dem besonderen Schutz der landwirtschaftlichen Interessen ursprünglich eine ausgesprochene konservative Tendenz erfolgte. Aber es fehlte dem grundsätzlichen Konservatismus doch an der rechten inneren Festigkeit und werbenden Kraft, und so ließ sich die Partei von dem Agrariertum treiben und fortreißen, bis allmählich und fast unmerklich fortschreitend die agrarische Bewegung in ihrer weiteren Entwicklung gegenüber einer veränderten allgemeinen politischen Lage einen entschieden demagogischen, antikonservativen Charakter annahm. Die Partei ist dadurch in eine schwierige Lage gebracht, die wiederholt schon an dieser Stelle besprochen worden ist. Gegenüber dem höhnischen Vorwurf ihrer Gegner, daß sie sich dem Bunde der Landwirte unterworfen habe, wird man von ihr nicht verlangen können, daß sie ihre üble Lage offen einräumt; es kommt auch nicht auf Worte an, sondern darauf, daß die Partei mehr, als sich mit ihren eigenen Prinzipien verträgt, verquickt ist mit einer Bewegung, die sich immer mehr als eine Gefahr für die stetige und ersprießliche Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Reichs erweist.

Und ebenso leidet die Entwicklung einer lebenskräftigen konservativen Partei an der Verquickung der politischen Ideen der Partei mit denen einer bestimmten kirchlichen Richtung. Die Partei nennt sich im Reiche „deutschkonservativ", aber in den Köpfen und im Sprachgebrauch ihrer besonders charakteristischen Vertreter herrscht an Stelle dessen der Begriff „christlichkonservativ". Kein Verständiger wird dem ehrlichen Bekenntnis dieser Männer zu nahe treten wollen, und am wenigsten kann sich darüber wundern, wer die geschichtliche Entwicklung dieser Partei und auch die des deutschen Liberalismus kennt. Aber wenn man sieht, wie sich dieses Programm in der Praxis gestaltet, so fragt man sich bei der heutigen Lage der Dinge immer wieder: Ist es durchaus notwendig, daß eine Partei, die alle konservativen Kräfte im Staatsleben sammeln soll, alle diejenigen abstößt, die in bezug auf politische Methoden und Ziele dieselben Anschauungen vertreten, aber in theologischen Fragen andrer Meinung sind? Zunächst hat die Betonung der strengen Kirchlichkeit als unerläßlicher Grundlage konservativer Denkweise die praktische Folge, daß die Widerstandsfähigkeit gegen den Ultramontanismus geschwächt wird. Ein Mann, dessen religiöse Überzeugung unabhängig von seiner politischen besteht, wird auch in dem ultramontanen Katholiken das religiöse Bekenntnis achten, aber er wird sich für die Gefahren des politischen Mißbrauchs der kirchlichen Organisation den offenen, nüchternen Blick bewahren. Der christliche Konservatismus verfährt gerade umgekehrt. Er wird sein evangelisches Bekenntnis gegenüber den Lehren der katholischen Kirche sehr energisch wahren, unter Umständen mehr, als im Interesse des notwendigen konfessionellen Friedens gut ist, aber er wird am

politischen Wirken der Kirche keinen Anstoß nehmen, sofern die beiden Bekenntnisse scheinbar gleichmäßig bestrebt sind, den strengen Glaubensbegriff im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen.

Auf dieser Sachlage beruhen die Schwierigkeiten, mit denen die konservative Partei bei den Wahlen zu kämpfen hat. Man könnte auch noch eine gewisse allgemeine Oppositionsstimmung unbestimmter Natur hinzurechnen, von der gerade die staatstreuen gebildeten Kreise beherrscht sind, und die natürlich vor allem zu Ungunsten der Partei wirken muß, die mehr als alle übrigen zur Regierungsfreundlichkeit veranlagt scheint. Aber in der Hauptsache ist es doch der Widerwille gegen das Agrariertum und das Mißtrauen gegen die Bundesgenossenschaft mit den Ultramontanen, die diesmal viele von Hause aus konservativ gesinnte Leute veranlassen, sich ihrer eigenen Partei zu entziehen. Die unbequeme Tatsache wird natürlich möglichst verdeckt und als bedauerliche Querköpfigkeit Einzelner hingestellt, aber sie bleibt darum doch bestehen: viele konservativ denkende Leute empfinden es als politische Gewissenssache, gegen das Agrariertum in seiner heutigen Gestalt ebenso Front zu machen, wie gegen das Liebäugeln mit dem Ultramontanismus; in den Vertretern der konservativen Partei aber finden sie nicht mit genügender Sicherheit gewährleistet, was sie zum Ausdruck bringen wollen, und so fühlen sie sich zur Untätigkeit oder gar in das gegnerische Lager gedrängt.

Eine weitere Folge des Umstandes, daß die konservative Partei zu sehr das Produkt ihrer geschichtlichen Entwicklung geblieben ist und vielen, die nach ihrer grundsätzlichen politischen Auffassungsweise in die Reihen dieser Partei gehören sollten, durch Einseitigkeit und Rückständigkeit den Eintritt verschließt, besteht darin, daß das unabhängige, gebildete Bürgertum, in Wahrheit der Träger eines durchaus maßvollen, alles Brauchbare erhaltenden Fortschritts und somit konservativ im besten Sinne, verhindert wird, ein kräftiges Gegengewicht gegen anders gerichtete Tendenzen zu bilden. Denn dieses Bürgertum ist aus historischem Recht der Träger der Errungenschaften, die früher vorzugsweise als positiver Inhalt der liberalen Bestrebungen galten, die aber als wesentliche Bestandteile der modernen Verfassungen nicht mehr Gegenstand des politischen Streits, sondern auch nach konservativer Auffassung als gegeben anzuerkennen sind. So lange aber dem Begriff des „Konservativen" so viel Reaktionäres anhaftet, wird dieses Bürgertum, so konservativ es seinem eigentlichen Wesen nach auch sein mag, mit Recht Wert darauf legen, sich als Vertreter liberaler Prinzipien zu bekennen und die Gemeinschaft mit den Konservativen abzuweisen. Das ist begreiflich, und doch liegt auf der Hand, daß diese politischen Kreise dadurch in eine schwierige Zwitterstellung gebracht werden. So lange die Nachwirkung der großen politischen Ereignisse von 1870 und die nach der Begründung des Reichs vorliegenden Aufgaben ein Zusammenwirken aller nationalen Parteien auf einer mittleren Linie gestatteten, stand die politische Vertretung dieses gemäßigt liberalen Bürgertums, der Nationalliberalismus, groß und glänzend da, aber je mehr

alte und neue Gegensätze wieder hervortraten und je schärfer die politischen Prinzipienfragen wieder betont wurden, desto mehr bröckelte die Partei ab und wurde von dem Vorwurf der Halbheit und des Schwankens betroffen. In dem gegenwärtigen Wahlkampf scheint diese schwierige Lage der Partei ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Der Liberalismus fühlt, daß er Anstrengungen machen muß, um sich zu behaupten. Dazu bedarf er der Sammlung alles dessen, was sich liberal nennt: dazu müssen sich auch die Nationalliberalen rechnen, die mit dem heutigen Konservatismus keine innere Gemeinschaft haben können, ohne politischen Selbstmord zu begehen. Und doch haben die Nationalliberalen, was ihnen zum Ruhme gereicht, in der Zolltariffrage und in manchen anderen Fragen eine im besten, staatsmännischen Sinne konservative Politik getrieben, und eben das hat gezeigt, daß eine Zusammenkoppelung des nationalen Liberalismus mit dem grundsätzlichen Liberalismus der beiden freisinnigen Parteien ein Unding ist. Die „große liberale Partei" scheitert trotz aller Überbrückungsversuche an dem Mißtrauen, das die Zwitterstellung des rechten Flügels bei dem Radikalismus des linken Flügels erregt. In Wahrheit hoffen daher die beiden freisinnigen Parteien die Nationalliberalen nicht an sich heranzuziehen, sondern durch Ausbeutung ihrer Haltung in der Zollfrage und den parlamentarischen Geschäftsordnungsfragen zu überrennen und zu erdrücken.

Aber auch innerhalb des Freisinns klafft ein tiefer Riß. Die beiden Hauptrichtungen finden sich immer weniger zusammen, und immer deutlicher scheiden sich die Epigonen jener Liberalen, die nach der Gründung des Reichs die junge Reichspolitik im Anschluß an die Nationalliberalen für längere Zeit grundsätzlich in die Bahnen des Liberalismus führen zu können glaubten, von den Erben der alten Fortschrittspartei. Jener ehemalige linke Flügel der Nationalliberalen schloß sich bekanntlich bald nach der Trennung von der Partei, die auf Grund von liberalen Prinzipienfragen erfolgte, mit der Fortschrittspartei zu der deutschfreisinnigen Partei zusammen, um sich von dieser später auf Grund ihrer abweichenden Haltung in Militärfragen als „Freisinnige Vereinigung" wieder zu trennen. In der Umarmung des Freisinns ist dieser Partei der nationale Schwung, der ihre ersten Vertreter zu begeisterten Stützen der Bismarck'schen Politik machte, allmählich immer mehr abhanden gekommen. Sie ist eine Interessenvertretung geworden, die das liberale Prinzip vertritt, weil dies hauptsächlich dem Interessenkreis zu statten kommen würde, aus dem sich die freisinnige Vereinigung eben rekrutiert. Und auf Interessenpolitik sind auch die nationalen Regungen zurückzuführen, die noch in einzelnen Fragen, z. B. Militär und Marine, zu Tage treten. Die Flottenpolitik wird unterstützt als eine Förderung der Handelsinteressen. Mit dem alten Rickert, den man trotz seiner politischen Schwächen um seines warmherzigen Idealismus willen achten mußte, ist der letzte Typus aus der besseren Vergangenheit dieser Parteigruppe ins Grab gesunken.

Der freisinnigen Volkspartei, die aus der ehemals fortschrittlichen Hälfte der deutschfreisinnigen Partei hervorgegangen ist, muß auch ihr schärfster Gegner

zugestehen, daß sie niemals ein Sonderinteresse, sondern immer ein Prinzip, eine eigene politische Anschauungsweise vertritt. Diese geht aus engen, kleinlichen, kurzsichtigen Gesichtspunkten hervor, sie wurzelt ganz besonders in den philisterhaften Zügen des deutschen Volkscharakters, aber sie ist in ihrer Art ehrlich und — wenn auch oft an der falschen Stelle — konsequent. So steht also der Liberalismus des ehrlichen Philisters mit seiner rauhen und meist kleinlichen, aber wenigstens prinzipientreuen Opposition dem Liberalismus einer wirtschaftlichen Interessengruppe gegenüber, deren wahrer Charakter durch die rednerische Breite und das selbstgefällige Pathos ihrer Führer nur mühsam verschleiert wird. Bei solcher Sachlage konnte in den Tagen der entscheidenden Kämpfe um den Zolltarif und jetzt wieder im Wahlkampf Herrn Eugen Richter wiederholt passieren, was er sich wahrscheinlich noch vor wenigen Jahren nicht träumen ließ, daß er nämlich von seinen entschiedensten Gegnern gelobt wurde. Es ist dies auch allerdings ein charakteristisches Zeichen der politischen Lage, daß der Mann, der unter Bismarck als das Vorbild einer verbissenen, kleinlichen, antinationalen Opposition galt, heute im Vergleich zu den gegenwärtigen Oppositionsmännern als politischer Charakter ersten Ranges und letzter Vertreter einer parlamentarischen Glanzzeit dasteht.

Es entspricht der verschiedenen Natur der beiden freisinnigen Parteien, daß sie ihre Stellung zur Sozialdemokratie verschieden wählen. Die freisinnige Volkspartei als Vertreterin des Prinzips mußte erkennen, daß der Liberalismus nur in scharfem Gegensatz zu den Idealen des sozialistischen Zukunftsstaats sich behaupten kann. Die freisinnige Vereinigung als Interessenvertretung industrieller und händlerischer Kreise sah auch in der Sozialdemokratie in erster Linie die Interessenvertretung der Industriearbeiter und ließ deren revolutionäre Ziele als utopische Zukunftsmusik leichtherzig beiseite. Aus dem Machtbewußtsein des Kapitalismus heraus will sie die Arbeiterbewegung als Bundesgenossin und Sturmbock für die gemeinsamen Interessen des reinen Industrie- und Handelsstaats gegen den allen wirtschaftlichen Interessen gleichmäßig gerecht werdenden Staat benutzen; alles weitere findet sich dann. So kommt es, daß die Sozialdemokratie von der freisinnigen Vereinigung umschmeichelt, von der freisinnigen Volkspartei aber so scharf angegriffen wird, wie noch nie. Die Sozialdemokratie rächt sich an Eugen Richter und den Seinen durch rüde Schimpfreden und persönliche Beleidigungen der ärgsten Art; auch dieser heftige Streit ist eine eigenartige Erscheinung des neuesten Wahlkampfes. Natürlich ist das Gesamtergebnis dieser Vorgänge, daß die Grundverschiedenheit in der Stellungnahme zur Sozialdemokratie das Zusammengehen der beiden freisinnigen Gruppen noch mehr erschwert, von den Nationalliberalen garnicht zu reden. Wenn der Konservatismus als politisches Prinzip durch den Mangel einer reinlichen Scheidung von Ultramontanismus und Agrariertum versagt, so scheitert der Liberalismus als Gesamtheit an der unklaren Stellung zur Sozialdemokratie.

Das ist heute die verworrene und bedrängte Lage der Parteien, die als Vertreter der alten grundsätzlichen Gegensätze in den politischen Anschauungen

das nationale, konstitutionelle Leben eigentlich stützen und treiben sollten. Als fest geschlossene Organisationen stehen ihnen Zentrum und Sozialdemokratie gegenüber, beide in Anschauungen wurzelnd, die außerhalb der nationalen Interessen stehen. Dazu der Bund der Landwirte, der zwar keineswegs allein derjenige ist, der wirtschaftliche Sonderinteressen vertritt, der aber vor allem zu einer Gefahr geworden ist durch die Rücksichtslosigkeit, womit er alle politischen Gesichtspunkte bestimmten, durch aufreizende Agitation verbreiteten und dabei unerfüllbaren wirtschaftlichen Forderungen unterordnet.

Das Zentrum hat sich freilich den nationalen Bedürfnissen in der Regel nicht versagt; es verdankt dieser klugen Haltung und den Fehlern seiner Gegner seine bedeutende Machtstellung. Nur in der Polenpolitik hat es seine wahre Natur gezeigt, indem es geholfen hat, die Polengefahr großzuziehen, um durch diesen Pfahl im Fleisch der alten preußischen Provinzen einen bequemen Bundesgenossen für die ultramontanen Bestrebungen zu gewinnen. In diesem Wahlkampfe aber vollzieht sich, was schon seit einer Reihe von Jahren vorbereitet worden war. Die natürliche Entwicklung der Polen hat den nationalen Radikalismus an die Oberfläche gebracht, und dieser präsentiert jetzt dem Zentrum die Rechnung. Das Zentrum hat dem Polentum in den Sattel geholfen, und nun will dieses dahin reiten, wohin es ihm selbst beliebt, nicht wohin das Zentrum es am Zügel führen möchte. Die Ziele des Polentums sind aber rein nationaler, nicht kirchlicher Natur. So ist der Kampf in Oberschlesien mit dem Versuch der Verdrängung des Zentrums durch das Polentum entbrannt. In der äußersten Not, wo zum erstenmal auch auf diesem Gebiet das Interesse der Staatspolitik mit dem des Zentrums zusammenfiel, hat auch der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, mit einem Hirtenbrief gegen die polnische Hetzpresse eingegriffen, — ein vom grundsätzlichen Standpunkt der Politik aus nicht unbedenkliches Mittel, obwohl Kardinal Kopp persönlich gewiß kein Mißtrauen verdient. Es scheint vor allem, daß die Warnung zu spät kommt. Man hat die Dinge gar zu lange gehen lassen.

Wir stehen aber jetzt in einem Augenblick, in dem an den etwa gemachten Fehlern nichts mehr zu verbessern ist. Wir können nur in einem Überblick feststellen, wie sich die Lage der Parteien jetzt gestaltet hat. Die Nutzanwendung für die Zukunft wird an der Hand der Wahlergebnisse in einer späteren Besprechung zu ziehen sein.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn—Berlin.

(Zur Kennzeichnung der nordamerikanischen Konsuln. — Die Aussichten der größerbritischen Zollverbandsbestrebungen Chamberlains.)

Nach europäischen Begriffen ist der Konsul ein vornehmer, diskreter, geschäftlich durchaus uninteressierter Vertreter eines Staates im Auslande. Gleichwohl zeigt sich das Konsularkorps der verschiedenen Staaten recht ungleichartig. Einzelne Staaten, nicht nur exotische, schlagen bekanntlich Geld aus ihrer Konsularvertretung, indem sie den Titel eines Konsuls oder Generalkonsuls namentlich in den europäischen Städten verkaufen. Verschuldete Staaten mußten wohl oder übel gewisse Persönlichkeiten der Hochfinanz zu Konsuln oder Generalkonsuln machen. Eine eigentümliche Stellung nehmen die Konsuln der nordamerikanischen Union ein. Die Union besitzt das zahlreichste Konsularkorps, sie hat in Deutschland eine ausgebreitetere Konsularvertretung als irgend ein anderes Reich und verfügt über mehr als 50 Konsularstellen, während Deutschland in der Union nur halb soviel aufzuweisen hat. Die nordamerikanischen Konsuln beziehen hohe Gehälter, die indessen wesentlich durch die beträchtlichen Gebühren gedeckt werden, die sie für ihre umständliche Tätigkeit bei der Abfertigung von Warensendungen nach Nordamerika erheben. Nicht wenige der nordamerikanischen Konsuln sind nebenbei spekulative Geschäftsleute oder nützen wenigstens ihre amtliche Stellung für geschäftliche Zwecke in einer nicht immer loyalen Weise aus. Zu statten kommt ihnen dabei die Beglaubigung der Ursprungszeugnisse, die sie vorzunehmen haben. Wie erinnerlich führte Anfang 1900 der deutsche Botschafter in Washington Beschwerde darüber, daß durch die Art und Weise dieser Beglaubigung die nordamerikanischen Konsularbeamten in den Stand gesetzt werden, Informationen zu erlangen, die zum Schaden des deutschen Handels ausgenützt werden könnten, wenn sie der nordamerikanischen Konkurrenz bekannt würden. Manche Konsuln scheinen die Ursprungszeugnisse erst zu beglaubigen, nachdem sie den Absender veranlaßt haben, ihnen genauen Aufschluß zu geben über die einzelnen Bestandteile wie über die ganze Fabrikation der betreffenden Erzeugnisse. Mit betriebsamem Eifer suchen sie sich über alle Fabrikationsverhältnisse zu unterrichten und erhalten nur zu oft auf Grund ihres Konsultitels gerade auch von Behörden

wichtige, der Öffentlichkeit sonst nicht zugängliche Informationen, die sie dann verwerten. Einzelne nordamerikanische Konsuln entwickeln zuweilen eine Neugierde, die sich nur dadurch erklären läßt, daß sie gewissen spekulativen Privatinteressen zu dienen beflissen sind. Wiederholt sah sich die Leipziger Handelskammer genötigt, die Beantwortung von Fragen nordamerikanischer Konsuln abzulehnen, da sich diese Fragen auf technische Vorgänge in der deutschen Industrie bezogen und die erbetene Auskunft geeignet gewesen wäre, dem ausländischen Wettbewerb Vorschub zu leisten. Im Königreich Sachsen wurde bereits Anfang 1900 den Konsuln nichtdeutscher Staaten die Wählbarkeit zu Mitgliedern von Handels- und Gewerbekammern entzogen. Wenn nordamerikanische Interessentengruppen in Deutschland nicht nur ihre Handelsbeziehungen erweitern, sondern auch selbständige Unternehmungen gründen, oder in Aussicht nehmen konnten, so sind sie nicht selten befähigt worden durch eine konsularische Berichterstattung, die über die Grenzen des sonst üblichen konsularischen Informationsdienstes weit hinausging. Auch traten etliche nordamerikanische Konsuln nach einer gewissen Zeit, wenn sie die erstrebten Kenntnisse erlangt hatten, aus dem Staatsdienst aus und beteiligten sich an Privatunternehmungen oder gründeten selbst Fabriken. In den an der Ausfuhr nach Nordamerika beteiligten Kreisen der deutschen Textilindustrie ist man über die Schwierigkeiten und Kosten, die bei der Legalisierung der Fakturen durch die nordamerikanischen Konsuln entstehen, nicht wenig erbittert und der sächsische Abgeordnete Boeßneck in Glauchau hat sich einmal im sächsischen Landtage darüber geäußert. Bei der Legalisierung der Fakturen würden die deutschen Industriellen genötigt, ihre Fabrikationsgeheimnisse preiszugeben und Mitteilungen zu machen über die Art der Herstellung, über die verwendeten Garnnummern, über die bezahlten Löhne usw. Die nordamerikanischen Konsuln seien Agenten der nordamerikanischen Industrie und verwerten die erlangten Kenntnisse, damit die nordamerikanische Industrie genau lerne, wie sie deutsche Waren nachahmen könne. Vor Jahr und Tag wandte sich ein nordamerikanischer Fabrikant an einen nordamerikanischen Konsul in Deutschland mit der Frage, welche Art von Strumpfwaren Deutschland nach Südamerika ausführt, und bat zugleich um nähere Angaben über Fabrikation, Herstellungskosten usw. Der nordamerikanische Konsul beantwortete alle Fragen auf das Eingehendste und setzte den nordamerikanischen Fabrikanten in den Stand, die Konkurrenz gegen die deutsche Ausfuhr aufzunehmen. Bis dahin hatten die deutschen Strumpfwaren die südamerikanischen Märkte beherrscht. Nunmehr überschwemmte der nordamerikanische Fabrikant diese Märkte mit seiner nachgeahmten Ware, unterbot die Preise, fand guten Absatz und fügte der deutschen Ausfuhrindustrie einen empfindlichen Schaden zu. Mitte 1898 wies Freiherr von Rheinbaben als Regierungspräsident von Düsseldorf die Landräte und Oberbürgermeister seines Bezirkes an, gegenüber amerikanischen Konsuln von allen zur Beeinträchtigung deutscher Interessen geeigneten Mitteilungen abzusehen. Diese Anweisung war vielleicht formell nicht ganz korrekt, da sie sich lediglich gegen die amerikanischen Konsuln richtete, sachlich

aber mit ihrer Warnung vor der allzuweitgehenden Wißbegier im Hinblick auf die mitunter nicht einwandfreie Berichterstattung mancher amerikanischer Konsuln durchaus begründet. Hatten doch damals einige dieser Konsuln falsches berichtet, so u. a., daß noch niemals in Deutschland nordamerikanische Fleisch- und Fettwaren polizeilich oder gerichtlich beanstandet worden seien. Nordamerikanische Blätter erblickten in der Verfügung des Freiherrn von Rheinbaben eine Art von Analogie zu den Beschränkungen und Belästigungen, die der deutschen Ausfuhr durch nordamerikanische Konsuln bereitet werden. Diese Auffassung entsprach immerhin der Billigkeit.

Auffallend mehren sich die Berufungen Deutschamerikaner zu nordamerikanischen Konsuln in Deutschland. Dem Namen nach ist bereits die Mehrzahl der nordamerikanischen Konsulate mit Deutschamerikanern besetzt. In dieser Berufung Deutschamerikaner zu nordamerikanischen Konsuln in Deutschland ist nicht etwa eine Bevorzugung des deutschen Elementes von Seite der leitenden Kreise in Washington zu erblicken. Man scheint vielmehr in Washington anzunehmen, daß Deutschamerikaner als nordamerikanische Konsuln in Deutschland sich leichter mit den deutschen Verhältnissen bekannt machen und wirksamer nordamerikanische Interessen vertreten können. Diese Annahme dürfte im allgemeinen nicht unzutreffend sein. Wenn ein Deutscher die nordamerikanische Staatsangehörigkeit annimmt und in den Dienst der Republik tritt, dann ist er in der Regel bemüht, erhöhten Eifer zu bekunden. —

Als der britische Kolonialminister Chamberlain am 29. Mai im Unterhause seine größerbritischen Zollbundspläne (an dieser Stelle I 915, II 448, 607, 921, IV 306 eingehend erörtert) in aller Form verkündete, berief er sich wiederum auf den deutschen Zollverein, der ihm offenbar sehr imponiert. Erstrebt er für das britische Weltreich die nämliche Gemeinschaft, so wird er solches Ziel niemals erreichen können. Eine Zoll- und Steuergemeinschaft wie der deutsche Zollverein läßt sich nur zwischen zusammenlebenden und gleichartigen Staaten herstellen, nicht aber zwischen Ländern, die über die ganze Welt zerstreut und so ungleichartig sind, wie die britischen Kolonien. Solcher Gemeinschaft würden sich die britischen Kolonien auf das Nachdrücklichste widersetzen, denn sie müssen fürchten, daß ihre heimische aufstrebende Industrie von der englischen Konkurrenz erdrückt und daß nicht nur ihre wirtschaftliche, sondern auch ihre finanzielle Selbständigkeit, die wesentlich auf den Zöllen beruht, untergraben wird. Was Chamberlain allenfalls erreichen kann, wäre ein größerbritischer Zollverband, ein engeres zollpolitisches Verhältnis zwischen Großbritannien und seinen Kolonien auf Grund von gegenseitigen Vorzugszöllen unter Aufrechterhaltung der selbständigen Zoll- und Steuerverwaltung der einzelnen Glieder. Dieser Gedanke ist nicht neu, er tauchte schon in den dreißiger und vierziger Jahren auf, als im großen und ganzen das bestand, was Chamberlain jetzt plant, ein Güteraustausch zwischen Großbritannien und seinen Kolonien nach einem Zollsystem gegenseitiger Begünstigung. Damals konnten gewisse Erzeugnisse der Kolonien, namentlich

Getreide zu niedrigeren Zöllen nach England eingeführt werden, für die gleichen Waren von nichtbritischen Ländern wurden in den Kolonien Zuschlagszölle erhoben. Der Sieg des Freihandels beseitigte dieses Verhältnis. Man gestattete den autonomen Kolonien, ihre Zölle selbständig zu bemessen, und in die Handelsverträge, die Großbritannien später abschloß, wurden die Kolonien eingeschlossen, so daß sie die Erzeugnisse aller Vertragsstaaten meistbegünstigt behandeln mußten. Eine rückläufige Bewegung trat schon Ende der siebziger Jahre in Kanada hervor und aufs neue Anfang der neunziger Jahre, nachdem seit 1884 die Imperial Federation League für die Zusammenfassung Großbritanniens und seiner Kolonien auch durch einen Zollverein Propaganda gemacht hatte. Erst im Jahre 1896 stellte sich Chamberlein an die Spitze dieser Bestrebungen, die er demnach nicht in Anregung gebracht, wohl aber nachhaltig gefördert hat.

Chamberlains Plan hat nach drei Richtungen hin große Schwierigkeiten zu überwinden, einmal die oppositionellen Gruppen in England selbst, sodann den Widerstand in den britischen Kolonien und endlich die Einsprache der betroffenen nichtbritischen Staaten.

Bekämpfen und beseitigen muß Chamberlain vor allem seine nächsten und einflußreichen Gegner im Parlament, die freihändlerisch gesinnten Angehörigen seiner eigenen Partei, deren Zahl zur Zeit erheblich ist, und die liberale Opposition, die fast ausschließlich aus Freihändlern besteht. Die englischen Freihändler erblicken in Chamberlains Vorschlägen nichts anderes als einen Vorwand zur Wiederherstellung des alten Schutzzollsystems und machen Chamberlain den Vorwurf, er wolle das Reich durch die Bande des Eigennutzes zusammenkitten. Der Führer der liberalen Opposition Campbell-Bannermann erklärte, solche „schmutzigen Bande" seien nicht nötig, um das Reich zu erhalten. Nach Zolltarifen würden Trusts kommen und das Ende würde der nationale Verfall sein. Sir Edward Grey, ein liberaler Imperialist, behauptete, die Chamberlain'sche Zollpolitik werde zum Ruin des englischen Eigentums und zur Auflösung des Reiches führen. Lord Rosebery befürchtete, daß ein größerbritischer Zollverband das Reich nach innen schwächen werde. Fast alle Politiker der Opposition waren darüber einig, daß Chamberlains Politik zu Streitigkeiten zwischen dem Mutterlande und den Kolonien wie zwischen den Kolonien untereinander führen nnd Vergeltungsmaßregeln der nichtbritischen Staaten wie die dauernde Feindschaft der nichtbritischen Welt hervorrufen würde.

Zu den entschiedensten Gegnern der Chamberlain'schen Bestrebungen gehören in England ferner die Arbeiter. Die organisierten Arbeiter verharren auf dem freihändlerischen Verbraucherstandpunkt, sie befürchten von den Lebensmittelzöllen, wie sie Chamberlain plant, eine Verteuerung des Brotes, weil die britischen Kolonien nur etwa 1/7 des englischen Brotbedarfes liefern, die Zollfreiheit für Kolonialgetreide somit nicht ins Gewicht fällt. Chamberlain ist dieser Befürchtung nicht entgegengetreten, sondern hat versucht, sie auf anderem Wege zurückzudrängen. Zunächst versicherte er, daß nach Aufrichtung eines größerbritischen Zollverbandes

unter Einführung von Getreidezöllen selbst im Falle der Erhöhung der Brotpreise die Arbeitslöhne ohne Zweifel in größerem Verhältnis steigen, ja sich sogar verdreifachen würden. Diese Versicherung erklärten die organisierten Arbeiter für unglaubwürdig. Sodann wies Chamberlain darauf hin, daß Lebensmittelzölle bedeutende Einnahmen bringen und die erforderlichen Mittel schaffen würden, um die soziale Gesetzgebung zu fördern, vor allem um endlich die Arbeiter-Altersversicherung durchzuführen und Arbeiterwohnhäuser zu bauen. Auch dieses Versprechen scheint die organisierten Arbeiter nicht zu verlocken, da sich ihre Führer auf das nachdrücklichste gegen jeden Lebensmittelzoll erklären, ja sogar jeden Schutzzoll verpönen mit der Begründung, der Schutzzoll vermehre nur die Kosten der Lebensmittel, schütze die hohen Mieten, fördere die Trusts, demoralisiere die Industrie und bedeute das Elend. Unterhausmitglied Burt, Vertrauensmann der Minenarbeiter, äußerte, keinen schlechteren Weg zu kennen, um Geld für die Altersversicherung zu schaffen, als die Besteuerung von Lebensmitteln. Unter diesen Umständen wird die Bekehrung der organisierten, d. i. der politisch einflußreichen Arbeiter zum Schutzzoll nicht leicht, wenn überhaupt möglich sein. Beachtet die Regierung diesen Widerstand nicht, geht sie darüber hinweg und vergewaltigt sie die öffentliche Meinung der Arbeiterbevölkerung, so muß sie befürchten, daß unter den Gewerkvereinen noch rascher als bisher die sozialrevolutionäre Richtung erstarkt.

Dagegen stehen auf Chamberlains Seite alle national gesinnten Politiker, zunächst die Agrarier und Schutzzöllner, darunter auch diejenigen, die es bedenklich finden, daß England mit seinem Lebensmittelbedarf auf fremde Länder angewiesen bleiben soll. Man sieht in England, daß andere Länder mit Hülfe von Schutzzöllen kräftig emporgekommen und ebenbürtige Konkurrenten geworden sind, und findet, daß man bei dem Freihandel weniger gute Geschäfte gemacht hat. So erklärt sich der Umschwung der handelspolitischen Ansichten und das Anwachsen der schutzzöllnerischen Strömung. Man befürchtet, auf den fremden Märkten immer weniger Absatz zu finden und in der Folge die großen Bezüge an Nahrungsmitteln und Rohstoffen nicht mehr durch die Fabrikatenausfuhr und auch nicht mehr durch die Zinsen der im Auslande angelegten Kapitalien decken zu können, zumal Englands größter Schuldner, die nordamerikanische Union, sich zum Gläubiger Englands zu machen anschickt. Man verläßt sich auch in England nicht mehr auf die Selbsthülfe, sondern ruft nach Staatshülfe. In der Volksvertretung hat sich die schutzzöllnerische Strömung schon seit Erlaß des Handelsmarkenschutzgesetzes von 1885 und durch verschiedene Einfuhrerschwerungen bemerkbar gemacht und es scheint fast, als ob sie zum Durchbruch kommen und die Herrschaft des Freihandels brechen werde.

Mit nicht geringer Gewandtheit sucht Chamberlain die englischen Industriellen für seine Bestrebungen zu gewinnen, und um sie von der Notwendigkeit des Schutzzolles, dessen sie bisher nicht zu bedürfen glaubten, zu überzeugen, verweist er sie auf die Preisschleudereien der großen Trusts in Nordamerika und die Kartelle in Deutschland, die nach Ablauf einer Hoch-

konjunktur den Überschuß ihrer vergrößerten Werke nicht selten zu oder unter dem Selbstkostenpreise auf fremde Märkte werfen. Zwar gibt es in Deutschland keine Trusts nordamerikanischer Art, wohl aber Kartelle und einzelne Kartelle der deutschen Eisenindustrie haben seit Jahresfrist gewisse Erzeugnisse wie Stahlknüppel u. dgl. unter dem deutschen Marktpreise nach Nordamerika ausgeführt, was man in England empfunden haben mag. Chamberlain nennt diesen Wettbewerb ungerecht und unbillig und verlangt Zölle dagegen, um die großen englischen Stapelindustrien zu schützen. Mit Findigkeit hat Chamberlain da einen wunden Punkt des internationalen Güteraustausches berührt, den auch der freihändlerische Industrielle unangenehm empfindet. Gegen die Preisschleuderei der Trusts und Kartelle, gegen diese unbillige Konkurrenz, wünscht jeder Industrielle geschützt zu werden. Allein mit mäßigen Zöllen ist so viel wie nichts auszurichten, dazu sind Sperrzölle oder mindestens Wertzölle erforderlich und zwar hohe Wertzölle nach nordamerikanischem Vorbilde so zu berechnen, daß nicht der angegebene niedrige Ausfuhrwert, sondern der heimische Marktpreis der Verzollung zu Grunde gelegt wird. Nur auf diese Weise wäre es möglich, die preisschleuderische Konkurrenz fremder Trusts zurückzudrängen. Will aber Chamberlain wirklich die englische Industrie vom radikalen Freihandel unmittelbar zum hochschutzzöllnerischen Extrem zurückführen? Unbedingt verneinen läßt sich diese Frage nicht, denn unter dem Vorwande, die unbillige Konkurrenz fremder Trusts zu bekämpfen, kann die englische Regierung Zölle auf alle Industrieerzeugnisse legen, und zwar hohe Zölle, sogar Wertzölle, und sich einen Tarif schaffen, wie ihn die nordamerikanische Union besitzt. Ob und wie weit die englischen Industriellen der Chamberlain'schen Führung nach dieser Richtung hin folgen werden, wird die Zukunft lehren.

In der Konferenz der britischen Kolonialminister vom Sommer 1902 hatte Chamberlains Plan grundsätzliche Zustimmung gefunden. Für die Kolonien war eben die Aussicht sehr verlockend, ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse zollfrei auf den englischen Markt bringen zu können, auf diese Weise zunächst bessere Preise zu erzielen und allmählich die nichtbritische Konkurrenz, die Zölle zu zahlen haben würde, zurückzudrängen. Wahrscheinlich dürften auch die Volksvertretungen der selbständigen Kolonien für Chamberlains Pläne zu haben sein. Indessen verlangt man überall entsprechende Gegenzugeständnisse Englands in Gestalt einer Vorzugsbehandlung der kolonialen Einfuhr an Lebensmitteln, Holz usw. und beharrt auf eigenen Schutzzöllen gegen die englische Konkurrenz. Bei der Feststellung der englischen Vorzugstarife zu Gunsten der Kolonien werden sich im einzelnen noch manche Schwierigkeiten ergeben. Im voraus läßt sich gar nicht berechnen, wie sich die praktische Wirkung von Vorzugszöllen gestalten wird. Außerdem kommen sie zwar dem Mutterlande und den Kolonien insgesamt zu gute, aber in den verschiedenen Teilen verschiedenen Interessengruppen und erregen infolgedessen vielfach Unzufriedenheit. Nur bei größtem Entgegenkommen der Beteiligten wird man alle diese Schwierigkeiten überwinden können.

Kanada steht auf Seiten Chamberlains, es hat bereits Vorzugszölle für die englische Einfuhr bewilligt und will daran festhalten, doch nur unter der Voraussetzung entsprechender Gegenzugeständnisse in Gestalt einer Vorzugsbehandlung kanadischen Getreides auf dem englischen Markt, d. h. England soll Zölle für fremdes Getreide einführen, britisch-koloniales Getreide aber zollfrei einlassen. Kanada hofft, schon in absehbarer Zeit seine Erzeugung so zu steigern, daß es den ganzen Weizenbedarf des Mutterlandes decken kann. Kanada will sich für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse in Großbritannien ein sicheres Absatzgebiet verschaffen, dabei verzichtet es aber durchaus nicht auf den Schutz seiner Industrie gegen die englische Konkurrenz und beabsichtigt zu diesem Zweck, demnächst die Zölle auf gewisse Stahlerzeugnisse zu erhöhen.

Unter den bestehenden Ausnahmeverhältnissen ist der Einfluß der englischen Regierung auf den neubegründeten britisch-südafrikanischen Zollverein groß genug, um schließlich auch das widerstrebende Kapparlament zur Bewilligung von Vorzugszöllen für die englische Einfuhr zu nötigen. An Bedenken dagegen fehlt es nicht. Auch in Südafrika verlangt man Gegenzugeständnisse Englands und will die heimische Industrie gegen die englische Konkurrenz schützen. Der leitende Minister Natals hält einen Reichszollverein mit freiem Handel zwischen seinen Mitgliedern gegenwärtig für unmöglich.

Schwieriger zeigt sich Australien, obwohl die leitenden Minister in der Besprechung des letzten Sommers einer Vorzugsbehandlung englischer Erzeugnisse zustimmten, zunächst ohne Angabe von Art und Umfang. Wie Kanada so verlangt auch Australien Gegenzugeständnisse und wie Kanada hofft es auf Vorzugsbehandlung, um den englischen Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, namentlich an Vieh, Fleisch, Holz usw. zu decken. Auch in Australien will man die heimische Industrie durch hohe Zölle gegen die englische Konkurrenz schützen, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen und bei Einführung von Vorzugszöllen die gegenwärtigen Sätze für England belassen, für die fremden Mächte noch erhöhen. Das ist die Auffassung der leitenden Minister, die jedoch in Parlament und Presse, sowie in Handelskreisen bemerkenswerten Widerstand findet.

Gerade infolge der Chamberlain'schen Agitation hat sich die Handelswelt Australiens darüber unterrichtet, daß überwältigende Mengen der australischen Ausfuhr auf dem europäischen Festlande Absatz finden, weil England sie weder verbrauchen, noch angemessen bezahlen kann. Mit seinen Erzeugnissen ist Australien vielfach auf die Märkte des europäischen Festlandes angewiesen. Man solle sich nicht durch überschäumendes patriotisches Gefühl zu Vorzugszöllen verleiten lassen, sagte der Präsident der Handelskammer von Adelaide Ende April, will man nicht den eigenen Handel benachteiligen. Australien müsse darauf bedacht sein, seine Absatzgebiete zu erweitern, statt sie zu verschließen, sonst erstickе es in seinem eigenen Fett.

Fraglich ist trotz alledem, ob die Kolonien in ihrer zollverbandsfreundlichen Stimmung verharren, wenn Chamberlain die imperialistische Strömung, mit

der er in Großbritannien rechnet, auch gegenüber den Kolonien hervortreten läßt. Als Chamberlain im Frühjahr 1896 seinen Plan zuerst entwickelte, bezeichnete er den Handel des Reichs als das größte der gemeinsamen Interessen und die Verteidigung des Reichs als die größte der gemeinsamen Pflichten. Beide Fragen brachte er in engen Zusammenhang. Wiederholt hat er seither die Forderung aufgestellt, daß auch die Kolonien sich an den Kosten für die Verteidigung des Reichs insbesondere für die britische Flotte beteiligen müssen. Lord Rosebery berechnete Mitte Mai die Kosten der britischen Reichsverteidigung für das Jahr 1903 auf 1400 Mill. M. Er wies darauf hin, daß England diese ganze Last allein trägt, und meinte, daß England bei dem gegenwärtigen Zoll- und Steuersystem kaum imstande sei, den Kolonien Tarifvorteile zu gewähren. Noch im Februar machte es Chamberlain den britischen Kolonien zum Vorwurf, daß sie sich nicht bereit zeigten, ihren Verpflichtungen gegenüber dem Mutterlande nachzukommen. Die erhöhte Bewilligung der Kapkolonie für die englische Flotte erschien ihm in keiner Weise genügend. Verquickt Chamberlain den Reichszollverband mit der Reichsverteidigung, will er den Kolonien einerseits Vorzugszölle gewähren, andererseits Opfer für die Flotte auferlegen, so wird er mit diesem Gedanken zwar in Großbritannien Zustimmung finden, keineswegs aber auch in den Kolonien, und die öffentliche Meinung in den Kolonien gegen einen Plan einnehmen, der nicht nur geben, sondern auch nehmen will. In den Kolonien sind Interessen maßgebend und nicht patriotische und imperialistische Strömungen, wenigstens dann nicht, wenn die letzteren Opfer erfordern. Die Abneigung der finanziell gerade nicht glänzend dastehenden Kolonien, Beiträge zur Reichsverteidigung zu zahlen, ist stärker als die Anziehungskraft des größerbritischen Zollverbandes, und wenn Chamberlain beides zugleich organisieren will, den Reichszollverband auf Grund von Vorzugszöllen und die Reichsverteidigung unter Verteilung der Kosten, so werden beide Pläne an dem Widerstand der Kolonien scheitern.

Von Wichtigkeit, ja geradezu maßgebend für die Ausgestaltung des Chamberlain'schen Planes wird die Haltung der beteiligten nichtbritischen Staaten sein. Gegenüber den Vorzugszöllen Kanadas war Deutschland der meistbeteiligte Staat, nachdem sich Kanada in den Jahren 1900 und 1901 mit Belgien und Frankreich durch Abschluß besonderer Verträge ausgeglichen hatte. Kanada betätigte dadurch seine jetzt von englischer Seite geleugnete handelspolitische Selbständigkeit. Das Nichtzustandekommen eines deutsch-kanadischen Vertrages, das Chamberlain verschuldet haben dürfte, benützte dieser versatile Politiker, um die starke deutschfeindliche Strömung der öffentlichen Meinung Englands in seine Dienste zu stellen, und gab seinen größerbritischen Zollverbandsbestrebungen eine deutschfeindliche Spitze. In Wirklichkeit würde aber Deutschland durch einen größerbritischen Zollverband nicht allein und auch nicht einmal in erster Reihe berührt, sondern die ganze nichtbritische Welt in Mitleidenschaft gezogen werden. Ein größerbritischer Zollverband ist nur denkbar auf Grund gegenseitiger Vor-

zugszölle zwischen Großbritannien und seinen Kolonien. Gewähren der britisch-südafrikanische Zollverein, Australien und Neuseeland Vorzugszölle für englische Industrieerzeugnisse, so wird zwar die deutsche Einfuhr nach diesen Kolonien betroffen, aber auch die nordamerikanische und die Einfuhr der übrigen Staaten. In Südafrika ist die nordamerikanische Einfuhr mit 70 Mill. M. doppelt so groß als die deutsche, dort wird demnach die nordamerikanische Union die Führung bei der Ergreifung von Abwehrmaßregeln zu übernehmen haben, wenn nicht etwa die Vorzugszölle so bemessen werden, daß sie die nordamerikanische Einfuhr nicht empfindlich treffen. Legt Großbritannien selbst Schutzzölle auf Industrieerzeugnisse, so richten sich diese Zölle wiederum in der Hauptsache gegen die nordamerikanische Union, denn sie sollen ja die englische Industrie nach Chamberlains Andeutungen zunächst gegen die Schleuderkonkurrenz der fremden Trusts schützen. Diese Gefahr kommt aber fast ausschließlich von der nordamerikanischen Union und ihren großen Trusts, denen gegenüber die deutschen Kartelle vergleichsweise harmlos erscheinen. Auf der anderen Seite hat aber auch Großbritannien Vorzugszölle zu Gunsten der Kolonien und ihrer Einfuhr zu bewilligen, und zwar Vorzugszölle für die Haupteinfuhr der Kolonien, für Getreide, Fleisch und andere Lebensmittel. Um solche Vorzugszölle gewähren zu können, würde England zunächst Zölle auf die genannten Lebensmittel zu legen und diese Zölle sodann für die Einfuhr aus den Kolonien außer Kraft zu setzen haben. Von diesen Vorzugszöllen wird Deutschland mit seiner geringen Ausfuhr an Getreide, Butter 2c. nach England nur unerheblich betroffen, um so empfindlicher dagegen die nordamerikanische Union. Nach den Berechnungen nordamerikanischer Blätter lieferte die Union im Jahre 1901 für nahezu 1200 Mill. M. Lebensmittel auf den englischen Markt. Im Jahre 1902 deckte sie zwei Drittel der englischen Einfuhr an Weizen und Mehl. Diese große Einfuhr der Union wird zwar nicht gefährdet, aber doch erschwert und geschädigt, wenn England darauf Zölle legt, die Einfuhr der britischen Kolonien an konkurrierenden Erzeugnissen dagegen zollfrei einläßt. Die nordamerikanische Union muß mit der Möglichkeit rechnen, daß in den britischen Kolonien die Erzeugung von Lebensmitteln, in Kanada die Erzeugung von Weizen, in Australien die Erzeugung von Fleisch usw. raschen Aufschwung nimmt, immer mehr und mehr den englischen Markt erobert und allmählich die Einfuhr der Union zurückdrängt. Außer der nordamerikanischen Union sind an der Getreideeinfuhr nach England noch Rußland und Argentinien in erheblichem Maße interessiert. Nimmt der Chamberlain'sche Plan greifbare Formen an, so ist es durchaus nicht Deutschland, das zuerst oder zumeist von den Konsequenzen geschädigt wird, sondern mit größeren Interessen stehen andere Staaten in Frage, und diese Staaten werden nicht zögern, im Einvernehmen oder ein jeder für sich Vorstellungen zu erheben und nötigenfalls entsprechende Gegenmaßregeln zu ergreifen. Ein Zollkrieg gegen Deutschland ist in England offenbar sehr volkstümlich, und so erklärt sich Chamberlains Drohung. Sollte aber Chamberlain in Verfolg seines Planes vor Zollkriegen nicht zurückschrecken, so

wird er wohl oder übel in der Hauptsache einen Zollkrieg mit der nordamerikanischen Union ins Auge fassen müssen, und in diesem Zollkriege wäre Großbritannien zweifellos der schwächere Teil und könnte ihn nicht siegreich durchführen, ja vielleicht nicht einmal beginnen. Alle Bemühungen der englischen Staatsmänner sind darauf gerichtet, in Frieden und Freundschaft mit der nordamerikanischen Union zu bleiben, und nun müssen sie sich von der Neu Yorker „Sun" sagen lassen, daß der kurze Traum der angelsächsischen Solidarität für immer zerstört werden würde, falls Chamberlains Plan verwirklicht werden sollte. Das Neu Yorker Blatt droht sogar, wenn einmal die Union und Großbritannien sich feindlich gegenüberstehen, daß dann kanadisches Getreide für England nicht verwendbar sein würde, weil es niemals die Seeküste erreichen dürfte. Möglicherweise scheitert Chamberlain an dieser Klippe oder sieht sich genötigt, seine Bestrebungen soweit zurückzustecken, daß sie nirgends Anstoß erregen, in welchem Falle sie aber nicht entfernt das vorgezeichnete Ziel erreichen können.

An die Möglichkeit von Zollkriegen scheint Chamberlain nicht zu denken in der Annahme, die nichtbritischen Staaten würden sich der englischen Auffassung fügen und die Vorzugszölle zwischen Großbritannien und seinen Kolonien sozusagen als eine Familienangelegenheit ansehen, die nur das britische Reich berührt. Diese Auffassung mag den Engländern als eine natürliche erscheinen, dürfte aber von den nichtbritischen Staaten keineswegs ohne weiteres hingenommen werden. Seit Jahrzehnten galt im Verkehr mit den britischen Kolonien die Meistbegünstigung oder, wie man in jüngster Zeit sagt, die Politik der offenen Tür. Will England mit der allgemeinen Meistbegünstigung brechen und die offene Tür schließen, so muß es darauf gefaßt sein, mit den anderen Staaten in Schwierigkeiten zu geraten oder ihnen besondere Zugeständnisse zu machen. Was die nichtbritischen Staaten beanstanden, ist nicht das Ausmaß der Zölle, sondern die Einführung von Vorzugszöllen, die ihren Handel beeinträchtigen. Kein Staat wird begründete Vorstellungen erheben können, wenn sich England mit einem schutzzöllnerischen Tarif umgibt. Es ist sogar möglich, daß England auf Grund eines solchen Tarifs, wie Chamberlain meint, vorteilhaftere Handelsverträge mit anderen Staaten abschließen und darin Zollermäßigungen für englische Ausfuhrerzeugnisse erwirken könnte. Allein unabweisliche Voraussetzung bleibt auch in diesem Falle die Aufrechterhaltung der Meistbegünstigung für den englischen Markt, die der größerbritische Zollverband beseitigen soll. Nach wie vor wollen die nichtbritischen Staaten auf den Märkten Großbritanniens und seiner Kolonien unter den gleichen Einfuhrbedingungen konkurrieren und davon werden sie nicht leicht abzubringen sein. Zu Gunsten ihrer Forderung können die nichtbritischen Staaten anführen, daß Großbritannien mit ihnen einen ungleich größeren Güteraustausch unterhält, als mit seinen Kolonien. Mehr als vier Fünftel der englischen Einfuhr und nahezu zwei Drittel der englischen Ausfuhr entfallen auf die nichtbritischen Staaten und Lord Rosebery hatte guten Grund, als er zu bedenken gab, ob es zweckmäßig sei, daß England Streit mit

den nichtbritischen Staaten anfange, die ihm zwei Drittel bis drei Viertel seines Handels schaffen, um sich seine Kolonien zu verpflichten, die ihm das letzte Drittel oder Viertel liefern. Noch im Februar 1896 hatte Lord Salisbury darauf hingewiesen, daß der Handel Englands mit dem nichtbritischen Auslande viel wichtiger sei, als sein Handel mit den Kolonien und erklärt, die englische Regierung könne auf keinen Fall das Wagnis eingehen, den englischen Außenhandel mit den nichtbritischen Staaten durch einen größerbritischen Zollverband auf Grund von Vorzugszöllen zu gefährden.

Betrachtet man alle die angedeuteten Schwierigkeiten, die Chamberlain bei der Befolgung seines Planes zu überwinden hat, so muß man ernstlich daran zweifeln, ob er sein Ziel erreichen wird und sollte es ihm wirklich gelingen, den größerbritischen Zollverband auf Grund von Vorzugszöllen herzustellen, ohne mit der nichtbritischen Welt in Zollkrieg zu geraten, so ist es noch sehr fraglich, welche Wirkung diese Vorzugszölle üben werden, da sie immerhin nur sehr mäßig bemessen werden können. Nach den bisherigen Erfahrungen sind nur hohe Zölle geeignet, eine unerwünschte Konkurrenz zurückzudrängen. Mäßige Differenzialzölle genügen nicht. Von den Differenzialzöllen, die Kanada zu Gunsten englischer Waren einführte, ist der deutsche Handel nicht gerade empfindlich getroffen worden. Betrachtet man unbefangen die Frage von allen Seiten, so kommt man wenigstens vorläufig zu der Auffassung, daß Chamberlain sich mit dem Theatereffekt wird begnügen müssen, den sein Auftreten hervorgerufen hat.

Formell wird sich das handelspolitische Verhältnis zwischen Deutschland und Großbritannien noch zuspitzen, da das Handelsvertragsprovisorium zwischen beiden Reichen mit dem Ende dieses Jahres abläuft. Nachdem sie den alten Handelsvertrag mit Deutschland gekündigt hatte, erklärte sich die englische Regierung zwar zum Abschluß eines neuen Vertrages bereit, verschleppte aber die Verhandlungen und so kam nur ein wiederholt verlängertes Provisorium zustande. Eine weitere Verlängerung dieses Provisoriums wird unter den bestehenden Verhältnissen große Schwierigkeiten machen und vielleicht tritt ein vertragsloser Zustand ein, der indessen den Güteraustausch der beiden Reiche nicht berühren dürfte, da England die deutsche Einfuhr nicht ungünstiger behandeln wird als die Einfuhr anderer Staaten, Deutschland sonach nicht genötigt ist, nach § 6 des Zolltarifgesetzes von 1895 Zuschlagszölle auf englische Waren zu legen. Immerhin hat ein vertragsloser Zustand seine Bedenken.

Das Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

(Schulwesen. — Auswanderung. — Italien. — Nordamerika. — Brasilien. — Argentinien. — Venezuela. — Japan.)

Schulwesen. Zu der zweiten Konferenz der deutschen Schulen in Rumänien, die am 23. und 24. April in Bukarest abgehalten wurde, hatten 12 von den 13 deutschen Schulen Vertreter entsandt. Der Vorsitzende Dr. Franz Schmidt, Direktor der deutschen Schule in Bukarest, brachte ein Hoch auf König Karl I aus, unter dessen toleranter Regierung auch die deutschen Schulen ihrer Arbeit an der Erhaltung und Verbreitung deutscher Bildung in Rumänien ungestört nachgehen können. An den 13 deutschen Schulen Rumäniens werden 1714 Kinder von 44 Lehrern unterrichtet. Den Reichskanzler, Grafen Bülow, der für die deutschen Auslandsschulen wiederholt wohlwollendes Interesse bekundete und betätigte, bat der Verband, den deutschen Auslandsschulen die schwere Sorge zur Beschaffung tüchtiger Lehrkräfte durch die Errichtung eines Meldeamtes für deutsche Schulen im Auslande zu erleichtern. „Dieses Amt, dessen Verwaltung vielleicht dem Referenten des Auswärtigen Amtes für Schulsachen zu übertragen wäre, hätte einerseits die Meldungen derjenigen Lehrkräfte aller Bundesstaaten, die ihrem Vaterlande an Auslandsschulen dienen wollen, zu sammeln und zu prüfen, sowie andererseits den Schulvorständen, die darum bitten, geeignete Lehrkräfte vorzuschlagen, deren Beurlaubung bezw. Entlassung bei ihren Behörden zu vermitteln und für die spätere Wiederanstellung im heimischen Schuldienst die erforderlichen Schritte einzuleiten." Vorerst versorgt das preußische Kultusministerium die deutschen Auslandsschulen, die sich melden, mit Lehrkräften und dasselbe gilt von der Lehrervermittlungsstelle des Deutschen Schulvereins in Berlin, welch letztere indessen als unzulänglich angesehen wird, da ihr die behördliche Verantwortung fehlt.

In Verbindung mit dem Verein deutscher Lehrer in Belgien hat der Verband deutscher Schulen in Rumänien einen Aufruf an die Lehrer der deutschen Auslandsschulen ergehen lassen und sie aufgefordert, sich zu einem großen Verbande deutscher Lehrer im Auslande zu vereinigen und zwar aus pädagogischen und materiellen Gründen. Von den Verbänden in Belgien, Rumänien und Argentinien ist bereits die seit 1902 erscheinende Monatsschrift „Die deutschen Schulen im

Auslande", herausgegeben von Hans Amrhein-Galatz und Dr. Bernhard Gaster-Antwerpen, angenommen worden.

Die deutsche Schule in Athen wird gegenwärtig von 82 Kindern besucht, wovon 20 auf den Kindergarten entfallen. Der deutsche Schulverein in Athen, der Begründer und Erhalter dieser Schule, zählt 106 Mitglieder. Wenn man sich erinnert, daß mit dem König Otto annähernd 5000 Deutsche nach Griechenland gingen, von denen nur 2000 zurückkehrten, so erscheint diese Zahl beschämend klein. Sollte der Nachwuchs der aus der bayerischen Zeit in Griechenland verbliebenen Deutschen ganz im Griechentum aufgegangen sein?

Die deutsche und schweizerische Schule in Konstantinopel zählt gegenwärtig 683 Schüler, darunter 223 Türken, 146 Reichsdeutsche, 119 Österreicher und Ungarn, 31 Schweizer, 29 Griechen, 24 Italiener, 18 Engländer, 12 Rumänen, 9 Franzosen, 8 Russen, 7 Bulgaren, je 3 Amerikaner und Perser, je 2 Norweger und Montenegriner, je 1 Spanier und Tunesen. Nach der Religionsangehörigkeit sind 169 Protestanten, 160 Katholiken, 53 Orthodoxe, 37 Mohammedaner und 218 Juden. Die Schule erhält vom Reich 30000 Mark jährlichen Zuschuß.

Der „Allgemeine deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" wird demnächst ein Adreßbuch der deutschen Auslandsschulen ohne Österreich-Ungarn und die Schweiz, aber mit ganz Amerika, in Druck erscheinen lassen.

Auswanderung. Bei der von der deutschen Kolonialgesellschaft errichteten und aus Reichsmitteln unterstützten Zentralauskunftsstelle für Auswanderer in Berlin liefen im letzten Jahre rund 5300 Anfragen von Auswanderungslustigen ein. Meist bezogen sie sich auf die deutschen Schutzgebiete und gingen überwiegend von Personen aus, die zur Auswanderung ungeeignet waren, da sie nicht einmal das erforderliche Reisegeld besaßen.

Die Deutsche Gesellschaft in Neu York hat einen Leitfaden für deutsche Einwanderer nach den Vereinigten Staaten herausgegeben; sie warnt darin vor unüberlegter Auswanderung, bietet aber den Einwanderern wertvolle, aus praktischen Erfahrungen der deutschen Hülfsvereine geschöpfte Winke über das Verhalten auf der Reise, bei der Ankunft und Ansiedlung, gegenüber den Behörden und dem Deutschtum in Nordamerika. In dem kleinen Handbuch findet sich auch eine Übersicht über die ehrenvolle Geschichte des Deutschtums in Nordamerika in Verbindung mit Ratschlägen an die Einwanderer, um den Zusammenhang mit den angestammten Volksgenossen zu gewinnen und zu bewahren.

Italien. Seit fünfzehn Jahren besteht in Neapel das deutsche Krankenhaus, begründet von dem Großkaufmann Julius Aselmeyer, das im letzten Jahre 157 Kranke verpflegte, darunter 101 aus Deutschland und 24 aus der Schweiz: nur 38 Kranke waren in Neapel ansässig. Für deutsche Italienreisende ist dieses deutsche Krankenhaus unter Leitung deutscher Ärzte von großem Wert: Die deutsche Kolonie Neapels steuert zu den Kosten jährlich 6500 Mark bei, das Auswärtige Amt in Berlin 1000 Mark. Beiträge von deutschen Italienreisenden wären erwünscht.

Nordamerika. Für die Neu Yorker Volksschulen bestand bisher die Bestimmung, daß in den letzten beiden Jahrgängen der Unterricht im Deutschen fakultativ erteilt werden soll, wenn es die Eltern von 30 Kindern wünschen. Bei der Erweiterung des siebenjährigen in einen achtjährigen Kursus erstrebten die deutschen Kreise die Einführung des deutschen Unterrichts für die letzten drei Schuljahre, und zwar obligatorisch. In diesem Sinne waren 320 Eingaben von deutschen Vereinen eingegangen. Statt den begründeten Wunsch zu berücksichtigen, hat der Schulrat den fakultativen Unterricht im Deutschen für den sechsten und siebenten Jahrgang einfach beseitigt und den fakultativen Unterricht im achten Schuljahr anheim gestellt, aber nicht nur etwa in der deutschen Sprache, sondern auch im Französischen, im Lateinischen und in der Stenographie. Die deutsche Sprache ist also bedenklich verkürzt, ja sogar hinter die französische zurückgestellt worden, obwohl letztere im Geschäftsleben Neu Yorks nicht die geringste Bedeutung besitzt. Man befürchtet, daß die neue Bestimmung zu einer gänzlichen Beseitigung des deutschen Sprachunterrichts führen wird. Betroffen wird davon nicht nur die deutsche Bewohnerschaft Neu Yorks, die mehr als eine Million Seelen zählt, sondern auch die ganze übrige Bevölkerung, für die es aus pädagogischen und praktischen Gründen wünschenswert, wenn nicht notwendig ist, daß sie auch in eine fremde, und zwar in die deutsche Sprache eingeführt wird. „Nicht die Abschaffung des deutschen Unterrichts — denn seine gänzliche Abschaffung ist, was die Herren im Schilde führen, trotz allen Leugnens der durch und durch unaufrichtigen Gesellschaft — allein ist es," schreibt die „Neu Yorker Staatszeitung", „was jeden Deutschen mit Zorn und Grimm erfüllen muß, sondern in viel höherem Grade die nichtachtende Art und Weise, in der Deutsche behandelt worden sind." Hoffentlich werden durch diese Vorgänge die Deutschen in Nordamerika aus ihrer vielfach bestehenden Gleichgültigkeit gegen den deutschen Schulunterricht gerissen. Für den deutsch-amerikanischen Nationalbund bietet sich hier günstige Gelegenheit, mit seinen Bestrebungen, die auch die Einführung des deutschen Unterrichts in allen öffentlichen Schulen einschließen, agitatorisch hervorzutreten und den Volksgenossen die Unentbehrlichkeit des deutschen Sprachunterrichts in Erinnerung zu bringen. Die Neu Yorker Deutschen aber werden genötigt, die Gründung deutscher Schulen in Erwägung zu ziehen, und es würde ihnen wohl anstehen, wenn sie nach dieser Richtung hin ein Beispiel gäben und eine nationale Tatkraft entwickelten, die dann sicherlich anderwärts Nachfolge finden wird. Nahm doch unlängst in der Stadt Evansville (Indianopolis) die Generalversammlung des deutsch-römisch-katholischen Zentralvereins der Vereinigten Staaten folgende Entschließung über die Pflege der deutschen Muttersprache an: „Während wir unseren deutschen Glaubensbrüdern dringend raten, daß sie in den Vereinigten Staaten ihren Kindern die weitestgehende Gelegenheit bieten, sich die Sprache des Landes anzueignen, mahnen wir ernst und eindringlich, das hohe Gut der deutschen Sprache treu zu hegen und es zu vererben zu suchen auf Kinder und Kindeskinder als ein wirksames

Mittel zur Erhaltung unseres heiligen Glaubens und christlicher Sitte in der Familie."

Brasilien. Die Aufschließung des Gebietes zwischen den Flüssen Jacuhy und Taquary will eine neue deutsche Kolonisationsgesellschaft unternehmen, deren Gründung von den Herren Haeußler und Harbst aus Porto Alegre betrieben wird. Es handelt sich um ein Gebiet von 25000 Kolonielosen zu je 25 ha und um die Anlage einer Eisenbahn von 150 km Länge zwischen dem Taquarystädtchen Lageado im Süden und Passo Fundo im Norden. In der Absicht, die Einwanderung, insbesondere die deutsche, zu fördern, hat sich die brasilianische Regierung bereit erklärt, das Land zu einem mäßigen Preise abzutreten, vorausgesetzt, daß die Eisenbahn gebaut und die Einwanderung erfolgreich organisiert wird. Dazu gehört ein Kapital von mindestens 10 Mill. M., dessen Aufbringung in Deutschland versucht wird, was indessen nicht leicht sein dürfte, nachdem die Berliner Hochfinanz ihre Mitwirkung an dem aussichtsreicheren Unternehmen der Rio Grande Nordwestbahn versagt hat. Die deutschen Großkapitalisten interessieren sich nur für solche Unternehmungen, die unter möglichster Sicherheit rasche Verzinsung verheißen, sie stehen in dieser Hinsicht hinter den weiterblickenden Kreisen der englischen Hochfinanz bedenklich zurück. Gegen das neu geplante deutsche Unternehmen lassen sich allerdings allerlei Bedenken erheben. Indessen mag an dieser Stelle weiter nicht darauf eingegangen werden. Gelingt wider Erwarten die Gründung, so wird man sie in Brasilien willkommen heißen, wo man unter allen Umständen erfreut ist, wenn deutsches Geld herüberkommt, gleichviel ob das Unternehmen aussichtsvoll ist oder nicht.

Argentinien. Anfang Mai ist in Buenos Aires ein „Germanischer Verein" gegründet worden mit dem Zweck, alle in Argentinien lebenden Deutschen und ihre Rasseverwandten, auch die Skandinavier und Holländer, sowie die naturalisierten Germanen zu gegenseitigem vermehrten Schutz bei vorkommenden Übergriffen der Behörden und bei mangelhafter Handhabung der Justiz enger zusammenzuschließen. Der Verein will seinen Zweck unter ausdrücklicher Anerkennung der argentinischen Staatssouveränität und in Übereinstimmung mit den bestehenden Gesetzen erreichen, ohne die Hülfe der diplomatischen Vertreter oder Konsuln anzurufen. Der neue Verein befolgt demnach weder alldeutsche noch irgend welche politische Tendenzen, sondern ist im wesentlichen ein Rechtsschutzverein, wie er im Hinblick auf die unzulängliche Rechtspflege der Republik, was auch in nichtdeutschen Kreisen anerkannt wird, zweckmäßig und notwendig erscheint. Vorsitzender des neuen Vereins ist H. von Frankenberg, der im „Argentinischen Wochenblatt" noch hervorhebt, daß der Verein auch den in Argentinien lebenden Germanen größere Wertschätzung verschaffen sowie gewisse Mißstände, unter denen die Nichtgermanen ebenfalls leiden, beseitigen wird. Der Verein hatte sich bereits mit drei Mordtaten zu beschäftigen, um zu erwirken, daß den Mördern die wohlverdiente Strafe zu teil und auch etwas zu gunsten der hinterbliebenen Familie ins Werk gesetzt wird. Die argentinische Regierung ist nach den er-

haltenen Aufklärungen von jedem Vorurteil des Vereins befreit worden, dessen Mitgliederzahl bereits sehr bedeutend sein soll.

Venezuela. In einer Reihe von Aufsätzen über die Ausländer in Venezuela auf Grund von Beobachtungen an Ort und Stelle kommt Baron Binder-Krieglstein in der „Täglichen Rundschau" zu folgenden Schlußsätzen: „Von sämtlichen Ausländern, welche in Venezuela ständig oder vorübergehend ansässig sind, haben sich die Deutschen die festeste und einflußreichste, aber auch verhaßteste Stellung erworben. In Voraussicht späterer Verwicklungen sollte man deshalb folgenden Grundsatz aufstellen: Forderungen von Deutschen, welche mit Venezolanerinnen verheiratet sind, überhaupt nicht anzunehmen. Reklamationen von Deutschen, welche als Tramps, als Strolche in das Land gekommen sind, besonders, wenn sie auf Inhaftierungen Bezug haben, zurückzuweisen, und alle übrigen Reklamationen auf das genaueste zu prüfen und erst, wenn sie vom Übertriebenen auf das Tatsächliche herabgedrückt sind, im diplomatischen Wege einzutreiben. Dann aber mit allen Gewaltmitteln, wennschon man bedenken muß, daß der Kaufmann, der in Venezuela mit 40 v. H. Reingewinn arbeiten will, auch mit entsprechendem Risiko rechnen muß, und der Staat größere Aufgaben hat, als für einige Kaffeemakler, die keinen Heller Steuer in Deutschland zahlen, die Schulden durch Entsendung von Geschwadern einzutreiben, deren Unterhalt dem Reiche mehr kostet, als der deutsche Handel mit Venezuela in Jahren durch Zolleinnahmen decken wird."

Japan. An den höheren Lehranstalten unterrichteten im Jahre 1901 insgesamt 66 Ausländer, darunter 21 Deutsche, 15 Engländer, 12 Amerikaner, 5 Franzosen, 3 Chinesen, je 2 Schweizer, Spanier und Russen und je 1 Belgier und Italiener. Deutsche Lehrkräfte stehen in Japan demnach an erster Stelle. An jährlichem Gehalt bezogen diese Ausländer nahezu ½ Mill. M.

Aus neuen Büchern.

„Es ist das deutsche Volkstum, das, in dem deutschen Literaturhistoriker sowohl als nationaler Instinkt wie als ihrer selbst bewußt gewordene Erkenntnis wirksam, den sichern Kompaß auf der weiten Fahrt durch das Meer der Geschichte abgibt, die subjektive Willkür einschränkt, uns von den Büchern zu den Menschen, von der rein ästhetischen Kritik zu der Persönlichkeitsdarstellung gelangen und in der deutschen Literaturgeschichte zuletzt etwas wie eine zusammenhängende Galerie deutscher Charaktere entstehen läßt, die kennen zu lernen für jedermann eine nationale Notwendigkeit ist. Je deutlicher das die Charaktere verbindende Nationale, Rassenhafte von den alten Zeiten bis zur Gegenwart hervortritt, um so sicherer wird auch das historische Ideal erreicht, und so wird die Literaturgeschichte als nationale Kunstgeschichte zuletzt doch wieder der sichere geschichtliche Unterbau der großen Geistes- und Seelengeschichte der Menschheit."

Aus: Kritiker und Kritikaster. *Pro domo et pro arte.* Von Adolf Bartels. Eduard Avenarius. Leipzig 1903. Preis M. 1.—

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

X.

Wilhelm Meyer-Förster, Lena S. — Hans Hoffmann, Von Haff und Hafen. — Hermann Heiberg, Die schwarze Marit. — Ossip Schubin, Refugium peccatorum. — Thomas Mann, Tristan.

Wilhelm Meyer-Förster ist in literis ein Milchbruder von Rudolph Stratz. Wer den einen gern hat, muß auch den andern leiden mögen; wer diesen verwirft, verwirft auch jenen. Sie sind beide nicht so stark, daß sie von vornherein und an sich zu einer literarischen Stellungnahme zwingen. Erst der Publikumserfolg, den sie haben, reizt dazu. Der gewöhnliche Dichterweg ist gerade umgekehrt. Erst wird da die Literatur bezwungen und dann, wenn es gut geht, das Volk.

Das eigentlich Dichterische, das Schaffensmächtige, fehlt wohl auch beiden; es fehlt ihnen die literarische Marke, weil die persönliche Note nicht stark genug ist. Sie haben zu viel Glätte und zu wenig Wucht; zu viel schriftstellerische Routine und nicht entsprechend Fülle des Herzens. Ihre Werke gleichen Früchten mit prächtiger Schale und kleinem Kern.

Sie sind beide etwa gleichaltrig. Meyer-Förster ist 1862, Rudolph Stratz 1864 geboren. Sie führten sich beide nicht mit Versen oder einer dichterischen Schöpfung ein, sondern Meyer-Förster mit einer Satire auf Samarows „Saxo-Borussen“ (die bekannten „Saxo-Saxonen“) und Stratz mit einer Darstellung der „Revolution von 1848 f. in Europa“. Sie haben diese journalistischen Anfänge auch später nicht verleugnet und vortreffliche Feuilletons und Artikel veröffentlicht.

Auch der Erfolg ihrer späteren Werke ist nicht auf das Konto ihrer dichterischen, sondern auf das ihrer feuilletonistischen Eigenschaften zu schreiben. Es sind eigentlich niemals ihre Gestalten, die interessieren oder ergreifen — es ist immer nur das, was drum und dran hängt, die Umgebung, das Milieu. Es ist kein Zufall, daß gerade sie beide die Hauptvertreter des modernen Sportromans wurden. Wilhelm Meyer-Förster hat mehr den Radfahr- und besonders den Rennsport literarisch verwertet, Rudolph Stratz ist mehr Bergsteiger und Globetrotter. Das studentische Milieu liegt ihnen beiden daneben auch. Ganz

unabhängig von einander haben sie jeder ein „Alt-Heidelberg" geschaffen. Es wird niemand behaupten wollen, daß das erfolgreiche Theaterstück etwa sein Leben durch die Hauptgestalten empfängt: nur der geschickt verwertete Zauber deutschen Studentenlebens, die Sehnsucht nach der alten Burschenherrlichkeit hat ihm diese Wirkung verliehen. Der Roman, nach dem es gearbeitet ist, heißt noch „Karl Heinrich"; das Bühnenwerk hat auch den passenderen Titel „Alt-Heidelberg". — das Milieu ist stärker und wichtiger als die Personen. Ganz ebenso das Buch von Stratz. Im Juniheft des ersten Jahrganges besprach ich es und sagte, daß die Dekoration, das Milieu das beste und die Hauptsache sei.

So dominiert in Romanen Meyer-Försters einmal die Radrennbahn, dann wieder der grüne Rasen, auf dem das „Derby" (so heißt eines seiner erzählenden Werke) ausgefochten wird. Man kann es beinahe verfolgen: wenn er in „Velhagen und Klasings Monatsheften" heut einen Artikel über das herzogliche Gestüt und die Jährlingsauktion in Harzburg gehabt hat, so wird diese Versteigerung der Vollblutpferde in seinem nächsten Roman ein Kapitel — und ein hübsches Kapitel — ausmachen. Er komponiert nur Personen da hinein.

Ähnlich verfährt Rudolph Stratz. Bei ihm reden schon die Romantitel: außer „Alt-Heidelberg" hat er einen Berliner Zeitroman „Unter den Linden" geschrieben, einen Roman „Montblanc", einen „Kasernen"-Roman „Dienst" u. a. Die Benennung hebt das Wichtigste, den Schauplatz, hervor.

Es liegt auf der Hand, daß diese Autoren eine etwas international gemischte Gesellschaft auf die Beine bringen und eigentlich nur mit den Durchgangsstationen des europäischen Touristenverkehrs zu tun haben. Berlin, Paris, Wien, London, Cannes, Nizza, Monaco, Baden-Baden u. dergl. Orte bevorzugen sie. Aber es ist auch in ihnen etwas von der Heimatlosigkeit der Globetrotter oder, wenn man so will, jener Rennpferde, die, wenn sie heute in Westend gelaufen, morgen für Iffezheim verpackt werden. Mit anderen Worten: das Milieu, das sie in den Vordergrund schieben, ist nicht ihre Heimat, nicht das aus inneren Gründen Übermächtige, das ihnen auch gleichzeitig etwa robuste Kraft gibt, sondern es ist mehr oder manchmal nur eine Art interessanter Wandeldekoration. Die Menschen sind nicht innerlich an den Boden geknüpft, sondern sie beleben vorübergehend die Szene.

Das ist das Journalistische, Feuilletonistische in Meyer-Förster wie in Stratz. Man wird es danach nicht falsch verstehen, wenn ich ihre Romane — von höherem Standpunkt gesehen — als Eisenbahnlektüre bezeichne, allerdings für Reisende erster Klasse. Man liest sie außerordentlich gern, aber man weiß nach vier Wochen radikal nichts mehr davon, oder höchstens dies: daß eben in Harzburg alljährlich Vollblutpferde versteigert und manche kolossal hoch bezahlt werden. Man behält tatsächlich nur, was einem auch ein Artikel hätte vermitteln können. Nur daß der Artikel langweiliger gewesen wäre.

Da muß also eine dichterische Schwäche liegen. Ich habe sie erst im vorigen Hefte bei Stratz genannt und nenne sie hier kurz wieder: es handelt

sich um das Unvermögen, die stärksten und tiefsten Herzensempfindungen wiederzugeben. Ein bißchen Tändelei, ein bißchen Resignation, ein bißchen Sentimentalität — dazu reicht es. Aber zu einem elementaren Gefühl nicht. Hier ist oder scheint mir Stratz der Überlegenere. Er kann den Pflock noch ein Loch weiter stecken. Oder er ist klüger und wählt sich passendere Stoffe. Wilhelm Meyer-Förster versagt da ganz. Und was der Verlagszettel als „vornehme Zurückhaltung des Gefühlsausdrucks" im Handumdrehen zu einem Vorzug zu stempeln wünscht, ist tatsächlich derjenige Mangel, der den guten und poetisch veranlagten Schriftsteller vom Dichter trennt. Das ist unauffällig in einem Buche, wie „Süderssen" es war (siehe Jahrgang II Heft 4), in dem keinerlei Herzensleidenschaft in Frage stand, aber es ist auffällig, unbehaglich auffällig in einem Roman wie „Lena S.", dem neuesten, eben erschienenen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1903).

Jeder, der den flotten Erzählern Stratz und Meyer-Förster Interesse entgegenbringt, müßte sie warnen, Liebesgeschichten zu schreiben, überhaupt eine Frau in den Mittelpunkt zu rücken. In dem neuen Buche von Meyer-Förster steht aber eine Frau, ein Mädchen im Vordergrund, die kleine Turfzigeunerin Lena Stennsberg. Und seltsam: doch hat der Verfasser den Roman nicht nach ihr betitelt, sondern nach ihrem im ganzen höchst nebensächlichen, „Lena S." getauften Rennpferd. Weshalb? Nur um den Titel auffälliger zu machen? Oder weil er gefühlt hat, daß die eigentliche Heldin ihm doch nicht zu menschlicher Geschlossenheit gedieh?

Nein, man mag das Ding drehen, wie man will: die Gestalt der Lena, mit der das Buch steht und fällt, rundet sich nicht. Meyer-Förster ist kein Herzenskünder. Man ahnt, ja man weiß, wo er hinaus will, wie die psychologische Entwicklung sich vollzieht, aber er bleibt uns das beste, gerade das, worauf es ankommt, schuldig. Man gewinnt durch seine Schuld kein tieferes Interesse für die Heldin. Und so geht es fast mit allen Personen des Buches: sie sind lebendig — ja, und flott gezeichnet — ja, und sprechen famos — ja, aber sie gehen vorüber wie Fremde, die wir vor unserem Fenster reden hören. Sie haben etwas Leeres; wir sind nicht ihre Freunde, sondern nur oberflächliche Bekannte, und wenn sie sterben, sagt man wohl: Ach was, der ist auch tot? Bei Nebenfiguren mag das hingehn. Doch bei den Hauptpersonen ist das schlimm. Und gerade eine Nebenfigur offenbart sich noch am meisten: der alte Major Schwerin. Dieser enragierte Junggeselle und Rennbahnbesucher ist plastisch herausgekommen. Der Grund liegt auf der Hand: Bei dem gut charakterisierten Alten ist die sogenannte „vornehme Zurückhaltung des Gefühlsausdruckes" angebracht oder deutsch: er steht schon jenseits aller Leidenschaften.

Wilhelm Meyer-Förster hat schon bessere Romane geschrieben als „Lena S." Aber kaum einen, aus dem deutlicher sein Vermögen und Unvermögen abgelesen werden kann. Er führt auch mit äußerster Gewandtheit seine Erzählungen bis an die Pforten der Literatur heran — und doch wird es kaum jemandem einfallen, ihn in einer Geschichte der modernen Literatur zu nennen.

Fast das Umgekehrte trifft auf Hans Hoffmann zu. Er macht scheinbar der Literatur nicht die geringsten Konzessionen; er entfernt sich geradezu von ihr. Meyer-Förster wird nie unterlassen, in seinen flotten Unterhaltungs- und Feuilletonromanen ein literarisches Scheinmanöver aufzuführen, daß der Kritiker an einer Stelle stutzt: wie kommt Saul unter die Propheten? Hans Hoffmann hat das nicht nötig; selbst wenn er nicht sonderlich tief den Spaten einsticht, sondern nur lose schippt, fühlt man wohl, daß auch die Kraft zum Tiefergraben da ist.

In dem schmalen Skizzenbuch „Von Haff und Hafen", in dem er „Neues von Tante Fritzchen" erzählt (Berlin 1903, Gebr. Paetel), „schippt" er meist nur. Man hat zuerst sogar vor dieser oder jener Skizze den Eindruck, als ob es etwas leichte Ware sei. Als ob das Stoffliche sich zu stark vorschiebe und nicht genügend von der Form verzehrt sei.

Aber man sieht dann wieder den Erzähler — das heißt, eben einen Dichter, der wirklich etwas zu erzählen hat, eine Novelle, eine Neuigkeit. Der Boccaccio-Heysesche Falke ist hier fast in jeder Skizze. Und je länger man dem literarischen Reigen zusieht, um so mehr lernt man das schätzen. Maiennacht und Flieder, überhaupt Stimmung, ist ein gut Ding, aber nur dann, wenn es sich unterordnet und begleitet, nicht mehr, wenn es leitet. Und mit der Charakterausmalung und der psychologischen Analyse ist es ebenso. Das muß alles an eine starke uns interessierende Fabel geknüpft sein, um einen reinen Eindruck aufkommen zu lassen.

Nun ist das mit dieser Fabel, mit der Gabe, eine Handlung, eine Novelle zu erfinden, ein eigen Ding. Man hat sie oder hat sie nicht, sagt Theodor Fontane, der sie selbst doch eigentlich nicht hatte. Hans Hoffmann hat sie. Man prüfe gleich das erste Stück der kleinen Sammlung: „Richard Rohleders hohe Minne". Ein seltsamer Kostgänger unseres lieben Herrgotts tritt uns da entgegen; ein ungeschlachter Geselle, der manchmal arbeitet, öfter faulenzt, auf eine besondere erheiternde Art stiehlt, wunderbare Geschichten zusammenlügt, ohne durch sein Stehlen und Lügen größeren Schaden anzurichten, sich trotz seiner Riesenkräfte ruhig verprügeln läßt und heimlich eine hohe verschwiegene Minne zu einem natürlich weit über ihm stehenden jungen Mädchen im Herzen trägt, die seine gesegnete Phantasie stark in Bewegung setzt. Die Mischung und Verbindung so vieler heterogener Züge mag einen Künstler reizen. Die meisten, besonders die jüngeren Novellisten hätten sich damit begnügt, eine interessante Charakterstudie zu schaffen. Sie hätten den sonderbaren Kauz aus seinem Milieu und den sonstigen Bedingungen heraus psychologisch entwickelt, die verschiedenen Eigenschaften zu einander abgestimmt und hätten den Strich unter die Skizze gezogen, wenn sie das Auseinanderstrebende zur Einheit verbunden und den wunderlichen Heiligen glaubhaft und lebendig gemacht hätten.

Wieder andere hätten nicht so den Charakter in den Vordergrund geschoben, als eine hier leicht erreichbare Stimmung, die sich aus der Verbindung des Komischen und Rührenden von selbst ergab. Hans Hoffmann aber hat weder ein Charakter- noch ein Stimmungsbild geschaffen. In beiden hätte ihm, dem

Erzähler, der „Falke" gefehlt. Er führt jetzt seinen Helden in eine außerordentlich originelle Situation, durch die nicht nur auf ihn, sondern auch auf ein paar andere Personen die hellsten Lichter fallen. Man urteile selbst: seinem jungen Vertrauten hat Richard Rohleder verraten, daß er zu einer bestimmten Nachtstunde bei „Tante Fritzchen" einzusteigen und eine Muschel zu stehlen gedenke. Aus den phantastischen Lügengeschichten ist es dem Jungen ferner auch klar geworden, wem die hohe Minne Rohleders gilt. Er hat in diesen Lügengeschichten immer von einer schönen Königstochter und einem leckeren Mahle geschwärmt, und nun beschließt die junge Dame, die von ihrem seltsamen Anbeter hört, seine Phantasien einmal in die Wirklichkeit umzusetzen. Er steigt nachts ins Haus ein — und plötzlich tritt sie ihm als Königstochter entgegen, überreicht ihm die Muschel, die er stehlen will, ein leckeres Mahl wird von holden, in phantastische Gewänder gekleideten Dienerinnen aufgetragen, der betäubte und verängstigte Kerl weiß nicht, ob er wacht oder träumt, bis Tante Fritzchen, die trefflichste alte Schraube, die je den Erdboden getreten hat, dem Spuk ein Ende bereitet. Wie das geschieht, das ist fein und beachtenswert. Man staunt erst über ihr Urteil, bis man nachsinnend doch eine sittliche Genugtuung darüber verspürt.

Nicht minder originell in der Erfindung sind die folgenden Geschichten, in denen daneben Züge von großer psychologischer Feinheit erfreuen. Durch alle wandelt, als Haupt- oder Nebenfigur, Tante Fritzchen, die prächtige Kapitänswitwe, und bindet die einzelnen untereinander. Ein kluges und kräftiges, erfreuliches und liebenswertes Buch — eine Herzstärkung wie das Meiste, was Hans Hoffmann schreibt.

Zum dritten hätte ich einen schmächtigen Roman von Hermann Heiberg: „Die schwarze Marit" anzuzeigen (München 1903, Eduard Koch). Vor zwanzig Jahren wurden viele Hoffnungen auf Heiberg gesetzt. In Bleibtreus „Revolution der Literatur" wird er als „Künstler realistischen Stils", als „ganz hervorragender Vertreter" des Realismus gepriesen, „der allerdings ursprünglich nur (!) zu den sogenannten Humoristen, Schule Reuter und Raabe, gehörte", aber „seine interessante Persönlichkeit rasch in den Vordergrund des persönlichen Interesses" zu stellen wußte. Er hat sich, heißt es wörtlich in dieser Schrift, die seinerzeit solch Aufsehen erregte, die fast überall „vorbeiprophezeit" hat und die Dutzende von echten Poeten zur Guillotine schleppte — er hat sich „in der Entwicklung der Literatur als ein Bahnbrecher einen festen Platz für ewig gesichert".

Diese „Ewigkeit" hat kaum ein paar Jahre gedauert. Aus Hermann Heiberg, dem freundlichen Dichter, ward ein besserer Unterhaltungsschriftsteller, und aus dem besseren Unterhaltungsschriftsteller ward direkt — so hart das Wort ist — ein talentloser Winkelschriftsteller, der mit seinen Romanen längst jenseits des Lesbaren angelangt ist. Wir haben für einen solchen „Fall" kaum ein zweites Beispiel.

Sein neues Buch nahm ich nur vor, um eine letzte Probe zu machen. Sie war schmerzlich. Ich rede nicht erst darüber.

Dagegen gelangte von Ossip Schubin ein Roman „Refugium peccatorum“ zur Ausgabe (Berlin 1903, Gebr. Paetel), mit dem man sich immerhin auseinandersetzen kann. Ich hab' gleich am Titel mein Vergnügen gehabt. Schriftstellernde Damen haben eine Schwäche fürs Lateinische. Aus keinem anderen Grunde, als weil sie's nicht gelernt haben. Wenn jede höhere Tochter erst mensa dekliniert und im Ellendt-Seyffert so bewandert ist wie jetzt im Plötz, werden die Damen auf die lateinischen Titel verzichten. Dann wird Hermine — pardon, Hermi — o — ne — von Preuschen „Mors Imperator“, „Regina Vitae“ und „Via passionis“ verdeutschen, und Ossip Schubin ihren bisherigen drei lateinischen Titeln keinen vierten mehr folgen lassen. Aber bis dahin hat es noch gute Weile, und so lange macht sich das Lateinische dekorativ sehr gut. Es hat etwas Prachtvolles, Pompöses, Wuchtiges und Fremdes — wohlgemerkt: für diese phantasiebegabten Damen.

Ohne weiteres kann man gewöhnlich von solch einem Titel auf das Buch schließen. Phantasieerhitzung, Promethidentrotz und geniale Pose haben sich ihn meist vor die Tür gehängt und treten innen offen oder versteckter hervor.

Ossip Schubin wird von vielen, sehr vielen Leuten geschätzt. Vor einem Jahrzehnt konnte mir der Leiter einer großen deutschen Revue sagen, daß bei der Ankündigung eines neuen Schubinschen Romans — und nur bei einem solchen, trotzdem die berühmtesten Erzähler in dem Blatte zu Wort kamen — die Abonnentenzahl in die Höhe schnelle. Neben diesem Publikumserfolg versuchten einige Kritiker der Schriftstellerin auch einen literarischen Ruhm zu schaffen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich für meinen Teil die Werke dieser Dame nicht liebe. Immer, wenn ich Erzählungen von ihr, von der Marriot, von der Hillern, der Janitschek und gleichgesinnten (ob auch ungleich begabten) Schriftstellerinnen lese, freue ich mich, daß es neben ihnen noch eine Ebner-Eschenbach und eine Isolde Kurz gibt. Auch diese beiden Dichterinnen schlafen ja manchmal, aber sowohl bei der großzügigen Ruhe der Kürz wie bei der festen, etwas überlegenen Altfrauengüte der Ebner fühlt man sich frei und sicher. Man fühlt, daß da alles ruhig, gediegen, solide ist. Bei der Schubin ist alles unruhig, effektvoll, überladen, gesucht. Sie hat eine Vorliebe für aristokratische Lebensführung und äußeren Glanz, aber mehr im Sinne eines geadelten Kommerzienrats, als eines alten Geschlechts. Das Leuchtende wird zum Brennenden, das Farbenfrohe zum Grellbunten, das Wirksame zum Aufdringlichen und Knalligen. Ihre Erzählungen gehen nur auf die Nerven, nicht zum Herzen; sie sind äußerlich überhitzt und innerlich eiskalt; die blutig gepeitschte Phantasie rast von Sensation zu Sensation! Aber am Grund des Bechers liegt auch hier das Ungenügen, denn man wird mehr gequält als ergriffen und behält von fast jedem Buche einen unfreudigen, unsympathischen Eindruck zurück.

Man kann mit diesem neuen Roman „Refugium peccatorum“ die Probe aufs Exempel machen. Es genügt, wenn ich hier den Stoff andeute: ein junges Mädchen findet die eigene totgeglaubte Mutter als gewöhnliche geschminkte

Straßendirne wieder, die sich mit Verwandten ihres (der Tochter) Verlobten herumtreibt ꝛc. Man kann sich denken, was es da für Nervenzuckungen gibt. Worauf sich das „refugium peccatorum“ eigentlich bezieht, hab' ich nicht ganz sicher herausgebracht. Wahrscheinlich auf das Kloster, in das sich die Heldin zurückzieht, nachdem die heruntergekommene Mutter sich selbst, um dem Glück ihres Kindes nicht im Wege zu stehen, den Tod gegeben hat. Denkt man über diesen Schluß mit seinem Drum und Dran länger nach, so hat man den gewissen Eindruck, daß das ganze Buch verlogen ist. Übrigens wollte mir scheinen, als liebäugele Ossip Schubin stark in diesem Roman mit einem sehr „vornehmen“ und sehr „ästhetischen“ Katholizismus. Es wäre also immerhin möglich, daß man sie bald auf den Pfaden des alternden Bourget trifft, dessen aristokratische Neigungen sie ja auch sonst teilt. Aber wir brauchen schließlich nicht erst nach Frankreich zu gehen — ein deutsches Beispiel liegt näher: die Gräfin Ida Hahn-Hahn seligen Angedenkens. Es wird interessant sein, zu verfolgen, ob sich die Schwesterseelen im gleichen Hafen treffen. —

In demselben Verlage, in dem vor 1½ Jahren seine „Buddenbrooks“ erschienen, hat Thomas Mann sechs Novellen unter dem sehr willkürlichen Titel „Tristan“ veröffentlicht (Berlin 1903, S. Fischer). Die „Buddenbrooks“ waren eine so ernste künstlerische Leistung, daß man sie mannigfach sogar gegen den gleichzeitig erschienenen Jörn Uhl auszuspielen versuchte. Das konnte natürlich nicht gelingen. Denn selbst wenn man die künstlerische Begabung beider Dichter gleich setzen wollte — dann wurde eben die Frenssensche unvergleichlich geadelt und emporgehoben durch ein reines Menschentum. In Jörn Uhl war eine heldenhafte, aufrichtende herrliche Gläubigkeit, war eine so große Liebe und Begeisterung, war ein ganz erfülltes Herz — in den „Buddenbrooks“ war nur Kunst. Eine Kunst, die zum Teil außerordentlich und sehr ehrlich und höchster Achtung wert war, aber fast jenseits von Liebe und Haß stand. Es war keine Liebe in dem Buche; deshalb entsprach der Erfolg nicht ganz den künstlerischen Qualitäten. Alle Personen waren mit fabelhafter Treue, aber mit einer gewissen, kaum merklichen Satire und Überlegenheit gezeichnet.

Die sechs Novellen des „Tristan“ bezeichnen gegen die „Buddenbrooks“ einen Rückschritt — einen starken Rückschritt sogar. Seltsam genug: der große Roman sprach von einem sicheren fertigen Künstler, die kleinen Novellen hier reden von einem unsicheren, tastenden, unfertigen. Es ist möglich und ich will es hoffen, daß dieser Rückschritt nur ein solcher ist, von dem Nietzsche spricht — das Zurückschreiten, das dem Anlauf zu einem großen Sprunge vorhergeht. Aber es bleibt auffällig.

Vielleicht kann dieser Thomas Mann nur in voller Breite wirken. Dafür spricht, daß die längste Novelle auch die beste ist. Und dazu würde ja auch die Art, mit der sich sein Talent in den fast gar zu breiten Buddenbrooks gab, stimmen. Doch nicht, daß die kleinen Skizzen verunglückt sind, macht mich so stutzig, sondern, daß sie ein wenig stillos sind. Daß sie einen Fertigen als un-

ruhig Suchenden zeigen! Und ferner: die leise Satire, die man schon im Roman merkte, ist hier offener geworden, aber auch plumper. Sie hat von ihrer Feinheit eingebüßt, ist bewußter geworden und hat — ein schlimmes Zeichen — den Stil gefärbt, der nun viel Manieriertes aufweist. In den Buddenbrooks war er freier und ruhiger. Hier sieht man überall die Absicht und wird verstimmt. Nichts schrecklicher als dieses gewollte, gewaltsame Unterstreichen auf jeder Seite: seht einmal, was ich für ein Humorist und Satiriker bin.

Es braucht dabei kaum gesagt zu werden, daß Thomas Mann nichts weniger als ein Humorist ist. Ihm fehlt durchaus die Hauptsache: die große Liebe. Eigentlich findet er alle Menschen komisch. Es gibt keinen, für den er sich begeistert, den er liebt, den er ernst nimmt. Oder doch: vielleicht den Tonio in der letzten und besten Novelle. Aber — das ist er offenbar selber. Und wie will man ohne Glauben ein großes Werk schaffen? Man muß ihn hier den poetischen Nihilisten zuzählen, die der eigenen Schöpfung den Zerstörungskeim einpflanzen.

Doch, wie gesagt, hoffen wir, daß wir hier ein Übergangsbuch vor uns haben. Thomas Mann ist, wie der „Kürschner" behauptet, Redakteur am Simplicissimus. Daß ein Dichter das aushält, ist bedenklich. Bedenklicher noch, daß er dadurch nicht gerade in die entgegengesetzte Richtung hineingetrieben wird. Das zeugt von einer gewissen Temperamentlosigkeit, wie sie auch aus diesen Erzählungen redet. Der Redakteur des Simplicissimus wird natürlich auch über die Weisheit lachen, daß seine starke künstlerische Begabung nur dann wirklich fruchtbar werden kann, wenn er menschlich reicher wird. Aber ich schreibe ja diese Kritik nicht nur für ihn. Vielleicht besteht auch ein innerer Zusammenhang zwischen diesem Mangel an Liebe, an verecundia, an Glaubenskraft (wie man's nennen will) und der Unfruchtbarkeit seiner Stoffe. Unfruchtbar war eigentlich auch das Thema der „Buddenbrooks" (allerdings um so bewundernswerter die künstlerische Bewältigung), in höherem Grade unfruchtbar sind die Vorwürfe der Mehrzahl dieser Novellen. Hier fehlt der „Falke" immer; man sieht den Künstler, den Schilderer, den Charakteristiker, den Psychologen — nur den Erzähler nicht. Man würde das Buch im ganzen verzagt aus der Hand legen, wenn „Tonio Kröger", das Schlußstück, nicht wieder Hoffnung machte. Darin ist eine halbe Sehnsucht, ein Versprechen, ein Sich-Wenden. Man soll nicht zu optimistisch sein: vielleicht ist das alles nur ein Kokettieren, ein literarisches Kokettieren mit der Natur, mit dem „Bürgerlichen", mit dem Nicht-Literarischen. Denn auch das gibt es, und das tun gerade die klügsten Literaten.

Aber vorläufig ist es noch erlaubt, zu glauben . . .

Die nächsten Bücher Thomas Manns werden dann Gewißheit geben.

Bücherschau.

Drei Bühnendichtungen. Von Houston Stewart Chamberlain. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 6 Mk.

Ein Buch, vor dem der Name H. St. Chamberlain steht, ist von vornherein unserer Neugierde und Aufmerksamkeit gewiß. Und jede Besprechung, wie sie auch ausfalle, verdient mit einer Verbeugung vor dem Verfasser eröffnet zu werden. Wir haben wenig Geister in Deutschland, die ihre Bildung so künstlerisch ordnen und ausbauen und ihren Kulturbegriff so nach allen Seiten hin abzurunden und zu vertiefen wissen, wie dieser europäische Geist, der, auf deutscher Grundlage, in schwere Zeitfragen der Gegenwart so bedeutsam eingreift.

Auch diese Bühnendichtungen fallen in erster Linie durch ihren Gehalt auf. Sie sind gleichwohl nicht als „Buchdramen" gedacht und nicht für die stumme Lektüre. „Doch ist das Hausieren bei den Theaterleitungen für beide Teile gleich widerwärtig; ich weiß es aus Erfahrung und habe es für immer verschworen. Die Theaterleiter sind materiell unfähig, die Unzahl der bei ihnen eingereichten Dichtungen zu lesen; und die Annahme eines Stückes ist bisweilen grausamer als seine Ablehnung. So wurde z. B. mein „Weinbauer" vor etlichen Jahren von einer Provinzbühne angenommen; die Aufführung glich aber einer Hinrichtung: ein von dem hochweisen „Dramaturgen" bis zur Unkenntlichkeit verunstalteter Text, absurd zusammengestoppelte, sinnlose Dekorationen, übermüdete Schauspieler, die gläubig das nachsprachen, was der Souffleur ihnen vorsagte; einzig die bewegte Volksszene des zweiten Aufzuges ward lebendig aufgefaßt und wirkte gut. So werden unbekannte Dichter behandelt; nicht einmal sie selber können aus einer derartigen Karikatur kritische Belehrung über Wert und Unwert ihres Schaffens gewinnen; Ekel und Entmutigung ist das einzige, was sie davontragen." (Vorwort.) Das ist in der Tat ein ärgerliches Kapitel in unserer unerfreulichen Theaterfrage. Wie die Verhältnisse liegen, ist eine Aufführung selbst an mittelguten Provinztheatern für den Wellenschlag eines Erfolges wertlos, so lange da nicht ein größeres Zusammengehen — vielleicht in Form eines Spielplan-Bundes — dem einzelnen Theater bedeutenderen Hintergrund schafft. Man hat kürzlich in Thüringen Ähnliches vorgeschlagen. Aber wie schwer beweglich sind die Massen auf diesem Gebiete! Niemand wagt anzufangen. Und so ist noch immer Berlin der Ort, wo diese Schlachten und Scharmützel geschlagen werden.

Verzeichnenswert ist eine zweite Stelle aus diesem Vorwort: Chamberlains Stellung zu Ibsen. „Ich bewundere Ibsen, den Magus im Norden, und auch einige andere unserer weniger zauberkräftigen modernen Theaterdichter; doch finde ich ihre bürgerlichen Stücke nicht — wie ihnen manchmal vorgeworfen wird — zu wahr, sondern zu wenig wahr. Das rein historisch erfundene Melodramatische drängt sich überall durch, und zwar nur um so härter und unerträglicher, wenn eine Kinematographie des Alltäglichen es umgibt ...." Und nun, fortfahrend, deutet der Verfasser sein eigenes Wollen an: „Sollte denn die schlichte Wirklichkeit unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens, ohne Zusatz von Bühneneffekten und Tendenzen und Symbolen, nicht genug ewige Poesie und Tragik umschließen, um die Gestaltung zu lohnen?" Ich gestehe, daß ich bei dieser Schlußwendung, in die das Vorwort mündet, außerordentlich stutzte. Also, nachdem wir nun seit zwei Jahrzehnten einseitig im engbürgerlichen Drama waten mußten, weiß auch der bedeutende Chamberlain keine

olzeren und tieferen Ideale als die „schlichte Wirklichkeit unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens?“ Geht auch er also an der fundamentalen Wahrheit vorüber, daß die Poesie kein Heute und kein Gestern kennt? Menschen gestaltet der Bühnendichter — oder noch deutlicher: Menschenseelen — und zwar die Feuer und Kräfte, die in ihnen wirksam sind. Sagen wir ganz unmittelbar: Kräfte gestaltet der Dichter, die nichts weiter sind als Überschüsse seiner eigenen Kraft. Darum haben die Bühnenworte der Großen wohlgezielte Wucht. Das Persönliche, die Durchflammungskraft ist das erste — dann erst kommt der Stoff und das Kostüm, in dem er sich auswirkt. Es ist Goethe, der aus Iphigenies reifem Gemüt, aus Hermann und Dorotheas Beruhigung gegenüber der Revolution, aus Tassos Zwiespältigkeit, aus Fausts gewaltigem Suchen zu uns spricht — und weil Goethe selbst ein bedeutender Geist und ein feines Herz ist und dazu dichterische Elektrizität besitzt, so ist auch Geist und Herz seiner Menschen bedeutend. Zola war es, der, beschränkt und dreist, seinen Säufer Coupeau gegen Hamlet auszuspielen wagte mit der flott-flachen Begründung: Hamlet sei eine ihm unverständliche Nebelgestalt, seinen Säufer Coupeau aber könne man auf die Richtigkeit der Schilderung kontrollieren, denn er liefe auf nahen Gassen herum. Welche Ästhetik! Hamlet und Faust können wir unendlich mehr als auf den Gassen beobachten: Hamlet und Faust erleben wir in uns; falls ein Funken von jenem höhermenschlichen Ringen jemals in uns lebendig war. Hamlet und Faust stehen in der Zentralflamme des Lebens; sie sind höchstentwickelte Menschengeschöpfe, während jene Säufer oder Pennbrüder wenig entwickelte oder verkümmerte Schleimtiere sind. Und so sicher der Dichter jedes Werden achtet, ebenso sicher greift er doch wohl, wenn er selber hoch entwickelt ist, zu Prachtexemplaren seiner Gattung Mensch, deren architektonischer Bau einem reichverästelten gotischen Dom gleicht und nicht einer plumpen Schilfhütte der Wilden auf Neuseeland. Was sind dem Dichter die „heutigen gesellschaftlichen Zustände“? Morgen sind diese Formen weggeblasen oder verwandelt. Die Flamme in den Menschen dahinter, sie ist das A und Z aller Stoffe, alles Stils. Mit ganzer Wucht muß man dies Persönliche und Ewige betonen — gerade heute, wo wir ersticken im Milieu, wo der breit wuchernde und breit schildernde Roman alle feineren Maßstäbe verwirrt.

Und hier setzen meine Bedenken ein. Chamberlains „Weinbauer“ — das zweite der hier gedruckten Stücke — ist eine energische und teilnahmsvolle Schilderung in dramatischer Form, eine stimmungsschöne Milieu-Novelle in Dialog-Form, aber kein Drama. Im Drama steht des Menschen Lebenskraft, sozusagen destilliert von den Zufälligkeiten, unmittelbar wirkend auf Nebenmenschen, Verwicklungen schaffend, zusammenbrechend oder siegend — im Mittelpunkt. Der Dramatiker ist Menschengestalter; die Menschen packen und fesseln, und erst um ihretwillen die Geschehnisse. Shakespeare ist darin am lebensvollsten. Hier aber — die Natur des Weinbaus, die guten oder schlechten Jahre, der zufällige Verkauf des Gutes usw., das sind alles Einwirkungen, die außerhalb der Kräfte des Menschen liegen; und diese Einwirkungen sind zu übermächtig. Plastisch sind zwar die Gegensätze zwischen den festen Weinbauern und dem leichten Schiffer unten am See: aber wieder sind es zu sehr landschaftliche und soziale Gegensätze. Der ganze Stoff, dies Ringen um die Erde und schließlich dies Untergehen gleichzeitig mit dem vergehenden Weinberg, ist offenbar von Zolas Art beeinflußt. Mensch und Erde hangen auch hier aneinander und gehören zusammen. Ein breiter Stoff für einen Roman, nicht für ein Drama. Dabei will ich das Vortreffliche in manchem Dialog und an manchem Charakterstrich und besonders die vertiefte Auffassung des Ganzen nicht übersehen.

„Antigone“ ist eine Art Symphonie, von Anfang bis zu Ende musikalisch und malerisch empfunden. Mit dunklen Tönen hebt es an, webt sich ineinander, steigt zu einem starken Höhepunkt — und bricht mit einem rauhen Fortissimo und in Moll-

Akkorden jählings ab. Die Sprache ist jambisch, obwohl sie in Prosa gesetzt ist. Antigone — das ist der Inhalt — läßt sich mit ihres Bruders Leiche, die sie geborgen hat, in stolzer Ruhe einmauern von dem harten Kreon. Aber ihr Durst nach Liebe und Leben bricht nun aus in der großen Finsternis. Als jedoch Hämon, ihr Bräutigam, der sich mit ihr lebendig begraben ließ, vortritt und ungestüm mit seiner Liebe andringt — wird ihr bewußt, daß diese Art von Liebe und Leben nicht mehr die ihrige ist. „Wer wie Antigone geliebt, kann nicht weiter lieben." Sie stößt sich den Dolch in's Herz. Hämon tut es ihr nach. Zu spät kommen von draußen Rufe der Befreiung . . . Alle Achtung vor diesen vollen Akkorden! Ich kann mir aber nicht helfen: auch diese energisch gestraffte Handlung zwingt uns nicht. Uns liegt dieser Stoff zu fern; nur in Musik könnten wir ihn mitempfinden. Und selbst dann bleibt Antigones Liebe zu Polyneikes und die verbotene Bestattung, die damit verbunden ist, ein wenig dekorativ, nicht von innen her unsere Herzen bezwingend.

„Antonie", das dritte Stück, ist vielleicht von diesen gehaltvollen dramatischen Arbeiten am meisten anregend und am wenigsten befriedigend. Ein bedeutend veranlagtes und tapferes Mädchen unterdrückt ihre Liebe zu einem gleichgestimmten Jugendfreund und heiratet aus wichtig scheinenden Familien-Rücksichten (wir sehen sie nicht recht, glauben sie nicht recht!), einen achtbaren, aber ungeliebten Mann. Nun fängt das Trauerspiel und der Zwiespalt an. Unglücklich und unglücklich machend, trotz aller Tapferkeit, lebt diese ehedem so reiche Frau neben ihrem Gatten hin: — und in der Nähe droht immer der still seufzende Freund, den sie nicht vergessen kann. Dem Gatten, der bisher in sachlichen Werten aufging, wird nun nach und nach der Wert der Gattin bewußt; er ringt um sie; aber das Geheimnis ihrer Liebe kann er nicht erringen. Erst in seiner Todesstunde geht ihr die ganze Qual dieses Mannes auf; sie bricht in schwerste Selbstanklagen aus — und sie weist den wieder nahenden Freund, dem sie ja nun angehören dürfte, zurück. Sie hat es nicht verstanden, wie sie klagt, „das vollkommene Opfer zu bringen" und ihrem Gatten das ganze, ungeteilte Herz samt aller Liebe und Leidenschaft zu geben. Nun kann sie den Anblick des Freundes — der ihr übrigens während der kurzen Ehe fern geblieben — nicht mehr ertragen . . . Soweit das Problem, das sich wiederum für epische Behandlung eignet. Wir fragen: ist diese plötzliche Aufregung einer überwachten Frau (denn sie hat Tag und Nacht an des Gatten Krankenbett treulich gewacht, und alle betonen, wie angegriffen sie sei!) nicht ein wenig — hysterisch? Wir fragen zweitens: war es, im ersten Akt, wirklich notwendig, ihre Liebe zu verlassen und einem ungeliebten Mann zu folgen? Und dann: kann eine Frau dies „vollkommene Opfer" überhaupt bringen, wenn Natur und Herz so ganz und gar Verbot einlegen? Und ist diese erste Sünde, die Sünde wider Natur und Herz, nicht unendlich viel überragender als ihre verspätete Aufregung über die „Sünde", daß sie ihren Gatten nicht mit aller Leidenschaft und Innigkeit zu lieben vermochte?

Viele Fragen! Das ist für ein Drama nicht gut. F. Lienhard.

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Dr. **Oskar Weise**, Professor am Gymnasium zu Eisenberg. Leipzig, L. G. Teubner. 1903.

Ein überaus empfehlenswertes Buch, eines der seltenen, die zu kaufen für jeden Gebildeten lohnt. Ein Kompendium des Wissens über die Entwicklung unserer deutschen Muttersprache auf ihren gegenwärtigen Stand, wie es zugleich knapper, phrasenloser, gründlicher, übersichtlicher, lehrreicher kaum zu schaffen ist; das Werk eines echten deutschen Gelehrten: nüchtern, feinfühlig und fleißig, immens fleißig! Was auf diesen 300 Seiten zusammengetragen erscheint, konnte zu einer kleinen Bibliothek breitgetreten werden. Eine schulmeisterliche Arbeit, wenn man will, aber gestopft mit positiven Werten, die ganz anders ins Gewicht fallen, als das elegant geistreichelnde und

gequält tiefsinnige Geschwätz auf dem nämlichen Gebiete, mit dem fast jede Buchangebot vermehrt. Man soll sie im gebildeten Familienkreise studi 27 Aufsätze nach einander, und man wird für seine Bildung, ohne sich einen zu langweilen, überraschend viel gewinnen. Man mag in Einzelheiten hi ein Fragezeichen machen: für den Wert des Ganzen kommt das nicht in

Es ist unmöglich, den Inhalt zu detaillieren. Es handelt sich im all um die Einwirkung des sprachbildenden Gefühls auf die geschichtliche En des sprachlichen Ausdruckes. Man kann mit dem Verfasser darüber rechten diese Einwirkung durchweg, wie er tut, unter dem Gesichtspunkt des „äst Bedürfnisses behandeln darf. Im wesentlichen sicher, dafür liefern seine Ausf den Beweis. So teilt er denn diese in zwei Teile, einen allgemeinen: die Sc unserer Sprache, und einen besonderen: die Schönheiten der poetischen Ausdr Während jener die sprachbildende Arbeit des Volks klarlegt, behandelt d Anteil, den die dichterische Produktion an der Entwicklung der Ausdrucks hc Lautwirkungen; Kraft und Milde des Ausdrucks; Würde und Anmut des Au Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks; mit einem Anhang: die S die Sprache; der Volkswitz. Hier: die Sprache der Dichter, speziell Schil Goethes; Schmuck und Reinheit der Dichtersprache; ein Blick in die Dichter Einflüsse bestimmter Gegenden, besonders interessant das Kapitel über die A der Schweizer um die neuhochdeutsche Schriftsprache; Metrisches, dazu ein w Kapitel über die Volkskinderlieder.

In den Einzelheiten, deren Fülle diese Stichworte kaum ahnen lassen, is aus dem Vollen geschöpft. Ein Literaturnachweis am Schlusse gibt die Quellen an; mag man daran ermessen, was deutscher Gelehrtenfleiß heißt, schöpfen will. Victor Blüt

Jahrbuch der bildenden Kunst 1903. Unter Mitwirkung von Dr. Wol v. Seydlitz-Dresden herausgegeben von Max Marterſteig. Zweite gang. (Deutsche Jahrbuch-Gesellschaft m. b. H., Berlin.)

Der neue Jahrgang zeigt diese vortrefflich geleitete Chronik des Kur in rüstigem Fortschreiten. Der Tempel der Kunst, in dem die gläubige And Stätte haben soll, hallt heute von Debatten wider. Was uns noch immer zur Klarheit und zum endgültigen Ausdrucke des künstlerischen Zeitempfin kommen, ist die leidige Tendenz, die Absicht, die allzu sichtbarlich den Pinsel Meißel in jeder Linie führt. Immerhin beginnt das Bewußtsein dieser Tat erwachen und das Verlangen nach dem sicheren, in sich selbst ruhenden Ku als dem endlichen Ergebnisse der jahrzehntelangen Geisteswehen sich zu reg solcher Zeit hat eine fortgesetzte Revue der Erscheinungen und dessen, was d Entwicklung zu Tage treten mag, eine wichtige Aufgabe, umsomehr, wenn der Herausgeber des Jahrbuchs in der Vorrede zum zweiten Jahrgange es au sich versetzt, die Schaffenden, Meister wie Neulinge, unabhängig von jeder bal lich versperrenden, bald maßlos überflutenden Tendenz bestimmter Richtunge Kunst zu würdigen, wenn sie, „jenseits von konservativ und modern steher wahrhaftig schaffende Kraft willkommen heißt und nach dem zu würdigen suc sie aus eigenartiger Innerlichkeit an Werten für unsere künstlerische Kultur Die Durchführung dieses schwierigen Programms, für die der Herausgeber eine Reihe tüchtiger, in der künstlerischen Geistesbewegung der Gegenwart a verschiedensten Gebieten hervorgetretener Mitarbeiter herangezogen hat, verdie Lob, wenn auch die angestrebte Linie der Beurteilung nicht im einzelnen über gehalten ist, sondern als Resultat des gesamten Inhalts erscheint. Unter den beiträgen des Bandes ist namentlich eine Beleuchtung des Klingerschen Bee

einem Briefe Lichtwarks entnommen, bemerkenswert. Obwohl Lichtwark die Zeit für eine abschließende Beurteilung dieses tief problematischen Werks noch nicht für gekommen erachtet, spricht er darüber eine Reihe von Gedanken aus, die wohl ihre dauernde Geltung behalten werden. Nur in dem Fazit seiner Betrachtung wird man ihm nicht unbedingt beistimmen können, wenn er u. a. meint, dieser Beethoven könne als ein Standbild, das den stimmenden Innenraum fordert („wohin das Denkmal, des Stimmung und Andacht erwecken soll, gehört"), einen neuen Ausgangspunkt für unsere Denkmalskunst bilden. Ganz gewiß richtig ist, daß das Denkmal nicht nur in sich eine beseelte Einheit bilden, sondern auch von der Umgebung den Widerklang seiner Stimmung empfangen muß. Diese Grundbedingung fehlt der modernen Monumentalkunst, der selten ein reines Ensemble gelingt, fast gänzlich, und das ist einer der Gründe, warum wir so wenig wirkliche Denkmäler haben. Aber das bedingt nicht die Verweisung des Denkmals in den Innenraum, und ob gerade das geniale Werk Klingers, dessen „innere Mathematik" doch auch Lichtwark nicht völlig aufgegangen ist, dessen Farbigkeit ihm nicht ganz einheitlich durchgesetzt scheint, ganz das bringt, was unserem Monumentalsinne eigentlich not tut, darf wohl fraglich erscheinen. Daß Auguste Rodin, dessen Viktor Hugo auffällige Parallelen zu Klingers Werk bietet, eine eingehende Besprechung gefunden hat, ist dankenswert. Dieser starke französische Künstler, der mit seinem eisernen Naturalismus auch etwas vom Geiste der Natur selbst in seine Werke zwingt, verdient auch in Deutschland vollste Beachtung. Die reproduzierenden Künste sind in dem neuen Bande des Jahrbuchs ausgiebig berücksichtigt. Über das, was auf den Gebieten der Kunstförderung, der Denkmalspflege, der Kunstgesetzgebung geschehen oder geplant ist, wird berichtet, und die mit großem Fleiße zusammengestellten umfangreichen Verzeichnisse der Museen, Privatsammlungen, Akademieen, Kunstschulen, der Künstler und Künstlervereine, der Kunstsalons, der Kunstverleger und Kunsthandlungen, der graphischen Anstalten und Kunstwerkstätten mit allem dazugehörigen Material machen das Jahrbuch zu einem wertvollen Auskunftsbuche für jeden, der ausübend, sammelnd oder sonst zur Kunst der Gegenwart in irgend einem Verhältnisse steht. Mit Abbildungen und farbigen Kunstbeilagen ist auch der neue Jahrgang reichlich ausgestattet.

Richard Redlich.

Unter dem Dreizack. Neues Marine- und Kolonialbuch für Jung und Alt. Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.** Verlag von Velhagen & Klasing, Leipzig.

Eine der männlichen Jugend gewidmete große Sammlung von Originalbeiträgen, Erzählungen, Schilderungen von Reinhold von Werner, P. F. Nordenfels, John Willmers, Eugenie Rosenberge, Gustav Adolf Erdmann, Helene Pichler-Felsing, Herm. von Wissmann, Graf Bernstorff, A. Leue, Ernst Förster, Schulze-Lübeck, H. Seidel, Nautikus, Julius Stinde, E. Baasch, Lehmann-Felkowski, Otto Finsch, Reinhold Fuchs, Felix Dahn, Carl Busse, Gustav Schwab, Graf Joachim von Pfeil, Julius Wolff, Julius Lohmeyer u. a. Ein Seitenstück zu Reinh. Werners Flottenbuch. Preis M. 10.

Zu unserem Bedauern sind in dem Aufsatz unseres hochverehrten Mitarbeiters, des Herrn Museumsdirektors **Dr. Janitsch**-Breslau im Juniheft die Korrekturen des Herrn Verfassers ohne dessen Schuld unberücksichtigt geblieben. Wir bedauern dieses Versehen außerordentlich und bitten es mit dem großen Mangel an Zeit zu entschuldigen, unter dem die Druckerei bei Fertigstellung des vorigen Heftes gelitten hat.

Die Redaktion.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

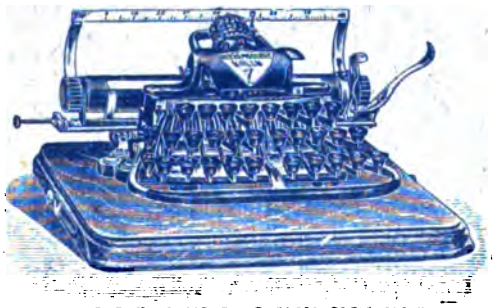
Amerikanische Schreibtische.

Größte Auswahl in **Rolljalousie-, Steh-** und **Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Notenschränken etc.**

Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Neuer illustrierter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer



(D. R.-P. No. 53295, 59697, 64886, 70716, 81061)

vereinigt bei einfachster u. garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Überall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Größte Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

Pfarrer Dr. Hermann Franke

Christentum und Darwinismus

in ihrer Versöhnung.

X. 120 Seiten. ◦ Vornehm ausgestattet:

Geheftet M. 2.—. ◦ Gebunden M. 3.—.

„Das ist ein Buch, modern im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich in seinem Buch ein hohes Ziel gesteckt: die Versöhnung zwischen Christentum und Darwinismus, wohlverstanden: dem eigentlichen Darwinismus. Er will zeigen, daß das, was das Grundlegende im Darwinismus ist, nämlich der Entwickelungsgedanke, durchaus nicht gegen das Christentum verstößt, welches seinem Wesen nach selbst „evolutionistisch“ ist. Die Verbindung des Darwinismus mit dem Materialismus, in welcher Vereinigung der erstere leider fast ausschließlich in die Masse gedrungen ist, ist durchaus zufällig und dem Grundzug des Darwinismus zudem völlig widersprechend. Man mag in Einzelheiten dem Verfasser nicht zustimmen können, aber unbestritten wird ihm das Verdienst bleiben müssen, den gegenwärtigen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen seiner Lösung um einen bedeutenden Schritt näher gebracht zu haben. **Möchten recht viele unter den Gebildeten, vor allem auch recht viel Geistliche, die nicht achtlos an den die Gegenwart bewegenden Fragen vorübergehen wollen, dies Buch zur Hand nehmen! Sie werden es nicht ohne geistigen Gewinn fortlegen.**“

»Herr bin ich's?«

Sieben Passionsbetrachtungen

in Bildern aus der Leidensgeschichte.

Geheftet Mk. 1.—. ◦ Gebunden Mk. 2.—.

Alexander Duncker. Berlin W. 35

Lützowstraße 43.

Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

finzel
schrift
gegenwart

Jahrgang 1902/3. Augustheft.

Inhalt des Augustheftes:

	Seite
Ludwig Uhland: Leitspruch	641
Julius Lohmeyer: Schloss Hohenzipp. Novelle II.	641
Ernst Muellenbach: Vorspuk	664
Otto March: Unsere Wohnung	665
Goethe: zu Eckermann 1831	672
Friedrich Ratzel: Heinrich Schurtz. Ein Gedenkwort	674
Heinrich Schurtz: Spanien nach seiner Niederlage	675
Ferdinand Noack: Antike Kunst und Kultur im Lichte der grossen Ausgrabungen. III. Apollinische Kunststätten	691
H. S. Chamberlain: Aus dem Vorwort der 4. Auflage der „Grundlagen“	707
W. K. A. Nippold: Nacht im Gebirg. Sonette	708
Karl v. Stengel: Die Kaiseridee	709
Heinrich Spies: Otto Güdemeister. (13. März 1823—29. Aug. 1902.)	715
Karl König: Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott	728
Goethe: Meine Religion	739
Professor Dr. K. Dove: Südwestafrika, eine deutsche Heilstätte der Zukunft	740
Heinrich von Treitschke: Aus der „Politik“	749
Isolde Kurz: Aus dem neuen Gedichtband. Der schwarze Reiter	750
Rudolf Krauss: Eduard Paulus	751
E. von Bülow: Der Wind verweht den Blütenschaum	754
Wilhelm Haacke: Die Mutationslehre	755
Theodor Schiemann: Über auswärtige Politik	760
Wilhelm von Massow: Über innere Politik	766
Richard Wagner: Aus: „Wollen wir hoffen“	772
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	773
Aus neuen Büchern	781
Paul Dehn: Das Deutschtum im Auslande	782
Carl Busse: Über neuere Literatur	788
Bücherbesprechungen (Schowalter, Rohne, v. Blomberg, V. Blüthgen)	797

Die „Deutsche Monatsschrift“ erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“,

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW. 12 über „Gediegene Reise-Lektüre“ beigefügt.

Man soll die Grundsäulen des
Lebens einfach stehen lassen und d
Ehrwürdige bejahen. Ludwig

Schloss Hohenzipp.

Novelle

von

Julius Lohmeyer.

V.

(Fortsetz

Es war vor etwa zwei Stunden gewesen, als der Freiherr den Ka
diener hereingeschellt hatte.

„Sieh' doch einmal, Franz, wer eben wie toll aus dem Schloßhof

Franz trat an das Fenster; er mußte eine Weile warten, bi
Wagen unter den Linden hervor in den Schloßweg einbog.

„Es ist der junge Herr mit den Rappen."

„Mit den Rappen?" fragte der Freiherr befremdet und kopfschü

Jetzt — es war gegen fünf Uhr — tönten wieder die Hu
dem Pflaster des Schloßhofes. Der Freiherr klingelte aufs neue.

„Sind das nicht wieder die Rappen?" fragte er.

Nach einer Minute trat Franz ins Zimmer zurück. „Ja,
Baron, es sind die Rappen. Der Herr Assessor sitzt im kleinen
wagen."

„Der Assessor?! Und die Tiere rasen ja nur so den Berg herunt
Alle Teufel, wer ist hier der Herr?!" Mühsam, mit Gewalt, richte
Kranke sich auf und befahl: „Rufe mir meinen Sohn."

* * *

Der Wunsch des Vaters, ihn zu sehen, erschreckte Bernhard bi
Innerste hinein.

Gewiß wollte der Vater über die beim Kommerzienrat gen
Anleihe reden. Ahnte er vielleicht gar seine jetzige verzweifelte La

Wenn nur erst Antwort vom Bankier da war! Aber die konn
dreiviertel Stunden nicht eintreffen.

Was war zu tun?

Die Baronin riet zu zögern.

Beide ſtanden ſchweigend am Fenſter und ſahen auf die Linden hinaus.

Nach einer viertel Stunde erſchien Franz wieder.

„Der Herr Baron befehlen dem jungen Herrn, zu ihm zu kommen.“ —

Bernhard eilte den Flur entlang. Als er beim Vater eintrat, war Thekla um ihn beſchäftigt, ſie reichte ihm Wein und Ei und legte ihm Kiſſen und Decke zurecht.

Bernhard blieb in einiger Entfernung vom Vater ſtehen.

Dieſer wehrte die Tochter zur Seite.

Seine Augen ſchienen ſeit heute Mittag noch tiefer eingeſunken, und die Backenknochen traten noch beängſtigender aus dem weißen Bart hervor.

„Muß dich dein kranker Vater zu ſich befehlen laſſen?“ ſagte er matt mit leiſem Vorwurf.

„Verzeih', Mutter — bedurfte gerade meiner —“

„Thekla verweigert mir die Antwort, ſage du mir alſo: was hat dieſer Schnüffler in meinem Jagdwagen mit meinen Rappen wie unſinnig davon zu jagen?“

„Vater, ich möchte es dir nicht ſagen. Ich möchte dich nicht aufregen. Heute nicht, jetzt nicht — —“

„Hältſt du mich ſchon für ſo hirnſchwach, daß ich nicht merken ſollte, wozu euer Herumjagen in Szene geſetzt wird? Du haſt wieder Wechſelſchulden, du brauchſt Geld, er ſoll es dir hinter meinem Rücken beſchaffen, du mußt es heute noch haben!“

Der Freiherr ſchwieg einen Augenblick und fixierte mit kummervollen Blicken den Sohn. „Du kannſt es nicht leugnen.“

„Vater, ich ſage es dir ein ander Mal, du biſt angegriffen heute —“

„Nun, du lügſt wenigſtens nicht .... Geh', Mädchen, geh'. Du ſollſt das nicht hören, was ich Bernhard zu ſagen habe, nicht von ihm hören, was ein Zippwitz zu tun imſtande war.“

Thekla verließ das Zimmer, mit einem mitleidigen Blick auf den Bruder.

Die Tür ſchnappte ins Schloß.

Einen Augenblick wartete der Freiherr noch, dann begann er leiſe, mit zitternder Stimme: „Du haſt deinen Vater belogen, betrogen! Du gabſt mir dein Wort, keine Schulden mehr zu haben. Der Rat hat mir die Wahrheit geſagt. Er hat dir 35 000 Mark geliehen.“

„Nicht mir, sondern Mutter; schon vor einem halben Jal
„Larifari, — für deine Schulden!"
„Zum Teil."
„Du hast mich also — betrogen! Da stehst du feig un
kein Wort — kannst du — erwidern."
Es war, als suche der Freiherr alle Worte zusammen, die l
kränken, demütigen konnten.
„Ich wollte dir nicht weh tun," sagte Bernhard.
„Ja, ja, so sagt man immer, wenn man sich selbst nicht
will .... O Bernhard, Wahrhaftigkeit war noch das Beste
Jetzt ist auch das — dahin. Es ist kein Halt, keine Scheu, kein
mehr in dir. Du — besudelst deine Ehre!"
Bernhards weiche Stimmung verflog.
„Nein, Vater," erwiderte er bestimmt, fast heftig. „Das
nicht getan."
„So! Nicht getan! Jetzt mußt du zittern und zagen, o
Schnüffel dir das Geld bringen wird, — ob es Meyer oder w
gefallen wird, dem Erben von Hohenzipp soviel Vertrauen zu
Mußt vor deinem Vater wie ein Ertappter stehen. Und hast kei
dafür, daß deine Ehre darunter zu Grunde geht? Wie? ...
was? Du hast gespielt!"
„Ich konnte es nicht wohl ablehnen."
Die Gewißheit, daß er richtig geahnt hatte, erschütterte d
herrn dermaßen, daß er einige Augenblicke mit stieren Augen da
vergebens nach Luft rang.
„An — wen hast du verloren?" kam es dann heiser aus
Munde.
„An Graf Schratt, den Onkel."
„An einen Schratt!" rief der Freiherr fast entsetzt und sch
Hände ineinander. „An einen Schratt! Ein Zippwitz muß vo
Schratt zittern!" — — Er lehnte den Kopf hintenüber, um dann
fast gleichgültig zu fragen: „Wieviel hat dir der Graf abgenon
Bernhard wand sich hin und her. „Laß doch, Vater —"
„Gut, ich will es nicht wissen. So geh', beschaffe dir das
Der Kranke schloß die Augen. Er war zu Ende mit seine
Draußen hörte man jetzt den Wagen eilig in den Schloßhof
In Bernhard kämpfte und rang es. So durfte er den Vat
verlassen, vielleicht sah er ihn nicht wieder. Noch einmal stieg jen
langen heiß wie vor zwei Stunden in ihm auf, dem Vater seine

Versprechungen für die Zukunft zu machen, aber das Bewußtsein seiner Schuld, die Hoffnungslosigkeit, das Vertrauen des Vaters sich jetzt noch einmal zu gewinnen, ließen ihn zögern. Vor allem befürchtete er, der Vater werde in diesem Augenblick das Gelübde des Sohnes in Verbindung bringen mit dem Wunsche, das Geld zu erhalten. Dieser Gedanke lähmte Bernhards Mut.

Dazwischen schoß ihm die Sorge durch den Kopf, ob Irmler das Geld erhalten habe.

So schwankte es erregt hin und her in seinem Innern.

Und doch, bei jedem Blick auf den gequälten teuren Greis, zog es sein ganzes Gefühl hin zu ihm. Er allein konnte ihm ja noch Trost und Hoffen bringen. Es war ein Sterbender, den er vor sich sah! ... Sein Vater, sein edler Vater! Was er in diesem Augenblick nicht tat, konnte er nie mehr tun .... Er machte einige Schritte auf den Vater zu, er wollte die Hände nach ihm ausstrecken — — da ging die Tür. Bernhard sah sich um, seine Mutter stand auf der Schwelle.

Bleich, mit zusammengepreßtem Mund, trat sie ein. Sie warf Bernhard einen finsteren Blick zu, zuckte die Achseln. Irmler hatte also das Geld nicht gebracht.

Die Kunde erschütterte Bernhard tief, nicht so sehr wegen all' der schweren Folgen, welche dieser Fehlschlag haben konnte, — in diesem Augenblick trat ja alles für ihn in den Hintergrund, — aber jetzt war er auf die Hülfe des Vaters angewiesen, er mußte sie erbitten, und konnte er ihm nun danach noch mit den Beteuerungen seiner Reue, mit seinem hohen Gelöbnis kommen? Wie konnte er danach Glauben und Vertrauen von ihm erhoffen dürfen? Sollte, konnte er das Bild eines Heuchlers dem Vater in dieser Stunde auch noch bieten?

„Lieber Botho", begann die Baronin „Bernhard hat sehr leichtsinnig gehandelt und verdient harten Tadel, aber jetzt muß das Geld beschafft werden, in einer halben Stunde wäre es zu spät; um 6 Uhr geht der Zug, um 9 Uhr müssen im Klub die 5000 Mark gezahlt werden."

Der Freiherr stöhnte, ohne den Kopf aus seinen Kissen zu erheben oder einen der Anwesenden anzublicken.

„Graf Schratt erwartet ihn, es ist keine Minute mehr zu verlieren, gib mir die Schlüssel."

„Nimm die Schlüssel, hier sind sie", stammelte der Freiherr, ohne die Augen zu öffnen. Die Baronin ergriff das Bund und eilte an den Geldschrank, der in einer Nische an der hinteren Wand des Zimmers stand. Sie tastete ungeduldig an den Schlüsseln herum, bis sie den ge-

ſuchten fand, ſie probierte unruhig hin und her, um die Sd öffnen, doch vergeblich.

Bernhard ſtand unter der Laſt der väterlichen Verachtun Gerichteter. „Du biſt ſehr ungeſchickt!“ rief der Freiherr ur Die Baronin drückte nochmals, da ſprang die große Stahltür

„Dort oben rechts, — nein, nicht da! Dort rechts!“ rief herr, ihr zuſehend und immer heftiger werdend. „Rechts! ſage Bündel! So! Da — tiefer dahinter!“ ſchrie er. „Du kom zurecht, rufe Thekla!“

Bernhard war, furchtbar gemartert von des Vaters Erreg doch unfähig, Einhalt zu tun, einige Schritte vorgewankt, da er wieder unbeweglich.

Die Baronin hatte endlich das geſuchte Packet ergriffen ur die Schleife des Bandes.

„Es war die zurechtgelegte Anzahlung für Gröditz“, ſe Freiherr. „Zähle nach, es ſind 8000 Mark.“

Die Baronin hatte die Papiere auf den Tiſch gebreitet, erduldete die qualvollſten Minuten ſeines Lebens; ſie unterſ Papiere wieder und wieder, doch ſchien ſie ſich nicht zurechtfi können.

Der Freiherr fuhr wütend auf: „Ich ſage dir, du rufſt Du kommſt doch nicht damit zuſtande.“

Jetzt gehorchte ſie und klopfte an die Tür des Neben Die Tochter eilte herein.

Die Baronin, die unter den heftigen Ausbrüchen ihres immer ruhiger geworden ſchien, winkte Thekla. „Zähle von dieſen 5000 Mark ab.“

Die Papiere lagen abgezählt, die Baronin knüpfte haſ Schleife um das Packet und reichte es Bernhard.

„Verzeih, Botho“, ſagte ſie dann, „Bernhard muß jetzt fo die höchſte Zeit.“

Der Freiherr nickte reſigniert zuſtimmend, aber Bernhar immer noch wie angewurzelt, die Augen in heißem Verlangen Vater gerichtet. Jetzt traf ihn deſſen ſchmerzvoll hülfeſuchender

„Und du haſt mir gar nichts mehr zu ſagen, Bernhard? der Alte, als gälte es Abſchied für immer zu nehmen.

Da überkam es Bernhard mit niederbrechender Gewa ſchleuderte den Pack auf den Boden, daß die Papiere auseinand

und stürzte zum Vater hin, vor ihm in die Kniee. Er umfaßte seinen Körper.

Die Baronin sah mit ineinander gekrampften Händen, Unruhe und Sorge im Herzen, auf Vater und Sohn. „Vater!“ rief Bernhard. „Ich will alles tun, was du willst, — hierbleiben, den Dienst aufgeben — dir helfen —“

Der Freiherr schluchzte plötzlich auf.

„Mein Herz, mein Herz!“

Sein Haupt fiel schwer vornüber, noch ein paarmal stöhnte er auf — —, dann blieb seine Gestalt unbeweglich.

Alle standen in tiefer Erstarrung. Kein Zweifel, — es war zu Ende!

Bernhard schrie auf, umfaßte den Regungslosen und barg schluchzend sein Haupt an der Brust des Dahingeschiedenen. Weinend trat Thekla näher, für einen Augenblick auch die Baronin, dann aber riß sie Bernhard am Arm empor. „Bernhard, Bernhard, es hilft ja alles nichts, du mußt dich losreißen, in wenigen Minuten ist es zu spät.“

„Mag es sein!“ rief Bernhard und wehrte die Mutter streng ab, indem er den toten Vater wieder heftig umschlang. „Meinetwegen mag es zu spät sein!“

VI.

Es war in der Morgendämmerung am zweiten Tage nach dem Tode des Freiherrn.

Thekla lag mit offenen, starren Augen auf ihrem Lager. Sie war von dem lauten, ziehenden Schlagen und Schluchzen der Nachtigall vor ihrem Fenster erwacht und lauschte zum Schloßpark hinüber.

Und plötzlich kam es ihr zum Bewußtsein, daß er nicht mehr war, in dessen Schutz ihr Leben, ihre ganze Jugend glücklich hingeflossen war.

Wie oft hatte sie ihn auf seinen Pürschfahrten begleitet und war mit ihm durch den Wald und über die Felder gewandert! Das war nun für immer aus! Morgen fuhren sie ihn mit dem Leichenwagen nach der Ahnengruft in Rodenburg.

Sie erhob sich rasch, kleidete sich an und schritt durch den leeren Flur nach dem großen Saal hinüber. Behutsam öffnete sie die Flügeltür. Da lag der Freiherr im schwarz verhangenen Zimmer auf einem mächtigen schwarzen Katafalk. Der brave Simon und Franz, der alte Kammerdiener, die bei dem Todten gewacht hatten, erhoben sich ehrerbietig und zogen sich leise ins Nebenzimmer zurück.

Man hatte den Vater in seine Ulanenuniform gekleidet, die er nur zu tragen pflegte, wenn der Kaiser bei den Manövern im Schlosse wohnte. Nur einmal entsann sich Thekla ihn darin gesehn zu haben. Er kam ihr so fremd vor in dem blauen Rock. Hätten sie ihm doch seine Joppe angezogen, in der er durch den Wald gefahren war!

Man hatte den lieben schlichten Mann in eine große pomphafte Trauerlüge gehüllt; die Schuld, daß sie ihm die letzten Augenblicke seines Lebens vergiftet hatten, konnten sie damit nicht von sich abwälzen.

Es war Thekla, als müsse sie den lieben Hingeschiedenen trösten: sie streichelte und küßte die kalten, schweren Hände. Auf seinem stillen, verfallenen Antlitz lag ein schmerzvoller Zug der Hoffnungslosigkeit, wie das Weh eines nutzlos in Mühe verbrachten Lebens. Da brach es in heftigem Schluchzen aus ihr hervor: „Nicht wahr, wir haben uns immer verstanden? Du bist mein guter Vater, ich bleibe deine gute Thekla?" Sie richtete sich mit einem Seufzer empor.

Dann nahm sie Abschied von dem teuren Todten, indem sie ihm noch einmal die Hand küßte, und ging leise hinaus, die Treppe hinunter, den linken Schloßflügel entlang zu der Tür, die über die geschwungene Brücke nach dem Park hinüberführte. Sie sah nach der Uhr; in einer halben Stunde erwartete Viktor sie im Schloßwalde.

Gestern, als er oben gewesen war, um so warm zu ihr zu sprechen, hatte er Thekla um diese Zusammenkunft gebeten, und sie hatte in unwiderstehlichem Herzensbedürfnis zugestimmt.

Im Park hingen noch die Schleier der Nacht. Als sie über die kleine, weiße Birkenstamm-Brücke schritt, die kurz vor der Mündung des Baches in den Teich über ersteren hinwegführte, da erhoben sich rauschend zwei Wildenten aus dem Wasser und strebten über den Ahornwipfeln dem Freien zu.

Nun trat sie an das offene Halbrund, von wo aus der Blick über eine Lichtung frei ins Tal hinabtaucht; reges Leben drang aus dem rauchgeschwärzten Häusergewirr der sich weit am Fluß hinziehenden Wolfram'schen Fabrik. Die Schlote qualmten, die Hochöfen flammten, das Pfeifen der Dampfmaschinen, das Pochen, Dröhnen und Hallen der Hämmer, das schleifende Rollen der Lastwagen, das Geschwirr und Gestöhn der Räder tönte zu ihr hinauf. Fleiß und Arbeit von hunderten ungekannter, ungenannter Menschenbrüder war da unten schon erwacht.

Es war wie eine andere Welt, eine neue Welt.

Ein von der Arbeit geschwärzter, aber kräftiger Emporkömmling, der nach Betätigung drängte, nach Geltung rang.

Thekla trat durch das Parkgittertor. Am grauen Stamm der breiten Buche, links von dem Eingang, lehnte Viktor bereits ihrer harrend. Jetzt kam er ihr langsam entgegen.

Eine unsagbare Aufregung bemächtigte sich Theklas bei seinem Anblick; all das Durchlebte hatte ihr Inneres aufgewühlt, und als sie nun des Jugendfreundes Blick so ernst und tief auf sich gerichtet sah, da konnte sie ihre Gefühle nicht mehr bemeistern; in der unbewußten Empfindung, daß sie zu ihm gehöre, warf sie sich schluchzend an seine Brust.

Er hielt sie zart umfaßt, streichelte ihr Haar, küßte sie auf die Stirn.

„Thekla! Ich bitte Sie, fassen Sie Mut! . . . Und zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich trotz aller Trauer glücklich sein kann."

Sie machte sich los und trocknete ihre Tränen. „O nein, ich nicht, Viktor!"

„Freilich, Sie dürfen nur Ihres geliebten Vaters denken. Aber es werden auch wieder hellere Tage kommen, und ich — ich möchte sie Ihnen recht, recht hell machen!"

Sie warf ihm einen tieftraurigen Blick zu. Dann schüttelte sie den Kopf. „Es wird nun alles anders werden," erwiderte sie mutlos.

„Hat Ihre Mutter mit Ihnen gesprochen?"

„Ja."

„Und was sagte sie?"

„Ach das — das kann ich garnicht wiederholen, jedenfalls sehe ich eins klar: Der Gegensatz zu Ihrem Vater ist jetzt schon unüberbrückbar geworden, und wie soll das erst werden, wenn er das Amt übernimmt!" Sie machte eine Pause, dann fuhr sie leise, wie fragend, fort: „Vielleicht, wenn er es nicht täte — —"

Ernst, die Augen niederschlagend, entgegnete Viktor: „Er hat es Ihrem Vater versprochen."

„Aber man weiß ja garnicht, ob Papa eine Bestimmung darüber hinterlassen hat —"

„Und wenn auch nicht, sein letzter Wunsch muß uns heilig sein."

Thekla zuckte die Achseln. „Wenn Mama und Bernhard es nur auch wollen!"

Heftig faßte Viktor die Hand des jungen Mädchens.

„Thekla —" begann er dringend, „lassen Sie uns immer den Weg der Ehre, der Rechtlichkeit gehen! Wir dürfen nie zugeben, daß der letzte Wille des Sterbenden mißachtet werde, selbst wenn er nicht verbrieft und versiegelt sich vorfände."

Mit feuchten Augen blickte Thekla sinnend in die Ferne.

Einen Augenblick betrachtete Viktor sie, dann sagte er leise: „Thekla, ich glaubte, Sie könnten stark sein!"

Das junge Mädchen senkte errötend die Augen.

„Das kann ich wohl," erwiderte sie, — „aber sie ist meine Mutter, und ich muß ihr schließlich gehorsam sein."

Viktor ließ Theklas Hand los.

Plötzlich schauerte Thekla zusammen und zog ihr Tuch fester um die Schultern.

„Ich muß wieder hinauf — Mutter wird mich vermissen. — Leben Sie wohl!"

Sie sah ihn an mit einem todestraurigen Blick.

Da aber brach sein Trotz, sein Wagemut sich Bahn. Wieder ergriff er ihre Hand und hielt sie fest umschlossen.

„Thekla, wissen Sie denn nicht, wie lieb ich Sie habe?!" rief er aus, ihr tief in die Augen blickend .... „Daß ich Sie lieber habe als alles auf der Welt? Daß ich Vater, Mutter und Heimat lassen würde um Ihretwillen? ... Daß ich die Luft beneide, die Sie umgibt? Daß ich — daß ich — ach, Thekla, Thekla —"

Er legte seinen Arm um sie und zog sie an sich. Sie wehrte ihm nicht, sie sah zu ihm empor.

„Viktor!" sagte sie leise und innig.

Da küßte er sie.

Und dann rief er wie berauscht: „Ist es denn möglich?! ... Ich fühle mich ja so unwürdig, ich fasse es nicht, daß Sie — Sie! — Ja, ist es wirklich so, Thekla? Ach sagen Sie 's mir: Haben Sie mich auch lieb?"

„Ja!" erwiderte sie. „Von Herzen!"

Und sie vergaßen Tod und Betrübnis in dem Bekenntnis ihrer Liebe.

VII.

Es hatte nach dem grollenden Abendgewitter die ganze Nacht hindurch heftig geregnet. Wallend hoben und senkten sich die grauen Nebelwogen drunten im Tal, von immer neuen Regenschauern niedergehalten.

Thekla stand im aschfarbenen Morgendämmern am Fenster ihres im zweiten Stockwerk gelegenen Zimmers, das nach dem Schloßhof hinausging. Mühvoll glomm im Osten des Tages Glut unter den lastenden Wolkenbergen herauf. Von den hohen Dächern rauschte es triefend hernieder.

Die hochgegiebelte Hoffront des Schlosses, von der in breiten Flächen der gelbe Putz abgebröckelt war, so daß überall die graue Steinwand hervortrat, wo sie nicht von dichtem Efeugerank bedeckt war, stieg in schwachen Umrissen aus dem Nebeldunst auf; von dort aus sah man kaum die Umrisse der langgestreckten gegenüberliegenden Gebäude des Verwalter- und Gärtnerhauses, die den Schloßhof vom Park trennten, durch die dichten Regenschauer herüber. Aus den Regenrinnen stürzten plätschernd die Wasser in mächtigen Strömen auf den Hof nieder.

Das Steinwappen über dem breiten Vordach des Portals, mit seinen beiden ungefügen Wappenlöwen, war mit schwarzem Flor verhüllt.

Die triefenden Laubdächer der Hoflinden verdeckten den Schloßbrunnen, dessen Eisengitterwerk heute lange schwarze Schleifen trug.

Thekla stand und schaute in den Schloßhof hinunter.

Ein fast lautloses Hasten hin und her ging vom Schloßhof die breite Rampe, die Treppen und Fluren hinauf und hinab.

Gegen acht Uhr begann ein lebhaftes Treiben auf der Rampe des Schlosses, langsam bogen triefende Kutschen, eine hinter der anderen, von dem Schloßweg in den Hofraum ein. Sie fuhren die Rampe hinauf, hielten unter dem Vordach; dunkle, verhüllte Gestalten huschten aus dem Innern der Wagen in das Schloßportal; klappend flogen die Schläge zu, und langsam wieder anrückend bog Wagen um Wagen an der anderen Seite der Rampe herunter, um die Linden herum. Dort harrte die Wagenburg in dichten Reihen nebeneinander des Endes der Totenfeier. Und nun tauchte im Hoftor ein schwerfälliges Gespann auf, mit versilbertem Dach und Kreuz, von vier schwarz verhangenen Rossen langsam einhergezogen. Schwarze Federwedel schwenkten steif und gespenstig auf den Häuptern der Pferde einher. Schritt für Schritt zogen sie heran, unerbittlich sicher kam der offene Prunkwagen des Todes näher und näher und hielt jetzt breit und stattlich auf der Rampe.

Thekla wendete sich erschauernd vom Fenster ab.

Drunten im dunkel verhangenen Saal, wo der geschlossene Metallsarg — von Kränzen und Palmwedeln verdeckt — auf der schwarz bekleideten Estrade stand, sammelte sich, durch die hohe Mitteltür kommend, die Schar der Leidtragenden: Der Adel der Nachbarschaft, eine Abordnung der städtischen Behörden von Rodenburg, der Gerichtspräsident, Offiziere der Dragoner-Schwadron, — diese alle zur Linken der Familienmitglieder; auf der rechten Seite, mehr nach dem Ausgange zu, die Pächter und Beamten der Zippwitz'schen Güter, Förster Winter, Verwalter Karger an ihrer Spitze.

Kammerherr Graf Emil von Schratt, einen mächtigen Lorbeerkranz haltend, ging feierlichen, langsamen Schrittes auf die Baronin zu, die auf Thekla gestützt, im lang herabwallenden Witwenschleier, das Haupt hoch erhoben, dem Sarge gegenüber stand, umgeben von ihren Kindern und dem Schwager Hermann.

Graf Schratt, jetzt ein schlanker Fünfziger mit wenigem ergrauten Haar, das kleine dunkle Schnurrbärtchen keck aufgesetzt, galt in seinen Jugendjahren für einen der schönsten, liebenswürdigsten Männer des Hofes, doch wurde er stets mehr gefürchtet als geliebt; weltmännisch, schlagfertig und gewandt wußte er sich rücksichtslos zur Geltung zu bringen, ohne danach zu fragen, ob er anderen schadete. Seit dem Tode seiner Frau lebte er nur noch mit seiner Tochter Wanda zusammen; sein Sohn wurde im Kadettenhause erzogen.

Nachdem er sich vor der Baronin verbeugt hatte, sagte er leise: „Ich habe die Ehre, im Auftrage Seiner Majestät des Königs diesen Kranz am Sarge des Entschlafenen niederzulegen und Ihnen, gnädige Frau, das allerhöchste Beileid hiermit auszusprechen.“ Eine ebenso feierliche Verbeugung folgte, die Baronin neigte langsam ihr Haupt, und Baron Schratt begab sich unter allgemeiner Aufmerksamkeit an den Sarg, wo er den Kranz mit Hülfe der beiden Wache haltenden Jäger aufstellte.

Erst dann, nochmals zur Baronin zurückkehrend, gab er für sich persönlich einige Worte der Teilnahme hinzu, küßte die ihm dargebotene Hand der Witwe und verneigte sich vor den übrigen Familienmitgliedern. Mit besonderer Aufmerksamkeit blieb bei dieser Gelegenheit sein Blick auf der schlanken Erscheinung Theklas haften. Nun erst mischte er sich zwischen die übrigen Herren der Nachbarschaft, die ihn ehrerbietig begrüßten.

Fast zuletzt erschien Rat Wolfram mit Viktor, schritt sicheren Schrittes auf Bernhard zu, dem er die Hand reichte, verneigte sich gleich Viktor vor den Damen und stellte sich der Adelsgruppe zur Seite.

Pastor Ruthard ließ lange auf sich warten. Aus der anfangs atemlosen Stille erhob sich im weiten Raume nach und nach ein Flüstern, ein gedämpftes Gemurmel, bis schließlich ein pietätloses Stimmengewirr aufwogte, als besänne sich das Leben, von der Majestät des Todes nicht länger gezügelt, auf seine eigenen Rechte.

Bernhard, den die erwachte Unruhe peinlich berührte, sah verdrossen in die Versammlung, mit der ihn nach seiner Meinung noch vor wenigen Minuten ein gemeinsames Gefühl verbunden hatte, während die Baronin in ihrer angelegentlichen Unterhaltung mit dem Grafen Schratt kaum

etwas von der wachsenden Unruhe zu bemerken schien. Auch Bernhards Gedanken schweiften schließlich aus dieser Trauerversammlung heraus; er sah die Gestalt der Tochter des Grafen vor sich auftauchen, der viel umworbenen Wanda Schratt. Das letzte Mal hatte er sie beim Rennen gesehen. Eine unangenehme Empfindung überkam ihn, als er an den Kranz der Herren dachte, der sie da umgeben hatte; Bernhard hatte sich nicht vordrängen wollen, um nicht ein Zähler unter den vielen zu sein. Nachher aber war er mit ihr und ihrem Vater, dem er sich genähert, im Hotel gewesen, und dort hatten sie zu dritt mit einander gespeist; Wanda war von bestrickender Laune, und hin und wieder hatte der Blick ihrer dunklen Augen verführerisch zu ihm gesprochen. Ein bekannter Grundbesitzer und Reichstagsabgeordneter war gekommen und hatte den Vater mit Beschlag belegt, und nun war es ihm möglich gewesen, ungezwungener mit ihr plaudern zu können. Das Gespräch drehte sich um die Ereignisse des Tages, dann um die Heimat, Erinnerungen an die Jugend wurden aufgefrischt. Wie natürlich und lieb hatte sie da geschienen! Ihre Fröhlichkeit war geradezu in Ausgelassenheit übergegangen, als sie der Reihe nach alle die gemeinsamen Bekannten der Heimat durchgenommen hatten. Überhaupt, wie lustig konnte sie sein! Niemand sah sie eigentlich je anders als lustig. Freilich, sobald er einen etwas wärmeren Ton anzuschlagen wagte, schien sie ihn nicht zu verstehen. Sie war wohl so sehr an Huldigungen gewöhnt, daß ihr solch kleine Gefühlsanstrengungen gar nicht als etwas Beachtenswertes erschienen! . . . Aber diese Blicke aus den schwarzen Augen, flüchtig wie ein Schauer, so daß es ihn wie mit einem Wonnestrom übergoß . . . War das nur so unbewußt, so unbeabsichtigt gewesen? . . . Der Gedanke, daß er ihr vielleicht doch mehr war, als sie ihm zeigen mochte, berauschte ihn geradezu, hier mitten in der Trauerversammlung, am Sarge seines Vaters. Er machte sich Vorwürfe. Er richtete seine Gedanken fest auf das Bild des Vaters. Der hätte seine Wahl nicht gebilligt, er hätte ihm gesagt: „Ein dauerndes Glück wirst du an der Seite dieses nur in der Gesellschaft lebenden jungen Mädchens nie finden!“ Das wußte Bernhard und er glaubte die mahnende Stimme des Vaters zu hören. Aber das Bild Wandas wollte sich nicht zurückdrängen lassen.

Nachdem die Unterhaltung der Baronin mit Graf Schratt noch eine ganze Weile gewährt hatte, schien erstere sich wieder auf den Zweck der Stunde und ihre eigene Rolle zu besinnen, denn steif und hochaufgerichtet blieb sie nun inmitten der Ihrigen stehen, ohne noch weitere Trauergäste in die Unterhaltung zu ziehen.

Jetzt endlich öffnete sich abermals die Seitentür, und Prediger Ruthard trat sicher und ernst blickend, in seinen schwarzen Talar gehüllt, in den Saal. Er schritt auf die leidtragende Familie zu, deren Gliedern er in redlicher Teilnahme die Hände drückte. Dann trat er seitlich neben den Sarg.

Plötzlich umfing wieder ernstes Schweigen den Raum.

Der Geistliche sprach schlicht und eindringlich. Er gab in seiner natürlich-warmen Redeweise ein Bild von dem Lebensgange des Entschlafenen, ohne jede Lobhudelei, mit schlichten, charakteristischen Zügen. Lebendig stand die würdige Persönlichkeit des alten Freiherrn wieder vor den Seelen der Hörer, die in tiefer Ergriffenheit lauschten. Selbst innigst bewegt, schloß der Redner und tat einige Schritte zur Seite.

Vier Jäger und zwei Forstgehülfen traten von verschiedenen Seiten an das Podium, hoben den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn langsam, schwebenden Schrittes durch die auseinanderweichende Versammlung aus dem Saale, die Treppen hinab in die Vorhalle, gefolgt von dem Sohn und Bruder des Verstorbenen, denen die übrigen Trauergäste nachströmten. Beamte und Diener kamen mit Kränzen, die sie von dem Sarge aufgenommen hatten, und schwanden hinaus in die Regenschauer, die noch unaufhörlich niederrieselten. Auf der blechbeschlagenen Rampenbrüstung trommelte der niederstürzende Tropfenschwall dazu die unheimliche Musik.

Schon ruhte der Sarg, von Blumen verdeckt, auf dem breiten Leichenwagen. Hinter dem Sarge ordnete sich der Zug der zu Fuß folgenden Beamten und Dienerschaft, dem sich auch ein Trupp älterer Arbeiter aus den Wolfram'schen Werken und die Kriegervereine der nächsten Orte anschlossen. Die grellen, markerschütternden Dissonanzen des Beethoven'schen Trauermarsches setzten ein. Durch die aufspritzenden Pfützen setzte sich die dunkle Menge langsam in Bewegung.

In gleicher Reihenfolge, wie sie angelangt waren, fuhr Wagen auf Wagen wieder die Rampe hinauf, schlüpften die Trauergäste, mit gleichmäßig tonloser Stimme von den Dienern gerufen, wieder in das bergende Innere der Gefährte, krachend flogen die Schläge wieder zu, und langsam rollten die Wagen in gleichem Abstande wieder hinab, durch den Schloßhof den Schloßwegen zu, immer heftiger umweht von dem auffahrenden Südwest. Endlich schloß im letzten Wagen Irmler den Zug.

Troll stand vor dem Portal auf der Rampe, sah eine Weile wie sinnend dem Zuge nach, dann folgte er trottend, als gehöre er dazu, dem letzten Wagen. Es kümmerte sich keiner um ihn.

Am Fenster des Erkers, im Sterbezimmer des Vaters, stand halb ohnmächtig Thekla.

Ihre tränenverschleierten Blicke folgten in tiefster Erschütterung dem jetzt schon entfernten Zuge, der sich wie eine schwarze Schlange durch die Regenschwaden dahinwand. Jetzt nahm ihn das wogende Nebelmeer im Tale auf. Dazwischen zuckte ein blitzendes Leuchten im Westen auf, und ferner Donner grollte.

Schluchzend brach Thekla im Sterbestuhl ihres Vaters zusammen, das Gesicht in ihre Hände vergrabend. Dem tiefen Jammer um den Verstorbenen gesellte sich der Schmerz um ihr dahinschwindendes Glück.

VIII.

Es war zwei Tage nach der Beerdigung.

Die Baronin saß in ihrem Zimmer am Kaminplatz, Bernhard ihr gegenüber.

Das anhaltende naßkalte Wetter hatte eine solche Kühle in den Wohnräumen verbreitet, daß man ganz gut ein wenig Kaminfeuer vertragen konnte.

Die Mutter hatte ihren Sohn gerufen, um eine Aussprache über die ganzen Verhältnisse, wie sie sich nach des Vaters Tode gestalten würden, herbeizuführen. Prüfend glitten ihre Augen über Bernhard, der ernst, fast finster vor sich hinstarrte. Er schien noch vollkommen unter dem Eindruck der vergangenen düsteren Tage zu stehen.

Die Baronin aber wollte so bald wie möglich wissen, wie weit sie auf Bernhard bauen konnte. Denn für sie, für ihre Pläne stand — so schien es ihr — am meisten auf dem Spiel.

Warum konnte sie doch eine tiefe, aufrichtige Trauer um den Tod ihres Gatten nicht empfinden? Ja, war es ihr nicht geradezu, als ob eine schwere Last von ihren Schultern genommen sei? Fühlte sie nicht eine Ruhe und einen Lebensmut wie seit langen, langen Jahren nicht?

„Ach, Vater! Vater!“ stöhnte da Bernhard mitten in ihre sie weit fortführenden Gedanken hinein. Ganz in sich zusammengesunken, das Haupt in die Hand gestützt, saß er da.

„Ja, du hast Recht, um deinen Vater zu trauern, mein lieber Junge!“ sagte die Baronin mit weicherer Stimme als sonst. „Er hatte dich sehr lieb, und er war gewiß ein tüchtiger Mann in seinem Kreise.“

„Ich kannte keinen edleren! Er war unvergleichlich.“

Die Baronin wartete eine Weile, bis sie antwortete.

„Ganz gewiß, er war ein reiner Charakter ... Aber er hatte freilich wie jeder Mensch seine Begrenzungen."

„Er war ein wahrhaft vornehmer Geist!"

Je kühler die Mutter in das Lob des Vaters einstimmte, desto stärker erwachte in Bernhard das Verlangen, den Verklärten zu preisen. Um so heftiger, als der Gedanke, ihm die letzten Stunden seines Lebens vergiftet zu haben, ihn im Innersten dauernd folterte. O wenn er noch gut machen könnte, wenn er die Schuld in irgend welcher Weise abtragen könnte! ...

„Gewiß," erwiderte die Baronin, „wenn du willst, das war er. Man mußte ihn hochachten, er war ein treuer Diener seines Kaisers und Königs, ein trefflicher Herr seiner Untergebenen."

„Nie werde ich mir solche Anhänglichkeit erwerben können."

„Die Verhältnisse liegen bei dir auch anders."

„Diese Pflichttreue, diese Sachkenntnis, dieser Eifer in der Verwaltung unseres Besitzes! Was war er für ein Forstmann, für ein Landwirt! Ich habe ja keine Ahnung von dem allen."

„Du hast auch andere Lebensziele. Dein ganzes Wesen prädestiniert dich zu — nun wie soll ich sagen — zu einer weiteren Auffassung deiner Pflichten. Was Papa versäumte, wirst du nachholen müssen."

Bernhard blickte mit großen Augen auf.

„Was — er — versäumte?"

„Ja, mein Gott, — Verwalter deines Besitzes kann jeder sein, aber du bist Edelmann, Chef einer alten Familie. Diese Pflichten, um es gerade heraus zu sagen, versäumte dein Vater allerdings. Ich will ihm nichts böses nachsagen, ich muß aber die Tatsachen feststellen. Er vergrub sich ganz in seine Berge und Wälder, ließ sich nicht bei Hofe sehen, führte kein Haus, wie es seiner Stellung zukam. Und warum schlug er den Grafentitel aus? Ich glaube nicht, daß du es getan hättest. Die Schratts nahmen ihn an —."

„Ach — die Schratts!"

„Dein Vater liebte sie freilich nicht, aber du? Ich glaubte, deine Zuneigung für Wanda —"

„Ja, ja, Wanda! Aber im übrigen haben sie doch vor uns nichts voraus."

„Sie haben angesehene Hofstellungen, spielen eine Rolle in der Gesellschaft und nützen damit sich und der Familie. Ein Leben im Dunkeln mag fleißigen Bürgersleuten ziemen, der Adel hat andere Ziele und Pflichten."

„Ich weiß nicht — — Pflichten?“

„Ja, geradezu Pflichten. Seine exzeptionelle Stellung legt sie ihm auf. Oder willst du auch mit im demokratischen Fahrwasser schwimmen? Gerade heute hat der Adel mehr Aufgaben als je. Er muß sich ihrer nur bewußt sein.“

„Sie liegen im edlen Tun und Handeln.“

„Damit sind sie nicht erschöpft. Gewiß: Die gute Tradition pflegen, ein treuer Diener des Staates sein, aber nicht nur Diener, sondern selbstbewußter Herr sein. Er gehört in die Umgebung des Thrones als treuer Diener, aber auch als ritterlicher, kühner, mannhafter Verteidiger der geheiligten Institutionen.“

„Das kann er ja alles, ohne sich vorzudrängen, ohne zu glänzen.“

„Nein! Glaube das nicht. Er muß zeigen, daß er da ist, er muß seine Stellung wahren. Er muß es, wenn ihn nicht die Flut der Demokratisierungssucht ergreifen und in die Masse spülen soll. Das war die Tradition im Hause meiner Eltern, und die Grafen Kratkowsky gehören nicht zu den schlechtesten! Und dann — möchtest du es denn überhaupt anders? Du bist jung, siehst gut aus, die Welt steht dir offen, — wolltest du wirklich nichts sein als ein Ackerbauer und Förster? Warum empfindest du Widerwillen vor jedem Gewöhnlichen, vor Leuten, die in schlecht sitzenden Kleidern gehen, keine Verbeugung machen können und mit dem Messer essen? Weil gute Sitte und Tradition dir so in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß sie einen Teil von dir selbst ausmachen. Und wie in diesen kleinen Dingen, so ist es im großen. Dem Kommis, dem Tagelöhner drückst du wohl einmal die Hand, aber in seiner Haut möchtest du nimmermehr stecken. Es gibt eben doch Menschen verschiedener Art, höher und niederer entwickelte, das kann niemand wegdekretieren. Dein adliges Blut, das Blut deiner vornehmen Ahnen, bindet dich — selbst wenn du nicht wolltest. Ich weiß, du wirst nicht so niedrig denken, dich davon lossagen zu wollen; im Gegenteil, es wird und soll dich stolz machen, stolz und fest, und du sollst und wirst Macht gewinnen über die Menschen!“

Die Baronin war so in Erregung geraten, daß sie aufstand und mit großen Schritten im Zimmer hin und her ging, gleich als ob es ihr zu eng hier sei, als ob sie Raum brauche zur Entfaltung ihrer Gedanken, Pläne und Hoffnungen.

Das Erstaunen Bernhards, als er seine Mutter eigentlich zum erstenmal ihre tiefsten Gedanken von sich geben hörte, war immer mehr gewachsen.

„So hast du ja nie zu mir gesprochen, Mama!“ sagte er, ihre hohe Gestalt bei ihrem Gang durchs Zimmer verfolgend.

Sie blieb stehen und betrachtete ihn scharf. „Ich glaube, daß ich ähnlich öfter gesprochen habe; wenn ich mich aber mehr zurückhielt, so lag es daran, daß ich nicht meine eigene Herrin war.“

„Nicht deine eigene Herrin?“

Sie atmete tief. „Ja, Bernhard! Es muß gesagt sein, ob du es nun früher erfährst oder später: ich war nicht glücklich mit deinem Vater! Nein, nicht glücklich! Ganz und gar nicht. Wir verstanden uns nicht. Unter der Enge seiner Anschauungen habe ich die Jahre her schwer gelitten.“

„Aber Mutter!“ rief er vorwurfsvoll.

„Soll ich dir etwas vorlügen, mein Sohn? Verlangst du das von mir? Nein, ich will nicht heucheln, jetzt nicht mehr. Damit soll es zu Ende sein für immer. Ich will auch einmal atmen, will leben!“

„Du hättest in Vaters Gegenwart nicht leben können, wie du wolltest?“ fragte Bernhard schmerzlich bewegt.

Und hart entgegnete die Baronin: „Nein!“ Sie tastete mit der Linken nach der Lehne des Sessels und hielt sich fest daran, während sie die Rechte vor die Brust preßte.

„Hör mich an, Bernhard! Ich kam aus einem lebensfreudigen, stolzen Geschlecht, beides wurde mir genommen, geknechtet, Lebensfreude und Stolz. Dein Vater hatte keinen Sinn für ein großzügiges Leben. Er fuhr in seinen Wald, halbe, ganze Tage lang und ließ mich allein in den großen, leeren Zimmern, Jahre, Jahre lang. Ich war jung und — ich kann auch sagen schön, ich wollte glänzen, wäre gern die Erste gewesen und wurde eingekerkert wie die Letzte. Erst habe ich gebeten, dann getrotzt, dann mich grollend gefügt. Mein Gott, mein Gott, wie viel Stunden hab ich verloren, wie viel unersetzliche Stunden! Er war zwanzig Jahre älter als ich, wohl, das entschuldigt manches, aber für mich war es deshalb nicht weniger schwer: eine einzige Enttäuschung blieb mein ganzes, langes Leben!“

Die stolze Frau brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Mitleidig trat Bernhard näher und faßte ihre Hand.

„Mutter!“ sagte er weich. „Du hattest dann doch uns —“

Nun ergriff sie seinen Kopf und preßte ihn heftig an sich. „Ja, ich hatte euch! Ich hatte dich, mein Bernhard! Auf dich hab ich gehofft, in peinvollen Tagen, in schlaflosen Nächten, auf dich, auf dich!

Und nicht wahr, du wirst deiner Mutter noch ein klein wenig von dem gönnen, was sie Leben nennt?"

„O Mutter, wie kannst du so fragen! Aber daß du dich nie mit Vater verständigtest, Mutter! Daß es so schlimm war, hab' ich nie geglaubt. Er konnte doch so gut sein —"

Da lachte sie laut und höhnisch auf, so daß Bernhard sich von ihr los machte und verletzt schwieg.

Die Baronin trocknete ihre Tränen, sie suchte sich zu beherrschen. „Ich will dich nicht mit all dem belasten, mein lieber Junge," bemerkte sie ruhiger. „Du hast deinen Vater ja manchmal im Jähzorn gesehen —"

„Jawohl, ich besinne mich ... aber gegen dich —"

Sie lächelte schmerzlich. „Nein, das hast du freilich nicht gesehen, wir haben euch nie das Schauspiel geboten, euren Vater mit drohend erhobener Faust und schäumendem Munde vor eurer Mutter zu sehen."

Bernhard schrie auf: „Mutter!!"

Entsetzen lag in seiner Stimme. Dieser Enthüllung waren seine durch all die schweren Tage zerrütteten Sinne nicht gewachsen. Das ganze Gebäude seiner kindlichen Verehrung stürzte zusammen. Seine Mutter und sein Vater — —. Mit tiefem Stöhnen ließ er sich auf einen Stuhl fallen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Da — nach einer ganzen Weile — klang die Stimme seiner Mutter wieder zu ihm herüber. So seltsam verändert klang sie ihm, daß er verwundert die Hände vom Gesicht nahm.

Nachdem sie all das ausgesprochen hatte, was so lange die Qual ihres Lebens ausmachte, — nachdem sie auch das Schlimmste nicht verschwiegen hatte, war die Spannung aus ihrem Innern gewichen.

In ihrem gewöhnlichen kühl-lässigen Ton begann sie: „Halten wir Kriegsrat ab, mein Junge, Kriegsrat. Denn das ist nötig." Damit nahm sie anscheinend ruhig wieder Platz.

Aber Bernhard sprang auf. „Laß mich jetzt, Mutter, ich bitte dich!"

Die Baronin blieb anscheinend unbewegt. „Bist du der Herr von Hohenzipp?" fragte sie herausfordernd.

„Ich sollte meinen —"

Sie zuckte die Achseln. „Mir scheint es zweifelhaft, nachdem es dein Vater für gut befunden hat, diesen Grobschmied, den sogenannten Kommerzienrat Wolfram, gleichsam an seine Stelle zu setzen."

Bernhard wandte seiner Mutter den Rücken und blickte zum Fenster hinaus.

„Nein, glaube nicht, mein guter Junge, daß ich hier noch weiterhin den Ankläger gegen deinen Vater machen werde. Aber das, was ich sagte, mußte ich einmal sagen, — meinetwegen und deinetwegen. Und er war dein Vater, er hat dich lieb gehabt, ich will dir deine kindlichen Gefühle nicht rauben. Ich habe ihm vergeben, und ich hoffe, daß er mir auch vergeben hat ...."

Bernhard wandte sich hastig um, trat zu seiner Mutter und küßte ihr die Hand.

Sie streichelte sein Haar. „Komm, setz dich noch einmal zu mir. Wir müssen uns klar werden."

Gehorsam setzte sich Bernhard. Er schien nun ganz willig.

Und die Baronin fuhr fort: „Ich will mich also nicht weiter darüber verbreiten, daß dein Vater sich so mit Wolfram liierte, ihn zu seinem Ratgeber, zu seinem nächsten Freunde machte, ihm für seinen Sohn die Hand Theklas in Aussicht stellte, — denn das hat er getan, ich weiß es. — — All dies ist geschehen und nicht mehr zu ändern. Etwas anderes aber ist es, daß er diesen Mann seinen Erben als Vermögensverwalter vorsetzte. Ich finde das erniedrigend, ja geradezu empörend. Und ich werde das — — ich weiß, du wirst das nicht zugeben! Oder habe ich mich darin geirrt?"

Bernhard blickte zu Boden. „Liebe Mutter, ich werde — ich muß die Wünsche des Vaters zu erfüllen suchen."

Die Baronin ließ sich die Enttäuschung, welche ihr diese Worte bereiteten, nicht merken. Sie bezwang sich aufs äußerste. „So weit diese Wünsche vernünftig und würdig sind, gewiß."

„Wir müssen das Testament abwarten."

„Gut, aber mündliche Zusicherungen, die der Vater als Halbsterbender dem Rat gemacht hat, werden wir nicht zu respektieren brauchen."

Bernhards Haltung blieb unbeweglich, als er erwiderte: „Ich habe dem Rat am Sterbetage die Zusicherung gegeben, daß ich fest entschlossen wäre, Vaters Wünsche zu erfüllen. Und — Wolfram ist ein Ehrenmann."

„Ein Tyrann, ein Protz, ein hochfahrender Plebejer!" rief die Baronin, ihre Selbstbeherrschung verlierend. „Der sich eingenistet hat hier auf dem uralten Boden unseres Geschlechts."

„Er denkt vornehm, und Vater hatte ihm viel zu danken."

„Als ein vornehmer Mann durfte er solchen Antrag garnicht annehmen. Irmler sagt es auch, und mit Recht."

„Er hat es nur mit äußerstem Widerstreben getan. Und Irmler — er ist ein Kriecher —"

„Er zeigt wahres Interesse für uns, und ein juristischer Ratgeber ist uns jetzt von sehr großem Vorteil."

„Ich denke, wir halten uns weiter an Hengeler."

„Hengeler ist Wolframs Anwalt, und mir als solcher schon höchst fragwürdig."

„Aber wir sind auch Hengeler Dank schuldig."

„Er hat bezahlt bekommen! Dank! Laß dich nicht von Schwachmütigkeiten leiten! Du hast nicht viel Zeit zu versäumen. Vor allem wirst und willst du Wanda Schratt heimführen, und mit Hülfe ihrer Familie werden wir später den Grafentitel durchsetzen. Das Verhältnis zur Familie Wolfram wird dadurch natürlich zur Unmöglichkeit, die Heirat Theklas wäre ein Selbstmord für uns."

Bernhard betrachtete erstaunt seine Mutter. Wie sie da mit ein paar Worten über Menschenschicksale entschied!

„Sie lieben sich, wir können nicht zwischen ihr Glück treten."

Die Baronin sah ihren Sohn mit einem ihrer scharfen, durchdringenden Blicke an. „Liebst du Wanda?"

„Vielleicht —"

„Und willst sie heiraten?"

Eine Blutwelle stieg in ihm empor. „Ich möchte wohl —" antwortete er, scheu zur Mutter aufblickend.

„Dann halte sie fest, denn die Schratts sind nicht sentimental."

„Lieber würde ich zurücktreten, als Thekla und Viktor voneinander reißen."

Er besann sich. Wirklich, fühlte er sich zu solchem Opfer fähig? Es wurde ihm unheimlich bei dem Gedanken, daß er beim Wort genommen werden könnte . . .

Doch die Baronin hatte diese Absicht nicht. Sie leitete ihren Sohn wie ein junges Pferd, dem man einmal die Zügel straff anzieht, um sie im nächsten Augenblick wieder locker zu lassen, wenn es gilt, dem Tiere Mut und Vertrauen einzuflößen.

„Ach, ich bin keine Freundin von Familientragik!" sagte sie. „Es fällt mir nicht ein, sie mit Gewalt trennen zu wollen. Ich warte ab."

„Wenn du dich nur nicht in Thekla irrst."

„Sie wird jetzt für ein Jahr nach München gehen zu Tante Leontine. Sie muß die Welt kennen lernen, muß sehen, was zum Leben gehört.

Zum Winter gehen wir nach Berlin; da wir noch im Trauerjahr sind, werden wir natürlich nur in kleinem Kreise verkehren ... Später wird sie vielleicht — man kann nicht wissen — Graf Schratt schien großes Wohlgefallen an ihr zu finden ..."

„Was?!" rief Bernhard aufs höchste erstaunt.

„Ja, ja, mein Junge, warten wir ab."

Sie sagte das alles mit einer lässigen Gleichgültigkeit, in die Bernhard sich kaum zu finden vermochte.

„Du kannst dich," rief er wie verzweifelt, „gar nicht in Menschen wie Thekla und Viktor hineindenken!"

„Laß das auf sich beruhen. Alles hängt zunächst von der Energie ab, mit der du deine Verbindung mit Wanda betreibst; das andere kannst du getrost mir überlassen."

„Hast du — noch andere Pläne?"

„Ich habe sie, — zum besten meiner Kinder und der Familie. Davon reden wir ein anderes Mal."

Bernhard erhob sich. „Dann entlasse mich bitte jetzt. Ich habe Winter bestellt."

Die Baronin fühlte, daß sie seiner noch nicht sicher sei. Sie hielt ihn nochmals. „Wir werden Schratts einen Besuch machen müssen. Meinst du, daß wir uns in unserem grünen Landauer bei ihnen sehen lassen können?"

Bernhard lächelte. „Nein, das ist unmöglich! Es fragt sich noch, ob unsere Rappen mit den plumpen Fesseln Gnade vor Wanda finden."

Die Baronin nickte. „Gut. Du wirst also zuerst dafür Sorge tragen, daß wir repräsentabel auftreten können. Ich weiß, daß du dich dieser Aufgabe mit Verständnis unterziehen wirst."

Bernhard freute sich im stillen wirklich ein wenig darauf, seinen guten Geschmack für Pferde und Bespannung beweisen zu können, und er nahm sich vor, das Vertrauen, das die Mutter in ihn setzte, glänzend zu rechtfertigen.

„Ja," sagte er, „das werde ich sehr gerne tun. Bertram und Simon müssen natürlich neue Livreen bekommen."

„Und dann wird es Zeit an den Schloßbau zu denken. Er müßte im Sommer noch unter Dach kommen, da ist keine Zeit zu verlieren."

Bernhard ließ sich wieder nieder. „Dazu gehört viel Geld. Ich habe mich erkundigt, unter 80 000 Mark ist der An- und Neubau nicht durchzuführen."

„Ich finde die Summe nicht zu hoch. Und zu diesem Zweck muß Geld da sein. Wanda wäre für dies Rattennest wohl kaum zu haben. Wir geben Wolfram die Schloßwiesen für 100000 Mark."

„Wenn die nur nicht schon mit 35000 beliehen wären!"

„Gleichviel, — du siehst selbst ein, daß der Schloßbau eine Notwendigkeit ist."

„Ja, mindestens der Ausbau."

„Nun, so werden wir Brückenhof dem alten Westerhagen überlassen müssen."

„Ehe wir das Testament nicht kennen —"

„Das enthält keine bindenden Bestimmungen."

„Kennst du es denn?"

„Irmler hat einen Entwurf vorgefunden —"

„Irmler? Aber Mama!"

Die Baronin beachtete diesen Ausruf, der wie ein Vorwurf klang, nicht.

„Der Entwurf sagt nur im allgemeinen, daß der Besitz möglichst zusammengehalten werden soll. Darin können wir natürlich nur so weit gehen, als es unser Interesse zuläßt."

„Wolfram wird dafür sorgen —"

„Der Entwurf sagt auch nichts über Wolframs Bevormundungsdienste. Diese Absichten müssen dem Vater wohl erst später gekommen sein." Bernhard nickte und schien sich erleichtert zu fühlen durch diese Mitteilung.

Nach einer Pause warf die Baronin beiläufig hin: „Irmler schlägt Baumeister Dieftel für den Bau vor."

„Der die Schrattenburg restaurierte?"

„Ja, du solltest dich an ihn wenden."

Eine leichte Ungeduld machte sich in Bernhards Zügen bemerkbar.

„Laß uns doch warten, bis wir den Wortlaut des Testaments kennen! Vorher kann man nichts einleiten."

Und nach kurzem Besinnen fügte er mit besonderem Nachdruck hinzu: „Die Bestimmungen des Vaters müssen durchaus inne gehalten werden."

„Die gerichtlich niedergelegten natürlich. Wir können aber nicht jedem Einfall des Sterbenden unsere ganze Zukunft opfern. Willst du das, so nimm den Abschied, baue deinen Kohl, buhle um die Gunst Wolframs und verzichte auf Wanda."

Immer wieder kamen sie auf denselben Punkt!

Bernhard starrte vor sich hin. Diese Stunde erst hatte ihn seine Mutter richtig erkennen lassen, niemals hatte sich ihr Fühlen und Denken, ihr ganzer Charakter ihm früher so geoffenbart. Ob die tadelnswerten oder lobenswerten Eigenschaften in ihr überwogen, darüber gab er sich noch keine Rechenschaft; einstweilen stand er nur unter dem Eindruck einer überaus willensstarken, furchtlosen Persönlichkeit. Und diese Persönlichkeit war seine Mutter.

„Und wem es so leicht wird wie dir!" fuhr sie mit einem Seufzer fort. „Die Hindernisse auf deinem Lebenswege sind noch alle zu überwinden, wenn du willst; wollen mußt du zwar. Das Leben ist kurz, wohl dem, der es zur rechten Stunde an der rechten Stelle zu fassen versteht! . . . Deine Nachkommen werden dich einmal segnen, daß du den alten Glanz des Geschlechts wieder neu belebst. Dein Vater hat vorgearbeitet, er hat eine materielle Grundlage geschaffen, und das wollen wir ihm auch gewiß danken, — du sollst nur zugreifen."

Bernhards Wangen glühten. Seine Augen irrten verwirrt umher. Er fühlte wie die Gedanken der Mutter ihn mitzogen.

Die lockenden Bilder, Glanz und Ansehen des alten Geschlechts, eine Rolle spielen in der Welt und — nicht zuletzt — die schöne Wanda besitzen, alles drang mächtig auf ihn ein . . . Seine Augen schweiften hinaus. Der Wald da draußen, die Felder und Dörfer schienen herüberzurufen: Gedenke deines Vaters! Wandle in seinen Wegen! Dies sind nicht seine Wege . . . .

Er sprang abermals auf. Unruhe, Hast sprach aus seinen Bewegungen. Auch die Baronin erhob sich. Sie trat zu ihrem Sohn, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und blickte ihm in die Augen.

„Ich habe nicht viel mehr zu hoffen. Aber dir gönnte ich das beste, mein Junge! Denke immer, daß ich dir nur zu deinem Besten rate!"

Bernhard küßte sie leichthin und entzog sich ihr.

„Wohin willst du?"

„Ich will ausfahren."

„Wohin?"

„Nach Rodenburg."

„Hattest du nicht Winter bestellt?"

„Er mag etwas warten."

Bernhard war schon an der Tür.

„Und was willst du in Rodenburg?" fragte die Baronin.

Einen Augenblick sah er zurück.

„Ich will zur Gruft," sagte er leise und eilte hinaus.

Ernst, fast erschrocken, blickte sie ihm nach.

Dies der Erfolg ihrer langen Unterredung, daß er zur Gruft fuhr, wie um sich beim toten Vater Rat zu holen!

Ein Gefühl des Unmutes erfaßte sie, denn sie fühlte deutlich, wie schwer es war, einen sicheren Halt an ihm zu gewinnen. Aber weit entfernt, vor den sich auftürmenden Schwierigkeiten zurückzuweichen, sann sie vielmehr aufs eifrigste darüber nach, wie sie ihnen begegnen, sie überwinden könne. Daß dies geschehen werde, stand vollkommen fest bei ihr; es handelte sich nur um den Weg. Sie war entschlossen, jeden zu betreten, der sich ihr bieten würde. (Schluß folgt.)

Vorspuk.

Im Julimond, wann kraus die Nelke blüht,
Im goldnen Feld des Mohnes Scharlach glüht,
Wann kaum die Beere schwoll vom künft'gen Wein,
Schlich zeitvergessen sich ein Herbsttag ein.

Nicht heiß noch kalt, windstille Mittagsluft,
Und jede Fern' verklärt von goldnem Duft,
Betaut das volle Laub am Waldessaum,
Vom Dorf ein leises Summen wie im Traum. —

Ein Vorspuk des Geläutes, das erklingt,
Wenn sich im Winzertanz die Jugend schwingt
Und manch ergrauend Haupt, in Schau'n versenkt,
Im Herbst noch einmal seines Frühlings denkt.

Ernst Muellenbach.

Unsere Wohnung.

Von

Otto March.

Den Kummer Dantes, daß es schwer sei, fremde Treppen zu steigen, teilt der Großstädter nicht. Zufrieden durchschreitet der Bewohner von Berlin W. die kunstvoll geschmiedete Haustür seines Miethauses, deren riesige Spiegelscheiben zum Eintritt in einen Bazar oder in ein Warenhaus einzuladen scheinen, wählt zwischen den beiden Armen der doppelt geschwungenen Marmortreppe und betritt mit Behagen die dicken Smyrnaläufer des Stiegenhauses, die der gütige Hauswirt seinem Mieter aus den ihm abgenötigten Zinsüberschüssen zur Verfügung stellt.

Zählt er zu den oberen Hunderttausend, die in ihrer Lebensstellung die höhere Intelligenz der Bevölkerung vertreten und freiwillig oder unfreiwillig auch örtlich die obersten Geschosse einnehmen, so wird er häufig bemerken, daß der Wirt ihn durch das Bewußtsein seines Wertes für ausreichend belohnt hält und bei ihm eine gebührende Nichtachtung entbehrlicher äußerlicher Annehmlichkeiten stillschweigend voraussetzt. Mehr nach oben verschwindet die orientalische Pracht der Teppiche und macht dem Brüsseler oder dem praktischeren Manilaläufer Platz, wenn nicht das gänzliche Fehlen dieses Luxusgegenstandes auf den Verdacht bringen muß, daß die Hochachtung des Hausbesitzers seinen Mitbewohnern gegenüber gleichen Schritt mit der Höhe des Mietpreises hält; ganz im Sinne unseres vortrefflichen Klassenwahlsystems, bei dem mit den abnehmenden Erwerbsmitteln auch Untertanenverstand und bürgerliche Würde eine natürliche Verminderung erfahren.

Eine solche methodische Abschwächung der Dekorationsmittel von unten nach oben könnte ihren ästhetischen Wert haben, wenn sie den natürlichen stilistischen Übergang zum schlichteren Hausrat der Bewohner bildete, der einer einfacheren Lebensführung entspricht. Setzen wir die günstige Annahme als Tatsache voraus, daß der Bewohner den Kampf mit Tapezierer und Ausstattungsmagazinen tapfer bestanden und sich

seine Umgebung in innerer Übereinstimmung mit sich erworben und zusammengetragen hat, so wird es ihm aber auch im Innern seiner Räume schwer genug gemacht, sich seines ruhigen Besitzes inmitten des Formenlärms zu erfreuen, den Hauswirt und Hausbaumeister gemeinsam geschaffen haben.

Richard Wagner spricht einmal davon, daß das Volk nicht sagen könne, was es wolle, denn das Erfinden sei das Vorrecht der Künstler. Wohl aber sei es verpflichtet, auszusprechen, was es nicht wolle: Es wollen keine protzenhaften Portale, keine überschwänglich geputzten Treppenhäuser mit mystisch verglasten Fenstern, keine gespreizte Originalität an Ofen und Türen, keine plebejischen Plattheiten an Decke und Wand.

Die Haustür ist kein Schaufenster, das den Blick Neugieriger auf seinen Inhalt lenken soll. Das cave canem der Römer, der englische Wahlspruch: mein Haus ist meine Burg, zeigen richtigeren Wohnsinn. Wenn die Haustür ins Schloß gefallen ist, muß sich das Haus in verteidigungsfähigem Zustand befinden; sie bedeutet ein Bollwerk des inneren idealen Lebens gegen den Angriff der rohen realen Außenwelt. Welcher Fortschritt auf dem Wege sachlichen Bauens wäre gemacht, wenn die Hausbaumeister sich zur Einführung der einflügligen Haustüre entschließen könnten. Wieviel mehr Wahrheit käme in die äußere Erscheinung eines Miethauses, wenn auf heuchlerische Pracht verzichtet würde, die ihre Portalarchitekturen den reichsten Monumentalbauten entlehnt. Und wird jemals der Unfug beseitigt werden können, der im Innern der Wohnungen mit Flügeltüren getrieben wird, die für gewöhnlich nur in halber Breite benutzbar, die Wandflächen verkleinern und dadurch sowohl Raumausnutzung als auch Raumwirkung beeinträchtigen? Die bürgerliche Wohnung soll dem Alltag dienen, nicht den Festen.

Sachliche Schlichtheit verlangt auch die „hochherrschaftlichste" Haustreppe. Die angemessene architektonische Durchbildung in einem Steinmaterial, das unbewußt den beruhigenden Eindruck der Feuersicherheit hervorruft, gibt den naturgemäßen Stil für diesen neutralen Raum des Hauswesens ab. Man erinnere sich der einfachen Monumentalität der Stiegenhäuser in Wien oder in Ländern, in denen der gewachsene Stein das gegebene Baumaterial ist, wie Frankreich und Italien.

Bei dem Betreten der Wohnung selbst befällt uns nun wohl die Lust, mit Cromwell'schem Reinigungseifer zu verfahren, der fanatisch allen Zierrat und Farbe in den von ihm in Besitz genommenen Kirchen beseitigte und damit seinen white washing style schuf. Mit verschnörkelten Schlössern an Türen und Fenstern wird sich der Mieter schlimmstenfalls

verdrießlich abfinden, die Tapetenpracht kann er kurzentschlossen einfarbig überstreichen lassen, falls er sich über die Einwände des schmerzlich getroffenen Hauswirts und seine verächtliche Beurteilung dieses Kunstvandalismus hinwegsetzt. Aber wie verteidigt er den Frieden seiner ihm lieb gewordenen Habe gegen die fade Geschwätzigkeit der Decken, gegen die aufdringlichen Öfen? Es ist die Neigung von Kindern und Barbaren — das Sprichwort spricht von Narrenhänden —, alles mit angeblichen Verzierungen zu überziehen, was Fläche zeigt; der Wilde macht hierbei vor seinem eigenen Körper nicht Halt. Und es ist so wundervoll, in der Baukunst einmal eine Weile gar nichts zu sehen, was künstlerisch reizt, um dann um so frischer den auf einzelne Stellen zusammengedrängten Ausdruck bedeutungsvoller Formensprache auf sich wirken zu lassen. Jede Wirkung in der Welt beruht auf dem Gegensatz, besonders alle künstlerische.

Die klare Stubendecke ist jedenfalls zu verlockend für die Übermenschen, die sich ersichtlich in besonders großer Anzahl unter den Stubenmalern finden und die nun das neu verkündete Menschenrecht, sich ausleben zu dürfen, in empfindlicher Weise mißbrauchen. Sie scheuen auch nicht davor zurück, den ehrwürdigen Stubenofen, diesen Hüter guter alter Sitte, zum jugendlichen Gecken umzuschminken und ihn zu verleiten, seine steifen Glieder in dem Formencancan mitzuschwingen.

Es gehört Mut zu dem Versuch, sich dieser unwürdigen Maskerade zu erwehren und den Kampf mit der rast- und planlosen Phantasie des Hausbaumeisters aufzunehmen. Oft genug wird das verbriefte Recht des Besitzers den Sieg behalten und dem Unterlegenen nur erlauben, laut seinem Groll Luft zu machen, bis auch dieser sich — was das Allerschlimmste ist — in der Gewöhnung an die aufgedrungene schlechte Formen- und Farbengesellschaft verliert.

Je feiner unser Kunstempfinden wird, desto empfindlicher werden wir gegen künstlerische Eindrücke, zumal wenn wir ihnen in der Sammlung der ruhigen eigenen Häuslichkeit ausgesetzt sind. In der Wohnung des Mittelstandes — und von ihm ist hier in erster Linie die Rede — wird sich der grundsätzliche Verzicht auf formale Kunst bei der Gestaltung von Wand und Decke, Tür und Ofen fast zur allgemeinen Kunstmoral entwickeln. Denn wenn der verfeinerte Geschmack sich nicht in der Lage sieht, das Allerbeste zu wählen, wird er ein Nichts dem Mittelmäßigen vorziehen. Langeweile braucht keineswegs immer das Ergebnis solchen Verzichts zu sein. Buntheit beseitigt die Langweiligkeit nicht; dem Umgang mit Schwätzern ist Einsamkeit vorzuziehen.

Auch in einer künstlerisch am reichsten ausgestatteten Wohnung muß immer noch der Bewohner die Hauptsache bleiben, das Leben steht höher als die Kunst. Erst kommt der Mensch, dann der Künstler. Die Räume des Menschen sollen seine Erinnerungen bergen, seinen Hoffnungen, seinem Leid als Rahmen dienen; sie müssen daher an sich etwas Neutrales behalten. Jede künstlerische Maske, jede Spielerei mit Kunstempfindungen ist hier geschmacklos. Es ist ein Irrtum, daß die Kunst erst mit der Form anfängt. Für jeden Menschen beginnt mit der gezeigten Freude am eigenen Dasein, an der eigenen Tätigkeit das ihm eingepflanzte Künstlertum.

Bei der Einrichtung der Wohnung gilt es nun, der Erfahrung zu folgen, daß jeder zuerst für die farbige Wirkung eines Raumes empfänglich ist, ehe das Auge die Formen im einzelnen prüft. Daß alles Geschmacksache sei, ist im allgemeinen eine üble Phrase, die nur so weit Recht hat, als es einen guten und einen schlechten Geschmack gibt. Aber in dem Verhalten des einzelnen Menschen zur Farbe bestehen ursprüngliche unerklärliche Beziehungen, so daß Lieblingsfarben von bestimmten Charaktereigenschaften nicht zu trennen sind. Licht und freundlich müssen unsere Räume vor allen Dingen gestaltet werden, denn wir sind ein arbeitsames Geschlecht und werden es noch immer mehr werden müssen. Heiterkeit der Umgebung soll die Harmonie der Lebensführung unterstützen. Der bei der Arbeit singende Mensch ist das Bild höchster Lebenskunst. Alle Licht- und Luftquellen sind ungeschmälert zu erhalten und die Fenster durch Vorhänge nur so weit zu rahmen, als blendende Sonnenstrahlen oder der Einblick in die abends erleuchteten Räume abgehalten werden müssen. Damit löst sich dann wieder ein Band, das an unsere Brunnenvergifter des gesunden Geschmacks, die sogenannten Dekorateure, fesselt.

Mit Helligkeit und Lustigkeit schwindet auch das Bedürfnis nach übermäßigen Stubenhöhen, das noch ein Rückstand aus der lange gepflegten italienischen Traumseligkeit ist und die Vorbilder für unsere Wohnungen genuesischen Palästen zu entnehmen suchte. Zu hohe Zimmer lassen schlichtes Gerät und persönlichen Schmuck weniger zu ihrem Rechte kommen. Daß in einem Raum von mäßiger Höhe sich ein Tapetenmuster weniger oft wiederholt, trägt auch dazu bei, den Eindruck der Alltäglichkeit zu mildern. Zieht man die schmucklose weiße Decke dann einmal weit an der Wand herunter, sodaß nur ein paneelartiger Tapetenstreifen etwa bis zur Türhöhe verbleibt, so gewinnt man durch die Schaffung einer ruhigen oberen Zone die Freiheit, den unteren Wandteil in richtiger

Augenhöhe mit seinen Kunst- und Erinnerungsschätzen mannigfach zu schmücken, ohne beunruhigende Buntheit zu erzielen.

Nach der Tonstimmung der Räume kommt das Nachdenken über ihre Ausstattung, die Verteilung der Gebrauchsgegenstände und Liebhabereien. Das Nachdenken wird hier ganz von selbst zum Dichten und zu einer Kunstschöpfung persönlicher Art, für deren Wert der kleinere oder größere Aufwand wenig maßgebend ist. Erzeugnisse der Griffelkunst werden sich dabei einer zurückhaltenden Einrichtung leichter einfügen als anspruchsvolle Ölgemälde, die die Nachbarschaft zu größerer Prachtentfaltung verpflichten. Es bleibt eine goldene Regel, die Gegenstände so anzuordnen, daß sich kein Stück dem Auge aufdrängt, daß es aber von ihm einmal getroffen, durch Form und Inhalt fesseln soll. Dabei bedarf es in unserer Umgebung keineswegs stets höchster Ideale oder ständiger pathetischer Kunst, es handelt sich in jedem Falle zuerst um eine Steigerung des Alltagslebens.

Einem modernen Menschen, der so reichlich mit Problemen belastet ist, wird daher auch nicht mit einer Umgebung gedient, die durch berufsmäßige Raumkünstler in dem Grade auf die Individualität des Erfinders gestimmt ist, daß jeder Zoll zu jeder Zeit an ihn erinnert. Gewiß bedeuten die Schöpfungen der weiland Darmstädter Kolonie, die Wirksamkeit von van der Velde und der englischen Meister Baillie Scott und Mackintosh, eine außerordentliche Bereicherung für die Entwicklung der Kunst im Hause, aber doch nur in dem Sinne, daß damit Ziele gesteckt und Maßstäbe geschaffen wurden, die die Durchschnittshöhe der Ansprüche steigern müssen. Aber die ehrgeizige Künstlerphantasie untergräbt nur zu leicht das Wesentliche und Natürliche, und für den einzelnen tritt der neue Zwang einer verfeinerten Kultur an die Stelle der Vergewaltigung durch die frühere Barbarei. Hier hat der selbständige Wille der Persönlichkeit einzugreifen, die eigene Empfindung, der Dilettantismus, der von Berufskünstlern verächtlich genug behandelt wird und der doch als werbende Kraft für das Kunstverständnis, für die Gegenseitigkeit von Volk und Künstlern nicht zu entbehren ist.

Man sagt, daß noch niemals in Deutschland so häßlich gebaut worden sei, wie heut. In der Tat beherrscht ein Bauproletariat das Aussehen unserer Städte und Ortschaften vollkommen. Angesichts der schimpflichen Verunstaltung unserer schönsten Gegenden, wie Godesberg und Königswinter — um nur von Bekanntestem zu reden —, angesichts der Profanierung unserer poetischen Dörfer durch schulmäßige Backsteinbauten, die ihre bäuerlichen Nachbarn und den harmlosen Wanderer mit

höhnischen Grimassen beleidigen, erscheint dieses harte Urteil nicht mehr paradox. Wehe unserer Baukunst, wenn sich die Architekten dieser Verpöbelung nicht erwehren. Es ruht ein Verhängnis über der heutigen Erziehung unserer Baukunstjünger, in der ohne Anlehnung an Handwerk und Werkstatt das Reinformale überwiegt, die Architektur um jeden Preis, die Lust, die anderen unter allen Umständen zu übertrumpfen, gezüchtet wird. Dieser Ehrgeiz, dieser Neid und Mißgunst, „die die Seele unschön machen", müssen absterben. Höheres kann der Mensch nicht leisten, als den Ausdruck seiner eigenen Seele geben.

Von der Wohnung muß die Erstarkung des Kunstgefühls ausgehen. Wer in der Kunst nicht mit sich und seiner Umgebung beginnt, in dessen Mund ist jede Kunstbegeisterung Phrase. Unter dem Zwang des durch den äußeren Rahmen für die Familie geschaffenen ehrlichen Lebensstils wird sich auch unsere ganze Lebensführung vereinfachen. Naturgemäß muß auch in einer persönlich ausgestatteten Wohnung die Geselligkeit einen veränderten Hintergrund gewinnen. Die Auszeichnung, in diese innerliche Stimmung individueller Räume aufgenommen zu werden, muß die Umgangsweise vertiefen, und das Verschwinden aller entbehrlichen Üppigkeit wird die häßliche Unsitte beseitigen, den Wert unserer Gastfreundschaft durch hotelmäßigen Wetteifer in dargebotenen Küchengenüssen herabzusetzen.

Bei den Erwägungen, was unserer Wohnung not tut, haben wir uns darauf beschränkt, zu sagen, was wir nicht wollen, und sind dabei hauptsächlich von städtischen Wohnungen ausgegangen, die zu beziehen die Mehrheit unseres Volkes sich durch die Entwicklung der Verhältnisse zur Zeit gezwungen sieht. Man würde indessen etwas vermissen, wenn der Wunsch hier gar nicht zum Ausdruck gelangte, der jedem Deutschen ins Herz gepflanzt ist, die Verwirklichung des Traumes, unter eigenem Dach zu wohnen, wie es unsere Väter gewohnt waren.

Es ist überflüssig, sich hier über den hohen ethischen Wert des Einfamilienhauses auszusprechen, auch wird keineswegs beabsichtigt, die wirtschaftlichen Voraussetzungen für diese Wohnweise hier zu erörtern. Wohl aber verlohnt es, darüber nachzudenken, warum heutzutage dieses ideale Bedürfnis in weiten Kreisen zu schwinden scheint.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Offiziers- und Beamtenwelt unserem Gesellschaftsleben ein besonderes Gepräge gibt. Beide Stände befinden sich in dem Zustande dauernder Mobilmachung und sind genötigt, jeden Augenblick darauf gefaßt zu sein, ihre Zelte abbrechen und an anderer Stelle aufbauen zu müssen. Es hat dies sogar einen eigenen Humor

des Wohnungswechsels gezeitigt, der sich gelegentlich zu einem Umzugssport gestaltet. Aber nicht nur der Lehr- und Wehrstand, sondern auch unser Nährstand findet sich im Grunde nicht unwillig mit diesem Wiedererwachen einer alten Nomadenneigung ab. Unser Volk hat unermeßliche Verluste auszugleichen und jahrhundertelang Versäumtes nachzuholen, es steht in hervorragender Weise unter dem Zwang des Erwerbenmüssens. Die Hoffnung auf ein erst in der Zukunft zu erreichendes behaglicheres Dasein läßt daher der Wohnfrage gegenüber oft nur eine Art Geschäftsreisendenstimmung aufkommen, die an die eigene Wohnung wenig mehr als gasthofmäßige Ansprüche stellt. Der heutige Deutsche lebt sein Leben nicht gleich, sondern schiebt es für später auf.

Das kann und wird sich mit der Ruhe eines gesicherteren Besitzes ändern. Aber zu beklagen ist es, daß unsere Gesetzgeber, die Hüter unserer ethischen und nationalen Schätze, dieser Frage eine große Herz- und Verständnislosigkeit entgegenbringen. Das statistische Amt der Stadt Bremen hat unlängst eine lehrreiche Zusammenstellung veröffentlicht. Dreiunddreißig Großstädte mit über hunderttausend Einwohnern sind nach der Zahl der Wohnhäuser und der Bewohner verglichen. Dabei stellt sich heraus, daß in Charlottenburg mit der dichtesten Bevölkerung 52 Bewohner auf ein Haus kommen, in Berlin 50, in Köln 15 bis 16, in Bremen nur 7 bis 8 Bewohner.

Dieses ideale Verhältnis verdankt Bremen dem Umstand, daß dort das sogenannte Reihenhaus — ein für eine Familie erbautes Wohnhaus, welches gewöhnlich nach der Breite nur drei Fenster besitzt — der herrschende Bautypus ist, der in allen Gegenden mit höherer Wohnkultur, wie im Rheinland, in den Niederlanden, in England, eine hervorragende Rolle spielt. Nur Unkenntnis kann die Ausbildungsfähigkeit dieser Bauart im Sinne der architektonischen Erscheinung, Bequemlichkeit und Wohnlichkeit leugnen, nachdem ungezählte mustergültige Lösungen in den genannten Ländern entstanden sind. Da mußte es überraschen, in den Landtagsverhandlungen dieses Jahres, die vorübergehend die Wohnfrage berührten, zu erfahren, daß das Reihenhaus nach Lage der Dinge durch die bestehenden Vorschriften in unseren Großstädten so gut wie unmöglich geworden und damit eine Wohnart ausgeschlossen ist, die den natürlichen Übergang von der billigen Mietwohnung zum Landhause des Wohlhabenderen bildet. Geradezu befremdend aber war es, von den Regierenden diesen Mangel damit entschuldigen zu hören, daß ein Bedürfnis für solches Alleinwohnen in der Bevölkerung nicht empfunden werde. Ein durch die Not gebotener Verzicht äußerster Nüchternheit wird als ehernes

Gesetz verkündet und von dem Recht, das mit uns geboren wurde, ist nicht mehr die Rede.

Nicht nur die Erhöhung der Seßhaftigkeit, dieses Ausgangspunktes des Heimatgefühls und der Vaterlandsliebe, würde die Frucht einer weisen, weitblickenden Ordnung dieser Dinge sein, sondern auch der unschätzbare Segen, daß die Phantasie des Volkes wieder Nahrung fände, sich mit sich und seiner Umgebung liebevoll zu beschäftigen. Die Beschäftigungslosigkeit der Phantasie unseres Volkes ist der große Fluch der Zeit.

Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und untätig. — Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa, ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anbringen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen passiven Zustand.

Goethe zu Eckermann 1831.

Heinrich Schurtz †.

Ein Gedenkwort

von

Friedrich Ratzel.

Aus seinem warmen Herzen heraus hat Lohmeyer noch kurz vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, ich möchte dem am 2. Mai d. J. zu Bremen verstorbenen Dr. Heinrich Schurtz eine Gedenktafel in der „Deutschen Monatsschrift" errichten. Gerne tue ich das, was im freundlichen Sinne des Verewigten das Andenken des jungen Mitarbeiters ehren und mir, seinem Freunde und Lehrer, Trost gewähren sollte. — Heinrich Schurtz, der am 11. Dezember 1863 zu Zwickau geboren war, hat nach Vollendung seiner geographischen und völkerkundlichen Studien und nachdem er zwei Jahre an der Universität Leipzig Privatdozent gewesen war, von 1893 an die Stellung eines Assistenten an dem Museum für Völker- und Handelskunde zu Bremen eingenommen. In diesem bescheidenen Amte hat der junge Ethnograph, dessen Ansprüche an das äußere Leben ebenso bescheiden waren, wie sein Blick weit reichte und der Flug seiner Gedanken hoch ging, im beständigen Verkehr mit einem in manchen Beziehungen ausgezeichneten Material an Werken der Völker aller Länder und Stufen eine reiche wissenschaftliche und literarische Tätigkeit entfaltet. Einige Reisen führten ihn nach Süd- und Osteuropa und Kleinasien. Kleinere Arbeiten, deren Zahl groß ist, wuchsen mit der Zeit gleichsam zu einem Wurzelgeflecht zusammen, aus dem seine Hauptwerke „Urgeschichte der Kultur" (1900) und „Altersklassen und Männerbünde" (1902) ihre Nahrung sogen. Das erstere ist eine umfassende Darstellung alles dessen, was wir von der Auffammlung von Schätzen stofflicher und geistiger Natur wissen, die unsere Kultur ausmachen. Es schließt mit einer materialistisch-evolutionistischen Auffassung des Völkerlebens vollständig ab, die man einen der traurigsten Zweige an dem abdorrenden Baum des Darwinismus nennen muß. Vor uns liegt eine weitere und vor allem auch zeitlich tiefere Auffassung der Völkerkunde, in die dieses Werk wie ein Leuchtturm hinausstrahlt. Ferne von der mechanischen Weltanschauung, aus der er sich schon als Student herausgerungen hatte, faßt Schurtz seine Aufgabe als Schöpfung einer

Lehre von der Entwicklung des menschlichen Geistes auf. Wer den Abschnitt über die Religion in der „Urgeschichte der Kultur" liest, lernt in Schurtz einen der in Deutschland noch seltenen Forscher kennen, die tiefe Sympathie für alles religiöse Leben und Regen mit der Beherrschung der wissenschaftlichen Methoden verbinden. In den „Altersklassen und Männerbünde" hat Schurtz der bis heute vorherrschenden Ansicht, daß die Gesellschaft sich aus einem niederen Zustand allgemeiner Vermischung durch das Mutterrecht und andere Stufen hindurch entwickelt habe, die Lehre von zwei ursprünglichen treibenden Kräften der Gesellschaftsbildung entgegengestellt, den Geschlechtsunterschied, dessen Ausgleichung zur Familie führt und die Sympathien der Männer, besonders der gleichaltrigen, die zu zahllosen gesellschaftlichen Vereinigungen Anlaß geben. Ineinander- und widereinanderspielend sind die beiden, die man auch das weibliche und das männliche Prinzip nennen könnte, so weit wir im Leben der Völker zurückblicken können, die eigentlichen Bildner und Umbildner der Gesellschaft, und ihre Wirkungen greifen noch tief in den Staat hinüber. Im Gegensatz zu der Lehre der geschlechtlichen „Promiscuität" führt Schurtz die Anfänge der Ehe bis in die letzten uns bekannten Spuren der Gesellschaft zurück, in der mutterrechtlichen Sippe aber sieht er ein Kompromiß zwischen Familienleben und Gesellschaftstrieb. Diese neue Auffassung der „Urgesellschaft" will Schurtz auch auf die Entwicklung des Staates anwenden; der Plan einer Fortsetzung der „Männerbünde" in dieser Richtung war vollständig fertig, als der Tod dazwischen trat. Der letzte Beitrag aus Schurtzens Feder, den die „Deutsche Monatsschrift" veröffentlicht, bezeugt die Vorliebe, mit der er sich in den letzten Jahren dem staatlichen Leben in seinen primitivsten und seinen höchsten Formen zuwendete; er zeigt auch, wie weitblickend und wie unbefangen er in politischen Dingen urteilte.

Unter seinen größeren Arbeiten möchte ich noch die Beiträge zu Helmolts trotz aller Angriffe großartigen Weltgeschichte, besonders die Geschichte von Hochasien, dann die Entstehungsgeschichte des Geldes (1898), die Philosophie der Tracht (1893), und einen eben erscheinenden Grundriß der Völkerkunde für Schulen nennen, an dem er fast bis zuletzt gearbeitet hat. — Was die Wissenschaft an Heinrich Schurtz verloren hat, mag an einer anderen Stelle ausführlicher gesagt werden; die deutsche Literatur beklagt den Verlust eines wissenschaftlichen Schriftstellers von dem Gedankenreichtum eines Philosophen und dem Formgefühl eines Künstlers.

Spanien nach seiner Niederlage.

Von

Heinrich Schurtz †.

Als der Kanonendonner von Santiago und Cavite den kläglichen Untergang der spanischen Seemacht und der Reste des spanischen Kolonialreiches verkündete, da war vielleicht bemerkenswerter als dieser auf die Dauer unvermeidliche Abschluß einer langen schlimmen Rechnung die Volksstimmung auf dem europäischen Festlande. Das Schicksal Spaniens war nicht unverdient, und es wäre gewiß verständlich gewesen, wenn etwas wie Schadenfreude oder Genugtuung unter den Zuschauern geherrscht hätte; besonders die protestantischen Völker hätten in der Erinnerung an die verhängnisvollen Taten Spaniens zur Zeit der Gegenreformation, an die Inquisition und an den Jesuitismus, wohl Grund gehabt, den Vereinigten Staaten ein größeres Maß der Teilnahme zuzuwenden, ganz abgesehen von der Stammesverwandtschaft der Nordeuropäer und Nordamerikaner. Aber von diesen anscheinend so natürlichen Gefühlen war wenig zu bemerken; die Sympathie und die guten Wünsche der festländischen Europäer begleiteten vielmehr die Spanier bei ihrem Verzweiflungskampfe, und erst das wenig ruhmreiche Ende der spanischen Macht und die auffallende Gleichgültigkeit, mit der die Mehrzahl des spanischen Volkes sein Schicksal hinnahm, hat das Wohlwollen endlich erkalten lassen. Zweifellos hat das tiefe Mißtrauen gegen die Vereinigten Staaten, das allmählich in Europa immer stärkere Wurzeln schlägt, seinen Anteil an diesem Verhalten gehabt; in der Hauptsache scheint es aber doch einen Fortschritt der sittlichen Mächte zu beweisen, die im Völkerleben mehr und mehr ihre Stimme zu erheben beginnen, nachdem sie im bürgerlichen Dasein längst als maßgebend anerkannt sind. Schon daß Spanien der schwächere und der angegriffene Teil war, hat ihm starke Sympathien gewonnen. Daneben aber bricht sich, wenn auch oft nur halb bewußt, das tiefere Gefühl Bahn, daß alle Völker Europas, soweit sie durch gemeinsame Kultur verbunden sind, eine

große Familie bilden, von der kein Mitglied schweren Schaden an seiner Kraft und seiner Gesundheit erleiden kann, ohne daß das Unheil auch auf die anderen zurückwirkt. Die gehässige Eifersucht der Völker auf einander ist im Schwinden begriffen oder veredelt sich zu einem Wetteifer um den Vorrang in schöpferischer Tatkraft auf allen Gebieten des Lebens, und etwas wie ein europäisches Kulturkonzert beginnt das unharmonische Konzert der Mächte zu übertönen. Wenn nun ein Volk, wie das spanische, das der Gesittung eine Reihe ihrer gewaltigsten Schöpfer und Führer gegeben hat, aus der Zahl der echten Kulturvölker zurückzutreten scheint, wenn endlich der Rest seiner alten Herrlichkeit im Pulverblitz der Schlachten in Trümmer sinkt, dann ist heutzutage das Gefühl, daß uns damit etwas Großes und Edles verloren zu gehen droht, wenigstens bei den Zuschauern des Kampfes stärker als die Schadenfreude, die kurzsichtig im Unglück der Nachbarn ihr eigenes Heil erblickt. So erlebte man denn das eigenartige Schauspiel, daß Franzosen wie Deutsche, Russen wie Italiener und Österreicher ihre Teilnahme den Besiegten zuwandten. Nur England stellte sich schon damals in einen schroffen Gegensatz zur Gefühlsströmung des europäischen Festlands. Mit seinem unfehlbaren Instinkte für das unmittelbar Nützliche warf es sich dem Sieger in die Arme, spielte die billige Rolle des wohlwollenden Freundes in der Not und wußte sich wenigstens vorübergehend eine Dankbarkeit zu sichern, die es dann nach Möglichkeit zu politischen Erfolgen umgemünzt hat. Es war das schon etwas wie ein Vorspiel zum Burenkrieg, der abermals den Gegensatz zwischen britischem und festländischem Empfinden aller Welt vor Augen stellte; der Neubildung eines europäischen Völkergewissens steht England vorläufig noch kühl und verständnislos gegenüber. Diese äußern Vorgänge sind nichts als Symptome mächtiger innerer Wandlungen, die voraussichtlich mit ihrem Ergebnisse der Geschichte des 20. Jahrhunderts ihr Gepräge geben werden. Daß auch die Haager Friedenskonferenz trotz ihres tragikomischen Verlaufes ein Vorspiel neuer Entwicklungen gewesen ist, kann keinem Verständigen zweifelhaft sein.

Der spanischen Katastrophe ist, der allgemeinen Teilnahme entsprechend, eine Flut von Schriften gefolgt, die den Niedergang Spaniens erklären sollten und teilweise auch Ausblicke in die Zukunft versuchten. Wenn ich jetzt nach Verlauf einiger Jahre etwas Ähnliches unternehme, so geschieht es, weil inzwischen die Wirkungen der Niederlage auf Spanien klarer hervorgetreten sind; wiederholte Reisen in Spanien vor wie nach dem Kriege machen es mir möglich, über die Zustände der Gegenwart aus eigner Anschauung zu sprechen.

Freilich wird eine noch so genaue Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse niemals einen gründlichen Einblick in die Ursachen des Niedergangs oder richtiger des Zurückbleibens Spaniens gewähren können; handelt es sich hier doch um Ergebnisse einer langen geschichtlichen Entwicklung, deren Wesen und Wirkungen sich in der gerade lebenden Generation verkörpern. Es haben sich denn auch bereits gewisse Formeln gebildet, die vom Standpunkt der Geschichtskunde das Unglück der spanischen Macht erklären sollen, die aber, wie alle Formeln, nicht allzugläubig hingenommen werden dürfen. In erster Linie wird immer die Austreibung der Mauren und Juden verantwortlich für den wirtschaftlichen Niedergang gemacht, und an sich nicht ohne Grund, da die christlichen Spanier aus Ursachen, auf die gleich zurückzukommen ist, den Platz der Vertriebenen nicht auszufüllen vermochten. Im übrigen war dieser Versuch, die Rasse rein zu halten und die Kreuzung mit den Mauren, die in ihrer letzten Periode übermäßig mit Berbern und selbst Negern gemischt waren, möglichst zu verhindern, einem richtigen Instinkt entsprungen, den nur seichtes liberales Phrasentum ohne weiteres verdammen kann. Gegenwärtig beginnt man ja endlich, die ungeheure Wichtigkeit der Rassenfragen zu ahnen. Die andere Ursache des spanischen Niedergangs soll auf den übermäßigen Einfluß der katholischen Kirche und ihrer rückschrittlichen Neigungen zurückführen. Auch das ist nicht falsch, aber wenn wir sehen, daß ungefähr gleichzeitig die nordeuropäischen Völker den Zwang des Katholizismus abschüttelten, die Spanier dagegen als Glaubenskämpfer für die alte Kirche in die Arena traten, so läßt sich schon erkennen, daß hier tiefere Wesenszüge des Volkscharakters ihren Einfluß äußern, Wesenszüge, die zweifellos auch bei anderen Gelegenheiten hervortreten müssen.

In der Tat sind wir hier einer Hauptursache der spanischen Rückständigkeit auf der Spur. Von der geschichtlichen Entwicklung, die zunächst immer nur die äußern Vorgänge verstehen lehrt, sehen wir uns auf die dauernd wirksamen Grundzüge des Volksgeistes zurückgewiesen, und diese wieder sind meist Ergebnisse der geographischen Bedingungen des Wohngebietes. Ein Blick auf die Lage und die Beschaffenheit Spaniens gibt uns den Schlüssel zum Wesen des spanischen Volkes und vor allem seiner Herrscherrasse, der Kastilier.

Von allen Ländern des europäischen Kontinents ist Spanien das abgeschlossenste, selbständigste Gebiet. Trotzig wendet sich die iberische Halbinsel, die fast als eine Insel gelten kann, vom Kerne des Festlandes ab, und selbst dort, wo eine Verbindung mit der übrigen Welt stattfindet, erheben

sich die Pyrenäen als ein schwer überschreitbarer Wall. Dafür aber, daß das Meer nicht das Land fremden Einflüssen zu leicht erschließt, sorgt die Hafenarmut der Küsten, die geringe Schiffbarkeit der Flüsse und die Schwierigkeit des Aufstieges zum echtesten Spanien, zur kastilischen Hochebene. Das Wesen der iberischen Rasse entspricht ganz dieser Art des Landes: Groß in der Verteidigung, fanatisch in der Abwehr fremder Eingriffe, ist sie wenig geneigt und geeignet, andere zu beeinflussen und die Führung der fortschreitenden Kultur an sich zu reißen. Wie stark und dauernd dieser Charakterzug ist, erhellt schon daraus, daß die wichtigsten Großtaten der spanischen Geschichte Verteidigungen fester Plätze sind: Numantia und Sagunt im Altertum, Zaragoza und Gerona in der Neuzeit legen beredtes Zeugnis dafür ab. Das einzige Mal aber, wo Spanien die Geschicke Europas zu bestimmen gesucht hat, ist es höchst bezeichnender Weise als Kämpe des Überlebten, als Retter des zusammenbrechenden Papsttums auf den Plan getreten. Der konservative, selbstgenügsame Zug des Spaniertums ist also nicht durch die katholische Kirche geschaffen worden, sondern beide haben sich in dem Bestreben, das Bestehende zu erhalten und die geistige Freiheit einzudämmen, instinktiv zusammengefunden. Es ist zweifellos die iberische Urrasse der spanischen Halbinsel, in der sich der abwehrende, allen fremden Anregungen feindliche Charakter am schärfsten entwickelt hat. Das Einströmen nordischer Völker, das wiederholt frisches Blut nach Spanien brachte, hat diesen Charakter zeitweilig gemildert, aber ihn nicht unterdrückt, — die vorgeschichtliche Cro-Magnonrasse, auf die vielleicht ein Teil der zahlreichen blonden Spanier zurückgeht, die Kelten und die Germanen konnten das iberische Wesen auf die Dauer nicht ändern. Der Kastilier der spanischen Heldenzeit hat ein gut Teil gotischen Wagemuts und Freiheitssinnes gezeigt, und doch hat der Iberer zuletzt den Germanen in ihm besiegt. Die Inquisition, die ursprünglich die Reinheit der Rasse gegenüber Mauren und Juden bewahren sollte, ließ sich leicht zu einem Werkzeug geistigen Rückschritts umschmieden und hat den Rest unabhängigen germanischen Denkens und Wollens unterdrückt.

Der von der Gluthitze des Sommers und den eisigen Schneestürmen des Winters hart geschmiedete Kastilier hat eine Zeit lang siegreich gegen halb Europa gefochten, nachdem er in langen, schweren Kämpfen den Islam von seinem Boden verdrängt hatte. Aber ein Blick auf die geographische Breite Spaniens, im Vergleich mit der Italiens, zeigt eine neue Eigentümlichkeit, die auf die Dauer ungünstig wirken mußte. Die nördlichsten Teile Spaniens liegen auf der Höhe von Florenz, mit anderen

Worten, jene großen nördlichen Gebiete Italiens, von denen die neue Einheit des Landes ausgegangen ist, und die noch heute das wertvollste Menschenmaterial stellen, haben in Spanien kein Gegenstück. Es ist schon oft gesagt worden, daß die iberische Halbinsel mehr zu Afrika als zu Europa gehört. In der Tat finden sich die üblen Eigenschaften des Südländers und des Orientalen in Spanien verhältnismäßig stark ausgeprägt, — Fatalismus, Lässigkeit, Sorglosigkeit sind Grundfehler, die nur in den Zeiten des Aufschwungs vorübergehend überwunden worden sind, aber im Alltagsleben immer siegreich bleiben. Auch in diesem Sinne findet die iberische Rasse im Katholizismus etwas Wahlverwandtes.

Es ergibt sich also, daß das Zurückbleiben des spanischen Volkes kein unglücklicher Zufall ist, sondern ein Ergebnis des Volkscharakters, der sich wieder aus den geographischen Bedingungen erklärt. Am deutlichsten und verhängnisvollsten wird sich die Rückständigkeit immer im wirtschaftlichen Leben zeigen; daß sie aber auf diesem Gebiete in Spanien so ganz besonders grell hervorgetreten ist, das beruht wieder auf einem mehr zufälligen Zusammentreffen geschichtlicher Ereignisse, die das wirtschaftliche Gedeihen Spaniens von Grund aus zerrüttet haben.

Als nach der Vereinigung Aragoniens mit Kastilien und nach dem Falle Granadas die Kräfte des kriegerischen Volkes für neue Aufgaben frei wurden, hätte es an sich nahe gelegen, daß sich der kriegerische Schwung allmählich in wirtschaftlichen Unternehmungsgeist umsetzte und in dieser neuen Form auch das politische Verhalten Spaniens bestimmte. Ansätze dazu waren in der Tat längst vorhanden; abgesehen von Katalonien, wo von jeher Handel und Gewerbe blühten, hatten sich auch die kastilischen Städte zu Mittelpunkten wirtschaftlichen Fleißes entwickelt und damit eine solche Selbständigkeit gewonnen, daß sie nach der Demütigung des Adels durch die Fürsten den Versuch wagen konnten, die Politik des Staates in die Bahnen ihrer Interessen zu zwingen. Unglücklicherweise endete der Aufstand der Comuneros gegen Karl V. mit der Niederlage der Städte, und nun fand die unglückliche Finanz- und Steuerpolitik der Habsburger, die unter Philipp II. ihre Blüte erreichte, kein Hindernis mehr auf ihrem Wege, der zum völligen Ruin der wirtschaftlichen Kraft des Landes führen mußte.

Diese verderbliche Finanzpolitik war leider teilweise durch ein Zusammentreffen scheinbar günstiger, in Wahrheit aber verhängnisvoller Umstände bedingt. Durch die Vereinigung mit Aragonien hatte das kastilische Kronland die Mittelmeerstellung dieses Staates als Erbschaft erhalten; als dann die Habsburger auf den Thron kamen, schien die

Hegemonie über ganz Europa ein wohl erreichbares Ziel, in dessen Dienst nun tatsächlich alle Kräfte gestellt wurden. Das neuentdeckte Amerika schien gleichzeitig in seinen Gold- und Silberschätzen die nötigen Mittel zur Durchführung dieser Ansprüche zu bieten. In Wahrheit schwächte die Auswanderung nach Amerika die Volkskraft in ebenso verhängnisvoller Weise wie die beständigen Kriege und das Treiben der Inquisition, die Edelmetalle aber mußten bei der ungünstigen Handelsbilanz des gewerbe- und industrielosen Spaniens in die Taschen der wirtschaftlich tätigen Völker, vor allem der Niederländer fließen. So mußte dann Philipp II., der rohe Zerstörer der spanischen Lebenskraft, die Steuerschraube immer schärfer anziehen, bis unter ihrem Drucke auch der Rest produktiver Tätigkeit erlosch. Wer noch etwas Tatenlust in sich fühlte, ging nach Amerika, und die Zurückbleibenden hofften geduldig, daß er als Goldonkel zurückkehren und sie aus ihrer Dürftigkeit reißen würde, die zu beseitigen sie selbst weder Lust noch Kraft in sich fühlten. Die vertriebenen Mauren wurden nicht durch christliche Bauern und Handwerker ersetzt, und der Adel, dessen Güter verödeten, wandelte seine Felder in Schafweiden um, sodaß weite Gebiete, die zur Maurenzeit wogende Ährenfelder gewesen waren, sich wieder zur schwachbewohnten Steppe zurückbildeten. Das ganze Wirtschaftsleben des spanischen Volkes paßte sich diesen Zuständen an. Die Herrschaft der Bourbonen hat zwar einen gewissen langsamen Fortschritt erzielt, aber sie hat doch nicht hindern können, daß die wirtschaftliche Erziehung der Spanier vernachlässigt blieb und ebenso das geistige Leben nur wenig von den Wandlungen und Strömungen der europäischen Gedankenwelt beeinflußt wurde. Das spanische Volk war hinter denen Mittel- und Westeuropas weit zurück, als es in das 19. Jahrhundert eintrat; die Gestalt des Don Quijote, der in einer nüchternen Zeit verschollenen Idealen nachstrebt, ist das wahre Symbol des Spaniers, und an den dazu gehörigen Schlägen und Enttäuschungen hat es nicht gefehlt.

Gerade am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde allerdings die wirtschaftliche Rückständigkeit einmal zum Segen für Spanien; das Volk, das wenig zu verlieren hatte und die alte iberische Zähigkeit in der Verteidigung noch immer besaß, vermochte gerade deshalb Napoleons Angriff den äußersten Widerstand zu leisten, ähnlich wie das ebenfalls wirtschaftlich rückständige Rußland, während der Musterstaat Preußen mit einem Schlage zusammenbrach und dabei seinen Verwaltungsmechanismus ruhig für den Sieger fortarbeiten ließ.

Seitdem hat Spanien in seiner Kultur zweifellos manche bedeutende Fortschritte gemacht, sodaß man von einem Niedergang eigentlich nicht

mehr sprechen kann; der Eindruck eines solchen wird nur dadurch hervorgerufen, daß andere Staaten unendlich viel rascher und kräftiger vorwärts geschritten sind und nun an Volkszahl und wirtschaftlicher Kraft Spanien völlig in den Schatten stellen. Der Rest der Kolonien ist nicht deshalb verloren gegangen, weil Spanien immer schwächer geworden ist — es hat im Gegenteil bei der Bekämpfung des kubanischen Aufstandes unerwartete Zähigkeit und Ausdauer bewiesen —, sondern weil Nordamerika sich riesenhaft entwickelt hat. Die Kulturerrungenschaften der Neuzeit hat sich auch Spanien zu eigen gemacht: Eisenbahnen, elektrisches Licht, Fahrräder und Automobile fehlen nicht. Was aber nicht so rasch zu erreichen war, das ist gerade der Kern jedes gesunden Fortschritts und die Vorbedingung eines erfolgreichen Daseinskampfes mit andern Völkern, nämlich die wirtschaftliche Erziehung, die Erziehung zur rastlosen körperlichen und geistigen Arbeit im Sinne der nordeuropäischen Kultur. In Wahrheit steht das spanische Volk noch auf einer merkwürdig primitiven Stufe der Wirtschaft und der ganzen Auffassung des Lebens, und es fühlt sich dabei, wie nicht zu leugnen ist, in seiner Art glücklich. Wäre nicht der furchtbare Daseinskampf unter den Völkern, der allen Zurückbleibenden zuletzt mit dem Verlust der politischen Freiheit droht, so wäre eine Störung dieser Idylle kaum zu wünschen.

Es ist nicht ganz leicht, diese Seite des spanischen Wesens zu schildern, da hier eine ganze Anzahl von Anschauungen und Charakterzügen in einander greifen. Zunächst fehlt die Freude an der Arbeit. Während sich die meisten Kulturvölker etwas wie einen Arbeitszwang anerzogen haben, einen Tätigkeitstrieb, der die Arbeit selbst schon zu einer befriedigenden Art der Kraftentladung macht, während sie ferner ihre Bedürfnisse steigern und entsprechend weiter die Arbeit vermehren, kann man die Ideen des Spaniers von einem glücklichen Dasein noch heute in die Worte zusamenfassen: Möglichst wenig Arbeit, möglichst geringe Bedürfnisse! Aber damit ist noch nicht das ganze Wesen der selbstgenügsamen spanischen Wirtschaftsweise erschöpft; es tritt noch ein wahrhaft urzeitlicher demokratischer und kommunistischer Zug hinzu, eine gewisse brüderliche Gesinnung, die dafür sorgt, daß vom Nationaleinkommen auf irgend einem Wege alle ihr Teil erhalten, mögen sie nun arbeiten oder nicht. Die ganz eigenartige Stellung des Bettlers in Spanien, die von der Dichterin Caballero gelegentlich in begeisterten Worten gepriesen worden ist, beruht auf diesen Anschauungen. Wenn jemand so geringe Bedürfnisse hat, daß er sie durch Betteln befriedigen kann, so mag er betteln; niemand verdenkt ihm das, selbst wenn der

Bettelnde ein junger gesunder Mensch ist. Auch der jetzt selten gewordene Bandit paßt in diese Anschauungswelt hinein; er nimmt sich eben den ihm zukommenden Teil an Nahrung und sonstigen Bedürfnissen, da er ihn auf friedlichem Wege nicht erlangen kann, mit Gewalt. Alle sind Brüder und müssen leben; daß man nur essen soll, wenn man arbeitet, daß alle diese Müßiggänger, Bettler und Räuber unberechtigter Weise das Einkommen derer schmälern, die produktive Arbeit leisten, dieser Gedanke liegt den Spaniern ursprünglich ganz fern.

Vielleicht läßt sich diese ganze wirtschaftliche Auffassung am besten durch Beispiele erläutern. Wer in Spanien reist, wird immer wieder mit Mißbehagen wahrnehmen, wie außerordentlich weit entfernt die Bahnhöfe von den Ortschaften zu liegen pflegen. Es mag meist Zufall oder Ungeschicklichkeit der Anlage sein, aber wenn man z. B. in Salamanca die Bahn dicht an der Stadt vorbeiführen sieht, während der Bahnhof fast eine halbe Stunde entfernt im freien Felde liegt, so wird man doch stutzig. Nun habe ich in der Tat mehrfach von Kennern der Verhältnisse mit aller Entschiedenheit behaupten hören, daß hierbei eine bestimmte Absicht verfolgt wird: die Reisenden sollen genötigt werden, Droschken oder wenigstens Gepäckträger in Anspruch zu nehmen, sodaß auf diese Weise eine Menge von Leuten durch eine im Grunde ganz überflüssige Arbeit ihr Brot findet; der Reisende wird zu ihren Gunsten gewissermaßen besteuert. Ich will mich für die Richtigkeit dieser Behauptung keineswegs verbürgen, aber sie entspricht so ganz der wirtschaftlichen Auffassung des Spaniers, daß sie immerhin Aufmerksamkeit verdient. Noch deutlicher tritt der kommunistische Zug in der gewerblichen und Fabriktätigkeit hervor, wo er geradezu verhängnisvoll für jeden Fortschritt wird. In Sevilla mußten im Herbst 1901 mehrere Fabriken geschlossen werden, weil die Arbeiter nicht nur innerhalb der Fabrikräume ganz nach Belieben schalteten und den Anordnungen der Besitzer nicht die mindeste Folge leisteten, sondern auch darüber verfügten, von wo das Rohmaterial bezogen und an wen die Erzeugnisse abgesetzt werden sollten; es war ihnen auf diese Weise möglich, eine Menge von Verwandten und Freunden als Zwischenhändler einzuschieben und damit den Ertrag der Fabriken an möglichst viele Leute zu verteilen. Natürlich waren die Eigentümer bald dahingebracht, daß sie mit steigendem Verlust arbeiteten, sodaß sie endlich den Betrieb ganz einstellten. Die Folge war ein großer Arbeiteraufstand, wobei zum Schluß auch ein paar Klöster erstürmt und die Mönche mißhandelt wurden; die Idee, daß an allem Übel im Grunde doch die Geistlichkeit schuld ist, auch wenn man es nicht genau nach-

weisen kann, hat in den Spaniern der Gegenwart merkwürdig tiefe Wurzeln geschlagen.

Aus dem angeführten typischen Beispiel ergibt sich auch, warum die spanische Industrie so außerordentlich wenig geeignet ist, im Wettbewerb der Kulturvölker etwas zu erreichen; die Industriearbeit im Sinne englischer oder deutscher Vorbilder widerspricht dem Wirtschafts- und Glücksideal der Spanier durchaus, die straffe Ordnung und Leitung gewerblicher Betriebe ist ihnen fremd und unverständlich. Nur die Bevölkerung Kataloniens macht eine Ausnahme, und Barcelona mit seinen Fabriken ist denn auch tatsächlich die einzige europäische Stadt Spaniens.

Der kommunistische Zug im Wesen des Spaniers wirkt am verhängnisvollsten, wenn er auf die Politik des Landes übertragen wird. Dem Staatsvermögen gegenüber hat der Durchschnittsbürger überall in der Welt geringere Skrupel als gegenüber dem privaten Eigentum, — den unpersönlichen Fiskus, der selbst kein Gewissen hat, behandelt man auch mit wenig Gewissenhaftigkeit; es bedarf einer langen und strengen Selbsterziehung des Volkes, um diese lässige Auffassung zu beseitigen und vor allem einen durchaus ehrenhaften, vorwurfsfreien Beamtenstand zu schaffen. Wo diese Erziehung noch nicht stattgefunden hat, betrachten Politiker und Beamte gern das Staatsvermögen als eine Quelle, aus der man ungescheut schöpfen darf. Die Regierungsform tut dabei garnichts zur Sache; im autokratischen Rußland, im demokratischen Südamerika und in den konstitutionellen Balkanstaaten sind sich in dieser Beziehung die Verhältnisse ganz ähnlich. Wie aber gerade in Spanien aus der eigentümlich rückständigen Wirtschaftsauffassung auch eine Fäulnis des politischen Lebens unmittelbar entstehen muß, ist leicht verständlich. Von Anfang an ist es überdies ein Fluch für die neuere politische Entwicklung Spaniens gewesen, daß zweifelhafte Persönlichkeiten die Führung der liberalen Parteien an sich gerissen haben, während auf Seite der Klerikalen im allgemeinen das in seiner Art tüchtige und ehrliche altspanische Element stand. Als diese Altspanier ihr Land und ihre Eigenart gegen Napoleon verteidigten, drängte sich die Mehrzahl der Liberalen als „Josefinos" an den Hof des Schattenkönigs Josef, und damit war von vornherein der Kampf zwischen den Vertretern des Fortschritts und des Stillstandes, der das ganze neunzehnte Jahrhundert erfüllen sollte, in seiner Quelle vergiftet. Als dann endlich das konstitutionelle Leben in geordnetere Bahnen lenkte, hat grade das parlamentarische Schaukelspiel, das bald Liberale bald Konservative an die Spitze brachte, das politische Leben vollends verderbt. Da bei

jedem Wechsel der Regierungspartei auch die Beamten bis zum Nachtwächter hinab gewechselt zu werden pflegen, wird jeder Beamter geradezu daraufhin gedrängt, zu rechter Zeit für die Tage der Not zu sorgen; in den Madrider Cafés vegetiert beständig eine Unzahl Mißvergnügter, die den Sieg ihrer Partei und damit ihre Wiederanstellung herbeisehnen. Die Entstehung eines festen, unbestechlichen Beamtenstandes ist also fast unmöglich und der Konstitutionalismus ist in diesem Sinne geradezu ein Unglück für das Land.

Im Grunde sind freilich die Politiker, die endlich ihren Weg bis in die Ministerien finden, so wenig die wahren Herrscher des Landes wie die Regentin oder das Königlein Alfons XIII. Spanien hat sich eine primitive Regierungsform eigner Art unter der Kulturdecke bewahrt, eine Form allerdings, die auch bei den anderen Romanen noch eine Rolle spielt, wie die französischen „Notabeln" beweisen, mit denen sogar noch Manteuffel in Elsaß-Lothringen zu regieren suchte. Die wirklichen Herrscher Spaniens sind die Kaziken. Das Wort bedarf für den Nichtspanier der Erklärung. Kaziken sind ursprünglich die Häuptlinge der westindischen Indianer, mit denen die Spanier nach der Entdeckung Amerikas zuerst in Berührung kamen, und schon in dieser Zeit mag das Wort entlehnt und auf spanische Zustände übertragen worden sein. Gegenwärtig bezeichnet man als Kaziken Leute von Einfluß, die eine Menge Wähler hinter sich haben und mit denen deshalb jede Regierung verhandeln muß, die ein wohlgesinntes Parlament erlangen möchte; da sich ohne ein solches Parlament überhaupt nicht regieren läßt, hängt tatsächlich das Schicksal des Landes von den Kaziken ab, die ihrerseits natürlich dafür sorgen, daß ihre Verdienste nicht unbelohnt bleiben. Unter diesen Kaziken finden sich Leute sehr verschiedener Art, Angehörige des Adels, Großgrundbesitzer, Fabrikanten, aber auch Emporkömmlinge, denen erst nachträglich ihre Eigenschaft als Volksredner auch irdische Güter verschafft hat, oder die sich sonst auf irgend eine Weise zahlreiche Wählerstimmen dienstbar gemacht haben. Ein lehrreiches Beispiel dieser letzten Art ist der Sardinenkazike Gasset in Westgalicien. An den Buchten der Westküste Galiciens besteht eine blühende Sardinenfischerei, d. h. insofern blühend, als große Mengen von Fischen gefangen und verarbeitet werden; die Fischerbevölkerung selbst ist sehr arm und hat in neuerer Zeit infolge besonderer, hier nicht näher zu erörternder Umstände*) einen sehr schweren Kampf um's Dasein zu bestehen. Auf diese Fischer nun hat sich Gasset dadurch Ein-

*) Näheres darüber habe ich in den „Deutschen geographischen Blättern" mitgeteilt (1902, Heft 1).

fluß zu verschaffen gewußt, daß er ihnen Fischereigeräte auf Kredit verkaufte und nach und nach ihnen fast alle Bedarfsartikel, selbst Lebensmittel, zu liefern begann, da es ihm natürlich leicht war, die ihm Verschuldeten dauernd zu seinen Kunden zu machen. Auf diese Weise ist Gasset der Kazike der Sardinenfischer geworden, er verfügt über ihre Stimmen, und die Machthaber in Madrid haben allen Grund, ihn bei guter Laune zu halten. Leute wie Gasset nun sind die eigentlichen Beherrscher Spaniens, sie stehen über den Gesetzen, und ihre Macht ist dauernder als die der Parteiführer, mit deren Namen die Geschichtsschreibung ihre Jahrbücher füllt.

Der Kazike ist natürlich auch mächtiger als jeder beliebige Beamte, und das trägt vollends dazu bei, das Entstehen eines tüchtigen, zuverlässigen Beamtenstandes unmöglich zu machen; es wäre freilich mehr als unrecht, nur einfach die gesamte spanische Beamtenschaft als unredlich zu verschreien, aber daß sie im Durchschnitt wenig Vertrauen verdient und infolgedessen auch nicht in hoher Achtung steht, ist unbestritten. Die eigentlichen Politiker vollends müssen durchweg mit unsaubern Mitteln arbeiten, wenn sie etwas erreichen wollen; wer politisch tätig sein will, hat sich eben in die herrschenden Verhältnisse einzupassen, oder er muß sein Bestreben aufgeben, — einen andern Ausweg gibt es nicht. Für beide Möglichkeiten lassen sich aus neuerer Zeit Beispiele anführen. Da haben wir zunächst die von dem Konservativen Silvela um 1895 versuchte Gründung einer „Partei der ehrlichen Leute", wie man das kümmerliche parlamentarische Pflänzchen wohl nennen kann. Silvela hat tatsächlich den ehrlichen Willen gehabt, das Netz der politischen Unredlichkeit, das Spanien wie mit zähen Maschen umstrickt, dadurch zu zerreißen, daß er sich an die ehrlichen Elemente des spanischen Volkes wandte. Bei den Wahlen zu den Cortes ging denn auch eine lebhafte Bewegung durchs Land und zahlreiche silvelistische Kandidaten wurden aufgestellt, fast durchweg Leute vom besten Rufe, die sich bis dahin dem politischen Leben fern gehalten hatten. Der Versuch endete kläglich, — die Regierung und das mit ihr verbündete Kazikentum siegten auf der ganzen Linie. Da plötzlich stellte die Ermordung ihres Führers Canovas del Castillo die konservative Partei vor die Notwendigkeit, einen neuen Leiter zu wählen; jetzt in der Not mußte man auf Silvela zurückgreifen, — der Führer der „anständigen Partei" war plötzlich der Beherrscher der Cortes und bald darauf Ministerpräsident. Jetzt konnte die Ehrlichkeit triumphieren. Leider kam es anders: Ob Silvela wollte oder nicht, er mußte, wenn er überhaupt die Zügel in der Hand behalten wollte, mit allen herkömmlichen Mitteln der Wahlmache

und des Parteiwesens arbeiten, und jetzt ist er um kein Haar besser, wie alle seine Vorgänger und Kollegen. Die „Partei der ehrlichen Leute“ aber ist in ihr Nichts zurückgesunken.

Ein ganz ähnlicher Vorgang hat sich in Valencia abgespielt. Hier hatte die öffentliche Entrüstung einmal wirklich die verfaulte Stadtverwaltung weggefegt, und eine Anzahl anständiger Bürger, meist Großkaufleute, hatten ihre Stelle eingenommen. Aber schon nach einem Jahre haben sie alle ihr Amt schaudernd niedergelegt, — sie konnten gegen die vorhandenen Mißstände nicht aufkommen. Jetzt sitzt die alte korrupte Verwaltung wieder fröhlich auf den kuruliſchen Stühlen und verwaltet Valencia in der erprobten Weise weiter.

Es scheint in der Tat für die Spanier unmöglich, sich aus dem Netz politischer Verderbnis zu befreien. Das ist aber um so unverständlicher, als unangebrochene Schätze von Ehrlichkeit und vornehmer Gesinnung zweifellos noch in vielen Schichten des spanischen Volkes zu finden sind; das achtenswerte Altspaniertum, die edle kastilische Rasse sind nicht verschwunden, wie man vielleicht nicht in Madrid, wohl aber bei einem Besuch der kleineren Städte von Kastilien und Leon bemerken kann. Die deutschen Geschäftsreisenden, die mit spanischen Kaufleuten zu tun haben, sind in der Mehrzahl des Lobes voll über die Rechtlichkeit und das Ehrgefühl ihrer Kunden, und auch in dieser Beziehung scheint die kastilische Herrscherrasse den Preis zu verdienen. Ein anderer lebendiger Beweis für das Vorhandensein tüchtiger Eigenschaften im Volke ist die Guardia civil, die Gendarmerie, die trotz ihrer schlechten Bezahlung von makelloser Ehrenhaftigkeit ist und Spanien zu einem verhältnismäßig sicheren Lande gemacht hat. Auch den akademisch Gebildeten, besonders den Lehrern der höheren Schulen und der Universitäten rühmt man fast durchweg ehrenhafte Gesinnung nach; es ist bezeichnend, daß diese Kreise sich von der Politik und vom Verkehr mit Politikern tunlichst fernhalten, — sie fürchten sich zu beschmutzen!

Es ist gewiß des Nachdenkens wert, daß alle im Volke vorhandene Rechtlichkeit gegenüber der politischen Verderbtheit so ganz und gar machtlos ist. Nur zum Teil erklärt sich das aus der spanischen Lässigkeit, nur zum Teil auch aus dem Umstande, daß manche der tüchtigsten Volkselemente eng mit dem Klerikalismus verbunden und durch diesen gewissermaßen gelähmt sind. Vergleichen wir die Verhältnisse Spaniens mit denen Italiens, wo zur Zeit der Kämpfe um die Einigung des Landes eine unerwartete Fülle edelsten, selbstlosen Strebens und Opfermutes hervortrat, wo einmal wirklich die Besten des Volkes an die Oberfläche

der stürmischen Gewässer gerissen wurden und einen Einfluß übten, den selbst lange Jahre nicht ganz zu beseitigen vermocht haben, dann läßt sich vielleicht die eigentliche Ursache des so viel traurigeren Schicksals der Spanier erkennen: Das Volk hat seit Jahrhunderten kein politisches Ideal, keinen Ausblick auf große Aufgaben mehr gehabt! Als Einheitsstaat mit ungeheuren auswärtigen Besitzungen und Ansprüchen ist es in die neuere Geschichte eingetreten, und es hat seitdem immer nur eine Besitzung, einen Anspruch nach dem andern aufgeben müssen, es ist beständig in einer unfruchtbaren Defensive gewesen. Gerade ein Volk wie das spanische aber, in dem ohnehin seit jeher die Mächte des Stillstandes ungewöhnlich stark sind, bedarf eines idealen Zieles, durch das es in seinem Innersten aufgerüttelt und vor Fäulnis bewahrt wird.

Auch der Kampf um den Rest der Kolonien ist ein Verteidigungskrieg gewesen, der das Herz des spanischen Volkes nicht schneller schlagen ließ. Aber die Gleichgültigkeit hat noch tiefere Gründe. In der Hauptsache konnte man von jeher die Kolonieen als Ausbeutungsgebiete der Politiker und ihrer Verwandten betrachten, ganz entsprechend den Anschauungen über das Staatsvermögen überhaupt; das Volk, namentlich das der Provinzen des Innern, hat nur Soldaten stellen müssen, die Blut und Leben für das politische Raubsystem nutzlos dahingaben. Diese Verhältnisse erklären es einigermaßen, daß bei der schweren Niederlage des Jahres 1898 so wenig von dem sagenhaften „spanischen Stolze", so wenig auch nur von echter Trauer und dem Wunsche nach Vergeltung zu bemerken war; die Stiergefechte waren besser besucht als jemals, und die Stimmung des Volkes ließ kaum etwas von den schweren Schicksalsschlägen ahnen. Mehr als die Zentralprovinzen haben allerdings die Küstenländer gelitten: die Industrie Kataloniens, die unter dem Zollschutz in den Kolonien großen Absatz ihrer billigen Erzeugnisse fand, ist schwer getroffen, wie das schon die beständigen Arbeitertumulte erkennen lassen; die aufkeimende Fabriktätigkeit in den Küstenstädten Galiciens hat den Todesstoß erhalten, die Ausfuhr von andalusischen Weinen ist bedenklich zurückgegangen. Aber im ganzen hat doch Spanien den Verlust seiner letzten Kolonien auffallend leicht verschmerzt, ja es mag scheinen, als ob damit die ärgsten Brutstätten der Korruption beseitigt wären und eine leise Hoffnung auf Gesundung der politischen Verhältnisse sich zu regen beginne. Vielleicht gelingt es Spanien, das nun wieder eine rein europäische Macht geworden ist, allmählich auch ein lebendiges Glied der arbeitenden, vorwärtsstrebenden europäischen Kulturwelt zu werden.

Selbsterkenntnis aber ist der erste Schritt zur Besserung, und da liegt die Frage nahe, wie man denn in Spanien selbst über die unglücklichen Verhältnisse des Landes urteilt und welche Mittel der Abhülfe man in Erwägung zieht. An Selbsterkenntnis fehlt es in der Tat nicht, aber sie hat meist jenen skeptischen, unglückseligen Zug, der die Verzweiflung unter bittrer Ironie verschleiert; das spöttische Wort „cosas de España", das man am besten übersetzen kann „In Spanien ist's einmal nicht anders", bildet das Leitmotiv aller Äußerungen der fortschrittlich gesinnten spanischen Presse. Daß es nicht gut steht, darüber sind sich wohl alle einig, aber über den rechten Weg zur Besserung herrschen die verschiedensten Ansichten. Von den Zukunftsträumen der Klerikalen kann hier abgesehen werden; im übrigen lassen sich die beliebtesten Ideale kurz folgendermaßen kennzeichnen.

Wir haben da zunächst das Häuflein der Republikaner, das heute noch allen Ernstes glaubt, daß die herrschenden Übel verschwinden würden, wenn auch noch die Spitze des Staates den Schwankungen des politischen Schaukelspiels unterworfen wäre. Abzweigungen der republikanischen Partei sind die Sozialdemokraten, die wieder die charakteristische Neigung zeigen, sich in Kommunisten und Anarchisten umzubilden. Eine Gefahr für die Dynastie bedeuten alle diese Gruppen, so viel Lärm und Unheil sie auch anstiften, einstweilen nicht; ebensowenig ist anzunehmen, daß sie genügende Macht erlangen, um wenigstens einen Teil ihrer Wünsche durchzusetzen, da den Volksmassen die politische Reife vollkommen fehlt und außerdem die wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Provinzen von Grund aus verschieden sind.

Viel näher liegt die Möglichkeit, daß einmal ein tatkräftiger Charakter die Zügel in die Hand nimmt und mit diktatorischer Gewalt den politischen Augiasstall reinigt. Es ist nicht zu verkennen, daß sich der General Weyler für diesen kommenden Mann hält und sich durch allerlei Mittel die Bahn frei zu machen sucht, aber man wird vorläufig an seinen Erfolgen stark zweifeln dürfen. Überdies müßte der Retter Spaniens ein durchaus ehrenwerter, reiner Charakter sein, wenn er der Fäulnis des Staatslebens mit dauerndem Erfolg Einhalt gebieten und nicht die Lage schlimmer als besser machen will, — und ob diese Bezeichnungen auf den „Schlächter von Kuba" passen, ist mehr als fraglich.

Eine dritte Hoffnung der Spanier beruht auf dem Partikularismus der Provinzen: Spanien ist ja nur scheinbar ein Einheitsstaat; nirgends wie hier stehen sich die einzelnen Landschaften so fremd gegenüber,

nirgends herrscht so vielfach der glühende Wunsch nach größerer Selbständigkeit der Provinzen, deren Bewohner einen tiefgewurzelten Haß gegen das kastilische Herrschervolk hegen. Diesem Haß allein verdankt vor allem der Karlismus seine Lebenskraft. Es mag sein, daß in dieser Richtung ein Fortschritt und eine Gesundung des Volkskörpers möglich wäre; aber ob bei völliger Zersplitterung nicht Spanien vollends im Wettkampf der Völker, die ja grade jetzt nach möglichster Zusammenfassung der Kräfte streben, unterliegen würde, ist sehr zu bedenken. Es ist doch wohl ein richtiger Instinkt, der die Mehrzahl des spanischen Volkes immer wieder auf die Seite der Vertreter politischer Einheit geführt hat.

Am geräuschvollsten von allen geberdet sich gegenwärtig die antiklerikale Bewegung. Ihr Erfolg ist indes äußerst zweifelhaft, da eben iberischer Geist und Klerikalismus im Grunde eng verbunden sind; die ultramontane Partei hegt denn auch keine ernsten Befürchtungen und stärkt durch massenhafte Einfuhr vertriebener französischer Ordensbrüder und -schwestern noch ihre Reihen. Nur durch allgemeine Volkserziehung im Geiste der Neuzeit ist ihre Macht zu brechen, aber so lange sie mächtig ist, werden die Spanier eine solche Erziehung nie bekommen, — es ist also der reine circulus vitiosus. Der spanische Schulmeister, dem man sein Gehalt vorenthält und der aus Not betteln geht, wird noch lange nicht verschwinden. Antiklerikale Putsche ändern an diesem tiefwurzelnden Übel gar nichts. Wie stark sich der Klerikalismus fühlt, zeigt die neueste Erklärung der spanischen Bischöfe: Jedermann habe das Recht, seine Kinder erziehen zu lassen, wie er wolle; durch die Taufe aber habe er dieses Recht auf die Kirche übertragen, die also ausschließlich die Jugenderziehung zu leiten habe!

Was allen Plänen und Wünschen gegenüber in Wahrheit Vertrauen auf die Zukunft Spaniens einflößt, ist der zweifellos vorhandene wirtschaftliche Aufschwung des Landes. Mag er immerhin von außen her angeregt und mit fremdem Kapital durchgeführt sein, so hat er doch schon Werte geschaffen, die man nicht mehr leichtsinnig bei inneren Unruhen aufs Spiel setzen möchte; in Spanien will einfach deshalb keine der sonst so beliebten Revolutionen mehr glücken, weil zu viele vorhanden sind, die bei einem Stillstand der wirtschaftlichen Tätigkeit und des Handelsverkehrs verlieren würden. Es scheint auch, daß sich das spanische Kapital jetzt lebhafter an der Eröffnung neuer Hülfsquellen beteiligt. Als nach dem Verlust der Kolonien die Beamten und Offiziere mit ihrem Raub aus Kuba und den Philippinen zurückkehrten, stieg zwar die spanische

Rente, weil Alle ihre Schätze in Staatspapieren anlegten. Inzwischen aber hat doch der plötzliche Aufschwung der Zucker- und Spiritusindustrie gezeigt, daß ein Teil der Kapitalien nunmehr dem Wirtschaftsleben zugeflossen ist und sogar schon eine Überproduktion hervorgerufen hat. Mit dem vermehrten Gedeihen wird wohl auch ein geistiger Aufschwung Hand in Hand gehen, der die Masse des Volkes dem Banne dumpfer Unwissenheit entzieht.

Im eigentlichen Geistesleben des Volkes — auch das ist ein hoffnungsvolles Anzeichen — ist eine lebhaftere Bewegung schon seit längerer Zeit vorhanden. Wie sich die Völker im Grunde gleich bleiben, tritt dabei in dem Umstande in anziehender Weise hervor, daß auch diesmal wie zur Zeit der ersten spanischen Kulturblüte das Drama und die Malerei weitaus am glänzendsten vertreten sind. Auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft aber vermag Spanien auch manches Verlorene wiederzugewinnen. Denn den Vertretern des iberischen Geisteslebens steht das ganze weite Gebiet der spanischen Sprache offen, und wenn Spanien die politische Führung seiner amerikanischen Abkömmlinge verloren hat, so kann es sich doch die geistige wieder erringen. Da ist es nun bemerkenswert genug, daß der alte Haß der Kolonialvölker gegen das Mutterland im Schwinden begriffen ist; der letzte schwere Schicksalsschlag, der Spanien zu Boden warf, hat in Südamerika tiefe Anteilnahme erregt und selbst zu dem Versuch werktätiger Hülfe geführt. Diese Wiedergewinnung der verlorenen Söhne ist ein großer Triumph und eine Bürgschaft für die Zukunft, deren schwerste Kämpfe auf dem Wahlplatz des Geisteslebens auszufechten sind.

Für die andern Völker Europas aber ist das Schicksal Spaniens ein lehrreiches Kapitel weltgeschichtlicher Entwicklung, das des tiefsten Nachdenkens wert ist. Es zeigt uns, wie nur im Vorwärtsschreiten das Heil eines Volkes liegt, das im Daseinskampfe nicht unterliegen will: das Glück der idyllischen Abgeschlossenheit, der träumerischen Ruhe ist für uns verloren, und nur den wachenden, kampfesfrohen Geschlechtern gehört die Welt.

Antike Kunst und Kultur im Lichte der grosen Ausgrabungen.

Von

Ferdinand Noack.

III.

Apollinische Kultstätten.

Ganz anders als Olympia scheint Delphi schon durch seine Natur auf religiöse, weihevolle Wirkung gestimmt zu sein. In steilem Gefälle senken sich hier die Abhänge des Parnaß zu dem engen und tiefen Tale des Pleistosflusses hinab. Die Phaedriaden-Felsen bilden hochragende, fast senkrechte Wände, und wo die östliche und die nördliche Wand sich im Winkel treffen, entspringt die heilige Quelle Kastalia, in deren kühlem Wasser die Pilger sich einst reinigten, ehe sie das Heiligtum betraten. Sie verliert sich in der engen Schlucht, die zum Pleistos hinabführt. Da ihr gegenüber auch eine westliche Begrenzung durch einen Bergvorsprung von freilich geringerer Höhe nicht fehlt, so stellt sich die Lage von Delphi dar wie der ungeheure Zuschauerraum eines antiken Theaters von mehreren hundert Meter Durchmesser, dessen obersten Rang das Heiligtum einnimmt. Keine lieblichen, fruchtbaren Gefilde, sondern eine kahle, großartig ernste Felslandschaft bot sich den Blicken der Wanderer, die, wie in der Sage einst des Oedipus unseliger Vater, auf der steinigen Hochstraße von Böotien her, oder, wie die kretischen Schiffer im homerischen Hymnus, die der Gott selbst unter den Klängen der Leier feierlich schreitend geleitete, von Westen den steilen Pfad vom krissaeischen Golfe, dem heutigen Itea, heraufkamen.

Nur durch umfangreiche, künstliche Terrassierungen war es möglich, an diesen steilen Hängen Platz für alle die Anlagen zu schaffen, die sich im Laufe der Jahrhunderte um das Apollonheiligtum erhoben. Wie in Olympia bot sich auch hier der heilige Bezirk als ein ummauertes Rechteck dar, das in seiner größeren Ausdehnung von Süden nach Norden den

Abhang bedeckte. Nur war es nicht unbeträchtlich kleiner als die olympische Altis; maß diese 220 m Länge zu 180 m Breite, so hatte der delphische Bezirk nur 190 m bezw. 130 m. Dazu stieg schon in diesem beschränkten Raume der Boden etwa 50 m an.

Ungefähr in der Mitte war durch eine lange Stützmauer aus schöngefügtem, polygonem Mauerwerk die große Plattform für den Tempel geschaffen. Hinter dem Tempel erhoben sich Gemächer und hallenartige Anlagen, deren mächtige Rückwände ihrerseits das Widerlager für die obersten Anschüttungen bildeten. Mehrere Treppen ermöglichten eine schnelle, direkte Verbindung zwischen den einzelnen Terrassen. Außerdem aber führte zur Tempelterrasse die heilige Straße im Zickzack durch das unterste Drittel des Bezirkes empor. An ihren Seiten war der gegebene Platz für die Weihgeschenke an den Gott; in dichten Reihen umsäumten sie die Straße, eine glänzende, stolze Schaustellung griechischer Frömmigkeit, griechischen Ehrgeizes, griechischer Siege. Hier werden wir auch die Schatzhäuser finden, die nicht, wie am Rande der Alpheiosebene, auf einer langen gemeinsamen Terrasse vereinigt werden konnten (s. oben S. 206), sondern jedes für sich den geeigneten Platz sich suchen mußten.

Wir betreten den heiligen Bezirk, wie die alten Prozessionen, die sich davor auf einer gepflasterten Plattform ordneten, durch den Haupteingang an der Südostecke und sehen uns sofort mehreren großen historischen Denkmälern gegenüber. Denn wir wollen uns das apollinische Delphi in dem Bilde vorzustellen suchen, das uns die französischen Ausgrabungsergebnisse, verbunden mit der Überlieferung der Alten, von seiner Blütezeit geben.

Einem ehernen Stier von Korkyra, rechts vom Eingang, stand auf der Südseite der Straße ein Abbild des hölzernen trojanischen Pferdes gegenüber, neben diesem das Weihgeschenk der Athener für den Sieg bei Marathon, dreizehn Bronzestatuen, in Reihen geordnet, in der Mitte Miltiades mit Athena und Apollon, und weiterhin die Statuen der sieben gegen Theben ausgezogenen Fürsten, für einen argivischen Sieg über Sparta. Dafür stellte aber Lysander, der siegreiche Feldherr der Spartaner, nachdem er 405 v. Chr. Athens Macht bei Aigospotamoi gebrochen, neben dem Stier an der Nordseite in einer 20 m langen, zum Teil in den Fels getriebenen Nische sein eigenes Siegesdenkmal auf, — ostentativ den Trophäen der Gegner gegenüber und sie tendenziös überbietend: 37 Erzbilder, fast dreimal so viel als die marathonische Gruppe! Bald darauf, 369, haben dann die Arkader, als die Spartaner geschlagen waren, ebenso demonstrativ ihr eigenes, figurenreiches Anathem auf langem, schmalem

Sockel gerade vor die Lysandergruppe, mit dem Rücken gegen diese, aufgestellt, nachdem kurz vorher schon die Argiver ihre Überlegenheit über Sparta durch eine Statuenreihe ihrer mythischen Könige in halbkreisförmiger Nische neben dem Lysandermonument dokumentiert hatten.

Wir lassen diese Denkmäler (von denen die Grabungen nur noch die Lage bestimmen konnten), meist Zeugen unrühmlicher und unseliger Bruderkriege, mit anderen, die eben dort die Tradition nennt, hinter uns und kommen, die Straße westwärts verfolgend, zum ersten Schatzhaus, das die Stadt Sikyon etwa um 570 v. Chr. errichtet hat. Auf den altertümlichen, meist bunt bemalten Reliefs, die es schmückten, sehen wir die derb-kräftigen Gestalten dreier Jünglinge — die in schwarzer Farbe aufgemalten Inschriften nennen Kastor und Idas —, die die geraubten Stiere führen; Europa vom Stier davongetragen, der kalydonische Eber, die Argo und die Dioskuren sind zu erkennen.

Auf ein Weihgeschenk der in Delphi besonders ehrenvoll vertretenen Stadt Knidos, das Bild ihres Gründers und Tityos' Tod durch Leto, Apollon und Artemis darstellend, folgte das knidische Schatzhaus, ein Glanzstück unter den französischen Funden. Denn der figurenreiche Marmorfries, der den zierlichen Bau auf allen vier Seiten umzog, ist fast ganz erhalten und hat sich bei der Auffindung auch noch im Schmucke lebhafter Farben gezeigt. Sein entwickelter, reifarchaischer Stil rückt die Entstehung des Schatzhauses nahe an das Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. heran. Die meist ausgezeichnet erhaltenen, zierlichen Reliefs bringen uns vielfache Überraschung. Bei einem Kampf um einen Gefallenen ist der kühne Versuch gewagt, drei von den vier Pferden der Gespanne in verkürzter Schräganansicht zu bilden. In dem Kampfe der Götter mit den Giganten finden wir subtil ausgearbeitete, zum Teil phantastisch gebildete Waffen, vor allem aber ist das Motiv des pergamenischen Altarfrieses, daß die heiligen Tiere der Götter in den Kampf eingreifen, schon hier vorgebildet. Noch überraschender aber ist, daß auch die berühmte Götterversammlung des Parthenonfrieses am Knidierschatzhaus antizipiert ist. Schon hier sitzen die Olympier behaglich beieinander und zeigen sich gegenseitig die Kämpfe, als deren Zuschauer sie gedacht sind. Und wie dort auf die Waffen, so ist hier auf die Stühle kunstvoll zierliche Arbeit verwendet; die Lehne des Stuhles des Dionysos ruht auf den Figürchen eines Silens und einer Maenade, wie die Armlehne des Zeusthrones am Parthenonfries auf einer Sphinx. Das Interessanteste aber ist wohl die Entdeckung, daß an Stelle der beiden Säulen in der Front der Vorhalle auf hohem Sockel zwei stattliche,

überlebensgroße Mädchenstatuen in der uns jetzt wohlbekannten reichen jonischen Frauentracht gestanden haben. Bis dahin hatte die Karyatidenhalle am Erechtheion auf der Burg von Athen den Ruhm gehabt, das Problem, den menschlichen Körper mit seinem belebten Kontur als funktionierendes Glied in das starre architektonische Gerüst des Gebäudes einzuführen, zum ersten Male gestellt und auch vollendet gelöst zu haben. Nun ist die Idee schon hundert Jahre vorher verwirklicht, und wir haben gegenüber dem atheniſchen Meisterbau nur anzuerkennen, daß seine Lösung, indem sie das Gebälk vereinfacht und an Stelle der beiden gradlinigen Seitenwände die anmutigen Gestalten der Trägerinnen wiederholt, die gefälligere und vollkommenere ist. Eine feine Analyse hat das Motiv kürzlich bis in die ägyptische Kunst zurück verfolgt. Aber für den griechischen Künstler des sechsten Jahrhunderts genügte schon ein Blick in das tägliche Leben. Da schaute er auserlesene Jungfrauen genug, die im Ehrendienst der Gottheit heilige Lasten, den breiten Wasserkrug, den Opferkorb oder die mystische Truhe auf dem Haupte trugen. Der an sich ansprechende Gedanke aber, daß gerade die Dienerinnen der Hauptgöttin von Knidos, der Demeter, den Künstler zu ihrer Darstellung am Knidierschatzhause veranlaßt hätten, verliert dadurch an Gewicht, daß auch in der Front des gegenüberliegenden Schatzhauses der Siphnier zwei ebensolche Frauenstatuen standen.

Die heilige Straße ändert hier ihre Richtung, läßt mehrere andere, nur noch in den Fundamenten kenntliche Schatzhäuser der Thebaner, Böoter u. a. zur Linken liegen und steigt in scharfer Wendung nach Nordosten an. An dieser Ecke hatten die Athener ihren Thesauros, einen dorischen Bau von ausgezeichneter Marmorarbeit, mit Herakles- und Theseustaten in den Metopenreliefs, kurz vor den Perserkriegen errichtet. Vor seinen Sockel stellten sie bald darauf die Beutestücke von Marathon, wie die Weihinschrift an der erhaltenen Basis stolz verkündet.

Unweit davon und nahe bei der polygonalen Stützmauer der Tempelterrasse, der sich die Straße nun nähert, steht auf einem der zerklüfteten Felsen, auf denen die Überlieferung die Sibylle Herophile weissagen ließ, noch der Rest der hohen Säule, die auf altertümlichem jonischem Kapitell die von den Naxiern geweihte Sphinx trug. Deren Kopf und Leib lagen zerbrochen daneben. Erst durch sie ist eine nach Stil und Marmor eng zusammengehörende Gruppe von Bildwerken endgültig der altnaxischen Kunstschule zugewiesen worden.

Nun noch an der, schon früher freigelegten, Halle, dem Dank Athens für Salamis, vorüber, und wir steigen, nach Norden umbiegend,

die letzte steile Strecke an der Ostseite der Tempelterrasse empor. Da erinnert der von drei verschlungenen Schlangenleibern getragene Dreifuß an den Tag von Platää, — jetzt steht diese delphische „Schlangensäule" auf dem Atmeidan zu Konstantinopel, ein letzter Rest der zahllosen Kunstwerke, die zum Schmuck des konstantinischen Byzanz allüberallher zusammengerafft worden waren. Gegenüber der große Hauptaltar, von den Chiern an der uralten Opferstelle in der Perserzeit errichtet, bei ihm ein eherner Wolf. Wenige Schritte weiter hatten die Herrn von Syrakus, Gelon und Hieron, ihre Siegesdenkmäler aufgestellt. Über sie und viele andere ragte weit empor der kolossale eherne Apollon, das panhellenische Anathem für Artemision und Salamis. Das vergoldete Bild Phrynes, der schönen Freundin des Praxiteles, von seiner Hand, von ihr geweiht, Gaben der alten lydischen Könige, den Stier von Karystos, den Esel von Erz, den Ambrakia, den Löwen, den die Phoker stifteten, dazwischen immer neue Apollonbilder, Siegerstatuen, Kampfgruppen, die berühmte Löwenjagd Alexanders, in der dieser in höchster Bedrängnis von Krateros gerettet wurde, von dessen Sohne geweiht, ein Meisterwerk von Lysippos und Leochares, — sie hatte in einer eigenen Halle oberhalb der Nordwestecke des Tempels gestanden, wo wir noch jetzt an der Wand die Weihinschrift lesen, — sie alle sehen wir in Gedanken vor uns, wenn wir nun den Tempel allseitig umwandeln. Denn untergegangen sind sie alle, ebenso wie der ganze Aufbau des Tempels selbst. Mit Hülfe der Bruchstücke einzelner Bauglieder und der Substruktionen, die eine ungewöhnliche, zellenartige Teilung der Fundamente zeigen, wird es vielleicht möglich sein, ein annäherndes Bild des großen Tempels wiederzugewinnen. Und auch da kann es sich nur um einen verhältnismäßig jungen Bau handeln.

Der älteste, sicher bezeugte Tempel war 548/7 durch einen Brand zerstört worden. Manche der kostbaren Weihgeschenke, wie den goldenen Löwen des Kroisos, goldene und silberne Kessel u. a. m. konnte man noch in die nächsten Schatzhäuser von Korinth und Klazomenae retten. Aber auch von dem bald darauf begonnenen, um 515 vollendeten Neubau der Alkmaeoniden, für den die große Terrasse mit der Polygonmauer hergerichtet wurde, wird man nicht viel zu finden erwarten, da wir durch die Inschriften der Baurechnungen von mehrfachen großen Reparaturen hören, die im 4. Jahrhundert an dem durch Erdbeben stark beschädigten Tempel vorgenommen wurden und z. T. fast einem Neubau gleich kamen. Die Mittel dazu sollten durch Beiträge aller griechischen Städte beschafft werden. In diesem erst gegen 328 v. Chr. vollendeten Tempel las man die Sprüche der sieben Weisen an den Wänden der Vorhalle. Hier rief gleichsam

der Gott selbst das berühmte „Erkenne dich selbst" jedem Eintretenden zum Gruße zu. Wertvolle Statuen und Reliquien waren auch hier vorhanden, und spätere Schriftsteller wissen auch von dem Erdspalt und seinen Dämpfen im Allerheiligsten dieses Tempels zu erzählen. Aber von dem Tempel, den Herodot und Pindar andächtig betraten, an den Aeschylos denkt, wenn sein Orestes sich vor den Erinnyen zu Apollon flüchtet, zu dem uns der Euripideische „Ion" führt, dessen Chor voll Bewunderung die Metopenreliefs beschreibt, davon etwas wiederzusehen, dürfen wir nicht mehr hoffen. Die Tiefgrabungen der Franzosen im Allerheiligsten trafen zwar auf Quellwasser, das wohl mit der einst in den Tempel geleiteten Kassotisquelle, die etwas oberhalb desselben entspringt, in Zusammenhang stehen mag, aber selbst von dem berühmten Erdspalt, über dem der Dreifuß der Pythia gestanden hat, war keine Spur zu finden. Haben etwa die Erdbeben auch diese Spur verwischt? Oder suchen wir ihn am Ende überhaupt vergebens? Hier im heiligsten Raume, wo einst die Pythia saß, wollen wir auch nach einer Antwort über diese Dinge, über die Geschichte dieses Kultes suchen.

Im Mittelpunkt des apollinischen Hauptfestes stand allezeit die Verherrlichung des Drachenkampfes des Gottes. Für die Wettgesänge, die im musischen Agon der pythischen Festspiele vorgetragen wurden, für mimische und orchestische Aufführungen war er das gegebene Thema; von ihm lesen wir jetzt in den Hymnen, die, auf die Wände des Athenerschatzhauses eingegraben, durch die übergeschriebenen Noten das Interesse weiter Kreise erweckt haben. Erst als er den Drachen, die furchtbare Pythonschlange, mit seinen Pfeilen erlegt hat, ist Apollon Herr von Delphi und, was das wichtigste ist, auch des Orakels. Dessen Übernahme seitens Apollons ist der eigentliche Kern der Kultlegende. Das Orakel also war, wie in Olympia, das ursprüngliche Kultobjekt und bestand lange bevor Apollon kam. Im Pythonungeheuer aber erkennen wir den früheren Wächter und Besitzer des Erdorakels, den allwissenden Erdgeist wieder, den man sich, wie so manche verwandte göttliche Wesen, in Schlangengestalt dachte. Ursprünglich war diese Schlange aber die Mutter Erde selbst, die in ihrem Schoße das ewige Wissen barg. Darum ruft noch Aeschylos sie im Eingang der Eumeniden als die erste Herrin des Orakels an; darum ist Python schon eine Weiterbildung, auch als solche aber, selbst noch in jenem späten Apollonliede, weiblich, die Tochter der Erde, — und darum endlich muß Apollon nach seinem Siege durch strenge neunjährige Buße die Blutschuld sühnen: denn in Wahrheit hatte er keinen bösartigen Drachen, sondern die alte rechtmäßige Herrin des Orakels erschlagen.

Auch der berühmte Omphalos, der nach der späterhin geläufigen Tradition den Mittelpunkt, den Nabel der Erde bezeichnen sollte, war wohl schon vor Apollons Ankunft der alten Schlange eigen, sei es nun, daß man ihn als deren Fetisch verehrte, den man mit Binden schmückend umwand, sei es, daß er auf das unterirdische Gewölbe, das Kuppelgrab, zurückweist, wo Python, seitdem man von seinem Tod erzählte, begraben sein sollte, wo man ihn sich aber ursprünglich lebendig hausend vorgestellt haben wird.

Ebenso kann der delphische Dreifuß einem uralten, bis jetzt noch nicht aufgeklärten Kultgebrauch entstammen, da eine gelehrte Überlieferung schon Python zusammen mit Themis, d. i. im Grunde wieder nur die Erdgöttin, auf dem Dreifuß sitzen läßt, und nach einer anderen Darstellung, zwischen den Füßen des Dreifußes in einem Kessel die Pythonknochen aufgehängt waren. Apollon hätte also auch den Dreifuß möglicherweise erst in Delphi in Besitz genommen.

Und noch ein drittes Moment gehört hierher. Mit der Vorstellung vom Erdorakel hing, wie wir sahen (s. oben S. 44), die Weissagung aus dem Laub der Bäume eng zusammen. Auch der homerische Hymnus auf Apollon, die älteste schriftliche Kultlegende aus dem achten Jahrhundert v. Chr., die von seinem Zuge nach Delphi erzählt, läßt den Gott alsbald, nachdem er zum Tempel emporgestiegen, aus dem Lorbeer weissagen. Und zu allen Zeiten bestand beim Tempel der Garten von Lorbeer und Myrten, der oft genannte heilige Lorbeerhain, den die Kassotis wässerte. Hat der Gott auch das von seinem Vorgänger übernommen? Wie dem auch sei, — wir sehen, daß auch das apollinische Delphi einmal die enthusiastische Mantik, die Orakelgebung in Ekstase, in gewaltiger physischer und psychischer Erregung nicht kannte, nicht die Priesterin, die durch die Ausströmungen des Erdspaltes berauscht, des Gottes voll, in abgerissenen Worten dessen Willen kundgab, den dann kluge Priester deuteten. Gerade das also, was uns gemeiniglich mit dem Wesen der delphischen Kultstätten unlöslich verbunden scheint, muß erst das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung gewesen sein.

Wir sind heute in der Lage, auch diesen Prozeß zu verstehen. Als Apollon, der Gott der Höhen, vom Parnaß in das enge Tal von Delphi niedergestiegen war, war ihm dort oben in der korykischen Grotte, einer noch heute begehbaren Stalaktitenhöhle, Dionysos gefolgt, der thrakische Gott, dem man sich hingab in rasender Begeisterung, in wilder taumelnder Lust. Wenn wir nun gerade in Delphi Dionysos mit Apollon am innigsten verbunden finden, so daß ihm drei Wintermonate heilig sind,

wo statt der Paeane auf Apoll die dionysischen Dithyramben erschallen, wo ein Chor von Frauen, die Thyaden, auf die Berge schweift, ihn zu suchen, während im Apollontempel die Priester ihm geheimnisvolle Opfer bringen, so hat Erwin Rohde in seinem wundervollen Buche „Psyche" gewiß mit Recht in der ekstatischen Weissagung das dionysische Element der delphischen Apollonreligion erkannt. Seitdem Apollon dieses Element aufgenommen, vielleicht erst seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr., mußte ein Weib auf den Dreifuß steigen und sich von den Ausdünstungen des Erdspaltes berauschen und begeistern lassen, seitdem waren diese, war ein Erdspalt, aus dem sie kamen, erst wirklich notwendig geworden.

Die Rolle, die die leichter erregbare Frau im delphischen Orakelwesen spielte, wird dadurch begreiflich; die Frauen überwiegen in dem dionysischen, orgiastischen Chor. Eine Jungfrau aus vornehmem delphischen Geschlecht, von untadeliger Lebensführung und, seitdem eine junge Pythia einmal entführt worden war, von höherem Alter, mußte die Willenskündigerin Apolls sein; fern von der Welt und den Menschen führte sie im Tempel ein reines, gottgeweihtes Leben. Und wenn nun des göttlichen Rates Bedürftige sich nahten, trank sie, in feierlichem Ornate, zuerst vom heiligen Wasser der Kassotisquelle, kaute Lorbeerblätter — ein unverkennbarer Hinweis auf die ältere Orakelweise — und Gerste, dann erst begab sie sich auf den Dreifuß.

Alle diese Elemente und mehr noch faßt Aeschylos in der Rede der Pythia am Anfang der „Eumeniden" zusammen; hören wir ihre Worte:

Mein erst Gebet der ersten Zukunftskünderin,
Urmutter Erde; nächst der Erde ruf' ich dann
Themis, die nach der Mutter hier gewaltet hat.
So lebt es im Gedächtnis. Dann als dritte nahm
durch Übereinkunft, ohne Streit, der Themis Platz
die Schwester ein, Titanin, Erdentochter auch,
Phoibe. Sie hat Apollon diesen Sitz geschenkt,
dem Neugebor'nen; Phoibos heißt von ihr der Gott.
Vom Weiher auf dem Felseneiland Delos zog
Apollon an den schiffbelebten Küstenstrand
des Pallaslandes; weiter dann von Attika,
bis hier er am Parnassos seine Stätte fand.
Wegbahnend gaben ihm in feierlichem Zug
die Söhne des Hephaistos ehrfurchtsvoll Geleit,
und durch Urwildnis schlugen sich're Pfade sie.
Mit höchsten Ehren nahm sein Kommen hier das Volk
und Delphos auf, der König, der dem Land gebot.
Und in der Seele weckte Zeus die Götterkraft
der Zukunftsschau dem Sohne, setzt' als vierten ihn,

die Wahrheit zu verkünden, auf den Seherthron:
was Zeus ihm eingibt, offenbart Apollons Mund.
Das sind die Götter, die zuerst mein Beten ruft,
und auch Athena grüß' ich, die am Eingang wohnt
des heil'gen Ortes. Und den Nymphen huld'g' ich auch.
Sie wohnen oben im Gebirge, wo der Mund
weiträum'ger Felsenhöhle gähnt; es nisten dort
die Vögel gern, Dämonen gehen aus und ein.
Wohl weiß ich, Dionysos ist des Ortes Herr,
seit er auf Pentheus, seinem Feind verderblich dort,
Maenaden hetzte wie zu lust'ger Hasenjagd.
Dann ruf' ich noch den Pleistosstrom und die Gewalt
Poseidons und zum Schlusse den Vollender, Zeus,
den höchsten aller. Nun kann ich den Seherthron
besteigen. Und gesegneter denn je zuvor
sei heut' mein Eingang. Wer des Gottes Rat begehrt,
komm' her in Ordnung, wie das Los ihm Zutritt gab.
Aussprechen werd' ich, was der Gott in mir erregt.*)

Nur eines fehlt hier, was wir erwarteten, der Drachenkampf. Aber man hat darin einen Zug delphischer, priesterlicher Theologie erkannt, die absichtlich verschleiert habe, daß der Gott das Orakel erst durch Gewalt in Besitz genommen hatte. Ebensowenig entspricht sein Kommen von Delos her dem geschichtlichen Bilde, das wir uns von der Ausbreitung der Apollonreligion heute machen dürfen. Ihre Diener sind vielmehr von den Bergen Mittelgriechenlands erst hinausgezogen nach dem Peloponnes und über die Inseln und haben dem lichten, milderen Gotte, den sie verkündeten, zum Siege verholfen über ältere, finstere, hier und da wohl noch Menschenopfer fordernde Götterwesen.

Doch ehe wir ihnen auf diesem Wege, zu anderen altehrwürdigen Kultstätten folgen, müssen wir noch zur letzten Höhe des Heiligtums hinter dem Tempel steigen. Auch da haben verschiedene Jahrhunderte ihre Spuren hinterlassen.

Im vierten Jahrhundert hatte der Ingenieur Pankrates nördlich vom Gelon-Anathem eine neue Terrasse aufgeführt; zur Hinterfüllung ihrer starken Stützmauer hat er u. a. auch die Bruchstücke archaischer Skulpturen verwendet und uns damit vielleicht Reste der Giebelstatuen des älteren Tempels erhalten.

Darüber stellte auf 12 m langem Sockel der Thessaler Daochos, uns bekannt als Gesandter Philipps von Makedonien aus dem Jahre 339, die Marmorstatuen hervorragender Mitglieder seiner Familie auf. Darunter

*) Übersetzung von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die Orestie des Aischylos, 1901.

wird eine, die des Agias, einst der erste thessalische Sieger im olympischen Pankration, für die Kunstgeschichte bedeutsam, da scharfsinnige Kombinationen uns in ihm ein Werk des großen Lysippos wiedererkennen lassen. Eine kraftvoll geschmeidige Athletengestalt, die deutlich lehrt, wie der Künstler mit dem bewährten Können der eigenen peloponnesischen Schule die hohe, Leben und Erregung atmende Kunst des Skopas zu verbinden weiß, der aber auch hier schon als der große Bahnbrecher sich erweist, der über überkommene Normen und festgelegte Kunstanschauungen hinaus nur dem einen Ziele zustrebt, die menschliche Gestalt so, wie sie auf uns mit ihrer Erscheinung wirkt, zu bilden.

Noch etwas weiter aufwärts folgt dann das Grab des Neoptolemos, des in blühender Jugend in Delphi erschlagenen Achilleussohnes, und unmittelbar darauf, an höchster Stelle des heiligen Bezirks, stehen wir vor der „Lesche" der Knidier. Nach wenigen antiken Bauten mag man mit so viel Erwartung gesucht haben wie nach ihr. Denn konnte man, auch wenn sie voraussichtlich zum größten Teil in Trümmern lag, nicht wenigstens hoffen, daß unter diesen noch irgend welche Reste des Wandverputzes begraben lägen, auf denen Polygnot von Thasos bald nach den Perserkriegen seine weltberühmten Bilder von Troias Ende und von der Unterwelt mit ihren großen Toten und Büßern gemalt hatte? Die Hoffnung war nicht ganz so phantastisch, das lehren heute die wundersamen Freskenreste, die, noch ein Jahrtausend älter, sich in den „minoischen" Palästen Kretas erhalten haben. Fragen nach der Komposition jener Gemälde, der Anordnung und inneren Beziehung ihrer mannigfaltigen Gruppen zueinander, ihres Stiles, Fragen, die, um nur diesen einen zu nennen, schon Goethe gereizt und zu seinen Bemerkungen veranlaßt haben, — sie wären schon durch Weniges gefördert worden, ja nur ein einziger Kopf wäre von unschätzbarem Werte für unsere Erkenntnis polygnotischer Kunst gewesen. Nur zu berechtigt war hier, um Goethes erste Worte über diese Gemälde zu gebrauchen, „die unwiderstehliche Begierde nach unmittelbarem Anschauen, die in dem Menschen durch Nachrichten von entfernten Gegenständen erregt wird, das Bedürfnis, allem demjenigen, was wir geistigerweise gewahr werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen", — zumal hier, wo es sich um das Urbild handelte. Aber in diesem Falle blieb auch der bescheidenste Wunsch unerfüllt. Wohl erlaubt der Grundriß, wie er sich überraschenderweise aus den Fundamentresten ergab, wieder zu Goethes Vorstellung zurückzukehren, der „in diesem Versammlungsorte einen Porticus" vermutet hatte, „den man um einen länglich viereckigen Hof herumgezogen und nach innen zu offen denken

kann". Alles andere war spurlos vergangen. Unmittelbar an der Nordseite des Bezirks gelegen, bot die Lesche den bei Erdbeben von den Phaedriaden niederbrechenden Steinlawinen den ersten Angriffspunkt, und wie oft mögen solche im späten Altertum über sie hinweggegangen sein!

So verlassen wir diese Stätte der Enttäuschung und kehren nach einem Blick in den stattlichen Zuschauerraum des Theaters, das die nordwestliche Ecke des Bezirkes einnimmt, sowie nach einem kurzen Gang zur pythischen Rennbahn, über die Tempelterrasse zurück, vorüber an dem etwas schweren, oben von einem Reliefffries umsäumten Siegesdenkmal des Aemilius Paulus, des Siegers über Makedonien, vorüber an der Siegesgöttin, der Wiederholung der Paioniosnike, die, wie in Olympia, sich auf hohem dreiseitigen Sockel erhob (s. oben S. 209), und vorüber auch an der hohen, den geriefelten Schaft der Akanthuspflanze mit seinen Knoten und Deckblättern imitierenden Säule, die auf reichem Blattkapitell drei graziöse, leise archaisierende Tänzerinnen trug. Sie bildete das originelle und nicht ungraziöse Gegenstück zur Nike, das in dem ehernen Palmbaume auf Delos, dem anderen, der der ewigen Lampe im Erechtheion als Rauchabzug diente, und einem dritten in Delphi selbst, der eine goldene Athenastatue beschattete, seine nächsten Analogien hat.

Wir hätten unter vielen anderen glücklichen Funden noch einer vorzüglichen Marmorstatue des Antinoos zu gedenken, jenes unglücklichen Lieblings des Kaisers Hadrian mit den weichen Formen und dem schwermütigen Blick. Aber wir wollen von Delphi Abschied nehmen mit dem allergrößten seiner Funde, der Erzstatue des Wagenlenkers, einem Werke ungefähr aus der Zeit der Giebelskulpturen von Olympia. Unbeweglich ruhig stand der Jüngling auf dem Viergespann, mit dem er den Sieg errungen, die mageren, aber sehnigen Arme vorgestreckt, mit der fast kleinen, aber wundervoll modellierten Hand die Zügel fest und sicher haltend. Die nackten Füße suchen an großer echter Wahrheit ihresgleichen. Der zierlich frisierte Kopf mit der mit Silber eingelegten, einfach geschlungenen Binde, mit dem kleinen Backenbärtchen, dem ruhigen Blick der großen, aus bunter Masse eingesetzten, bewimperten Augen, ist gerade aufgerichtet; in schlichtesten Falten hängt das einfache lange Gewand, nur an den Schultern und Oberarmen ist es zu reicheren Faltenlinien zusammengezogen. Und das einzige Zeichen von Leben und Bewegung ist, daß der Künstler den Jüngling den Oberkörper nach dem Beschauer, an dem er stolz vorüberfährt, unmerklich drehen läßt. In dieser unbeschreiblichen, nur vor dem Kunstwerk selbst ganz zu fühlenden Beschränkung, in der ganzen grandiosen Schlichtheit zeigt er eine Größe,

die ihn, dessen Namen wir nicht kennen, neben die ersten uns bekannten Meister stellt. In seinem Werk ist uns eine neue Offenbarung von griechischer Kunst geworden.

Durch das Tor, durch das wir kamen, ziehen wir hinaus, vorbei an der Kastalia, an Palaestra und Gymnasion und einer Reihe ganz zuletzt noch entdeckter, feiner Marmortempelchen, darunter ein Säulenrundbau und der Tempel der Athena Pronoia, „die am Eingang wohnt", und weiter ostwärts, den Weg des Laios, nach Böotien. Nehmen wir auch kein rätselhaftes Wort aus Pythias Munde mit, so tragen wir doch mehr mit uns in der Gewißheit, daß, was dort durch die Jahrtausende bewahrt, zumeist in Trümmern, selten unversehrt, von alter Kunst, was in unzähligen Steinurkunden von alter Geschichte, von unmittelbarem Leben uns wiedergegeben ist, zwar, wohin wir sehen, neue Arbeit, aber auch neuer Erkenntnis fruchtbarsten Gewinn verheißt.

Keine andere Orakelstätte der alten Welt ist je zu solcher Macht gelangt. Wohl galten andere Orakel in ihrem engeren Kreise ebensoviel und mehr vielleicht, aber da Olympia sich schon früh zum ersten aller agonistischen Festplätze entwickelte, stand Delphi dank einer sehr klugen, weitblickenden Priesterschaft bald ohne Konkurrenz. Die Weihgeschenke haben uns gezeigt, wie weit über die griechischen Grenzen hinaus seine Einflußsphäre reichte. Blieb Olympia allzeit wesentlich national, so trieb man in Delphi Politik großen Stiles, die keineswegs immer eine nationale war. Dafür hat die Pythia auch den Gesandten asiatischer Despoten und Rom ihren Rat erteilt, und als Griechenland längst im römischen Weltreich aufgegangen war, hat Delphi sich seinen alten Rang noch lange zu bewahren gewußt. —

Aber bei einem Volke, das so viel an seine Götter dachte, wie die Griechen, das ihnen seine schönsten und erhabensten Lieder sang, ihnen so gerne opferte und selbst den Körper zu ihren Ehren schulte, konnten, trotz der Vormacht einer Kultstätte, gar viele Heiligtümer entstehen, blühen, sich mit Tempeln und Weihgeschenken füllen. Die Menschen gaben und die Künstler schufen, unaufhörlich, durch Jahrhunderte. Unendlich viel, das zeigt die Unerschöpflichkeit des griechischen Bodens, der doch nur Trümmer birgt.

Durch andere französische Ausgrabungen ist uns im nördlichen Böotien ein Apollonheiligtum wieder vor Augen getreten, das an Alter dem delphischen nicht nachstehen wird. Es liegt in einem Hochtal zwischen den höchsten Kuppen des Ptoongebirges, wo die Saumpfade nach Norden, Süden und Westen auseinanderführen, wo ein köstlich

kalter Quell und der Schatten alter breitwipfeliger Bäume, gewiß, wie heute, den Wanderer zu rasten lockte. Dort steigt, so steil fast wie in Delphi, das steinige Gelände des heiligen Bezirkes auf, darüber ragt ein schroffer Felswürfel in die Luft. Auch hier mußte man durch künstliche Terrassen erst Platz gewinnen; auf der obersten, dicht am Felsen, stand der dorische Tempel, über einem älteren, der mit halbrunder Apsis schloß. Ein Stollen im Felsen nahebei bezeichnet vielleicht die alte Höhle, die Stelle der ältesten Verehrung, des alten Erdorakels. Denn auch hier orakelte der Gott, und sein Rat wurde in der wechselvollen Geschichte Böotiens oft befragt. Früh schon stieg man zu ihm herauf: zahlreiche, für die Geschichte der Darstellung der männlichen Gestalt wertvolle Jünglingsstatuen, die beim alten Tempel in dichter Reihe standen, gehören dem sechsten, zum Teil noch dem siebenten Jahrhundert an. Die altnaxische Kunstschule hat, wie der Marmor und die frappante Verwandtschaft einer Statue mit dem Kopftypus der delphischen Sphinx der Naxier lehrt, damals ihre Werke bis hierher geliefert. Noch über 700 v. Chr. hinauf führen die Vasen und hocharchaische Terrakotten- und Bronzefigürchen. Ja, wir dürfen noch weiter gehen, zurück bis in die Zeiten und zu der Kultur, die uns Schliemanns Spaten in Troia, Tiryns und Mykenae wieder erschlossen hatte.

Gerade Böotien ist reich an großen Zeugen dieser Zeit. An den Ufern des Kopaissees in dem westlichen böotischen Tieflande hat diese Kultur, die im zweiten Jahrtausend aus Kreta kam, sich besonders machtvoll entfaltet. Das homerische Epos bewahrt noch die Erinnerung an den damals schon fast sagenhaften Reichtum der Stadt des Minyas, Orchomenos, an der Westseite des Sees. Schliemann hat, als er, einer Nachricht aus dem späten Altertume nachgehend, 1880 das sogenannte Schatzhaus des Minyas, in Wahrheit ein imposantes Kuppelgrab wiederfand, ihre Stätte bestimmt, und in diesem Frühjahr haben deutsche Ausgrabungen nahe dabei die Überreste des Palastes mit bemalten Wänden wieder aufgedeckt, während sie in den tieferen Schichten des Palasthügels die Spuren menschlicher Besiedlung sogar bis in die Steinzeit zurückverfolgen konnten.

Aber mit den Ufern haben die Herrn von Orchomenos sich nicht begnügt. Der See bot das merkwürdige Phänomen, daß seine Gewässer nur in unterirdischen Gängen und Spalten des Ptoongebirges, die sich in Grotten und Spalten an den östlichen und nordöstlichen Uferrändern öffneten, ihren Abfluß fanden. Da hat die Ingenieurkunst der Zeit eingegriffen. Durch stundenlange, bewundernswerte Deichbauten und

Kanäle hat sie die Zuflüsse des Sees im Westen und Süden aufgefangen und an den Ufern entlang jenen natürlichen Abflußstellen zugeführt. So wurde der größte Teil des Seebodens für den Anbau gewonnen, die Sicherheit des regelmäßigen Abflusses aber durch ein Netz von kleinen Befestigungen, Kastellen und Türmen gewährleistet, das selbst die Gipfel des Ptoongebirges umspannte. Im Zentrum dieses wohlüberlegten Systems aber erhebt sich, auf einer Felseninsel im See unweit des östlichen Ufers, die größte starkbefestigte Stadtruine, die wir aus jenen Zeiten in Griechenland besitzen. Auf ihrer Höhe wurden vor zehn Jahren die Sockelmauern des Palastes freigelegt, bald nachdem die modernen, inzwischen vollendeten Entwässerungsanlagen auch ihre dreieinhalb Jahrtausende älteren Vorgänger wieder hatten erkennen lassen. Mit Orchomenos und anderen Uferstädten hat diese mächtige Inselburg, die wir Arne nennen dürfen, sich in den Besitz der fruchtbaren Seeebene geteilt. Später wußte man nicht mehr viel von der Macht, die sich hier inmitten gesicherter, fruchtbarer Gefilde einst ausgebreitet hatte. Die Wasser des Sees waren von den durch irgend eine Katastrophe plötzlich verschlossenen Abflußstollen zurückgeflutet und hatten das Werk der Seebewohner vernichtet, ihre Deiche gebrochen. Fremde Völker waren über das Land gekommen, die Wanderungen mit ihren Kämpfen hatten der Umgebung des Sees ein anderes Aussehen verliehen. Noch heute zeigen die Verwitterungslinien an den Felsen von Arne, wie hoch einmal das Wasser gestanden hatte; kein Damm führte mehr hinüber zu der einsamen Insel, die Burg, welche sie trug, war verschollen, und statt ihrer gab das kleine Kopai dem See den Namen. Wohl aber wußte man noch von dem alten König Athamas zu erzählen. Nach ihm hat noch späte Tradition gerade diesen Teil des Kopaissees benannt; er war der Herr von Arne gewesen. Andererseits aber hat sie gerade ihn auch aufs engste mit dem Ptoongebirge und dessen Gott verbunden. So werden auch schon die Bewohner der Seeebene und die Herrn von Arne zu dem Gott des ptoischen Heiligtums emporgestiegen sein. —

Ursprüngliche Apollonverehrung aber reichte weit über den Parnaß hinaus bis zum fernen Westen. Von der hochangesehenen Kultstätte am Vorgebirge Aktion ist, außer ein paar primitiven Jünglingsstatuen, nichts auf uns gekommen. Dafür kann uns heute ein anderes Heiligtum entschädigen, dessen Geschichte sich durch die Ausgrabungsfunde seit 1896 auch in höhere Zeiten, als man erwartete, wenn auch bis jetzt noch nicht sicher in die der „mykenisch"-kretischen Kultur, verfolgen läßt. Wir kannten den Reichtum des aetolischen Bundesheiligtums von Thermos

an Statuen, Hallen mit kostbaren Waffen und anderen Weihgeschenken aus der Nachricht von Philipps V. von Makedonien Raubzug vom Jahre 218 v. Chr. Der Reisende, der vor den griechischen Ausgrabungen diese in Inneraetolien liegende Stelle aufsuchte, konnte nur an den Mauern und Türmen, die inmitten der Felder, am Fuße einer kleinen Anhöhe, ein größeres rechteckiges Gebiet umschlossen, die Altis der Aetoler erkennen. Nun weisen die kunstgeschichtlich interessantesten Funde auf eine Blüte Aetoliens in einer Zeit zurück, wo man, nach dem Schweigen der geschichtlichen Überlieferung, die aetolischen Berge noch in völliger Barbarei befangen glaubte. Am deutlichsten spricht der Tempel selbst. Seine Cella war in zwei lange, schmale Schiffe geteilt. Auf den erhaltenen Säulenbasen standen einst hölzerne Säulen, und die großen, etwa 1 m hohen Metopenplatten aus Ton können nur in einem hölzernen Gebälk gesessen haben. Ein günstiges Geschick hat uns diese ganz einzigartigen Platten in dem Schmucke reicher Bemalung erhalten. Wir sehen den mit dem Meduſenhaupt fliehenden Perseus, einen Jäger mit der Jagdbeute auf der Schulter, ein großes Gorgoneion, Frauen, bei deren einer der Name in altertümlichen Buchstaben steht. Es sind die Farben und der Stil altkorinthischer Vasen, wie sie im siebenten und noch am Anfang des sechsten Jahrhunderts verfertigt wurden. So ansehnliche Reste altgriechischer Malerei besaßen wir vordem überhaupt nicht, und wenn diese Platten auch nur einem dekorativen Zwecke gedient haben, so vervollständigen sie doch aufs glücklichste das Bild eines altgriechischen Tempels, wie es uns zuerst im Heraion von Olympia wieder vor Augen getreten ist. — Aber unter diesem Tempel lagen schon die Reste eines älteren, der selbst wieder über einer ausgedehnten Brandopferschicht errichtet war; die zahlreichen, in dieser gefundenen Bronzefigürchen sollen von denjenigen aus der ältesten Aschenschicht Olympias nicht verschieden sein. Nur erwähnt seien die Fundamente langer Hallen, von deren Wänden einst Philipps Soldaten die Waffentrophäen niederrissen, zahlreiche Exedren und Basen, deren Statuen sie zu Boden stürzten, das Bassin, das die heilige Quelle, wie in alten Zeiten, wieder füllt, und wichtige Steinurkunden. —

Mit seinen Verehrern zieht Apollon von seinen Höhen und Höhlen hinab zur Küste, mit ihnen zieht er übers Meer nach den Inseln und den Vorgebirgen Kleinasiens. Aber er kommt nicht in götterlose Länder, er trifft auf andere ältere Kulte. Wo seine Vertreter siegen, siegt auch er, aber auch wo er siegt, lebt doch in irgend einer Form, in bestimmten Riten, in der Kultlegende oder wenigstens im Beinamen, den er

annimmt, das Gedächtnis an die ältere überwundene Gottheit unvertilgbar fort.

So ist die Apollonreligion nach Delos gekommen und hat mit ihrem Glanze das unscheinbare Eiland über alle im Kreise darum gelagerten Inseln erhöht. Ihr ist der Ruhm geworden die Geburtsstätte Apollons zu sein. Als solche wird sie schon im homerischen Hymnus gefeiert, und so groß war später die Macht der delischen Legende, daß sie, wie wir schon bei Aeschylos sahen, die faktischen geschichtlichen Verhältnisse gänzlich verdunkeln und umkehren konnte. Hier auf Delos steht auch Artemis, die große Göttin, als Schwester neben Apollon, die z. B. in Delphi ursprünglich gänzlich fehlt; dort spielt der Gott seine große Rolle allein.

Auch das delische Heiligtum ist, vor bald dreißig Jahren, von den französischen Archäologen freigelegt worden. Seine ältesten Weihgeschenke zeigen es als zentrale Kultstätte der nachbarlichen Inseln und der jonischen Kolonisten, die schon im Hymnus mit Frauen und Kindern zur regelmäßigen Feier des großen Apollonfestes auf Delos zusammenkommen. Das primitivste aller Artemisbilder hat die Naxierin Nikandre hier der Göttin geweiht. Hier hat dann Archermos im sechsten Jahrhundert die erste geflügelte Siegesgöttin, die Vorläuferin der Paioniosnike, aufgestellt; die folgende Generation hat den Bezirk der Artemis mit Marmorbildern in der faltenreichen, raffinierten Tracht jonischer Frauen gefüllt. Das war damals, als das pisistratische Athen zum ersten Male in bewußtem Gegensatze zu Delphi dem delischen Heiligtum seine besondere Fürsorge zuwandte, und wo diese selbe jonische Inselkunst auch im Peloponnes, in Athen auf der Burg, in Delphi mit dem Schatzhaus der Knidier ihren Einzug hielt.

Nebeneinander entstehen drei Tempel. Über den Giebeln des mittleren, den die Inschriften den Athenertempel nennen, erheben sich reichbewegte plastische Gruppen. Die Schatzhäuser, die auch hier nicht fehlen, ziehen sich im Bogen um die Tempel bis zum Festplatz im Osten. Bald trennt ein Propylaeengebäude den heiligen Bezirk von den profanen Anlagen, zwischen denen die Prozessionsstraße zum Ufer des heiligen Hafens führt, wo die Pilger landeten. Die großen Hallenanlagen mit den Wechslerstuben, denen sich die neuerdings gefundenen Uferbauten, Warenlager u. a. m. anschließen, erinnern an die Zeit höchster materieller Blüte, wo Delos, schon unter römischem Einflusse, zum Freihafen erhoben, ein Bild großartigen, internationalen Weltverkehrs gab, wo Handelsschiffe aus aller Herren Länder in seinem sicheren Hafen ihre Waren löschten, wo immer neue Kulte eingeführt wurden. Denn die Kaufleute und Händler

der einzelnen Länder hatten auf der Insel ihre Vereine und Kultgenossenschaften, da sie auch hier ihren heimatlichen, zuweilen recht obskuren Göttern und Heiligen opfern wollten. Es versteht sich, daß wir auch hier Stadion und Gymnasion und vor allem ein großes Theater finden, und daß auch die Wohnhäuser, die man in größerer Zahl südlich vom Heiligtum, zwischen Hafen und Theater gefunden hat, in der Größe ihrer Anlage, der reichen Dekoration ihrer Wände, der Kostbarkeit des für die Säulen und Türumrahmungen verwendeten Materiales, von der Wohlhabenheit ihrer Besitzer Zeugnis ablegen.

Der mithridatische Krieg bringt dieser ganzen reichen Blüte ein jähes Ende. Das Jahr 88 v. Chr. ist das Todesjahr der Insel. Korinth erhebt sich zu neuer Bedeutung, der Handel nimmt neue Bahnen, in dem delischen Hafen wird es still, die fremden Götter ziehen fort, Apollon ist wieder der alleinige Herr. Aber er erlebt keine glanzvollen Feste und Wettkämpfe, hört keine jubelnden Chöre mehr. Selbst in Hadrianischer Zeit gelingt es nur ganz vorübergehend, das delische Fest zu erneuern. Bald darauf bietet Athen die Insel zum Kaufe aus, — aber niemand wollte sie haben! Hätte Delos in seiner Glanzzeit ein einflußreiches Orakel besessen, wäre es auch damals mehr Kultort als Emporium des Welthandels geblieben, sein Fall wäre nie so tief gewesen. Seine heiligste Kultstätte, Delphi, hat der Gott schließlich doch am längsten und treuesten behütet.

Die dunkle Nacht unserer menschlichen Erkenntnis wird durch die Fackel des Genies erhellt. Goethe zündete uns mit seinem Faust eine Fackel an, Kant eine andere durch seine Vorstellung von der transscendentalen Idealität von Zeit und Raum: beide waren phantasie-mächtige Schöpfer, beide Genies. Der Schulstreit über den Königsberger Denker, die Schlachten zwischen Kantianern und Antikantianern, dünken mich ebenso belangreich wie der Eifer der Faustkritiker: was sollen denn hier die logischen Tüfteleien? Was bedeutet hier Recht haben? Selig diejenigen, welche Augen zum Sehen und Ohren zum Hören haben! Erfüllt uns das Studium des Gesteines, des Mooses, des mikroskopischen Infusorius mit staunender Bewunderung, mit welcher Ehrfurcht müssen wir da nicht zu jenem höchsten Phänomen hinaufblicken, — welches die Natur uns darbietet, zum Genie!

Aus: Der Einleitung zu Houston Stewart Chamberlain. Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Auflage. München. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1903.

Nacht im Gebirg.

Von W. K. H. Nippold.

I.

Sieh', wir ziehn durch eine ſtille Nacht.
Unter unſerm Fuße ſchweigt die Erde.
Daß der nächſte Schritt ihn nicht gefährde,
Taſtet er und ſucht ſie mit Bedacht.

Kaum ein Brünnlein rinnt und rieſelt ſacht,
Tief im Schlummer liegt die müde Herde.
Ihres Hirten ſorgliche Geberde
Hält der Schlaf in einer ſtarren Macht.

Scholle löſt um Scholle leis und leiſer
Sich unmerklich, und in ihrem Fall
Starb unhörbar ſchon der Widerhall.

Unſern Fuß umſpielen ſchwanke Reiſer
Sanft im Dämmer, unſres Weges Weiſer,
Schwach umflimmert wie von Eiskryſtall —

II.

Wo wir ſchritten, ſchreiten andre bald.
Dieſe Erde wieder, dieſe Schollen
Wandrern, die da kommen, bieten ſollen
Einen Halt, und einen feſtern Halt.

Nimmer uns. Der Finſternis Gewalt
Ließ die Seele ſchwer erbebend grollen,
Um uns ſchwarze Schatten ballen wollen
Sich zur grauſen nächtigen Geſtalt.

Keine Rückkehr! ſcheint ſie uns zu winken,
Droht ſie düſter. Auf dem ſtillen Pfad
Wandelt ſich mit eins der Schritt in Sinken,

Da der Fuß in leere Lüfte trat.
Halb am Abgrund ſchon und im Ertrinken
Angſtvoll ſtreift die Hand den ſteilen Grat —.

III.

Der Gedanken Nacht, gewitterfahl,
Dachte, der gegangen, nicht zu Ende.
Feſter ſchlingt er um den kalten Stahl,
Um der Eisaxt Eiſen ſeine Hände.

Da: von jener Spitze fährt ein Strahl,
Hell ein Blitzen durch die Eiſeswände,
Da: nun leuchtet wie mit einem Mal
Seltſam Schimmern ruhendem Gelände.

Tief und tiefer ſenkt ſich's wonniglich
In das Grau der Schluchten und ihr Grauen,
Licht und lichter, da der Nebel wich,

Ferne Höhenzüge heben ſich.
Schönſter Tag: du nahſt! Und in den blauen
Himmel wenden wir den Blick und ſchauen — —.

Die Kaiseridee.

Von

Karl v. Stengel.

Das heilige römische Reich deutscher Nation, das im Anfange des vorigen Jahrhunderts auseinanderfiel, kann mit einem alten Schlosse verglichen werden, das seit Jahrhunderten baufällig, nur eines geringen äußeren Anstoßes bedarf, um zusammenzustürzen. Diesen äußeren Anstoß brachte die französische Revolution, die wie ein wilder Weststurm über Europa dahinbrausend alles niederwarf, was morsch und faul war.

Seit nahezu zweihundert Jahren hatte der Reichsverband dem deutschen Volke nur geringen Schutz geboten und nur wenige materielle und ideelle Vorteile gewährt; schließlich war ja das Reich zum Gespött geworden. Trotzdem wurde der Untergang des altehrwürdigen Deutschen Reiches in weiten Kreisen des deutschen Volkes mit Wehmut betrachtet. Durch die Beseitigung des wenn auch in den letzten Zeiten recht locker gewordenen Reichsverbandes war das letzte rechtliche Band der Einigung der deutschen Stämme beseitigt. Deutschland war zu einem bloßen geographischen Begriff geworden, und nun machte sich mit aller Lebhaftigkeit die Erinnerung an die Zeit geltend, in der das Deutsche Reich ein machtvolles Staatswesen gewesen war und der deutsche Kaiser als das Haupt der Christenheit gegolten hatte. Wie in der Erinnerung alles schöner erscheint, so erschien auch die verschwundene Kaiserherrlichkeit wie das verlorene Paradies. Daraus entstand ganz naturgemäß im deutschen Volke die Sehnsucht nach der Wiederkehr von Kaiser und Reich, die in der Kyffhäusersage so schön zum Ausdruck gekommen ist. An der Hoffnung auf die Wiederkehr von Kaiser und Reich hat das deutsche Volk auch festgehalten trotz der herben Enttäuschung, die es im Jahre 1848/49 hatte erfahren müssen.

In der Tat brachte denn auch der siegreiche Krieg gegen Frankreich, den Erbfeind des alten Deutschen Reiches, die Erfüllung der heißen Sehnsucht des deutschen Volkes. Es ist in hohem Grade bezeichnend, wie schon im Beginne des Krieges namentlich in Süddeutschland die Erinnerung an Kaiser und Reich wieder besonders lebendig wurde und wie nach den ersten siegreichen Schlachten ganz offen der Gedanke ausgesprochen wurde, daß der König von Preußen, wenn es ihm gelinge, Elsaß und Lothringen wieder mit Deutschland zu vereinigen, deutscher Kaiser werden müsse.

Daß gerade in Süddeutschland die Kaiseridee mit solcher Lebhaftigkeit hervortrat, ist schon aus dem Grunde begreiflich, weil in der Zeit, in der das

alte Kaisertum auf dem Gipfel seiner Macht stand, der politische, wirtschaftliche und geistige Schwerpunkt des Reiches in Süddeutschland lag. Dazu kommt noch, daß der süddeutsche Partikularismus sich mit dem Gedanken leicht befreunden konnte, daß an der Spitze des zum deutschen Bunde erweiterten Norddeutschen Bundes ein deutscher Kaiser stehe, während für den Bayern, Schwaben und Alemannen der König von Preußen immer etwas Fremdes geblieben wäre. Diesen Empfindungen trug der hochherzige König Ludwig II. Rechnung, als er Anstoß dazu gab, daß der deutsche Bund die Bezeichnung „Deutsches Reich" und der König von Preußen als Inhaber der Präsidialrechte den Namen „Deutscher Kaiser" erhielt. Indem die deutschen Fürsten einmütig dieser Anregung zustimmten, taten sie dies sicherlich in dem Gefühle, daß es für ihr eigenes Ansehen nur von Vorteil sein werde, wenn derjenige unter ihnen, dem nach der Bundesverfassung eine bevorrechtete Stellung zukommt, einen Titel führt, der von jeher den höchsten Rang unter den Monarchen bezeichnet hat.

Rechtlich ist ja dadurch, daß der König von Preußen als Inhaber der Präsidialrechte den Titel „Deutscher Kaiser" führt, nicht das Mindeste geändert worden, politisch ist es aber von der größten Bedeutung, daß an der Spitze von Deutschland wieder ein Kaiser steht. Denn der Kaiser verkörpert in seiner Person nach innen und nach außen die Einheit des deutschen Volkes, die Zusammenfassung der deutschen Staaten in einem unauflöslichen, die Gesamtinteressen von Deutschland wahrendem Bunde.

Der Kaiser, der das Reich völkerrechtlich zu vertreten hat, namens desselben das aktive und passive Gesandtschaftsrecht ausübt, Krieg erklären und Frieden schließen kann und als Oberbefehlshaber über Heer und Flotte verfügt, repräsentiert dem Auslande gegenüber die Einheit und Macht des deutschen Volkes. Daß diese Repräsentation des deutschen Volkes und der deutschen Staaten durch einen Deutschen Kaiser und nicht durch den als „Bundespräsidium" fungierenden König von Preußen erfolgt, ist von der größten Bedeutung den fremden Staaten gegenüber sowohl, wie auch gegenüber den Deutschen im Auslande.

Ganz abgesehen davon, daß durch den Titel Deutscher Kaiser zum Ausdruck kommt, daß das Deutsche Reich nicht ein vergrößertes Preußen, sondern die einheitliche Zusammenfassung der gleichberechtigten deutschen Staaten ist, so hat doch, so groß das Ansehen des Königs von Preußen auch sein mag, der Titel „Deutscher Kaiser" fremden Völkern gegenüber einen ganz anderen Klang; zumal in der Bezeichnung des Bundespräsidiums mit dem Namen Deutscher Kaiser das deutsche Volk den Anspruch darauf erhebt, daß es zu denjenigen Mächten gehört, die in der völkerrechtlichen Gemeinschaft die erste Rangstellung einnehmen.

Deshalb ist es auch für die Deutschen im Auslande, die preußischen Staatsangehörigen mit eingeschlossen, gar nicht gleichgültig, daß sie unter dem Schutze des deutschen Kaisers und nicht des Königs von Preußen stehen.

Wie der Kaiser nach außen die Einheit und Macht des im Reiche geeinten deutschen Volkes vertritt, so ist der Kaiser nach innen die sichtbare Ver-

körperung der endlich errungenen Einheit. Die Völker erwärmen sich schwer für einen bloßen Begriff oder gar für ein „Neutrum"; sollen sie sich für eine Idee begeistern, so muß dieselbe verkörpert sein in einem Menschen, für den sie sich begeistern und den sie verehren können. Dieses psychologische Moment, das für die Monarchie von so großer Bedeutung ist, spielt selbst in Republiken eine Rolle, wo ebenfalls bedeutende Menschen als Verkörperungen gewisser Ideen eine über ihre rechtliche Macht hinausgehende Bedeutung zu erlangen vermögen. Es ist deshalb von der größten Bedeutung, daß der großen Masse des deutschen Volkes in der Person des deutschen Kaisers die Einheit Deutschlands greifbar entgegentritt. Der König von Preußen geht nur die preußischen Staatsangehörigen an, der deutsche Kaiser ist aber Gegenstand der Verehrung und Liebe eines jeden Deutschen. Deshalb läßt sich auch das Volk nicht nehmen, vom deutschen Kaiser als „unserm" Kaiser zu reden, so wenig sympathisch dies auch für manche verbissene Partikularisten klingen mag. Im übrigen sollte man meinen, daß es gerade für die partikularistische Auffassung etwas Versöhnendes haben müsse, daß an der Spitze des deutschen Bundes nicht der König von Preußen als solcher, sondern der deutsche Kaiser steht, indem dadurch zum Ausdrucke gebracht ist, daß nicht Deutschland in Preußen, sondern Preußen in Deutschland aufgegangen ist.

Je mehr man sich mit den Bestimmungen der Reichsverfassung beschäftigt und je mehr man sich in dieselbe vertieft, umsomehr findet man, daß dieselbe vom politischen Standpunkte aus ein Meisterwerk ist, indem sie im Gegensatz zu dem Doktrinarismus der Reichsverfassung vom Jahre 1849 den gegebenen Verhältnissen vollständig Rechnung trägt und die Empfindlichkeiten und Gefühle der deutschen Fürsten und Stämme sorgfältig berücksichtigt.

Am einfachsten gestaltete sich die Sache beim Reichstage, der als die Vertretung des einheitlich gedachten deutschen Volkes mit den nach konstitutionellem Staatsrechte den Parlamenten überhaupt zustehenden Befugnissen gestaltet wurde.

Eine ganz eigenartige Stellung nimmt dagegen der Bundesrat ein, mit dem kein Organ irgend eines anderen Bundesstaates verglichen werden kann. Im Bundesrate sind die in ihrer Souveränität grundsätzlich erhaltenen Einzelstaaten repräsentiert, durch ihre Regierungen vertreten. Da nun der Bundesrat nicht etwa wie ein Oberhaus oder eine erste Kammer bloß als gesetzgebender Faktor neben dem Reichstage beim Zustandekommen der Gesetze mitzuwirken hat, sondern in der Hauptsache auch Organ der vollziehenden Gewalt ist, so nehmen die Regierungen der Einzelstaaten an der Betätigung der Reichsgewalt nach jeder Richtung teil. Auf diese Weise sind die Regierungen der Einzelstaaten in die innigste Verbindung mit der Zentralgewalt gebracht und der Entstehung eines Gegensatzes zwischen Reich und Einzelstaaten ist in wirksamer Weise vorgebeugt.

Was endlich die Stellung des Kaisers anlangt, so entsprach es dem monarchischen Charakter der meisten deutschen Staaten, daß einem der monarchischen Oberhäupter, selbstverständlich dem des mächtigsten Staates, die Stellung eines Bundesoberhaupts eingeräumt wurde und daß derselbe die für diese Stellung

erforderlichen Rechte übertragen erhielt. Dabei tritt aber wieder in den bezüglichen Bestimmungen der Reichsverfassung die größte Mäßigung und feiner politischer Takt zu Tage. Dem Kaiser ist in keiner Weise die Stellung eines gesetzgebenden Faktors eingeräumt; nicht einmal ein suspensives Veto, wie es dem Präsidenten der nordamerikanischen Union zukommt, steht dem Kaiser gegenüber den vom Bundesrate und Reichstage beschlossenen Reichsgesetzen zu. Hat der Kaiser durch die ihm im Bundesrate als König von Preußen zustehenden Stimmen das Zustandekommen eines Reichsgesetzes nicht verhindern können, so ist er verpflichtet, es auszufertigen und verkündigen zu lassen.

Die Reichsverfassung hat aber dem Kaiser auch nicht einmal die gesamte vollziehende Gewalt im Reiche übertragen. Diese steht vielmehr wie schon erwähnt in erster Linie dem Bundesrate zu. Dem Kaiser sind nur diejenigen Rechte übertragen, welche der Natur der Sache nach auch in einer Republik einem Einzelnen übertragen werden müssen, wie die völkerrechtliche Vertretung und der Oberbefehl über die Kriegsmacht, oder sich aus der Präsidialstellung ergeben, wie das Recht der Überwachung der Ausführung der Reichsgesetze, der Ernennung des Reichskanzlers und der übrigen Reichsbeamten, der Einberufung, Vertagung und Schließung des Reichstags bezw. Bundesrats usw.

Verglichen mit der Stellung eines Monarchen erscheinen daher vom rechtlichen Standpunkte aus die Machtbefugnisse des Kaisers beschränkt, es sind in der Hauptsache Befugnisse, wie sie auch den Präsidenten republikanischer Bundesstaaten zustehen können und tatsächlich zustehen. Trotzdem ist die Stellung des deutschen Kaisers grundverschieden von der Stellung eines republikanischen Bundespräsidenten. Der Bundespräsident ist gewählter Beamter, das deutsche Kaisertum ist dauernd und unzertrennlich mit der Krone der Erbmonarchie Preußen verbunden und genießt daher auch alle die Vorteile, die die Erbmonarchie gewährt. Da der Kaiser gleichzeitig König von Preußen ist, ist er auch als Kaiser unverletzlich und unverantwortlich und im Besitze aller einem Monarchen zukommenden Majestätsrechte.

Während ferner ein republikanischer Präsident bei der Leitung und Regierung des Staatswesens, an dessen Spitze er steht, nur seinen persönlichen Einfluß geltend machen kann, kann der Kaiser als das Oberhaupt des größten deutschen Einzelstaates dessen Gewicht in die Wagschale werfen und in dieser Eigenschaft namentlich auch auf die Reichsangelegenheiten in hohem Maße fördernd und anregend wirken. Schließlich ist es auch von großer Bedeutung, daß gerade die wichtigsten der dem Kaiser zustehenden Rechte, die völkerrechtliche Vertretung des Reiches und der Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht monarchischen Charakter an sich tragen und daß namentlich im völkerrechtlichen Verkehr das Reich wie ein Einheitsstaat auftritt. Es ist daher begreiflich, daß der Kaiser in den Beziehungen des Reiches zu fremden Staaten wie ein Monarch behandelt wird. Ebenso kann es nicht Wunder nehmen, daß das Volk, das sich mit juristischen Unterscheidungen gewöhnlich nicht viel abgibt, den Kaiser, obwohl er nicht Monarch im Reiche ist, mit Rücksicht auf seine politische Stellung wie einen Monarchen zu betrachten und zu ehren geneigt ist.

Das deutsche Volk hat für einen roi fainéant kein Verständnis; es will, daß seine Fürsten wirklich regieren und auf das öffentliche Leben des Volkes einen maßgebenden Einfluß ausüben. Ebenso verlangt das deutsche Volk von seinem Kaiser, daß er nicht bloß die Würde des Reiches glanzvoll repräsentiere, sondern daß er auch an der Leitung und Regierung des Reiches tatkräftigen Anteil nehme und daß er sich um das gesamte öffentliche Leben kümmere, wie ja auch von den alten Kaisern angenommen wird, daß sie zu ihrer Zeit der belebende Mittelpunkt des Reiches und des deutschen Volkes waren. Dieser Auffassung von der Stellung des deutschen Kaisers entspricht nun zweifellos Kaiser Wilhelm II., dessen Initiative und Tatkraft, dessen Wissen und Können auf so vielen Gebieten und dessen weiter alle Verhältnisse umfassender Blick von Jedermann anerkannt wird. Auch diejenigen, welche wünschen, daß die impulsive Natur des Kaisers sich nicht immer so energisch geltend mache, wissen, wie unendlich viel das deutsche Volk dem anregenden und treibenden Einflusse des Kaisers zu danken hat.

Um nur eines hervorzuheben, so ist es doch unbestreitbar, daß Kaiser Wilhelm als einer der ersten, wenn nicht als der erste, mit klarem Blick die Veränderung der politischen und wirtschaftlichen Weltlage im letzten Menschenalter erkannt hat, und daß es vor allem der unermüdlichen Tatkraft des Kaisers zu danken ist, daß das Deutsche Reich die ihm gebührende Stellung unter den Weltmächten einnimmt. Das empfindet und weiß das ganze deutsche Volk, und deshalb sieht es mit Begeisterung und Vertrauen zum Kaiser hinauf. Es betrachtet ihn als die Verkörperung der Kaiseridee, die, wie der Reichskanzler Graf Bülow mit Recht hervorgehoben hat, mit den teuersten Erinnerungen des deutschen Volkes unsere Weltstellung und unsere Zukunft repräsentiert und an welcher das deutsche Volk nicht rütteln lassen will.

Diese im Herzen des deutschen Volkes so fest wurzelnde Kaiseridee ist nun freilich nicht nach dem Geschmacke mancher Leute. Vor allem widerstrebt sie dem aus Partikularismus und Ultramontanismus zusammengesetzten bayerischen Zentrum. Wundern kann man sich freilich darüber nicht, wenn man berücksichtigt, welche Haltung diese Partei von jeher dem Gedanken der deutschen Einheit gegenüber beobachtet hat. Hat doch diese Partei noch unter dem Eindrucke der unvergleichlichen Siege, die die deutschen Truppen, darunter auch die bayerische Armee, und unberührt durch die gewaltige nationale Strömung des Jahres 1870/71, sich nicht gescheut, gegen den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich erbitterten Widerstand zu leisten, obwohl dieser Eintritt, abgesehen von allen nationalen Erwägungen, für Bayern eine politische und namentlich auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit war. Ebenso haben die Anhänger dieser Partei seitdem bei jeder Gelegenheit ihre Abneigung gegen das Reich und die Reichseinrichtungen nicht selten in einer das nationale Empfinden geradezu empörenden Weise an den Tag gelegt und jeder Maßregel widerstrebt, die geeignet erschien, zum weiteren Ausbau des Reiches beizutragen.

Wenn nun neuerdings die Führer der bayerischen Zentrumspartei dagegen Widerspruch erhoben haben, daß der Reichskanzler im Reichstage die Kaiseridee im Sinne vorstehender Ausführungen betont hat, so ist das nur abermals ein Beweis dafür, daß der Ultramontanismus, der ohne alles tiefere nationale Gefühl sich von jeher mit allen Feinden des deutschen Volkes und des deutschen Wesens verbündet hat, eine jede Stärkung des Reichsgedankens fürchtet und daher zu verhindern sucht. Man gibt vor, daß die Kaiseridee im Widerspruch stehe mit den föderativen Grundlagen des Reiches und die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Einzelstaaten bedrohe. Es soll hier nicht weiter untersucht werden, ob es denn dem Ultramontanismus, der ja die Herrschaft der Kirche über den Staat anstrebt und für den daher der Staat überhaupt erst in zweiter Linie in Betracht kommt, wirklich mit der Sorge für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Einzelstaaten so furchtbar ernst ist und ob er nicht viel mehr die Pflege des Partikularismus als Mittel zu seinem letzten Ziele, der Schwächung der Reichsgewalt und damit auch der Staatsgewalt in den Einzelstaaten benutzt. Jedenfalls ist so viel zweifellos, daß die Kaiseridee in keiner Weise mit der föderativen Verfassung des Reiches im Widerspruch steht und gar nicht im Widerspruch stehen kann, da das Kaisertum selbst eine föderative Einrichtung ist und auf der Grundlage beruht, daß das Reich ein aus souveränen Einzelstaaten bestehender Bund ist, der in der Einrichtung des Kaisertums die unentbehrliche Spitze hat.

Wie die Einzelstaaten durch die Mitgliedschaft im Reiche an Macht und Einfluß gewonnen haben, da sie an der Regierung und Leitung des Reiches in maßgebender Weise teilnehmen und an Aufgaben mitzuwirken berufen sind, zu deren Verfolgung auch der mächtigste unter ihnen allein zu schwach gewesen wäre, so kann man auch sagen, daß die Gründung des Reiches und Wiedererrichtung des Kaisertums den im Jahre 1848/49 stellenweise ins Wanken gekommenen monarchischen Gedanken wieder befestigt und gekräftigt haben. Das deutsche Volk hat sich überzeugt, daß die deutschen Fürsten nicht bloß kein Hindernis der Einigung Deutschlands waren, sondern daß sie die festesten Stützen des Reiches sind, während das so lange heiß ersehnte deutsche Parlament so manche Enttäuschung gebracht hat. Ebenso trägt die Kaiseridee dazu bei, den Wert der monarchischen Staatsgewalt in das richtige Licht zu setzen, da sie zeigt, welche Bedeutung selbst für einen Bundesstaat ein mit monarchischen Attributen ausgestattetes Oberhaupt hat.

Am allerwenigsten hat man in Bayern Anlaß, die Kaiseridee mit Mißtrauen zu betrachten, da niemand daran denkt und auch daran denken kann, Bayern in seiner Unabhängigkeit und der ihm als zweitgrößtem Einzelstaat zukommenden Stellung zu beeinträchtigen. Vielmehr verlangt es schon das Andenken an den hochherzigen König Ludwig II., auf dessen Anregung die Wiedererrichtung des Kaisertums erfolgte, daß in Bayern Fürst und Volk die Kaiseridee hegen und pflegen.

Otto Gildemeister.

(13. März 1823—29. August 1902.)

Von

Heinrich Spies.

(Unter Verwertung zahlreicher Mitteilungen von Frau Senator Felicie Gildemeister.)

An einem prächtigen Spätsommertage des vergangenen Jahres, am 29. August, haben wir in meiner Vaterstadt Bremen die sterbliche Hülle Otto Gildemeisters zur ewigen Ruhe geleitet. Die Sonne, die ihm sein lebelang in holder Beständigkeit geleuchtet hatte, blieb ihm auch im Tode treu und sandte ihm einen Abschiedsgruß in die kühle Gruft nach. Es war ein großes Gefolge, ein glänzendes Gefolge, die geistige Elite des hanseatischen Freistaats gab ihrem Führer das letzte Geleit. Da sah man den politischen Parteigänger, den Senator — den Genossen im Amt, den Gelehrten, den Künstler, den Schriftsteller, den Kaufmann, den Bürger, und wenn sich die Familie auch sichtbare Zeichen der Verehrung verbeten hatte, so spendete doch jeder von ihnen im stillen ein Lorbeerblatt und im Pantheon deutscher Geistesgröße ward ihm ein unvergänglicher Kranz gewidmet. Ein liberaler Pfarrer wurde dem großen Toten gerecht und würdigte vom philosophisch-religiösen Standpunkt aus die charaktervollen Grundzüge seiner harmonischen Persönlichkeit.

Otto Gildemeister war ein langes, reich gesegnetes Leben beschieden gewesen, ein Leben, das ihn an den Wendepunkt einer großen nationalen Bewegung und einer verhältnismäßig nicht minder bedeutenden lokal-politischen Entwicklung gestellt hat. Es war eine andere, jetzt längst dahingeschwundene Welt, in die im Jahre 1823 der Sohn der alten angesehenen Patrizierfamilie Gildemeister in der „Kaiserlich freien Reichs- und Hansestadt" Bremen eintrat. Noch hockte ein engherziges Spießbürgertum hinter hohen Festungswällen und gesperrten Toren und hielt mit konservativer Engherzigkeit alles Neue ängstlich von sich fern. In stumpfer Selbstgenügsamkeit hielt es *seine* Stadt und *seine* Einrichtungen für ein nirgendwo sonst verwirklichtes Ideal und ließ selbst große geistige Bewegungen fast wirkungslos an sich vorübergehen. Es bedurfte einer überragenden Persönlichkeit, einer tatkräftigen Natur die mit dem entschlossenen Mute eines Reformators den alten Zopf abschnitt, die engherzigen Fesseln sprengte, und der Entwicklung der Stadt durch das Hereintragen befruchtender Kulturkeime neue, glänzende Bahnen anwies. Diese Entwicklung fällt in die Jugendzeit Otto

Gildemeisters, und der Mann, der sie als Träger neuer Ideen ins Werk setzte, war der Bremer Bürgermeister Johann Smidt. Smidt, der einer alteingesessenen Bremer Pfarrersfamilie entsprossen, frühzeitig in eine leitende Stellung des Staates gelangt war, hatte auf dem Wiener Kongreß als kluger Diplomat durch eine zur rechten Zeit offene Hand bei Talleyrand die politische Unabhängigkeit seiner Vaterstadt durchgesetzt und dieser dann durch die Gründung Bremerhavens die Zukunft auf dem Wasser, den den Erdball umspannenden Welthandel als Lebensnerv angewiesen. Also Revolutionär im besten Sinne des Worts, war er im übrigen durchaus freiheitlich gesinnt, religiös sowohl wie politisch. Damit sollte er einen entscheidenden Einfluß auf das empfängliche Gemüt des jugendlichen Otto Gildemeister ausüben. Die beiden Familien waren eng befreundet, der Vater Otto Gildemeisters, Jurist und Doktor juris, war Smidts Sekretär im Hauptquartier der Verbündeten nach der Schlacht bei Leipzig gewesen und wurde bald darauf Kollege Smidts in der regierenden Körperschaft Bremens, im Senat.

Smidt hatte, in der richtigen Erkenntnis der Bedeutung einer tüchtigen Presse, im Jahre 1844 die Weser-Zeitung gegründet, um mit ihrer Hülfe die Interessen der bremischen und deutschen Seeschiffahrt nachdrücklichst zu fördern. Und als Otto Gildemeister auf grund seines Reifezeugnisses vom Bremer Gymnasium drei Wanderjahre lang in Berlin und Bonn geschichtliche und volkswirtschaftliche Studien getrieben hatte, war es Johann Smidt, der 1845 den scharfsinnigen Geist und die gewandte Feder des erst 22jährigen für die Schriftleitung des neuen Zeitungsunternehmens gewann. Die Gründung der Weser-Zeitung und die leitende Tätigkeit Gildemeisters an ihr wurden für die Presse ganz Nordwestdeutschlands von epochemachender und vorbildlicher Bedeutung. Die freiheitlichen Prinzipien, die Gildemeister in der Weser-Zeitung gemäß den Anschauungen ihres Gründers Smidt mit folgerichtiger Energie zur Geltung brachte, wurden 1848 auf eine harte Probe gestellt, aber die Revolution, deren Wellen vom französischen Westen über die deutsche Grenze schlugen, war ihm doch nur „eine überspannte Kraftprobe des Freiheitsdurstes", bei der ein reaktionärer Rückschlag nicht ausbleiben konnte. Otto Gildemeister verfocht, auf dem Wege gemäßigter Reform beharrlich fortschreitend, liberale Grundsätze einer sich von allem extremen freihaltenden vermittelnden Richtung in Politik und Religion. Seine Überzeugung stand ihm felsenfest; er hat sie selbst, nachdem er 1852 die Tätigkeit des Redakteurs mit der eines Regierungssekretärs und 1857 diese mit der eines Senators vertauscht hatte, durch alle Stürme der preußischen und später der deutschen Politik hindurch mit warmer Begeisterung vertreten. Bei seiner weltüberschauenden Geistesgröße verband sich in ihm ein scharf ausgeprägtes Heimatgefühl mit einer liebevollen Hingabe an das große deutsche Vaterland. Otto Gildemeister erwies sich als ein begeisterter Vorkämpfer für die nationale Einigung und späterhin auch für deutsch-koloniale Expansionsbestrebungen auf der ganzen Erde, und grade er war es, an den man sich 1856

um Abfassung des Aufrufs wandte, der einem gewaltigen, national zu nennenden Unternehmen, dem Norddeutschen Lloyd, das Leben geben sollte. In der inneren Politik freilich vermochte er es trotz einer wunderbaren Elastizität des Geistes nicht, der Schwenkung Bismarcks zum Schutzzollsystem zu folgen, aber wenn wir das auch vom hanseatischen Handelsinteressenstandpunkt aus verstehen können — die völlige Abweisung vieler gut sozialer Ideen kennzeichnet ihn doch ein klein wenig als den liberalen Doktrinär.

Das politische Testament Otto Gildemeisters ist teils niedergelegt in den Leitartikeln der Weser-Zeitung, deren er bis einen Monat vor seinem Tode noch wöchentlich zwei, für den Sonntag und Donnerstag, schrieb, teils in seinen „Essays", die bei ihrem durchaus individualistischen Zuge außerordentlich viel selbstbiographisches Material enthalten. Und da bekennt er sich in einem Essay über „Die trostlose Wissenschaft" (the dismal science), womit er Ruskins Bezeichnung für die Volkswirtschaftslehre als lockendes Aushängeschild für seinen natürlich im entgegengesetzten Sinne geschriebenen Aufsatz annimmt, gradezu als Manchestermann vom reinsten Wasser und eifrigen Verfechter der Theorie des „laisser faire". Von diesem Standpunkte aus eifert er in seinem Essay über „Die Freuden des Lebens" oder in dem „Jargon" betitelten gegen sozialistische Führer und Verführer und predigt dafür das schon etwas verblichene Ideal des alten Liberalismus. Auch der politische Gegner konnte ihm die Achtung vor seiner Überzeugung nicht versagen, denn Gildemeister hat stets mit lauteren Waffen gekämpft und in entschiedenem Gegensatz zu dem scharfen Phrasenschwall parteipolitischer Eiferer selbst den politischen Gegner durch eine alle Schärfe vermeidende sachliche Darstellungsweise versöhnt.

Ein Grundzug seines Wesens war weitgehendste Toleranz in Politik und Religion, und man braucht nicht lange zu suchen, um darin den Einfluß seines väterlichen Freundes Smidt, Lessings, dem er einst einen inhaltreichen Vortrag im Bremer Künstlerverein widmete, und des großen englischen Staatsmanns und Historikers Macaulay zu finden. Religiöse und bürgerliche Freiheit war ihre und Gildemeisters Losung. Die Einrichtungen und Verhältnisse seiner Vaterstadt kamen ihm hier nicht in allen Punkten entgegen. Zwar in religiöser Beziehung sah er hier sein und Macaulays Ideal verwirklicht, jede Einmischung des Staats in Sachen der Religion, der Kirche war hier ausgeschlossen. Die einzelnen Gemeinden des bremischen Freistaats bestehen ganz unabhängig vom Staat, da sie sich ausschließlich durch freiwillige Beiträge ihrer Mitglieder erhalten; jeder Religionsrichtung ist so völlig freie Ausübung gewährleistet. In politischer und sozialer Beziehung herrschte ja äußerlich auch uneingeschränkte Freiheit, ein freier Wettbewerb der Tüchtigsten um die Ehrenstellen des Staates, an den harten Tatsachen der Wirklichkeit aber brach sich vielfach dieses freie Spiel der Kräfte, denn mit einer auffälligen Zähigkeit behaupteten die alteingesessenen Patrizierfamilien trotz eines auf Bildung und Beruf gegründeten, alle Erwerbsstände berücksichtigenden Wahlrechts ihre Sitze im Senat und im

Richterkollegium. Nepotistischen Strömungen jedweder Art waren Otto Gildemeisters freiheitliche Grundsätze durchaus abhold, seine geniale Persönlichkeit würde auch ohne das Vorrecht, einer gewissermaßen privilegierten Klasse anzugehören, seinen Weg auf die Höhe des bremischen Staatswesens gefunden haben. Die Klassenherrschaft einzelner Familien, wie er sie von Jugend auf vor Augen hatte, mochte ihn für ein größeres Staatengebilde der Monarchie gegenüber der Republik den Vorzug geben lassen, wie sein Essay „Zur Naturgeschichte des Königtums" beweist, wo er auch Shakespeare als den poetischen Verherrlicher der monarchischen Idee in Bild und Gegenbild preist. Zwar räumte er dabei auch mit der Idee des Gottesgnadentum auf; wenngleich er aber einem bloßen Geburtsadel jedes Vorrecht absprach, wofern sich nicht geistiger Adel damit verband, so folgte er darin nur der bremischen Verfassung, an deren Spitze zu lesen ist: „Der bremer Staat erkennt den Adel nicht an".

Seine jahrzehntelange Wirksamkeit im bremer Senat, wo ihm die auswärtigen Angelegenheiten, das Finanz- und Steuerwesen übertragen war, erweisen Gildemeister nicht als eine schöpferische Natur wie Johann Smidt, der mit einem großzügigen Programm die Entwicklung seiner Vaterstadt aus den alten Bahnen heraus einer neuen hoffnungsvollen Zukunft entgegenführte. Gildemeister war im Gegenteil seinem Hange zur Beschaulichkeit entsprechend mehr der besonnene Berater, der, gestützt auf eine reiche Erfahrung, mit reifer Überlegungskraft geplante Maßnahmen nach ihren mutmaßlichen Folgen vorsichtig klug abwog. Bei Smidt kraftvolles Hervortreten nach außen, bei Gildemeister stilles Wirken in kleinerem Kreise. Otto Gildemeister war kein Mann der großen Menge, nach der fadenscheinigen Ehre der Volkstümlichkeit hat er nie gestrebt. Der Geist seiner Essays weist geradezu auf eine Verachtung der großen Menge hin, weil sie den Menschen nach seinem Erfolge, insbesondere seine geistigen Errungenschaften nach ihrem pekuniären Erfolge bewerte — an seinem kleinen epheuüberrankten Hause zu Bremen stand mit unsichtbaren Lettern das horazische Wort:

Odi profanum vulgus et arceo.

Die Journalistentätigkeit ist eine gefährliche Klippe, manch feinsinnige und tiefe Natur ist schon an ihr gescheitert. Nicht so Otto Gildemeister; allerdings stand ihm die Sache stets höher als der klingende Lohn. In seinen Essays zieht er einmal einen Vergleich zwischen altgriechischer und moderner Anschauung in dieser Beziehung, indem er sagt: „Daß die Dichter und Philosophen der Griechen keine Honorare bezogen, war eine notwendige Folge der mangelhaften Organisation ihres Buchhandels; aber es ist mir zweifelhaft, ob sie den Verkauf des geistigen Eigentums, auch wenn es möglich gewesen wäre, recht schicklich gefunden hätten. Sophokles und Äschylus bezogen jedenfalls keine Tantièmen und Plato nahm keine Bezahlung für seine philosophischen Vorträge. Freilich haben wir keine Sklaven, wie Griechen und Römer sie hatten, und unsere Schriftsteller und Lehrer müssen sich schon bequemen, in Geldsachen minder groß zu denken als die alten. Aber auch wir empfinden es doch noch als eine Entwürdigung, wenn einer bloß

des Verlegersoldes wegen schreibt, bloß dem Eintrittsgelde zuliebe lehrt. Daß der Handwerker sich jede Stunde seiner Arbeit bezahlen läßt, daß der Kaufmann darauf ausgeht, den höchsten Preis zu erzielen, ist ganz in der Ordnung, aber der Künstler, der Lehrer der Wissenschaft, der Dichter, welcher für den besten Markt arbeitet, erniedrigt, ja entehrt sich in unseren Augen". In seinem Essay über Macaulay zitiert er Byron, der sagt „One hates an author that is all author", und noch einmal, wo er dem abstrakten Literatentum die besseren Schriftsteller der Nation gegenüberstellt:

Men of the world, who know the world like men,
Who think of something else besides the pen.

Für Otto Gildemeister war die schriftstellerische Wirksamkeit einfach eine innere Notwendigkeit und, da er sie auch lediglich von diesem rein idealen Standpunkt aus begriff, eine Quelle des Segens für seine Tätigkeit als geistreicher Prosaiker und nachschöpfender Übersetzer.

Otto Gildemeister besaß eine ausgesprochene Vorliebe und ein großes Talent für die Form der Prosadarstellung, die wir als Essay bezeichnen. Das Vorbild dazu holte er sich aus England, wo der Essay durch Lord Bacon in die Literatur eingeführt war. Die Vorliebe für englische Sprache, Literatur und Kultur ist grade in den Hansestädten, also auch in Bremen, wegen der vielen Beziehungen und nahen Berührung mit dem englischen Inselreich von jeher heimisch gewesen. Ein Bremer namens Oelrichs hat die Wissenschaft 1798 mit dem ersten angelsächsischen Lesebuch beschenkt, der Bremer Historiker Pauli setzte Lappenbergs großes Geschichtswerk über England fort, zeichnete „Bilder aus Altengland" und edierte schon 1857 Gowers Riesenwerk der „Confessio Amantis", der Bremer Gymnasialdirektor Hertzberg lieferte 1866 die beste Übertragung von Chaucers unsterblichen Canterbury-Tales und der Bremer Gymnasiallehrer Ruete hat in neuerer Zeit aus Burns treffend übersetzt. Kein Wunder, daß sich also auch Gildemeister früh Studien in englischer Literatur hingab und hier u. a. in Macaulay als Vorbild den geistreichen Essayisten wie den politischen Gesinnungsverwandten fand. Macaulay hatte in England den Essay formell und inhaltlich auf den Gipfel klassischer Vollendung gehoben, während er in Deutschland überhaupt wenig gepflegt wurde. Gildemeister sah mit Recht den Grund darin, daß das politische und soziale Leben Englands weit stärker pulsiert als das unsere, daß Staat und Gesellschaft in England durch die ihnen innewohnende Schwerkraft alle Lebenskreise zwingen, in irgend ein bestimmtes Verhältnis zu ihnen zu treten, und daß daher die Beziehungen aller höheren Bildung zum öffentlichen Leben und umgekehrt viel innigere sind als bei uns. Diese Tatsache mußte natürlich einen Einfluß auf die literarische Darstellung dieser Bildung und dieses öffentlichen Lebens gewinnen, und der englische Prosaist, insbesondere der Essayist, sieht sich gezwungen, dem Stoffe, den er behandeln will, diejenige Seite abzugewinnen, welche allgemein interessiert, d. h. irgendwo mit irgend einer Seite des nationalen Lebens der unmittelbaren Gegenwart zusammenklingt.

Gildemeister illustriert das sehr treffend, er sagt z. B.: „Der britische Kunstkritiker hat es mit einer modernen Richtung der Malerei zu tun . . ., die man jenseits des Kanals die „präraphaelitische" nennt. Der Deutsche polemisiert gegen die Verirrung mit den Waffen der abstrakten Ästhetik, und nur diejenigen, welche sich näher für die Kunstentwicklung interessieren, hören ihm zu. In England, wo alles an die Politik anschließt, sind die Präraphaeliten zugleich ein Gegenstand künstlerischen und liberalen Hasses. Die Präraphaeliten malen nicht allein magere Beine und verhimmelte Jammergesichter, sie malen auch mittelalterlichen Obskurantismus, priesterlichen Hochmut, toryistische Romantik. Sie sind Puseyiten und Reaktionäre, und das gesamte freisinnige Publikum applaudiert dem beredten Reviewer, der ihnen mit seiner scharfen Rute den Pinsel aus der Hand schlägt und ihre anspruchsvollen Staffeleien umstürzt."

Diese enge Verbindung zwischen dem öffentlichen Leben und dem allgemeinen Bildungsstoff hatte in England zur Folge, daß die höheren Gesellschaftsschichten weit mehr als bei uns in das literarische Treiben hineingezogen wurden und daß die Beteiligung eines anspruchsvolleren Publikums das Niveau der Darstellungsform gehoben hat. „Der deutsche Schriftsteller," meint Gildemeister, „denkt meist nur an sein Thema, der englische auch an sein Publikum, an jene vielbeschäftigten, unnachsichtigen, imponierenden Kritiker, die von ihm verlangen, daß er gut, angenehm und klar spreche. An den deutschen Schriftsteller macht man gar nicht den Anspruch, daß er auch im Stile die höchste Bildung seiner Nation vertrete, und der deutsche Schriftsteller macht es sich bequem und steht im Schlafrock und niedergetretenen Pantoffeln vor den Säulenhallen der Wahrheit und der Schönheit."

Otto Gildemeister war kein Mann der bloßen Worte, er setzte seine Erkenntnis in die Tat um und viele mustergültige Aufsätze, zum größten Teil leider weithin zerstreut und vielfach ohne Angabe des Verfassers, legen Zeugnis dafür ab, wie er sich die an englischen Vorlagen gebildete, seinen Landsleuten so warm empfohlene Art eines deutschen Essay dachte. Die Grundbedingung für einen guten Essay ist, den Leser von vornherein zu interessieren, ihn festzuhalten, daß er zuhören muß. Gildemeister macht es wie sein Meister Macaulay, von dem er einmal sagt: „Er hält den Leser mit unwiderstehlichem Griffe fest. Er weiß, daß wir stehen bleiben, wenn jemand uns sagt: „Ich werde sogleich an einem Rasiermesser in die Höhe klettern." Und er macht es wie der Taschenspieler, wenn er uns auch unendlich mehr bietet als ein Stück Gaukelei."

Die zwei Bände gesammelter Essays enthalten Reflexionen über die verschiedenartigsten Dinge, teils sind sie geschichtlicher und literarischer, teils allgemeiner Art, bald übersprudelnd von geistreichen Pointen, bald von schalkhaftem Plauderton gewürzt. Mag Gildemeister in knappen markigen Zügen die Gestalten seiner politischen und literarischen Vorbilder, des Bürgermeisters Smidt und Macaulays zeichnen, oder Byrons geniale und originale Riesenkraft der poetischen Gestaltung in ihrer Wechselwirkung mit seinen Lebensschicksalen schildern,

mag er die zarten Herzensregungen einer Shakespeare'schen Frauengestalt uns nachempfinden lassen oder die Herrschermaximen des ersten Napoleon in den Gedankenkreis des Lesers rücken.

Aber auch den Essays, die mehr einen allgemeinen Charakter tragen, merkt man an, daß ihnen die Gunst der Stimmung gewogen war. Aus dem reichen Schatze einer gereiften Erfahrung setzt er uns künstliche Proben der Lebensweisheit vor ohne den ranzigen Beigeschmack des Pedanten oder Moralisten. Da wird das uralte Thema vom Reichtum und den Freuden des Lebens in einer so originellen Weise abgehandelt, daß selbst ein für abstrakte Erörterungen der Art gänzlich unempfänglicher Leser daran Gefallen finden muß. In dem Essay von der Höflichkeit desgleichen, obgleich dies an und für sich schon ein dankbareres Thema darstellt. Hier eifert er mit allen Mitteln des Spotts und der Satire gegen Orden und Titel, gegen Kriecherei im Umgang und übertriebenes höfisches Zeremoniell und zieht Vergleiche zwischen England und Deutschland, die ja nicht gerade zu Gunsten des letzteren ausfallen können. So meint er höchst launig über die Titel:

„Deutschland hat die Excellenz und die Magnificenz importiert, aber daneben einen förmlichen Wuchergarten heimischer Gewächse angelegt: Hoheit, Durchlaucht und Erlaucht, Hoch-, Hochwohl-, Hochedel-, Edel- und Wohlgeboren, Hoch- und Wohlweisheit, Hochwürden, Ehrwürden und Hochehrwürden, eine sinnverwirrende Fülle von Geschmacklosigkeiten, deren Perle mir „Euer Liebden" zu sein scheint." Im Anschluß an eine Erörterung des Sinkens der Titulaturen im Wert bemerkt er dann noch: „Hochwohlgeboren ist bereits ein leeres Anhängsel geworden, Wohlgeboren beinahe eine Insulte . . ."

Seine Essays über „Praktisches Christentum", „Christliches und Unchristliches" geben Gildemeister Gelegenheit, einen durchaus liberalen Standpunkt zu betonen, der bei einem Manne, der den Namen eines David Friedrich Strauß oder Schopenhauer gern zur Erhärtung seiner Behauptungen heranzieht, schon ohnedies zu erwarten steht.

Besonders interessieren muß bei einem Meister auf dem Gebiet des Stils und der Sprache, was Gildemeister über den Kampf gegen die Fremdwörter sagt, mit dem er sich im Anschluß an Wustmanns bekannte Sprachdummheiten auseinandersetzt. Den Standpunkt einer übertriebenen Sprachreinigung weist er ebenso ab wie den unnützen Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter. Er begrüßt es mit Freuden, daß im Laufe weniger Jahrzehnte so viel des ausländischen Ballasts über Bord geworfen ist, weist aber andererseits nach, wie unsinnig und zweckwidrig die Ausrottung von Fremdwörtern um jeden Preis ist. Zur Erläuterung von Gildemeisters Standpunkt greife ich auf's Geratewohl ein Beispiel heraus, er sagt z. B.:

Für Melodie haben wir das gute und einfache Wort „Weise", aber nie wird es gelingen, das griechische Wort zu verdrängen. Es hat zwei Vorzüge, die ihm im Kampf ums Dasein den Sieg sichern: es bedeutet erstens nicht

bloß, es ist Melodie, und zweitens, es ist uns schneller verständlich. Wenn man uns sagt, die Melodie ist uralt, so wissen wir augenblicklich, was gemeint ist; die Weise ist uralt, verstehen wir zwar auch, aber erst eine Sekunde später. Eine Sekunde ist in diesen Dingen sehr viel. Das Wort „Melodie" erregt unser Gehirn selbst zu melodischen Schwingungen, das Wort „Weise" höchstens mittelbar. Und wie wollen wir gar das Adjektiv „melodisch" entbehren, das doch mit dem Substantiv über die Klinge springen müßte? Ähnliche Proben kann man mit den Wörtern Poesie, Harmonie, Plastik, Skulptur, Architektur und hundert anderen anstellen, die Campe mit einem Federstrich hinrichtete und die trotzdem fortleben."

Gildemeister hielt die Fremdwörterseuche nicht für das größte der Übel, an denen unsere Sprache krankt. Verstöße gegen die Grammatik und Stilwidrigkeiten erschienen ihm weit schlimmer. Freilich ist sein Urteil darin zu scharf, zu streng, wenn wir es an neuerer Auffassung von der Entwicklung einer Sprache messen. Man braucht sich noch gar nicht einen übertriebenen Nützlichkeitsstandpunkt zu eigen zu machen, um zu wissen, daß die Sprache nicht mit der Kneifzange der Logik angefaßt werden darf.

Die zwei Bände Essays, deren bunte Fülle der vorgezauberten Bilder in ihrem gefälligen Rahmen kein Leser ohne lebhafte Anteilnahme und Befriedigung an sich vorüberziehen lassen wird, sind nicht von Gildemeister selbst aus den Zeitungen und Zeitschriften, wo sie zuerst erschienen, gesammelt und zusammengestellt worden, sondern von Fremden. Auch darin berührte er sich mit seinem Vorbild Macaulay. Es war wohl weniger die Bescheidenheit, die Gildemeister wie kaum einen auszeichnete, die ihn von einer eigenhändigen Veröffentlichung zurückhielt, vielmehr die Tatsache, daß peinlichste Gewissenhaftigkeit seine Selbstkritik beherrschte. Das allein erklärt die Spärlichkeit seiner Originalschöpfungen. Außer einem Festgesang zur Schillerfeier 1859, einem Begrüßungsgedicht an Kaiser Wilhelm I bei seinem Besuch in Bremen und einem Text zu lebenden Bildern, gestellt bei einem Stiftungsfest des Bremer Künstlervereins, ist nichts bekannt geworden.

Und doch war Gildemeister bei aller Berufsarbeit ein rastlos tätiger Geist. Wenn er als Senator im Zahlenmeer der Bremer Finanzen für das Wohl seines Staatswesens in treuer Pflichterfüllung gekämpft hatte, Bremens Einwohner schliefen, eilte er, Erholung suchend, in Englands oder Italiens Dichterwald. Eine Natur wie Otto Gildemeister, der schon mit einem außerordentlichen Sprachgefühl und Sprachtalent zur Welt gekommen war, war natürlich der geborene Übersetzer und es drängte daher schon den Primaner, sich darin zu betätigen. Die in den Hansestädten herkömmliche Hinneigung zu England und die daraus entspringende obligatorische Berücksichtigung englischer Sprache und Literatur im Gymnasium, sowie der durch einen bildungseifrigen Vater kräftigst geförderte englische Privatunterricht führten ihn von selbst zunächst in den Zauberbann eines englischen Dichters, und wer konnte wohl ein jugendlich empfängliches Gemüt mehr entflammen, als der noch keine zwei Jahrzehnte vorher im schönen Griechenland dahingeschiedene Byron, über dessen Leben und Tod der duftige

Schleier der Romantik lag. Die Übersetzung des Don Juan hat er schon auf der Schule begonnen, gedruckt wurde dieser erste Entwurf noch während seiner Studienzeit in Bonn 1844.

Zwölf Jahre später brachte das „Bremer Sonntagsblatt", eine von Dr. Pletzer redigierte belletristische Wochenschrift höherer Art, eine Übersetzung der ersten 29 Stanzen des 4. Gesangs des Childe Harold und zwar in Distichen. Diese Barbarei der Form war für Gildemeister die Veranlassung, nun seinerseits dieselben Stanzen im Versmaß des Originals zu übertragen und dem ersten Übersetzer eine Philippika über die Aufgaben des Übersetzers zu halten. Hatte sich Gildemeister im Vorwort zu seinem ersten Versuch der Don Juan-Übersetzung dahin ausgesprochen, „das ausländische Meisterwerk in einer der Urschrift sich wirklich annähernden genießbaren Gestalt vorzuführen," so sagte er jetzt in seiner Erwiderung gegen den ungereimten Übersetzer Byrons: „Bei poetischen Übersetzungen kommt es vor allem darauf an, den Eindruck der Urschrift möglichst getreu wiederzugeben. Um den Gedankengang zu verdolmetschen, genügt die Prosa. Diese hat wenigstens den Vorzug, daß der Leser die poetische Form sich hinzudenken kann, während eine veränderte poetische Form seine Freiheit gefangen nimmt. Es ist besser, ein Lied zu sprechen, als es nach einer unpassenden Melodie zu singen."

Gildemeister hielt sehr auf die äußere Form; die ihm selbst eigene kunstvolle Beherrschung der Form, des Stils stellte er gewissermaßen als Norm auf, weshalb er auch Nietzsche, dessen Philosophie ihm unsympathisch war, doch als Stilisten hochschätzte, und wenn er am 1. November 1888 an Arthur Fitger, den Bremer Maler und Dichter, schrieb:

„Des Übersetzers Ehre ist,
Wenn, wer sein Werk liest, ihn vergißt"

so hat er in diesen Gedanken auch die äußere Form mit einbegriffen.

Mit Liebe und Ausdauer hat Gildemeister seine Übersetzerprinzipien bei seiner Übertragung des ganzen Byron, soweit er in seinen Augen einem größeren Publikum überhaupt ohne weiteres verständlich und interessant war, zum Ausdruck gebracht. Als Gesamtkunstwerk steht seine Übersetzung gegenüber allen anderen, auch der Böttgers, unübertroffen da, wie süßer Wohllaut aus des Sängers Saiten fließen ihre Verse dahin. Wer meint nicht, so hat man gefragt, eine Originalschöpfung vor sich zu haben, wenn er zu Beginn des 2. Gesangs von Lara liest:

„Nacht flieht — der krause Duft der Berge fällt
Und schmilzt zu Gold und Licht erweckt die Welt!
Ein neuer Tag schwellt die Vergangenheit,
Ein neuer Schritt ans Ende unsrer Zeit;
Nur die Natur steht neugeboren auf,
Die Erde lebt, die Sonn' eilt ihren Lauf,
Im Strom ist Frische, Glanz im Morgenstrahl,

Labsal im Winde, Blumenduft im Tal.
Gottgleicher Mensch, sieh diesen Glorienschein
Der Dinge an und juble: sie sind dein!
O, schau sie an! einst wird dein Auge blind,
Ein Morgen kommt, wo sie dir nichts mehr sind,
Und traure, wer da will, an deiner Gruft,
Nicht eine Träne weint dir Erd und Luft,
Kein Wölkchen mehr steigt auf, kein Blatt wird fallen,
Kein Wind wird seufzen, weder dir noch allen;
Nur das Gewürm wird schwelgen, bis, verjüngt,
Dein umgeformter Staub den Acker düngt."

Byrons Don Juan ist von Gildemeister gegenüber seiner ersten Fassung 1844 für die Gesamtausgabe 1865 gründlich umgearbeitet, und fast alle Veränderungen sind gleichbedeutend mit Verbesserungen. Ähnlich wie man in Michael Bernays feinsinniger Philologenarbeit die Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare mit Genuß verfolgt, so ist auch ein Vergleich zwischen den beiden Don Juanfassungen Gildemeisters lehrreich für die Methodik der Übersetzungskunst wie für den innerlich gereiften, formell erprobten Sinn des erfahrenen Mannes im Verhältnis zu dem himmelstürmenden, in der Form oft noch ungelenken Jüngling. Ein treffendes Beispiel entnehme ich Ruete, Englische Studien, Band 31:

1844. Sein Weib war hochberühmt, denn sie studierte
Jedweden Zweig jeder Gelehrsamkeit
In jeder Sprache, die je existierte.
Herz war und Kopf von gleicher Trefflichkeit,
So daß sie die Gescheutsten oft blamierte,
Und selbst der Gute seufzt aus innerm Neid,
Wenn er sich überholt auf seinem Pfad
Durch alles das sah, was die Dame hat.

1865. Die Mutter war berühmt und hochstudiert
In allen Fächern der Gelehrsamkeit,
In jeder Sprache, die je existiert,
Und tugendhaft nicht minder als gescheit:
Die Klügsten fühlten sich von ihr blamiert,
Die Besten seufzten innerlich vor Neid,
Weil alles, was die Frommen je erbaut hat,
Verdunkelt ward von dem, was diese Frau hat.

„Erbaut hat: Frau hat" gibt den englischen Reim exceeded: she did wieder.

Die Byron-Übertragung trug Gildemeister als „dem äußerst feinsinnigen Übersetzer und Kenner fremder Dichter" den Ehrendoktorhut der Tübinger Universität ein.

Zu gleicher Zeit, wo er dann in den Folgejahren als Politiker in der Weser-Zeitung nachdrücklichst für die preußische Politik des Jahres 1866 eintrat

und das nationale Einigungswerk, den glorreich erfüllten Traum Jahrhunderter von Generationen wie des alten Liberalismus und den deutschen Kaiser deutscher Nation in überströmender Begeisterung verherrlichte, folgte er daheim dem großen englischen Dramatiker der Monarchie auf alle Höhen und in alle Tiefen menschlicher Leidenschaft, und schon nach wenigen Jahren war die deutsche Übersetzungsliteratur um viele wertvolle Stücke bereichert: die sämtlichen Königsdramen, Julius Caesar, Cymbelin, Wintermärchen, Verlorene Liebesmüh' und Was ihr wollt.

Gildemeister mußte sich hierbei natürlich mit seinen Vorgängern, vor allem mit Schlegel auseinandersetzen, und er hat das in den Einleitungen zu König Johann und Julius Caesar getan, indem er sagt, er wolle auf den zweifelhaften und insbesondere für den Leser völlig gleichgültigen Ruhm der Originalität verzichten, da es rühmlicher sei, das Unübertreffliche stehen zu lassen als es verdrängen zu wollen, er habe daher gegenüber Schlegel nur da geändert, wo ihm eine Verbesserung möglich erschienen. Wesentlich ist hieran die Tatsache, daß Gildemeister die Autorität Schlegels anerkennt, wesentlich in Anbetracht des nicht immer erquicklichen Kampfes um den Schlegel-Tieck, den uns die letzten Jahre gebracht haben und der ja jetzt durch die Initiative der deutschen Shakespeare-Gesellschaft in erfreulicher Weise beglichen ist. Vier kostbare Perlen Gildemeisterscher Übersetzungskunst werden dem deutschen Volke aus dem Nachlaß noch beschert werden: König Lear, Romeo und Julie, Othello und Macbeth. Am Schluß des wundervoll geschriebenen Handexemplars Gildemeisters vom König Lear steht „Beendigt den 19. Novemb. 1840". In seinem 18. Lebensjahr hatte er also schon diese Schöpfung aus der reifsten Zeit Shakespeares gemeistert! Romeo und Julie, an seinem Geburtstag im Jahre 1870 vollendet, und dann vor allem der bisher trotz Vischers Übersetzung so stiefmütterlich bedachte Macbeth dürften bald in neuem glänzenden Gewand ihren Siegeszug über die deutschen Bühnen antreten.

Gildemeisters Übersetzung von Shakespeares Sonetten, die ganz sein eigenes Werk ist, hat nicht überall den gleichen Beifall gefunden wie die der Dramen; aber das liegt an dem Stoff sowohl wie der Form des Originals, weniger am Übersetzer. Überdies sind sie nichts für das große Publikum, und der gebildete Deutsche, der sich besonders dafür interessiert, sollte so viel englisch verstehen, um Shakespeares Sonettenkranz mit Hülfe einer gut kommentierten Ausgabe in der Ursprache zu lesen.

Außer Byron und Shakespeare hat Gildemeister noch einem anderen englischen Dichter eine so große Vorliebe zugewandt, daß er einzelnes von ihm ins Deutsche übertrug. Aber es kam hier noch ein rein menschliches Interesse hinzu, das des Philanthropen. Gildemeister hatte einen großen Teil der Bewegung gegen die Negersklaverei und den Sklavenhandel selbst miterlebt, und es konnten daher Longfellows Sklavenlieder einen ungleich größeren Eindruck auf ihn machen als auf unsere heutige Jugend, der man, wenn sie nicht Onkel Toms Hütte gelesen hat, vielfach erst mit einer geschichtlichen Erläuterung zu Hülfe kommen muß. Gildemeister hat schon früh fünf von Longfellows Sklavenliedern höchst

glücklich übersetzt; sie sind 1856 im Bremer Sonntagsblatt erschienen. Ich gebe hier eins wieder:

Der Sklav im Sumpfe.

Der flüchtge Neger duckt im Rohr
Am buschigen Sumpfesquell;
Er sieht das Lagerfeur im Moor,
Und manchmal trifft Hufschlag sein Ohr
Und des Bluthunds fern Gebell.

Wo der Glühwurm scheint und der Irrwisch leckt,
In Riedgras und Moraſt;
Wo flatternd Moos die Föhre deckt
Und die giftige Rebe, wie Schlangen gefleckt,
Umrankt den Zedernaſt;

Wohin kein Menschenherz sich getraut,
Wo der Fuß des Menschen versagt,
Auf des grünen Pfuhles zitternder Haut,
Hockt er im geilen verworrenen Kraut,
Wie ein Tier, von der Meute gejagt.

Ein alter Neger, lahm und schwach,
Entstellt vom vernarbten Weh!
Er trägt auf der Stirn das Brandmal der Schmach;
Den verstümmelten Leib umflattert, ach,
Der Schande zerlumpte Livree.

Ringsum ist alles hell und schön,
Alles ist froh und frei;
Eichhörnchen schlüpfen in Waldeshöhn,
Und es hallt die Luft von der Vögel Getön
Und jauchzendem Freiheitsgeschrei.

Nur ihm, von seiner Mutter Schoß,
War Not und Leid verliehn.
Nur ihn traf Kains bitteres Los,
Wie Tennenkorn des Dreschers Stoß,
Und schlug zu Boden ihn.

Im neuen Reich wird die Bürde des Amtes für Otto Gildemeister schwerer — 1871 steht er zum erstenmal als Bürgermeister an der höchsten Spitze des bremischen Staats bis 1875, dann wieder von 1878—1881 und 1882—1887. Man muß dies wohl beachten, wenn man die Tatsache vollauf würdigen will, daß in den 80er Jahren von seiner Hand auf ganz anderem Gebiet als vorher zwei Riesenwerke der Übersetzungskunst vor die erstaunte deutsche Leserwelt traten: Ariosts Rasender Roland und Dantes Göttliche Komödie, ersterer 1882—1883 in vier Bänden, letztere 1888 in einem Bande erschienen.

Auch die italienischen Studien reichen in Gildemeisters Schul
der Vater führte ihn in Arioſt, Dante, Bojardo ein, und die ihm eig
Fähigkeit der Aufnahme und Wiedergabe leitete ihn auch hier auf
ſchöpferiſcher Betätigung. Die Überſetzungen von Arioſt und Dante
meiſter wie alle anderen nur zur eigenen Freude und Erholung,
Beſſermachens halber, oder mit Rückſicht auf ein dringendes Bedürfnis
und es hat der ganzen Überredungskraft Paul Heyſes und anderer b
Gildemeiſters Überſetzungsperlen der Öffentlichkeit zugänglich zu mac
das kennzeichnet ihn als eine wahrhaft dichteriſche Natur.

Trotz der trefflichen Überſetzungen von Kurz und Paul Heyſe
auch hier den Vogel abgeſchoſſen und die ehrenvolle Anerkennung P
als „der Überſetzergilde Meiſter" geerntet. Das gleiche gilt von de
Komödie. Ich bin nicht genügend Fachmann in der Romaniſtik, um n
im einzelnen ein ſelbſtändiges Urteil zu erlauben, muß aber geſtehen,
vielleicht aus dem mir noch gebliebenen Reſt des Lokalpatriotismus
Gildemeiſters Überſetzung ſtets am meiſten geſchätzt habe. Auch d
Publikum hat ſein Urteil geſprochen — 1900 iſt die 3. Auflage erſch

Am 11. Februar 1890 wurde Otto Gildemeiſter im Alter von
nach einer 33jährigen Tätigkeit als Senator und Bürgermeiſter
dringenden Wunſch ehrenvoll entlaſſen — Beatus ille qui procul n

Es war nicht körperliches Ungemach oder geiſtige Schwäche,
wollte den Reſt ſeines Lebens an der Seite ſeiner verſtändnisvollen
in treuer Gemeinſchaft mit ſeiner einzigen in Bremen verheirateten Toc
haglicher Muße genießen. Wenn man Ende der neunziger Jahre ſeine
ariſtokratiſch vornehme Geſtalt behenden Fußes durch die Straßen Br
Muſeum, den Räumen einer Leſegeſellſchaft ſchreiten ſah, glaubte man
Mann vor ſich zu haben, deſſen Lebensbahn dem pſalmiſtiſchen Alter zu
wenn man ſeine von ſtets dem gleichen lebendigen Geiſt getragenen A
vermeinte man die gereifte Feder eines Mannes in den beſten Jahren

Manches von dem, was er zu dieſer Zeit geſchaffen hat, i
Schreine verwahrt, und zum Glück hat ſeine ſcharfe Selbſtkritik teſt
keinen dicken Strich durch ſeinen handſchriftlichen Nachlaß gezogen.
Ehrgeiz hat er nie gekannt, weder politiſchen noch literariſchen, und
und Intereſſe des ſogenannten großen Publikums waren ihm völlig g
er lebte nicht für ſie, nur für ſich. Daher auch der bei ihm auf den
ſo rätſelhaft erſcheinende Widerſpruch zwiſchen Theorie und Praxis.

Als liberaler Aufklärer im beſten Sinne ſendet er Leitartikel
artikel, Feuilleton über Feuilleton in die Welt, aber, ob das Bildung
ſeiner Vaterſtadt durch Theater, Konzerte oder Bibliotheken eine Befrie
fuhr, kümmerte ihn nicht. Er wollte ſich ausleben in ſeinem Sinne
vergebens — was die engere Heimat verlor, hat die weitere gewonnen

Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott.

Von

Karl König.

I.

Richard Wagner sagt: „Deutschsein heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben“. Kein Zweifel, hier liegt unsere Stärke und das Geheimnis auch der meisten unserer geistigen Siege. Daß wir der Welt zu zeigen vermochten, was Shakespeare sei; daß wir ihr entdeckten, was die Antike sei; daß wir, tiefeindringend in die Natur, ihr hundert Schleier nahmen, wir verdanken es unserer Fähigkeit, uns in ein anderes Leben tief, innig, selbstvergessen einzuleben.

Diese deutsche Sachlichkeit ist unsere Stärke und ist — unsere Schwäche. Die Gegensätze berühren sich. Denn die Sachlichkeit, so groß und segensreich und unbedingt notwendig sie zur Erfassung des Lebens an sich ist, wird zum Fluche für mich, sobald ich die Selbsthingabe an die Sache bis zur Preisgabe des Ichs an die Sache treibe. In diesen Fehler läßt uns aber unsere sachliche Natur zu leicht verfallen. Sind uns die Tage so fern, wo wir, vor lauter Bewunderung der Hellenen, uns so an sie hingaben, daß wir unser eigen Fleisch und Blut vergaßen und ein kümmerlicher Abklatsch dieses zwar großen, aber uns doch wesensfremden Menschentypus zu sein für wahre Menschengröße hielten? Und spielt das Hellenentum, wenigstens hinsichtlich des „Schönen“, nicht noch immer in vielen Köpfen die Rolle des Absoluten? Erlebten wir nicht auch der Bibel gegenüber dasselbe, daß gewisse fromme Kreise ihre eigengewachsene Rede für „die Sprache Kanaans“ preisgaben, wohl in der Meinung, daß man sich Gott, wie dem König, mit einer Art von Hofdeutsch nahen müsse? Wieviele wiederum, die wir so ins Sachliche und Fachliche ihrer Spezialwissenschaften versinken sehen, daß sie als Liturgen nur noch für altertümliche Formen der Religiosität, als Geologen für Steine, als Philologen für Textkritik, als Anatomen für die Leichen ein lebendiges Interesse haben? Und haben wir es nicht erlebt, daß in der Naturwissenschaft manche Naturwissenschaftler sich auch selber gleich der geliebten „Natur“ mit Leib und Seele verschrieben? Und ist in der Kunst der Naturalismus nicht dieselbe Erscheinung? Ja vermag sich zuletzt nicht auch der Moralismus derselben Übertreibung schuldig zu machen, sobald er nur in der Moral den Selbstzweck und nicht das Mittel sieht? Dann hat entschieden Kant mit der alles übersteigenden Ansicht recht, daß das Gute, das man mit

Lust und Freude tue, schon nicht mehr wahrhaft Gutes sei; denn dann habe man es nicht um seiner selbst, sondern eben um der Lust und Freude willen getan, die es bereitet. Und doch wird ein jeder, der sich selber prüft, zu dem Eingeständnis kommen müssen, daß er dem Guten längst den Abschied gegeben, wenn es sich ihm nicht als Quelle von Kraft und des Glückes offenbart hätte. Es wäre ja auch ein tötlicher Fehler in der Schöpfung selbst, wenn ihre tiefsten und unmittelbarsten Stimmen in uns, statt zu Lebenskraft und Lebensglück, zur Selbstverblutung führten.

Genug, es handelt sich zuletzt im Leben — um uns selbst. Nicht die Sache, sondern die Persönlichkeit ist das Lebensziel. Der Lebenszweck liegt in uns, nicht außer uns. Die Sachlichkeit soll uns zu Herren und nicht zu Knechten der Sachen machen. Andernfalls werden die Mittel zum Leben mit dem Lebenszwecke verwechselt und das Ganz-Ich, je nach der Sache, an einen Teil des Ichs verraten. Vor lauter Geschichte wird man zum Antiquar, wo man doch Künstler, vor lauter Wissen zum Staubecken, wo man doch Quelle, vor lauter Kenntnissen zur Kopie, wo man doch Original sein sollte! Oder man wird Intellektualist, Ästhet, Moralist, Pietist und nur nicht das, was man bemüht sein sollte, zu werden — ein runder, voller, ganzer Mensch. Das ist ein Verrat des Ganzen an die Teile, des Inneren an das Äußere, des Wirkenden an das Werk, der Seele an die Sachen.

Und durch Zeiten dieses Verrates sind wir gegangen, erst fröhlich und voller Jauchzen, dann mühsam durch den Sand die Füße schleppend. Und je öder und sandiger das Land wurde, und je heißer der Weg, um so hitziger brannten den einen die Augen — da sahen sie eine kata morgana und wanderten weiter. Wann wird sie verflogen sein? Die anderen aber setzten sich endlich einmal nieder und schauten, statt mit brennenden Augen hinaus auf die Sache, mit sehnsuchtsvollem Blick in sich selbst hinein. Da begann das Ich, die Seele zu ihnen zu reden, über sich selbst, über sie selbst! Und was sie redete, hatte einen alten, wunderbaren Klang: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und verlöre sich selbst?“ und „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbaths willen; so ist der Menschensohn ein Herr auch des Sabbaths“.

Da horchte der Mensch auf, der moderne Mensch, und suchte seine Seele wieder, die lange unter lauter Sachlichem und Dinglichem, unter Präparaten und Retorten, unter Farben und Formen und Technik wie vergraben gelegen hatte und unter kleinlichem Vernünfteln, unter bloßer Erwerbs- und Genußleidenschaft verkümmert war. Und als er das tat, befand er sich wie von selbst wieder auf dem Wege zu Gott. Denn wo ein Mensch dessen inne wird, daß für ihn nichts in der Welt Selbstzweck, sondern daß alles Mittel zum Zweck ist, und daß dieser Zweck in ihm selber liege, nämlich darin, daß er alle seine Seelenorgane zur Ausbildung gelangen und möglichst keines verkümmern lasse, also zum Ganz-Ich, zur Geistespersönlichkeit sich emporschaffe, da beginnt er von

selbst die Ich-schaffenden Mächte seiner Seele zu suchen und mit deren oberster, der Religiosität, irgendwie in Fühlung zu kommen. Und eben dies wird heute wieder allenthalben Ereignis.

II.

Halten wir ein wenig Umschau, so fesseln unsern Blick zunächst die Naturwissenschaften. Sie haben dem modernen Leben den Stempel aufgeprägt und Ungeahntes geleistet. Und alle ihre Errungenschaften waren nur möglich durch die strengste Sachlichkeit. Nur durch ein beständiges Ausschalten der ständig einfließenden Subjektivität konnte das Objektive an den Erscheinungen, soweit das für Menschen möglich, reinlich gefaßt, experimentell zum Besitzstand des „Bewiesenen" erhoben und, als bewiesen, beliebig wiederholt werden, sei es im Kleinen oder im Großen, im Hörsaale oder in der Fabrik. Das Kennen war hier zugleich ein Können. Es reichten sich Wissenschaft und Technik die Hand zum Bunde. Ihr vielgepriesenes Kind ist die „moderne Kultur", vor der der Bauer des Gebirges mit offenem Munde, der Philister mit sattem, selbstgefälligen Schmunzeln, neun Zehntel der Zeitungsschreiber mit lauter Superlativen — und wir, bei klarster Hochschätzung und Dankbarkeit, doch auch mit Zorn und Ingrimm stehen. Denn sie ist sachliche, dingliche, logische, technische und noch nicht gesamtgeistige, persönliche Kultur. Es fehlt ihr noch vielfach die Seele. Und eben die soll und muß sie haben, sonst ist sie zuletzt nicht Segen, sondern Fluch.

Gewiß, wir leben heute trotz unserer fast 60 Millionen besser als ehedem, da wir ihrer nur 20 in Deutschland waren. Die Sachlichkeit hat sich gelohnt. Sie hat uns zu Herren der Sachen gemacht. Wir haben Brot. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Und die Sachlichkeit, die uns zu nichts als zu logischen und technischen Herren der Sachen macht, stillt weder den Hunger derer, die noch etwas mehr als Logik und Technik erstreben, noch liegt in ihr das höchste Heil des Einzelnen und des Volkes. Denn mit der logischen und technischen Sachbeherrschung kann sich die jammervollste Sachknechtschaft zusammen finden. Man kann logisch und technisch des Alkohols Herr geworden, kann Alkoholgelehrter und Alkoholfabrikant und doch — Säufer sein. Die intellektuelle Bildung ist nicht durch sich selbst persönliche Bildung. Es muß die logisch-technische Kultur sich verbinden mit seelisch-persönlicher Kultur. Sonst ist sie ein Grab und keine Auferstehung.

Der Intellekt hatte einen großen Traum geträumt. Er glaubte, es sei ihm alles übergeben, die Seele und das All. Er gedachte alles zu „beweisen", und was er bewiesen, vor dem hatte er sofort den Respekt verloren. Das hätte schlimm werden können, das hätte eine ganz respektlose, pöbelhafte Welt werden können, hätte nicht die Schöpfung ihre Geschöpfe sehr bald und sehr energisch an die alte Wahrheit erinnert, daß niemand seine eigenen Voraussetzungen „beweisen" kann. Es blieb das Rätsel des Lebens, es blieb das Rätsel des

Lebensumsatzes in Ichbewußtsein, Selbstbestimmung, Freiheit, es blieb des Alls, und so blieb, um mit Bonus zu reden, die Wissenschaft im Topfe".*) Aber statt diese Einsicht in gesunder Weise zu verarbe die einen lieber den kühlen Ernst der wissenschaftlichen Methode prei Glut unters Eis und lösten die Rätsel, wie sie sagten „naturwissen tatsächlich aber mit sehr viel Fantasie und sehr wenig Wissenschaft. dagegen verfielen aus dem intellektuellen Optimismus in einen trüben Pe ignoramus et ignorabimus! Die dritten aber waren für das erstere zu g und für das zweite zu gesund und lebenskräftig. Wozu den Kopf här wenn ihm allein nicht alles gelingt? Er mag sich Genossen werben! den anderen Seelenkräften ein Bündnis anbieten! Wir sind ja doch Kopf, mehr als kühle Sachlichkeit und kalte Objektivität. Ja selbst Kopf ist mehr als das, was sein Stolz ist. Selbst er ist durchglüh persönlichen Lebensglut, dem persönlichen Lebenswillen. Drum kan nicht verzichten. Schon sein elementarster Satz hindert ihn daran, de Kausalität, der der Vater aller Wissenschaft ist. Er heißt „Keine ohne Ursache", und weil er nicht auf kalter Tafel, sondern im wa Menschengehirn steht, läßt er dem Menschen nicht Ruh und Rast, über alles Einzelne zum Ganzen, über alle Gründe bis hin zum zu Urgrund aller Dinge. Wo liegt er? Was ist er?

Da die Natur schweigt, die Beobachtung erlischt, das Experime horcht der Mensch in sich selbst hinein, und aus Seelentiefen tönt l eine kurze uralte Wort der Rätsellösung: Gott! Und „Gott", so l heute wieder durch die Seelen der Naturforscher zu klingen, die Resignation Neigung haben noch dazu, sich durch billige Fantasiekünst Ernst ihrer Methode zu bringen. Und es klingt ihnen dies Wort nich die letzte Antwort herauf aus jenen letzten, unergründlichen Tiefen, in uns der Kausalitätsdrang treibt, ob auch das Netz des „Beweises" uns entgleitet: es klingt ihnen von diesem Worte nun auch die ganze Geschehens. Denn was sie als Ursachenverkettung hinab verfolgt h steigt nun als Zweckverkettung vor ihren Augen von unten nach oben. und Wirkung" ist an sich ein dunkles Wort. Es kann alles „Ur Wirkung" und doch dabei Wirrwarr und Dunkel, Blödsinn und Chaos Chaos bleiben. Setzt die Sinnlosigkeit zur Mutter der Dinge, dann wi losigkeit" die Tochter heißen. Auch im Wahnsinn herrschen „Ursache und „Entwickelung" aber, Klärung, Aufbau sind nur da, wo Ursachenverkettun bewegung, wo Ursachenbewegung Zielanstrebung, also da, wo die ganze das ist, was sie in unserem eigenen bewußten Lebenshaushalt ist: das mittel zur Durchführung der Lebenszwecke.

*) Arthur Bonus, Religion als Schöpfung S. 40. Diese Schrift l kaum eine, eine treffliche Darstellung unserer geistigen Gesamtsituation un an fruchtbaren Gedanken.

Hatte aber die rein kausale Betrachtung schon gegenüber den letzten Gründen allenthalben leere Hände gehabt, wie sollte man vollends der grandiosen, überall sich offenbarenden Zweckmäßigkeit, also der Seele des kausalen Werdens, mit dem grobmaschigen Netze „Ursache und Wirkung" habhaft werden? Hier mußte man das Netz aus einem anderen Schranke holen, nicht aus dem der Mechanik, sondern dem des Geistes. Denn „Zweck und Ziel" sind reine Geistesgrößen. Der Versuch aber, sie aus der übrigen Schöpfung auszuschließen, wird ewig an uns selbst zu nichte. Denn wenn wir, das edelste Ergebnis des bisherigen Schöpfungsganges, nämlich uns selber, nur kraft Zwecksetzung, Zielerstrebung und Vernunft vorwärts bringen, also die Entwicklungskette des Lebens höher führen können, haben wir dann auch nur irgend ein Recht dazu, die Kräfte, die in uns die Schöpfung weiter führen, als nur in uns und außerhalb der ganzen übrigen Schöpfung liegend zu bezeichnen? Damit würden wir uns ja wieder aus dem lebendigen Fluß der Schöpfung hinausstellen, in den uns hineingestellt zu haben die Naturwissenschaft als ihr besonderes Verdienst mit Recht beansprucht. Wollen wir das nicht, so bleibt nichts übrig, als die ganze Schöpfung als unter zweckwirkenden Geistesmächten stehend anzuschauen, und damit sind wir wieder auf dem Wege zur All-Einheit Gott. Und „Gott", so sagen deshalb heute wieder die Undogmatischen unter den Naturwissenschaftlern, allen voran Johannes Reinke. Sie sagen es nicht, als ob sie ihn damit „bewiesen" hätten; aber sie sagen es so, daß sie damit bekennen: Unser Denken kann seiner gar nicht entraten, wir geraten ohne ihn als den zwecksetzenden, treibenden Geist des Alls in lauter sich selbst betrügende Worte. Denn von „Zweckmäßigkeit" und „Zielstrebigkeit", von „Anpassung" und „Zuchtwahl" zu reden und, statt zu erklären, wie die in diesen Worten zum Ausdruck kommenden idealen Mächte inmitten eines nichts als kausalen Weltgeschehens zu den treibenden Kräften alles Werdens sich zu erheben vermochten, vielmehr stillschweigend zu tun, als sei durch die Einführung dieser unerklärten Mächte die Sache selbst erklärt, das ist und bleibt ein böser Selbstbetrug.

Indessen war es doch nicht nur die intellektuelle Not, die die Naturwissenschaft zu Gott zurückleitete, die moralische Not, die sie ohne ihren Willen verursacht hatte, trug das Ihrige dazu bei. Denn die Verschwisterung der Naturwissenschaft mit dem theoretischen Materialismus wurde tatsächlich eine schwere moralische Gefahr für unsere Volksseele. Der „alte Adam" sah durch diese mit dem Anspruch der „Wissenschaftlichkeit" auftretenden Theorien sich ja glänzend gerechtfertigt. Warum auch nicht? Ist der große und unmittelbare Schöpfungsdrang in uns, der im gebietenden „Du sollst" sich ankündigt und uns auf den Weg zu Geist, Charakter und Gott hindrängt, nichts als purer Zufall, also etwas, was gar nicht zu sein brauchte — ja, was hindert uns dann noch, ihm den Mund zu verbieten? Es sinkt die Pflicht, die wir gegen unser eigenes innerstes Ich haben, und die Willkür hat ihren Freibrief. Die ver-

wüstende Macht dieses Freibriefes aber haben wir unten wie oben in unserem Volksleben so stark zu kosten bekommen, daß denen, die das Leben, das Volksleben, höher werten als die Doktrin, auch daher sich die Überzeugung aufdrängen mußte, daß eine Naturphilosophie, die den Menschen herabzieht, wider die Tendenz der Natur selber gehen, also unwahr in ihrem tiefsten Wesen sein müsse. Denn jede Lebenstheorie, und mag sie intellektuell die scheinbar bestgegründete sein, erprobt ihre innere Wahrheit an ihren praktischen Lebensfolgen. Nur was das Leben fördert, stählt, bereichert, weiterbildet, das kann wahr sein. Welche Kräfte aber verbürgen uns die Weiterbildung unseres Geschlechtes? Etwa nur unsere Muskeln und Knochen? Dann wäre es ja besser, wir wären im Gorilla stecken geblieben und hätten uns nie zum „Menschen" entwickelt. Wer aber dem Menschen die Zukunft erobern will, der muß den idealen Mächten seiner Seele zum Propheten werden. Und deren oberste ist und bleibt — der Gottesglaube! Hat die Naturwissenschaft im vorigen Jahrhundert durch ihre Verbindung mit dem Materialismus, bei aller technischen Kulturförderung, doch die seelisch-persönliche Kultur geschädigt, so wird sie in diesem Jahrhundert durch einen Bund mit dem Idealismus sich selber und der Schöpfung behufs Emporentwicklung des Menschengeschlechts die herrlichsten Dienste leisten. Keine Lehre ist ja geeigneter, sich mit wahrer Religiosität zu verschwistern, als die Entwicklungslehre. Denn wahre Religiosität lebt vom „lebendigen" Gott, und hier ist der „lebendige" Gott. Was einer antiquarischen Anschauungsweise zum Gericht wird, das wird uns zu Leben und Lebenszuversicht.

III.

Fast parallel zu dieser Entwicklung der Dinge in der „Wissenschaft" sind die Geistesbewegungen in Kunst und Literatur gegangen. Ganz wie im Reiche des Intellektes der Erfolg der kausalen Methode gegenüber der Natur dazu verführte, schnell in der ganzen Welt nichts weiter als Kausalität zu sehen und schleunigst alles andere totzuschlagen, was in uns — und also doch wohl auch „in der Welt" — lebte, genau so machten es die „sachlichen" Deutschen auf dem Gebiete der Kunst. Kaum offenbarte sich ihnen hier die Natur bei strenger Beobachtung ihres farbigen Schaffens in ganz neuer Weise, so gaben sie sich auch schon ganz an die Sache hin, es wurde „Natur" das Zauberwort und die Photographie das geheime Idol.

Natur — ja ganz gewiß! Aber ist das die Natur des Künstlers, daß er nur nachmacht, nachmalt, abmalt, abschreibt? Oder ist seine Natur nicht auch die, daß er der Natur da draußen die Schriftzeichen entlehnt, um mit ihnen seine eigene Natur zur Niederschrift zu bringen? Ist die „Natur" künstlerisches Mittel oder künstlerischer Zweck? Wenn sie wirklich der Zweck wäre, dann wäre ja alle Leinwand und aller Marmor nur Aufenthalt und Surrogat. Aber wie kann nur ein Künstler im Ernste die Natur so hoch, sich selbst so niedrig einschätzen, als hätte sie in jedem Falle alles, er selber nichts zu sagen!

Ja, dahin führt es, wenn man die Mittel mit dem Zwecke verwechselt und an die Sache die Persönlichkeit verrät. Dann gerät man folgerichtig immer tiefer in die dingliche Gefangenschaft und Unfreiheit. Denn da man das Naturkonterfei nur durch die genauesten Licht-, Luft- und Farbenstudien und die ihnen entsprechende Technik der „Objektivität" entgegenführen kann, so unterwirft man seine Seele weiter dem Mittel des Mittels, der Luft-, Licht-, Farbentechnik und wird — Pleinairist, Impressionist, Koloriste und was alles! Und kommt dann einer und sagt: „Alles gut, alles schön, alles voll Streben und voller Zukunft, aber doch vielfach noch Weg, Schule, Mittel, Sache, Technik; laßt uns nun sehen, wie weit ihr durch diese ernste Sachlichkeit und Naturschulung zur persönlichen Bereicherung, zur Naturbeherrschung, zur freien, ungehemmten, schöpferischen Wiedergabe euer selbst, eures drängenden, quellenden, im Schauen und Gestalten nach Ausdruck ringenden Seelengehaltes gekommen seid" — ja, wenn einer so spricht, weist man ihm leicht mit dem hochmütigen Worte: l'art pour l'art die Türe. „Kunst um der Kunst willen" — nein, und abermals nein! Auch die Kunst ist um des Künstlers und um der Menschen willen da, denen er sich mitteilen will. Um des Künstlers selber willen ist sie da, weil sie das ihm vom Schöpfer verliehene Mittel ist, seiner selbst gewiß zu werden oder schaffend sich von sich selber zu befreien, um sich selber zu gewinnen. Mit Hülfe seiner Kunst sagt er, was ihn sein Auge und seine Seele schauen läßt, und sagt es so, wie nur er kraft seiner künstlerischen und menschlichen Individualität es sagen kann. Und um der Menschen und insonderheit seines Volkes willen ist er da, weil unendlich viel vom Tiefsten und Höchsten, vom Zartesten und Stärksten aus Sinnen- und Seelentiefen ungesehen, unempfunden, ungenossen, ungeliebt und Mensch und Volk unendlich viel ärmer an Seelenwerten bliebe, wenn ihnen der Künstler nicht als Vermittler, Helfer, Seher, Offenbarer und Beglücker zur Seite träte.

Und diese große, hohe Kunstauffassung beginnt sich wieder zum Siege durchzuringen. Statt alles anderen sei nur auf den Sieg hingewiesen, den Böcklin und Klinger über unsere Seelen gewonnen haben. Und eben hier ist alles Natur und ringende und siegende Seele, alles tiefstes, persönlichstes Wiedergebären des Geschauten und Ausgebären des innersten Erlebens. Hier ist die kraftvolle, bewußte Beherrschung der Natur und ihrer Mittel zum Zwecke der persönlichsten Selbstdarstellung. Und weil diese Persönlichkeiten so groß sind, daß alles, was Menschen lieben, leiden, ringen, ahnen, glauben und empfinden, durch ihre schauende Seele geht, und weil sie nichts wollen, als das offenbaren, was sich ihnen offenbarte, so wird ihr ganzes Schaffen seinem innersten Wesen nach ein religiöses, auch wenn sie nie ein Kirchenbild malen sollten. Denn wo immer ein Mensch dem gehorcht, was aus Seelentiefen zu ihm redet, bewußt das tut, wozu ihn, um mit Goethe zu reden, sein „guter Dämon" treibt, da steht er im Dienste seines Schöpfers. Die modernen Künstler sind in ihren größten Führern wieder auf dem Wege zu Gott, weil sie aus der Knechtschaft

des Dinglichen und Sachlichen, der Mittel und Methoden sich zu Herren der Mittel, zur schöpferischen Selbstdarstellung und Auswirkung ihres persönlichen Seelengehalts hindurchgerungen haben. Sie folgen dem inneren Rufe, erfüllen ihren Beruf. Und die treue Berufserfüllung ist der rechte Gottesdienst. Einfach deshalb, weil sie das einzige Mittel ist, Gottes Schöpfung an der uns vertrauten Stelle weiterzuführen.

Nicht minder aber als in den bildenden Künsten tritt im literarischen Schaffen und ihm gegenüber der religiöse Zug der Zeit zu Tage. Durch das Wort enthüllt sich ja der Mensch dem Menschen viel müheloser als durch Farbe und Stein. Und dem Worte, der Literatur gegenüber gewinnt auch die Laienwelt viel schneller feste Stellung. Nun meine ich, sie habe diese ihre Stellungnahme nie deutlicher als durch den Erfolg gekennzeichnet, den sie Frenssens prächtigem „Jörn Uhl" bereitet hat. Daß dieses durch und durch religiöse Werk innerhalb eines Jahres in über 100000 Exemplaren verlangt worden ist, ist ein gar nicht zu übersehender Beweis dafür, daß gerade unsere gebildetste deutsche Leserwelt denn doch noch nach etwas anderem Sehnsucht hat, als sich fortwährend mit allerhand Nervositäten, Perversitäten, Sinnlichkeiten und all den kleinsten Kleinigkeiten unterhalten zu lassen, an denen ein dekadentes Geschlecht sich selbst verzehrt. All diese Dinge mag sich ein gesundes und aufwärts wollendes Geistesleben in Ermanglung von etwas Besserem wohl zeitweise zum Nachtisch dienen lassen, zum täglichen Brote kann es sie gar nicht brauchen, weil es für seinen Lebenskampf ganz anderer Kräftemittel bedarf und auch von seinen Dichtern und Literaten zu fordern berechtigt ist. Zuletzt ist jede Zeit zwar nicht die Literatur wert, die sie hat, aber ganz gewiß die, die sie hegt und pflegt. Und eben weil dies so ist, bedeutet „Jörn Uhls" Erfolg ein frohes Zeichen dafür, daß die deutsche Leserwelt wieder gesunde und kräftige Kost verlangt und auch vertragen kann.

Nicht minder froh aber stimmt es, daß dieses ihr Verlangen auch mehr und mehr Stillung zu finden gute Hoffnung hat. Denn die literarische Bewegung der sogenannten „Heimatkunst", in die auch Frenssens Schaffen gehört, scheint durchaus Gesundes zu versprechen. Und findet sich auch nicht überall in ihr ein so bewußter religiöser Pulsschlag wie bei Lienhard, Frenssen, Rosegger, Sohnrey, Philippi, so doch zum mindesten eine hohe Achtung vor der menschen- und charakterschaffenden Macht des Glaubens, der wirklich einer und kein Geschwätz ist.

Indessen geht ein Ruf nach „einheitlicher Weltanschauung" durch noch viel weitere literarische Kreise, auch durch den der Mitwirkenden an dieser Zeitschrift. Und auch darin regt sich zumeist etwas wie religiöse Sehnsucht. Nur möge man in der hier und da recht absonderlichen Götterdämmerung nicht vergessen, daß der Untergrund der großen Dichtung für heute und immer der große Mensch bleibt, und daß zuletzt auch die Weltanschauungen nicht den Menschen, sondern der Mensch die Weltanschauungen macht. Und vollends den Dichter macht niemals das Mittelbare, Abgezogene, mehr oder minder Kopfmäßige, sondern

das Unmittelbare, Quellende, Schöpferische, das in ihm Glühende zu dem, was er ist und wirkt. Wo Feuer ist, da kommt man hin, um sich die Seele zu stählen.

Und Seelenstählung, das ists, was wir brauchen. Denn mitten durch die ernstesten Wirklichkeiten und die härtesten Notwendigkeiten muß unser heutiges Geschlecht seinen Weg wieder zu Gott nehmen, oder es findet ihn — nie! Wir kommen damit zum täglichen Leben und seinen Kämpfen, wie wir sie ein jeder durchzukämpfen haben.

IV.

Als das Charakteristische unserer Zeit erscheint mir auch hier die Wendung zur persönlich-seelischen Kultur. Nur vollzieht sie sich hier weniger theoretisch-bewußt, als vielmehr praktisch-unbewußt. Denn was sich in Wissenschaft und Kunst zu begrifflicher Erfassung und bewußter Anschauung erhebt, das vollzieht unbewußt der Mensch im täglichen Leben aus den tiefen Instinkten und Forderungen seiner Natur in praktischen Lebensleistungen. Zumeist allerdings in hellem Widerspruche mit den seinen Kopf noch lange beherrschenden Modetheorien und -philosophien. Und so stehen die Dinge auch heute. Es spielt ein ganz seltsamer Kampf unter der Decke des Lebens. Die freien, persönlichen Seelenmächte setzen sich auseinander mit den erkannten Notwendigkeiten; sie ringen mit ihnen, wie nach der Sage Jakob mit dem Engel Gottes rang: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Gewiß, wohin man heute hört, klingen einem zunächst noch die Worte ans Ohr: Macht der Verhältnisse, Produkt der Verhältnisse, Kampf ums Dasein, Kausalitätsgesetz, wirtschaftliches Gesetz, Naturgesetz, Gesetz der Vererbung, Gesetz der Entwicklung, Gesetz, Gesetz, Gesetz — — und wenn man allein danach die modernen Menschen beurteilen wollte, müßte man meinen, sie säßen alle im Kerker der Gesetze, die Fesseln der Notwendigkeiten an Händen und Füßen, und starrten nur, halb Sehnsucht, halb Verzweiflung, auf die Eisengitter an den Fenstern. Es fällt dem modernen Menschen, in Deutschland wenigstens, gar nicht ein, so dazusitzen. Er ist viel lebenskräftiger als seine schlechte Theorie. So würde es unter diesen Zwangstheorien vielleicht der Hindu machen, der Deutsche macht es ganz anders. „Macht der Verhältnisse“ sagt er — „jawohl,“ sagt er, „da wollen wir sie so machen, daß sie für uns Macht bedeuten, Stärke, Kraft!“ Und er nimmt den Kampf mit den Verhältnissen auf der ganzen Linie auf, wirtschaftlich, technisch, sozial, politisch, ethisch, religiös. Im Querschnitt angesehen ist unser ganzer moderner Lebenskampf ja nichts als der Kampf um eine solche Verteilung der Machtverhältnisse, daß möglichst alle dabei lebensmächtig werden können. Wir wollen Gott danken, daß wir diese prachtvolle Reaktion des Ichs auf die Erkenntnis von der „Macht der Verhältnisse“ haben. Die Kraftprobe der Streiks z. B. ist uns lieber als Resignation und schleichender Hungertyphus. Das Ich resigniert nicht, sondern es postuliert. Es fühlt sich trotz aller zwangsweisen Milieu- und Wirtschaftstheorien als der freie und oberste aller Machtfaktoren.

Ich sage nicht, daß der schlaue moderne Mensch nicht oft und ge „Macht der Verhältnisse" im Munde führte, vor allem in zwei Fällen, n zu seinen eigenen Gunsten, wenn er sich vor sich selbst aus irgend etwas er schlecht oder töricht gehandelt, herausreden möchte; und zu Ungunst anderen, wenn er die Verpflichtung, ihnen zu helfen, von sich abwälzen r Das machen so die einzelnen und die Parteien. Aber wem es gelang technisch, politisch, sozial die Verhältnisse besiegte und sie so anordnete, d Macht für ihn, Treppe für ihn, Aufgang für ihn wurden, der sagt noch „Ja — ich!" Man nennt sich „wissenschaftlich" ein „Produkt der Verhäl praktisch aber spannt man alle Sehnen und Muskeln an, um der „Prod der Verhältnisse zu werden. Man redet viel und gewissenhaft von der „Un des Individuums"; kaum aber ist man mit besagter Rede fertig, ruft ma schon die Individuen auf zum geschlossenen Kampfe gegen alle die Dinge, die machen, als da sind: Hungerlöhne, Bodenwucher, Alkohol, Unsittlichkeit, zwang, Vererbung. Man ist sich also im festgefügten Reiche der Kausalitä dessen wohl bewußt, daß wir selber in der Lage sind, die causa causaru Ursache der Ursachen, die Verursacher, die Schöpfer neuer Kausalitäts- und neuer und besserer Entwicklungsreihen kraft unseres freien Willens zu wer

Ich muß sagen, daß mich nichts so zukunftsfroh macht wie dieser in u Tagen so frisch und ernst und tapfer immer wieder aufgenommene Kam Selbstbefreiung der Persönlichkeit von den Ketten, in die wirtschaftliche Leidenschaft, Schwäche und Unkenntnis den Menschen schlagen, mögen auch all Auswüchse damit verbunden sein. Es beginnt sich ein Gefühl der Volksverantwo keit für die ungeborenen Kinder und Enkel in uns zu regen, wie wir es eheb dieser Weise nicht gekannt haben, auch unter der ehemaligen Kleinstaaterei uni tischen Ohnmacht als „Untertanen" kaum kennen konnten. Wir haben das D Reich und den Wahlzettel und damit die persönliche Verantwortung. Wir n uns klar und klarer, daß nicht die besten Gesetze und trefflichsten Ka sondern das willens- und lebenstüchtigste Menschengeschlecht die Zukunft u Volkes auf dem Erdballe garantiert. Dieses zu schaffen und zu erhalten, unsere große Aufgabe. Dazu ist ganz gewiß von außen her unendlich viel soziale, technische, intellektuelle, politische, militärische Arbeitsleistung. Abe alles macht es nicht allein. Es kommt nicht von außen her. Es läßt sich nur von innen her wecken. Die Verhältnisse machen nicht den Menschen. gibt eine Dekadence des Reichtums wie der Armut wie des Philiste der Mitte. Die größten Feinde der Volksgesundheit holen ihre Opfer in Ständen und Klassen. Aber sie sind nur solange furchtbar, als sie ein wille Geschlecht sich gegenüber haben. Den Willensstarken, sich selbst zum Herr wordenen fechten sie wenig an. Er ist ein Herr des Alkohols und der (zur Lebensschöpfung, nicht ihr Sklave zur Selbstzerstörung.

Diese Erkenntnis ringt sich mit Macht durch. Und sie bedeutet e daß wir den Respekt vor den tiefen, inneren, menschenschaffenden Mächte

Seele wiederfinden. Sie bedeutet zweitens, daß wir alle die großen Notwendigkeiten der Entwicklung, Vererbung und wie sie heißen, nicht erkannt haben, um ihnen gegenüber zu resignieren, sondern um aus dieser Erkenntnis kraft freien Willens die bessere Zukunft unseres Volkes zu entwickeln. Es tritt also zur Erkenntnis der gewaltigen, alles Leben beherrschenden Notwendigkeiten nunmehr die ergänzende Erkenntnis der freien, schöpferischen Seelenkräfte, die dieses gewaltige Reich in ihrer Art zu regieren, zu nutzen, zur Neuschöpfung zu führen bestimmt sind. Gegenüber den großen, festen Ordnungen erkennt sich der Mensch als ordnende Kraft, gegenüber den Naturgesetzen als Gesetzevollstrecker, gegenüber der Entwicklungskette als den, der selber, so oder so, ein Glied mit an das andere schmiedet. Die christliche Erkenntnis, daß der Mensch zum „Mitarbeiter Gottes" berufen sei, wird somit wieder rege. Das Wissen, das bei siechem Willen zu Resignation und Ohnmacht führen würde, wird bei gesundem Willen kraft freier Tat zur Macht. Die Erkenntnis der Unfreiheit wandelt sich in Erlösungswillen durch Arbeit und Selbstzucht. Und unsere wunderbare deutsche Sprache erlebt es, daß sie Recht hatte, als sie die Dinge, die sein müssen, die Notwendigkeiten nannte. Dies Wort, das uns den Glauben an Gott und Freiheit und uns selbst erschlagen und einkerkern wollte, weil es uns wie Felsenlast und Eisengitter war, begreifen wir nunmehr als ein Wort des tiefsten deutschen Glaubens selbst. „Notwendigkeiten" seid ihr Gesetze des Lebens und des Alls, weil ihr es seid, die, kraftvoll in den Willen aufgenommen, die Not des Lebens von uns wenden! Heilig seid ihr Notwenderinnen, göttliche Hände, die uns zum Leben leiten, wenn wir sie nur fest und zuversichtlich fassen!

Die alte Sage Israels datiert die Neuschöpfung des Lebens nach der Sintflut von dem Tage, da Gott mit Noah seinen Bund schloß, dessen Zeichen der Bogen in den Wolken, und dessen Inhalt dieser war: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Um die Not von den Menschensöhnen zu wenden, ihnen Zuversicht und Lebenswillen einzupflanzen, schuf Gott die festen Ordnungen, die Notwendigkeiten! Nun konnten die Menschensöhne säen und ernten und das Land bevölkern. Da dankten sie ihrem Gotte.

Uns führte derselbe Gott zu ungeahnter Erkenntnis der alles umfassenden Ordnungen, an die er das Leben und das All gebunden hat. Da wurde uns angst und bange in dieser festgefügten Welt, als könnte sie kein Haus des Freien und der Freien, Gottes und seiner Kinder, sein. Aber weil wir Hunger hatten und leben wollten und leben mußten, wurden wir nicht zur Salzsäule, sondern begannen die Hände zu regen und eben diese festgefügte Welt zu bearbeiten, nun freilich nicht mehr mit dem Kautschukhammer des Zufalls und Wunders, sondern mit dem Stahlhammer des Gesetzes. Und siehe da, es ließ sich diese festgefügte Welt viel besser, sicherer und vertrauensvoller bearbeiten als jene, auf der das meiste noch so flüssig und so schwankend war. Die Hand freilich, die den Hammergriff umspannte, heißt heute, wie sie schon geheißen, als Noah aus dem Kasten stieg: Wille, Freiheit, Glaube!

Da dämmerte es uns auf, daß Ordnung wirklich das halbe Leben sei, daß die andere Hälfte aber heiße: Freiheit und Persönlichkeit. Und zu demselben Tor, durch das sie von uns ausgezogen, zogen Gott, Freiheit, Glaube wieder bei uns ein, durchs Tor der Notwendigkeiten. Und wir faßten ihre Hände voll Dankbarkeit und Freude und schlossen von neuem mit ihnen einen Bund, unendlich reicher und tiefer als einst nach den Tagen der großen Flut. Und als wir den Bund uns recht betrachteten, da sahen wir, daß er in seinem tiefsten Wesen nichts anderes als der Bund des neuen Testamentes sei, des Bundes nämlich, den bereits der Größte der Menschensöhne, zwar nicht intellektuell, aber religiös, im Seelenkampfe der Versuchung und im Gotteskampfe zu Gethsemane mit seinem Gotte geschlossen, den Bund der inneren Freiheit mit der göttlich verhängten Notwendigkeit: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Dann aber, als er so gesprochen, stand er auf und fügte zur Demut den Mut, zur göttlichen Notwendigkeit die freie Tat des Gotteskindes, da wurde die Notwendigkeit zur Notwenderin, es wandelte sich das Kreuz zum Siegeszeichen.

Das und nichts anderes ist der Weg zu Gott auch für unser Geschlecht. Er heißt: Demut und Mut, Notwendigkeit und Freiheit.

„Wenn die Welt des Göttlichen voll ist, so ist uns die Ehrfurcht Tugend und Pflicht, Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist." (Wilhelm Meisters Wanderjahre, II. 1.)

* * *

„Aber wie wunderlich man den Mitmenschen erscheine, wenn man sein Schicksal und den Verlauf der Dinge ganz der Gottheit anheimstellt, so habe ich doch Ratsameres nirgends entdeckt." (Aus meinem Leben.)

* * *

„Aber" nur wenige Menschen gibt es, die, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein- für allemal im ganzen resignieren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. (Aus meinem Leben.)

Aus: Meine Religion. Mein politischer Glaube. Vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt von Dr. Wilhelm Bode. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin 1902. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Südwestafrika, eine deutsche Heilstätte der Zukunft.

Von

Professor Dr. K. Dove.

Dr. A. Schreiber, Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft, erzählt in einer Schilderung seiner Reise durch das britische und deutsche Südafrika, wie ihm, als er im Begriff stand, seine anstrengende Fahrt anzutreten, ein holländischer Professor in Stellenbosch gesagt habe: „Wenn Sie sich nur nicht von den lieben Missionaren zu Tode hetzen lassen, so sollen Sie einmal sehen, Sie werden durch die ganze Reise um zehn Jahre jünger werden.“ Und er fügt hinzu, daß er hernach noch oft an diesen seinen Freund gedacht habe und daß er in der Tat glaube, jener habe nicht so ganz unrecht gehabt. Ganz ähnlich äußerte sich mir selbst gegenüber ein persönlicher Bekannter, den seine Stellung im Dienste der Kolonialverwaltung bereits mehrfach nach jenem Südgebiet der alten Welt geführt hatte. „Ich betrachte den Aufenthalt in diesen Ländern als die beste Kur, nützlicher als ein monatelanger Aufenthalt in den ersten europäischen Sommerfrischen.“ Diese seine Worte vermag ich aus eigener Erfahrung vollkommen zu unterschreiben. Selbstverständlich kann ich nicht vom ärztlichen, sondern nur vom klimatologischen Standpunkte aus sprechen. Wer aber die ungewöhnlich geringe Kenntnis vieler Ärzte von der klimatischen Beschaffenheit derjenigen Heilstätten und Erholungsorte zu beobachten Gelegenheit hatte, in welche sie rein gewohnheitsmäßig*) ihre Kranken und ihre Bekannten zu verschicken pflegen, der ist wohl berechtigt, von seinem Fache aus ihnen diejenigen Beobachtungsergebnisse zu vermitteln, auf Grund deren sie ihre Ansicht von den hygienischen Zuständen eines Gebietes zu vertiefen oder auch zu verbessern im Stande sind. Unter diesem und keinem anderen Gesichtspunkte wollen die nachfolgenden Ausführungen aufgefaßt werden.

Gewisse Lebensbedingungen, die ein Land bietet, vermag der Mensch wesentlich zu beeinflussen, ja von Grund aus zu seinem Vorteil zu ändern. Je höher die Gesittung eines Volkes steht, um so größer werden die Veränderungen sein, welche die urwüchsige Natur durchmachen muß, ehe das Bild einer Kultur-

*) Von den im Besitz wirksamer Heilquellen befindlichen Heilstätten gilt die Bemerkung natürlich nicht, wohl aber im vollsten Maße von den eigentlich klimatischen Kurorten.

landschaft entsteht. Dabei kann solche ihrer Ziele bewußte Tätigkeit auch Gesundheit der Bewohner dienen und ausgetrocknete Sümpfe, Leitungen g Wassers, Anlage von Pflanzungen im Ödland sind nur einige der Maßnah durch welche die Regierung großer Gemeinwesen Sicherheit und Behaglichkeit Lebens ihren Angehörigen zu erhöhen vermag. Immer aber werden die Fo dieser Eingriffe in das ursprüngliche Sein einer Landschaft, wie sie der Hygie etwa unter Zuziehung des Geologen und des Technikers gutheißen oder urteilen wird, verschwindend geringfügig gegen die Gunst oder Ungunst Verhältnisse erscheinen, wie sie in der größten und wichtigsten von allen Urs der Verschiedenheit des organischen Lebens begründet ist, in dem Wechsel Klimate in den Zonen und Ländern unseres Planeten. Obwohl die le Gründe der auf diesem Gebiete uns auffallenden Gegensätze wie alles Erd der Veränderung unterworfen sind, vollzieht sich diese doch so unmerklich un so langen Zeiträumen, daß wir als vergängliche Erdenbewohner berechtigt das Klima eines Landes als etwas Festes und Dauerndes anzusehen. Und es in seiner Besonderheit von den großen, vom Menschen nicht mehr zu einflussenden Grundlinien der Landschaft — das Wort im weitesten S gefaßt — abhängt, so sind hier gewisse Lebensbedingungen gegeben, die, wich als die vorigen, vom Hygieniker wie vom Geographen als unveränderliche zeichnet werden können.

Während in den mittleren Breiten der Nordhalbkugel eine ungeheure L anhäufung scharfe Gegensätze zwischen den einzelnen Jahreszeiten schafft, ü wiegt die Wassermasse in den entsprechenden Zonen der Südhälfte unserer G so sehr die Fläche des Festen, daß die über dieser ruhende Luft nirgends n jene Verschiedenheit zwischen der Temperatur der heißen und derjenigen kühlen Zeit zu entwickeln vermag wie unter dem entsprechenden Grade Nordländer. Einem verhältnismäßig kühlen Sommer steht ein sehr war Winter gegenüber. Unter dem fünfunddreißigsten Parallel beträgt das Wär mittel des heißesten Monats auf der nördlichen Halbkugel 25,8 Grad Cels auf der südlichen nur 19,3 Grad, ist also hier nicht höher als etwa dasje des Juli in Berlin. Während nun aber der Januar auf der von uns bewohn Seite des Aquators unter der erwähnten Breite eine mittlere Temperatur von 8,8 Grad besitzt, entspricht diejenige des kühlsten Monats unter der Südbr mit 12,4 Grad immer noch derjenigen des Mai in Mitteldeutschland. So verdient die Südhalbkugel in dieser Beziehung vor vielen Gebieten der No halbkugel entschieden den Vorzug, denn mit der ozeanischen Beeinflussung ih Klimas ist auch das Fehlen der häufigen und starken Abweichungen verbund die im Norden Amerikas, Europas und selbst noch in Südeuropa nament im Winterhalbjahr sehr unangenehme Überraschungen zu Wege bringen könn

Gilt das eben Angeführte von ziemlich allen Ländern unserer Geg halbkugel, so besteht doch wieder eine sehr erhebliche Verschiedenheit im Aufl der Einzelgebiete. Im Gegensatz zum südlichen Amerika und zu Australien

ganz Südafrika von ungeheuren Hochländern erfüllt, die, ohne einem eigentlichen Tieflande Raum zur Entwicklung übrig zu lassen, nach dem Innern zu in mehreren aufeinanderfolgenden Stufen ansteigen. Wie groß die Bedeutung ihrer Meereshöhe für das Klima dieser Gegenden ist, begreift man, wenn man berücksichtigt, daß die mittlere Erhebung des gesamten Innern von Südafrika etwa derjenigen unserer höchsten Schwarzwaldgipfel gleichkommt, während einzelne Landschaften noch um ein beträchtliches darüber emporragen. Auch diese Eigentümlichkeit des Landes hat gewisse Erscheinungen zur Folge, welche zu den erwähnten unveränderlichen Einflüssen zu rechnen sind. An erster Stelle sind die großen Schwankungen zu erwähnen, denen die Wärme in ihrem täglichen Gange, im Sommer ebenso wie im Winter, unterworfen ist. Da dieser äußerst wirksame Unterschied zwischen den höchsten und den niedrigsten Tagestemperaturen indessen durch einen andern Umstand, nämlich durch die Dampfarmut der Luft wesentlich verstärkt und auch in den niedrigeren Übergangslandschaften heimisch gemacht wird, so mag er einstweilen unberücksichtigt bleiben. Eine andere Eigenschaft der dünnen und reinen Hochlandatmosphäre dagegen muß als die unmittelbare Folge der Meereshöhe gelten. Gemeint ist der Zwang, den sie auf den sich in ihr bewegenden Menschen ausübt, tiefer und voller zu atmen als in der Niederung. Eine Erweiterung des Brustumfanges, die selbst bei völlig erwachsenen und gesunden Europäern nach mehrjährigem Aufenthalt in südafrikanischem Hochlande beobachtet werden kann, ist wohl wesentlich als die Folge dieser ständigen Tiefatmung anzusehen.*) Ich wüßte nur die Luft in hochgelegenen Alpenorten an leichter Atembarkeit mit der über dem inneren Südafrika lagernden zu vergleichen, obwohl diese selbst von derjenigen unserer Hochgebirge um einiger wesentlicher, gleich näher zu erörternder Eigenschaften willen den Vorzug verdient.

Neben der ozeanischen Lage und der Meereshöhe läßt aber noch ein dritter Charakterzug die Eigenart des südafrikanischen Binnenklimas deutlich hervortreten. Die über dem Hochlande des Innern ruhende Atmosphäre ist infolge der Gebirgsumwallung dieser Gebiete und zugleich infolge ihrer Lage innerhalb der Windzonen unserer Erde durch große Dampfarmut ausgezeichnet, der relative Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist ein außerordentlich geringer. Die Folgen dieser Eigenschaft des Steppenklimas von Südafrika, die wir ebenfalls zu den im ganzen unveränderlichen Einflüssen rechnen müssen, sind nun, verstärkt durch die Wirkung der Meereshöhe, mannigfache und tief in das tägliche Leben der Bewohner eingreifende. Schon dem von Europa kommenden, der diese Erdgegend zum erstenmale betritt, fällt auf, daß er die zeitweilig recht hohen Hitzegrade des Sommers bei weitem nicht so unangenehm und so lästig findet, wie beispielsweise die drückende Temperatur eines Sommernachmittages in Mitteleuropa. Die starke und un-

*) Sie wurde u. a. selbst von Offizieren der Truppe in Südwestafrika an sich beobachtet, denen es doch in Europa nicht an Gelegenheit zur möglichst starken Ausarbeitung ihres Brustkastens gefehlt hatte.

unterbrochene Verdunstung, die von der bewegten Luft des Hochlandes ständig unterhalten wird, ist bei der ausgesprochenen Trockenheit so wirksam, daß man in den meisten Fällen geneigt ist, die gerade herrschende Temperatur um eine ganze Anzahl von Graden zu unterschätzen. Auf der anderen Seite nimmt auch im Hochsommer und selbst während der eigentlichen Regenmonate diese so schnell ab, daß auch dem wärmsten Tage fast immer eine verhältnismäßig kühle Nacht folgt. Ein Gefühl der Erfrischung, ein erquickender Schlaf, wie man ihn bei uns in manchen schwülen Sommern Wochen hindurch vergebens herbeiwünscht, das Fehlen der in unserer warmen Zeit auch während der Ruhe so häufigen andauernden Schweißabsonderung und des damit zusammenhängenden unangenehmen Eindrucks einer ständig feuchten Haut, das alles sind Vorteile, die auch der einfache Mann sofort schätzen lernt, wenn ihn sein Schicksal nach Südafrika führt. Ein Kaffernhäuptling, den man nach London gebracht hatte, beklagte sich bitter über die daselbst herrschende Hitze, und mir selbst gegenüber beschwerten sich die zur Berliner Kolonialausstellung nach Europa gebrachten Ovaherero und Witboois ebenfalls über die drückende Luft. Dabei war die Temperatur in beiden Fällen um vieles niedriger als in der Heimat dieser Leute, aber sie hatten bei dem hohen und ihnen gänzlich ungewohnten Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre das Gefühl einer sehr viel größeren Wärme.

Wirken die Dampfarmut und die hohe Lage des Landes so während des Sommerhalbjahres bei Tage wenigstens im Gefühlssinne, bei Nacht tatsächlich temperaturvermindernd, so ist im Winterhalbjahre genau das Gegenteil der Fall. Dann sind zwar die Nächte bitterkalt, aber in den meisten Gegenden ist es eine reine, trockene Kälte, die sich besonders beim Einatmen bei weitem nicht so unangenehm „auf die Brust legt", wie die naßkalte Luft, die uns in Mittel- und Westeuropa fast sechs Monate hindurch jederzeit die Freude an einem richtigen, gesunden Winter zu verderben pflegt. Zudem genügen ein paar gute Wolldecken, um selbst im Biwak jede Erkältungsgefahr auszuschließen, und ich habe mich nie im Leben so erfrischt gefühlt wie am Morgen nach einer jener im Freien zugebrachten eisigen und doch so schönen Nächte. Und nicht etwa nur uns Männern, nein auch den Frauen und Kindern unserer Ansiedler, ja selbst kränklichen und älteren Leuten ging es genau ebenso. Ist aber dann die Dunkelheit vorüber und beginnt die Sonne ihre Wanderung am östlichen Himmel, was, anders als an unseren kurzen Wintertagen, selbst zur Zeit ihres niedrigsten Jahresstandes gegen 7 Uhr morgens der Fall ist, so durchwärmen ihre Strahlen binnen kurzer Zeit den Boden und die ihm benachbarten Luftschichten so sehr, daß man diese winterlichen Zeiten am besten mit einem schönen, sonnigen Tage gegen Ende September in Deutschland vergleichen kann. Ich habe während eines ganzen Winterhalbjahres im südlichen Hererolande, im mittleren Teil unseres deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes, nur drei Tage verzeichnet, an denen es uns wegen allzu niedriger Temperatur nicht möglich war, im Freien zu sitzen. Selbst für jemanden, der sich nur wenig Bewegung machen will oder kann, ist es an diesen Winter-

tagen möglich, wenigstens acht bis zehn Stunden in frischer Luft ruhend zuzubringen. Eigentlich rauhe Witterung, d. h. in erster Linie eine solche, die sich durch feuchte Kälte auszeichnet, ist in dem größten Teile von Südafrika sehr selten, während sie in Italien und überhaupt in Südeuropa keineswegs zu den Ausnahmeerscheinungen gehören.

Eine erwähnenswerte Folge der angeführten Eigenschaften des südafrikanischen Binnenklimas ist ferner die lebhafte Durchsonnung der ganzen Atmosphäre und der Bodenoberfläche. Ich muß es dem medizinischen Fachmanne überlassen, daraus die Schlüsse auf gewisse Wirkungen zu ziehen. Tatsache ist jedenfalls, daß, wenn die Sonnenscheindauer überhaupt von Einfluß auf bestimmte Lebenserscheinungen ist, dieser in Südafrika ein sehr weitgehender sein muß. Denn, abgesehen vielleicht von einzelnen Teilen der großen Wüstengebiete, gibt es wohl kaum ein Land, in dem die Sonne länger und ununterbrochener scheinen mag als im Innern von Südafrika.

Anschließend an die bisherigen Ausführungen muß ich noch eines weitern Umstandes Erwähnung tun, der die Annehmlichkeit eines Aufenthalts in diesen Ländern erhöht. Wesentlich infolge der ozeanischen Lage, aber auch durch das Zusammenwirken der bisher angeführten Eigentümlichkeiten der Landesnatur zu erklären, ist die Veränderlichkeit der Temperatur von Tag zu Tag eine sehr geringe. Mit anderen Worten, der Unterschied zwischen den Mitteltemperaturen zweier aufeinanderfolgenden Tage hält sich innerhalb so enger Grenzen, daß höchst selten in diesem Hochlande der Eindruck eines schärferen Witterungswechsels hervorgerufen wird, und wenn dies wirklich einmal der Fall ist, so tritt ein solcher fast immer nur im Sommer, und zwar in der Regel als die Folge stärkerer Niederschläge ein, die ja während des Winters in den meisten Landschaften des Innern und namentlich in dem deutschen Teile von Südafrika eine sehr seltene Erscheinung sind. Vollends jene starken und die Gesundheit bisweilen plötzlich schädigenden Witterungswechsel, durch die sich gerade die kühlere Jahreshälfte in Mitteleuropa auszeichnet, und die in einzelnen Gegenden Deutschlands, wie z. B. auf dem oberdeutschen Hochlande sehr hohe Grade erreichen können, fehlen hier ganz.

Diesen großen Vorzügen des südafrikanischen Klimas stehen selbstverständlich auch Nachteile gegenüber, die denselben Eigentümlichkeiten der Natur entspringen, welche wir soeben von ihrer günstigen Seite kennen lernten. Wie in den meisten trockenen Steppenländern ist es auch hier die Trinkwasserfrage, die bei der Ursprünglichkeit aller Kultur in diesen Gebieten dem Arzt eine sorgfältige Prüfung der Übersiedlungsfrage für seine Kranken nahelegt. So trostlos indessen, wie man sich in Europa gerade diese Sache vorzustellen pflegt, liegt sie keineswegs. An sehr vielen Plätzen, zumal in der Nähe größerer Wasserläufe, ist die Beschaffung eines gesunden Trinkwassers keineswegs schwierig; an vielen andern Punkten sind wieder Quellen oder natürliche Wasserbecken vorhanden, die das belebende Naß in hinreichender Menge selbst für größere Menschenansammlungen spenden. Es bedarf in den meisten Landschaften Südafrikas

nur energischer Maßnahmen der Behörden, um diesen Wasservorrät
wichtigste Eigenschaft, eine möglichst gute Beschaffenheit in gesundheitlich
ziehung, zu bewahren. Diese Frage scheidet somit für die Zukunft, u
dieser allein beschäftigen sich meine Ausführungen, aus der Erörterun
wenngleich sie bei der etwa bald einmal vorzunehmenden Errichtung von L
heilstätten selbstverständlich zunächst eingehend zu berücksichtigen ist.

Einen zweiten Nachteil freilich werden wir mit allen Hülfsmitteln,
uns das „naturwissenschaftliche Zeitalter" an die Hand gibt, nicht auszus
vermögen, aber er ist verhältnismäßig gering zu achten, vergleicht man n
die Vorzüge eines langdauernden Aufenthaltes in diesen Gegenden für d
zelnen Kranken. Schon der Berliner Anatom G. Fritsch, der in den s
Jahren längere Zeit in Südafrika weilte und dem wir ein ausgezeichnete
über die Eingeborenen dieses Gebiets verdanken, machte darauf aufmerksa
man an den Menschen wie an den Tieren ein gewisses Nachlassen der
beobachten könne, das er wohl mit Recht dem Einflusse des gleichmäßigen
und namentlich der geringen Jahresschwankung der Temperatur zuschrieb.
fällt der tonisierende Einfluß fort, welchen die kalte Jahreszeit der orga
Faser mitteilt, und so tritt allmählich ein Sinken der vitalen Funktione
welches sich besonders durch den Verlust der Tatkraft und die eintretende
heit in der Bewegung dokumentiert. Mit wenigen Ausnahmen fühlen alle
päer diesen entnervenden Einfluß des afrikanischen Klimas, wenn sie sich
lang daselbst aufhalten, und auch die im Lande geborenen Abkömmlinge de
sowie die farbigen Eingeborenen lassen ihn erkennen."

Soweit Fritsch. Was er hier kurz andeutet, könnte ich durch zah
Beispiele bestätigen, die zu beobachten ich selbst während eines fast zweijä
Aufenthalts in jenen Ländern Gelegenheit hatte. Aber, so frage ich weit
dieser Nachteil in unserm Falle in der Tat so groß, daß er unsere Ärzte j
wird veranlassen dürfen, den Heilung suchenden Lungenkranken von einem lä
Aufenthalt in jenem Lande abzuraten? Ich glaube, man wird in diesem
sich fragen müssen, ob nicht die Vorzüge eines solchen so große sind, d
ohne Bedenken mit einem kleinen Nachteil der erwähnten Art erkauft n
dürfen. Selbst der ewig blaue Himmel wirkt, wie ich ebenfalls an verschie
Beispielen nachweisen kann, auf manche Bewohner mitteleuropäischer Geg
verstimmend. Aber ist nicht dasselbe in Egypten der Fall, und dennoch h
noch kein Arzt dadurch abhalten lassen, seine wohlhabenden Kranken auf lä
Zeit in das alte Pharaonenland zu schicken? Es kommt hinzu, daß die
Wirkung des erwähnten Temperaturganges ja erst in langen Zeiträumen,
erst nach einer Reihe von Jahren, sich zu äußern pflegt und daß ihre schädig
Folgen für diejenigen Kranken, denen ihre Mittel gestatten, sich wieder nach E
zurückzubegeben, nur in geringem Maße in Frage kommen würden.

Es sei mir nunmehr gestattet, einigen besondern Erfahrungen Rau
geben, die ich und andre drüben gesammelt haben, und die vielleicht auch fü

Arzt einiges Brauchbare enthalten. Was ich oben von der Möglichkeit eines das ganze Jahr hindurch möglichen Aufenthalts in freier Luft sagte, das gilt keineswegs nur von den Tagesstunden. Im Gegenteil beweist die von zahlreichen Europäern gemachte Erfahrung, daß man bei ständigem, freiesten Luftzutritt, und dieser findet in vielen mehr als luftig gebauten, etwas ursprünglichen Wohnstätten in reichstem Maße statt, gewissermaßen Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch in freier Luft bestehen kann, ohne sich dadurch irgendwie besondern Erkältungen auszusetzen. In für Kranke einzurichtenden Wohnstätten könnte man daher diese ununterbrochen im Freien lagern lassen. Ich selbst habe einen ganzen Winter hindurch in einem ungeheizten Raume zugebracht, dessen Wellblechdecke so hoch über dem obern Rande der Mauer lag, daß der Wind die Äste der neben dem Hause stehenden Akazien ständig unter der Decke in das Zimmer hineintrieb, und ich habe mich in diesem offenen Kasten ebenso wohl gefühlt, wie die in Zelten und halboffenen Bauwerken (Reisighütten und dergleichen) lebenden Ansiedler mit ihren Familien. Was die Wirkung des Aufenthaltes in diesem Lande auf Lungenkranke anlangt, so habe ich auch da recht interessante Fälle erlebt. Mehrere meiner Bekannten, die wegen Lungenschwindsucht sich entschlossen hatten, ganz nach Südafrika zu ziehen, haben, während man sie in Europa in Kurorte gesetzt hatte, häufig genug Ritte von achtstündiger und längerer Dauer ausgeführt, ohne daß ihnen die damit verbundene Anstrengung irgendwie geschadet hätte.

Allerdings gibt es nach der Aussage der in Südafrika tätigen Ärzte auch dort Schwindsüchtige keineswegs so selten, wie man sich dies früher in Europa vorstellte. Aber sie alle leiden viel weniger und alle rühmen die außerordentliche günstige Wirkung des dortigen Höhenklimas. Dr. Bachmann, der selbst mehrere Jahre als Arzt in Südafrika tätig war, bestätigt in einem sehr lesenswerten Buche diese Tatsache. Er sagt über die drüben mit der Krankheit behafteten Europäer: „Doch rufen auch ausgedehnte Zerstörungen der Lunge keine für den Patienten sehr wahrnehmbare Störungen hervor; die Lungenkranken befinden sich in dem Klima meist ziemlich wohl und erreichen auch oft ein höheres Alter."

Man wird mir entgegenhalten, warum denn bei der so sehr gerühmten Gunst der klimatischen Verhältnisse in Südafrika trotzdem so viele der dort Rettung suchenden Europäer mit dem Tode abgehen, ohne die ersehnte Heilung gefunden zu haben. Ich lasse auch darauf die medizinischen Fachleute erwidern. Sie alle, denen ich, als Laie selbst erstaunt über die große Zahl der in den Kurorten der Karru verstorbenen Schwindsüchtigen, diese Frage vorlegte, antworteten mir übereinstimmend: „Ja, das liegt daran, daß die unglücklichen Kranken in der Regel viel zu spät daran denken, unser Hochland aufzusuchen." Und in der Tat, diese Sachverständigen haben Recht. Man überwinde doch bei uns endlich einmal die nachgerade alberne Furcht vor einer Reise nach diesem außertropischen Teile von Afrika und man wird noch viel großartigere Erfolge erzielen, als sie in sehr vielen Fällen heute schon erzielt worden sind. Das Grauen vor dem

„dunkeln Weltteil" hat wohl manchem vermögenden Kranken, dem die k
gar nicht so übermäßig günstigen südeuropäischen Kurgegenden nicht z
vermochten, eine wirkliche und dauernde Heilung seines Leidens u
gemacht.

War bisher von Südafrika im allgemeinen die Rede, so mag n
betont werden, daß auch unser deutsches Schutzgebiet Gegenden besitzt,
entschieden genau derselben Vorzüge des Klimas erfreuen, wie etwa di
Teile der östlichen Karru oder wie das Hochland nördlich vom Ora
Besonders ist es die weitere Umgebung des Sitzes der Regierung, Windh
der wir bereits wissen, daß dort all jene Lebensbedingungen erfüllt sind,
den Aufenthalt in den genannten Gegenden des unter britischer H
stehenden Südafrika zu einer wahren Erquickung für Gesunde und Kranke
lassen. Zur Errichtung wirklicher Sanatorien gehört freilich auch in
Gebiet noch die Festigung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die durch man
Ereignisse, durch Unruhen und durch Viehseuchen, bisher an einer Ent
in einer der Landesnatur entsprechenden Weise verhindert worden sind.
indessen in dieser Hinsicht eine gewisse Ruhe im wirtschaftlichen Leben des
eingetreten sein wird — und dies kann nur eine Frage der nächsten Zeit
werden sicherlich ähnliche Einrichtungen auch dort entstehen, wie sie ber
vielen Jahren in den vorhin erwähnten Gegenden anzutreffen sind, i
einige Städtchen vollen Anspruch auf die Bezeichnung von Kurorten machen
Als ich mich vor nunmehr acht Jahren im Innern der Kapkolonie aufhi
es in diesen Ortschaften nicht allein recht gut ausgestattete Hotels mit vorz
Verpflegung, sondern manche Kurgäste aus Europa hatten sich auch zu
durchaus mäßigen Satz bei einzelnen Farmern in Kost und Logis gegeb
Lebensweise, welche für die meisten Kranken in Ländern wie Ägypten und
ja selbst in Südeuropa so gut wie ganz in Wegfall kommen wird.

Grade die von mir besuchten Kurorte in der Karru haben mir einen G
nahegelegt, dem ich bereits früher, in einem diese Gebiete behandelnden Rei
Ausdruck gegeben habe, und der meines Erachtens auch von den meisten
gebilligt werden wird. Es sei mir gestattet, ihn hier zu wiederholen.
meiner Ansicht wird sich ein lungenkranker Kurgast während des von ihm
vielleicht gefürchteten Aufenthalts im südafrikanischen Hochlande beträchtlich
fühlen, als wenn er nach Ägypten oder Madeira gegangen wäre, ja selbst
als in den meisten italienischen Winterkurorten. Wenn nämlich schon der
bei längerem Aufenthalt in diesen fremdsprachigen Ländern und in einer
unsrigen so gänzlich verschiedenen Umgebung manche gewohnten und ihm
selbstverständlich erscheinenden Dinge vermißt, wird der ohnedies bedrückte
von dem, was ihn in romanischen oder gar in den von einer ganz eigen
Kultur eingenommenen nordafrikanischen Ländern fremdartig und viellei
angenehm berührt, seelisch mitgenommen. Dahingegen findet er in den Ort
im inneren Südafrika eine ihm als Deutschen nahestehende Bevölkerung, i

Mitte er sich sehr viel freier fühlen wird als unter den erregten, lärmenden und uns doch recht fernstehenden Völkern des Mittelmeergebiets. Er findet nicht nur im Hotel, sondern überall dieselben behaglichen Einrichtungen wie daheim und er wird, wenn er kein Sonderling ist, in kürzester Zeit in der erquickenden Ruhe dieser von Germanen bewohnten Landschaften viel frischer aufleben als in dem internationalen Trubel der Riviera oder Nordägyptens. Dazu kommt, daß er im schlimmsten Falle, d. h. wenn ihm die Rücksicht auf seine Gesundheit den dauernden Aufenthalt in einem milden Klima nahelegt, in diesen jungen und emporblühenden Kolonien viel eher sich eine befriedigende Tätigkeit zu suchen vermag als in jenen Ländern, in denen sich der wirkliche Deutsche doch stets nur als Fremder betrachtet.

Noch nach einer andern Richtung dürfte Südwestafrika in nicht allzuferner Zeit eine Erholungsstätte für manchen unserer Landsleute werden. Neben den wirklich Kranken gibt es auch Leute in großer Zahl, denen aus irgend einem Grunde erwünscht ist, dem Winter Mittel- und Nordeuropas zu entgehen. Ich selbst habe derartige Flüchtlinge eine ganze Anzahl in den Hotels des südlichen Afrika kennen gelernt. Hier fanden sie, was ihnen Südeuropa unter keinen Umständen bieten kann, einen wirklichen Sommer zur Zeit des niedrigsten Sonnenstandes in ihrer Heimat. Und wie die Kosten eines solchen Halbjahresaufenthalts damals in der Kapkolonie sich, die Seereise einbegriffen, kaum höher stellten als der Hotelaufenthalt in den von Fremden häufiger besuchten italienischen Städten, so wird sich Ähnliches mit der Zeit auch in unserm deutschen Schutzgebiet erreichen lassen, sehr zu Nutz und Frommen beider Teile. Ich würde es für gar kein Unglück, vielmehr für einen sehr großen Vorteil halten, wenn ein Teil unsrer wohlhabenden Winterreisenden auch einmal etwas andres von der Welt zu sehen bekäme als die ihm längst bekannten Stätten am Mittelländischen Meere, wenn er seine Blicke in der Betrachtung deutscher Arbeit jenseits des Ozeans schulen und seine Gedanken auf etwas richten würde, das mehr wert ist als der bunte Karneval im europäischen Fremdenviertel. Vielleicht, daß ein solcher Aufenthalt in unserm Schutzgebiete bei denen, die ihn lediglich der Abwechslung halber wählen würden, einen Gewinn an nationalem Denken und Fühlen bedeuten könnte, das unser freundwilliger englischer Konkurrent, vielleicht nicht zum wenigsten wegen seines in dieser Hinsicht geschulten Blickes, seit lange sein eigen nennt.

Dieser Aufsatz lag bereits teilweise vollendet vor, als ich zum ersten Mal Kenntnis von einem ganz neuen Gedanken erhielt, der darauf ausging, auch für lungenkranke Arbeiter Heilstätten in Südwestafrika zu schaffen. Ich brauche kaum zu betonen, daß zur Behandlung dieser Frage nicht allein die sorgfältigste Untersuchung der finanziellen Seite der Angelegenheit vonnöten ist, sondern daß noch ein andrer Punkt klargestellt werden muß, ehe man diesen Vorschlag in größerem Umfange in die Tat umsetzen könnte. Bei derartigen Maßnahmen würde es sich um die dauernde Seßhaftmachung der betreffenden Patienten oder doch eines großen Teiles von ihnen handeln. Da nun aber Südwestafrika infolge

seiner Landesnatur nur eine beschränkte Aufnahmefähigkeit für weiße
besitzt, so würde man, um die für die Besiedlung geeigneten Landsch
einem großen Teile des Schutzgebietes, besonders im mittlern und nö
Hereroland, genau kennen zu lernen, wie dies vor der Aufnahme von Ger
unbedingt geschehen muß, endlich einmal an die bisher ganz vernachlässigt
männische Untersuchung der klimatischen Verhältnisse herangehen müsse
der andern Seite aber diesem Gedanken, der meines Wissens zuerst von Dr.
ausgesprochen ist und um dessen Förderung sich Oberstabsarzt Dr. Lübber
der frühere Vertreter der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, Dr. Roh
besonderes Verdienst erworben haben, die Möglichkeit der Ausführung ob
die wissenschaftliche Zulässigkeit absprechen zu wollen, dürfte wohl keinen
einfallen, der sich tatsächlich einmal über den ungeheuren und tiefgreifenden
klar geworden ist, den diejenige Seite der Natur, von der namentlich das
liche Leben in erster Linie abhängt, den das Klima eines Landes auch a
körperliche Leben seiner Bewohner ausüben muß. Vom Standpunkte der
forschung aus betrachtet hat auch dieser Gedanke einen durchaus gesunde
ihm einen solchen abzusprechen, hat nur derjenige ein wissenschaftliches Re
als Arzt den Beweis erbringt, daß die oben erwähnten Vorzüge des südafrika
Klimas ohne Einfluß auf die menschliche Gesundheit seien.

„Der Staat ist keine Akademie der Künste, wenn er seine
vernachlässigt zu Gunsten der idealen Bestrebungen der Menschheit, l
leugnet er sein Wesen und geht zu Grunde."

Heinrich von Treitsch

Aus den „Neuen Gedichten“.

Von

Isolde Kurz.

Der schwarze Reiter.

Nachts ists, in des Schlosses weiten Gängen
Flüstern Diener, summts von Bittgesängen.
Ganz voll dürrer Blätter steht der Wald.

Fieber zehrt wie Wachs der Schloßfrau Leben,
Starr vor Leide steht ihr Herr daneben.

Horch, von Pferdehuf erdröhnt die Halde!
— „S'ist der Wind, der drunten tobt im Walde.“

Still! Ich hör es an die Pforte klopfen!
— „Auf die Rinne fallen Regentropfen.“

Hebt ein Kindlein nicht sein Klaggewimmer?
— „Käuzchen finds, gelockt vom Kerzenschimmer.“

„Nein, kein Käuzchen ists, gelockt vom Scheine,
Ist ein Kindlein, glaubt mir, ist das meine.

Auch den Reiter könnt' ich wohl euch nennen,
Sollt' ich seines Rößleins Gang nicht kennen?

So erscholl mirs, wenn ich seiner harrte,
Eh der Bruder ihn im Wald verscharrte.

Drauf mit schwarzem Trank vom Zauberweibe
Tötet' ich das Kind in meinem Leibe.

Denn mich freite fürstlich der Bojare,
Führt' als Jungfrau mich zum Traualtare,

Doch ein Zeuge nach der Tat, ein stummer
Lebt — und leise ist der Toten Schlummer.

Nächtlich sattelt er das schwarze Fohlen,
Will zu seinem Kind die Mutter holen.

Weinend hör ichs meine Brust begehren —
Niemals werd ich and're Kinder nähren.

Schließt den Söller auf, daß ich es lange,
Ich von seinem Arm das Kind empfange.“ —

Fieberwut, die ihr Gebein durchrüttelt,
Todesgrauen, das die Seele schüttelt!

Jede Nacht hört sies vorübertraben,
Jede Nacht den Reiter mit dem Knaben.

Immer klopft und wimmert es im Winde,
Still bekreuzen Herr sich und Gesinde.

Keiner ist, der ihm entgegenträte,
Nichts vermögen Messen noch Gebete.

Einmal ist sie vom Gemach entkommen,
Hat im Fluge den Altan erklommen,

Drunten fand man die zerschellten Glieder,
Und der Reiter kam von da nicht wieder.
Ganz voll dürrer Blätter steht der Wald.

Eduard Paulus.

Von

Rudolf Krauß.

Es muß etwas Wahres an dem Scherzworte sein, daß das Schwabenland ein für Poeten besonders zuträgliches Klima besitze. Kaum anderswo begegnen wir so vielen Dichtern, denen die Parze den Lebensfaden bis ins hohe Greisenalter hinein fortgesponnen hat. Freilich, nicht allen diesen Langlebigen ist auch die Schaffenslust bis zum Ende treu geblieben: Uhland ist frühzeitig verstummt, und von den Lippen Mörikes ist in seinen letzten Jahrzehnten nur noch wunderselten ein Lied geflossen. Andere dagegen sind von der Natur mit besonderer Dauerhaftigkeit des poetischen Rüstzeugs gesegnet worden: Johann Georg Fischer, der aufrechte Greis, dem nur der Tod das Saitenspiel aus der Hand nehmen konnte, der Ästhetiker Vischer, der seinen Beruf zum schöpferischen Künstler eigentlich erst so recht im Alter entdeckt hat. Und neuerdings hat sich Eduard Paulus den Schwaben zugesellt, welchen sich mit den zunehmenden Jahren der Schaffensdrang nicht verflüchtigt, vielmehr verstärkt hat: Eduard Paulus, der edle Sänger, der wie eine letzte Säule aus der großen lyrischen Vergangenheit Schwabens in seine kleine Gegenwart hineinragt.

Mehr als ein Jahrzehnt ist darüber verstrichen, daß der damals Fünfundfünfzigjährige seine Dichtungen zu einem stattlichen Bande vereinigt hat. Was ihm seitdem geglückt ist, würde leicht ein zweites Buch von demselben Umfang füllen. Fast Jahr für Jahr hat er die Freunde seiner Muse mit einer kleineren Gabe erfreut, bald mit Sammlungen rein lyrischer Art, bald mit jenen lyrisch-epischen Mischgattungen, die Gustav Schwab als Romanzenkränze bezeichnet hat: Lebensbildern von Künstlern, allerhand Mären und Märchen aus alter Zeit. Und jetzt hat er abermals einen Strauß neuer Lieder und Elegien zusammengebunden, die den modisch klingenden Titel „Heimatkunst“*) führen.

Wer die hohe, mehr von der Last des Lebens als der Jahre gebeugte Gestalt gesenkten Hauptes durch die Straßen Stuttgarts müde wandern sieht, der meint zu begreifen, daß in dieser Hülle ein Dichtergemüt wohnt, das überströmt von elegischer Stimmung. Wer aber ein andermal mit angesehen und

*) Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 94 S.

angehört hat, wie Paulus in einer den ganzen Körper durchglühenden und durchschütternden Begeisterung eines seiner Gedichte über die alte Staufer-herrlichkeit, die Errichtung des neuen deutschen Kaiserreiches, den Nationalheros Bismarck vorträgt, der wundert sich über die dithyrambische Kraft, die demselben Wesen verliehen ist. In der Tat: wehmütige Gefühle des Sehnens und Schmerzens, des Todesahnens und Grabverlangens werden in seiner Poesie durch den höchsten Aufschwung der Seele ausgelöst. Gebunden sind diese beiden widerstrebenden Elemente durch glücklichen Humor, den ihm die wohlmeinende Natur als Gegengabe gegen ein Übermaß an Sentimentalität zugeteilt hat. Oft genug springt der Schalk, der ihm im Nacken sitzt, unversehens mit einer drastischen Bemerkung, einer drolligen Wendung dazwischen. Es kann sich aber auch treffen, daß sich seine harmlose Laune in bitterbösen Spott umwandelt. Dann wird er zum herben Kritiker des modernen Kulturfortschrittes, der ihm — weniger aus politisch-sozialen Erwägungen als aus ästhetisch-romantischen Neigungen — ein Greuel ist. Als echter Geistesaristokrat verschießt er seine Pfeile gegen Börsentum und Gründertum, gegen Millionäre und Protzen, höhnt die Menschheit ob der „Hetzkrankheit", in die sie verfallen ist, und lacht über die vielen Gesetze, die das neue Reich ausbrütet. Mit besonderem Nachdruck hat er sich in seinen „Arabesken" vom Jahre 1897 auf diesen Standpunkt gestellt. Und hier setzt er sich auch mit seiner engeren Heimat auseinander.

„Vor Heimweh müßt' ich sterben,
Wär' mir verhängt einmal,
Mein Brot mir zu erwerben,
Zu flieh'n aus diesem Tal."

Aber mag sein Herz noch so fest an dem schönen Schwabenlande hängen: er verzichtet darum doch nicht auf das Recht freimütigster und schärfster Kritik, gerade in der Vereinigung dieser beiden scheinbar einander ausschließenden Eigenschaften der echte Schwabe. Qualvoll drückt auf ihn die Enge des würtembergischen Horizontes, und das einheimische Philistertum ist ihm unsagbar zuwider:

„Lebt wohl, ihr Schreiber und Magister,
Ihr braungesott'nen Bierphilister!
Ich hatte einen schweren Stand.
Ich wurde bald zum Eremiten
Und sage nicht, was ich gelitten
In meinem schönen Vaterland."

Wohl dem Dichter, daß es für ihn wenigstens eine Gedankenflucht aus der Heimat in die Fremde, aus der Gegenwart in die Vergangenheit gibt! Das Wunderland Italien, die Antike, die Renaissance haben es unserem Paulus angetan. Er ist ja nicht bloß Sänger, sondern zugleich Kunsthistoriker und kunsthistorischer Schriftsteller von Rang und Ruf. Lange Jahre hat er, landauf, landab als „Landeskonservator" bekannt, die Aufsicht über die vaterländischen

Kunst- und Altertumsdenkmale und damit einen der wichtigsten künstlerisch-wissenschaftlichen Posten in Würtemberg innegehabt. Vom gleichnamigen Vater, der in engeren Kreisen als Archäologe wie als Dichter schlichter Waldlieder und Jagdbilder geschätzt gewesen ist, hat er seine Doppelbegabung ererbt. Im Sohne hat die Verbindung beider Künste noch reifere Früchte getragen. Die liebevolle Hingabe an die eine hat ihm auch den Sinn für die monumentale Schönheit in der andern geschärft. Und gern entlehnt er die Stoffe zu seinen poetischen Gebilden aus dem Reiche der Architektur, der Plastik, der Malerei. Die vergangene und gegenwärtige Pracht von Rom, von Florenz enthüllt er vor unseren Augen, entwirft großerdachte Bilder aus dem Künstlerleben eines Michelangelo, eines Erwin von Steinbach, eines Tilmann Riemenschneider. Dann wieder schlägt seine Phantasie eine kühne Brücke vom Süden nach seiner Heimat. Am Nordrande der Schwäbischen Alb erhebt sich ein gewaltiger Felsberg, dessen Gipfel die stolzen Ruinen der Burg Hohenneuffen krönen. In ihnen erblickt Paulus ein riesiges Denkmal ostgotischer Baukunst, errichtet vom großen Theodorich für die von den Franken hart bedrängten schwäbischen Volksherzoge, über die der Ostgotenkönig von Italien aus die schützende Hand hielt. Vor drei Jahren hat er diesem Lieblingsthema ein „Der Alte von Hohen-Neuffen" betiteltes Gedichtbändchen geweiht.

Nicht alle Elemente der Paulusschen Muse finden wir in seiner jüngsten Sammlung vereinigt. Er hat in ihr dem Humor entsagt, wenn ihm auch dieser gute Weggeselle sicher nicht für immer untreu geworden ist. Der Hang zur Schwermut hat sich bei dem Dichter naturgemäß mit den Jahren vertieft, und Schwermut bildet den Grundklang seiner „Neuen Lieder und Elegien". Er hält den Blick unverwandt auf das Ende aller Dinge gerichtet, und unaufhaltsam entströmen ihm die Tränen im Erinnern an die geschwundene Jugendkraft und das entschwundene Jugendglück. Er beschwört das Bild der Geliebten, ihn weit hinaus aus dem irdischen Getriebe in das Land der Liebe zu leiten. Ein Wandel durch den Schloßgarten entlockt ihm die Verse:

„Ihr Laubengänge, weckt ihr der Jugend Lust,
Der Jugend Klage wieder im Herzen mir?
Dahin ist alles, Schattenhände
Leiten die Seele zu Gott hinüber.

Der Springbrunn träumt mit rauschendem Wasserfall
Uralten Traum, und herbstliche Blumen stehn
Am Wege mir in bunten Farben —
Denk ich der Seelen, voll Glück und Schönheit,

Voll Geist und Liebe, die in das Sonnenland
Vorausgepilgert, wo keine Träne mehr
Den Blick uns trübt, nur noch ein stiller
Seliger Glanz uns im Auge schimmert?

Wir bewundern an Paulus auch diesmal wieder den Reichtum des lyrischen Stimmungsgehaltes und daneben die Fülle objektiv-poetischer Betrachtungsweise, mag er nun durch Italiens Gefilde und Kunstschätze schweifen oder Erinnerungen an befreundete Dichtergeister aus fernen und nahen Zeiten wachrufen. Und was er gedichtet hat, ist hier wie immer geadelt durch Reinheit der Form und Schönheit des poetischen Stils. Ob er die einfachen Klänge des gereimten deutschen Liedes ertönen läßt oder die Maße einer Sappho, eines Horaz nachbildet oder seine oft gerühmte Meisterschaft im Sonnett zu Hülfe nimmt, stets tragen seine Verse den Stempel der künstlerischen Vollendung und Reife.

Paulus' Sangesgenosse Johann Georg Fischer ist eigentlich erst seit seinem 70. Geburtstag über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannt geworden. Sein 80. Geburtstag und sein Hinscheiden haben dann vollends eine lange Reihe norddeutscher Federn in Bewegung gesetzt. So stiftet die Jubiläumsfreudigkeit unseres Zeitalters mitunter doch etwas Gutes. Vielleicht gibt einmal Paulus' 70. Geburtsfest in ähnlicher Weise der literarischen Welt den Anstoß, gegen den schwäbischen Sänger eine alte Ehrenschuld abzutragen. Dann wird es auch nicht mehr geschehen können, daß ein hervorragender Literarhistoriker eine ausführliche, jeden grasgrünen Jünger des Naturalismus berücksichtigende deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts schreibt, worin sich für einen Eduard Paulus kein Raum findet.

Der Wind verweht den Blütenschaum,
Doch reift zur Frucht der starke Trieb;
Die Zeit verweht den Frühlingstraum,
Doch was von Dauer war, verblieb.
Durch Traum und Täuschung, Lust und Qual
Dein Herz ans Ziel gegangen ist;
Wird besser als sein Ideal, —
Wenn du nur treu dir selber bist!

Aus: E. von Bülow. Reime. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Die Mutationslehre.

Von

Wilhelm Haacke.

Wer in den letzten Jahren die schöne Raubtiersammlung des Berliner Zoologischen Gartens betrachtet hat, wird die auffälligen Unterschiede wahrgenommen haben, die den Königstiger Bengalens von dem Inseltiger Indonesiens und beide von dem Amurtiger Nordostasiens trennen; sie nötigen den Forscher, in jeder dieser drei Tigerformen eine Unterart des Tigers zu erblicken. Und gleich dem Tiger weist auch der Löwe eine Anzahl von Unterarten auf. Diese sowohl, wie die des Tigers, sind, von Bastarden abgesehen, nicht durch Übergänge mit einander verbunden. Aber die Unterarten des Tigers einer-, die des Löwen andererseits sind einander ähnlicher als irgend eine einzelne Tiger- irgend einer einzelnen Löwenform. Deshalb betrachtet man Tiger und Löwe als verschiedene Arten. Immerhin stehen beide einander und einer großen Anzahl anderer Tierformen so nahe, daß man sie mit diesen zu der Gattung der echten Katzen vereinigt hat, zu der außer Löwe und Tiger auch der Leopard, der Jaguar, der Irbis, der Puma, die Luchse und eine große Anzahl kleinerer Katzen, darunter unsere Wildkatze, gehören. Diese Gattung der echten Katzen bildet, von ausgestorbenen Katzenformen abgesehen, mit der Gattung der Geparde oder Jagdleoparden die Familie der Katzen. Mit der Familie der Katzen vereinigen sich, je eine besondere Familie bildend, die Schleichkatzen, die Erdwölfe, die Hyänen, die Hunde, die Bären, die Kleinbären und die Marder zur Bildung der Ordnung der Raubtiere, die mit den je eine Ordnung vertretenden Flossenfüßern, Insektenfressern, Pelzflatterern, Flattertieren, Halbaffen, Affen, Huftieren, Seekühen, Walen, Nagetieren, Zahnarmen, Beuteltieren und Ursäugern die Klasse der Säugetiere bildet. Die Säugerklasse wird mit sechs anderen Klassen, mit denen der Vögel, der Kriechtiere, der Lurche, der Fische, der Rundmäuler und der Schädellosen zum Kreise der Wirbeltiere vereinigt, dem sich der Gliedertierkreis, der Weichtierkreis, der Würmerkreis, der Stachelhäuterkreis, der Pflanzentierkreis und der der Urtiere als die übrigen Kreise des Tierreichs anschließen. Dem Tierreich höchst ähnlich gegliedert, bildet das Pflanzenreich mit jenem das System der Organismen oder Lebewesen, das außer den beiden Reichen und ihren Kreisen, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten und Unterarten, auch noch Untergattungen, Unterfamilien, Unterordnungen, Unterklassen und Unterkreise, auch wohl noch Unterreiche und andere Unterabteilungen, also eine große Anzahl über- und untergeordneter Kategorien, Gruppenstufen oder Sippen,

unterscheidet. Unter diesen sind die Unterarten, die auf der untersten Stufe des Systems stehenden Sippen, von besonderer Wichtigkeit; sie lassen sich nicht mehr in Untersippen zerlegen. Dasselbe gilt aber auch für manche als Arten angesehene Sippen, denn nicht alle Tier- und Pflanzen-„Arten" zerfallen in „Unterarten". Solche Arten und die Unterarten wollen wir als Ursippen bezeichnen, als untersippenlose Sippen, als letzte Einheiten des Systems der Organismen.

Ein Einblick in die Gliederung des Organismensystems, an sich recht langweilig, gewinnt durch eine Beschäftigung mit älteren und neueren Schöpfungslehren bedeutendes Interesse, und war für das Verständnis der neuesten darunter, der Mutationslehre des holländischen Botanikers Hugo de Vries, nicht zu entbehren. Diese Lehre kann man als eine Art Verschmelzung des eine besondere Erschaffung jeder Organismenart annehmenden Schöpfungsglaubens und der in Laienkreisen immer noch herrschenden unter den Entwickelungstheorien, der Modetheorie Darwins, betrachten, die die unverkennbare Gliederung des Tier- und Pflanzensystems unter der Herrschaft des Zufalls zustande gekommen und die Ursippen der Tiere und Pflanzen einer allmählichen Veränderung unterworfen sein läßt, während de Vries die Systemgliederung als einen Ausfluß der Organismennatur, die Ursippen aber als in sich abgeschlossene, durch plötzliche Veränderung ihrer Vorläufer entstandene Einheiten betrachtet. Aber in der Überzeugung von dem gemeinschaftlichen Ursprung der Organismensippen stimmt de Vries mit Darwin überein; die gemeinsame Abstammung der Tier- und Pflanzenformen ist nach de Vries „die einzig mögliche Erklärung der natürlichen Verwandtschaft" der Organismen. Diese „natürliche Verwandtschaft" der Organismen sucht also gleich Darwin und seinen Anhängern auch de Vries durch die Annahme zu erklären, daß die Untersippen einer Sippe von einer gemeinsamen Vorfahrenform abstammen, und daß die Arten nichts anderes sind, als fortgebildete Unterarten, die Gattungen nichts anderes als fortgebildete Arten, die Familien nichts weiter als fortgebildete Gattungen, die Ordnungen weiter nichts als fortgebildete Familien, und so fort bis zu den Kreisen, ja bis zu den Reichen hinauf, daß also die Gliederung des Organismensystems durch einen fortgesetzten Zerfall der Ursippen zustande gekommen ist. Sobald nämlich eine Ursippe in eine Anzahl verschiedener Formen zerfällt, wird sie, falls sie etwa eine Unterart ist, zu einer Art, und ein abermaliger Zerfall läßt sie zu einer Gattung oder wenigstens zu einer der Art übergeordneten Gruppe des Systems werden, jede fernere Spaltung sie eine höhere Stufe im System erklimmen. Über den hierzu nötigen fortgesetzten Zerfall der bestehenden Ursippen in neue, durch dessen Annahme de Vries mit Darwin übereinstimmt, hat de Vries aber andere Anschauungen als jener.

Nach Darwin ist jede Tier- und Pflanzenform durch unmerkliche, durch sogenannte gleitende Übergänge mit der Reihe ihrer durch ebensolche Übergänge verknüpften Vorfahren verbunden. Nach de Vries jedoch zerfällt die Vorfahrenreihe einer Organismenform durch sogenannte Mutation in eine große Anzahl streng gesonderter Ursippen, von denen jede ihren Anfang und ihr Ende hat,

sich also wie ein Individuum verhält, nach einem ihrer Geburt folgenden längeren oder kürzeren Leben schließlich zu Grunde geht. Und gleich den Individuen haben auch die Ursippen Geschwister. Denn als solche verhalten sich die zu derselben Art gehörigen Unterarten oder die zu derselben Gattung gehörigen Arten, wenn diese keine Unterarten aufweisen. Dies wird nach de Vries besonders deutlich, wenn man gewisse formenreiche Sippen naheverwandter Tier- und Pflanzenformen, die sogenannten Nebelflecke der älteren Systematiker, betrachtet, z. B. die Gattung der Rosen, deren weit über hundert wilde Arten einander so nahe stehen, daß nur die besten Kenner alle unterscheiden können. Diese und jede andere artenreiche Gattung macht nach de Vries, der hierin dem Schmetterlingsforscher Standfuß folgt, den Eindruck einer voraufgegangenen Explosion, durch die eine Ursippe gewissermaßen in Hunderte oder gar Tausende von Stücken zersprengt wurde. Die betreffende Gattung ist also eigentlich nichts weiter als die ursprüngliche Art; man kann sie auch Sammelart oder Großart nennen.

Den als Sammel- oder Großarten bezeichenbaren Gattungen stehen freilich solche gegenüber, bei deren Arten die Unterschiede zu groß sind, um die Annahme einer Entstehung der Gattung durch eine einzige Explosion zu rechtfertigen. Diese Annahme ist jedoch, wenn auch nicht bei den Gattungen, so doch bei manchen Arten, gerechtfertigt, nämlich bei den meisten von denen, die sich ihren Unterarten gegenüber wie die als Sammel- oder Großarten bezeichenbaren Gattungen verhalten. Eine der bekanntesten unter den vielen sich so verhaltenden Arten ist Draba verna, das allbekannte Hungerblümchen unserer sonnigen Anhöhen, Raine, Grasplätze, Triften und Äcker, das aus einer grundständigen Rosette lanzettförmiger Blätter 5—10 cm hohe Blütenschäfte mit ab- und aufrechtstehenden Blütenstielchen treibt und von März bis Mai mit kleinen, weißen, die Zugehörigkeit zur Familie der Kreuzblüter dartuenden Blüten blüht. Die Selbständigkeit der 200 Unterarten des Hungerblümchens ist gleich der Unveränderlichkeit der Unterarten durch die Untersuchungen zahlreicher Forscher jedem Zweifel entrückt. Und wenn Draba verna auch vielleicht allzu reich an Unterarten ist, um die Annahme der Entstehung all dieser Unterarten durch eine einzige Explosion zu rechtfertigen, so steht einer solchen Annahme bei den meisten übrigen Arten nichts im Wege; die meisten Arten haben nur wenige Unterarten.

Die Unterartenarmut der meisten Tier- und Pflanzenarten der Gegenwart dürfte, falls die Lehre von de Vries richtig ist, bis zu einem gewissen Grade keine ursprüngliche, sondern eine im Laufe der Erdgeschichte erworbene sein. Denn die einzelnen Unterarten, von denen jede im hohen Alter genau dieselbe ist wie in der ersten Jugend, sind nicht alle erhaltungsfähig, wenigstens nicht in der Umgebung, in der sie entstehen. Deshalb gelangen die meisten nicht dazu, auch ihrerseits zu explodieren. Glücklicher als diese, erwachen andere, oft freilich erst nach langer Frist, zu neuem Leben; sich selbst stets gleich geblieben, aber den sich stetig ändernden Lebensumständen nicht mehr gewachsen, explodieren sie plötzlich in eine Anzahl neuer Formen. Darunter sind wieder die einen be-

vorzugt, die anderen im Nachteil, nur die besten siegreich. Diese erobern sich, alle Schwierigkeiten überwindend, ein großes Gebiet, auf dem freilich — und zwar je größer und somit abwechslungsreicher es ist, desto leichter — früher oder später eine neue Explosion erfolgt. Und so geht es weiter. Lange Perioden des Stillstandes wechseln mit kurzen Umwandlungs- oder Mutationsperioden ab, bilden mit diesen die Kette der Zeiträume, während der sich der Stammbaum des Tier- und Pflanzenreiches aufgebaut hat. Einer Wurzel entsprungen, tragen dessen beide Stämme je eine mächtige Krone verschiedenaltriger Äste und Zweige. Die untersten darunter entsprechen den ältesten Umbildungsexplosionen, die obersten Zweige den jüngsten; diese sind die Ursippen, jene die Kreise des Organismensystems, zwischen denen, je nach ihrer Stufenhöhe durch dichtere oder dünnere Äste oder Zweige des Stammbaums dargestellt, die Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und viele Arten des Organismensystems liegen.

Das System der Tiere und Pflanzen entspricht tatsächlichen Befunden. Bringt man es aber in die Form eines Stammbaums, an die man Deutungen über das Zustandekommen der Gliederung des Organismensystems knüpft, so begibt man sich auf den Boden der Hypothese. Eine Hypothese ist auch die Mutationslehre von de Vries. Allein de Vries ist in der Lage, sie durch Beobachtungen über eine allerjüngste Artexplosion, eine unter seinen Augen eingetretene Mutation, zu stützen und hat dadurch das Schema für die Ausmalung des Stammbaums gewonnen.

Etwa seit einem Jahrhundert hat sich die aus Amerika stammende Großblumige Nachtkerze, Oenothera lamarckiana, ganz langsam über verschiedene Länder Europas verbreitet, ein stattliches, fast Manneshöhe erreichendes Gewächs, aus dessen Wurzelhals neben einem verzweigten Hauptstamm ein Kranz von Nebenstämmen hervorwächst, die gleich dem Hauptstamm im Sommer eine oder mehrere Kronen großer, gelber, leuchtender Blüten tragen. Diese Nachtkerze erzeugt alljährlich neue Ursippen, die sich von der Stammart zwar nur in geringem Grade unterscheiden, aber bei genauerer Betrachtung als durchaus neue Formen erweisen. Einige zeichnen sich durch gedrungene, andere durch schlanke Gestalt aus, etliche sind schwach, etliche äußerst kräftig. Deutlich verschieden sind bei den neuen Ursippen Form, Oberfläche und Farbe der Blätter; schmal und spitz, glänzend und dunkelgrün bei einer der neuen Nachtkerzen, sind die Blätter breit und rundlich, runzelig und blaßgrün bei einer zweiten. Es ist aber nicht etwa ein Chaos neuer Gestalten, keine lange Reihe durch gleitende Übergänge verbundener Formen entstanden; keine der neuen Nachtkerzen gleicht irgend einer anderen, jede ist, wenn auch nur durch kleine, dem Laien oft unmerkliche Unterschiede, scharf von den übrigen getrennt. Die Gesamtheit der neuen Nachtkerzen entspricht aber dem Bilde, das sich de Vries von einer Explosionsgruppe ausgemalt hatte.

Jede der neuen Nachtkerzen entstand aus einem auf der Mutterart gereiften Samenkorn, ist aber, einmal aus der Mutterart hervorgetreten, sofort beständig; befruchtet man ihre Blüten unter völligem Ausschluß des Insektenbesuchs mit dem eigenen Blütenstaub, so erzeugt sie Nachkommen, die ihr in allen

Merkmalen gleichen. Plötzlich also und ohne Übergänge, mit einem Sprunge und unabhängig von der Umgebung, ist eine Gruppe scharf umschriebener, nicht etwa besserer Übersicht halber willkürlich gesonderter Pflanzenformen entstanden, und zwar eine Gruppe, deren Formenzahl keineswegs unbeschränkt ist. In den aufeinander folgenden Jahren sah de Vries in seinen Kulturen immer dieselben neuen Nachtkerzenformen der Mutterart entspringen.

Sich stützend auf seine Beobachtungen über die Explosion der Oenothera lamarckiana in neue, sofort beständige Nachtkerzenformen, auf Arten wie das Hungerblümchen, auf Gattungen wie die der Rosen, weiß de Vries die alte Lehre von der Artbeständigkeit mit der Abstammungslehre zu vereinigen. Aber nur für das Zustandekommen des Fortschritts in der Organismenwelt, nicht aber für die zahllosen Rück- und Seitenschritte, soll seine Mutationslehre die Erklärung liefern. Die Mutationslehre erlaubt uns nach de Vries aber auch, die Anzahl der zu der Entstehung der heutigen Tier- und Pflanzenarten nötig gewesenen Mutationen — der Formenexplosionen — annähernd zu berechnen. Da jede Ursippenexplosion, jede Mutation, einen vorwärtsführenden Schritt auf der Entwicklungsbahn bedeutet, ist die Anzahl der Mutationen gleich der der Schritte auf der Entwicklungsbahn. Kennen wir also die ganze Entwicklungsdauer — die Dauer des Lebens auf der Erde — und die mittlere Länge des Zeitraums zwischen zwei aufeinander folgenden Mutationen, so brauchen wir die Dauer des Lebens auf der Erde nur durch die mittlere Länge des Zeitraums zwischen zwei aufeinander folgenden Mutationen zu teilen, um die etwa zu der Entwicklung einer Blütenpflanze der Gegenwart nötige Anzahl von Mutationen zu erhalten. Nun läßt eine Vergleichung der Ergebnisse der zur Feststellung der Dauer des Lebens auf der Erde von mehreren ausgezeichneten Physikern und Geologen angestellten Berechnungen einen Zeitraum von etwa 24 Millionen Jahren für diese Dauer annehmen. Da sich ferner zwischen den Tier- und Pflanzenresten in den ägyptischen Pyramiden und den heute lebenden Vertretern der betreffenden Organismenarten keine Unterschiede auffinden lassen, und da seit dem Baue der Pyramiden ein Zeitraum von etwa 4000 Jahren verstrichen ist, da also auch der Zeitraum zwischen zwei aufeinander folgenden Mutationen mindestens 4000 Jahre betragen muß, so hat die Entwicklung der heutigen Blütenpflanzen durchschnittlich nicht mehr als $24\,000\,000 : 4\,000 = 6\,000$ Mutationen erfordert. Dieses Ergebnis kann natürlich auf Genauigkeit keinen Anspruch erheben. Aber es zeigt doch, meint de Vries, daß die einschlägigen Fragen keineswegs weit außerhalb des Gebietes der Wissenschaft liegen.

Ich habe die Mutationslehre von Hugo de Vries so klar und unverfälscht darzustellen versucht, wie es mir möglich war. Kritisieren will ich sie hier nicht. Auf alle Fälle hat de Vries das große Verdienst, durch seine Beobachtungen über die Mutationen der Oenothera lamarckiana eine ungemein wichtige neue Gruppe naturwissenschaftlicher Tatsachen entdeckt zu haben.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

15. Juli 1903.

Die serbische Krisis hat vorläufig ihren Abschluß gefunden. So einstimmig die gesamte zivilisierte Welt in Verurteilung der Mörder und ihrer Tat war, keine der Mächte fühlte sich berufen, die Rolle des Richters auf sich zu nehmen. Man will der Nemesis nicht vorgreifen, die hier ihr Werk ebenso sicher tun wird, wie sie es einst an den Mördern Stambulows getan hat. Am 24. Juni hat König Peter I. seinen Einzug in Belgrad gehalten und heute ist sein Königtum allseitig anerkannt. Er hat, nachdem die nötigsten gemeinsamen Handlungen ihren Abschluß gefunden hatten, die Skuptschina entlassen, und erst Mitte September wird sie wieder zusammentreten. Nach all den blutigen Aufregungen gewinnt die Nation ein wenig Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen; auch der König wird die Möglichkeit finden, seine schwierige Stellung einigermaßen zu sichern. Eine gewisse Hülfe bieten ihm insofern die auswärtigen Mächte, als keine von ihnen politische oder militärische Persönlichkeiten zu offiziellem Verkehr zulassen wird, die an der Ermordung des Königs und der Königin Anteil haben. Vielleicht gibt das die Möglichkeit, auch dem Konak die allzu Kompromittierten fern zu halten. Das beste wäre jedenfalls, wenn die Welt so wenig wie möglich von Serbien zu hören bekäme.

Im Grunde regt sich derselbe Wunsch auch, sobald man einen beliebigen anderen Balkanstaat ins Auge faßt; die bulgarisch-makedonischen Händel, die von den Führern der makedonischen Komitees absichtlich so zugespitzt werden, daß ein europäischer Krieg die Folge sein soll, beginnen jetzt glücklicherweise in sich zusammenzufallen. Der gemeinsame Druck Österreich-Ungarns und Rußlands, das schließliche Mißlingen aller kriegerischen Erhebungen, Geldmangel und endlich die außerordentliche Kraftentfaltung der Pforte haben auf die Dauer entmutigend gewirkt. Das offizielle Bulgarien, das aus Furcht vor den Makedoniern, oder in Hoffnung auf territoriale Vergrößerung die Bewegung unter der Hand begünstigte, scheint endlich zu der wenig erfreulichen Erkenntnis gekommen zu sein, daß diese Politik zum Schaden, nicht zum Vorteil Bulgariens führt. Sowohl Fürst Ferdinand, wie seine Minister bemühen sich heute wieder um die Gunst des Sultans und nehmen die lauten Worte zurück, durch die sie in den letzten Monaten der Türkei

und ganz Europa zu imponieren suchten. An eine Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien ist auf lange hinaus nicht zu denken.

Die in dieser Krisis außerordentlich geschickte Haltung Griechenlands, das ohne Schwanken seine Sympathien dem Sultan entgegen brachte, beginnt Früchte zu tragen, das griechische Element rückt wieder in Makedonien vor und das ökumenische Patriarchat hat auf Kosten des Exarchats Bulgarien sehr beträchtlich an Boden gewonnen, eine Tatsache, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, da diese konfessionellen Gegensätze im slavischen Orient fast noch schärfer sind als die nationalen. Sowohl der Metropolit Sinesius wie der Exarch Joseph haben sich durch ihren Zusammenhang mit den makedonischen Komitees so sehr kompromittiert, daß der Patriarch von Konstantinopel ihnen gegenüber freies Spiel hat. Einen weiteren Vorteil haben die Griechen durch Ausdehnung der neusten türkischen Reformaktion auf Epiros gewonnen, und diese Tatsachen sind politisch weit bedeutsamer, als die Ministerkrisen, die heute Delyannis und morgen Theotokis oder Ralli emporheben.

Der kürzlich erfolgte Tod Benjamin von Kallays, des langjährigen eigentlichen Regenten von Bosnien und der Herzegowina hat den prinzipiellen Gegensatz wieder in Erinnerung gebracht, der zwischen österreichischer und russischer Volkserziehung auf dem Balkan besteht. Die slavischen Stämme, aus denen Rußland Staaten gemacht hat, wurden von vornherein mit einem Übermaß politischer Freiheiten beglückt. Während das eigentliche Rußland noch offiziell als politisch unreif gilt, sind diese erst kürzlich der Knechtschaft entronnenen Stämme durch Rußland mit den radikalsten Verfassungsformen Europas ausgerüstet worden. Ja, jeder Versuch, zu weniger radikalen Ordnungen überzugehen, ist von Rußland gebrochen worden. Offenbar wünschte man in Petersburg nicht, daß wirklich kraftvolle Organisationen auf diesem Boden heranwüchsen, und dieses Ziel jedenfalls ist erreicht worden. Aber um welchen Preis! Österreich dagegen hat durch Baron Kallay, mit den Mitteln des aufgeklärten Absolutismus in den den beiden okkupierten Provinzen gearbeitet. Es hat keine zügellose Presse und keine parlamentarischen Parteihäuptlinge ausgebildet, aber es hat das Volk arbeiten gelehrt, das Land reich gemacht und in einer von drei Konfessionen besetzten Bevölkerung den Frieden aufrecht zu halten verstanden. Denjenigen, die den Niedergang Österreichs jeden neuen Morgen ankündigen, müßte die außerordentliche staatsmännische Kulturleistung in Bosnien und der Herzegowina eine recht beschämende Widerlegung sein.

Wenn trotz dieser methodischen Gegensätze Österreich-Ungarn und Rußland auf dem Balkan zusammenarbeiten, so liegt das daran, daß beide in voller Aufrichtigkeit den Frieden im Orient zu erhalten wünschen und wünschen müssen. Rußland aus finanziellen Gründen und wegen der noch zu erwägenden Verhältnisse im fernen Orient, Österreich-Ungarn wegen der Schwierigkeiten seiner innerpolitischen Lage, die in Ungarn durch das Ministerium Khuen-Hedervary, in Österreich durch die Rekonstruierung des Ministeriums Körber nur verdeckt, nicht

gehoben worden sind. Es liegt aber der Verdacht vor, daß den auf Frieden gerichteten Bemühungen Österreich-Ungarns und Rußlands eine englisch-französische Gegenwirkung im Balkan gegenüber gestanden hat, wobei das Motiv für den einen Teil, die Festlegung russischer Streitkräfte auf diesem Boden, für den anderen die Aussicht, bei Aufrollung der orientalischen Frage billige Lorbeeren zu pflücken, hätte sein können. Tatsache ist jedenfalls, daß die Presse beider Länder einen erregenden Pessimismus zeigte und namentlich die ohne Zweifel ernsten Bemühungen der Pforte, zu reformieren, lächerlich zu machen bemüht war. Das mag heute ein überwundenes Stadium sein, hat aber im Zusammenhang mit gemeinsamen Interessen auf anderen Gebieten zu einer ostentativen Annäherung zwischen Paris und London geführt, die, nach dem Besuch König Eduards VII. in Frankreich, während des Gegenbesuchs des Präsidenten Loubet, den der Minister des Auswärtigen, Delcassé, begleitete, recht auffälligen Ausdruck gefunden hat. Unzweifelhaft bestand hüben und drüben die Hoffnung, daß es möglich sein werde, die alten Gegensätze auszugleichen, und die öffentliche Meinung beider Länder war dem Gedanken günstig. Es ist aber auch im politischen Leben unendlich schwer, eine lange Zeit eingehaltene Richtung plötzlich in ihr Gegenteil zu verkehren. Die Alliance franco-russe hatte sich im Grunde seit den Tagen des Pariser Friedens vorbereitet, und ebenso alt ist, von einigen Unterbrechungen abgesehen, der englisch-französische Gegensatz. Das aus Bismarcks Initiative, unter wohlwollendem Zutun Deutschlands, entstandene riesige Kolonialreich der Franzosen in Afrika, Madagaskar, Ostasien hat sich keineswegs englischer Gunst zu erfreuen gehabt. Faschoda und Maskat dienen dafür als Zeugnis; Ägypten und Marokko sind die Merksteine unausgeglichener Zukunftskonflikte. Seit vollends Frankreich seine Politik an die russische band, trat die Last der russisch-englischen Gegensätze hinzu. Es wird auch einem Optimisten schwer fallen, die Formel zu finden, die einen Ausgleich bringt. Gewiß wird es möglich sein, über Fragen geringen Gewichts, etwa über die Grenzen am Tschadsee, die Fischereigerechtsame in New Foundland, die strittigen Ansprüche auf den Neuen Hebriden hinwegzukommen, vielleicht auch das letzte Wort über Marokko und Ägypten zu vertagen. Aber die ganze Summe jener Differenzen zu beseitigen oder durch schiedsgerichtliche Sprüche zu erledigen, das wird jedem nüchtern denkenden Politiker wie eine Phantasterei erscheinen. Man nimmt es in England sowohl wie in Frankreich sehr übel, wenn von anderer Seite solche Erwägungen laut werden; speziell von uns will man sie nicht hören, und doch hätten wir gegen eine französisch-englische Allianz — denn das müßte es werden — nichts einzuwenden. Sie gäbe Raum zu anderen politischen Kombinationen, die heute ausgeschlossen scheinen, und bei denen wir uns gewiß nicht schlimmer stehen würden. Der französisch-englische Verbrüderungsenthusiasmus verrauscht aber schneller als wir glaubten; bereits heute blickt man in Paris wieder nach Rußland, und auch das Auge für die Bedeutung der sich in England vorbereitenden wirtschaftlichen Wandlungen schärft sich wieder. Die Verwirklichung der

Chamberlainschen Zollvereinspolitik müßte eben Frankreich genau so wie die übrigen handelspolitischen Geschäftsfreunde Großbritanniens; England vielleicht beste Konsument französischer Weine. Zur Zeit aber liegt die Erf der Chamberlainschen Wünsche in weitem Felde. Ist es ihm auch gelunge einem Teil der autonomen Kolonien zustimmende Kundgebungen zu erhalte steht die überwältigende Majorität seiner Ministerkollegen zu ihm, so begi Opposition in England selbst sich immer fester zu organisieren. Bisher man es verstanden, unter geschickter Ausnutzung der Geschäftsordnun Liberalen eine Debatte im Unterhause zu versagen. Aber im Oberhause l sich nicht beiseite schieben, und dort führte sie zu dem überraschenden Zugestä Lord Lansdownes, daß Indien jedenfalls nicht in jenen Zollverein g werden könne. Noch bedeutsamer aber ist es, daß die Freihändler in den R der Regierungspartei sich am 13. Juli unter Führung von Sir Michael Hick zu einer Unionist-Free-Trade-League organisiert haben; das sind meh 40 Stimmen, und die neue Partei ist entschlossen, die Debatte im Unterha erzwingen. Nun hat sich freilich noch eine zweite Organisation gebildet, d Tarif-Reform-League nennt und sich die Aufgabe setzt, Chamberlains neue R politik dem englischen Volke mundgerecht zu machen. So stehen jedenfalls l Kämpfe in Angriff und Abwehr bevor. Wir könnten ihnen verhältnismäßig zuschauen, wenn nicht von den Anhängern der neuen Politik auf den tör Deutschenhaß der Engländer spekuliert würde. Man benutzt unseren Tari mit Kanada, um die Leidenschaften zu erregen und es gleichsam als eine G sache Großbritanniens darzustellen, daß die Kolonien gegen unsere Anm geschützt würden. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Frage internatio Rechts, in der auch das englische Ministerium uns nicht die Anerkennu versagen wagt, daß wir durchaus korrekt gehandelt haben. Praktisch lie Frage so: ob Kanada als eine wirtschaftliche Selbständigkeit zu betrachte oder nicht? Bisher galt das erstere zu recht, und unser auf Grund der M begünstigung mit England und seinen Kolonien abgeschlossener Handelsve berechtigte uns, zu verlangen, daß Vorzugsrechte, die anderen erteilt wu auch uns zufielen. Diesen Handelsvertrag hatte aber England Juli 1898 gekü und es war ein ganz ungewöhnliches Entgegenkommen Deutschlands, wenn auf England und seine Kolonien nicht unseren Generaltarif, sondern die nied Zollsätze unseres Konventionaltarifs in Anwendung brachten. In Kanada das nach Ablauf des Handelsvertrages uns von den Vorzugszöllen ausf die es dem britischen Mutterlande gewährte, trat nunmehr — wie wohl f verständlich war, und bis vor kurzem auch jedermann in England für f verständlich ansah, — unser autonomer Tarif in Kraft. Fünf Jahre lang hat auch in Kanada die Folgen dieses autonomen Tarifs als Konsequenz der ei Handelspolitik getragen und erst neuerdings Zuschlagszölle auf die zollpfli deutsche Einfuhr in Kanada angekündigt. Also nicht von Deutschland, son von Kanada, das dabei als selbständiges Zollgebiet handelte, ist der Kampf

gegangen und wir stehen in der Defensive, die wie jeder Unparteiische zugeben wird, mit ebensoviel Mäßigung wie Umsicht geleitet worden ist. Die im neusten englischen Blaubuch veröffentlichte Note des Freiherrn von Richthofen vom 27. Juni d. J. kann in dieser Hinsicht geradezu als Muster bezeichnet werden und mündet wiederum in ein versöhnliches Entgegenkommen Deutschlands aus. Für eine „Entrüstung" der Engländer bleibt da wenig Raum.

Die seit Anfang April schwebende Frage der Räumung der Mandschurei hat, kombiniert mit den handelspolitischen Gegensätzen, die sich am Golf von Petschili und in Korea geltend machen, zu einer bösartigen Verschärfung der Lage im fernen Osten geführt. Es scheint, daß man russischerseits sich mit der Hoffnung getragen hat, das auf diesem Boden meist gefürchtete Japan, das in letzter Zeit einen ungemein kriegerischen Ton anschlug, von seiner Gegnerschaft gegen die russische Politik abzubringen oder es zu einem leidlichen Kompromiß, mindestens aber zu einem Aufschub der etwa beabsichtigten kriegerischen Aktion zu bewegen. Nachdem der Finanzminister Witte seine Inspektionsreise im fernen Osten zu Ende geführt hatte, ist jetzt der Kriegsminister General Kuropatkin gleichsam in das feindliche Hauptquartier nach Japan geschickt worden. Er hat danach Port Arthur, Niutschwang, die mandschurische Bahn und Wladiwostock besucht, auch die 57 russischen Kriegsschiffe, die im Golf von Petschili liegen, besichtigt. Mit welchen Ergebnissen er nach Petersburg zurückgekehrt ist, wissen wir nicht; wohl aber steht fest, daß Rußland sich auf alle Eventualitäten vorbereitet, daß ihm ein Heer von 110000 Mann schlagfertig bereit steht und weitere Verstärkungen leicht herangezogen werden können. Aber gewiß wünscht man in Rußland einen Krieg nicht. Die Trans-Baikal-Bahn, die erst den vollen Zusammenhang der mandschurisch-sibirischen Linie herstellt, kann erst 1905 fertig werden, und erst dann wird Rußland mit voller Kraft zu Angriff und Abwehr fertig dastehen. Es ist uns aber fraglich, ob, wie behauptet wird, Rußland die Mandschurei wirklich annektieren will. Was es behaupten muß, sind die von ihm erbauten Eisenbahnen, und schwerlich wird es sie freiwillig räumen. Minder notwendig, aber höchst wünschenswert im russischen Interesse ist die Beherrschung der Bergwerke und der Wasserstraßen, damit der russische Handel und die russische Industrie auch den Vorteil von den Opfern ziehen, die Rußland gebracht hat, um die Mandschurei zu erschließen, die doch vor einem halben Menschenalter noch für alle Welt eine terra incognita war. Auf einen Anteil an der Ausbeutung der Mandschurei aber wollen weder Japan noch England noch endlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika verzichten. Dringen aber die Pioniere jener drei unternehmenden und zähen Nationen in die Mandschurei ein, so läßt sich mit Sicherheit vorhersehen, daß die auf schwachen Füßen stehenden russischen Privatunternehmungen in nicht allzu ferner Zukunft zu Grunde gehen müssen. Das gibt eine fast unlösbare politische Schwierigkeit. Eine Annexion der Mandschurei aber bedingt für Rußland die allergrößten Gefahren, nicht etwa, weil die Chinesen sich sträuben würden, russische Untertanen

zu werden; es ist sogar denkbar, daß sie eine solche Wandlung nicht ungern sehen könnten, wissen sie doch, daß man ihre alte und harte Rasse nicht sprachlich oder konfessionell entnationalisieren kann und daß Blutmischungen zu ihren Gunsten ausfallen. Sie wissen ferner, daß sie im Kampf ums Dasein den Russen weit überlegen sind, und daß die Aufnahme in den russischen Untertanenverband ihnen Sibirien und weiter den Westen erschließen müßte. Die Perspektive einer neuen Wanderung der Gelben steigt damit am Horizonte auf, und damit eine Gefahr, die jeden weiter blickenden russischen Patrioten schrecken muß. Auch werden neuerdings in der russischen Presse Stimmen laut, die vor einer Annexion nachdrücklich warnen. Da zudem Graf Lamsdorff in bündigster Weise versichert hat, daß Rußland die Mandschurei nicht annektieren werde, bleibt nur die Frage der Okkupation der Eisenbahnstraßen und die Ausbeutung der Bodenschätze, und das werden die Streitpunkte sein.

Wir haben gleich bei Abschluß des englisch-japanischen Vertrages darauf hingewiesen, daß die zeitliche Begrenzung desselben (5 Jahre) den Japanern beinah zur politischen Notwendigkeit macht, vor dem 30. Januar 1907 eine Entscheidung herbeizuführen, wenn anders überhaupt sie mit Rußland abrechnen wollen. England ist verpflichtet ihnen beizuspringen, sobald Japan mehr als einen Gegner zu bekämpfen hat. Seit die russisch-französische Allianz auch auf den fernen Osten ausgedehnt ist, kann dieser Fall jederzeit eintreten, und damit gelangen wir wieder zu jenen Versuchen, England und Frankreich zu einer Entente zu führen. Man könnte sich wohl vorstellen, daß sowohl Rußland wie England ein Fernbleiben der Franzosen bei einem Ostasiatischen Kriege wünschen: Rußland, um es mit Japan allein zu tun zu haben, England, um dem Kriege überhaupt aus dem Wege zu gehn. Demnach wäre nicht undenkbar, daß Frankreich unter geheimer Zustimmung Rußlands während eines russisch-japanischen Krieges stille hält und damit auch den Engländern den Frieden erwirkt. Aber das ist, wie ausdrücklich betont werden soll, Kombination, und vielleicht eine künstliche Kombination. An ein Eingreifen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das über diplomatischen Druck hinausgeht, wollen wir erst glauben, wenn wir es erlebt haben. —

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

Die letzte Monatsbetrachtung schrieben wir am Vorabend der Wahlen; heute stehen wir vor dem fertigen Ergebnis, und das ist unerfreulich genug. Das Kennzeichen dieser Reichstagswahl ist der unbestreitbare Erfolg der Sozialdemokratie. Es ist ein schlechter Trost, daß das Gesamtbild des Reichstags nicht in dem Maße verschoben ist, wie man es wohl gefürchtet hatte. Auch das Anschwellen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion um 23 Mandate hat im allgemeinen an den Abstimmungsverhältnissen nicht viel geändert, weil diese Mandate in der Hauptsache auf Kosten der freisinnigen Parteien und der Volkspartei gewonnen sind, also der Parteien, die in den meisten nationalen Fragen von entscheidender Bedeutung ohnehin mit der Sozialdemokratie zusammen auf der Seite der Opposition stehen. Der darüber hinausgehende Verlust der bürgerlichen Parteien aber verteilt sich ziemlich gleichmäßig, so daß er für den Einfluß der Parteien, aus denen eine positive Mehrheit gebildet werden kann, wenig ins Gewicht fällt. Wer also nur die Beruhigung haben will, daß das geschäftsmäßige Weiterarbeiten des Reichstags in der bisherigen Weise — schon diese Aussicht ist freilich schlimm genug! — gesichert ist, der könnte sich ruhig schlafen legen.

Aber es wäre traurig, wenn das der einzige Gesichtspunkt wäre, unter dem man das Wahlergebnis betrachten wollte. Die Wahltätigkeit und ihr Ergebnis soll ja doch ein Spiegelbild des nationalen Lebens, das Barometer unsrer politischen Entwicklung und der Volksstimmung sein. Sonst wäre ja das allgemeine Wahlrecht in der Tat der Unsinn, als der es denen erscheint, die das politische Leben in der Beratung und Abstimmung über Gesetzvorlagen beschlossen glauben. Wir brauchen uns daher nicht in vorzeitigen pessimistischen Betrachtungen über die Arbeitsfähigkeit des neuen Reichtags zu ergehen, sondern müssen vor allem die wichtigste Erscheinung dieser letzten Wahl, den Stimmenzuwachs der Sozialdemokratie, in ihrer politischen Bedeutung zu würdigen suchen.

Mehr als drei Millionen Stimmen sind am 16. Juni für die sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben worden. Was bedeutet das? Bedeutet es etwa, daß unter den deutschen Männern, die über 25 Jahre alt sind, tatsächlich drei Millionen mit dem Programm der Sozialdemokratie einverstanden

sind? Für jeden, der das Programm der Sozialdemokratie wirklich kennt und der zugleich unser Volk und seine heutigen Lebensverhältnisse einigermaßen beurteilen kann, muß eine solche Annahme geradezu ungeheuerlich erscheinen. Man kann sogar getrost sagen, daß die ungeheure Mehrzahl der sozialdemokratischen Wähler von dem wirklichen Parteiprogramm nichts wissen will und von den Männern, denen sie ihre Stimme gegeben haben, in dem Augenblick abfallen würde, wo diese sich anschicken würden, das Parteiprogramm zu verwirklichen. Und weil eben so viele Leute der Überzeugung sind, daß dem so ist, empfinden sie auch gar keine Gewissensbeunruhigung, wenn sie, obwohl im Grunde mit allen Fasern an der bürgerlichen Ordnung und dem historisch Gewordenen hängend, dennoch dem Kandidaten der Umsturzpartei ihre Stimme geben. Es ist in der Presse schon so viel darüber gestritten worden, ob sich die Sozialdemokratie zu einer bürgerlichen Reformpartei hindurchmausern werde oder nicht. Wenn diese Frage verneint wird, so geschieht es gewöhnlich in höchst leidenschaftlicher Art durch den Hinweis auf das Parteiprogramm und das Gebahren der älteren Führer der Partei im Parlament. Aber dieser Hinweis, der so deutlich und überzeugend zu sein scheint, verfehlt trotzdem bei einer ungeheuren Zahl deutscher Wähler ganz und gar seinen Eindruck. So stark ist die Überzeugung, daß bei uns die Revolutionäre zur Zeit nur eine verschwindende Minderheit repräsentieren können und daß auch die grimmigsten unter ihnen, sobald sie von einem größeren Bruchteil der Wählerschaft auf den Schild erhoben und mit einer entsprechenden politischen Verantwortlichkeit belastet werden, vor die Wahl gestellt sind, entweder positive Reformer zu werden oder gänzlich Fiasko zu machen und sich wieder in eine verschwindende Minderheit zurückgeschleudert zu sehen. Wohl verstanden, wir werfen hier nicht die Frage auf, ob die Leute, die diese Überzeugung hegen, recht haben oder nicht; wir stellen nur die Tatsache fest, daß die Überzeugung besteht, und den Grund, warum so wenige sich durch den revolutionären Charakter der Sozialdemokratie schrecken lassen.

Wir haben also in dem Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen weniger ein Zeichen für die werbende Kraft der marxistischen Anschauungen, als ein Stimmungssymptom zu sehen. Immerhin müssen die Vertreter der Sozialdemokratie im Parlament doch sicherlich auf eine große Zahl von Wählern eine nicht geringe Anziehungskraft ausüben, ihnen etwas bieten, was der allgemeinen Stimmung im Lande entspricht und der Partei Leute zuführt, die von dem Parteiprogramm teils überhaupt nichts verstehen, teils weit entfernt sind, ihm zuzustimmen. Wer freilich die Dinge etwas schärfer und mehr aus der Nähe ansieht, wird kaum verstehen, wie man derartiges an den Vertretern der Sozialdemokratie finden kann. Aber der Politiker muß alles zu verstehen suchen, was wirklich vorhanden ist, und so muß man sich auch die Wirkungen vergegenwärtigen, die das Auftreten der sozialdemokratischen Abgeordneten aus der Ferne gesehen, auf den unkundigen und urteilslosen Durchschnittswähler ausübt. In diesen Wählermassen muß ein tiefgehender Mißmut, eine durch und durch

verärgerte Stimmung vorhanden sein, wenn eine so lärmende, phrasenhafte und aller positiven, brauchbaren und fruchtbaren Gedanken so gänzlich bare Opposition wie die sozialdemokratische, die überdies noch den in unserem Volk doch noch recht lebendigen Begriffen von echter Männlichkeit, Ehre und Vaterlandsliebe frech ins Gesicht schlägt, nicht nur ertragen wird, sondern sogar noch Gefallen findet und Genugtuung erweckt.

Versuchen wir über die Ursachen dieser Mißstimmung möglichst klar zu sehen! Man hört wohl die Meinung, diese Mißstimmung, eine einfache Zeitkrankheit, das Ergebnis von allerhand falsch verstandenen oder halbverstandenen neuen Lehren auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet, sei längst in gleichem Maße vorhanden gewesen und sei nur dank der Einrichtung des „Wahlklosets" diesmal rein und ungehindert zum Ausdruck gekommen. Ich halte diese Meinung für einen Irrtum, für einen gefährlichen Irrtum, wie jede Täuschung, die sich in der Erklärung wichtiger Erscheinungen bei Äußerlichkeiten beruhigt, in der Politik eine Gefahr bedeutet. Nein, sicherlich ist die Mißstimmung der Wählerschaft in den letzten Jahren gewachsen und noch immer in der Zunahme begriffen.

Die Sozialdemokratie hat vornehmlich den radikalen bürgerlichen Liberalismus verdrängt. Dieser Liberalismus gibt sich, wenn er auch seinem innersten Wesen nach ein republikanisches Ideal vorbereitet, in seiner heutigen äußeren Form wenigstens nicht antimonarchisch; der Sozialismus aber ist ausgesprochen antimonarchisch. Schon diese Erwägung deutet darauf hin, daß wir, wie in allen politischen Angelegenheiten, an der Frage nicht vorbeikommen, in welcher Beziehung möglicherweise die Persönlichkeit des Kaisers dazu steht. Kein Zweifel, daß volkstümliche Mißverständnisse einen nicht geringen Anteil an der oppositionellen Stimmung haben. Die moderne Staatsform gestattet bei dem ungeheuren Umfang, den die Aufgaben des Staats gewonnen haben, nicht mehr, daß die persönliche Tätigkeit des Monarchen bei der Volksmasse vollständig eingesehen und nach Art, Ausdehnung und Wirkung richtig beurteilt werden kann; andrerseits hat das Bewußtsein des Besitzes selbständiger und unveräußerlicher politischer Rechte selbst den letzten Proletarier durchdrungen. Wenn nun ein Monarch mit besonders scharf ausgeprägter Persönlichkeit dem stark hervortretenden Bedürfnis folgt, sich selbst in den Vordergrund der politischen Erörterungen zu stellen und gewissermaßen unter die Parteien zu treten, so hat das die fast unausbleibliche Folge, daß Vorstellungen von einem persönlichen Regiment und absolutistischen Neigungen in immer weitere Kreise dringen. Denn die persönlichen Kundgebungen des Kaisers öffnen dem auf seine Rechte eifersüchtigen und doch zum Nachdenken darüber eigentlich noch nicht fähigen modernen Staatsbürger mittleren Durchschnitts nicht etwa das Verständnis der wirklichen Persönlichkeit des Monarchen, sondern dienen ihm nur zur Ergänzung der ihm in hetzerischer Absicht beigebrachten Vorstellungen von einem in der Verfassung nicht begründeten persönlichen Übergewicht des Kaisers in allen Entscheidungen über öffentliche Angelegenheiten.

Wäre der Kaiser wirklich der Reaktionär und Selbstherrscher, als der er gern hie und da öffentlich und noch mehr in versteckter Form geschildert wird, so würden sich wahrscheinlich die Anhänger des Alten und einer starken Monarchie um so fester um den Thron scharen. Aber der Kaiser ist in Wahrheit ein Mann, der trotz seines hohen monarchischen Bewußtseins in allem, was die Entwicklung des Reichs betrifft, mit ungewöhnlicher Vorurteilslosigkeit den Aufgaben der Gegenwart gegenüber steht und alles zu umfassen sucht, was irgend einen Zukunftswert zu enthalten scheint. Darum kommt er auch solchen Richtungen und Entwicklungsmomenten weit entgegen, in denen der ängstliche und starre Konservatismus bereits den ersten Schritt zur Revolution sieht. Und so erklärt es sich, daß durch Kreise, die sich als vorzugsweise staatserhaltend betrachten, ein beständiges Raunen und Kopfschütteln geht, das in seiner Wirkung den unter den aufgehetzten Massen tätigen Einflüssen kaum etwas nachgibt. Diese scheinbar konservative Opposition gegen den Kaiser wird verstärkt durch eine Presse, die zwar die nationale Marke des „alten Kurses" zum größten Teil mit ehrlicher Absicht führt, ihrer faktischen Wirkung nach aber das Volk daran gewöhnt, einen falschen Maßstab an die Erscheinungen der Gegenwart zu legen, beständig die mechanische Nachahmung vergangener Zeiten zu fordern, ohne doch nähere Umstände und Ursachen dieser Vergangenheit gründlich zu untersuchen, und durch das Nähren von Verbitterung und Verdrossenheit viele tüchtige nationale Kräfte für die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft lahm zu legen. Nun wird eine ehrliche Meinung über vermeintliche Fehler und Irrwege der Regierung niemals schaden; schaden aber muß die andauernde Stimmungsmache, die sich nicht einmal die genaue Information über das Tatsächliche zum Grundsatz macht, sondern schlechthin alles, was von der Regierung geschieht, so lange dreht und wendet, bis etwas herausgefunden wird, was als Schwäche oder Torheit dargestellt werden kann. Wenn nun dazu kommt, daß einzelne Züge in der Persönlichkeit des Kaisers, einzelne Eigentümlichkeiten, an die sich der Deutsche besonders schwer gewöhnt, immer wieder die Versuchung zur Kritik wecken und daß die Kritik bei dem Charakter und der Handhabung unserer Gesetzgebung meist auf die Form des versteckten, hämischen, unfaßbaren Angriffs hingewiesen wird, so ist verständlich, daß die dadurch erweckten Vorstellungen nicht auf die im Grunde zuverlässig monarchisch gesinnten und nur bedenklich und pessimistisch gestimmten Kreise beschränkt bleiben, sondern auch auf andre Kreise ausstrahlen, deren Monarchismus weniger festgefügt ist und vor allem kein Verantwortlichkeitsgefühl kennt. Denn der bewußte Monarchist, der die Person des Monarchen unter allen Umständen als etwas Gegebenes ansieht, fühlt selbst seinen Anteil an der Verantwortung dafür, daß Fürst und Volk sich in der höheren Einheit des Vaterlandes zusammen finden; er weiß, daß auf dieses Ziel, soweit es ohne byzantinische Preisgabe der eigenen Rechte zu erreichen ist, hingearbeitet werden muß. Die breite Masse der bürgerlichen Kreise aber nimmt die Monarchie hin, wie ein robuster Mensch das Gut der Gesundheit, gegen die er auch einmal

ungestraft sündigen zu können glaubt; man glaubt sich dem Monarchen gegenüber im Recht, wo dieser sich nicht so gibt, wie es gewünscht und erwartet wird. Und aus solchem oppositionslustigen Taumel heraus gibt dann der im Grunde um die gewohnte Staatsordnung sehr besorgte, vor der Revolution zurückschreckende Bürger seine Stimme dem Sozialdemokraten, weil dieser im Reichstage „den Mund aufmacht" und den höchsten Stellen „die Wahrheit sagt".

Leider sind die sogenannten „staatserhaltenden" Parteien nicht ganz von der Schuld freizusprechen, daß sie durch ihre Leisetreterei zu dem Nimbus der Sozialdemokratie nicht wenig beigetragen haben. Parlamentarischer Brauch und Rechtsprechung haben geradezu mit Sorgfalt die Anschauung großgezogen, daß jede Kritik, auch die berechtigte Kritik an Ungehörigkeiten, wie sie auch in dem bestregierten Staate vorkommen, eigentlich ein staatszerstörendes Werk sei und die Absicht der Herabsetzung habe, weshalb sie als Sache der grundsätzlichen Opposition gilt. Da wir nicht ein parlamentarisches System haben, in dem Regierungspartei und Opposition gelegentlich die Rollen tauschen, so heftet sich das Odium der grundsätzlichen Beschönigung herrschenden Unrechts immer nur an die eine Seite, die parlamentarische Rechte. Über die Folgen davon aber denkt man auf dieser Seite meist viel zu gleichgültig, als daß man sich Mühe gäbe, in geeigneter Form der Vorstellung entgegenzuarbeiten, als ob Wahrheit und freies Manneswort lediglich bei der äußersten Linken zu finden sei. Im Gegenteil, wer in unseren Parlamenten öfter Zeuge gewesen ist, wie Ausführungen, in denen Redner der äußersten Linken, wenn auch mit ungenügender Sachkunde und ein wenig zu viel Pathos, bekanntermaßen volkstümliche Anschauungen vertreten, von der Rechten nicht mit klugberechneter Gegenrede, sondern mit beleidigender Gleichgültigkeit oder Heiterkeit aufgenommen werden, der wird sich nicht so sehr wundern, daß die Sympathien des schlichten Zuhörers sich auf die falsche Seite lenken.

Es scheint übrigens bei der allgemeinen Unzufriedenheit und dem Anschwellen der Sozialdemokratie noch ein anderes Moment im Spiel zu sein, eine wirkliche Opposition gegen den Gegenwartsstaat, die sich je länger je mehr entwickelt. Diese Gegnerschaft sucht gleichfalls vorläufig ihren Ausweg in der Unterstützung der Sozialdemokratie, weil sie ihren Widerspruch gegen das Bestehende so am schärfsten zum Ausdruck bringen kann, nicht aber, weil sie dem sozialdemokratischen Programm zustimmt. Denn um soziale und wirtschaftliche Probleme handelt es sich für sie erst in zweiter Linie. Es ist nur die Form des herkömmlichen Beamten- und Militärstaats, den man als lästig empfindet. Wenn der Bauer und Handwerker der alten Zeit mit den Behörden und der Polizei zu tun hatte, so empfand er die starke Bevormundung wohl oft genug recht unbequem, aber er sagte sich: „Das muß ertragen werden; denn so viele studierte und erfahrene Herren versichern, daß die Ordnung im Staat sonst nicht erhalten werden kann". Der moderne Arbeiter glaubt das nicht mehr und kann es nicht mehr glauben, denn er sieht in den großen Privatbetrieben der Gegenwart täglich

und stündlich mit eigenen Augen, daß eine große Organisation ohne Verschwendung von Personal und Zeit an überflüssige Dinge und ohne Belästigung ihrer Angestellten mit Nebensachen vollkommen in Ordnung gehalten werden kann. Ist er gar in England oder jenseits des großen Wassers gewesen, so weiß er erst recht, daß es auch ohne die Allee von Paragraphen, Verordnungen und Strafbestimmungen geht, durch die der deutsche Staatsbürger seinen Lebensweg zu nehmen hat. Der deutsche Bureaukratismus hat eine seltene Geschicklichkeit, auch den wohltätigsten, vernünftigsten Einrichtungen ein Moment der Belästigung anzuhängen, alles natürlich in der ehrlichen Meinung, daß es nicht anders gehe. Jede dieser Belästigungen bedeutet an sich für die meisten Staatsbürger eine Kleinigkeit; in ihrer Summierung ergeben sie aber einen Nährboden, auf dem der Unzufriedenheitsbazillus kräftig gedeiht. Und wenn es dann an den nötigen Gegenwirkungen und Heilmitteln fehlt, so richten sich die Augen auf jene Partei, von der man nicht genau weiß, was sie will, die aber doch immer noch die beste Aussicht gibt, daß alle die Zöpfe einmal abgeschnitten werden und der ganze Wust einmal ausgekehrt wird.

Eine unnötige Starrheit im Festhalten am Hergebrachten sieht die öffentliche Meinung auch in dem sogenannten „Militarismus", — sehr mit Unrecht, da unsre Heeresleitung jeder mit dem Geist des Heeres irgend vereinbaren zeitgemäßen Forderung bereitwillig Rechnung trägt. Aber der durch Agitation beständig wachgehaltene Geist des Radikalismus verzeichnet mit Mißtrauen jede kleine Gegenströmung, jede menschliche Unvollkommenheit und vor allem jedes Symptom, das auf eine stärkere Absonderung der Armee von den bürgerlichen Kreisen und Interessen hinzudeuten scheint. Und da die Masse und der Durchschnitt nur nach Äußerlichkeiten und Eindrücken urteilen kann, so findet diese Agitation gleichfalls einen fruchtbaren Boden.

Nun wird von vielen Seiten mit Eifer hervorgehoben, daß die Besiegten in diesem Wahlkampf vor allem die Agrarier seien und daß das deutsche Volk in den Wahlen sein Verdammungsurteil über den „Brotwucher" gefällt habe. Das ist doch nur mit starken Einschränkungen richtig. Man sieht nicht recht ein, warum denn die Herren von der freisinnigen Vereinigung so schlecht abgeschnitten haben und warum denn den Konservativen und dem Zentrum nicht mehr Abbruch geschehen ist. Soweit das alberne Bangemachen mit dem „Brotwucher" überhaupt gewirkt hat, war es nur möglich auf dem durch allerlei sonstige Unzufriedenheit schon vorbereiteten Boden. Wer wegen des Zolltarifs sozialdemokratisch gewählt hat, hätte es auch ohnedies getan. Aber ganz übersehen kann natürlich nicht werden, daß die entschiedensten, in ihren Forderungen am weitesten gehenden Vertreter der Agrarier, die allein und ausdrücklich auf das Programm des Bundes der Landwirte hin gewählt worden waren, aus dem neuen Reichstag verschwunden sind, und daß überall da, wo der Bund den weniger schroff gesinnten konservativen Kandidaten entgegenzutreten oder auf sie einen Druck auszuüben versucht hat, dieses Bestreben einen Mißerfolg auf-

weist. Eine Ausnahme finden wir allerdings in dem Wahlkreise Elbing-Marienburg, wo die Agrarier durch eine besonders populäre Persönlichkeit vertreten waren und ihre Gegner nicht mit der nötigen Einigkeit und Zielsicherheit vorgingen. Aus dem Gesamtergebnis aber kann man wohl die Hoffnung schöpfen, daß die konservative Partei des neuen Reichstags, obwohl sie selbstverständlich so „agrarisch" bleiben wird, wie es ihrem Programm entspricht, sich doch von dem Terrorismus der Bundesführer mehr emanzipieren wird.

Zum Schluß werden wir noch kurz darauf hinzuweisen haben, daß natürlich auch viele örtliche und persönliche Einflüsse bei den Wahlen sich geltend machten. Besonders aufgefallen ist der starke Erfolg der Sozialdemokratie im Königreich Sachsen. Von den 23 Wahlkreisen des Königreichs sind jetzt 22 sozialdemokratisch vertreten. Gewiß haben dabei mannigfache, besonders wirtschaftliche Ursachen mitgewirkt, aber in der Hauptsache ist es doch die Quittung über die politisch höchst unkluge Änderung des Landtagswahlrechts, die in ihrer Nachwirkung zu dem jetzigen, längst vorausgesagten Ergebnis führen mußte.

Auf Einzelheiten kann und soll hier nicht eingegangen werden. Es handelt sich hier nur darum, in der politischen Lage, wie sie sich unmittelbar nach den Wahlen darstellt, die wichtigste Erscheinung zu kennzeichnen und einigermaßen nach ihren Ursachen zu würdigen. Das ist eben der Erfolg der Sozialdemokratie. Wie sich die anderen Parteien dazu stellen, wird vielleicht Gegenstand der nächsten Betrachtung sein können. Einstweilen gilt es, sich von den unerfreulichen Erscheinungen nicht niederdrücken zu lassen. Der Kaiser selbst hat unter dem frischen Eindruck der Wahlen bei der Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals in Hamburg herrliche Worte der Ermutigung gesprochen, und darunter auch die ernste Mahnung: „Möge das deutsche Volk sich selbst und seinen Idealen treu bleiben!"

Unser öffentlicher Geist ist in einem herzlosen Erwägen von für und Wider befangen; es fehlt uns an dem inneren Müssen. Ganz im Gegensatze zu dem recht humanen, aber nicht besonders „weisen" Nathan Lessings erkennt nämlich der wahrhaft Weise als einzig richtig: Der Mensch muß müssen. Richard Wagner.

„Wollen wir hoffen?" (Ausgewählte Schriften" S. 248.)

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

(Zur Entwicklung des nordwesteuropäischen Überseeverkehrs. — Ein neuer Weltverkehrsweg. — Argentinische Aussichten.)

Im Laufe des letzten Menschenalters hat der nordwesteuropäische Überseeverkehr einschneidende Wandlungen erfahren. Vermittelt wird er heute wie damals im wesentlichen durch die großen Häfen London, Liverpool, Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam und Havre. Im Jahre 1870 besaßen Liverpool und London mit einem Fernverkehr in Ein- und Ausfahrt von 13,9 Millionen Nettoregistertonnen ein Übergewicht über die anderen sechs Häfen, die nur einen Verkehr von insgesamt 11,4 Millionen Tonnen aufzuweisen hatten. Seither ist das Übergewicht der beiden englischen Häfen beseitigt worden, da sie im Jahre 1900 nur einen Fernverkehr von 28,4 Millionen Tonnen erreicht hatten, während der Verkehr der sechs festländischen großen Häfen auf 53,6 Millionen Tonnen angewachsen war. Diese Wandlung wurde herbeigeführt durch den gewaltigen Aufschwung von Hamburg, Antwerpen und Rotterdam, die ihren Verkehr mehr als verfünffachten, während London und Liverpool nur eine mäßige Zunahme aufzuweisen hatten. Der Londoner Hafen steht mit einem Fernverkehr von 16,7 Millionen Tonnen noch heute an erster Stelle, doch ist ihm Hamburg mit einem Verkehr von 16,1 Millionen Tonnen ganz nahe gerückt, die dritte Stelle nimmt Antwerpen mit 13,4 Millionen Tonnen ein, dann folgen Rotterdam und Liverpool mit je 11,7, Bremen mit 5,0, Havre mit 4,4 und Amsterdam mit 2,9 Millionen Tonnen, Rotterdam und Antwerpen sind wesentlich durch den deutschen Verkehr groß geworden und in erheblichem Maße Anlaufhäfen für deutsche Schiffe. In Rotterdam trafen 1902 1933 deutsche Schiffe mit 1,4 Millionen Registertonnen ein. Beiläufig wurden 1902 auf dem Rhein bei dem niederländischen Zollamt Lobith 5,9 Millionen Tonnen Güter aus Deutschland und 8,3 Millionen Tonnen nach Deutschland durchgeführt. Seit Ende der achtziger Jahre ist der Rheinseeverkehr, der in der Hansezeit zwischen Köln und London ziemlich lebhaft war, von verschiedenen deutschen Gesellschaften, seit 1898 auch in Gestalt eines Seeleichterverkehrs zwischen Köln, Ruhrort und Duisburg einerseits, London, Hamburg, Bremen und den Ostseehäfen andererseits wieder aufgenommen und dadurch eine Umgehung der Vermittelung der holländisch-belgischen

Hafenplätze ermöglicht worden. Die deutsche Rheinseedampferflotte wächst erfreulich und verdient jedwede Unterstützung.

Auf Grund einer eingehenden Darstellung kommt Dr. Kurt Wiedenfeld in seinem inhaltvollen Werk „Die nordwesteuropäischen Welthäfen" (Heft 3 der Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde, herausgegeben von Professor Freiherrn von Richthofen) zu der folgenden Auffassung: Mittelpunkt des heutigen Welthandels und allen Nebenbuhlern weit voraus ist noch immer London, wo für fast alle Welthandelswaaren ein regelmäßiger Markt gegeben ist und wo der Weltkapitalverkehr noch unbestritten sich konzentriert. Ihm strebt am beharrlichsten Hamburg nach, dessen Eigenhandel zwar auf einige wichtige Massenrohstoffe verzichten muß, sich aber im übrigen einer bemerkenswerten Vielseitigkeit rühmen darf und alle Anzeichen kräftigen Fortschreitens zeigt. Antwerpen bleibt dahinter nur wenig zurück. Liverpool und Bremen haben sich im wesentlichen auf gewisse Sondergebiete beschränkt, Liverpool auf Baumwolle, Getreide, Palmöl und Kautschuk, Bremen auf Baumwolle, Petroleum, Taback und Reis und erringt darin immer größere Bedeutung. Havre und vollends Amsterdam begnügen sich dagegen, das Erworbene festzuhalten, während Rotterdam mehr und mehr zum reinen Speditionsplatz wird. Hamburgs gegenwärtiger Aufschwung (in der Zeit von 1872 bis 1901 stieg die Einfuhr von 2,1 auf 9,7, die Ausfuhr von 0,7 auf 4,7 Millionen Tonnen zu je 1000 Kilo) beruht auf seinem weiten, bis nach Österreich hinübergreifenden Hinterlande und dessen aufsteigender Entwicklung. Aus der Statistik des Hamburger Hafens ist bemerkenswert, daß der transatlantische Verkehr erheblich stärker zugenommen hat als der europäische. Im europäischen Verkehr hob sich die Einfuhr von 1,7 Millionen Tonnen in 1872 auf 5,1 Millionen Tonnen in 1901, die Ausfuhr von 0,5 Millionen Tonnen in 1872 auf 2,7 Millionen Tonnen in 1901, im transatlantischen Verkehr dagegen die Einfuhr von 0,5 Millionen Tonnen in 1872 auf 4,6 Millionen Tonnen in 1901, die Ausfuhr von 0,2 Millionen Tonnen in 1872 auf nahezu 2,0 Millionen Tonnen in 1901. Die transatlantische Einfuhr steht der europäischen nur noch wenig nach. Nach der Zahl der Schiffe hat sich Hamburgs Verkehr mit europäischen Häfen mehr als verdoppelt, mit transatlantischen dagegen mehr als vervierfacht. Das ist ein Zeichen wachsender Selbständigkeit des deutschen Überseeverkehrs, insbesondere gegenüber England. Mit England unterhält Hamburg den verhältnismäßig regsten Verkehr. Noch vor einem Menschenalter hatte die englische Schiffahrt in Hamburg ein Übergewicht, im Jahre 1872 entfielen in Hamburg 55 Prozent des Schiffsnutzraumes auf den englischen und nur 32 Prozent auf den deutschen Schiffahrtsverkehr. Nach langem Kampfe hat sich seit 1897 das Blatt gewendet und im Jahre 1901 war der englische Anteil auf 35 Prozent gesunken, der deutsche dagegen auf 53 Prozent gestiegen. Vor fünfzig Jahren belief sich die englische Einfuhr auf über 70 Prozent und so blieb es bis 1872. Heute ist der englische Anteil auf 33 Prozent und die Hamburger Seeausfuhr nach England von 49 auf 26 Prozent zurückgegangen. So bestätigt die Hamburger Statistik, was der

beste Kenner dieser Verhältnisse, der Hamburger Kaidirektor Winter, in einem Vortrage vor der Ortsgruppe Hamburg des Alldeutschen Verbandes hervorgehoben hat, den großen Aufschwung des deutschen Verkehrs nach den transatlantischen Häfen und zugleich den Rückgang des englischen Zwischenhandels im Verkehr mit Deutschland. Auch die übrigen festländischen Häfen haben einen erheblichen Rückgang des englischen Anteils an ihrem Verkehr aufzuweisen, auch sie sind bestrebt, sich in ihren Beziehungen zu den überseeischen Gebieten selbständiger zu stellen. Daneben steht die nordamerikanische Union im Begriff, sich einen entsprechenden Anteil an dem Weltschiffahrtsverkehr zu sichern. Trotz des gewaltigen Zuwachses der englischen Handelsflotte an Schiffsraum nimmt ihr Anteil an der Bewältigung des Weltverkehrs ab, während sich die deutsche Handelsflotte einer Zunahme erfreut. Die englische Handelsflotte umfaßt etwa 45 Prozent der Welthandelsflotte und ist fünfmal so stark als die deutsche. Gleichwohl hat die deutsche Handelsflotte im Jahre 1899 nach Schiffsraum gemessen etwa 11½ Prozent des Gesamtweltverkehrs vermittelt, die englische dagegen nur viermal soviel. Besonders besorgt ist man in England über die Entwicklung des Verkehrs mit den eigenen Kolonien. Abgesehen von Indien ist im letzten halben Jahrhundert die Einfuhr Englands aus seinen Kolonien um 16 Prozent und im gleichen Verhältnis die Ausfuhr dorthin zurückgegangen. Daraus erklären sich die größerbritischen Zollverbandsbestrebungen.

Die Zurückdrängung der englischen Schiffahrt im Weltverkehr wird von den Engländern unangenehm empfunden. Das Streben der Völker nach größerer verkehrspolitischer Selbständigkeit auf der Weltverkehrsstraße und nach möglichster Befreiung von dem Übergewicht der englischen Schiffahrt ist natürlich und berechtigt. Leider verübeln die Engländer, erfüllt von einer in solcher Schärfe nicht zu rechtfertigenden Deutschfeindlichkeit, jenes Streben einzig und allein den Deutschen und befürchten von den verkehrspolitischen Fortschritten der Deutschen eine besondere Gefahr, während sie sich vor der ungleich größeren Gefahr, die ihnen droht, vor den Übergriffen der nordamerikanischen Trustspekulanten, aus Liebe zu der großen Republik jenseits des Meeres die Augen verschließen. Der Haß macht ebenso blind wie die Liebe, auch die sonst so nüchternen Engländer. Wann wird ihnen die bessere Erkenntnis kommen?

Noch hat der Vertrag der nordamerikanischen Union mit der Republik Kolumbien über den Panamakanal nicht ratifiziert werden können. Diese Ratifizierung stößt in Kolumbien auf hartnäckigen Widerspruch. Man befürchtet daselbst ernsthaft oder vielleicht auch nur vorgeblich Gefahren für die Unabhängigkeit der kleinen Republik, wenn ein so gewichtiger Gebietsteil, wie der 10 km breite Kanalstreifen, mit dem Rechte, Truppen zu dessen Schutz zu entsenden, an die übermächtige Union abgetreten wird. Im kolumbischen Kongreß verlangt man Abänderungen des Vertrages, um ihn zum Scheitern zu bringen, da auf dessen unveränderter Annahme die Union bestehen muß. Im Grunde genommen scheinen die leitenden Kreise Kolumbiens die Hoffnung zu hegen,

mehr Geld aus dem Vertrage herauszuschlagen, als ihnen in Washington bewilligt worden ist. In der Hauptsache verlangt man eine Erhöhung der einmaligen Abfindung für den 10 km breiten Landstreifen von 10 auf 20 Millionen Dollars mit Rücksicht darauf, daß der französischen Panamagesellschaft eine Abfindung von 40 Millionen Dollars gewährt wurde, während die Bauten mit den Maschinen kaum die Hälfte wert waren. Voraussichtlich wird der zähe Widerstand Kolumbiens schließlich, wenn auch vielleicht mit einem beträchtlichen Aufwande an Geduld und Zeit und erst mit Hülfe des allmächtigen Dollars, überwunden werden, da die leitenden Kreise in Washington die Anwendung von Gewalt gegen irgend eine amerikanische Republik insbesondere gegen Kolumbien, dessen Integrität sie gewährleistet haben, unter allen Umständen vermeiden wollen.

Angesichts dieses unerwarteten Widerstandes wird voraussichtlich die Fertigstellung des Kanals, die für das Jahr 1917 in Aussicht genommen worden war, eine Verzögerung erleiden. Bis dahin müssen die Dampfer, die zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Meere verkehren, den weiten Umweg durch die Magelhanstraße oder über das Kap Horn einschlagen und benötigen zur Fahrt von New York nach St. Franzisko 56 bis 60 Tage, während durch den Panamakanal diese Fahrzeit auf knapp 25 Tage, also um mehr als die Hälfte, vermindert werden würde. Infolge des steigenden Verkehrs macht sich das Bedürfnis nach einer raschen und billigen Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere in solchem Maße geltend, daß man in Mexiko daran geht, durch Organisation eines Umschlagdienstes in Verbindung mit einer leistungsfähigen Überlandbahn diesem Bedürfnis zu entsprechen und dem Panamakanal einen Vorsprung abzugewinnen. Gelingt der Versuch, dann wird der Panamakanal mit einer nicht zu unterschätzenden Konkurrenz zu rechnen haben und genötigt sein, dem Verkehr größere Zugeständnisse zu machen, als sie ein so monopolistisches Verkehrsunternehmen zu gewähren geneigt ist.

Der neue Weltverkehrsweg wird über die Landenge von Tehuantepec führen. Sir Westmann Pearson, ein kapitalskräftiger und erfolgreicher Unternehmer englischer Staatsangehörigkeit, der in den Häfen von Gibraltar, Alexandrien und Dover große Bauten ausgeführt hat, ist von der mexikanischen Regierung beauftragt worden, die Tehuantepec-Bahn, die bisher schlecht gebaut war und weder mit ihrem festen noch mit ihrem rollenden Material den berechtigten Ansprüchen des Verkehrs genügen konnte, zu einer leistungsfähigen Bahn ersten Ranges auszugestalten und zugleich an den Endpunkten dieser nur 310 km langen Bahn die bisher offenen Reeden Coatzecalcos und Salinacruz in gesicherte und sturmfreie Häfen umzuwandeln, die den Bedürfnissen des internationalen Schiffahrtsverkehrs genügen können. Sir Westmann Pearson hat sich bereits anheischig gemacht, die Tonne Güter (1000 kg) mit der Tehuantepecbahn von einem Hafen zum andern einschließlich der Ein- und Ausladung, also vom Atlantischen zum Stillen Meer und umgekehrt, für einen Dollar Gold zu befördern, während die Panamaeisenbahn bei geringerer Leistungsfähigkeit 5 Dollars

berechnet. Um dem neuen Überlandweg einen größeren Verkehr zuzuführen, soll zu seinem Ausgangspunkt auch der Welthafen Veracruz gemacht werden. Zu diesem Zweck ist die Veracruz-Pacific-Eisenbahn gebaut, die bei der Station Santa Lucrecia in die Tehuantepecbahn einmündet. Nach Fertigstellung der Hafenbauten in Salinacruz wird es möglich sein, Waren von Veracruz nach Salinacruz, also vom Atlantischen nach dem Stillen Meer oder umgekehrt, in 24 Stunden einschließlich der erforderlichen Umladung zu befördern. Einen rascheren Verkehr wird auch der Panamakanal nicht herstellen können und es frägt sich nur, ob von dem Panamakanal noch günstigere Frachtbedingungen zu erwarten sind. Das muß nach allem, was man hört, bezweifelt werden, da nach den Andeutungen nordamerikanischer Blätter die Gebühren für die Fahrt durch den Panamakanal auf 2 Dollars für die Tonne bemessen werden sollen, während sich bei dem Wege über die Landenge von Tehuantepec die Kosten für die Umladung nebst Beförderung insgesamt nur auf 1 Dollar für die Tonne stellen. Wenn Sir Westmann Pearson seine Zusage durchführt und wenn die Gebühren des Panamakanals wirklich mit 2 Dollars für die Tonne angesetzt werden, dann wird sich ein sehr erheblicher Teil des interozeanischen Verkehrs der vorteilhafteren Konkurrenz des Panamakanals zuwenden. Insbesondere wird sich die europäische Schiffahrt mit Vorteil dieses Konkurrenzweges bedienen, falls auf dem Panamakanal wirklich, was angeblich beabsichtigt wird, für nordamerikanische Schiffe ermäßigte Vorzugstarife eingeführt werden sollten. Ist einmal der neue Weltverkehrsweg über die Tehuantepecbahn fertig gestellt und der Ausbau der beiden Häfen vollendet, was in zwei Jahren zu erwarten steht, so wird der Güteraustausch Deutschlands mit den Weststaaten Südamerikas erheblich erleichtert und verbilligt und zugleich ein Güteraustausch mit den Weststaaten Nordamerikas namentlich mit Kalifornien ermöglicht werden und sicher werden die großen deutschen Seeschiffahrtsgesellschaften rechtzeitig zur Stelle sein, um die Vorteile des neuen Weges für den deutschen Handel zu nützen.

Noch ein anderer Weltverkehrsweg wurde kürzlich in etlichen deutschen Blättern angepriesen, indessen kann diese Konkurrenz nicht ernstlich in Betracht kommen. Ein internationaler Gründer und Faiseur, Arthur E. Stilwell, der in Nordamerika einige Eisenbahnen gebaut haben soll, allerdings ohne den Aktionären die verheißenen Gewinnanteile zahlen zu können, will eine neue unmittelbare Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Meer schaffen und zwar unter Benutzung der nordamerikanischen Bahnen von Kansas-City (westlich von St. Louis) durch Erbauung einer Eisenbahn nach der Bucht von Topolobampo an der mexikanischen Küste des Stillen Meeres, etwa unter dem 25½. Breitengrade gelegen. Die Entfernung von Kansas-City nach Topolobampo mag um 800 km kürzer sein als die Entfernung von Kansas-City nach San Franzisko. Für den Überlandverkehr von Gütern ist es aber ziemlich gleichgültig, ob sie 5000 km zu überwinden d. h. zu bezahlen haben oder aber nur 4200 km. Die Bahnfracht ist, wo es sich um tausende von Kilometern handelt, viel zu hoch,

um mit den billigen Sätzen des Seeweges auch nur annähernd konkurrieren zu können. Herr Stilwell will einen Durchgangsverkehr Europa—New York—amerikanischer Contingent—Pacific—Asien schaffen und soll darüber mit der Hamburg—Amerikalinie einen Kartellvertrag abgeschlossen haben. Besteht wirklich ein solcher Vertrag, so wird sich, falls es Herrn Stilwell überhaupt gelingen sollte, die Kansas-City—Topolobampobahn fertig zu stellen, bald zeigen, daß diese Linie für den Massengüterverkehr zwischen den Häfen des Atlantischen und Stillen Meeres keine Bedeutung erlangen kann, weil sie viel zu teuer ist. Nur für den Personen und Eilverkehr würde sie in Betracht kommen, ferner für die Beförderung hochwertiger Güter, die eine kostspielige Fracht ertragen, und endlich in gewissen Grenzen für den Güterverkehr mit der Westküste Mittel- und Südamerikas. Besitzt Herr Arthur E. Stilwell wirklich, was noch bezweifelt werden muß, die erforderliche Kapitalskraft, um die gedachte Bahn überhaupt fertig zu stellen, so dürfte sie nach dem Vorbilde anderer Pacificbahnen den Charakter einer großen Terrainspekulation annehmen. Die Bahn, die erheblich weniger Terrainschwierigkeiten zu überwinden hat als die nördlichen Pacificbahnen, führt durch verhältnismäßig ebenes Prairieland, das sehr billig zu haben ist. Vermutlich kann der Unternehmer auch dort ohne Opfer einen breiten Streifen längst der Bahn erwerben, der sich dann parzellieren und mit gutem Gewinn verkaufen läßt, so daß wiederum die Pflanzer es sind, die im wesentlichen die Kosten dieser Bahn zu zahlen haben. Keinesfalls hat dieses Unternehmen für die deutsche Schiffahrt und für den Weltverkehr jene große Bedeutung, die ihm von seinen Interessenten beigelegt wird. Vielleicht gerät es bald wieder, sollte es wirklich zu Ende geführt werden, in Vergessenheit wie der neue Name, den Herrn Arthur E. Stilwell dem Hafen von Topolobampo gab, indem er ihn „Port Stilwell" nannte. Die Mexikaner sind über diese Selbstverherrlichung einigermaßen ärgerlich und denken nicht daran, den allerdings etwas verbesserungsbedürftigen Namen Topolobampo zu Gunsten der Eitelkeit eines internationalen Faiseurs fallen zu lassen.

Abgesehen von der nordamerikanischen Union ist kein zweiter Staat auf die europäischen Märkte in solchem Maße angewiesen wie Argentinien. Argentiniens Warenausfuhr belief sich im Jahre 1902 auf rund 718 Millionen Mark. Davon bezogen die amerikanischen Staaten insgesamt nur für knapp 100 Millionen Mark. Die ganze übrige Ausfuhr ging nach Europa, und zwar nach Großbritannien für 140 Millionen Mark, nach Frankreich für 118, nach Deutschland für 92, nach Belgien für 55, nach Italien für 17, nach Holland für 11 und nach Spanien für 8 Millionen Mark. Argentiniens Ausfuhr besteht in der Hauptsache aus Erzeugnissen der Viehzucht, die im Jahre 1902 einen Wert von 418 Millionen Mark hatten und über 58 Prozent des Gesamtwertes der Ausfuhr ausmachten. Argentinien führte im Jahre 1902 für 183 Millionen Mark Wolle aus, für 35 Millionen Mark getrocknete Rindshäute, für 34 Millionen Mark Schaffelle, für 31 Millionen Mark Weizen, für 26 Millionen Mark gefrorene

Hammel, für 22 Millionen Mark lebendes Vieh, für 16 Millionen Mark Mais usw. In absehbarer Zeit kann der nordamerikanische Markt den argentinischen Ausfuhrinteressenten keinen annähernden Ersatz für die europäischen Märkte bieten, selbst nicht durch einen noch so günstigen Gegenseitigkeitsvertrag, aus dem einfachen Grunde, weil Nordamerika seinen Bedarf an denjenigen Erzeugnissen, in denen Argentinien besonders ausfuhrkräftig ist, zum größten Teil selbst erzeugt. Wenn die argentinischen Staatsmänner gleichwohl mit den allamerikanischen und europafeindlichen Bestrebungen, wie sie von Washington aus betrieben werden, liebäugeln, so stellen sie ihren Wunsch, mit der übermächtigen Republik im Norden möglichst freundschaftlich zu stehen, über die wirtschaftlichen Interessen ihres Landes. Vielleicht haben sie dabei den Hintergedanken, der auch tatsächlich richtig ist, daß an eine Verwirklichung der allamerikanischen Bestrebungen in absehbarer Zeit nicht zu denken ist. — Die letzte Ernte ist überaus reichlich ausgefallen und man berechnet die diesjährige Ausfuhr Argentiniens an landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf annähernd 800 Millionen Mark. Hat der Bauer Geld, hat es die ganze Welt. Das gilt auch für Argentinien, freilich sind dort die Bedürfnisse des Staates überaus groß. Bei einer Bevölkerung von nur 4 Millionen Köpfen belaufen sich die Ausgaben für die Republik auf 320 Millionen Mark, für die Provinzen und Gemeinden auf 240 Millionen Mark. Nicht weniger als 15 Staatsoberhäupter nebst 15 Stellvertretern, 30 Kammern mit Abgeordneten und Senatoren und ein unverhältnismäßig großes Beamtenheer sind zu unterhalten. — In den letzten Jahren war die Einwanderung beträchtlich und im Jahre 1901 auf 126000 Köpfe gestiegen. Nahezu die Hälfte dieser Einwanderer bestand aber aus Italienern und mehr als 50000 Personen sind im Jahre 1901 wieder ausgewandert, offenbar nachdem sie bittere Enttäuschungen erlebt hatten. Im Ackerbauministerium macht man seit langer Zeit erneute Anstrengungen, um die Einwanderung wieder zu beleben. Diesem Zwecke diente eine in sieben Sprachen herausgegebene Schrift u. d. T.: „Kurze Notizen über die argentinische Republik als Einwanderungsgebiet“ mit einer ganzen Reihe von überaus optimistischen, zum Teil übertriebenen und irreführenden Angaben und außerdem wurden zwei argentinische Professoren nach Europa gesandt, um dort für die Auswanderung nach Argentinien Stimmung zu machen. Vom nationalen Standpunkte wäre es erwünscht, wenn die deutschen Auswanderungslustigen von der Übersiedelung nach Nordamerika zurückgehalten und nach Argentinien hin geleitet werden könnten, wo sie ihre nationale Art mindestens länger bewahren als in der Union. Das bebauungsfähige Land wird auf 1,1 Millionen Geviertmeilen berechnet, während die Gesamtbevölkerung nur 5 Millionen Köpfe beträgt. Argentinien bietet für den strebsamen Landwirt sehr günstige Aussichten. Auch ist fruchtbares Land unter angemessenen billigen Bedingungen zu haben. Allein man darf darüber die Schattenseiten Argentiniens nicht vergessen, die hauptsächlich in der Mangelhaftigkeit der argentinischen Verwaltung bestehen. Überall herrschen Protektion und Korruption und außerhalb der großen Städte ist es um die Sicherheit von Leben und

Eigentum übel bestellt. Notwendig ist vor allem die Reorganisation der Polizeiverwaltung und die Schaffung einer ehrlichen Rechtsprechung, ferner eine Reform der Steuer- und Zollgesetzgebung. Durch ein widersinniges Steuersystem werden die notwendigsten Lebensbedürfnisse übermäßig verteuert und durch hohe Zölle künstliche Industrien zum Vorteil weniger Unternehmer auf Kosten der Allgemeinheit gezüchtet. Erst kürzlich verlangte die Handelskammer von Buenos Aires die Beseitigung der Steuern auf die Erzeugung, die Herabsetzung der Eisenbahntarife, wie überhaupt liberalere Gesetze, damit das Leben verbilligt und die Einwanderung wieder vermehrt wird. In der Tat wird man in Argentinien erst nach den notwendigsten Reformen, die aber auch durchgeführt werden müssen und nicht bloß auf dem Papier bleiben dürfen, die Hoffnung hegen können, wieder Einwanderer in größerer Zahl zu erhalten, auch Deutsche, die dort als besonders erwünscht angesehen werden. Vor dem deutschen Kolonialkongreß vom Herbst 1902 empfahl Herr M. G. Alemann, Herausgeber des „Argentinischen Wochenblatts" in Buenos Aires, auf das wärmste Argentinien als Siedlungsgebiet für die deutsche Auswanderung und hob dabei neben den unleugbar günstigen wirtschaftlichen Bedingungen den Umstand hervor, daß nirgends die germanische Rasse an Sprache und Eigenart zäher festhält als dort. Indessen müssen sich die deutschen Einwanderer in Argentinien alsbald naturalisieren lassen und so erscheint es zweckmäßiger, die deutsche Auswanderung zunächst zu gunsten Südbrasiliens zu beeinflussen, wo bereits ein starkes Deutschtum besteht und die deutsche Reichsangehörigkeit der Einwanderer aufrecht erhalten werden kann. Ende Mai erörterte die „English Literary Society" in Buenos Aires die Frage, ob Argentinien für die englische Auswanderung zu empfehlen ist. Nach langer Aussprache entschied sich die Mehrheit dafür, daß es auswanderungslustigen Engländern, soweit sie Ackerbau treiben wollen, nicht anzuraten ist, nach Argentinien zu kommen, wohl dagegen solchen Engländern, die über ein gewisses Kapital verfügen und sich kaufmännisch oder gewerblich beschäftigen wollen. Auch die Engländer klagen über die Mißstände der Verwaltung, obwohl sie keine rechte Ursache dazu haben, denn ihre Gerechtsame wird, wie das „Argentinische Wochenblatt" versichert, mehr geachtet als die der übrigen Ausländer und die zahlreichen Unternehmungen, die in Argentinien mit englischem Kapital gegründet werden, die Eisenbahn-, Gas-, Hypothekenbank- und sonstigen Finanzunternehmungen werfen hohe Gewinne ab und beschäftigen viele Engländer, während das deutsche Großkapital sich bisher zum Schaden der deutschen Sparer lediglich für die Ausgabe und den Vertrieb zweifelhafter Staats- und Provinzpapiere interessierte, weil dabei der Zwischengewinn sicherer, leichter und rascher zu diskontieren war.

Von Wichtigkeit für die fremden Staatsangehörigen ist eine Gesetzesvorlage, wonach in Zukunft nicht nur in Zivilrechtssachen zwischen argentinischen Bürgern und Ausländern, sondern auch in Strafsachen, in denen ein Ausländer als Ankläger, Angeklagter oder Geschädigter beteiligt ist, die Bundesgerichte zuständig sein sollen.

Zu dieser Vorlage ist die Regierung gekommen, weil nach ihrem Zugeständnis dem Minister des Äußeren in zahlreichen Fällen diplomatische Beschwerden wegen der Rechtspflege in der Republik unterbreitet worden sind. Da diese Rechtspflege bisher von der Bundesregierung weder ausgeübt noch überwacht wurde, so entstanden daraus für die Bundesregierung viele Schwierigkeiten und Umstände, die sie in Zukunft unbedingt vermeiden will. Es sind demnach von Seiten der europäischen Vertreter Beschwerden erhoben worden, und diese Beschwerden haben Erfolg gehabt. Die Provinzgerichte verhandelten geheim und kamen oft genug zu bedenklichen Entscheidungen. Nach der Versicherung des „Argentinischen Wochenblatts" wird die neue Bestimmung wenigstens für die Fremden eine bessere Rechtspflege schaffen, während andere Kreise bedauern, daß die Fremden nur noch in der Hauptstadt ihr Recht finden werden vor einem Gericht, das möglicherweise fremdenfeindlich voreingenommen ist.

Aus neuen Büchern.

„Der Grundsatz aber, daß die Grenzen der Macht eines an der See gelegenen Reiches nur so weit reichen, als es imstande ist, diese durch seine Flotte zum Ausdruck zu bringen, mag hier noch angeführt werden."

Aus: Politik und Seekrieg von Rudolf v. Labrés, K. und K. Linienschiffs-Kapitän d. R. (Mittler & Sohn, Berlin 1903.)

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Eine Statistik der im Auslande lebenden deutschen Reichsangehörigen und Reichsgebürtigen. — Schulwesen. — Schweden. — Ungarn. — Rumänien. — Nordamerika. — China.

Nach Meldungen der Tagespresse will die Reichsregierung statistische Ermittelungen über die im Auslande lebenden Reichsdeutschen anstellen, offenbar inmitten der Vorarbeiten für die bereits seit längerer Zeit angekündigte Novelle zu dem Reichsgesetz über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die zweckmäßige Abänderung der unglücklichen Bestimmung, wonach der deutsche Reichsangehörige nach zehnjährigem ununterbrochenem Aufenthalt im Auslande seine Reichsangehörigkeit ohne weiteres verliert, wenn er sich nicht bei dem zuständigen deutschen Konsul eintragen läßt. Außer deutschen Reichsangehörigen finden sich im Auslande noch viele Tausende von Reichsgebürtigen, die auf Grund der erwähnten Bestimmung ihre Reichsangehörigkeit verloren haben, vielfach ohne es zu wollen. Auch diese müßten mit ihrem Nachwuchs bei der Zählung berücksichtigt werden, mindestens soweit exotische Länder in Betracht kommen. Weitaus am zahlreichsten finden sich deutsche Reichsangehörige und Reichsgebürtige in der nordamerikanischen Union, nach der dortigen Statistik 2,8 Millionen, die indessen, soweit sie formell dem deutschen Reichsverbande überhaupt noch angehören, als verloren zu betrachten sind, weil sie sich selbst nicht mehr als deutsche Reichsangehörige fühlen. Abgesehen von den Deutschamerikanern dürfte die Zahl der deutschen Reichsangehörigen und Reichsgebürtigen im Auslande ein Million nicht erheblich überschreiten. Nach ausländischen Ermittelungen und Schätzungen wohnen in Großbritannien und seinen Kolonien 150000, in Österreich-Ungarn 120000, in der Schweiz 112000, in Rußland und Polen 100000, in Frankreich 90000, in Belgien 40000, in Holland 30000, in Brasilien 50000 und in den übrigen europäischen Staaten, in Mittel- und Südamerika, in Asien und Afrika annähernd noch 100000 deutsche Reichsangehörige oder Reichsgebürtige. Die geplanten Erhebungen der Reichsregierung werden darüber dankenswerte Gewißheit schaffen.

Schulwesen. Auf dem zweiten Verbandstage deutscher Schulen in Rumänien am 23. April 1903 wurde die Aufstellung eines gemeinsamen Lehr-

planes für die dortigen deutschen Schulen erörtert. Gelingt die Vereinheitlichung, so wird der Wert der Gesamtleistung dieser Schulen steigen, denn ein gemeinsamer Lehrplan enthebt sie der Gefahr der Vereinzelung, welche Gefahr für die deutschen Schulen wie für den einzelnen Deutschen im Auslande besteht. Im Juniheft der Monatsschrift „Die deutsche Schule im Auslande" veröffentlicht Direktor Dr. Franz Schmidt von der evangelischen Realschule in Bukarest den Entwurf eines gemeinsamen Lehrplanes für die ersten 4 Schuljahre der deutschen Schulen in Rumänien; er erwartet von der Verwirklichung dieses Planes die Verbindung der deutschen Schulen Rumäniens zu einer organischen Einheit. Unter den 371 Schülern der 10 deutschen Elementarschulen Rumäniens finden sich nicht Wenige, die eine höhere Bildung erhalten sollen. Diese Schüler würden nach vollendetem Besuch der deutschen Schule in einer Provinzstadt in die deutsche Realschule in Bukarest eintreten, nach einigen Jahren die Reifeprüfung für die deutsche Obersekunda ablegen und auf diese Weise sich für die Universität vorbereiten können.

In Mexiko ist die körperliche Züchtigung der Schüler für alle Schulen gesetzlich verboten. Als Disziplinarmittel bleiben die mündliche Verwarnung, schriftliche Mitteilung an die Eltern, Strafarbeiten, Arrest und schließlich Ausweisung von der Schule. In der Praxis hat sich diese Methode nicht bewährt. Die Disziplin in den Staats- und Privatschulen ist äußerst lose und mangelhaft. Darunter leiden auch, wie die „Deutsche Schule im Auslande" mitteilt, die deutschen Schulen, da sie jener gesetzlichen Bestimmung ebenfalls unterliegen. Außerdem hat man bemerkt, daß die deutschen Kinder durch den Umgang mit den Kindern anderer Nationalitäten oft die schlechten Eigenschaften der nichtdeutschen Kinder annehmen.

Schweden. Bei der Umbildung des Unterrichtsplanes für die höheren staatlichen Lehranstalten hatte die Kultusbehörde an die Lehrkörper eine Umfrage über die Bedeutung des Unterrichts in den neueren Sprachen ergehen lassen. Übereinstimmend wurde geantwortet, daß der bisherige Vorrang der französischen und der englischen gegenüber der deutschen Sprache unbedingt beseitigt und künftig die deutsche Sprache an die erste Stelle gesetzt werden müsse. Diese Auffassung begründete u. a. der Lehrerausschuß in Upsala wie folgt: „Die deutsche Kultur mit ihren reichen Wissensschätzen, ihren dichterischen Erzeugnissen und der Vielseitigkeit des sprachlichen Ausdrucks steht ganz unbestritten in unseren Tagen an der vornehmsten Stelle. Hinzukommt, daß die neuzeitlichen Schulbestrebungen mehr und mehr die Befähigung der heranwachsenden Jugend zur späteren Teilnahme am wirtschaftlichen Leben erhöhen und die Aussichten auf eine gesicherte Lebensstellung verbessern wollen. In diesen beiden grundlegenden Beziehungen bietet weder das Französische mit seinem geringfügigen kommerziellen Wert, noch das Englische mit seiner geringeren Bedeutung auf rein kulturellem Gebiet die gleichen Bildungsmöglichkeiten wie das Deutsche, und es entspricht somit dem wohlverstandenen Eigeninteressen der schwedischen Schule, wenn sie

sich endlich von jenen Einflüssen befreit, die ein überlebter Philogallismus lange Jahrzehnte hindurch auf sie ausgeübt hat." Auf Antrag der Kultusbehörde hat der Reichstag die Errichtung von zwei neuen Professuren für germanische Sprachen an den Universitäten Upsala und Lund beschlossen, damit es künftig nicht an dem erforderlichen akademisch ausgebildeten Lehrerpersonal für die vermehrte Pflege des deutschen Sprachunterrichts an den Staatsschulen fehlt.

Ungarn. Eine Maßregel von entschieden deutschfeindlicher Tendenz war die gänzliche Beseitigung des deutschen Sprachunterrichts aus den städtischen Volksschulen von Budapest. In der ungarischen Hauptstadt leben mehr als hunderttausend deutsche Stammesangehörige und schon deshalb war es nicht zu rechtfertigen, daß den minderbemittelten Kreisen dieser Deutschen die Möglichkeit genommen wurde, ihren Kindern deutschen Sprachunterricht erteilen zu lassen. Auch die Interessen der minderbemittelten Magyaren wurden dadurch geschädigt; auch ihre Kinder werden ohne jede deutsche Sprachkenntnis groß und das ist ein Mangel, denn noch zeigt sich im Erwerbsleben der ungarischen Hauptstadt die Kenntnis der deutschen Sprache äußerst nützlich, ja unentbehrlich. Eine Sprache wie die magyarische, die nur von acht Millionen Menschen gesprochen wird, gewährt heutzutage wenig Aussicht auf Fortkommen, und gerade in Ungarn sollte man auf den deutschen Sprachunterricht Wert legen, da in den intelligenteren und namentlich auch in den Handelskreisen fast des ganzen europäischen Südostens bis nach Konstantinopel hin deutsch verstanden und gesprochen wird. In diesem Übergewicht der deutschen Sprache erblicken die magyarischen Chauvinisten eine Gefahr für ihre nationale Sache und suchen nicht ohne Erfolg die leitenden Kreise zu veranlassen, die deutsche Sprache aus dem Verkehr und namentlich aus den Schulen möglichst zurückzudrängen. An Stelle des deutschen möchten sie den französischen oder englischen Kultureinfluß setzen, was aber im Hinblick auf die überlieferte Machtstellung der deutschen Sprache leichter gesagt als getan ist. Tatsächlich wird die französische und englische Literatur den Magyaren in der Hauptsache durch die deutsche Kultur vermittelt und trotz der Zurückdrängung der deutschen Sprache ist der deutsche Kultureinfluß in Ungarn eher stärker als schwächer geworden. Inzwischen empfindet man in Budapest die nachteiligen Folgen der gänzlichen Beseitigung des deutschen Sprachunterrichts aus den Volksschulen. In magyarischen Kreisen wird darüber geklagt, daß die Volksschüler in ihrem künftigen Broterwerb beeinträchtigt werden, weil sie keinerlei deutschen Unterricht mehr erhalten. Ernste Schwierigkeiten ergeben sich auch für diejenigen Volksschüler, die in die Realschulen und in die Gymnasien übergehen, weil in diesen höheren Schulen deutsch gelehrt wird, doch unter Voraussetzung gewisser Grundkenntnisse. Anläßlich der magyarischen Klagen entschließt sich vielleicht der Magistrat, den deutschen Sprachunterricht in den beiden oberen Klassen der Volksschulen wieder einzuführen, wenn auch nicht obligatorisch, so doch fakultativ auf Anregung der Eltern und unter Zustimmung des Schulausschusses. Was der verstorbene Tschechenführer Dr. Franz Rieger einmal

seinen Stammesgenossen zurief: „Jeder gebildete Böhme muß Deutsch können“ gilt noch in höherem Grade für Ungarn. Ohne Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur kann kein Magyare den Anspruch auf ernstere Bildung erheben. An den staatlichen Gymnasien und Realschulen in Ungarn bildet die deutsche Sprache einen obligatorischen Lehrgegenstand, doch klagt man darüber, daß die Ergebnisse dieses Unterrichts immer weniger genügend geworden sind, nicht zuletzt infolge der Feindseligkeit gegen alles, was deutsch ist, wie man sie offen und geheim in weiten Kreisen der magyarischen Gesellschaft antreffen kann. Vor einiger Zeit hat das Unterrichtsministerium angeordnet, daß beim deutschen Unterricht in den höheren Schulen Lehrer und Schüler sich der deutschen Sprache bedienen müssen, um zu besseren Lehrerfolgen zu kommen. In den leitenden Kreisen anerkennt man sonach die Wichtigkeit der deutschen Sprache wenigstens für die bemittelten Kreise.

Rumänien. Wie in einer ganzen Reihe von Ländern so sind auch in Rumänien die Deutschen in großer Zahl vertreten, die deutschen Reichsangehörigen dagegen in verhältnismäßig verschwindender Minderheit und zwar infolge der unglücklichen Bestimmung des deutschen Gesetzes über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870, wonach alle Deutschen nach zehnjährigem ununterbrochenem Aufenthalt im Auslande ohne weiteres ihre Reichsangehörigkeit verlieren, wenn sie sich nicht rechtzeitig in die Liste ihres Konsuls eintragen lassen. Groß ist in Rumänien die Zahl derjenigen Deutschen, die keinerlei Staatsangehörigkeit besitzen, weil sie ihre deutsche Reichsangehörigkeit bereits verloren, die rumänische Staatsangehörigkeit aber noch nicht erworben haben. Die Bukarester „Donauwacht“ richtet an diese Deutschen die Aufforderung, um die Erteilung des rumänischen Staatsbürgerrechtes einzukommen, damit sie ihre und die Stellung ihrer Kinder im Lande regeln. Um die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Rumäniens haben sich die Deutschen hervorragende Verdienste erworben und man wird ihnen dort gern das rumänische Staatsbürgerrecht erteilen. Allein es ist in hohem Grade bedauerlich, daß so viele tüchtige Kräfte dem deutschen Reichsverbande verloren gehen, und dringend notwendig erscheint die schleunige Beseitigung einer Gesetzesbestimmung, die solche Verluste nicht nur ermöglicht, sondern geradezu befördert.

Nordamerika. Bei dem nordamerikanischen Festmahl zu Ehren des deutschen Kaisers in Kiel am 26. Juni anläßlich der Anwesenheit nordamerikanischer Kriegsschiffe wurde in den Trinksprüchen auch der Deutschen in Nordamerika gedacht. In seinem Trinkspruche sagte der nordamerikanische Botschafter Tower: „Es gibt in den Vereinigten Staaten Hunderttausende von deutscher Geburt und deutscher Abstammung, die von ihrer neuen Heimat mit Gefühlen inniger Zuneigung auf ihr altes Vaterland zurückblicken. Sie gehören zu den besten unter unseren Bürgern, sie bringen mit zu uns ihre wirtschaftlichen und industriellen Eigenschaften und die hohen Ideale häuslichen Lebens, welche dieselben von ihren Vorfahren geerbt haben, und die in hohem Maße dazu beigetragen

haben, Amerika zu dem zu machen, was es heute ist. Sie werden jubeln über die Ereignisse, die sich augenblicklich in Kiel abspielen, und sie werden glücklich sein, wie wir es alle sind, über die Zuversicht für die Zukunft, die wir aus Euerer Majestät heutigen Anwesenheit entnehmen." Darauf antwortete Kaiser Wilhelm: „Es ist meine feste Überzeugung, daß die Hunderttausende von Deutschen, die in den Vereinigten Staaten leben und dort ihr gutes Fortkommen finden und die sich dabei in ihrem Herzen die warme Liebe für ihr altes Vaterland bewahrt haben, den Weg ebnen für eine ungestörte Entwicklung unserer Beziehungen, die für unsere Länder von so hoher Bedeutung sind."

Auf seiner Reise durch die Union berührte der preußische Finanzminister Freiherr von Rheinbaben auch die Stadt Baltimore und wohnte dort einem Festmahl bei. In einem Trinkspruch sagte der Chefredakteur der „Baltimore News" Charles H. Grasty den Deutschen einige Liebenswürdigkeiten im Hinblick auf ihr romantisches Vaterland und wünschte einen unverminderten Zufluß deutscher Einwanderer. Diese Männer von strenger Gesinnung und von weichem Herzen seien eine unschätzbare Wohltat für die Union. Derselbe Wunsch besteht bei jenen Deutschamerikanern, die der Meinung sind, daß sie ohne fortdauernde deutsche Einwanderung ihre Eigenart verlieren und in der anglo-amerikanischen Bevölkerung untergehen müßten. Im alten Vaterlande würde man die Auswanderung nach Nordamerika, die man nicht hindern kann, weniger ungern beobachten, wenn man bemerken könnte, daß die Deutschamerikaner ernsthaft und tatkräftig darauf bedacht sind, ihre nationale Eigenart zu bewahren, namentlich durch Gründung deutscher Schulen. Wohl tritt der „Deutschamerikanische Nationalbund" für die Einführung des deutschen Unterrichts in allen öffentlichen Schulen ein, hat aber bisher noch nicht den geringsten Erfolg erzielt. Vielmehr ist in Neu York der deutsche Sprachunterricht aus den Volksschulen noch mehr als bisher zurückgedrängt worden. Trotz der starken deutschen Bevölkerung von Neu York, Chikago, St. Louis usw. erhält selbst in diesen Großstädten nur ein verschwindender Bruchteil des deutschen Nachwuchses deutschen Unterricht. Diesem Übelstande abzuhelfen, wäre die nächste Aufgabe des Deutschamerikanischen Nationalbundes. Bei der Überreichung der vom deutschen Kaiser geschenkten Fahne an den deutschen Militärverein in St. Louis am 30. Juni ermahnte Konsul Dr. Rieloff die Mitglieder, die deutsche Sitte und Sprache zu pflegen. Diese Mahnung wird nur dann nicht vergeblich sein und die Deutschen im Reiche werden nur dann mit Zuversicht erwarten können, daß die Deutschamerikaner ihre nationale Eigenart bewahren, wenn sie, was sie bisher leider verabsäumten, überall, wo Deutsche in größerer Zahl beisammenwohnen, deutsche Schulen einrichten oder mindestens für deutschen Unterricht sorgen, indem sie zunächst durch Gründung deutscher Schulvereine das Interesse für die planmäßige Erhaltung der deutschen Sprache und Art in allen deutsch-amerikanischen Kreisen beleben und betätigen.

Am Tage vor Pfingsten wurde auf dem Hillsidefriedhof von Montgomery County das erste deutsche Kriegerdenkmal in Gestalt eines auf hohem Postament

stehenden Bronzekriegers, die Fahne in der Hand, eingeweiht. Abordnungen vieler deutschen Kriegervereine waren anwesend. In einer Ansprache sagte Verbandspräsident Seibert: „Möge das Denkmal nun enthüllt werden zur Erinnerung an das deutsche Heer und seinen Anteil an der Gründung und Erhaltung des Deutschen Reiches und an das engere Zusammenziehen der deutschen Völkerstämme durch die Bande der Kameradschaft und an die Vertiefung des Pflichtgefühls des ganzen deutschen Volkes. Und möge das eherne Standbild, errichtet auf einem amerikanischen Felsblock, auf amerikanischem Boden, ein Wahrzeichen sein der festen Freundschaft zwischen den beiden so eng durch Blutsverwandtschaft verbundenen Nationen."

Zu Ehren der Anwesenheit der Mitglieder der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, die Nordamerika bereisten und vom 24. bis 31. Mai in San Francisco weilten, hatte der dortige Empfangsausschuß eine prächtig ausgestattete Flugschrift u. d. T. „California. Natur und Leben an den Gestaden des Stillen Ozeans" herausgegeben, zusammengestellt und vom Standpunkt deutsch-californischen Lebens ergänzt von Karl Bundschu. Die deutsche Bevölkerung nimmt nach dieser Schrift in San Francisco eine hochgeachtete Stellung ein, ihr tatkräftiges Wesen hat sich den neuen Verhältnissen angeschlossen und zur Entwicklung der Stadt beigetragen. In der Nähe der Stadt steht eine Nachbildung des Weimarer Goethe-Schiller-Denkmals von Rietschel. Eine große Anzahl von deutschen Vereinen und Logen, Turn-, Gesang- und Schützen-Vereinen, Krieger-, Veteranen- und landsmannschaftlichen Vereinen vermittelt einen regen geselligen Verkehr in deutschen Kreisen. Die „Allgemeine Deutsche Unterstützungs-Gesellschaft" zählt über 3000 Mitglieder und unterhält ein vorzügliches Krankenhaus. In einem idyllisch gelegenen „Altenheim" finden arbeitsunfähig gewordene Pioniere eine bleibende Heimstätte und vorsorgliche Pflege. In diesem Sinne sagt die Schrift, sucht das deutsch-amerikanische Bürgertum seinen Spezialpflichten in würdiger Form gerecht zu werden.

China. Der Allgemeinen Handelskammer in Schanghai gehören 97 Firmen an, darunter 21 deutsche, 49 britische, 8 amerikanische, 6 französische, 4 schweizerische, 3 japanische, 2 holländische und je 1 russische, italienische, dänische und belgische.

Literariſche Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

XI.

Georg Reicke, Im Spinnenwinkel. — E. von Keyſerling, Beate und Mareile. — Wilhelmine von Hillern, Ein Sklave der Freiheit. — Gabriele d'Annunzio, Die Novellen der Pescara. — Felix Salten, Die kleine Veronika. — Paul Leppin, Glocken, die im Dunklen rufen.

Johann Gottfried Seume hat in der Vorrede zu ſeinem Buche „Mein Sommer 1805", in dem er ſeine „Fiſchreiſe" durch Rußland und Schweden beſchrieb, ein Bekenntnis deſſen abgelegt, was er allgemein unter „Politik" verſteht.

„Wenn man mir vorwirft", heißt es da, „daß dieſes Buch zu politiſch iſt, ſo iſt meine Antwort, daß ich glaube, jedes gute Buch müſſe näher oder entfernter politiſch ſein. Ein Buch, das dieſes nicht iſt, iſt ſehr überflüſſig oder gar ſchlecht . . . Politiſch iſt, was zu dem allgemeinen Wohle etwas beiträgt oder beitragen ſoll: quod bonum publicum promovet. Was dieſes nicht tut, iſt eben nicht politiſch."

Es iſt hier erklärlicherweiſe — anno 1807! — „politiſch" genannt, was an dieſer Stelle unter anderem Namen immer als Forderung aufgeſtellt wurde: daß die Literatur ſich nicht verlieren dürfe ins „Literariſche", ins formal oder pſychologiſch Spitzfindige, daß ſie ſich nicht abſchließen und ausſchließen dürfe vom großen Leben des Volkes. Darüber herrſcht wohl, wenigſtens in den Kreiſen, die hier in Betracht kommen, volle Übereinſtimmung. Daß in der Praxis trotzdem die Urteile weit auseinandergehen, iſt natürlich. Ich habe mich, um auf die „politiſche" Seite des berühmteſten modernen Buches zu kommen, gewundert, wie wenig Oppoſition ſich gegen den „Jörn Uhl" erhoben hat, vor allem, daß dieſe Oppoſition literariſch-kleinlich an dem Buche herummäkelte. Niemand, ſo weit ich ſehen konnte, hat ſich gefunden, der mit Feuer und Schwert gegen Kern und Geiſt des Werkes zu Felde zog. Wenn ich Sozialdemokrat wäre oder einer jener Freiſinnigen, deren politiſche Richtung noch Ausfluß einer Weltanſchauung iſt, nicht nur eines kaufmänniſchen Berufes — mit aller Kraft meiner Überzeugung hätt' ich mich dieſem Buche entgegengeworfen, hätte mich mit Händen und Füßen ſo dagegen gewehrt, wie ich es jetzt bejubelt habe. Denn es iſt ein in ſeinem tiefſten Grunde ganz konſervativ-agrariſches, bäuriſch-ariſtokratiſches Buch, wie es auch Immermanns Oberhof war, und ſein ungeheurer Erfolg zeigt noch beſſer als die

politische Ohnmacht des Liberalismus, wo wir stehen und in welcher „reaktionären" Hochflut wir treiben. Aber man traf, wie gesagt, nur Mäkelei und Verständnislosigkeit, die sich gegen den Roman setzte, nicht den heiligen Zorn, den man hätte verstehen und achten können.

Auch heut hab' ich von einem „politischen" Buche zu reden, obwohl der Berufspolitiker nichts, aber auch gar nichts von dem in dem Werke finden wird, was er Politik nennt. Aber politisch im höheren Sinne ist der Roman doch — ebenso politisch, wie es Freytags „Soll und Haben" einst war. Ich meine Georg Reickes „Im Spinnenwinkel" (Berlin 1903, geh. M. 3.50, geb. M. 4.50).

Das Beste daran ist das Bürgerliche. Unwillkürlich kommt man ins Sinnen und träumt von einer verschollenen Zeit ... von den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in denen das Bürgertum gesund und kräftig war und alle Gebiete durchdrang. Hier, in diesem Werke des Bürgermeisters von Berlin, steckt etwas von jener ehrlichen bürgerlichen Tüchtigkeit, von der ruhigen Solidität, von dem echten bürgerlichen, — ja man darf ruhig sagen: bürgerlich-konservativen Liberalismus, nach dem man beinah Sehnsucht kriegen könnte. Es liegt in seiner Natur, daß ihm stets eine leise Beschränktheit anhaften wird — diese leise Beschränktheit steckt auch in Reickes Buch. Aber seiner braven Eigenschaften sind doch viele. Nach dem „Spinnenwinkel" glaube ich, daß Berlin einen guten Griff getan hat, als es auf Georg Reicke Beschlag legte. Die Frage ist nur, ob er es aushält.

Es ist nichts so charakteristisch für den Roman, als daß der einzige Schriftsteller, der darin zufällig genannt und gerühmt wird, Gustav Freytag ist — dieser Gustav Freytag, der selbst der Bürger comme il faut war, der sich „nie aus den Gleisen seines bürgerlichen Daseins und Empfindens reißen ließ", der die ganze Zähigkeit, Ehrenfestigkeit und kluge Überlegung, aber auch ein wenig den engen Blick, die Phantasielosigkeit, Nüchternheit und Philistrosität des guten alten Bürgers besaß. Sein Ideal ist die steife Wohlanständigkeit, die sich in der Praxis leider manchmal mit der Heine'schen „zahlungsfähigen Moral" berührt.

Georg Reicke ist ganz wie Freytag der Mann der „geordneten Verhältnisse" — auch in der Dichtung. Sein Held, der gewiß viel vom Selbstporträt an sich hat, berührt ungemein sympathisch durch seinen Ernst, seine Anständigkeit, seine Prinzipien. Aber er ist zugleich ein bißchen bürgerlich langweilig. Der gute Bürger ist ja an sich poetisch wenig zu brauchen. Seine Respektabilität setzt der Dichtung engste Schranken; seine Wohlanständigkeit und Moderiertheit in Gedanken, Worten und Werken mag einen Poeten zu sanfter Verzweiflung treiben. Deshalb — um das nebenbei zu sagen — wirkt der Adel, wo er den Gegensatz, sogar den schlechten Gegensatz zum Bürgertum darstellen soll, immer frischer und lebendiger — man denke an Immermanns Epigonen, man denke an „Soll und Haben". Man fühlt sich auch hier der ehrenwerten Langweiligkeit des Herrn Gerhart Vollmer zu sehr überlegen, um sich ganz mit ihm identifizieren zu können. Und so kommt es auch hier eben dazu, daß der Gegenspieler, die in ihrem Wesen

durchaus nicht bürgerliche Alice, einem mehr Interesse einflößt als der Held, dem sie nachsagt, daß er keine Naivität besitze. Sie hat ganz recht. Er besitzt nur Prinzipien.

Mit dieser „Bürgerlichkeit" hängt ein anderer wohlbekannter und leicht komisch wirkender Zug zusammen. Es gibt Menschen, die alle fünf Minuten mit starkem Pathos und in unerschütterlicher Überzeugungstreue eine Wahrheit aussprechen müssen etwa von der Unwiderleglichkeit der folgenden: die Freiheit ist des Mannes höchstes Gut! Das sind rührende Idealisten wie der selige Rickert einer war. Sie sind so vollständig von der Heiligkeit solcher Leitsätze durchdrungen, daß sie nicht verstehen, wenn andere dabei schmunzeln. Sie sind die Unentwegten, die sich immer wieder an Schiller'schen Sentenzen berauschen, und Binsenwahrheiten, die einem andern auszusprechen fast genierlich sind, mit dem Brustton der Überzeugung von sich geben. Man schmunzelt dabei wie bei den Leitartikeln der Tante Voß.

Georg Reicke hat diese gefährliche Mitgabe auch. Jeden Moment stößt man auf eine überzeugungstreue Plattheit. Wenn ein junges Mädchen vor Gerhart Vollmer weint, stellt Georg Reicke ein „Prinzip", eine „Wahrheit" auf. Er sagt dann gläubig und ohne Erschrecken: „Es ist ein starkes Stück für ein männliches Herz, ein schönes Wesen weinen zu sehen". Er bringt nur eine matte Herbstschilderung zustande, aber eine Fülle jener rührenden Herbstreflexionen, die man in jedem Wochenblättchen findet und die dort wie bei Reicke anfangen: „Es sind die Zeiten, in denen der Mensch am nachdenklichsten wird". Alle paar Seiten trifft man auf derartig erschütternde Wahrheiten. Es wird verkündet, daß die Dunkelheit die Menschen leichter „aneinanderschmiegt"; es wird von der Macht der Gewohnheit gesprochen, „von der man gar nicht glauben sollte, wie groß sie gerade in so kleinen Dingen anwachsen kann"; von der Tyrannei der Masse, der „selbst der festeste Mensch sich nicht ganz entziehen" kann.

So „furchtbar bieder" ist das ganze Buch. Man gewinnt es lieb, trotzdem oder weil man schmunzelt. Man kommt in eine gediegene Bürgerstube, in der alles reinlich, solide und ohne falschen Glanz ist, aber es liegt ein fürchterliches Ding, ein Antimacassa, auf jedem Plüschmöbel. Viel Tugend und wenig Geschmack.

Ich hebe das hervor, um den Geist des Romans zu kennzeichnen. Es lohnt sich ganz gewiß, dieses Buch zu lesen. Es ist ja doch voll innerer Tüchtigkeit; es ist Ausdruck einer Persönlichkeit. Wohl fehlt Reicke das spezifisch Dichterische — Naivität und Leidenschaft —, aber seine Mängel sind wie bei Freytag die Mängel seiner Vorzüge. Ein tüchtiger Schriftsteller ging uns fraglos durch seine Berufung nach Berlin verloren. Trotzdem dürfte er sich auf seinem neuen Posten, wenn ihm erlaubt ist, sich ein wenig individuell zu betätigen, noch besser behaupten als in der Literatur. In dem Helden seines Buches, der von der Juristerei zur „freien" Schriftstellerei hinüberschwenkt, ist der Beamte ja im Grunde doch viel stärker als der Poet.

Den geraden Gegensatz zu dem Roman Reickes bildet die Schloßgeschichte von E. von Keyserling: „Beate und Mareile" (Berlin 1903, geh. M. 3,

geb. M. 4). Am allerwenigsten will sagen, daß hier adlige, dort bürgerliche Kreise in Frage kommen. Nein — in der Darstellungsart, der Schreibweise liegt vor allem der Unterschied. Da sind zwei Welten, die sich nie vereinen können. Reicke ist wohl als Schriftsteller tüchtiger, schwerer, ernster, aber Graf Keyserling ist ungleich geschmackvoller und ist mehr Poet.

„Beate und Mareile" ist das erste Buch, das ich von ihm las. Es ist sehr sicher und fein geschrieben — in einer Art, die jeder kennt, der sich einmal an Hermann Bang gemacht hat, an den feinen Dänen, dessen wundervolle Erzählung „Tine" ich vor einigen Monaten hier rühmen durfte. Es scheint, als habe Keyserling bewußt von ihm gelernt. Sollte es der Fall sein, so sehe ich keinen Grund ein, ihm das als „Fehler" anzukreiden. Nicht derjenige ist Epigone, der von einem bestimmten, ihm lieben Meister lernt, sondern derjenige, der den allgemeinen Zeitstil übernimmt, ohne die Kraft zu haben, ihm persönliches Gepräge mitzugeben. Seinen Meister erreicht hat Keyserling allerdings nicht. Hermann Bang ist viel feiner. Aber der Däne brauchte sich des deutschen Nachfolgers nicht zu schämen.

Zwei Frauengestalten, die sich gegenüberstehen: die kühle Blonde, die Schloßherrin, keusch, rein, adlig, und Mareile, die von unten kommt, die Inspektorstochter, die Künstlerin, deren Sinnlichkeit nicht durch die Erziehung und die Zucht der Jahrhunderte gebrochen ist. Zwischen beiden der sehr fein gezeichnete Mann. Ein etwas schwüler Hauch geht durch das ganze Buch, ein sinnlicher Zug.

Wie Hermann Bang setzt Keyserling seine Geschichte aus vielen kleinen Abschnitten zusammen, deren jeder immer nur ein paar Seiten lang ist. Er überträgt gleichsam die Gesetze, die für den Vers gelten auf die Prosa, indem er alles Entbehrliche und Nebensächliche auszuscheiden, nur Gipfel zu berühren, die dazwischenliegenden toten Strecken zu überspringen sucht. Er komponiert eine Novelle lyrisch. Wenn man von Reickes Roman den Eindruck eines Strebens zurückbehält, so von „Beate und Mareile" den einer schönen Stimmung.

Dabei darf man auch hier nicht etwa an die schreckliche sogenannte „poetische Prosa" denken oder an jene Gedichte in Prosa, in denen literarische Jünglinge schwelgen, wenn sie weder lyrisch formen noch novellistisch gestalten können. Die einzelnen Personen sind auch bei Keyserling scharf charakterisiert und realistisch gezeichnet. Doch aber hat da jede Person ihre Grundstimmung, so daß man zwar einen sicheren Eindruck von ihr erhält und sogar sagen kann, wie sie sich in einer beliebigen Situation benehmen, ohne daß doch eine beliebige, nicht strikt notwendige Situation gegeben wird. Es liegt in dieser Zusammenstimmung von Realismus und Lyrismus, wenn man so sagen darf, ein eigener Reiz, aber es liegt auch für den Dichter eine Gefahr darin. Auf die Dauer wird es nicht leicht sein, der Manier zu entgehen.

Im Gegensatz zu Reicke, der wie Freytag keine Spur Lyriker ist, darf man Keyserling vor allem einen Lyriker nennen. Der Verfasser des „Spinnenwinkels" kommt selten zur Stimmung; seine Naturschilderungen sind matt, nicht

aus erster Hand. Auch das ist bei Keyserling gerade umgekehrt. Es gibt Sätze in „Beate und Mareile", die ein schönes Gedicht erschöpfen. „Im Felde", heißt es auf Seite 96, „begann eine Wachtel zu schnarren, eintönig und unermüdlich, als spräche sie im Traum von unendlichen Kornfeldern". Man wird ordentlich frei vor diesen wenigen Worten.

Und mit einem Satze hat Keyserling auch eine ganze Person, ein ganzes Milieu gefaßt. Die Inspektorwohnung . . . es riecht immer nach Fettstiefeln und Suppe darin. Das genügt.

Man muß den Poeten im Auge behalten; man darf neugierig auf sein nächstes Werk sein. Es liegen, wie gesagt, Gefahren in seinem Talent. Er ist vielleicht mehr fein, sicher, klug und schmiegsam als von ursprünglicher schöpferischer Kraft. Er steht vorläufig noch etwa so zu Hermann Bang, wie der schmiegsame F. Christophe, der den feinen Buchschmuck für „Beate und Mareile" gezeichnet hat, zu Heinrich Vogeler.

Es ist unmöglich, von dem eben besprochenen Buche, überhaupt von irgend einem modernen Werke, eine Brücke zu schlagen zu dem Roman in sechs Büchern „Ein Sklave der Freiheit", den Wilhelmine von Hillern als neuestes Opus bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart (geh. M. 5, geb. M. 6) erscheinen ließ. Das letzte Vierteljahrhundert deutscher Literatur ist für diese Schriftstellerin nicht dagewesen.

Ich liebe keine Inhaltsangaben, aber es wäre mir auch durchaus unmöglich, die Handlung des Hillern'schen Romans hier anzudeuten. Wie von allen Seiten losgelassene Raketen prasseln, rasseln, fauchen, zischen, knattern die Effekte um einen herum. Jedes Kapitel des Buches wirkt wie die Inhaltsangabe eines eigenen Romans. In furchtbarer Aufregung wird man an hundert Ereignissen vorübergehetzt, deren jedes genügen würde, um durch sich selbst und seine Fortwirkungen das Interesse des Lesers zu wecken und zu erhalten. „An den Pforten der Hölle", „Entlarvt", „Abrechnung" 2c. — das sind so Kapitelüberschriften. Alle großen Bewegungen der Zeit werden herangezogen, um das Kapital krasser Effekte daraus zu schlagen. Und ich wette, daß Wilhelmine von Hillern sich jetzt einbildet, einen modernen Roman geschrieben zu haben, weil Dampfhämmer, Streiks, Arbeiterrevolten, weil die Namen Marx und Lassalle, weil „Jenseits von Gut und Böse" und manches andere Schlagwort darin vorkommen. Sie würde es nicht verstehen, wenn man ihr sagte, daß ihr Buch genau so modern sei wie die Werke ihrer seligen Mutter, der Birch-Pfeiffer; daß sie nur wie diese ein wenig Zeitinstinkt besitze und aus dem heute weltbeherrschenden Gegensatz von Kapital und Arbeit einen Roman zurechtgeschneidert habe, wie die Birch in ihrer Zeit aus dem Gegensatz von „Dorf und Stadt" ein Theaterstück verfertigt hätte.

Nein — mit der lebendigen Literatur hat dieser „Sklave der Freiheit" nichts zu tun, in dem jeder Abschnitt auf knallrote Sensationen hinausläuft. Immerzu knallt die Peitsche, es gibt kein Ausruhen, von Anfang bis Ende wird fast im Präsens erzählt, und man weiß nicht, ob man sich ärgern oder lachen

soll. Aber das Lachen siegt. Man kann sich vor dieser geschwollenen Sprache, vor diesen sich jagenden Bühneneffekten einbilden, das Ganze sei eine feine Parodie; Stil, Komposition, Handlung der Kolportageromane seien hier nachgeahmt. Es ist dasselbe Rattengiftrezept, nach dem die Verfasser der roten Hefte arbeiten, das hier als Vorlage gedient hat, nur ist das Opus etwas „herrschaftlicher" lackiert. Aber es besteht zwischen „Esmeralda, der schönen Zigeunerin", deren 40 Lieferungen alle gefühlvollen Krämerkommis berauschen, und dem „Sklaven der Freiheit" nur ein Grad-, nicht aber ein Artunterschied. Der Hillern'sche Roman bildet nur die Verlängerung der Linie, die unter- und außerhalb der Literatur verläuft.

Es ist kein Zweifel, daß dieses Buch trotzdem (oder deshalb) viele Auflagen erleben wird. Selbst den Menschen, dessen Geschmack schon durch das erste Kapitel so beleidigt ist, daß er nicht weiter zu lesen brauchte, packt die ganz rohe und ordinäre Neugierde. Was kommt noch? Wie können die bisherigen Effekte noch überboten werden? Aber sie werden überboten, koste es, was es wolle. Es wundert einen schließlich nichts mehr. Und man schämt sich beinah vor sich selber, daß man den Roman zu Ende liest. —

Zu Gabriele d'Annunzio, dem Italiener, wend ich mich heut nur, um ein Urteil zu erweitern, das ich seiner Zeit (Februar 1902) in der „Deutschen Monatsschrift" über ihn aussprach. Er sei, sagte ich, so absolut Romane, daß wir Deutsche nicht an ihn herankönnten; sein blumiger Bombast mache uns krank, die gespreizte Pretiosität seiner Bilder, seiner Sprache wirkte auf uns so komisch, wie die berühmte Proklamation Viktor Hugos im großen Jahre. Er sei direkt kunstverseucht. Aber ein Urteil über seine Bedeutung könne ein Deutscher naturgemäß um so weniger abgeben, als sein Bestes durchaus, wie in der Lyrik, im Worte zu schweben scheine und die Übersetzung allen Reiz des Originals vernichten müsse.

Es handelte sich damals um seine Blumenromane, die Romane der Rose, der Lilie, des Granatapfels. Zu korrigieren hab ich dieserhalb mein Urteil auch nicht. Wohl aber es vor einem neuen Werke des Dichters zu erweitern. Denn „Die Novellen der Pescara" (geh. M. 3.50, geb. M. 4.50), die der Verlag von S. Fischer soeben in deutscher Übertragung ausgab, zeigen den göttlichen Gabriele von einer wesentlich anderen Seite, als die blumigen, lyrisch-pathetischen Werke es getan.

Sie zeigen ihn, um es kurz zu sagen, als einen Schüler des Halbitalieners Emile Zola. Mit andern Worten: wir haben hier eine Verständigungsmöglichkeit. Die realistische Novelle kann in der Übersetzung nicht so viel verlieren wie die lyrische Rhapsodie.

Was für d'Annunzio gegenüber seinem Meister Zola noch besonders in die Wagschale fällt: der Einfluß der altitalienischen Novellistik auf ihn ist viel stärker. Man langweilt sich also nicht. Das Thema wird ohne ermüdende Weitschweifigkeit behandelt, ist kurz und kräftig gefaßt. Tod und Sinnlichkeit — um diese beiden Pole dreht sich alles. Fast ohne Ausnahme könnte man die Novellen betiteln: „Wie der und der liebte und starb". Und man erstaunt, bei dem nur durch seine Rhetorik berühmten d'Annunzio so viel kräftigen

Realismus zu finden. Der oft unerquickliche Stoff wird durch die Darstellung geadelt. Das Weib, das sich vor der Leiche ihres Gatten dem mit ihr wachenden Priester hingibt — die Roheit des Vorwurfs vergißt man über der Kunst, mit der die Stimmung der Nacht gegeben ist. Und manchmal erreicht d'Annunzio eine gewisse Größe. So ist der Schluß der Erzählung „Der Tod des Herzogs von Ofena" meisterhaft. Aus dem brennenden Hause, selber schon brennend, stürzt der Herzog. Vor ihm die tobende Volksmenge: „Hierher, hierher, Hund! Dich wollen wir sterben sehn!"

Da heißt es: „Don Luigi hörte durch die Flammen die letzten Schmähworte. Er nahm all seine Kraft zusammen zu einer Gebärde unbeschreiblichen Hohnes. Dann wandte er ihnen den Rücken und verschwand für immer, da wo das Feuer am wildesten wütete."

Kein Wort weiter. Das wirkt wie eine große, imponierende Geste. Zola hätte wahrscheinlich noch Seiten lang den Verbrennungsprozeß, das Surren der Flammen, das Toben der um ihr Opfer gekommenen Volksmenge geschildert.

In der ersten Erzählung des Bandes — der ganz im Gegensatz zu d'Annunzios sonstigen Schriften durchaus keine Verherrlichung der lateinischen Rasse erkennen läßt — sind katholisch-christliche Mystik und Sinnlichkeit in innere Verbindung gesetzt. Man empört sich nicht dagegen, da man begreift und als notwendig erkennt, was sonst wohl verletzt hätte.

Wenn jedoch ein Schriftsteller nur des Effektes halber kirchliche Bräuche und Feste heraufbeschwört, um von diesem Hintergrunde eine etwas pikante Szene sich abheben zu lassen, so kann es kein Wort geben, das stark genug wäre, diese Versündigung wider den heiligen Geist der Kunst zu brandmarken.

Felix Salten begeht diese Sünde in seiner Novelle „Die kleine Veronika" (Berlin 1903, S. Fischer, geh. M. 2, geb. M. 3). Hier muß ich den Inhalt erzählen: Ein armes Dorfmädchen, nicht mehr ganz Kind, noch nicht ganz Jungfrau, wird von den Eltern zur Tante Rosi nach Wien geschickt, wo es gefirmt werden soll. Die Tante ist eine öffentliche Dirne, aber, wie ces dames-là meist, sehr gutmütig. In einem Freudenhaus wird der Firmling beherbergt, die Tante Rosi als Taufpatin zeigt ihr Wien und den Prater, wo sie Gesellschaft findet. Es wird gezecht, das durch so viel neue Wunder erregte Kind schließt sich gläubig an einen Partner des Trinkgelages an, und es kommt, wie es kommen muß. Am nächsten Tag springt die kleine Veronika ins Wasser.

Man kann nicht sagen, daß dieser Stoff sonderlich neu oder sehr interessant wäre. Aber schon aus der Inhaltsangabe sieht man, wie rein äußerlich Kirche und Freudenhaus hier zusammengebunden sind. Es war durchaus kein Erfordernis. Die kleine Veronika hätte ebenso gut bei einer andern Gelegenheit nach Wien spediert werden können. Ein innerer Zusammenhang zwischen ihrer Firmelung und ihrem Schicksal besteht nicht. Aber ohne zwingende Notwendigkeit wird ein geschmackvoller Mensch dann auch beides nicht aneinanderbinden. Es gibt Dinge, die sich jedem, der Herzenstakt besitzt, von selbst verbieten, er mag

sonst Anschauungen haben, welche er wolle. Felix Salten hat diesen Herzenstakt nicht gezeigt. Sein Buch hat einen Stich ins Unfeine; ein Gemisch von Sentimentalität und Roheit.

Die Darstellung erhebt sich nirgends über anständige Mittelhöhe. Felix Salten ist kein Dichter, aber er gibt sich literarasch. Man sieht das an der Schilderung zu Beginn: wie das Licht aus der Kirche schwindet. Das sollte etwas werden, wie es feine moderne Poeten geschaffen, Salten sah auch den Weg, aber er kommt über den matten literarischen Anlauf nicht hinaus. Ebenso literarisch ist das Ende. Es genügt nicht, daß die Kleine ins Wasser geht. Es wird erzählt, welche Empfindungen sie hat, während sie im Strome treibt, und daß der Fluß sie nicht in den Arm gleiten läßt, der durch die Stadt geht, sondern sie gradeaus durch die Fluren führt. Man sieht an vielen solchen Einzelzügen, wie der Schriftsteller in der Darstellung und im Stoffe sich unterscheiden, die konventionellen Bahnen vermeiden möchte. Aber um so stärker fühlt man, daß sein Talent nur mittelmäßig ist. Sein Stil hat kein eignes Gepräge; er ist konventionell wie das ganze Buch, das hundert andre ebenso und viele andre besser geschrieben hätten.

Felix Salten ist Österreicher, speziell Wiener. Es wird mir hin und wieder vorgeworfen, ich sei gegen die österreichische oder besser wienerische Literatur voreingenommen. Ich leugne nicht, daß mir allerdings im ganzen die Richtung der Wiener Literatur im tiefsten Herzen zuwider ist. Daß ich da fast überall Décadence sehe mit allen ihren Begleiterscheinungen: Künstelei, Überfeinerung, Nervenkitzelei, Schaumschlägerei, Mattheit, Literatenkunst. Ich finde es auch natürlich und begreiflich, daß in einem kranken, verfallenden Reiche auch die Dichtung, der die freie Luft, der große Zug des Erlebens fehlt, verfallen muß. Man kann das beklagen, aber nicht ändern. Deutsche und österreichische Literatur ist wie deutsche und österreichische Politik. Diese, seit einem halben Jahrhundert überall geschlagen, mühsam balancierend, fortwursteln, mit kleinen Mittelchen bemüht, aufzuschieben und hinzuhalten — jene auch nach den gewaltigen Siegen nicht ausruhend, sondern dem Volke immer wieder neue Ziele steckend, nach denen es seine Kräfte spannen kann. Soll ich mit Rücksicht auf schwarzgelbe Empfindlichkeit das nicht sagen?

Ein Österreicher ist es auch, dessen Verse ich zum Schluß anzeigen möchte. Sie sind in einem reichsdeutschen Verlage erschienen, denn auch das ist doch charakteristisch genug, daß die infelix Austria keinen eigenen bedeutenderen Verlag aufzuweisen hat, der die Schöpfungen der heimischen Poeten auf den Markt brächte.

„Glocken, die im Dunkeln rufen", hat der Prager Paul Leppin (geb. M. 4.50) seine Gedichte genannt, denen der Kölner Verlag Schafstein & Ko. eine sehr aparte Ausstattung auf den Weg gab. Richard Dehmel sind die Verse zugeeignet; Hugo Steiner, der früher stark von Emil Orlik beeinflußt war, aber allmählich eigene Wege findet, hat einen feinen und reichen Buchschmuck dazu gezeichnet.

Apart wie die Ausstattung des Werkchens sind die Gedichte. Es ist viel süße Wehmut darin, ein Schwelgen in Süßem, viel Weiches und Weichliches,

Österreichisches. Gar keine rechte Spannkraft, kein Sich-Aufraffen. Kein Buch für den Morgen, eins für den Abend, wenn müde Träume nahen.

„Das Leben ist wie die Straßen
Am Abend in der Stadt,
Weil es so über die Maßen
Viele Wunder hat."

Wie süß und schwer ist hier das Herüberschleifen durch „Viele!" Oder man höre dies:

„In tiefe Nächte will ich dich entführen
Und wartend spähn,
Wenn leise die goldenen Gartentüren
Im Schloßpark gehn.
Wenn die Träume kommen mit ihrem Singen
Und wundersame Sagen bringen."

Man wird bemerken, daß die Dekoration hier schon beängstigend stark ist. Daß viel mehr schöne Bilder den Dichter gereizt haben, als das Herz ihn gezwungen hat.

Der Österreicher kann sich auch hier nicht verleugnen. Paul Leppin ist doch mehr Kunst- als Naturpoet. Er ist mehr fein und schmiegsam als ursprünglich-schöpferisch. Er weicht dem Konventionellen sehr sorgsam aus, aber man sieht mehr, daß er sich vor dem Verbrauchten hütet, als daß er selbst eine starke Eigenart hätte. Er würde sich, wenn er ganz ein Eigener wäre, vielleicht weniger sorgfältig vor dem Abgegriffenen hüten. Man kann nicht sagen, daß der Einfluß eines modernen Poeten in seinen Versen hervortrete. Aber — so sehr sich der Dichter selber dagegen wehren mag — seine Diktion zeigt manche Eigentümlichkeit, die wir kennen: Heinrich Heine hebt lächelnd aus den blassen Träumen eines modernen Dichters sein bleiches Haupt.

Ein weiches apartes kleines Liederbuch für zarte Seelen. Die Zarten werden es in der Dämmerung gern durchblättern.

Aber ich wünschte dem Dichter, daß er in sich freier und stärker würde, daß er sich dem wachen Leben mehr hingebe. Auch für ihn gilt ein wenig die Epistel seines Prager Landsmannes Hugo Salus:

„Es liegt auf allen wie ein Fluch:
Blaßblaue Träume auf schwebenden Sohlen,
Sehnsüchte, krank, mit zuckendem Mund,
Gefühlchen, und alles müd und wund,
Da könnte der Teufel den Teufel holen!"

Das Talent tut es in der Dichtung wirklich nicht allein. Diese Weisheit klingt ja, Gott sei's geklagt, den meisten jüngeren Poeten altmodisch. Aber es kommt für jeden nicht in Selbsttäuschung vernarrten Dichter der Tag, wo er das erkennt. Diese Erkenntnis wird oft bitter sein, denn sie kann wohl nur aus Niederlagen blühn, nicht aus Erfolgen. Aber es ist ja noch immer so gewesen, daß man aus Niederlagen mehr gelernt hat als aus Siegen.

Bücherschau.

General de Wets Kriegserinnerungen.[1])

De Wet, wie er leibt und lebt, steht er auch in seinem Buche vor uns: kühn, tapfer, listig, unermüdlich und unbeugsam. Und wie in seine Person, gewährt es einen Einblick auch in den Zusammenhang seiner Kriegsoperationen. Der General hätte nur 2—3 Monate mehr Zeit und Ruhe haben müssen zur Ausarbeitung. Er hätte dann die Verbindungsfäden zwischen seinen Operationen und denen seiner Unterführer einerseits wie seiner Kollegen aus Transvaal andererseits enger geknüpft; er hätte sich erkundigen können, wo ihm Dinge nur wahrscheinlich oder vom Hörensagen bekannt waren, und die Beläge mit verarbeiten, die er in der Heimat verborgen hat (240); er hätte dann nicht Botha (statt Joubert) die Estcourt-Expedition führen, nicht 1881 (statt 1884) Transvaal die Unabhängigkeit wieder bekommen lassen, die ihm der Zandrivierkontrakt zusicherte (S. 85), und sicherlich nicht die unbestreitbare und in seinem Buche selbst wiederholt (S. 228, 230, 247 ꝛc. cf. Kestell, „Präsident Steyn und die Freistaater im Burenkriege" S. 191 und „Lebenserinnerungen des Präsidenten Krüger" 223) bestätigte Tatsache abgeleugnet, daß die Sondergesandtschaft mit der Absicht, eine Intervention zu erlangen, nach Europa ging. Kurz, er hätte in seiner Darstellung so manches ausgeglichen und erklärt, was man sich heute nur durch Zuhülfenahme des bereits erwähnten Buches von Kestell (Verlag Lehmann, München) erklären kann. In einer Neubearbeitung mit diesen Ergänzungen, Nachträgen und Verbesserungen wird de Wets Buch ein integrierender Bestandteil der Bibliothek jedes Gebildeten sein.

Den Sagen, die sich an seine Person knüpften, hat de Wet allerdings den Lebensfaden durchschnitten, und als Stratege erleidet sein Ruhm durch die ungeschminkte Erzählung in mannigfacher Hinsicht Abbruch. Hier sei nur eines erwähnt: Es gibt nichts, was de Wet höher angerechnet worden wäre, als jener kühne Zug nach Transvaal im Juli 1900, durch welchen er einerseits Präsident Steyns Verbindung mit Präsident Krüger ermöglichte und sicherte und andererseits sich selbst mit General de la Rey vereinigte und den Engländern schwer zusetzte. Nach de Wets eigener Erzählung entbehrt diese Expedition jeder strategischen Größe: Er wurde von übermächtigen Feinden wider seinen Willen über die Grenze von Transvaal gedrängt; dort trennte sich von ihm Präsident Steyn aus eigener Initiative und von de Wet gewarnt ab, um Krüger aufzusuchen; einige Kommandos, die infolge des großen Trains nicht so rasch folgen konnten, wurden abgeschnitten und bis nach dem Norden Transvaals getrieben. Dort erst konnten sie sich der Verfolgung wieder entziehen. Daß sie ebenso wie Präsident Steyn bei ihrer Rückkehr de Wet noch an der Grenze trafen, beruht auf zufälligen Verhältnissen, nicht auf einem Plane de Wets.

Trotzdem bleibt sein Buch ein gewichtiges Dokument. Aber von dem Original ist wohl zu unterscheiden die deutsche Übersetzung, die geradezu eine Kränkung de Wets ist. Die holländische Originalausgabe hat ja auch Fehler, zirka 30, z. T. nicht unbedeutende Druckfehler (sinnstörend z. B. met statt niet, S. 250; 30. November statt Oktober, S. 13; zitting statt zifting und niet statt nu, S. 490; Veldcorn. Hattingh statt Ass. Hookd. Cdt. Hattingh, S. 255 ꝛc.), und die Menge ihrer Bilder ist kein Vorzug, da sehr viele alte, mit dem Text in keiner Verbindung stehende

[1]) „De strijd tusschen Boer en Brit. De Herinnering van den Boerengeneraal Chr. R. de Wet." Amsterdam, Höveker & Wormser. — General Chr. R. de Wet: Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der 3jährige Krieg.) Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna. — General Chr. R. de Wet. Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der 3jähr. Krieg.) Für die Jugend frei bearbeitet von A. O. Klaußmann. Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna.

Kriegsbilder gleichwertig neben Originalaufnahmen für de Wets Buch stehen und ein Teil der Originalaufnahmen selbst über das Schlachtfeld absolut keine Aufklärung gibt (weil nicht aus der Höhe aufgenommen), aber im allgemeinen ist die holländische Ausgabe in bezug auf den Text zuverlässig. Ihre Ausstattung dürfte viel besser sein, und ihr Bild vom Präsidenten Steyn ist nicht minder schlecht wie das in der deutschen Ausgabe. Diese aber wimmelt dafür von Fehlern; ich habe mir ein paar Hundert notiert.

Vor Namen und Titeln hat der Übersetzer überhaupt keinen Respekt; er macht Generäle zu Kommandanten und Kommandanten zu Generälen; der Begleitung der Führer, dem sogenannten Stab, gibt er Offiziersrang, die Abkürzung für Kommandant (Comd.) übersetzt er mit dem Vornamen „Cornelis", einen Feldkornet vom Stabe tauft er „Feldkornet van den Staff" und nicht einmal de Wet, Steyn und Cronje (s. S. 51, 307, 311, 296) läßt er ihre richtigen Vornamen, obwohl bei den Buren, wo dieselben Familiennamen immer wiederkehren, gerade auf die Vornamen besonders acht gegeben werden muß. Den Kommandanten Tonder schimpft er bald „Tauber", bald „Wonder" (S. 24, 157), den Kommandanten Truter abwechselnd „Truler", „Fruter" und „Pruler", de Wets Farm Roodepoort bald „Roodepost", bald „Rooderpoort"; den Ort Ventersburg „Vensterdorp", „Vensterberg" und „Vensterburg". Aus Kalkkrans macht er „Kalklaan" und „Kalkrans", aus dem Kommandanten Munik Hertzog die Kommandanten „Muswik und Hertzog", aus dem General J. B. M. Hertzog den General Hertzog und einen weiteren Herrn J. B. M. Hertzog, aus „der Generalkommandant (Botha) und General Viljoen" den „Generalkommandant Viljoen", aus Burt Nussey (286) „Bart Missey", aus Daspoort (S. 75) „Dabenhorst", aus Jagersrust (261) „Agersrust", aus Manie (=Hermanus) „Marie", aus dem Bache Tygerkloof eine „Tygerschlucht", aus Langberg (267) „Lindley" ꝛc. Kein Dokument ist in der deutschen Ausgabe in Sinn und Wortlaut ganz richtig. S. 265 läßt man de Wet ein Buch ankündigen, von dem er gar nichts weiß, dafür wird er aber S. 311 aus der Kommission herausgelassen, die mit Kitchener unterhandeln soll. S. 305 sind gleich 9 Namen falsch, und auf S. 220 ist es ähnlich. Statt „macht" (Abteilung des Feindes) liest der Übersetzer mehrmals „nacht" und läßt „diese Nacht" angreifen statt „diese Abteilung"; „gewisse Stellen" übersetzt er mit „sicheren Orten", die Maulesel „beläd" er (S. 201) mit Kanonen, das Bett des Flusses verwechselt er S. 292 mit dem Ufer, aus Leuten von besonderer Art macht er Leute von besonderem „Stahl" (264) ꝛc.

Der deutsche Stil ist manchmal recht gut, manchmal herzlich schlecht, und der Humor de Wets verwandelt sich fast völlig in steifleinene Trockenheit, die wieder in Übertreibungen und schwülstigen Redensarten Ersatz sucht. Der ganze Charakter des Buches wird dadurch verändert. Die indirekte Rede vermag der Übersetzer gar nicht wiederzugeben und auch sonst hapert's mitunter mit der deutschen Grammatik. De Wet geht nach dem Übersetzer z. B. „mittelst der Trift (Furt)" durch den Fluß und „war entschlossen, daß er sich nicht beteiligt hätte". Spricht de Wet von „zahlreichen" Plätzen, so hat der Übersetzer schon „zahllose" (222), muß sich D. von seinem Kommando „gleichsam loßreißen", so reißt er sich in der Übersetzung schon „blutenden Herzens los" (S. 21), hat er „müde gerittene" Pferde, so sind sie „zu Schanden geritten" (50), bekommt einen „Nackenschlag", so ist das ein „Todesstreich"; ist de Wet „kein Opfer zu groß", so ist es dem Übersetzer „nicht groß genug" (208); liegen bei de Wet Tote und Verwundete aufeinander, dann beim Übersetzer gleich „haufenweise" (S. 66). Sehr edel ist es von dem Übersetzer, daß er S. 310 mitteilt, Steyn sei ein „von allen hochgeachteter genialer" Staatsmann gewesen; nur daß er seine Worte ebenso wie früher bei Cronje auch hier wieder de Wet unterschiebt, ist ebenso auffällig, als wenn er S. 244 im Namen de Wets von der „Gesellschaft" Jamesons als einer „verbrecherischen Bande" spricht.

Köstliche Geschichten wie die von dem Juden, der im Gefecht einem Buren seine gedeckte Stellung abkaufen will, oder von dem Eseltreiber, der vor Aufregung von dem ausgestandenen Leiden beim Übergang über den Oranje ohne Unterlaß auf seine Esel haut — die längst im Wasser untergegangen sind —, um rasch hinüber zu kommen über die rettende Furt, und vieles andere hat der Übersetzer einfach ausgelassen. Wer ahnt aus der deutschen Übersetzung etwas von dem Humor, mit dem

de Wet über seinen „Freund" Knox (S. 198) oder über den Verlust seiner Kanonen spricht (213), und wenn er (S. 199) sagt: „Ich mußte nun etwas austüfteln, um den englischen Truppen einen kleinen Trumpf abzustechen", so übersetzt die deutsche Ausgabe plump und protzig: „Ich mußte deshalb ein Spiel spielen, bei dem ich die höchsten Trümpfe in der Hand hatte."

Der Übersetzer des de Wet'schen Buches kann holländisch, aber nicht burisch, und er hat weder eine Ahnung von de Wets Persönlichkeit noch von den Situationen des Krieges. Darum kann er sich weder in de Wets Stil, noch in seinen Operationen zurecht finden. Das geht so weit, daß er schließlich in einer Anmerkung S. 174 erklärt, de Wets Darstellung sei an vielen Stellen „unklar", da er zu viel voraussetze! Natürlich wenn man den Angriff auf Dewetsdorp von Bosmansbank aus beginnen läßt, oder die Operationen von S. 152 bis S. 168 an den Vaalfluß verlegt und S. 174 „etwas südlich von Paris" zieht, dann ist alles ein Tohuwabohu. Aber de Wet erzählt nur, daß die Führer beim Angriff auf Dewetsdorp aus Boesmansbank stammen, redet vom Valschfluß und zieht „bis" etwas südlich von Parijs. Der Übersetzer bringt es sogar fertig, aus dem Spott de Wets über die Blockhäuser eine Lobeshymne zu machen, sodaß S. 253 und 254 zusammen mit der unsinnig verdrehten Beschreibung dieser Blockhäuser (S. 255) mehr Blech enthält als sämtliche Blockhäuser. S. 145 liegt in der durch den „Berl. Lok. Anz." überall hin verbreiteten Erzählung des Überganges über die Magaliesberge eine direkte — wenn auch wohl unabsichtliche — Fälschung zur vermeintlich größeren Ehre de Wets vor.

An all diesem Durcheinander trägt natürlich der Übersetzer zum größten Teil allein die Schuld, um so mehr, als er jederzeit de Wet oder dessen literarische Stütze, Pfarrer Kestell, um Rat fragen konnte. Dem Verleger war es darum zu tun, eine „Jugendausgabe" möglichst gleichzeitig mit dem Hauptwerk herauszubringen, so daß der Übersetzer nach den unkorrigierten Abzügen des Originales arbeiten mußte, um nur rasch fertig zu werden. Wie zuverlässig die nach dieser „Originalausgabe" von O. Klaußmann „frei bearbeitete", durch Einschiebung eines Burenjungen und eines deutschen fluchenden Unteroffiziers nach bekannter Manier zurechtgeschneiderte „Jugendausgabe" sein muß, kann sich darnach jedermann selbst denken. A. Schowalter.

Anmerkung. Inzwischen hat der Verleger bereits die Mängel der Übersetzung selbst eingesehen und ist mit der Vorbereitung einer neuen z. B. beschäftigt.

Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichen Briefen und Niederschriften von Eleonore v. Bojanowski. J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung. Stuttgart-Berlin 1903. Preis M. 7.50, geb. M. 9.—.

Ein würdiges zusammenhängendes Lebensbild der edlen Großherzogin Louise, der Gemahlin Karl Augusts, gab es bis zur Zeit noch nicht; das reichlich vorhandene Material harrte lange der kundigen Hand, die ihm plastische und liebenswürdige Gestalt angedeihen lassen würde. Frl. v. Bojanowski hat sich dieser ebenso schwierigen wie dankbaren Arbeit mit liebevollster Hingabe unterzogen und was nun vollendet vorliegt, darf wohl in jeder Beziehung eine bedeutende literarische Bereicherung genannt werden. Der wertvolle mannigfaltige Stoff ist mit feinem kritischen Verständnis für Wichtiges und Unwichtiges gesichtet und es hat sich aus dem Ganzen eine prächtige lebenswahre Charakteristik der großherzigen — nur zu oft von der Oberflächlichkeit verkannten — Fürstin liebenswürdig vor uns ausgestaltet.

Besonders hervorheben möchte ich die künstlerische, fast immer glücklich komponierende Gestaltungsgabe, sowie die zahlreichen in geistvoller Selbständigkeit geprägten Urteile der Verfasserin über Menschen und Dinge. — Naturgemäß ist bei der Gründlichkeit des Werkes manches hier aufs neue geschildert worden, was nicht nur dem in der Literatur dieser Epoche Bewanderten längst bekannt sein mußte; die originelle eigenartige Art der Darstellung aber fesselt von Anfang bis zu Ende. Überdies finden sich darin zahlreiche, bislang noch nicht veröffentlichte Briefe und Niederschriften, die insofern ein besonderes Interesse beanspruchen, als sie hier im großen Zusammenhange betrachtet, über mancherlei größere Klarheit bringen — z. B. über gewisse Züge im Wesen der Persönlichkeit Karl Augusts, sowie besonders über das

Verhältnis Goethes zum Weimarischen Hofe. Auch Herders reichem zartsinnigem Geiste kommen wir im Miterleben seines menschlich schönen Verhältnisses zur Großherzogin Louise vielfacher näher. Die Verfasserin hat es — ich möchte sagen mit beinahe männlichem energischem Geschick — verstanden, ebenso wohl das fruchtbringende Leben jener ganzen klassischen Zeitepoche zu schildern, als jede der darin auftauchenden Persönlichkeit mit individueller Seele begabt — vor uns hinzustellen. Die Bewältigung eines derartigen Stoffes, der verhältnismäßig so wenig vorbearbeitet worden, verlangte eine schöpferische Begabung, die guter Wille allein durchaus nicht zu ersetzen vermochte.

„Die Wahrheit wahr zu schildern" war der Grundsatz, der die Verfasserin bei der Entwicklung ihrer Aufgabe treu geleitet; das vorliegende Resultat derselben bewahrheitet — denke ich — aufs nachdrücklichste, daß sie hinter dem Erstrebten nicht zurückgeblieben.

Das Buch wird nicht nur in allen Weimar nahestehenden Kreisen reges Interesse erregen, sondern überall einem literarisch interessierten Publikum hochwillkommen sein. Hermann v. Blomberg-Weimar.

Hermann von Gilm, Gedichte. Innsbruck, A. Edlinger. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—.

Er war halb vergessen, der treffliche Tiroler Mann und Sänger. Aber er hat ein Lied gedichtet, das zu den auserlesensten Perlen deutscher Lyrik gehört: Stell auf den Tisch die duftenden Reseden ... ein Lied, dessen tiefer geheimnisvoller Reiz, durch den Zauber Lassen'scher Musik verstärkt, die Welt erobert hat und immerwieder die Frage geweckt: Wer war Gilm und was hat er sonst noch gedichtet? Der stattliche Band Gilm'scher Lyrik, den Hugo Greinz neu herausgegeben und bevorwortet hat, gibt die Antwort.

Gilm ist 1812 geboren und 1864 gestorben, entstammte einer angesehenen Beamtenfamilie und wurde Jurist: sein Lebensweg führte von Innsbruck bis nach Linz. Ein Charakter, ein Feuerkopf, herb und derb, ein vormärzlicher Freiheitskämpfer im geistigen Sinne, speziell für seine Tiroler Heimat, in der er mit allen Fasern wurzelt. Demokrat, Jesuitenfeind, ganz durchtränkt mit den deutsch-freiheitlichen Zeitinteressen, stand er in seiner abgelegenen Heimat auf Posten — viel angefeindet — Kampf sein ganzes Leben; Kampf auch sein Lieben: erst 1861, als er schon kränkelte, gewann er eine Lebensgefährtin nach seinem Herzen. In Wien hat er die Märztage als Nationalgardist miterlebt.

Seine Gedichte sind bei seinen Lebzeiten nicht gesammelt worden; er ist über der Absicht gestorben. Aber sie sind wahrlich des Sammelns wert. Die politischen, besonders die Jesuitenlieder, haben bei ihrem Erscheinen mächtig gewirkt, und sie wirken auch heute noch nicht veraltet. Auch die Liebeslieder nicht, unter denen der Cyklus „Sophie" die zartesten enthält, darunter „Allerseelen" — man erinnert sich, daß diese Sophie erst vor zwei Jahren gestorben ist. Dazu kommen Heimatlieder, Balladen, allerlei sonst noch. Gilm ist kein Lyriker im Sinne der modernen Stimmungspoeten; alles Weichliche, Weibische, Weltflüchtige ist dieser Kernnatur fremd. Überall Kraft, Klarheit, plastisch gewordene Gedanken. Dieser Österreicher ist ein großer Meister der Form, des gesättigten, bilder- und farbenreichen, schlagkräftigen, treffsicheren Ausdrucks, der Steigerung und der Pointe. Was ihm fehlt, ist die aparte Eigenart der Heine, Lenau, Herwegh. Aber er darf darum doch einen Ehrenplatz in der deutschen Lyrik beanspruchen. Möchte man dieser Sammlung die Aufmerksamkeit schenken, die sie verdient! Viktor Blüthgen.

In dem biographischen Aufsatze **Viktor Blüthgens** über den verewigten Begründer unserer Zeitschrift sind durch Versehen der Druckerei in einem Teil der Auflage eine Anzahl sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben (Meissen statt Neisse, im Jura statt in Gera, Grennaway statt Greenaway 2c.), was wir zu entschuldigen bitten. Die Redaktion.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

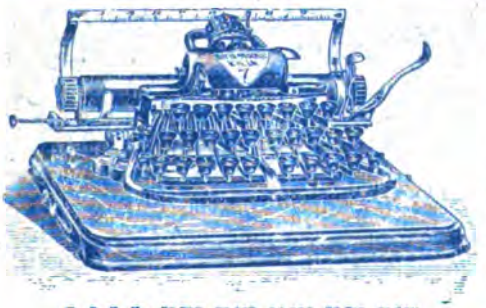
Amerikanische Schreibtische.

Größte Auswahl in **Rolljalousie-, Steh-** und **Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Noten-schränken etc.**

Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Neuer illustrierter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer



(D. R.-P. No. 58295, 59697, 64836, 70716, 81661)

vereinigt bei einfachster u. garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Überall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Größte Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

Ästhetische Würdigung von Meisterwerken der Literatur!

Ein königliches Geschenk für jeden Gebildeten

nennt der »Hannov. Kourier«:

Die beiden Masken

TRAGÖDIE **KOMÖDIE**

von

Paul de Saint-Victor.

Ins Deutsche übertragen von **Carmen Sylva.**

Drei vornehm ausgestattete Bände
in groß 8° Format (XII, 510; 544; VI, 600 S.).
Jeder Band geh. M. 6.–,
eleg. geb. M. 7.50.

Bd. I. **Entstehung des Theaters. Aeschylos.**
Bd. II. **Sophokles. Euripides. Aristophanes. Kalidasa.**
Bd. III. **Shakespeare. Das französ. Theater bis Beaumarchais.**

Aus einer Besprechung über Bd. I und II:

„**Die originale Schönheit der Sprache,** die auch in dieser meisterhaften Übersetzung zur vollen Geltung kommt, **die weiten Perspektiven, die geistvollen Analogien, die sich über die ganze Breite der Kunst, Literatur, Religion und vergleichenden Mythologie erstrecken,** lassen kein Gefühl der Ermüdung aufkommen. — — —

Es bedurfte einer außerordentlichen Gewalt über die Sprache und des feinsten rhythmischen Gefühles, um diesen gigantischen und in Bildern schwelgenden Dithyrambus auf die griechische Tragödie und auf Griechenland überhaupt in einem Deutsch wiederzugeben, das sich, wie dieses, von Manier und Schwulst durchaus fernhält. Es wird auch dem des Französischen kundigen Leser keine Sehnsucht nach dem Original entstehen: mit einer so reifen und feinen Kunst ist das Werk des Franzosen in das Deutsche übertragen worden. Die Sprache klingt dem Ohre wie Musik und entzückende Bilder ziehen in langer Reihe vor dem inneren Auge vorüber — — —"

Gr.-Lichterfelde b. B. **O. Weißenfels.**

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SEP 9 1903
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

:gang. September 1903. Heft

Jahrgang 1902/3. Septemberheft.

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Friedrich Ludwig Jahn: Leitspruch	801
Julius Lohmeyer †: Schloss Hohenzipp, Novelle (Schluss)	801
Viktor Blüthgen in Berlin: Die Opernnot	835
Dr. Alfred Funke in Berlin: Deutsche Siedlung über See	843
Gustav Falke: Der schlafende Wind; Ein Tageslauf	852
Studiendirektor Prof. H. Raydt in Leipzig: Die Schule und die Leibesübungen	853
Gymnasialdirektor Prof. Dr. Alfred Biese in Neuwied: Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung	867
Universitätsprofessor D. Friedrich Nippold in Jena: Darf man von einem werdenden Christuslied in der außerkirchlichen Kultur reden?	881
Leon Vanderfee: Und ruft nun immer. Gedicht	894
Karl August Hückinghaus: Herbstlied	894
Prof. Dr. E. Berner, Kgl. Hausarchivar in Berlin: Neu aufgefundene Briefe König Friedrichs des Großen aus der Gefangenschaft zu Küstrin 1730—1731	895
Prof. Dr. Paul Cauer, Gymnasialdirektor in Düsseldorf: Goethes Faust in Max Grubes Bearbeitung	911
Gustav Falke: Nach Jahren. Schweigen	914
Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz: Das Albrecht Dürerhaus	916
Generalleutnant z. D. von Boguslawski in Berlin: Militärische Kritik	917
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	919
W. von Massow: Monatsschau über innere Politik	926
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	932
Paul Dehn: Das Deutschtum im Auslande	937
Aus neuen Büchern	942
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte XII. (Marie von Ebner-Eschenbach, Agave. — D. S. Mereschkowski, Leonardo da Vinci. — Helene Böhlau, Die Kristallkugel. — Alfred Bock, Kantor Schildköters Haus. — Selma Lagerlöf, Eine Herrenhofsage)	943
Was uns not tut: Fritz Lienhard: Theaterprovinzen	952
Goethe: Spruch	955
Bücherschau: Hermann Obrist, Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst (besprochen von Baurat Otto March); A. Schowalter, Im Kampf um Südafrika (bespr. von Gottfr. Doehler); Carl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres (bespr. von Dr. O. Finsch); Kolonial-Handels-Adressbuch 1903 (bespr. von Paul Dehn)	956

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1903 No. 1980) oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart",

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Heft ist ein Prospekt der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin SW. beigefügt.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SEP 9 1903

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt."

Friedrich Ludwig Jahn.

Schloss Hohenzipp.

Novelle

von

Julius Lohmeyer.

IX.

(Schluß.)

Es war am nächsten Tage gegen Mittag. Die Baronin stand in ihrem Zimmer. Sie trat vor den Spiegel und fand, daß das Schwarz ihre Erscheinung hob; es stand trefflich zu dem zarten Hautton und dem aschblonden Haar. Sie wandte den Oberkörper nach rechts und blickte über die Schulter in den Spiegel. In dieser Haltung, fand sie, lag etwas noch Vornehmeres. Sie gab sich einen noch hoheitsvolleren Ausdruck . . . O gewiß, sie durfte sich sehen lassen! Und wenn sie neben ihren blühenden Kindern in der großstädtischen Gesellschaft auftauchen würde, — es mußte Eindruck machen. Kamen nun noch günstige Heiraten Bernhards und Theklas nach ihrem Plan zu stande, so konnte mit Hülfe der neu geknüpften Beziehungen ihr eigener Einfluß ein weitreichender werden. Sie war nicht zum Dienen und Dulden geboren. Und nun sollte sie zusehen, wie dieser Wolfram in ihre und ihrer Kinder Angelegenheiten eingriff? Es drückte sie unerträglich. Es durfte unter keinen Umständen dahin kommen, und wenn sie darüber zu Grunde gehen sollte!

Nein, sie gab auch Bernhard gegenüber die Hoffnung noch nicht auf! Sie mußte den Ehrgeiz immer wieder in ihm anstacheln, bis er schließlich die unwürdige Lage begriff, in die der Vater sie Wolfram gegenüber hatte bringen wollen.

Hatte bringen wollen! Noch war's ja Gott sei Dank nicht so weit.

Und da bindende testamentarische Bestimmungen über die Vermögensverwaltung Wolframs nicht vorhanden waren, — da es sich nur um ausgesprochene Wünsche handelte, die nirgends schwarz auf weiß

fixiert waren, so konnte es nicht so sehr schwer werden, die Zügel dennoch in der Hand zu behalten, — wenn auch tausendmal Bernhard jetzt meinte, er müsse trachten, auch des Vaters mündlich bekannt gewordene Bestimmungen zu erfüllen.

Ihre Blicke fielen auf die fast lebensgroße Photographie über dem Schreibtisch, sie stellte den Gatten in Jagdhut und Lodenjoppe dar. Wenn sie auf die großen, ehrlichen Augen blickte, konnte sie kaum glauben, daß dieser Mann Willens gewesen war, sie dem Fremden auszuliefern, sie so namenlos zu demütigen. In der Reizbarkeit seiner letzten Krankheit mochten diese Gedanken ihm gekommen sein. Der Tod hatte ihn verhindert, sie in rechtsgültigen Bestimmungen festzulegen. Das Testament war vor fünf Jahren abgefaßt, ein neues hatte er nicht gemacht .... Freilich, er konnte seinen Willen in einem Kodizill niedergelegt haben. In dem Testamentsentwurf stand ja, daß etwa von der Hand des Erblassers geschriebene Kodizille gleichberechtigt sein sollten mit den testamentarischen Bestimmungen.

Dieser Gedanke, daß ein Kodizill derart, wie die Baronin es befürchtete, vorhanden sein könne, erfaßte sie plötzlich, er ließ sie nicht wieder los, er nahm ihr all' die wiedergewonnene Ruhe und Zuversicht. Ihre Glieder bebten, grübelnd schritt sie im Zimmer auf und nieder.

Ein solches Blatt Papier, von einem schlechtgelaunten Kranken in unglücklicher Stunde entworfen, ein solch' elender Fetzen konnte ihre ganzen Pläne umstürzen, sie selbst zur Dienerin eines ihr verhaßten Emporkömmlings machen!

Sie, die Baronin, hatte kein Vermögen in die Ehe gebracht, von der Hinterlassenschaft würde sie nur die Nutznießung eines Teiles erhalten, wenn die freie Verfügung über den Landbesitz ausgeschlossen sein würde. Dies Blatt Papier, — falls es vorhanden war, drückte sie herab zu einer Renten-, zu einer Almosen-Empfängerin. Plötzlich blieb sie auf ihrer Wanderung durchs Zimmer nachdenklich stehen, sie senkte den Kopf, wieder machte sie langsam einige Schritte, blieb abermals stehen, hob den Kopf und lauschte hinaus ... Ein neuer Gedanke kam ihr, alle anderen beherrschend. Wenn wirklich ihr Gatte ein solches Kodizill abgefaßt hatte, so konnte es erst in letzter Zeit geschehen sein. Früher war nie von derartigem die Rede gewesen. Seit der Freiherr die Spielleidenschaft des Sohnes entdeckt und die erste ernste Auseinandersetzung mit ihm gehabt hatte — kurz vor seinem Tode war es gewesen — erst da hatte er solche Entschlüsse fassen können; einige Worte, die er hatte fallen lassen, deuteten darauf hin.

Wenn aber dies so war, wenn erst in der allerletzten Zeit — — Freilich! Sie überdachte noch einmal alles .... Nein, dann — dann mußte sich das Kodizill ja noch hier im Schlosse befinden!! Und somit also in ihrer Hand ... Eine Blutwelle schoß bei diesem Gedanken von dem aufpochenden Herzen nach der Stirn, sie schloß, von ihren Vorstellungen überwältigt, die Augen. Dann fuhr sie auf, ging mit eiligen Schritten zur Tür, blieb nochmals stehen und öffnete darauf entschlossen. Sie durchschritt den Saal, das Spielzimmer und kam an das grüne Jagdzimmer. Dort vernahm sie leise Geräusche, sie stand einen Augenblick zögernd, — dann, wie sich selbst verweisend — warf sie das Haupt empor und öffnete die Tür.

Franz war mit dem Abstäuben verschiedener Jagdutensilien beschäftigt.

„Gehen Sie jetzt hinunter, Franz und fangen Sie mit dem Silber an. Dies hier hat Zeit."

Franz, der nicht gewohnt war, der Baronin zu widersprechen — seit dem Tode des alten Herrn hätte er es noch weniger gewagt als früher, denn es wehte eine sehr scharfe Luft von oben — Franz ließ seine begonnene Arbeit liegen und ging schweigend hinaus.

Die Baronin wartete einige Augenblicke, dann verriegelte sie die Tür hinter dem Kammerdiener. Sie begab sich in das Erkerzimmer, das, wieder völlig aufgeräumt, keine Spur mehr von den letzten Leidenswochen erkennen ließ.

Die Baronin verriegelte jetzt auch den Eingang vom Flur.

Dann trat sie an den Geldschrank und öffnete ihn geräuschlos und sicher.

Sie atmete tief auf, ihre Hände bebten. Sie lauschte auf jeden Ton in den Korridoren.

Das große Mittelfach zeigte sich verschlossen, den Schlüssel zu diesem hatte sie bisher nicht finden können. Eine Angst und Unruhe, deren sie nicht Herr wurde, erfüllte sie. Bald war ihr, als spräche Jemand von dem Lehnsessel des Freiherrn her, und hastig blickte sie sich um, doch wie konnte sie auf solche Phantasieen achten! .... bald glaubte sie Bernhard auf der Terrasse rufen zu hören, — aber Bernhard war ja nach Rodenburg gefahren, zur Gruft ..... Wie albern, ihren Entschluß von solchen Bedenken unterkriegen zu lassen! Sie mußte wissen, woran sie war, das war sie sich schuldig, sich selbst und ihren Kindern. Die würden es ihr noch einmal danken. Und der da einst im Lehnstuhl gesessen hatte, war hinüber, er konnte sie nicht hindern. Sein Mißtrauen war krankhaft gewesen, ganz gewiß ... Bei vernünftigen Sinnen hätte

sein Stolz den Gedanken gar nicht ertragen, daß ihnen allen dieser Fremde, dieser Plebejer übergeordnet werden sollte!

All dies stürmte durch ihr Hirn, während sie nach dem Schlüssel des Mittelfaches suchte. Thekla und Franz wußten jedenfalls Bescheid, aber sie durfte sie vorläufig nicht befragen.

Sie suchte in den Fächern unter den Papieren umher. Der Rest der Wertpapiere, die sie vorgefunden hatte, war bereits von ihr veräußert, um eigene kleine Schulden und solche von Bernhard bezahlen zu können ....

Der Schlüssel zum Mittelfach fand sich nicht .... doch hier lag ein Couvert mit der klaren Aufschrift des Freiherrn aus besseren Tagen: „Mein letzter Wille". Das Couvert mit erbrochenen Siegeln lag offen und enthielt außer der beglaubigten Abschrift des im Vorjahre gerichtlich niedergelegten Testamentes eine Reihe von Kodizillen, die sämtlich von der Hand des Freiherrn geschrieben und unterschrieben waren.

Hastig zog sie die Blätter auseinander und breitete sie auf dem Mitteltisch aus. Oberflächlich durchflog sie die weitläufigen Testamentsbestimmungen. Der Name Wolfram fand sich in dem ganzen Schriftstück nicht vor, wohl aber der Satz, daß die Kodizille als gleichberechtigt mit den Bestimmungen des Testaments gelten sollten. Nun durchwühlte sie die beigelegten Kodizille, sie schienen nur von Schenkungen an die Dienstboten, die Gemeindeschule, das Rodenburger Krankenstift zu handeln .... Aber hier! Hier! Ihre Hände zitterten, als sie das Blatt hielten, — ein richtig ausgeführtes Schriftstück: die Ernennung des Kommerzienrats Jakob Wolfram zum Testamentsvollstrecker, zum Verwalter des nachgelassenen Vermögens.

Die Augen der Baronin flirrten über das Schriftstück hin, das ein Datum wenige Tage vor des Freiherrn Tode zeigte.

Das Blatt, das Werkzeug seines Mißtrauens, seiner Knebelung, das sie und Bernhard dem strengen, unbeugsamen Manne auslieferte, knitterte leise in ihren Händen. Wenn sie es vernichtete, waren Bernhard und sie frei!

Sie glaubte plötzlich klar zu erkennen, daß sie ihr Schicksal in der eigenen Hand hielt. Sie schien ruhiger, fester. Sie ging zum Schreibtisch des Gatten, zündete ein Licht an und näherte sich damit dem Kamin. Nun hielt sie das Papier über die Flamme.

In demselben Augenblick glaubte sie Schritte im Flur zu hören. Sie lauschte auf, ihre Hände flogen, die Schritte näherten sich .... Schnell warf sie das brennende Blatt in den Kamin, blies das Licht aus und legte die Papiere wieder in den Geldschrank, den sie darauf

ins Schloß drückte. Dann eilte sie auf die Tür des Jagdzimmers zu. Jetzt wollte Jemand vom Flur aus in das Erkerzimmer eintreten, man faßte an die Klinke, fand die Tür aber verschlossen.

So schnell sie konnte, flüchtete die Baronin durch die Gesellschaftsräume in ihr Zimmer, wo sie tief aufatmend stehen blieb.

* * *

Assessor Irmler war es aufgefallen, daß er die Tür zum Erkerzimmer, in dem er nach Franz' Angaben die Baronin vermutete, verschlossen fand. Er machte nun den Umweg durch den Saal und das Spielzimmer. Der schlanke junge Mann mit dem dünnen blonden Haar und dem fahlblonden Schnurrbärtchen ging wie gewöhnlich langsam und gewichtig, den Kopf ein wenig vorgestreckt, desto lebhafter flogen seine grauen Augen beobachtend hin und her.

Nun trat er ins Erkerzimmer ein und war erstaunt, Niemanden dort zu sehen. Sofort aber fiel ihm ein brandiger Geruch auf. Seine Augen schweiften noch unruhiger als sonst umher, und da er nirgends etwas brennendes bemerkte, ging er an den Kamin, wo er ein fast verkohltes Stück Papier aus der Asche hervorzog. Er legte den Blattrest vorsichtig auf den Tisch und strich leise glättend darüber hin. Zuweilen horchte er, ob draußen alles ruhig blieb. Nur an einer Seite des Blattes waren noch wenige Worte zu entziffern, er las im ersten Augenblicke „Kommerzienrat", „Testamentsvollstrecker" und suchte weiteres zu entziffern. Längere Zeit stand er so, wandte das Papier hin und her und überlegte. Dann zog er seine lederne Brieftasche hervor, faltete das am Rande zerbröckelnde Blatt vorsichtig und säuberlich zusammen und steckte es in ein besonderes Täschchen. Nachdem er die Brieftasche wieder in seinen Rock versenkt hatte, öffnete er mit sanftem Druck die Tür zum Flur, lugte vorsichtig hinaus und trat dann über die Schwelle; hier blieb er nochmals lauschend stehen und eilte darauf mit leisen Schritten die Treppe hinunter.

X.

Um einen breiten, länglichen, mit grünem Tuch beschlagenen Tisch saßen am Sonnabend Vormittag 10 Uhr in dem trüben, niedrig gewölbten Gerichtszimmer zu Rodenburg die Erben und Vertrauenspersonen des Freiherrn, sie warteten auf das Erscheinen des Erbschaftsrichters. Neben der Baronin Thekla und Bernhard, der sich leise mit seinem Onkel und dem Justizrat Hengeler unterhielt. An der anderen Seite des letzteren saß Rat Wolfram, streng und gedankenvoll dreinschauend, der Baronin

gegenüber. Die ungeduldige und hochmütig ablehnende Haltung der Baronin zeigte, daß sie Wolframs Anwesenheit nicht erwartet hatte.

Die Tür nach dem Nebensaal öffnete sich, der Testamentsrichter, ein weißköpfiger untersetzter Herr mit stumpfem Gesichtsausdruck, kam in geschäftsmäßigem Tritt, gefolgt von einem älteren Bureaubeamten, herein. Er verneigte sich höflich, etwas mechanisch, der Reihe nach vor den Anwesenden und nahm an der Spitze der Tafel Platz, neben ihm der Schreiber, der die Akten vor ihm ausbreitete.

Außer dem Knarren der Stuhllehnen waren nur die gleichmäßigen Atemzüge der erwartungsvoll Lauschenden vernehmbar. Während sich der Richter mit sehr eingehender Sorgfalt die Brille putzte und dabei die blöden Augen gleichmäßig in der Runde umherschweifen ließ, rief der Schreiber die Eingeladenen bei ihrem Namen auf. Die Anwesenden antworteten mit einem leisen Kopfnicken.

Dann löste der Richter mit aller Ruhe die Siegel von dem Vermächtnis, und der Schreiber begann in trockenem Ton den Inhalt des langen Schriftstückes vorzulesen.

Bernhard blickte bei mancher ergreifenden Wendung und liebevollen Weisung des Vaters, die sich vor allem an ihn richtete, und bei denen es ihm war, als fühle er das ernst-freundliche Antlitz des Verstorbenen auf sich gerichtet, ärgerlich nach dem Schreiber, dessen interesseloser, gelangweilter Vortrag ihn geradezu empörte; auch Onkel Hermann räusperte sich ein paarmal bei solchen Stellen mit entschieden markiertem Unbehagen.

Die wichtigsten Bestimmungen des Testaments waren folgende: Bernhard erhielt den Landbesitz, für Thekla und die Baronin war eine Rente festgesetzt, die Schwester durfte erst in 15 Jahren das ihrer Rente entsprechende Kapital kündigen. Als Witwensitz wurde der Baronin das Gut Erlenhof überwiesen. Die Bestimmung, daß der Landbesitz möglichst unangetastet zu bleiben habe, fand sich ebenso wie in dem früheren Entwurf, auch in diesem Testament.

Eine Pause trat nach dem Verlesen des Schriftstückes ein.

Thekla weinte, auch die übrigen blickten ernst drein, Baron Hermann stieß einen vernehmlichen Seufzer aus. Das Gefühl, der Tote habe zum letztenmal zu ihnen gesprochen, beherrschte sie alle.

Die Baronin überreichte jetzt dem Richter ein Couvert mit den Kodizillen.

Im gleichen Augenblick erhob sich auch Justizrat Hengeler und übergab die Duplikate der Kodizille, wie diese, vom Freiherrn eigenhändig ausgeführt, bei ihm deponiert worden waren.

Die Baronin sah einen Augenblick — sichtlich beunruhigt — mit einer Miene, als verstände sie die Worte des Justizrats nicht, zu diesem hinüber, dann aber lehnte sie sich wieder in stolzer und überlegen scheinender Haltung in ihren Stuhl zurück.

Der Richter gab dem Schreiber die Schriftstücke, dieser entfaltete sie und breitete sie der Reihe nach bedächtig übereinander. Jetzt verglich er die Nummern der Duplikate mit den Originalen, welche die Baronin überreicht hatte, und legte beide zum Vergleich den Erben vor. Diese erkannten die Echtheit der Handschrift des Freiherrn auf sämtlichen Blättern an.

Die Baronin umfaßte unter dem Frageblick Wolframs krampfhaft ihren Fächer und drückte ihn an die Tischkante fest.

Der Schreiber neigte sich flüsternd dem Richter zu, worauf dieser zur Baronin aufblickte.

„Das Kodizill 5 fehlt im Original," sagte er und reichte ihr das Duplikatblatt, welches die Ernennung des Rates enthielt.

„Ich habe natürlich keine anderen Blätter als die hier überreichten vorgefunden," antwortete die Baronin in sicherem, fast gereiztem Tone.

Der Richter nickte.

Die Augen Wolframs ruhten unter den zusammengezogenen Brauenbüscheln einen Augenblick forschend auf dem halb durch den Schleier verhüllten Gesicht seines Gegenübers.

Der Schreiber verglich noch einmal.

„Nummer 5 fehlt," sagte er wieder.

„Sie werden noch einmal nachzusehen haben," bemerkte der Richter ruhig zur Baronin. „Wo befanden sich die Kodizille?"

„Im Geldschrank."

„Und die Siegel waren erbrochen?"

„Wie Sie sehen."

Der Kommerzienrat wiegte sein dunkel erglühtes Haupt. „Merkwürdig!" Er warf Hengeler einen Blick voll Staunen und Zorn zu.

Bernhard saß mit verlegen zusammengekniffenen Lippen da, die Blicke auf den Tisch gerichtet, zuweilen warf er seiner Mutter einen ernsten, fast hülfesuchenden Blick zu. Baron Hermann rückte auf seinem Stuhl, dann bediente er sich mit einigem Geräusch seines Taschentuches.

Der Richter fragte den Rat, ob er die Wahl zum Testamentsvollstrecker zu übernehmen gesonnen wäre?

Der Rat bejahte, ohne aufzusehen.

In diesem Augenblick fiel ein Gegenstand klappend zu Boden. Aller Augen wandten sich der Baronin zu, der ihr Fächer entglitten war.

Bernhard hob ihn mit einem gewandten Griff auf und reichte ihn der Mutter, deren Wangen unter dem Schleier tief erglüht schienen.

Der Testamentsrichter deutete durch eine Handbewegung den Schluß der Verhandlung an.

Die Baronin erhob sich mit einer leichten Verneigung gegen den Richter und die anderen Anwesenden und schritt, gefolgt von Thekla, erhobenen Hauptes zum Zimmer hinaus.

Bernhard und der Onkel, die sich von Wolfram und dem Justizrat mit einem freundlichen Händedruck empfahlen, schlossen sich den Vorausgehenden an.

Als Bernhard sich an der Tür noch einmal umwandte, sah er den Rat in erregtem, leise geführten Gespräch bei dem Justizrat stehen.

XI.

Die Mittagsglocke auf dem Uhrturme des Wolfram'schen Werkes schallte über die Höfe. Das Brausen und Surren, Hämmern und Dröhnen in den einzelnen Werkstätten schwieg an einigen Stellen plötzlich, an anderen verhallte es zögernd.

Aus den Walzwerken, Gießhäusern und Kesselschmieden drängte, krabbelte, wogte und wimmelte die schwarze Masse der Fabrikarbeiter auf die mit Wagen, Materialien und Maschinenteilen verstellten Höfe, die kohlschwarzen Plätze und die russige Gasse zwischen den Werkstätten hinaus.

Die Menge stockte, tosende Gruppen bildeten sich.

Vor der Tür der großen Kesselschmiede zeigte sich jetzt die riesige Gestalt Rößlers, von seinem Wolfshunde begleitet. „Platz räumen!" hallte seine gewaltige Stimme über den Hof.

Wieder kam für Minuten einige Bewegung in die sich stauende Masse.

Auf dem großen Platz vor dem alten Eisenhammer aber geriet die drängende Masse abermals zum Stocken; streitende Gruppen drängten sich zusammen; verworrenes Stimmengewirr erhob sich wie ein zurückgehaltener, jetzt heftig anschwellender Strom; wilde Rufe erschollen. „Wir wollen den Hund nicht mehr! Wir arbeiten nicht mit dem Mörder! Schlagt ihn tot!"

Jedes beruhigende Wort der Älteren wurde niedergeschrien.

Viktor Wolfram kam die Stufen aus dem langgestreckten Herrenhause heruntergeeilt und trat an eine Gruppe älterer Arbeiter heran. Bei seinem Anblick lockerten sich sichtlich die Haufen, es kam wieder Bewegung in die dunkle Menschenflut, die nun dem Ausgangstor zudrängte, murrend und scheltend, bis sich die Menge zwischen den engen Gassen und Nebengäßchen der kleinen Arbeiterstadt in immer kleinere Abteilungen zerschlug, und die Letzten zwischen den am Bergrande zerstreuten Häusern verschwanden.

Viktor stieg langsam und sinnend wieder die Stufen empor und trat in das Arbeitszimmer des Vaters, der unruhig auf und ab schritt.

Nun blieb er stehen und blickte Viktor fragend entgegen.

„Du hättest mir nachgeben sollen, Vater," sagte Viktor. „Es kommt wieder zu neuen Unruhen, wer weiß ob nicht zu Mord und Totschlag. Der neue Ausstand droht schon seit März."

Zornig stand der Rat in der Mitte des Zimmers, die Fäuste geballt. „Und ich soll also dieser Bande den einzigen Mann opfern, der zu mir stand vom ersten Tage an bis zuletzt? Gegen den ich mehr Verpflichtungen habe als gegen sie alle zusammen?"

„Du könntest Rößler deinen Dank in anderer Weise bezeugen," mahnte Viktor. „Du kannst ihn ja anständig pensionieren."

„Das hieße ihn fallen lassen! Ich muß vor den Leuten seine Ehre wieder herstellen. Für mich ist er doch schließlich ins Unglück gekommen, er hat in der Notwehr gehandelt. Das haben ja auch die zwei Werkmeister bezeugt."

Viktor trat näher zum Vater heran. „Er war immer ein roher, jähzorniger Mensch, Vater, du hast selbst viel unter ihm zu leiden gehabt."

„Das war meine Sache. Er hat mit mir dies Werk geschaffen, er war mein erster Arbeiter im Eisenhammer, in den schweren Jahren war er meine einzige Stütze, — ich stehe und falle mit dem Manne!"

„Es ist eine neue Zeit," sagte Viktor. „Rößler paßt nicht mehr in unsere Welt."

„Ich auch nicht!" rief der Rat und warf sich keuchend in den knackenden Sessel am Schreibtisch nieder.

„Wir müssen aber mit der Zeit gehen," entgegnete Viktor ruhig, „oder sie geht über uns hinweg. Zwischen dir und den Leuten ist nicht mehr das Verhältnis wie zwischen Herrn und Diener, jeder einzelne von denen da draußen ist zu Selbstbewußtsein, zu eigenem Willen erwacht. In einem gerechten Vertragsverhältnis würden sie alles für das Werk tun, denn sie hängen auch daran. Sie wollen aber, daß man sie

respektiert, nicht als Nullen betrachtet, nicht als Nummern; sie wollen mit dir arbeiten, nicht unter dir. Und ich glaube, lieber Vater, daß wir mehr und mehr dahin streben müssen, ein solches gerechtes Mitarbeiter-Verhältnis herzustellen — —"

Der Rat hatte sich wieder erhoben.

„Mein Sohn, ich will dir mal etwas sagen: Ich will auch keine Null sein, keine Nummer, sondern ich will der Herr sein, dem dies Werk, das er geschaffen hat, auch gehört, nach wie vor. Und wer mir etwas von meinem Eigentum, von meinen Rechten nehmen will," — der Alte erhob seine Stimme — „der ist ein Dieb! Hier bin ich! Reißt mich in Stücke, wenn ihr wollt! Aber mein ist das Werk, und mein bleibt es, und damit basta!"

Der Comptoirdiener trat ein und meldete drei der alten Werkmeister. Sie kamen, um namens der Arbeiter zu erklären, daß man durchaus mit Rößler nichts mehr zu tun haben wolle.

Viktor blickte voll Spannung auf den Vater und erwartete seinen Entschluß.

Doch Wolfram blieb auch den Vorstellungen dieser bewährten Männer gegenüber unbeugsam.

Sie sagten, man glaube nicht an Rößlers Unschuld, er habe nicht in der Notwehr gehandelt, sondern ihren Arbeitsgenossen, auf den er schon lange etwas gehabt, in einem Wutanfall vorsätzlich erschlagen; sie sprachen von Ausstand und der Forderung des neunstündigen Arbeitstages; sie sagten, wenn es zum Streik komme, würden sie alle gehen, auch sie selbst, obwohl sie sonst keine Klage hätten, denn sie seien solidarisch, und man würde sie wie Hunde von der Scholle fortjagen, die Weiber und Kinder sogar würden gegen sie aufstehen, wenn sie es wagten, sich auszuschließen. So stehe es, und sie könnten nichts daran ändern.

Den Kommerzienrat konnten alle diese Klagen und Widerreden nicht bewegen. Er blitzte die Männer mit grimmigen Augen an. Als auch von diesen wurde er verlassen, von den bewährtesten, den vernünftigsten unter seinen Arbeitern.

Die Männer verließen mit düsteren Mienen und traurig das Bureau des Alten. Kaum, daß sie hinaus waren, rief Viktor aufspringend: „Vater, das wirst du bereuen; du verstehst unsere Zeit wirklich nicht mehr!"

„Nun?!" Der Rat stellte sich breitbeinig vor seinen Sohn hin. „Und du?! Und du?! Was hast du mit all deinem Nachgeben, deinen

sogenannten Reformen, deinen Wohlfahrtseinrichtungen, deinen Arbeiterhäusern, mit all deinen Fürsorglichkeiten bei ihnen erreicht? Nichts weiter, als daß sie meinen, wir fürchteten uns vor ihnen und fühlten uns in ihrer Schuld."

„Das waren wir auch."

„Beim ersten Anlaß gehen sie über dich hinweg. Das war alles gar nichts in ihren Augen, was du da getan hast. Sie pusten darauf. Nur Unzufriedenheit und Begehrlichkeit hast du gesäet. Wo ist da noch ein Halten? Wo ein Ende? Ich sehe nur Absturz und Zusammenbruch."

„Ein neuer Stand will eben herauf, da gibt es freilich keinen Halt, keinen Widerstand," setzte Viktor erregt und finster hinzu, „das ist ein Naturgesetz, das befriedigt sein will."

„Bah, großtönende Redensarten! Mein Junge, du bist zu weich, sag ich dir, wie ihr alle! Wir alten Achtundvierziger haben auch gekämpft, wir wissen, was Recht und Freiheit sind. Aber die Leute da wollen ins Bodenlose, und ihr laßt euch mitreißen. Zu weich bist du, mein Sohn, das sag ich dir nochmals."

Viktor zuckte die Achseln. „Es werden Dinge kommen, die dich zwingen, so oder so."

Der Rat schüttelte heftig den Kopf. „Nein! Nein, sag' ich! Da gibt es nur Eins: Feststehen im Sturm, nicht nur für uns, sondern viel mehr für die Leute selbst, damit nicht alles zugrunde geht und Mord und Plünderung das Ende sind! So! Und nun laß mich zufrieden. Die Sache ist für mich abgetan, ich habe mein Wort gesprochen."

Der Rat verließ das Zimmer und ging zu seiner Frau hinüber, die das Reden und Schelten schon lange mit Besorgnis angehört hatte und nun mit milden, guten Worten auf ihren Gatten einsprach. „Bewahre dir nur deine Ruhe, Jakob," sagte sie, „du weißt, was du willst, aber du wirst es klarer wissen, wenn du dich nicht von der Erregung hinreißen läßt . . . Denke, wie wir uns früher — als wir noch jünger waren und noch hitziger, — noch hitziger," wiederholte sie lächelnd, — „wie wir uns da vorgenommen hatten, bei jeder Meinungsverschiedenheit nicht gleich auf die Worte des andern zu antworten, und das tat Wunder, es machte beide ruhiger, zugänglicher . . . . Weißt du noch?"

Der Rat streichelte seiner Centifolie die welk gewordenen Hände. Und die kleinen Augen leuchteten wieder freundlicher aus dem breiten derbknochigen Kopf, der so fest und starr auf unbeugsamem Nacken saß.

In diesem Augenblick trat der Comptoirdiener abermals ein und meldete den Assessor Irmler, der den Herrn Rat gerne einige Augenblicke allein sprechen möchte.

„Irmler?“ sagte Frau Wolfram erstaunt. „Wer ist das? Wir wollen doch jetzt essen.“

„Es ist der Neffe des alten Karger .... Bitten Sie den Herrn in mein Arbeitszimmer, Grüttner.“

* * *

Seit der Aufnahme der Hinterlassenschaft des verstorbenen Freiherrn durch den Testamentsvollstrecker, Rat Wolfram, und den Justizrat Hengeler war die Stimmung der Baronin noch böser geworden. Hatte schon die peinliche Szene bei der Testamentseröffnung einen tiefen Eindruck bei ihr hinterlassen, so zeigte ihr die Ausübung des übernommenen Amtes seitens Wolframs recht, wie sie ihm nun auf Gnade und Ungnade überliefert sei. Dazu die Gewissensbisse wegen des vernichteten Dokumentes, die fortwährende Angst, ihre Handlungsweise könne Folgen nach sich ziehen, sie könne vor Gericht gezogen, bestraft werden — — Nein, das würde sie nicht überleben, nie und nimmer!

Jedenfalls hatte Irmler sich keinen günstigen Zeitpunkt ausgewählt, als er die Baronin fragte, ob sie ihm zu der Anstellung, die sie ihm zugesagt, nunmehr behülflich sein wolle? Die Baronin hatte zunächst ausweichend, dann geärgert, schließlich — als Irmler mit der ihm eigenen Zähigkeit immer von neuem die Angelegenheit berührte — scharf verweisend, wohl auch ein wenig verächtlich geantwortet. Sie hatte ihn mit Worten, die für Wolfram geradezu beleidigend waren, an diesen gewiesen, — freilich nur in bissigem Hohn; Irmler aber hatte den Vorschlag ernst genommen.

So kam es, daß er an diesem Tage vor Kommerzienrat Wolfram stand, um ihm sein Anliegen vorzutragen.

Aber auch hier traf er es nicht günstig; denn nach den vorangegangenen Aufregungen wurde der Rat, kaum daß der Name der Baronin fiel, sehr heftig und tat Äußerungen wenig schmeichelhafter Art über sie. Irmler entgegnete im Sinne der Baronin, aber immer so, daß er selbst mit seinen eigenen Ansichten im Hintergrund blieb. Wolfram wurde stutzig, ein Wort gab das andere, das Gespräch kam auf das verschwundene Schriftstück, und Irmler tat sehr geheimnisvoll.

Endlich nach halbstündiger Unterredung verließ der Assessor recht zufrieden mit sich Wolframs Zimmer, während letzterer wie gebannt an seinem Schreibtisch stand, ein halbverkohltes Stück Papier in den Händen.

Eine gewisse Genugtuung prägte sich in seiner starren Miene aus, ein selbstbewußter Trotz. Schon mehrmals hatte das Mädchen an die

Tür geklopft und zum Essen gebeten. „Gleich, gleich!“ erwiderte Wolfram verstört. Dann versank er wieder in Nachdenken.

Endlich faltete er das Papier zusammen, steckte es in einen Umschlag und wollte eben eine Adresse auf diesen setzen, als er sich anders besann, den Umschlag mit samt dem Inhalt in ein Fach seines Schreibtisches verschloß und ins Eßzimmer hinüberging.

Bei Tisch war er sehr schweigsam, Viktor war es auch.

Kaum hatte Wolfram den letzten Bissen zu sich genommen, als er aufstand, seiner Frau kurz „gesegnete Mahlzeit“ wünschte und ernst zu Viktor sagte: „Ich habe mit dir zu reden.“

In Bangen harrte Frau Wolfram an ihrem Fensterplatz im Wohnzimmer auf das Ende dieses neuen Gesprächs zwischen Vater und Sohn. Ab und zu hörte sie durch die geschlossene Tür heftig geführte Reden, Viktor schien dem Vater abermals zu widersprechen und diesmal noch weit energischer als vor Tisch. Aber der Vater schien auch unerbittlich. Dies Hin- und Herreden währte lange Zeit; die Erregung der alten Frau stieg von Minute zu Minute. Endlich hörte sie eine Tür gehen; einer von beiden mußte das Zimmer verlassen haben.

Abermals vergingen einige Minuten, da tat sich die Tür zum Nebenzimmer auf, und der Rat stand auf der Schwelle, mit hochrotem Kopf. Erschreckt stieß die Frau im Sessel einen kleinen Schrei aus, Wolfram aber wehrte mit der Hand, schüttelte den Kopf und sagte: „Beruhige dich! Es muß durchgehalten werden .... Nicht nur in meinem Lebenswerk tritt mein Sohn mir schroff gegenüber, jetzt will er mich auch von einer einfachen Pflicht abhalten.“ Nun belebten sich die Augen des Rates, er hob den Kopf. „Mag er gehen! Mag er mich verlassen, wie er mir androht, — weil ich eine Frau, die mich mit ihrem Hasse verfolgt, der Gerechtigkeit ausliefern will — — ich muß es! Und wenn noch mehr Herzen darüber brechen würden als nur zwei ...“

In des Rates Innern regte sich eine Stimme, die da fragte: „Mußt du es wirklich?“ Doch wie um diese Stimme mit Gewalt zurückzudrängen, wiederholte er jetzt mit lauter und fester Stimme: „Mag er gehen!“ — —

In unversöhnbaren Gegensätzen schien sich hier plötzlich alles in diesem Tal gegenüberzustehen. Manche von diesen Gegensätzen waren auch früher schon dagewesen, aber man hatte sie zu überbrücken, auszugleichen verstanden. Nun drohte überall der Kampf. Über den qualmenden Werkstätten, über den Mauern des alten Schlosses, über den Gassen

des Arbeiterviertels, hob es sich drohend und fürchterlich, wie ein riesenhaftes Schreckgespenst empor.

XII.

Es war an demselben Tage nach Feierabend, als Bernhard vom Schlosse niederstieg, um sich von Doktor Schwarz und seiner Gattin zu verabschieden, denn am Dienstag war sein Nachurlaub abgelaufen, und er mußte in seine Garnison zurückkehren.

Als er die Imme-Brücke überschritt, bemerkte er unter den Ulmen am Spritzenhause einzelne erregte Arbeiterhaufen, von denen sich eine Gruppe nach der anderen lärmend loslöste und in die Chaussee, die nach Rodenburg führt, einbog. Die ganze Arbeiterschaft des Werkes schien sich nach der Stadt in Bewegung gesetzt zu haben.

Von früheren Zeiten her war er gewöhnt, von den Leuten gegrüßt zu werden, jetzt wichen sie ihm sichtlich aus oder sahen ihn dreist an, als wollten sie sagen: Wir kennen dich wohl, aber wir brauchen dich nicht zu grüßen.

Bernhard reckte sich unwillkürlich, und seine Hand umfaßte fester den Griff des Stockes, den er in der Hand hielt.

Etwa einen Büchsenschuß hinter dem Werk bog Bernhard den kurzen Fahrweg nach dem Hause des Doktors hinauf. Es lag mit seinem großen von Hecken umgebenen Garten auf vorgeschobener Terrasse des Berges und gewährte einen weiten Ausblick über das Tal.

Er sah hinauf; es brannte schon Licht hinter dem Weinlaub der Veranda.

Auf Bernhards Klingeln öffnete die alte ihm bekannte Magd die Gartentür. „Der Herr Doktor ist noch nicht zu Haus, aber die Frau Doktor ist in der Veranda," sagte sie.

Aus der Tiefe des Gartens vernahm Bernhard Kindergeschrei; aus dem Hinterzimmer des Wohnhauses erklangen Klavierübungen. Einige mit Kinderwäsche bespannte Leinen flankierten den Weg.

Bei der Windung des aufsteigenden Kiesweges hielt er einen Augenblick inne und blickte in das Tal hinunter. Aus den Wiesen stiegen die Abendnebel; über den Türmen und Dächern der Stadt kräuselte sich der aus den Häusern aufsteigende Rauch. Finster starrten die Schornsteine der Wolfram'schen Werke in die Dämmerung, und dort oben in goldener Abendglut ragte das Schloß seiner Väter.

Seine Heimat, die er verlassen mußte!

Aber er konnte ja wiederkehren, für immer, wenn er es so wollte, und bei diesem Gedanken zog ein freudiges Gefühl durch seine Seele.

Am Eingang der Treppe mußte er sich zwischen Schachteln und Kasten, einem Puppenwagen und den einzelnen Stücken eines Kegelspiels Bahn machen; dann sprang er rasch die wenigen Stufen empor.

Am Tisch sah er die Doktorfrau, mit einer Flickarbeit beschäftigt, neben einem langen jungen Herrn sitzen.

Die blonde, rundliche Frau wandte sich ihm jetzt mit einem hellen Aufleuchten ihrer freundlichen Augen zu.

„Grüß Gott, Herr Baron!“ sagte sie, warf ihre Arbeit bei Seite und erhob sich, ihrem Gaste beide Hände entgegenstreckend.

Ihr Bruder, jener junge, hochaufgeschossene Herr neben ihr mit dem von Sommersprossen bedeckten Gesicht, in der Mitte gescheiteltem Haar und senkrecht nach oben aufgesetztem Schnurrbart, in einem etwas gigerlartigen Kostüm — erhob sich aufmerksam hinter dem Tisch und harrte in selbstgefälliger Haltung der Vorstellung durch seine Schwester.

„Nehmen S' Platz, Herr Baron... Meinen Bruder kennen S' wohl noch nit? Das ist er.“

Bernhard verneigte sich leicht, der Bruder erwiderte den Gruß ein wenig verwirrt und linkisch; er hätte die Vorstellung anders, bei weitem würdevoller gewünscht.

Bernhard sah sich nach einer Sitzgelegenheit um.

„Hier, hierher setzen S' sich, Herr Baron!“ rief Frau Schwarz und warf den schmutzigen Lederbalg einer großen unbekleideten Puppe samt ihrer ganzen Garderobe respektlos vom Stuhl hinunter.

„Haben S' schon gespeist?“

„Danke sehr, Frau Doktor, bemühen Sie sich nicht, ich habe nur wenig Zeit, wollte mich nur verabschieden und Ihrem Gatten noch einmal danken für alles, was er an meinem verstorbenen Vater getan hat.“

Tränen stiegen ihm in die Augen.

Treuherzig legte seine Nachbarin ihm die Hand auf den Arm. „Ach Gott ja!“ sagte sie nur und sah ihm voll Teilnahme ins Gesicht. Und Bernhard drückte ihr gerührt die kleine, runde, von der häuslichen Arbeit rauhe Hand.

Plötzlich aber hob die Doktorfrau den Kopf. „Werdet Ihr dort vom Schpalier herunterkomme!“ rief sie hinaus, wo ein paar Knaben versuchten, an den Sprossen der Pfirsich-Spaliere emporzuklimmen.

Durch die offenstehende Tür des Speisezimmers, das von der Veranda her Licht empfing, hörte man das Geschrei eines kleinen Kindes.

„Jes, des Franzl, es liegt schon! Verzeihen S' nur!“ Sie eilte ins Haus.

„O bitte, bitte! Lassen Sie sich durch mich nicht stören!“

Die Frau Doktor suchte den kleinen Schreihals zu beruhigen, was ihr denn auch bald gelang. „Siehst, Franzl? Schämst dich gar nit, so zu schreien, wenn Besuch da ist? Hat alles und schreit! So, so! ...“ Und dann rief sie zur Veranda hinaus: „Die vier Großen machen schon g'nug zu schaffen, jetzt fängt der da auch noch an ... Bis da hat er immer nur geschlafen und getrunken, jetzt aber geh'n die Umständ' mit ihm an!“

Herr Theophil, der schon längere Zeit darauf gewartet hatte, in die Unterhaltung einzugreifen, wandte sich jetzt, seinen langen Hals vorstreckend, Bernhard in wohlgesetzter Rede zu.

„Ich darf sagen, daß es mir zu einer besonderen Ehre gereicht, den Herrn Baron endlich kennen lernen zu dürfen, nachdem ich bereits mehrmals den Vorzug genoß, Sie im Geschäft zu bedienen.“

„Ach ja — ganz richtig — in der Schmoller'schen Buchhandlung, nicht wahr?“

Theophil verneigte sich bescheiden, zu einem neuen Anlauf ausholend.

„Der unerwartete und allzu frühe Hingang des Herrn Barons, der als ein edler Menschenfreund von der ganzen Gegend verehrt wurde, hat nicht nur die ländliche Bevölkerung, sondern auch weite Kreise der Stadt in schmerzliche Erregung versetzt.“

„Sehr gütig!“ sagte Bernhard höflich.

„Wer wie der Verewigte sein ganzes Leben in so hingebender Pflichttreue nicht allein —“

Klatsch! machte es heftig hinter dem Redner, so daß dieser seiner ganzen Länge nach in die Höhe fuhr.

„'s isch e'n Ärgernis mit dene Motten dies Jahr,“ klagte die Doktorfrau, hinter Theophil hervortretend, und blies die durch das heftige Zusammenschlagen ihrer vollen Händchen glücklich erlegte Todfeindin von ihren Fingern. Bernhard lachte, Theophil aber, dem dies Hindernis allzu jäh in die Räder seiner Sprechmaschine gefallen war, sah schier hülflos zu Bernhard hinüber.

„Da kommt schon mein Männle!“ rief jetzt Frau Schwarz, nach der Gartentür hinaushorchend.

Theophil, der sich eben wieder zu einem Ansprung auf Bernhard zu sammeln schien, sah sich durch das drohende Erscheinen seines Schwagers um eine seiner kunstvollsten Perioden geprellt und lehnte sich etwas verstimmt und mit einem überlegenen, gekränkten Lächeln in den Stuhl zurück.

Die alte Magd brachte ein Tablett mit einer Flasche Johannisbeerwein und einigen Gläsern herein. Bernhard mußte sich trotz seiner Abwehrversuche von der Doktorfrau ein Glas mit diesem ihm etwas zweifelhaft erscheinenden Getränk füllen lassen.

„Trinken S' nur, 's isch gesund!" sagte sie mit ihrem anmutigen Lächeln, dem man nicht so leicht widerstand.

„Kinder! Fritz! Grete! Zu Bett!" rief sie jetzt in den Garten hinein.

„Wir spielen gerade so schön!" rief eine Mädchenstimme.

Und der größere Knabe setzte hinzu: „Die Kleinen werden geimpft, aber es blutet nicht, wir nehmen rote Farbe . . ."

Die Mutter schien ebenso schnell, wie sie ihn gegeben hatte, ihren Befehl wieder zu vergessen. Sie ging dem Doktor entgegen, der sein Rad in den Hausflur gestellt hatte und nun durch den Garten auf die Veranda zuschritt.

„Ah guten Abend, Herr von Zippwitz!" sagte er mit gelassener Freundlichkeit und streckte dem Besucher, der sich erhoben hatte, die Hand entgegen. Dann schlug er dem Schwager leicht auf die Schulter. „'n Abend, du!" und küßte sein Weib, ihr gleichzeitig die Hand drückend, auf die Wange.

Recht erschöpft ließ er sich dann, tief aufatmend, zwischen den beiden Herren nieder.

Seine Frau rief jetzt nochmals nach den Kindern, und der Doktor, um ihrem Befehl noch mehr Nachdruck zu verleihen, klatschte dreimal in die Hände. Als man sie dann wirklich auf der Treppe sich nähern hörte, wandte er den Kopf hinaus und rief: „Alles aufheben, dann hereinkommen . . ."

Und zu Bernhard bemerkte er: „Es ist immer etwas aufzuheben, und es wäre vielleicht ganz praktisch, sich eine kleine Sprechmaschine zu erfinden, die zu bestimmten Tageszeiten diese Worte immer selbsttätig wiederholte, denn es geht ein Quantum Lunge dabei verloren, das nutzbringender verwendet werden könnte, besonders wenn man soviel davon nötig hat wie ich."

Theophil, der die übermäßig kordiale Begrüßung seines Schwagers, die ihn nach seiner Meinung vor Bernhard herabzusetzen geeignet war, allmählich verwunden hatte, bemerkte jetzt:

„Der Stand eines Arztes bleibt doch wohl eine der wechselvollsten und aufregendsten Berufsarten, ebenso reich an sorgenvollen und schmerzlichen Erlebnissen wie an Freuden persönlicher —"

„Komma!" rief der Doktor laut und sah den Schwager lachend von der Seite an.

Nein, was war es doch für ein profaischer, rücksichtsloser Mensch, dieser Doktor! dachte Theophil und blickte etwas verletzt ob dieser Unterbrechung vor sich nieder.

Bernhard nahm jetzt die Gelegenheit wahr, dem Doktor seinen Dank mit aller Herzenswärme auszusprechen.

„Alles in allem," erwiderte dieser, „können Sie Gott danken, daß eine plötzliche Herzlähmung die Leiden Ihres guten Vaters beendete. Es sind ihm dadurch jedenfalls schwere Qualen erspart geblieben."

Bernhard sah plötzlich erglühend und verwirrt vor sich nieder.

Die Doktorfrau trat mit einem reich beladenen Tablett herzu, das sie auf den kleinen Nebentisch niedersetzte. Sie breitete lässig ein Tuch über den Tisch und schob ein Gedeck vor den Platz ihres Mannes, der jeder ihrer Bewegungen unwillkürlich folgend, gleichmäßig das Tischtuch zurecht zog und Messer und Gabel neben sich ordnete.

Mit einigem Geräusch erschienen nun die vier größeren Kinder von der Treppe her, zwei Pärchen, Knabe und Mädchen, das erste 8 und 9, das zweite 4 und 6 Jahre alt. Jede der anwesenden Personen bekam einen besonderen Gute Nacht-Gruß. Bei den Eltern war er herzlich und stürmisch, bei Bernhard respektvoll-zurückhaltend, bei Theophil vertraut-nachlässig.

Nachdem das Hin und Her und die Unruhe sich mit dem Abgang der Kinder gelegt hatten — die Mutter war ihnen ins Schlafzimmer gefolgt —, saßen die drei zurückbleibenden Herren noch eine Weile schweigend nebeneinander.

Bernhard hatte kaum ein Lächeln für die lieblichen Kinder gehabt. Er sah nachdenklich in den dämmernden Garten hinunter, aus dessen dunklen Partien, geheimnisvoll schimmernd, die weißen Jasmintrauben hervorleuchteten. Ihr durchdringender Duft stieg bis in die Veranda empor. Aus der Ferne schallte Sensendengeln herüber, hellerer Flammenschein züngelte jetzt aus den Hochöfen der Werke, während die Umrisse des Schlosses sich nur noch unbestimmt aus dem Dunkel hoben.

„Wenn man den tiefen Frieden dieser freundlichen Natur atmet," begann Theophil, die Stimmung richtig am Schopf erfassend, „so empfindet man wohl doppelt peinvoll den tiefen Unfrieden, der unruhvoll die Gemüter —"

„Die Koteletts lassen lange auf sich warten —" warf der Doktor ein, — „du entschuldigst, Schwager, daß ich dich unterbrach! Der tiefe Hunger meines Magens verlangte gebieterisch nach einer Äußerung."

Theophil neigte leidend das Haupt.

Da kam auch schon die Hausfrau und stellte den Teller mit Koteletts und eine Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf den Tisch, worauf sie sich behaglich ihrem Gatten gegenüber niederließ. Die Hände ruhig im Schoß gefaltet, sah sie dem Doktor zu, wie er mit offenbarem Vergnügen sich seinem Mahl zuwandte und sich Fleisch und Kartoffeln auf den Teller legte. Nun ergriff er die neben dem Gedeck liegende Serviette, schlug sie auseinander, betrachtete sie erstaunt von allen Seiten und hielt sie dann mit fragend lächelnder Miene seiner Frau hin. Diese lachte hell auf.

„'s isch richtig e Windele, sei nit bös, Karl, 's isch sauber."

Der Doktor breitete mit fröhlicher Resignation das Tuch unbedenklich über seine Kniee und sagte zu Bernhard: „Sie sehen, meine Frau muß ihre Kinder überall haben."

Bernhard lachte herzlich vor sich hin, er selbst hätte in gleichem Falle sich vielleicht nicht so abfinden lassen, aber zu dem ungezwungenen Ton in dieser behaglichen Häuslichkeit schien auch das zu passen.

Weniger angenehm war Theophil berührt; er schämte sich ein wenig vor dem Freiherrn, einer Familie anzugehören, die — —

Aber zu ändern war die Tatsache freilich nicht mehr, die Schwester blieb völlig in ihrem heiteren Gleichgewicht, und die Windel lag auf des Doktors Schoß.

Das Gespräch wandte sich jetzt, nachdem das Thema einmal von Theophil berührt worden war, der Gärung unter der Wolfram'schen Arbeiterschaft zu. Man wußte jedoch nichts Näheres von den letzten Vorgängen, und so erging man sich in allgemeinen Vermutungen und Betrachtungen.

Der Doktor war mit seiner Mahlzeit fertig, seine Frau hatte das Geschirr fortgeräumt und nach den Kindern gesehen, die Herren saßen bei einer Zigarre und plauderten.

Da ging draußen die Gartenpforte; bald darauf erschien Viktor Wolfram, der selten einen Abend vorübergehen ließ, ohne in dem Freundeshause vorzusprechen.

Er begrüßte die Anwesenden der Reihe nach und schüttelte Bernhard besonders warm die Hand. Dann setzte er sich auf den gewohnten Platz neben den Doktor, wo Theophil ihm Platz machte. Es fiel allen Anwesenden auf, wie düster Viktor drein sah, seine Stirn lag in finsteren Falten.

Trotzdem — und obwohl sie selbst gespannt waren, den Verlauf der Dinge zu erfahren — fragten seine Freunde zunächst nicht, man

wußte, daß ihn nichts aus seiner Zurückhaltung herausbringen würde, wenn er nicht gesonnen war, zu reden.

Als aber sein Schweigen gar kein Ende nehmen wollte, legte der Doktor dem jungen Mann teilnehmend die Hand auf den Arm.

Viktor sah auf.

„Der Vater gibt nicht nach", begann er sorgenvoll.

Der Doktor nickte. „Pastor Ruthardt wollte ihn heute in der Angelegenheit besuchen."

„Das ist alles umsonst, auch Mutter kann nichts mehr ausrichten, wir gehen sehr ernsten Zeiten entgegen."

Bernhard mochte nicht teilnahmlos erscheinen. „Ich habe mit Bedauern von den Vorgängen bei Ihnen gehört," sagte er.

Viktor zuckte die Achseln.

Doktor Schwarz rückte in gewisser Erregung seinen Stuhl zurück.

„Donnerwetter, Ihr Vater sollte jetzt noch nachgeben!" sagte er. „Ich habe nach all' dem, was ich bei meinen Krankenbesuchen höre, auch den Eindruck, als spitzten sich die Dinge sehr ernstlich zu."

„Was wollen wir machen?" entgegnete Viktor. „Er ist wie verblendet. So hartnäckig habe ich ihn kaum je gesehen. Es kommen noch andere Dinge dazu, die ihn erregen — —" Viktor unterbrach sich für einen Augenblick, und sein Gesicht wurde noch um einen Grad düsterer, dann jagte er jene neuen Gedanken, die da auf ihn einstürmen wollten, zurück und fuhr fort: „Mir selbst scheint, als triebe er's einer Katastrophe entgegen. Sein ganzer Trotz bäumt sich gegen die Bevormundung durch die Arbeiter auf, wie er es nennt. Bis vor kurzem noch ging es immer aufwärts mit den Werken, es schien alles so fest gegründet, er war wie Sie wissen, ja immer ein tüchtiger Kämpfer, mein Vater, der sich mit Tatkraft, Fleiß und Zähigkeit seinen Platz zu erobern und zu wahren wußte. Er sieht nicht, daß auch *seine* Macht Grenzen hat, er hat es verlernt, Rücksichten zu nehmen, sein hartes, arbeitsames Leben hat ihn selbst hart gemacht." Einen Augenblick hielt Viktor inne, dann sagte er leiser, wie für sich: „Er treibt mich fort."

„Sie wollen fortgehen?" fragte der Doktor überrascht.

„Ich habe die Absicht," antwortete Viktor bestimmt.

Da schwiegen alle, denn sie fühlten, daß hier eine Angelegenheit berührt war, die Vater und Sohn allein anging.

Ein Wagen bog von der Chaussee her zum Doktorhause hinauf und hielt vor der Gartentür.

Stimmen wurden laut, die Glocke wurde heftig gezogen.

Aus der Tiefe des Tals herauf schallten Gesang und vereinzelte Rufe heimkehrender Arbeiter.

Pastor Ruthardt trat erregt durch das Speisezimmer ein. Die Anwesenden erhoben sich fast gleichzeitig, nur der Doktor tat ruhig noch einige Züge aus seiner Zigarre.

„Ich bringe Ihnen einen Verwundeten," rief der Pastor. „Es kam in der „Traube" zu einer Schlägerei. Ich habe den Alten auf das Sofa in Ihrem Zimmer legen lassen."

Der Doktor folgte dem Pastor, Viktor eilte den Freunden nach. Die kernige Erscheinung Ruthardts mit dem offenen redlichen Gesicht, das von rund geschnittenem, weißen Haar umwallt war, hatte, wie stets, sympatisch und beruhigend auf alle gewirkt. Jeder fühlte, daß mit seiner Gegenwart sich Hülfe einstellte, mindestens guter Wille.

Wieder zogen lärmende Arbeiterscharen unter dem Garten der Villa vorüber und johlten, wohl beim Anblick der erhellten Veranda, ungestüm hinauf.

Bernhard trat heftig an die Treppe. „Bande!" rief er empört, die Fäuste ballend.

Ruthardt und Viktor kamen in halblautem Gespräch zurück. Bernhard beobachtete das sorgenernste, treuherzige Gesicht seines Jugendbekannten Wolfram. Seine Gedanken gingen zu Thekla hinüber. Er verstand ihre Zuneigung.

Theophil fragte in teilnehmender, aber etwas gespreizter Weise nach dem Verlauf der Arbeiter-Versammlung in der „Traube", und Pastor Ruthardt berichtete:

„Ja, das war eine tolle Sache. In ihrer Erregung konnten die Leute ja gar keine vernünftigen Beschlüsse fassen. Ich tat, was ich konnte, um die Gemüter zu beruhigen. Die Berliner Agitatoren aber benutzten geschickt die Situation, und es kam zu erbitterten Redekämpfen. Man gab mir's auch, o ja! Aber eine ganze Anzahl der älteren Arbeiter stand doch auf meiner Seite. All' dergleichen kann ja auch nur recht eigentlich von Ortskundigen beurteilt werden. Wenn Fremde mit „Prinzipien" dazwischen kommen, ist die Verwirrung fertig. Der Brotherr ist ein Tyrann, der Pfaffe ein Heuchler, — wie früher auf dem Theater. Geklärt hat man die Verhältnisse nicht, eher sie noch mehr verwirrt. Das politische kam immer dazwischen, sogar die Aufstellung eines eigenen Arbeiter-Reichstagskandidaten wurde verlangt. Beim Auseinandergehen kam's schließlich zur Schlägerei, der alte Riedel erhielt einen Stockhieb über den Kopf . . ."

In erregter Spannung war Viktor dem Bericht gefolgt.

„Und — die Forderungen? Die Forderungen, die sie aufstellten?"

„Der erste der Agenten sprach allgemein," antwortete Ruthardt, „dann mahnte ich zur Mäßigung, darauf sprach der zweite Berliner zur Reichstagswahl, und es wurde ein eigenes Arbeiter-Komitee für Wahlzwecke begründet . . . Nun und dann brachte der einäugige Krüger die Rößler'sche Sache zur Sprache, leider sehr scharf und giftig. Seine Worte fanden wilde Zustimmung, und da griffen die Fremden nochmals ein, es wurde eine Streik-Kommission ernannt, um mit Ihrem Herrn Vater zu verhandeln und im Fall der Ablehnung der gesamten Forderungen — Entfernung Rößlers, Lohnerhöhungen usw. — den Streik zu verkünden."

„Also richtig!" rief Viktor aus. „Diese Verquickung der Rößler-Sache mit den Lohnforderungen macht dem Vater ein Nachgeben unmöglich."

„Ich versuchte des Vaters achtenswerte Motive der Dankbarkeit gegen Rößler klar zu machen, wurde aber niedergeschrieen."

„Natürlich!"

„Aber Ihr Vater sollte in der Rößler'schen Sache noch jetzt nachgeben, noch vor Eintritt in die peinvollen Verhandlungen. Ich will noch einmal versuchen, ob ich ihn nicht dazu bewegen kann."

„Ich fürchte, Herr Pastor —"

„Ich will's doch versuchen."

Wieder hörte man von der Straße her den Marschschritt singender Arbeitermassen. Ein Trupp, der unter dem Garten anlangte, schickte unflätige Rufe hinauf.

Bernhard rief ungeduldig: „Mit zehn von meinen Kerlen ritte ich die ganze Gesellschaft nieder!"

„Damit würden Sie wenig vollbracht haben, lieber Herr von Zippwitz," erwiderte Ruthardt ernst.

„Dieser Gesellschaft gegenüber kann uns nur der Säbel noch helfen!"

„Für Tage, vielleicht für Monate. Und dann wär' es schlimmer als zuvor. Nein, man soll ihnen wirtschaftlich gerecht werden."

„In gewissen Grenzen stimme ich Ihnen zu," sagte Viktor. „Gerecht soll man ihnen unter allen Umständen werden, aber was dies ist, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Wird man ein Spielball in ihrer Hand, so stürzt das ganze Gebäude zusammen."

„Man lasse sie mehr mitraten, lieber Herr Wolfram. Wenn sie einen Einblick in die Dinge erhalten, werden sie keine übertriebenen

Forderungen stellen können; sie wissen ja dann, daß sie sich damit ins eigene Fleisch schneiden würden."

Der Doktor trat wieder ein. „Es geht ihm ganz gut," berichtete er. „Wir werden ihn noch transportieren können."

Theophil hatte schon zu lange geschwiegen. Sich bescheiden zum Pastor wendend, begann er: „Die Beobachtung, daß in der ohne Unterschied des Standes und der Partei betätigten Nächstenliebe die herrlichsten Keime —"

„Punktum!" sagte der Doktor. Und damit war Theophils Ehrgeiz für heute Abend endgültig gestillt.

* * *

Viktor und Bernhard verließen gleichzeitig das Haus des Doktors. Eine ganze Weile gingen sie schweigend. Plötzlich blieb Bernhard stehen und sah den andern an.

„Sie erlauben, daß ich Ihnen etwas sage. Vielleicht ist es überflüssig, aber trotzdem will ich — — Sie dürfen ihren Vater jetzt nicht verlassen! Ich bitte Sie um Ihrer selbst willen: Verlassen Sie ihren Vater nicht in der Not!"

Viktor antwortete nicht gleich. Der dringende, von Herzen kommende Ton Bernhards machte ihm Eindruck. Er fühlte hindurch, daß in dem jungen und bisher recht leichtsinnigen Menschen während der letzten schweren Zeit etwas neues aufgewacht sein mußte — mit in Gedanken an seinen eigenen Vater hatte er wohl seine Bemerkung gemacht —, und Viktor war weit entfernt davon, diesen ehrlichen Eifer und diese aufrichtige Teilnahme zu verkennen. Er reichte Bernhard die Hand.

„Sie haben recht," sagte er ernst und schlicht. Und etwas weicher setzte er hinzu: „Selbst wenn ich viel verlöre, — ich müßte jetzt an seiner Seite stehen."

Viel verlöre? . . . Bernhard verstand nicht recht, aber er war zufrieden, daß Viktor seine fürsorgliche Bemerkung günstig aufgenommen hatte. Ein warmes Gefühl der Zuneigung für diesen ernsten, tüchtigen, treuen Menschen quoll in ihm auf, und er gelobte sich im Stillen, alles zu tun, was er konnte, um die Herzenswünsche Theklas zu erfüllen.

Viktor schien noch etwas hinzusetzen zu wollen, er blieb einige Augenblicke stehen, dann verabschiedete er sich schnell.

„Sie werden noch von mir hören," sagte er, „vielleicht morgen schon . . ."

Erstaunt sah Bernhard ihn in die Nacht hinauseilen, dem väterlichen Hause zu.

XIII.

Pastor Ruthardt hatte vergebens seine Vermittlung noch einmal angeboten. Kommerzienrat Wolfram wollte, wie sein Sohn prophezeit hatte, nun erst recht nicht nachgeben.

Der nächste Tag verlief äußerlich ruhig, aber jeder der Beteiligten fühlte, daß eine Katastrophe bevorstand.

Es war drei Uhr nachmittags. Frau Wolfram saß im Wohnzimmer auf ihrem Leidensstuhl, hatte die Handarbeit in den Schoß gelegt und blickte in Gedanken hinaus auf das Gärtchen, das zwischen Wohnhaus und Fabrikhof eine kleine freundliche Oase bildete.

So lange Jahre war ihr Leben in Frieden und Glück verflossen; trotz ihres körperlichen Zustandes hatte sie noch immer Grund gehabt, sich des Daseins freuen zu können, denn es hatte ihr nie an dem gefehlt, was ihr unabweisbares Herzensbedürfnis war: an der Möglichkeit, zu helfen und zu raten. Das schien nun mit einem Mal abgeschnitten. Keiner wollte mehr ihren Rat, Vater und Sohn gingen ihre eigenen Wege. Jetzt empfand sie ihre körperliche Hülflosigkeit doppelt; sie kam sich so nutzlos auf der Welt vor, und ihr Gemüt war von tiefer Trauer erfüllt.

Als sie noch so saß, bemerkte sie, wie eine dunkle Gestalt an dem Gartenzaun schnell vorüberglitt, dem Eingang des Hauses zu.

War das nicht Thekla gewesen?

Frau Wolfram wandte den Kopf ins Zimmer hinein und lauschte. Jetzt schlug die Glocke an. Wenige Augenblicke später klopfte es an ihre Tür, und kaum war das auffordernde „Herein!“ aus ihrem Munde gekommen, da stand auch Thekla schon im Zimmer. Frau Wolfram streckte dem jungen Mädchen, das sie seit dem Tode ihres Vaters noch nicht gesehen hatte, beide Hände entgegen, da stürzte dieses auf sie zu, kniete bei ihr nieder und barg aufschluchzend den Kopf in dem Schoß der verehrten Frau.

Teilnehmend beugte diese sich über den blonden Kopf der Knieenden, streichelte ihr Haar und sprach ihr mit lieben, herzlichen Worten zu. Aber das Schluchzen des jungen Mädchens wollte nicht aufhören. „Ich weiß — ich weiß —“ sagte nun Frau Wolfram, die herauszufühlen glaubte, daß aus dem Weinen Theklas noch etwas Anderes spräche, als nur der Kummer um den toten Vater .... „Ich weiß, Liebling! Aber es wird schon alles werden!“

Thekla schüttelte heftig den Kopf.

„Nun, nun!“ sagte die alte Frau begütigend.

Jetzt begann das junge Mädchen in stockenden Worten den eigentlichen Grund ihres Kommens zu enthüllen: daß jenes Papier sich in den Händen Wolframs befinde, daß dieser sich weigere, es zurückzugeben, es vielmehr dem Gericht einzusenden gedenke. Frau Wolfram verstand nicht gleich, denn noch hatte ihr der Gatte von der Tat der Baronin nicht erzählt, und aus den Andeutungen, die er gemacht, hatte sie nicht im entferntesten auf das raten können, was geschehen war. Auch dies berichtete ihr nun das junge Mädchen, erschüttert und beschämt zugleich.

Ja, das war allerdings schwer, fürchterlich! Und selbst die gütige, stets hülfsbereite Frau fand nicht gleich Worte des Trostes. Aber sie mochte auch nicht durch allzu langes Schweigen die Verlegenheit, die Besorgnis Theklas erhöhen, und so fragte sie alsbald, ohne auf die Angelegenheit an sich einstweilen näher einzugehen, woher Thekla dies alles erfahren habe? Da antwortete diese leise: „Ihr — Sohn — Er hat heute Vormittag einen Boten heraufgeschickt und geraten, Mutter solle mit Ihrem Mann sprechen, sich mit ihm beraten —"

„Nun? Und . . .?"

Thekla schüttelte heftig den Kopf. „Sie kann es nicht, — wenn sie auch wollte. O, sie ist in einem schrecklichen Zustand, gute Frau Wolfram! Bald in fürchterlicher Aufregung — sie bebt und zittert — — o Gott, ich darf sie gar nicht so lange allein lassen . . . Und dann wieder ganz apathisch . . . Gewiß bereut sie, was sie getan hat, ich fasse es auch nicht, sie muß ganz ohne Bewußtsein gehandelt haben . . . Und was soll nun werden, wenn Sie nicht helfen, liebe Frau Wolfram? Ich weiß sehr wohl, daß es ein schweres Vergehen war, aber — aber — sie ist doch meine Mutter!"

Neues Schluchzen erschütterte den Körper des jungen Mädchens.

Frau Wolfram atmete tief auf.

„Es ist sehr, sehr schwer," sagte sie dann. „Sie wissen, wie es hier bei uns aussieht —"

Plötzlich hob Thekla den Kopf. „Sind Sie in Gefahr? Und Viktor?" Bangen und gespannte Erwartung lagen in dieser Frage.

Die alte Frau streichelte ihr zärtlich die Wange, und ein kleines Lächeln zeigte sich für wenige Augenblicke auf ihrem Antlitz.

Da schrak sie zusammen, und auch das junge Mädchen richtete sich empor.

Der Kommerzienrat war aus seinem Zimmer eingetreten.

„Ich sehe Viktor draußen auf dem Flur warten und frage ihn, — da höre ich, daß Sie hier sind, liebe Thekla." Er wollte ihr die Hand

reichen, doch Thekla stand jetzt hoch aufgerichtet da und wich vor ihm zurück. So ließ er seine Hand sinken.

„Ach — so!" meinte er. „Sie wollen mit mir nichts mehr zu tun haben? ... Tut mir leid, liebes Kind, ich habe gegen Sie nichts, wirklich nicht, das sollten Sie wissen."

„Jakob!" rief Frau Wolfram bittend. „Quäle sie doch nicht! Und erlöse diese arme Seele von dem schweren Druck —"

Überrascht blickte der Rat das junge Mädchen an. „Sie wissen? ..."

Sie nickte.

Da zuckte er die Achseln, wie um zu sagen, daß er nicht helfen könne.

„Meine Mutter bittet um Gnade," sagte Thekla jetzt mit leiser, aber fester Stimme.

Sie weinte nicht mehr; diesem Manne gegenüber, der ihrer Mutter so unsägliches Leid zufügen wollte, versiegten ihre Tränen, das Blut ihres alten Geschlechtes begann in ihr lebendig zu werden, und obwohl sie den Zweck ihres Kommens nicht vergessen hatte, war es ihr doch ganz unmöglich, sich dem unbeugsamen Manne gegenüber demütig und unterwürfig zu zeigen.

Und sie fuhr fort: „Sie erkennt Sie in Ihrem Amt als Testamentsvollstrecker an und wird Ihnen keinerlei Schwierigkeiten mehr in den Weg legen. Sie wird abreisen."

„Hm," machte Wolfram sinnend, nahm die Hände auf den Rücken und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Thekla folgte ihm mit den Augen und fragte nach einer Weile: „Darf meine Mutter unter diesen Umständen das Papier zurückbekommen, das in Ihren Händen ist, Herr Rat?"

Nun blieb Wolfram stehen.

„Da kann ich leider nichts tun," antwortete er ruhig und kalt. „Zum mindesten muß ich Justizrat Hengeler von der Angelegenheit in Kenntnis setzen —"

„Was soviel heißt, als die Sache der Öffentlichkeit übergeben," fiel Thekla heftig ein.

„Und wenn ich's vertusche?" sagte Wolfram, ebenfalls heftiger werdend. „Dann mache ich mich zum Mitschuldigen! Nicht wahr? Können Sie mir das wirklich zumuten? ... Und weiter! Etwas, das Sie selbst angeht! Wenn ich diese Sache unterdrücke, kann aus Euch beiden — Ihnen und Viktor — nie etwas werden, denn erkaufen kann ich mir das Glück meines Sohnes nicht mit einem Unrecht, einer Gesetzes-

widrigkeit. Das erlaubt meine Ehre nicht! Meine Ehre! Ich habe nämlich auch eine!"

Als der Rat Viktors Namen in Verbindung mit dem ihrigen genannt hatte, war eine tiefe Röte über Theklas Wangen gezogen. Jetzt kam ein bitterer Zug um ihren Mund, als sie stolz erwiderte:

„O, an mich dachte ich jetzt nicht, Herr Rat. Was aus mir wird, kommt in zweiter Linie. Ich dachte an meine Mutter. Ich — verzichte."

Frau Rat Wolfram ergriff die Hand des neben ihr stehenden jungen Mädchens und streichelte sie.

Auch der Rat war bestürzt.

Doch nachgiebiger konnte auch dieser Entsagungsmut Theklas ihn nicht stimmen, und er setzte den Bitten seiner Frau, die sie nochmals mit Eindringlichkeit wiederholte, schroffe Ablehnung entgegen.

„Dann will ich gehen," sagte Thekla, äußerlich jetzt ganz ruhig scheinend. Sie küßte der alten Frau die Hand, sah ihr innig und dankbar in die Augen und ging der Tür zu. Kurz ehe sie diese erreicht hatte, blieb sie noch einmal stehen und wandte sich wieder zu dem Rat um.

„Auch bei Ihnen grollt es," bemerkte sie, dem alten Manne fest in die Augen sehend. „Ich will nur wünschen, daß Sie nicht auch einmal vergeblich um Hülfe und Rettung flehen müssen. Leben Sie wohl!"

Sie neigte leicht den Kopf und eilte hinaus, Wolfram in stummem, jähen Erschrecken zurücklassend.

Schnell wollte Thekla den Flur durchschreiten, als sie sich plötzlich Viktor gegenüber befand, der stürmisch ihre Hand ergriff und wie schützend den Arm um sie legte.

„Mut, Thekla! Mut!" flüsterte er und zog sie an sich.

„Lebe wohl!" entgegnete sie hastig, tiefes Weh im Herzen.

Und beider Lippen fanden sich für wenige Augenblicke in leidenschaftlichem Kusse.

Dann riß Thekla sich los und floh zum Hause hinaus.

XIV.

Eine finstere Regennacht hing über dem Tal. Der Sturm fegte in mächtigen Stößen von Westen her über die Waldhöhen.

Genau um 2 Uhr nachts wurde heftig an die Fensterläden des niederen Hauses hinter dem Eisenhammer geklopft, das der Obermeister Rößler seit dreißig Jahren mit seiner Frau bewohnte.

„Meister! Meister!" schallte es von unbekannter Stimme heftig in die Schlafkammer, „der rote Schuppen brennt!"

Der Meister sprang fluchend aus seinem Bett, riß den Laden auf und starrte in das Regendunkel hinaus. Der Rufer war schon in der Richtung des roten Schuppens verschwunden. Rößler und seine Frau hörten im gleichen Augenblicke Hundegebell von allen Höfen der Werke her anschlagen und heftiges Rufen und Klopfen aus verschiedenen Richtungen her.

Mit wilden Verwünschungen fuhr der riesige Meister in seine Werkkleider, zündete ein Windlicht an und stürmte, von seinem mächtigen Wolfshunde gefolgt, in die unwirrsche Regennacht hinaus.

Vergeblich wartete seine Frau seiner Heimkehr und auf das Ertönen des Feuerhorns auf dem Werke.

Gegen drei Uhr — das Wetter hatte sich inzwischen mehr gelichtet — stürzte die Obermeisterin, von Angst erfüllt, zu dem Pförtner des Haupteinganges. Sie klopfte den Alten aus dem Schlafe und bestürmte ihn mit Fragen nach dem Verbleib ihres Mannes. Von einem Brande auf dem Werke war dem Torwächter nichts gemeldet worden. Auch der Hofwächter wußte nichts von solchem und dem Verbleib des Obermeisters. Der „rote Schuppen" lag still und friedlich im ersten Morgengrauen. Ahnendes Entsetzen erfaßte die Frau und die beiden alten Wächter. Der Pförtner eilte in das Herrenhaus hinauf und ließ den Doktor wecken; bald erscholl das Nebelhorn durch die graue Dämmerung; die Wächter sämtlicher Höfe eilten auf seinen Ruf zum Platze vor dem Herrenhause zusammen und alle bekundeten nun auf Befragen Viktors: nirgends Feuerlärm vernommen und den Obermeister mit seinem Hunde in der Nacht nirgends gesehen zu haben. Sie berichteten jedoch einstimmig, zu genannter Zeit durch heftiges Pochen und Rufen an die verschiedenen Ausgänge gelockt worden zu sein, dort aber keinerlei Einlaßbegehrende gefunden zu haben. Es schien also deutlich, daß es sich hier um eine wohlgeplante Verabredung zu arger Tat gehandelt haben müsse.

Bald kam auch der Rat, von Sorge erfaßt, die Treppe herabgepoltert und trat mit heftiger Frage in den Kreis der Beratenden. Er ließ sofort die zuverlässigsten Werkmeister zusammenrufen. Gutschmid, Winkelmann und Hersdorfer wurden aus dem Dorfe geholt, und mit ihnen in verschiedenen Richtungen das Werk abgesucht. Der Rat ließ alle Ausgänge besetzt halten und schickte eiligst Boten zum Polizeichef in Rodenburg. Dann eilte er, allen seinen Leuten voran, durch die schwarzen Gassen des Werkes. Wütend fuhr er zwischen die Leute, die da im fahlen Morgenlicht hier und dort schwatzend beisammenstanden; Viktor suchte mit Winkelmann den südlichen Teil des Werkes ab.

Seine Befürchtung, daß ein Verbrechen an dem Obermeister verübt worden sein könnte, steigerte sich ihm von Minute zu Minute zur Gewißheit. Hersdorfer kam plötzlich eilig angelaufen und bat die Herren, ihm zu folgen. Er glaubte, kaum hundert Schritte von Rößlers Wohnung, einen Platz dicht hinter dem roten Schuppen gefunden zu haben, auf dem in dem schwarzen Kohlenruß verwischte Spuren eines Kampfes und Handgemenges erkennbar erschienen. Gutschmid meinte, in dem feuchten Grunde vier Abdrücke verschiedener Fußbekleidungen erkennen zu können.

Gewisse Spuren verfolgend, entdeckten der Doktor und Winkelmann an dem südlichen Zaunrand, hinter den Hollunderbüschen des Holzstapel-Platzes eine Stelle, wo sich die Zaunbretter teils abgelöst, teils zur Seite gebogen und wieder oberflächlich verbunden zeigten; die hinter dem Zaun abfallende Grasböschung nach der Straße zu fand man weithin herabgetreten. Hier schien also der Ausschlupf aufgefunden worden zu sein, aus dem die Verbrecher den vielleicht entführten oder ermordeten Obermeister transportiert haben mochten.

Inzwischen war die Sonne freundlich aufgestiegen, die Lerchen jubelten in den Feldern, während die Männer noch rastlos nach den Spuren des Vermißten suchten. Punkt sechs Uhr erschallte die Schelle auf dem Uhrturm des Werkes. Schier unheimlich flutete heute das neu erwachte Leben in die schreckensvolle Umgebung.

Die Arbeiter wurden wie immer am Haupttor eingelassen, keiner der Leute aber wieder hinaus. Entsetzen, dumpfe Gleichgültigkeit und grimme Genugtuung spiegelte sich bei dem Vernehmen der Schreckenskunde auf den Gesichtern der Eintretenden.

Bald war Leben und Arbeiten auf den einzelnen Werken wieder aufgenommen, die Maschinen stöhnten, die Räder wirbelten, die Kessel dröhnten in den Schmieden wie sonst, aber ein düsteres Grauen lag über dem ganzen erwachten Bergtal, und der Schrecken wandelte durch die Gassen der Arbeiterstadt, die einsamen Pfade hinauf bis in die letzten verstreuten Häuser, in den Schloßhof und in die Gemächer der Baronin.

Eine Stunde später sprengten die beiden Ortsgendarmen Rodenburgs auf schweißbedeckten Braunen heran und ritten die ganze Umgegend ab. Gegen 11 Uhr waren der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter in einer verschlossenen Kutsche vor dem Herrenhause angelangt.

Der Rat und Viktor führten die Herren nach dem vermeintlichen Mordplatz am roten Schuppen und zu jener Stelle, wo der schließliche Durchbruch der Verbrecher vermutet werden mußte.

Bei der vorgenommenen Zählung der Arbeiter war festgestellt worden, daß nur einige notorisch Kranke, die außer allem Verdacht standen, nicht erschienen waren.

Der Untersuchungsrichter Dr. Trese untersuchte besonders die Ausbruchstelle eingehend, meinte aber: die Zaunöffnung sei nur so kunstreich hergerichtet, um die Nachforschungen auf eine falsche Fährte abzulenken, denn schon in der nächsten Umgegend der Straße versagte jede weitere Spur. Viel mehr wiesen andere Anzeichen, die der Untersuchungsrichter vorher aufgefunden hatte, nach dem ersten der drei mächtigen Hochöfen hin.

Der Staatsanwalt und Wolfram, zu denen jetzt Dr. Trese trat, standen abseits von den Werkmeistern im eifrigen und leisen Gespräche unter der großen Ulme dicht am Haupteingangstore der Kohlenplätze. Die Gendarmen, die von ihren Pferden abgestiegen waren, hielten, des Rufes der Herren gewärtig, in ihrer Nähe. Zu ihnen gesellten sich jetzt auch Förster Winter mit dem Revierförster Windler und zwei Forstgehülfen, die auf Wolframs Begehren eben in voller Jägerausrüstung angelangt waren.

Die alte Rätin sah mit kopfschüttelndem Erstaunen in den Hofraum und ließ sich von dem Bureaudiener Grüttner von Zeit zu Zeit Bericht erstatten.

Auf den Wink des Untersuchungsrichters setzte sich nun der Trupp, die Gendarmen und Förster voraus, nach dem Hochofen zu in Bewegung. Die Bewaffneten besetzten nach kurzer Zeit alle Ausgänge der Hochöfen.

Wolfram und die Herren vom Gericht stiegen die steile Holztreppe zu dem hohen Umgang des vordersten empor. Jetzt standen sie auf freier Höhe über den Werken, vor dem grausigen Glutschlunde, aus dem die emporzüngelnden Flammen, welche jetzt im hellen Sonnenlicht kaum bemerkbar erschienen, die Luft weithin in zitternde Bewegung versetzten. Die Arbeiter der Nachtwache verrichteten auch jetzt noch, da auf Wolframs Befehl heute die Schicht aufgehoben worden war, finster ihre Arbeit, ohne sich um ihre fremden Gäste weiter zu bekümmern. Mit Schaudern blickten die Herren in die aufwallenden Glutenmassen des qualmenden Schlundes, in denen jede Spur eines etwa hineinstürzenden Lebens binnen wenigen Minuten verzehrt sein mußte.

Einer der Gendarmen trat militärisch grüßend an den Untersuchungsrichter heran und flüsterte dem Vorgesetzten heimliche Worte ins Ohr, worauf sich der Richter mit dem Staatsanwalt leise verständigte. Dr. Gerber nickte ruhig zustimmend, worauf der Richter den Leuten ankündigte, daß sie vorläufig verhaftet wären.

Johann Bergmann, der älteste von ihnen, ein gewaltiger Mann von mächtigem Gliederbau, erhob mit einem finsteren Grinsen sein wildes Haupt, stellte den Eisenbaum vor dem Richter an die Wand und schleuderte sein Schurzfell bei Seite. Ohne Widerrede folgten seine beiden Genossen jetzt der Aufforderung der Gendarmen. Auch die Heizer und Kohlenknechte wurden in Haft genommen. Verwundert, aber stumm und düster ließen die Arbeiter an den offenen Türen der Hütten den Zug an sich vorüberpassieren. Eine Viertelstunde später schritten die acht Verhafteten, von den Gendarmen geleitet, die ihnen mit gezogenen Karabinern nachritten, auf der Landstraße der Stadt zu. Die Förster hielten die Ausgänge des Werkes besetzt. Gegen Mittag wurden noch vier andere Leute von der Nachtwache in das Amtsgefängnis zu Rodenburg eingeliefert.

XV.

Die Rosenzeit war vorüber, das Heu von den Wiesen in die Scheunen gefahren, die Kornfelder, die sich an einzelnen Stellen der Abhänge bis an den Wald hinaufzogen, schimmerten golden durch die Landschaft und harrten des Schnittes. Im Wald und in den Gärten war es stiller geworden, die Liebesgesänge der Vogelwelt waren verstummt. Eine brütende Hitze lag am Tage über dem Tal.

An einem Morgen, da es noch frisch zwischen den Hängen war und die Sonne eben über die Wipfel des Bergwaldes herunterzuleuchten begann, stieg Jakob Wolfram, nachdem er die Imme-Brücke überschritten, langsam den Parkpfad hinan, der sich um die Schloßanlagen, zunächst zwischen Wiesen, dann zwischen Gestein und Laubwerk, entlang schlängelte. In den heißen Zimmern, aus denen selbst während der Nacht die Hitze nicht ganz entweichen wollte, war ihm nicht wohl; noch früher als sonst pflegte er sein Lager zu verlassen; doch er blieb nicht auf seinen Werken, sondern suchte in der Frische des Morgens draußen Kraft für den anbrechenden Tag zu gewinnen.

So recht wollte ihm dies zwar nicht gelingen; denn es war nicht nur die Hitze der geschlossenen Räume, sondern auch eine nagende, innere Unruhe, die ihn hinaustrieb. Die Empörung seiner Arbeiter, die Erschütterung seines Lebenswerkes, die grausame Hinmordung seines Werkmeisters, der so lange Jahre sein treuer Gefährte gewesen war, konnte er nicht verwinden. Jene drei zuerst Verhafteten hatten ein Geständnis abgelegt, und die schreckliche Tat fand also ihre Sühne. Aber auf Wolfram hatte dies alles tief gewirkt.

Selbst die Tatsache, daß es Viktor gelungen war, durch ehrliches Bemühen, unermüdliches Verhandeln, Nachgiebigkeit und Festigkeit an rechter Stelle, den Frieden zwischen der Verwaltung und den Arbeitern herzustellen, vermochte Wolframs Stimmung nicht wesentlich zu verbessern. Man hatte nachgeben müssen, das wurmte ihn. Und wie lange würde der Frieden dauern?

Gewiß, er mußte die Tatkraft, die Umsicht seines Sohnes anerkennen, aber seine Hoffnungsfreudigkeit teilte er nicht.

Viktor kämpfte noch um ein anderes Ziel als um das Gedeihen des Werkes. Ihm sagte ein Gefühl, daß es jetzt gelte, sich die Geliebte zu erobern. Wie dies Ziel erreicht werden sollte, hätte er zwar im einzelnen nicht sagen können; seit jenem schmerzlichen Abschied im Flur des väterlichen Hauses hatte sich ja in dem Verhältnis zu den Schloßbewohnern nichts geändert. Doch er war in Theklas Nähe und wußte, daß sie ihm zu eigen war. Diese Gewißheit allein beglückte ihn in all' den schweren Tagen. Und ein klein wenig Hoffnung durfte er doch auch daraus schöpfen, daß Bernhard, wie er ihm in einem herzlichen Briefe mitgeteilt, seinen Abschied erbeten hatte und bald nach Hohenzipp übersiedeln wollte. Zwischen den Zeilen des Briefes las Viktor es heraus, daß Bernhard ihm ein treuer Bundesgenosse sein würde.

Von dem Turme des Schlosses schlug es sieben. Wolfram blieb an der Wegkrümmung, die um einen vorspringenden Felsen auf die andere Seite des Schloßberges führte, pustend stehen. Das Steigen wurde ihm schwer. Er überlegte, ob er umkehren oder weiter hinansteigen sollte. Eigentlich hatte er eine Bank im Buchenwalde erreichen und dort rasten wollen. Von dort aus sah man weithin in die Berge, und nichts störte den einsamen Wanderer, er sah weder Menschen noch Menschenwohnungen und Menschenwerk . . . Ja, er wollte doch suchen, diesen stillen Platz des Friedens zu erreichen und sich für eine Weile dort niederlassen. Vielleicht, daß er in dem Beschauen der großen, einsamen Natur etwas Ruhe wiedergewann und ein Stück davon mit hinabnehmen konnte. Menschenkraft vermochte ihm das jetzt nicht zu geben. Dem Sohn sich zu nähern und seine Tätigkeit offen gut zu heißen, konnte er sich in seinem verbitterten Herzen nicht entschließen, und auch von der treuen Gefährtin und Beraterin seines Lebens hielt ihn eine gewisse Scheu fern; er fürchtete fast diese ruhig und klar blickenden Augen und diese trotz allen Erdenschmerzes so reine und gefestete Seele.

Endlich — noch eine Viertelstunde war er langsam gestiegen — hatte Wolfram sein Ziel erreicht. Hinter jenen niedrigen Fichten mußte

die Bank stehen. Er machte noch einige Schritte vorwärts — da blieb er in stummem Schrecken wie angenagelt auf dem Platze, denn vor ihm hatte die hohe Gestalt der Baronin sich von jenem Ruhesitze erhoben.

Die beiden Menschen starrten sich an und fanden kein Wort.

Kommt sie auch, für ihre friedlose Seele den Frieden zu suchen? dachte Wolfram.

Nichts Unangenehmeres konnte ihm begegnen, als daß er hier derjenigen gegenüberstehen mußte, die ihn so bitter befehdet, ihm ihre Mißachtung so deutlich bekundet, sich sogar nicht gescheut hatte, etwas Ehrloses zu begehen, nur um seiner Oberaufsicht nicht überantwortet zu sein. Er wußte, wie sie über den „Plebejer" dachte.

Aber war es nicht vielleicht doch ganz gut, daß er sie traf? O, er hatte sich's schon so lange gewünscht, ihr einmal gründlich sagen zu können, was er von ihr dachte! Jetzt war sie ihm ja ausgeliefert, sie hatte sich selbst in seine Hand gegeben durch ihre schmähliche Tat.

Ingrimmig sah er auf sie mit den von Wachen und Sorgen geröteten Augen, die so starr und glanzlos aus dem in wenig Tagen gelblich und faltig gewordenen Gesicht herausblickten. Ihm war in diesem Augenblick, als sei sie die Urheberin all des Unglücks, das ihn in der letzten Zeit getroffen hatte.

Aber er begann immer noch nicht zu sprechen. Was hinderte ihn, die volle Schale seines Zornes auf sie auszugießen? Er sah sie an und schwieg. Ja, war denn das dieselbe stolze Frau, die er einst gekannt hatte? War dies jene adelsstolze, unnahbare Frau, die ihn mit ihrer Mißachtung, und die er mit seinem Hasse verfolgt hatte? Waren ihre Haare wirklich erst in diesen Tagen so grau geworden? Das sonst immer noch jugendliche Gesicht schien einer Matrone anzugehören. Keine Spur mehr von Stolz und Unwillen in ihrem Gesicht, aber auch nichts Gemachtes und Gekünsteltes, wie sie es sonst wohl zur Schau trug denen gegenüber, die ihr ferner standen. Traurig, bekümmert, ja, wie von Jammer gebrochen, stand sie da.

Und jetzt, — jetzt neigte sie den Kopf, trat einen Schritt vor und sank vor ihm in die Knie.

„Nein!" rief er erschreckt. „Ich bitte Sie!"

Sie aber blieb in ihrer gebeugten Haltung, und er wagte ihr nicht beizuspringen, sie nicht anzurühren.

„Ein Mann, der so viel leidet," sagte sie da mit leiser, wie von Qualen bewegter Stimme, „ein Mensch, dem das Herzenselend so auf dem Gesicht geschrieben steht —"

„Wen meinen Sie?“ fragte er bestürzt. „Mich? Woher wissen Sie, daß ich leide?“

„Der kann nicht unbarmherzig sein,“ setzte sie hinzu. Sie nahm die Hände vors Gesicht und atmete schwer.

Er schwieg noch einige Augenblicke. Wohl kaum in all diesen Tagen hatte ihn etwas so im Innersten gepackt wie dieses Bild. Aufregendere Szenen hatte es da unten in seinem Werk gegeben, gewiß, aber keine, die so an die versteckten Mächte seines Gemüts gerührt hatte, an gewisse unendlich zarte und verborgene Kräfte, die da tief hervorgeholt werden mußten, um an die Oberfläche zu gelangen . . . Er konnte diese wehrlose Frau nicht mehr hassen.

Er beugte sich herab, ergriff ihre Arme und bat sanfter als er je zu ihr gesprochen haben mochte:

„Ich bitte Sie, gnädige Frau! Ersparen Sie mir diese Beschämung! Ja, ich leide! Und ich fühle, wie auch Sie leiden. Doch ich fühle auch in diesem Augenblick, daß es eine Erhebung gibt für Jeden. Auch mir wird sie kommen, auch Ihnen! Richten Sie sich empor und blicken Sie hinüber in diese wunderbare Gottesnatur. Von mir sollen Sie nichts mehr zu befürchten haben. Wir wollen mit neuem Mut unser Leben wieder aufnehmen. Kampf ist ja das Los des Menschen. Wenn wir nur nicht vergessen, in allem Kampf ehrlich den Frieden zu suchen . . . Und das lassen Sie uns jetzt tun!“

Ende.

Die hier abgedruckte Novelle unseres verewigten Herausgebers wurde von ihm nicht ganz vollendet. Auf seinen Wunsch nahm sich Felix Freiherr von Stenglin des Werkes an, das in gemeinsamen Besprechungen noch während des letzten Jahres gefördert wurde, um danach von dem Mitarbeiter des Verstorbenen durchgearbeitet und abgeschlossen zu werden.

Die Opernnot.

Von

Viktor Blüthgen.

Die Opernproduktion zeigt im allgemeinen und ganz besonders in Deutschland seit dem endgültigen unbestrittenen Siege Wagners einen Tiefstand, der geradezu verblüffend ist, wenn man das freudige und erfolgreiche Schaffen während der ersten zwei Drittel des verflossenen Jahrhunderts dagegen hält. Das heißt: Opern sind seitdem in gewaltiger Menge entstanden, eine Anzahl davon auch mit großem Tamtam als Wunderleistungen angekündigt, an einer und der andern maßgebenden Bühne aufgeführt, in vielspaltigen Kritiken gepriesen worden. Wo sind sie? Ab und zu taucht eine einmal wieder auf irgend einer Hofbühne auf — aus drei Gründen: erstlich, damit die rasend teure Ausstattung nicht umsonst angeschafft ist, zweitens, weil die musikalischen Wortführer sie doch so sehr bedeutend finden, drittens — weil noch immer keine neuen Erfolgopern kommen wollen. Ein ganzes Menschenalter hindurch sind nur fünf Opern vor das Publikum der großen Musterbühnen gebracht worden, die „etwas gemacht haben", wie es in der Theatersprache heißt. Davon hat Italien zwei, Deutschland eine und Österreich zwei geliefert: Mascagnis Cavalleria, Leoncavallos Bajazzi, Humperdincks Hänsel und Gretel, Kienzls Evangelimann und Goldmarcks Heimchen am Herd. Die letztern beiden haben überdies mehr Glück „gehabt" als Glück „gemacht", erscheinen auch nur spärlich heute noch aus der Versenkung.

Von diesen fünf Opern, die nicht einmal Vollopern, unbedingt abendfüllende sind, ist die Cavalleria eine Genietat; und sie ist die einzige, die von der hohen Kritik verrissen wurde und sich durchzukämpfen hatte. Die Bajazzi sind eine schöne, geschickte Talentprobe, ebenso die drei andern, nur minder: keine von ihnen erreicht die melodische Kraft der Leoncavalloschen Arbeit; aber sie wurden gnädigst zugelassen. Humperdinck gab schwächlich-liebenswürdige Wagnerei, Kienzl, der sich mit dünnen Papieropern abgemüht, machte herzhaft eine Wendung nach den beiden

Italienern, der Komponist der Königin von Saba gab den großen Stil auf und warf in einem Jahre eine leichte Familienoper hin, die aussah, als wolle er sagen: solches Zeug kann ich auch, wenn euch das besser gefällt, dazu brauche ich keine zehn Jahre ernste Arbeit.

Jedenfalls müssen diese fünf Komponisten zufällig bei ihrem Gewebe einen Einschlag verwendet haben, der von vornherein den Erfolg verbürgte. Zufällig, sage ich. Denn wären sie sich dessen bei der Arbeit bewußt gewesen, so bestünde nicht die merkwürdige Tatsache, daß sie alle fünf nur je eine Erfolgoper geschrieben haben; jede weitere Oper war ein Mißerfolg.

Fünf Erfolgopern mit nur leidlich guter Musik, daneben so und soviel Durchfälle mit Opern, die die gewaltigste Kraftanstrengung der Spitzen moderner Musik darstellen — das der Ertrag der Opernkomposition eines Menschenalters! In der Verzweiflung graben die größten Theater musikalische Mumien aus, heben den bei Lebzeiten gemißhandelten Lortzing in den Himmel und „renovieren" klassische Opern „auf neu", indem sie sie pomphaft-stilvoll inszenieren.

Ja — das gibt doch zu denken!

Ich hatte eines Tags Veranlassung, mich dem zu unterziehen und kam dabei zu folgendem Ergebnis.

Die Komponisten, Kapellmeister und Kritiker, welche die musikalischen Wortführer sind, nehmen ihren Maßstab für gute Opernmusik entweder von der Höhenleistung der vornehmen Konzertmusik oder von derjenigen des spätern Wagner her.

Das ist beides grundfalsch.

Sie behandeln die Oper als ein wesentlich musikalisches Kunstwerk, mit der Überzeugung, daß den Erfolg einer Oper die Musik bedingt. Das ist wiederum grundfalsch. Die wertvollste Musik mit einem uninteressanten Libretto ist ein Schlag ins Wasser. Den Bühnenerfolg der Oper macht das Libretto.

Das alles ergibt sich eigentlich aus dem Wesen der Oper von selber, denn sie ist Musikdrama. Das heißt: sie verbindet mit einer dramatisch ausgestalteten Handlung die in der Musik gegebene Möglichkeit, den wechselnden Stimmungsgehalt jener zu illustrieren und dadurch den auf den Zuschauer und Zuhörer beabsichtigten Eindruck zu verstärken. Sie steht damit auf dem Boden einer Erkenntnis, der Wagner zu voller Klarheit verholfen hat: der nämlich, daß die Musik nicht bloß eine angenehme Verbindung von Klangerscheinungen, sondern daß sie, tiefer gefaßt, die unmittelbare Gefühlssprache ist.

Die Stelle, wo die Musik sich frei auslebt, ist der Konzertsaal. Hier kann sie sich in sich selbst vertiefen, sich aussprechen wie sie Lust hat, sich Genüge tun in Entfaltung ihrer feinsten inneren Möglichkeiten. Hier ist der Platz für die Höhe ihrer Lebensäußerung: die reich verschlungene Polyphonie. Denn hier sitzen Hörer, die nichts als Ohr sind, keine andere Absicht haben, als ihren Bewegungen zu folgen.

In der Oper ist sie in ganz bestimmter Weise zweckbeschränkt, stellt sie sich doch in den Dienst von künstlerischen Darbietungen, die über ihr eigentümliches Wirkungsvermögen hinausgehen. Denn hier gilt es, Geschehnisse vorzuführen, bei denen Stimmungen, Empfindungen nur Begleiterscheinungen sind, auch wenn diese Begleiterscheinungen der Grund sind, weshalb man gerade diese Geschehnisse vorführt: weil sie nämlich ohne diese Geschehnisse in gewünschter Weise nicht auszulösen sind.

Und nun liegt die Sache so: Ein Opernpublikum steht vor der Aufgabe, erstlich mit den Augen äußere Vorgänge zu erfassen, zweitens mit dem Verstande einer Handlung zu folgen, drittens mit dem Ohr sich der Musik hinzugeben. Alles dreies zu gleicher Zeit.

Das ist streng genommen unmöglich. Annähernd nur in der Weise, daß das Bewußtsein blitzschnell von einer dieser Aufgaben zur andern springt. Das ist nur wenigen gegeben, und es ist eine Anstrengung, der nicht viele an die Seite zu stellen sind. Der Durchschnittsmensch wird in der Oper in erster Linie von den szenischen Bildern und Vorgängen in Anspruch genommen sein und von der Musik nur aufnehmen, was sich ihm aufzwingt, und er repräsentiert das Gros des Opernpublikums.

Hieraus ergibt sich zweierlei. Einmal, daß die Musik in der Oper eine klare, deutliche, nicht zu überhörende Sprache sprechen muß, und zweitens, daß die intime, kunstvolle, reiche Detailarbeit der Konzertmusik für die Oper im allgemeinen bedeutungslos und unnütz ist, ausgenommen bei Opern von so gewaltiger Stofflichkeit wie die des spätern Wagner, wo der polyphone Reichtum oft einfach eine Stilforderung ist. Ich wenigstens habe bei der überladenen Polyphonie der Humperdinckschen Hänsel- uud Gretel-Musik und ketzerischer Weise selbst bei den Meistersingern vielfach das Gefühl, daß da mit Kanonen nach Sperlingen geschossen wird. Zu Genre-Opern Walkürenmusik schreiben, mag sie musikalisch noch so bedeutsam sein, das ist eine Stilwidrigkeit.

Das ist das Geheimnis der ältern Opernkomponisten und der unverwüstlichen Dauer ihrer Opern, die sich so wenig über die Homophonie erheben und eine so deutliche Sprache sprechen.

Eine deutliche Sprache — was heißt das?

Das Deutlichste ist die vielverrufene Melodie. Und dann jene kürzeren, sich dem Ohr nicht minder scharf einprägenden, charakteristischen Gänge, Motive, Accente. Mit einem Wort jene Musikwerte, die man behält. Nicht bloß der musikalische Feinschmecker, sondern das Publikum, das über die Bühnen- und Lebensfähigkeit einer Oper bestimmt. Was für einen Konzertsaal zu aufdringlich wirkt und darum verstimmt, ist für die Oper das Notwendige.

Es ist eine Albernheit, von vornherein die Melodie für unfein, für Bänkelsängerei zu erklären, mindestens eine Gedankenlosigkeit. Dann streiche man doch Mozart, Weber, Verdi, Auber und wen sonst noch — sogar den ältern Wagner aus der Opernliteratur. Und hier spreche ich wieder eine Ketzerei aus: der populäre Wagner ist der melodiöse Wagner. Es bedurfte der ganzen ungeheuren Größe und Vielseitigkeit des Mannes, mit der seine Reife sich ausgibt, um die spätern und fraglos alles überragenden Schöpfungen zu dem Heiligtum der Nation zu machen, das sie sind. Und immer noch: sind nicht auch sie genügend durchsetzt mit melodiösen Werten von höchster Kraft und Süße, die den Hörerdurchschnitt für das Unverstandene, eindruckslos Bleibende entschädigen?

Gut: seine eigentlichste Größe liegt nicht in diesen populären Accenten. Aber Komponisten, die den Größenwahn haben, ihre Opern mit seinen unpopulären Mitteln bestreiten zu wollen, werden vielleicht immer noch zu bedeutenden musikalischen Schöpfungen kommen; allein es werden Durchfallsopern sein. Und diejenigen Direktionskapellmeister und Kritiker, die nach entsprechendem Maßstabe den Wert und speziell den Aufführungswert neuer Opern beurteilen, werden ein Fluch für unsere Opernproduktion bleiben, wie sie es ein Menschenalter hindurch gewesen sind.

Wir müssen aufhören, eine Ausnahmeerscheinung wie den spätern Wagner zum Maßstab für den heutigen Opernkomponisten zu machen. Wir müssen nicht mehr wollen, als wir können. Wir müssen durchrissene Fäden anknüpfen und wieder mit den bescheideneren, aber sicheren Mitteln der ältern Zeit wirken lernen. Dabei wird immerhin zum Vorschein kommen, daß wir hinzugelernt haben, weiter gekommen, freier geworden sind. Wir werden uns dem nicht entziehen können, daß das gesteigerte realistische Empfinden, der gesteigerte künstlerische Ernst, der im Drama mit dem antiquierten Puppenhaften aufgeräumt hat, auch den Stimmungsgehalt der Melodie stärker unter Kontrolle nimmt, seine Forderung an ihren dramatischen Wert vertieft, Bühnenvorgänge und Musik einheitlicher bindet. Wir werden vor allem den Gesang für die Bühne mehr zu einer freien Gesangsprache wandeln, die Melodie dem Orchester zuweisen, den selbstherrlichen Kunstgesang dem Konzertsaal überlassen.

Aber um all das zu tun, mit dem gewünschten Erfolg zu tun, müssen wir zu allererst gute Libretti haben. Und das ist heute schwieriger, wo man an den dichterischen Wert des Libretto größere Ansprüche stellt. Mit vollem Recht, was die Stoffwahl und die Gestaltung der Handlung betrifft, mit minderem, soweit man Wert auf das Wort legt.

Wie sieht ein gutes Libretto aus, eines, das den Erfolg verbürgt?

Ein Stoff, eine Handlung, die ein wirksames Wortdrama ergibt, ist nicht ohne weiteres auch für das Musikdrama geeignet. Von vornherein nicht dann, wenn das Wort Bedingung ist, um Stoff und Handlung verständlich zu machen. Denn man muß schlechterdings bei der Oper damit rechnen, daß das gesungene Wort nicht verstanden wird. Man macht sich etwas weiß, wenn man sich einredet, daß dafür das gedruckte Textbuch Ersatz bieten könne. Das hindert keineswegs, heute zu verlangen, daß auch das gesungene Wort dichterisch bewertet wird.

Also: zunächst eine starke, deutliche, scharf gruppierte, schon für das Auge verständlich sprechende Handlung. Sie kann fortdauernd interessieren, wenn jeder Teil für sich interessiert — sie wird unbedingt interessieren, wenn auf beständige Steigerung, auf Spannung Bedacht genommen wird. Und: jeder Teil der Handlung muß einen Gefühls- oder Stimmungswert haben, sonst ist er für die Musik wertlos.

Um aber zwanglos eine solche Handlung zu ergeben, dazu gehört ein stark drastischer Stoff, mag er nun tragisch, komisch oder graziös liebeswürdig sein. Für die Oper sind deshalb heute noch Stoffe möglich, vielleicht sogar die für die gesicherte Wirkung günstigsten, die für das Wortdrama peinigend, roh oder hyperromantisch erscheinen würden. Und sie müßten eine Handlungsfolge ergeben, die im Wortdrama als eine fortgesetzte Effekthascherei, eine Folge von Theatercoups zu verwerfen wäre. Man denke sich die Opern unserer Repertoires als Wortdrama gespielt, und man wird mir Recht geben.

Der Anspruch an starken Stimmungsreiz erstreckt sich auch auf das szenische Bild. Das liegt in der Konsequenz, im Wesen der Oper als Musik-, das heißt Stimmungsdrama, Gefühlsdrama. Das fordert sich auch dadurch, daß eine Handlung, bei der das gesungene Wort an die Stelle des gesprochenen tritt und die damit die Welt des gewöhnlichen Lebens verläßt, auch eine äußere Umgebung ungewöhnlicher Art bedingt, um nicht sofort und beständig zu befremden. Dazu kommt die Verwendung des Chors und des Chorgesanges in der Oper, eine pompöse Sache, die eng und dürftig zu fassen ungeschickt wäre.

Und damit komme ich auf gewisse Forderungen der Musik von ihrer technischen Seite her an das Libretto. Die Gesangskräfte scheiden sich in ganz bestimmte Typen, nach Stimmwert, Stimmlage und Stimmcharakter. Der Chor, der erste Tenor, Bariton, Baß, der erste Sopran und Alt wollen Beschäftigung haben, diese Solisten möglichst führende, umfangreiche Partien. Das geschickteste Libretto bedenkt in erster Linie den Heldentenor, den Heldenbariton, die erste dramatische Sängerin, die Träger der stärksten packendsten Gefühle; die lyrischen Kräfte, Buffos, Baß und Alt kommen erst in zweiter Linie. Jungen Gestalten kommen helle Stimmen zu — ein junges Liebespaar singt Tenor und Sopran, tiefe Stimmen wirken nie feurig-leidenschaftlich. Der Chor ist für eine abendfüllende Oper nicht zu umgehen, und es ist die Hauptschwierigkeit für den modernen Librettisten, ihn geschickt zu verwenden, ohne zu den berüchtigten Automaten-Chören der alten Oper zu greifen. Eine zweite große Schwierigkeit bietet der Dialog. Die Musik fordert für ihre Aussprache einen gewissen breiten Spielraum, kann höchstens dann ein kurzes Hin und Her vertonen, wenn im Orchester durch breiteren Melodienfluß ein Zusammenhang geschafft ist. Von dem alten Notbehelf des Rezitativs sieht man heute lieber ab. Je stärker, tiefer, leidenschaftlicher die Stimmung ist, um so breiter verlangt sie sich auszusprechen. Auch die ausgiebigere Aussprache mehrerer faßt die Musik der Oper noch zu organisch verbundenen Gruppen zusammen und schafft daraus polyphone Gebilde: Duette, Terzette u. s. f. Ein Libretto, das dem nicht entgegenkommt, ist unbrauchbar. Und das ist heute ein ganz anderes Kunststück als früher, seit unser realistisch geschultes Empfinden eine natürliche Gesprächsgestaltung im Text fordert.

Ein gutes, dichterisch wertvolles Libretto ist ein Eiertanz, ist das schwierigste dichterische Problem, denn das gestaltende Vermögen ist in jedem Augenblick durch Zwecke und Bedingungen eingeengt. Davon hat nur selten einer der Kritiker eine Ahnung, die leichtfertig über ein Libretto absprechen und ganz munter den dichterischen Wert Wagnerscher Textbücher bekritteln. Auch jene Komponisten nicht, die auf fremde Textbücher angewiesen sind und, weil ihre Noten unvergleichlich mehr Raum einnehmen als die Textworte, für sich den Löwenanteil des Ertrags glauben beanspruchen zu dürfen. Sie vergessen überdies, daß der Ertrag eines Opernabends die Hälfte von dem eines Schauspielabends ausgibt, also selbst wenn sie dem Librettisten halb abgeben, für ihn nur ein Viertel von dem herauskäme, was er mit einem Wortdrama erzielen würde, wobei ihm hunderte von Bühnen zur Verfügung ständen, für eine Oper

hingegen nur etwa sechzig; vergessen, daß die Erfolgchance durch die Mitarbeit eines Anderen verringert wird, dessen Musik vielleicht minderwertig ausfällt, und der Erfolg selber sich für ihn ungünstig teilt, da herkömmlichermaßen der Librettist von Publikum wie Kritik als Nebensache behandelt wird — sogar im neuen Urheberrecht, wo der Komponist als der zum Kontraktschluß mit den Theatern allein Berechtigte notiert ist. Es gehört schon Passion für die Oper oder persönliche Gründe anderer Art dazu, um einem fürs Dramatische begabten Dichter die Feder zur Schaffung eines Librettos in die Hand zu drücken.

Die damit gegebene Schwierigkeit und der glückliche Vorgang Wagners haben denn bewirkt, daß die Komponisten neuerdings selber ihre Textbücher zu schreiben versuchen. Wenn sie es können, so ist die Frage am glücklichsten gelöst, wie ein Teil der genannten fünf Erfolgopern beweist. Aber in wieviel Fällen hat sich gezeigt, daß das stärkste Selbstvertrauen nicht hinreicht, blutige Mißerfolge zu vermeiden!

Zufälle abgerechnet, wird eine Erfolgoper mit einiger Sicherheit nur zustande kommen, wenn ein bühnensicherer Dramatiker, der über die technischen Bedingungen eines guten Librettos klar ist — und das wird er schwerlich, wenn er nicht selber musikalisch und speziell mit Opernmusik vertraut ist — das Textbuch schafft, und wenn ein Komponist, der dramatisches Blut in den Adern hat und starke, stimmungs- und ausdrucksvolle Melodien und Motive zu finden vermag, die Musik schreibt. Eine unverkünstelte, deutliche, trefflichere Musik. Am sichersten, wenn beide mit einander schaffen wie ein Mann. Im sorgfältigsten, selbstverleugnenden Abwägen der Werte — denn ein so kompliziertes Werk wie eine Oper ist ein großes und schwieriges Rechenexempel. Flott und unbekümmert drauf los arbeiten heißt da, einen Wechsel auf den Zufall ziehen.

Der aber löst sich nur sehr, sehr selten ein!

Ich habe Ursache zu glauben, daß ich mit den vorstehenden Ausführungen im Recht bin.

Ich habe die Probe darauf gemacht, zweimal, mit dem sprechendsten Erfolg, den ich mir wünschen konnte. Und hier werde ich persönlich!

Die letzten zehn Jahre haben nämlich noch zwei Erfolgopern gezeitigt, Opern mit dem merkwürdigen Schicksal, daß die großen Hoftheater sich bisher weigern, sie in Betracht zu ziehen, und die Wortführer des verkehrten herrschenden Opernmusik-Ideals mindestens die erste mit einem Pfui! abtaten, während grade diese seit 1894 jeden Winter ein paar neue Provinzbühnen, über vierzig, erobert und ausnahmslos das

Publikum in einer Weise elektrisiert hat, die vielleicht beispiellos ist. Ich brauche nur zu sagen, daß in Königsberg der Vorhang vierzig mal zum Aufgehen gezwungen wurde, um dem Enthusiasmus des Publikums zu genügen, und daß man mich am Schlusse noch zwang, durch die Tür im eisernen Vorhang zu kommen, um zu danken; und daß in Halle Zeitungsinserate die Absetzung des Evangelimanns und Heimchens zu Gunsten dieser „kläglichen" Oper durchgesetzt haben.

Ich rede von den beiden Opern „Die schwarze Kaschka" und „Der Richter von Zalamea", die ich mit Kapellmeister Georg Jarno zusammen geschaffen.

Gewiß — die Kaschka-Musik ist die einfachste Musik von der Welt: gar keine kunstvoll polyphone Konzert-Musik. Sie beschränkt sich nur auf das für die Wirkung Notwendige. Aber eben das sollte sie, denn sie sollte grade den Beweis liefern, daß just das, was die musikalischen Weisen für wertlos halten, den Erfolg ausmacht, hingegen das, worauf sie ausschließlich Wert legen, für den Erfolg belanglos ist. Von der so gewonnenen Klärung aus konnte Jarno im „Richter von Zalamea" den Herren getrost ein paar Schritt entgegen kommen.

Ich denke nicht daran, mit diesen Ausführungen für unsere Opern Propaganda zu machen. Wer die Bühnenverhältnisse kennt, weiß, daß ich mit diesem Aufsatze aller Wahrscheinlichkeit nach das genaue Gegenteil erreiche; es ist ja so gut wie ausgeschlossen, daß man sich herbeiläßt, von einem deutschen Poeten und einem Provinzkapellmeister Lehre anzunehmen. Aber ich will meine Studien und Erfahrungen nicht gemacht haben ohne den Versuch, sie für die Gesundung unsrer Opernproduktion nutzbar zu machen.

Selbst auf die Vermutung hin, daß diesem Versuch zum Trotz unser Publikum noch ein weiteres Menschenalter hindurch von den maßgebenden Bühnen mit in- und ausländischen „Höhenopern" — enttäuscht wird.

Bis einer oder der andere Teil es satt bekommt. Schade um die Kraftvergeudung!

Deutsche Siedlung über See.

Von

Dr. Alfred Funke.

Wie in allen Kulturländern Europas ist man auch in unserem Vaterlande seit langer Zeit bestrebt gewesen, unseren Auswanderern ein Gebiet zu sichern, in dem sie unbeschadet ihrer Gesundheit und Nationalität den Grund zu einer neuen gesicherten Existenz legen könnten. Zunächst waren diese Versuche rein privater Natur und haben mit geringen Ausnahmen keine günstigen Ergebnisse geliefert. Der Plan des Hamburger Syndikus Sieveking, die Chatham Islands bei Neu-Seeland mit Deutschen zu besiedeln, die verunglückten Gründungen von deutschen Kolonien in Texas durch den Prinzen Solms-Braunfels, die Bemühungen des Justizrats Keber in Königsberg, die Moskitoküste zum Siedlungsgebiet zu machen, sind Meilensteine auf dem Wege dieser deutschen Kolonialpolitik. In ein ganz neues Stadium trat diese Frage aber mit der Gründung des deutschen Reiches. Wenn vordem die Staaten Deutschlands sich allen Auswanderungs- und Kolonisationsplänen abhold gezeigt hatten, so lag der Hauptgrund dafür in ihrer vollkommenen Machtlosigkeit zur See. Mit dem Ausbau der deutschen Kriegs- und Handelsflotte erwachte aber auch der Gedanke wieder in weiten Kreisen des neugeeinten Volkes, eigene Kolonien von Reichs wegen zu erwerben, und bereits vor Abschluß des Frankfurter Friedens wurden Stimmen laut, welche Cochinchina von Frankreich verlangten, während Bismarck an Pondichery in Vorderindien dachte. Doch erst mit der Erteilung des Reichsschutzes an die Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz ergab diese Politik das erste greifbare Ergebnis.

Unser überseeischer Besitz mit seinen 2 600 000 qkm Flächeninhalt wurde natürlich für eine nationale Siedlungspolitik ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit. Er bietet zwar unseren Auswanderern auf unabsehbare Zeit Raum genug, aber er liegt mit Ausnahme Südwestafrikas in der heißen Zone, deren Klima dem Europäer einen dauernden Aufenthalt unmöglich macht. Kiautschou hat zwar ein Klima, das dem Europäer zusagt, aber hier ist eine Ansiedlung wenig bemittelter Leute schon darum ausgeschlossen, weil China keine fleißigen Hände braucht, sondern seine eigenen Söhne wegen der Übervölkerung der Heimat zur Auswanderung zwingt. Zudem ist der Grund und Boden in festen Händen, mit der Anspruchslosigkeit des chinesischen Arbeiters und der Verschlagenheit des Kleinhändlers aber kann kein deutscher Kolonist ernstlich konkurrieren.

In erster Linie kämen also unsere afrikanischen Besitzungen in Betracht. Gewiß ist Kamerun ein Land, welches von einer paradiesischen Fruchtbarkeit ist,

aber das Gespenst des Fiebers, das alljährlich so vielen Europäern in den Tropen ein frühes Grab bereitet, stellt sich einer deutschen Massenansiedlung dort in den Weg. Wir werden unseren tropischen Besitz also nicht eher planmäßig besiedeln können, als bis wir der Malaria Herr geworden sind. Dafür soll Ostafrika nach dem Urteil von Reisenden für eine deutsche Kolonisation günstige Vorbedingungen bieten. Nach der Ersteigung des Kilimandscharo wurde Djaggaland als Kolonie der Zukunft gepriesen, doch sind heute die Urteile über dieses Gebiet schon skeptischer geworden, und man sieht eher in Usambara, Uhehe und Kondeland günstige Siedlungsbezirke. Aber leider liegen sie noch weit ab von jedem Verkehr, und die Anlage gesicherter Straßen und Stationen, denen die Schienenwege baldigst zu folgen hätten, ist die unerläßliche Vorbedingung, wenn an eine planmäßige Besiedlung dieser Landstriche gedacht werden soll. Auch Deutsch-Südwestafrika wird erst eine stärkere Einwanderung an sich ziehen, wenn durch Anlage von Talsperren und Stauwerken, sowie Bohrung artesischer Brunnen das wasserarme Land in ausgedehntem Maße berieselt werden kann.

Anders liegen die Dinge auf Samoa. Dieser Besitz steht unter den deutschen Schutzgebieten als Land für sichere und gewinnbringende Pflanzungsunternehmungen an erster Stelle. Auf den paradiesisch schönen Inseln mit ihrem herrlichen Klima und dem überaus fruchtbaren Boden gedeihen fast alle tropischen Kulturpflanzen vorzüglich. Kokospalme, Kaffee, Baumwolle, Tabak haben hervorragende Ernteerträge geliefert, auch wertvolle Gewürzarten, Ingwer, Muskatnuß, Nelken, der Zimmetbaum, Vanille und Pfeffer gehören zur einheimischen Flora oder haben bei Pflanzungsversuchen gute Erfolge versprochen. Auch Farbpflanzen und Fasergewächse gedeihen vorzüglich. Gegenwärtig nehmen die Kokospalme und der Kakaobaum die erste Stelle ein. Die Kopra gewinnt von Jahr zu Jahr eine größere Bedeutung auf den Weltmarkt, je mehr sich die Technik in der Verwertung des Gehalts der Kopra an Öl, der Herstellung feiner Seifen, Butter, Delikatessen und Futtermittel aus dem Kern der Kokosnuß bemächtigt. Dabei ist die Koprapraduktion im Betriebe einfach und leicht und vor allem sehr rentabel. Auf Samoa selbst wird aber in neuester Zeit der Kakaokultur noch größere Bedeutung beigelegt, als der Pflanzung von Kokospalmen. Bisher waren es die tropischen Striche Venezuelas, Kolumbiens und der westindischen Inseln, Ceylon und der Sundaarchipel, welche den Weltmarkt mit Kakao versorgten. Durch die Versuche des Dr. Preuß ist die Kakaokultur auch in Kamerun zu vielversprechenden Versuchen eingeführt worden. Samoa aber liefert eine Kakaosorte, welche von ganz hervorragender Beschaffenheit ist und als Edelprodukt hoch im Preise steht. Dabei steigt der Kakaoverbrauch von Jahr zu Jahr, und selbst bei einer gesteigerten Produktion braucht der Samoakakao einen Preissturz nicht zu befürchten, da seine Sicherheit in seiner Güte liegt.

Es ist daher kein Wunder, wenn die Zahl der Kakaopflanzer auf Samoa bedeutend gestiegen ist und durch Zuwanderung deutscher Siedler in neuester Zeit vermehrt wurde. Die Nordküste der Insel Upolu war in erster Linie das Ge-

biet dieser Pflanzungen. Schon die Nähe Apias, des bedeutendsten Hafens der Inselgruppe, hielt manchen Ansiedler an dem Nordgestade Upolus fest, an dem daher der größte Teil des ertragsfähigen Landes in festen Händen ist. Dabei hat die Südseite Upolus den Vorzug größerer Feuchtigkeit und stärkerer Luftbewegung und birgt in der großen Fläche um Falelatai und den Gebieten um Lefenga und Safata, sowie in dem Terrassengebiet um Falealili mit seinen vielen und starken Bächen ein nutzbares Gelände, auf welchem viele deutsche Ansiedler Raum haben würden. Aber einer solchen Kleinsiedlung auf Samoa stehen mancherlei ernste Bedenken entgegen. Zunächst ist es die Höhe des Überfahrtspreises, welche von vornherein unbemittelte Auswanderer von Samoa ausschließen wird. Dann aber sind die Landpreise infolge der günstigen Pflanzungsergebnisse auch in den noch weniger erschlossenen Gebieten Upolus derartig gestiegen, daß sie für den gewöhnlichen Auswanderer zu hoch sind. Er wird daher nach wie vor große, schwachbevölkerte Länder aufsuchen, welche ihm auch ohne ein Anlagekapital von nennenswerter Höhe sein Fortkommen sichern.

Unter diesen nimmt aber Südbrasilien heute ohne Zweifel die erste Stelle ein. Schon vor langen Jahren wiesen kundige Berater den deutschen Auswanderer auf die großen Gebiete am La Plata hin, die auf ihren weiten Ebenen nur eine schwache Bevölkerung besaßen, also einer Einwanderung genügend Raum boten. Da Klima und Bodenverhältnisse dem germanischen Ansiedler dort zusagten, so hat besonders die argentinische Republik im abgelaufenen Jahrhundert einen großen Zuzug von Kleinsiedlern aus Deutschland und der Schweiz erfahren, die es im Laufe der Jahre durch Weizenbau auf der Pampa zu einem leidlichen Wohlstand gebracht haben. Der Regierung der Republik, der in nativistischer Engherzigkeit natürlich nicht viel an einer einheitlich germanischen Kolonisation ihrer brachliegenden Ländereien gelegen war, begünstigte aber weit mehr die Zuwanderung von Italienern. Diese, in ihrem Naturell, ihrer sprachlichen und moralischen Verwandschaft dem Hispanoamerikaner weit näher stehend, wußten sich so schnell den argentinischen Verhältnissen anzupassen, daß sie heute nicht mehr aus ihrer dortigen starken Position zu verdrängen sind.

Der italienische Kolonist besitzt aber durchgängig ein weit stärkeres Nationalbewußtsein als der Deutsche, und bei der großen Erregbarkeit des italienischen Elementes hat die argentinische Regierung mit den Wünschen ihrer italienischen Untertanen heute weit mehr zu rechnen, als ihr lieb ist. Die Ansprüche der Italiener sind dabei nicht etwa bescheiden; setzten sie es doch durch, daß vorübergehend die italienische Sprache zum obligatorischen Unterrichtsgegenstand in allen argentinischen Schulen erhoben wurde. Daher sucht heute die argentinische Behörde die germanische Auswanderung wieder in stärkerem Strome ins Land zu lenken, um durch ihn das Italienertum zu verwässern. Die Anwesenheit argentinischer Vertreter auf dem Kolonialkongreß zu Berlin im Oktober 1902 war der sichtbare Ausdruck dieser Bemühungen. Nicht weniger sichtbar aber war auch die unverkennbare Abneigung des Kongresses, Argentinien als Zukunftsland für

unsere Auswanderung zu bezeichnen, vielmehr gehören heute die Neigungen aller derer, die sich um unsere überseeischen Siedlungen kümmern, ausschließlich Südbrasilien. Südbrasilien hat vor den argentinischen Pampastrichen den unschätzbaren Vorzug, an den Abhängen der Serra do Mar ein Waldland zu besitzen, das im Urzustande dem eindringenden Pionier wertvolle Stoffe zur ersten Einrichtung von Haus und Hof, nach Niederlegung seiner Baumriesen durch Axt und Feuer aber einen Ackerboden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit bietet. Dieser Waldbestand hat dem Kleinsiedler Südbrasiliens den stets harten Anfang der Niederlassung so erleichtert, daß selbst völlig mittellose Kolonisten sich ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit von vornherein wahren konnten. Das war in den Grasländern Argentiniens, wo alles Material zu Bauten geliefert werden mußte, durchaus nicht immer der Fall. So ist es sehr leicht zu verstehen, daß die Kolonisten Südbrasiliens die bewaldete Mittellage der Gebirge stets den Campländereien vorgezogen haben, obwohl auch die weiten Campos in Rio Grande do Sul durchaus nicht immer Viehweide gewesen sind, sondern noch vor hundert Jahren große Weizenfelder trugen.

Die Kaiserlich brasilische Regierung zog aus mancherlei Gründen deutsche Kolonisten ins Land. Das Kaiserreich, dessen Wohlstand auf dem Großbetrieb von Kaffee-, Zucker-, Tabak- und Baumwollplantagen beruhte, barg eigentlich in politischer Beziehung zwei große Schichten der Bevölkerung: die numerisch schwache Kaste der Pflanzer und Kaufleute, dann aber die Millionen besitz- und rechtloser Farbiger. Daß im Laufe der Zeit diese Pflanzeraristokratie, die eifersüchtig über ihre Vorrechte wachte, zu einer verhängnisvollen Oligarchie im Lande werden mußte, die nur so lange eine Stütze des Thrones blieb, als die Monarchen durch Bestehenlassen der Sklaverei und Willfährigkeit in der Gesetzgebung im Zeichen der Gnade der großen Kaffeebarone und Zuckerpflanzer standen, war nur eine notwendige Folge der herrschenden Bevölkerungsgegensätze. Auf der anderen Seite betrieb die republikanische Propaganda unter der Flagge der Sklavenemanzipation die antimonarchistische Arbeit ganz offen und hatte den Vorteil, ihre rein egoistischen Ziele unter dem Mantel der Humanität verbergen zu können. Der Mittelstand, diese starke und bewährte Grundlage europäischer Monarchien, fehlte in Brasilien vollständig. Die portugiesischen Kleinhändler konnte man nicht als solchen im guten Sinne bezeichnen, denn auch heute noch steht der wucherische und habgierige Portugiese, der den Kleinhandel in Händen hat, mit Recht in allgemeinem Haß und berechtigter Verachtung.

Andrerseits ist nicht zu verkennen, daß die großen, fast menschenleeren Küstenstriche Südbrasiliens aus rein wirtschaftlichen Gründen eine Einwanderung geradezu herausforderten.

Kaiser Dom Pedro I. tat also einen politisch klugen und wirtschaftlich glücklichen Schritt, als er den Major Schäffer beauftragte, deutsche Ansiedler zu werben und auf der Krondomäne Feitoria Velha im Gebiete des Rio dos Sinos in der damaligen Provinz Rio Grande do Sul ansässig zu machen.

Damals schrieb man das Jahr 1825.

Heute bedeckt ein Gürtel von deutschen Siedlungen, die sich von Westen nach Osten quer durch den Staat Rio Grande do Sul ziehen und nach Nordwesten und Süden Vorposten vorgeschoben haben, die Abhänge der riograndenser Serra geral, der Flüsse Jacuhy, Cahy, Taquary und Rio dos Sinos und setzt sich der Küste folgend über Sta. Catharina, Parana, S. Paulo und einige Stationen in Minas Geraes nach Rio de Janeiro fort, um in Espirito Santo mit alten Pommernkolonien nordwärts zu enden. Aus den wenigen hundert Deutschen, die als Staatskolonisten ins Land kamen, hat sich ein starkes, wohlhabendes und intelligentes Volkselement gebildet, das man getrost auf über 350000 Seelen veranschlagen darf.

Das Standlager des brasilischen Deutschtums ist aber heute unstreitig Rio Grande do Sul. Zwar darf man das Deutschtum in Santa Catharina, wo Blumenau, Joinville und die Hansakolonie die Brennpunkte der Siedlungsarbeit bilden, nicht unterschätzen, besonders da es sich im politischen Leben dieses Staates die ihm gebührende Stellung schon zu sichern gewußt hat. Aber wirtschaftlich ist das Deutschtum in Rio Grande do Sul in weit stärkerer Position als in anderen brasilischen Staaten, und da diese wirtschaftliche Tüchtigkeit mit Erhaltung deutscher Art, Sitte und Sprache unbedingt steht und fällt, so nehmen die riograndenser Deutschen heute auch die ethische Führung unter ihren Landsleuten auf brasilischer Erde ein.

Verschiedene Umstände sprechen bei der günstigen Entwicklung des riograndenser Deutschtums mit. Einmal fanden die deutschen Erstlingseinwanderer eine sehr lebhafte Unterstützung durch die kaiserliche Regierung, die Zugänge zu den Tälern der Flüsse, in denen sich die Deutschen festsetzten, waren nicht schwer zu erschließen, eine feindliche Urbevölkerung stand den Ansiedlern nicht im Wege, wohl aber fanden sie für die Produkte des Ackerbaus, den sie in zwar primitiver Weise, in wahrem Raubbau, aber mit reichem Erntegewinn auf jungfräulichem Waldboden betrieben, in Brasilien selbst willige und zahlungsfähige Abnehmer. Im engeren Bezirk des Südens waren es die brasilischen Viehzüchter, welche bei ihrer völligen Abneigung gegen den Ackerbau gern Mais, Bohnen und Maniokmehl von deutschen Ansiedlern kauften. Im Norden aber, wo von Pernambuco bis S. Paulo alles nur Tabak, Zucker und Kaffee pflanzte, war die Zufuhr von Lebensmitteln, wie sie die deutsche Kolonisation lieferte, bald zu einer stehenden und geschätzten Marktversorgung geworden. Das wirtschaftliche Gedeihen der Kolonien war daher gerade kein Wunder.

Von Tres Forquilhas, Torres und S. Leopoldo aus ist die deutsche Bevölkerung langsam, aber unaufhaltsam nach Westen vorgerückt. In den Tälern des Cahy und Taquary, am Rio Pardo und Rio Pardinho, am Durchbruch des Jacuhy durch die Serra geral bei Santa Maria liegen die alten Kolonien: Taquara, S. Sebastião, Montenegro, Lageado, Teutonia, Santa Cruz, S. Angelo, Candelaria, Santa Maria da Bocca do Monte und andere, auf deren Boden

der deutsche Bauer schon in dritter Generation sitzt. Aber auch nach Nordwesten, auf die fruchtbaren Hochländer südöstlich vom Uruguay, wo einst die blühenden Reduktionen der Jesuiten standen, ist der Nachwuchs der alten Kolonisten und die junge deutsche Einwanderung gegangen, um hier in den weiten, menschenarmen, aber fruchtbaren und gesunden Ebenen des Nordwestens Raum genug zu finden, der in den alten Siedlungen schon knapp zu werden beginnt.

Auf diesem Boden begegnen sich verschiedene Bestrebungen. Einmal ist es die riograndenser Staatsregierung, welche die unterbrochene Arbeit des Kaiserreiches wieder aufgenommen hat, allerdings durchaus nicht in der Absicht, den Deutschen auf den Regierungskolonien das Übergewicht zu geben. Die „echten Republikaner", die Nativisten und Jakobiner haben in naiver Unkenntnis der Stärke deutscher Art seit ungefähr fünfzehn Jahren den Versuch gemacht, Kolonisten aus aller Herren Länder auf einem engen Bezirk untereinander zu mischen, und in diesem Chaos zunächst einmal die portugiesische Sprache zum gemeinsamen Verständigungsmittel zu machen. Sie wissen sehr wohl, daß der Gebrauch der Muttersprache das festeste Bollwerk des Deutschtums auf fremdem Boden ist, und so wäre der Erfolg der erwähnten ersten Absicht gleichbedeutend mit einem Ertöten des deutschen Stammesbewußtseins gewesen. Glücklicherweise endeten diese Versuche stets mit einem Fiasko, die Versuchskolonien wurden niemals wirtschaftlich stark, die Polen, welche besonders gern als Gegengewicht gegen den deutschen Einfluß verwandt wurden, zogen von dannen, die Italiener schlossen sich meistens den bestehenden Sammelpunkten ihrer Landsleute in Caxias, Dona Izabel und Silveira Martins an, und die jakobinischen Kolonisatoren spielten meist die Rolle der betrübten Lohgerber nach dem Regen.

Diese nativistischen Bestrebungen sind gerade in letzter Zeit in Deutschland in übertriebener Weise dargestellt worden. „Kenner" Brasiliens, die seit dreißig Jahren keine engere Berührung mit dem dortigen Deutschtum mehr hatten, redeten von einem großen Märtyrertum der deutschen Bevölkerung und forderten von unserer Reichsregierung, daß sie Feuer und Schwefel auf die brasilischen Tyrannen regnen lasse.

Von einer sonderlichen Liebe der herrschenden riograndenser Kreise zu unseren Kolonisten kann allerdings nicht die Rede sein, ebenso wenig aber von einer systematischen Unterdrückung. Der allmächtige politische Chef des Staates, Dr. Julio de Castilhos, weiß viel zu genau, welchen groben Fehler in wirtschaftlicher und politischer Richtung eine ungerechte Bedrückung der Deutschen in seinem Lande darstellen würde, und er ist viel zu klug, als daß er es mit unserer Reichsregierung, die ihm in schwerer Stunde vielleicht einmal zur Seite stehen wird, verderben würde. Es mag sein, daß kleine Munizipalpaschas nicht immer deutschfreundlich gewirtschaftet haben, von einer systematischen Vergewaltigung der deutschen Kolonisten kann aber keine Rede sein.

Um diesen jakobinischen Freundlichkeiten einen festen Damm entgegenzusetzen, ist es vor allen Dingen notwendig, eine rein deutsche Besiedlungspolitik zu treiben,

auf deutschem Besitz nur deutsche Kolonisten ansässig zu machen. So werden alle nativistischen Ränke von vornherein ausgeschlossen, den bestehenden deutschen Siedlungen aber wird neues Blut, neue Intelligenz und neues Kapital aus der Heimat zugeführt, das gesamte Deutschtum des Staates also aufgefrischt und vor der drohenden Entartung bewahrt. Ein solches Unternehmen besteht bereits: die Kolonien des Herrn Dr. Hermann Meyer-Leipzig im Nordwesten des Staates. Über die Entstehung seiner Siedlungen schrieb mir Herr Dr. Meyer selbst:

„Der erste Gedanke, ein Kolonisationsunternehmen in Rio Grande zu gründen kam mir während meiner ersten Xingu-Expedition im Jahre 1896 durch das Zusammensein mit vier riograndenser Bauern, welche ich als Begleiter und Führer der übrigen Leute engagiert hatte. Vor allem war es Carlos Dhein, der frühere Begleiter Karl von den Steinens, der die Kolonieregion genau kennt und den ich selbst in Santa Maria für mich gewonnen hatte. Ich hatte selbst bei diesem ersten Besuch Rio Grandes nur wenig von der Kolonisation gesehen, aber auf der kurzen Fahrt einen günstigen Eindruck von der deutschen Ansiedlung gewonnen. Carlos Dhein, der das Land Rio Grande wie seine Westentasche kennt und überall Verbindungen hatte, erzählte mir fast täglich von den Verhältnissen im Koloniegebiet und von den guten Aussichten, die ein Siedelungsunternehmen dort haben müßte. Es reifte in mir der Plan, mit ihm zusammen ein Unternehmen ins Leben zu rufen, für welches ich ihn als Kolonieleiter ins Auge faßte. Als ich nach Deutschland zurückkehrte, gab ich Dhein eine Vollmacht zum Ankauf von Ländereien und zur Besiedlung. Es wurde zunächst am Rio da Barzea ein 20 Quadratkilometer großes Terrain aus Privathand erworben, auf welchem die Kolonie Xingu gegründet wurde. Da durch die Kolonie eine sehr belebte Verkehrsstraße von Parana über Nonohay nach Palmeira und weiter führt, auf welcher die Reisenden innerhalb der Kolonie den Rio de Barzea überschreiten, so bot sich dort Gelegenheit, ein gutes Geschäftshaus zu errichten, und es wurde ein stattliches Haus gebaut, welches zugleich als Verwaltungsgebäude für die Kolonie Xingu dient. Den Namen erhielt die Kolonie zur Erinnerung an den Fluß, welchem ich meine Expedition gewidmet hatte.

Kurz darauf wurde in der Nähe von Cruz Alta ebenfalls aus Privathand ein Terrain erworben, das nicht weit von der Stadt lag und die Annehmlichkeit besaß, unmittelbar an den leicht passierbaren Camp zu stoßen, sodaß sich der Verkehr nach dem Lande leicht bewerkstelligen ließ. Hieran grenzende Landstrecken wurden noch dazu erworben. Da sich für die Besiedlung dieser Kolonie zunächst einige württembergische Familien fanden, welche einen starken Nachzug aus ihrer alten Heimat versprachen, so erhielt die Kolonie den Namen Neu-Württemberg. Im Laufe der letzten Jahre wurde speziell für diese Kolonie die Hauptsorge verwendet.

Vor Beginn meiner zweiten Expedition hielt ich mich längere Zeit in Rio Grande do Sul auf, machte dort eingehende Studien in den alten und neuen Kolonien und besuchte das bisher in Arbeit genommene Gebiet. Es wurden damals noch weitere Ländereien dazu erworben, ferner aber auch ein großes Terrain zwischen den Flüssen Guarita und Fortaleza, welches zur Aufnahme von über 1000 Kolonistenfamilien Platz genug bietet. Die Besiedlung dieses Gebietes ist vorderhand noch außer Acht gelassen und soll erst in Angriff genommen werden, wenn die Besiedlung der Kolonie

Neu-Württemberg ihrem Ende entgegen geht und sich die Beschaffung neuer Kolonieloſe nötig macht. Auch ein kleines Landstück bei Boi preto, östlich von Cruz Alta, war erworben worden und wird nebenbei mit besiedelt werden.

Der Boden ist durchweg schwerster und bester Urwald, der die besten Vorbedingungen für die Landwirtschaft aufweist.

Nach meiner zweiten Expedition sah ich mich leider veranlaßt, den bisherigen Leiter meiner Kolonisation, Carlos Dhein, wegen einer Reihe von Unregelmäßigkeiten zu entlassen. Die Verwaltung der Kolonie hat jetzt in Porto Alegre ihren Hauptsitz.

In der Kolonie, welche durch immer weitere Ankäufe, namentlich von Regierungsland, bis jetzt 440 Kolonieloſe enthält, eine Zahl, die durch neuerdings getroffene Ankäufe wieder vergrößert wird, ist im Stadtplatz Elsenau ein großes Einwandererhaus gebaut, in welchem die Neu-Ankömmlinge in der ersten Zeit Unterkommen finden und wohnen. Feldbetten, Backofen, Küche und Weideplatz stehen zur freien Verfügung.

Die alte Mühle ist abgerissen und ein Neubau mit 9 amerikanischen Mahlgängen und Sägegattern entstanden, der unter der Leitung eines tüchtigen Müllers steht und den Bedarf der Kolonie deckt. Ein neues Geschäftshaus ist errichtet, ebenso mit erheblichen Kosten von der Verwaltung eine große Schule und daneben liegend ein schönes Pfarrhaus. Die Straßen im Stadtplatz Elsenau sind bereits angelegt und mehrere Häuser von Kolonisten und Handwerkern darauf errichtet. Jede Art von Handwerk ist vertreten, mehrere Schmiede, Schlosser, Tischler, Zimmerleute 2c. versehen ihre Arbeit; auch Bier ist bereits gebraut worden.

Herr Pfarrer H. Faulhaber aus Württemberg, früherer Sekretär des evangelischen Hauptverbandes für Auswanderer, ist von mir für die Seelsorge und die Schule von Neu-Württemberg verpflichtet und hat seine Tätigkeit im Verein mit seiner Frau, einer früheren Lehrerin, bereits begonnen.

Gegen 100 Familien sind in Neu-Württemberg bereits angesiedelt; die Zahl wächst durch Zuzug aus dem Inlande und durch Einwanderung beständig.

Die Verwaltung läßt es sich angelegen sein, die Absatzverhältnisse so gut wie möglich zu gestalten und die Kaufpreise der nötigen Lebensmittel und Gegenstände zu kontrollieren, ferner aber auch durch kostenlose Überweisung von Saat den Ansiedlern Gelegenheit zu geben, einer neuen einträglichen Produktion sich zuzuwenden und speziell den Anbau von Weizen, guten Tabaksorten und Baumwolle anzuregen. Die Anlage einer landwirtschaftlichen Versuchsstation ist ins Auge gefaßt."

Das wirtschaftliche Gedeihen der Meyer'schen Kolonien steht heute über jedem Zweifel. Weit wichtiger aber als dieser Erfolg ist der nationale Gewinn, der dem Deutschtum in Rio Grande do Sul durch die Neusiedlungen Dr. Meyers zu gute kommt. Es wäre für den Besitzer von Neu-Württemberg und Xingu weit vorteilhafter und bequemer gewesen, seinen Landbesitz aufzuteilen und ohne nationale Gewissensskrupel nach berühmten Mustern an Leute aus allen Richtungen der Welt zu verkaufen. Agenten in Italien und Galizien würden um so schneller die nötigen Kolonisten geliefert haben, als schon Italiener und Polen in Hülle und Fülle in Rio Grande do Sul auf den Regierungskolonien sitzen. Der Pole und Italiener geht aber gern in die Weltwinkel, in denen schon Stammesgenossen sitzen. Dr. Meyer hat von diesem Mittel aber bewußtermaßen Abstand genommen

und zwar lediglich aus nationalen Gründen, wie ich bestimmt weiß. Er will einmal den Versuch einer deutschen Siedlungspolitik, nach dem schon so oft und so vergeblich gerufen worden ist, durchzuführen suchen und so auf riograndenser Boden ein rein deutsches Zentrum schaffen, um das sich dann die weitere deutsche Zuwanderung sammeln kann. Für den Nordwesten des Staates würde Neu-Württemberg also der Stützpunkt des jungen Deutschtums sein, das in Ijuhy, Commandahy und Guarany, den Mischböden der Regierungssiedlung, keinen festen Halt besitzt. Das ältere riograndenser Deutschtum, das sich mit Naturnotwendigkeit aber nach Nordwesten ausdehnen muß, findet in Neu-Württemberg ein zuverlässiges Vorwerk, das ihm die großen Kampfflächen des Nordens für die Zukunft offen hält. Der Zug der riograndenser Kolonisation geht entschieden nach Westen, die Jesuiten, welche im Nordwesten eine eigene Siedlung beginnen wollen, um so das alte Gebiet der Missionen wieder in Angriff zu nehmen, haben ein feines Gefühl für die wirtschaftlichen Strömungen des Landes, und ihr Vordringen nach Nordwesten ist ein sicheres Zeichen für die Nachfolge des Gros der deutschen Ackerbauer. Auf diesem Wege aber sind Dr. Meyers Kolonien sichere und günstig gelegene Stationen und zwar rein deutsch durch ihre Anlage und sorgfältige nationale Überwachung.

Heute, wo sich die deutsche Auswanderung noch immer nicht genügend von der alten bösen Gewohnheit frei gemacht hat, nach Nordamerika zu gehen und spurlos im Yankeetum zu verschwinden, ohne uns das geringste auf nationalem Gebiete zu nützen, wird der Wert der Siedlungsgebiete in Rio grande do Sul noch viel zu wenig anerkannt, die Zukunft, welche über den deutschen Einfluß in der neuen Welt entscheiden wird, muß ihn erst in das wahre Licht stellen. Dann werden diese kleinen deutschen Kolonien auf brasilischem Boden zu wichtigen Stützpunkten der deutschen Überseepolitik werden, und darum ist jede Vermehrung dieser deutschen Siedlungen mit Freude zu begrüßen, denn jede bildet ein neues Bollwerk in einem stillen, aber heftigen Kampfe, dessen Preis jeder kennt. Ohne der besonderen Schwärmerei für Brasilien bezichtigt zu werden, wird man die riograndenser Siedlungsarbeit würdigen dürfen, die in den Jahrzehnten ihres Bestehens ihr Deutschtum so rein und unverfälscht erhalten hat, wie kaum eine Kolonie in einem anderen Winkel der weiten Welt. Wenn nun Dr. Meyer kein Opfer scheut, um dieses deutsche Werk fortzusetzen und ihm neue Lebenskräfte zuzuführen, so wird jeder Reichsdeutsche, der ein warmes Herz für die Größe unseres Vaterlandes in der Brust trägt, dem Kolonisator Dr. Meyer die Anerkennung für seine Siedlungsarbeit nicht versagen, durch die unsere nationale Stellung in dem zukunftsreichen Staate Rio grande do Sul neugefestigt wird. Keinem Ehrgeiz, keiner Spekulation dient sein Siedlungswerk, sondern dem, für das wir alle unsere besten Kräfte einsetzen, der Ausbreitung und Erhaltung des Deutschtums in aller Welt. Dr. Meyers Werk ist eine ehrliche deutsche Arbeit, die ihr Lob in sich selbst birgt.

Der ſchlafende Wind.

Über die verhüllten Abendhügel
Steigen ſchon die erſten Sterne her,
Einmal rührt der Wind noch ſeine Flügel,
Alles ſchweigt und träumt, nun träumt auch er.

Auf den Roſen iſt er eingeſchlafen,
Träumt von einem ſchönen Wandertag.
Ach, wie lieblich ſich's in ſolchem Hafen
Nach der langen Reiſe ſchlafen mag.

In der Frühe, welche ſüßen Düfte
Haften noch an ſeinem Schwingenpaar.
Neiderfüllt erzittern alle Lüfte,
Hören ſie, wo er zur Nacht heut war.

Und die Mädchen, die vor Tür und Toren
Halbverſchlafen in die Sonne ſehn,
Strecken ſich und fragen traumverloren:
Wo doch nur die vielen Roſen ſtehn?

Ein Tageslauf.

Sitz ich ſinnend, Haupt in Hand geſtützt:
Schöner Tag, hab ich dich recht genützt?

Einen Kuß auf meines Weibes Mund,
Liebesgruß in früher Morgenſtund.

Sorg ums Brot in treuer Tätigkeit,
Offnes Wort in ſcharfem Männerſtreit.

Einen guten Becher froh geleert,
Kräftig einem argen Wunſch gewehrt.

Leuchtend kommt aus ew'gem Sternenraum
Noch zuletzt ein ſel'ger Dichtertraum.

Sinnend ſitz ich, Haupt in Hand geſtützt:
Schöner Tag, ich hab dich ausgenützt.

Aus: Guſtav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus ſeinen Dichtungen. Mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier. Zweite Auflage. Hamburg, Alfred Janſſen 1903 (Preis M. 1).

Die Schule und die Leibesübungen.

Von

H. Raydt.

Soll geistiges Leben wohl gedeihen,
So muß der Leib die Kraft verleihen.

Einer meiner Arbeitsgenossen auf dem Gebiete der Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, der auch in weiteren Kreisen als Turnphysiologe rühmlichst bekannte Prager Universitätsprofessor Dr. Hueppe, hat einmal gesagt: „Die jetzige Mittelschule verpfuscht ungefähr die Hälfte der Kinder zur Erfüllung der Wehrpflicht, die doch der Stolz jedes deutschen Jünglings ist und sein soll."

Eine schwere Anklage, die damit gegen unsere Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen gerichtet wird! Gestützt wird die Tatsache der Untauglichkeit von etwa der Hälfte der Abiturienten unserer höheren Knabenschulen durch andere Militärärzte (auch Hueppe ist längere Zeit preußischer Militärarzt gewesen), sowie durch die Angaben der Medizinalabteilung des preußischen Kriegsministeriums, deren Vertreter, der Oberstabsarzt Dr. Werner, auf der Berliner Schulkonferenz von 1890 die Mitteilung machte, daß von den sich zum Einjährigendienste meldenden jungen Leuten in dem vorhergehenden Jahre 47,5 Prozent als untauglich zurückgewiesen werden mußten. Es kamen bei ihnen mehr als dreimal soviel Herzkranke und zwanzigmal soviel Kurzsichtige vor, wie bei den übrigen Gestellungspflichtigen.

Nun ist es, glaube ich, seit jener Zeit besser geworden, und es ist auch meiner Ansicht nach bei dem vorangestellten Ausspruch Hueppes falsch, wenn man etwa die ganze Schuld an diesem bedenklichen Zustand der Schule zuschieben wollte, da doch manche andere von ihr unabhängige Kräfte dabei mitwirken. Aber anderseits müssen die Schulverwaltungen und alle, denen die Weiterentwicklung und Erhaltung unseres Vaterlandes am Herzen liegt, aufs ernstlichste derartige Mißstände ins Auge fassen und auf ihre Beseitigung bedacht sein.

Unsere Schulaufsichtsbehörden haben auch schon manches auf dem Gebiete der Schulgesundheitspflege getan, bezüglich der Schulräume, der häuslichen Arbeitszeit der Schüler, der Verbesserung des Unterrichts usw. Viel ist aber doch für die Gesundheit des Schulgeschlechtes nicht dabei herausgekommen. Wenn auch in ganz wenigen Punkten eine Verminderung der geistigen Anforderungen eingetreten sein mag, so wird doch heutzutage in allen Fächern des Lehrplans eine so gründliche Durchbildung verlangt, daß ein jugendliches, nicht ganz besonders veranlagtes Hirn leicht in Verwirrung gerät und daß unter dem sich häufenden Arbeitsstoff die Gesundheit leidet. Hat doch, um nur eine Seite der Sache zu erwähnen, noch vor ganz kurzer Zeit der berühmte Augenarzt, Professor Cohn in Breslau, in einem Vortrag über die Kurzsichtigkeit in den Schulen festgestellt, daß sie in den höheren Lehranstalten in erschreckender Weise zunimmt und in der Prima den ungeheuren Satz von 60 % erreicht hat, eine Tatsache, die um so mehr zum Nachdenken zwingt, als mit einer Vererbung der Augenschwäche gerechnet werden muß. Und wenn die ärztliche Statistik die Nervosität unserer Jugend, ein früheren Jahrhunderten unbekanntes Übel, untersuchte, so würde sie wahrscheinlich ein ähnlich böses Ergebnis feststellen.

Daß trotz aller ernstlichen Anstrengungen der Schulaufsichtsbehörden und der Direktoren die Klagen über die geistige Überanstrengung unserer Jugend nicht verstummen, rührt, so eigentümlich das auch klingen mag, davon her, daß in den letzten 30 Jahren die Lehrer so sehr viel tüchtiger geworden sind. Früher gab es wohl an allen höheren Lehranstalten einen oder auch zwei Lehrer, bei denen man nichts zu tun brauchte, freilich auch nicht viel lernte. Das darf natürlich nicht sein, und jeder Direktor wird sich mit Recht bemühen, solche Lehrer los zu werden, und doch waren ihre Stunden, wie jeder, der sich noch an alte Zeiten erinnert, weiß, eine heilsame Erholungszeit für die fröhliche Jugend. Jetzt aber kommen derartige gemütliche Pädagogen kaum noch vor. Alle Lehrer sind fachlich ausgezeichnet ausgebildet, so eingehend gründlich, wie es nur in Deutschland möglich ist, alle drücken gleichmäßig auf ihr Unterrichtsfach, alle sind stramm in der Disziplin, lassen sich nicht hintergehen und bestehen auf peinlichst guter Ausführung der Arbeiten — alles selbstverständlich durchaus wünschenswerte Eigenschaften, die aber doch in ihrer Gesamtheit leicht dahin führen, daß damit die schon oben erwähnte gesundheitliche Schädigung eines mittelbegabten Kindes, trotz des besten Willens und der gegenteiligen Überzeugung der Lehrer, eintritt.

Wie kann man Abhülfe schaffen? Ich will mich hier auf keine Unterrichtsfragen einlassen, ich will nicht untersuchen, ob denn alles, was heutzutage gelernt wird, für den gebildeten deutschen Jüngling wirklich unerläßlich ist, ich will heute nur ein Gegengewicht gegen die geistige Anspannung behandeln. Das sind die Leibesübungen während der Schulzeit, welche die mit dem langen Sitzen notwendigerweise verknüpften Übelstände wohl auszugleichen imstande sind, wenn sie in genügendem Umfange betrieben werden.

Ist das heutzutage nicht der Fall? Ich antworte: Nein. Die Leibesübungen werden im Schulleben von unseren leitenden Kreisen auch heute noch nicht so gewürdigt, wie sie es verdienen, und wo es theoretisch geschehen mag, ist solche Erkenntnis nicht in hinreichendem Maße in die Praxis übergeführt. Die Leibesübungen bieten in der Tat das beste und wenn man ihren Begriff, wie im folgenden geschehen soll, weit genug faßt, das einzige Mittel, um das zu erzielen, was alle Vaterlands- und Menschenfreunde wünschen: Eine körperlich und geistig gesunde Jugend, an der der so oft angeführte, aber doch immer noch nicht genug beherzigte Spruch Juvenals sich erfüllt: „Optandum est, ut sit mens sana in corpore sano.“ „Es ist zu erstreben, daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei.“

Die geringe Würdigung der Leibesübungen in unsern bürgerlichen Schulen — auf den Kadettenanstalten ist es bekanntlich anders — hat ihren innersten Grund darin, daß unsere öffentlichen Lehranstalten mit ganz geringen Ausnahmen Unterrichts- und nicht Erziehungsanstalten sind, was sie meines Erachtens eigentlich sein sollen.

Zu einer wirklichen Erziehung gehört die harmonische Ausbildung von Körper und Geist. Was heißt „Erziehen?“ „Erziehen heißt“, so antwortet einer unserer tüchtigsten, neuzeitlichen Philologen, der kürzlich verstorbene Schulrat H. Schiller, „Körper und Geist in ihrer normalen Entwicklung bewußt und absichtlich durch richtige Mittel fördern.“ Körper und Geist! Das sollen alle unsere Schulen tun, Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Töchterschulen und Volksschulen; alle sollen geregelte Leibesübungen für ebenso wichtig ansehen, wie den übrigen Unterricht!

In den Mädchenschulen sind geregelte Leibesübungen als Gegengewicht gegen die geistige Anspannung erst recht nötig, denn in ihnen tritt durch den Lern- und Sitzzwang ganz besonders eine bedenkliche Schädigung der Gesundheit ein, die durch keinen nachfolgenden Militärdienst ausgeglichen wird.

Kräftige Leibesübungen wirken übrigens nicht bloß auf den Körper heilsam ein; sie entwickeln und stärken auch den Willen. Unsere deutschen Pädagogen stehen zumeist noch unter dem Einfluß der intellektualistischen Auffassung, als käme es für die Erziehung ausschließlich darauf an, der Jugend Kenntnisse beizubringen und ihr intellektuelles Vermögen zu steigern. Seitdem wir Deutsche aber aus einem Volke der Träumer zu einem Volke der Tat geworden sind, sollte die Erziehung mehr darauf ihr Augenmerk richten, Tatkraft, Entschlossenheit und Mut in der Jugend zu fördern, d. h. also: ihren Willen auszubilden. Das kann in der Unterrichtsstunde nur einseitig und unvollkommen geschehen. Dagegen entwickeln sich diese männlichen Tugenden auf dem Turn- und Spielplatz, beim Wasser- und Eissport, bei anstrengenden Wandermärschen und ähnlichen, gerade dem germanischen Volkscharakter entsprechenden Betätigungen des Geistes und Körpers. Und darin besteht ein Hauptwert der Leibesübungen.*)

Unter den Leibesübungen nenne ich zunächst das Turnen. Die Turnkunst in unser Volk eingeführt zu haben, ist bekanntlich das unbestrittene Verdienst von Friedrich Ludwig Jahn (1778—1852). In der Zeit der tiefsten Erniedrigung unsers Vaterlandes, während der napoleonischen Fremdherrschaft, trat er mit lebhaftester Begeisterung für die körperlichen Übungen ein. Er und mit ihm andere Vaterlandsfreunde erkannten in den Leibesübungen als Volkssitte das beste Mittel zur Wiederaufrichtung von Kraft und Mut in den niedergebeugten Gemütern. Im Jahre 1811 wurde von ihm auf der Hasenheide bei Berlin der erste deutsche Turnplatz errichtet, auf dem sich bald ein frisches, freies, frohes und frommes turnerisches Leben entfaltete, so vollkommen schön, wie es Deutschland nirgends wieder gesehen hat. Seine segnenden Strahlen verbreiteten sich rasch über das ganze Vaterland und trugen ihr gut Teil dazu bei, die Geister zu stählen und wider den korsischen Tyrannen zu entflammen. Jahns vaterländischer Geist webt und weht auch heute noch im deutschen Turnen.

Mit dem Turnen haben denn auch unsere Schulverwaltungen, gottlob, den Anfang gemacht und haben die mancherlei Schwierigkeiten, die sich seiner allgemein verbindlichen Einführung entgegenstellten, überwunden. Es ist ganz lehrreich, sich die Geschichte des Schulturnens kurz

*) Diese Auffassung ist im Zusammenhange ausgeführt und im einzelnen ganz ausgezeichnet nachgewiesen in dem sehr lesenswerten Buche von Dr. Konrad Koch: Die geistige Erziehung zum Mute durch Turnen, Spiel und Sport. Die geistige Seite der Leibesübungen. Berlin 1900.

vor Augen zu führen. Ungefähr ein Menschenalter hindurch nach den Freiheitskriegen hielten die Staatsregierungen der meisten deutschen Länder in törichter Verblendung das frische, fromme, freie, fröhliche Turnen für etwas Staatsgefährliches. Erst ganz allmählich änderte sich die Meinung. Am 6. Juni 1842 erschien für Preußen die Königliche Ordre, daß „die Leibesübungen als ein notwendiger und unentbehrlicher Bestandteil der männlichen Erziehung förmlich anerkannt und in den Kreis der Volkserziehungsmittel aufgenommen werden". „Dabei muß jedoch die Teilnahme der Schüler an diesen Übungen lediglich von dem freien Ermessen der Eltern oder ihrer Stellvertreter abhängig bleiben." Diese Beschränkung hinderte die Entwicklung. Dann wurde später, unter dem 10. September 1860, mit Bedauern hervorgehoben, „daß das Turnen an den höheren Schulen noch vielfach der nötigen Teilnahme und des wünschenswerten Aufschwungs entbehre". Es wird in dieser Verfügung weiter gesagt, „dem Turnen fehle noch vielfach die Teilnahme der Lehrer und Schüler; jene wohnten den Übungen, für deren Besuch sie nicht bezahlt würden, nur selten bei, und fehle also ihrerseits die für die Schüler wünschenswerte Ermunterung." „Den jüngeren Schülern fehle ebenfalls das ermunternde Beispiel der älteren, die sich von Sekunda, noch mehr aber von Prima ab dem Turnen zu entziehen Neigung zeigten. In den meisten Fällen sei Bequemlichkeit, Geschmack an den Erholungen und Vergnügungen der Erwachsenen und das Streben nach dem greifbar Nützlichen der eigentliche Grund der Versäumnisse." Allen diesen Übelständen wurde ein Ende gemacht, als man endlich dazu überging, das Turnen ebenso allgemein verbindlich für die gesunden Schüler zu machen, wie die übrigen Unterrichtsgegenstände.

Und wie viel Segen hat in unsern Knabenschulen das allgemein verbindliche Turnen schon gebracht! Man hat ärztlicherseits durch genaue und ziemlich umfassende Messungen festgestellt, daß bei turnenden Schülern im Alter von 14 bis 18 Jahren der Brustkorbdurchmesser, der Oberarm-, Vorderarm- und Waden-Umfang, das Längenwachstum und das Körpergewicht mehr zunehmen, als bei nicht turnenden, wie man ja auch neuerdings nachgewiesen hat, daß die leibliche Entwicklung der Nachkommenschaft körperlich durchgearbeiteter Väter, d. h. solcher, die beim Militär gedient haben, eine bessere ist, als die anderer. Wir können ganz sicher sein, daß, wenn wir die Leibesübungen folgerichtig durchführen, wir mit der Zeit ein kräftigeres und größeres Menschengeschlecht erhalten werden. Nicht mit Unrecht führt man die Verbesserung der körperlichen Eigenschaften, die das englische Volk

im vorigen Jahrhundert tatsächlich erfahren hat, auf die körperlichen Übungen in freier Luft zurück, die in dem genannten Zeitraum in ganz Großbritannien mächtig emporgeblüht sind. Die erziehlichen Eigenschaften, die das Turnen der Schule wertvoll machen, will ich hier nicht aufführen: sie sind bekannt genug. Nur auf eines möchte ich hinweisen, was, glaube ich, gemeinhin nicht genug beachtet wird. Das ist der Wert des Turnens in national-deutscher Hinsicht. In keinem andern Fach der Schule prägt sich unser Deutschtum so aus, wie im Turnen. Ein tüchtiger, für sein Vaterland begeisterter Lehrer kann durch Turnunterricht und andere Leibesübungen unendlich viel dazu beitragen, in dem heranwachsenden Geschlecht eine mutige, echt deutsch fühlende und denkende Jugend zu erziehen. Schon aus diesem Grunde wäre es sehr zu wünschen, daß man überall in Deutschland dem Beispiele Preußens folgte und wenigstens drei pflichtgemäße Turnstunden, statt der zwei, einführte. Das schreiende Mißverhältnis geistiger zu körperlicher Arbeit von 25 : 1 wird dadurch doch auf 17 : 1 herabgemindert. Und diese drei wöchentlichen Turnstunden müßten in allen Schulen streng durchgeführt werden, auch in allen Töchterschulen, und man sollte in der Auswahl der Turnübungen für Mädchen nicht allzu prüde und ängstlich sein. Auch sollte man das Turnen soviel wie eben angängig auf dem Turnplatz, im Freien, vor sich gehen lassen; die Turnhalle darf nur als Notbehelf betrachtet werden.

Aber das Turnen allein kann noch nicht als genügendes Gegengewicht gegen die geistige Abspannung gelten. Es muß andere kräftige Bewegung in freier Luft hinzukommen. Unser ganzes Volk muß wieder mehr heraus aus den Schreibstuben und den dumpfen Gemächern, den raucherfüllten Kneipen und den staubdurchwogten Tanzsälen, hinein in Gottes freie Natur, in den grünen Wald, auf und in den rauschenden Strom und die brandende See, auf die Berge und über die flachen Heiden der Tiefebene, wie es die überall mit Schönheiten so reich begabte deutsche Heimat darbietet, und in der Jugend, auf der Schule, muß der Anfang gemacht werden. Das beste Vorbeugungsmittel gegen die mörderischste unserer Volkskrankheiten, die Lungenschwindsucht, ist die frühzeitige Gewöhnung an die frische Luft. Licht, Luft, Sonne, Wasser, das sind die vier größten Heilkräfte, die unser Leben von der Wiege bis zum Grabe wieder mehr durchdringen müssen, wie sie es bei unsern Vorfahren, den alten Germanen, dem Schrecken der verfallenden damaligen Überkultur, getan haben. Die Sonnenbäder der neuen Zeit sind aufs freudigste zu begrüßen.

„Heil, o Sonne Heil!
Des Lichts und Lebens Quelle, Heil!
Dir danken wir, was uns belebt,
Dir danken wir, was uns erhält."

Die Leibesübungen der Schule, die unserer Jugend die Wohltaten von Licht, Luft und Sonne so recht bis ins innerste hinein zu gute kommen lassen, sind die Jugendspiele in freier Luft. Sie müssen ebenso allgemein verbindlich werden, wie es das Turnen nach langem Kampfe geworden ist. Sie dürfen aber nicht als Anhängsel einer Turnstunde aufgefaßt werden, wie es vielfach geschah und einzeln noch geschehen mag. Nein, mindestens ein ganzer schulfreier Nachmittag ist für sie einzurichten, und alle gesunden Schüler und Schülerinnen müssen auf dem Spielplatz erscheinen. Das ist eine ganz bestimmte Forderung, die in die Wirklichkeit umzusetzen jeder einflußreiche Mann, der es gut meint mit unserer Jugend, bestrebt sein möge. An einzelnen Schulen sind ja schon allgemein verbindliche Schulspiele mit gutem Erfolge eingeführt; vorangegangen sind darin die Braunschweiger höheren Lehranstalten, an denen seit 1879 eine derartige Einrichtung besteht und wo seit 1891 die Spiele sogar den Winter hindurch während der eisfreien Zeit regelmäßig betrieben werden.

Man komme doch nicht mit der theoretischen Tiftelei, der Zwang schließe das Spiel aus. Mögen auch einige „Einlinge", wie Jahn sie nennt, zuerst nur verdrossen zum Spielplatz kommen. Sind sie erst dort in der munteren Schar ihrer Kameraden, fliegt der Ball erst lustig von einem Ende des flachen Feldes zum andern, so werden sie bald trotz des grausen Zwanges frische, fröhliche Kinder werden, die Gott und den Menschen wohlgefallen. Die Freude, die das Jugendspiel lebendig durchpulst, ist ein mächtiges Erziehungsmittel zum Guten, sie ist, wie schon Martinus Luther gesagt hat, dem Menschen ebenso nötig, wie Essen und Trinken, sie bindet den Zögling an seinen Erzieher, und nirgends bildet sich leichter ein gutes Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer aus wie auf dem Spielplatz. „Spiele sind Blumenbänder, durch welche man die Jugend an sich fesselt" (Guts-Muths).

Ganz besonders würde ein solcher regelmäßiger Spielnachmittag unserer weiblichen Jugend von nutzen sein. Gerade sie muß sich wieder mehr an freie Bewegung in leichter, nicht beengender Gewandung gewöhnen. Fort bei unseren Töchtern mit den Schnürleibern, der Erfindung welscher Modetorheit, fort mit den zierlichen, den Fuß verkümmernden Hackenschuhen, hinaus in leichtem, losen Flanellkleid zu

fröhlichem Reigen und Ballspiel auf den grünen Anger, wenn die Sonne auch den sogenannten feinen „Teint" bräunt und die Haut rauh macht. Die kräftigen und doch lieblichen germanischen Jungfrauen und Frauen, wie sie uns Tacitus lebensvoll schildert, seien auch heute das Vorbild für unsere weibliche Jugend. Kerngesunde, breithüftige, frohe Mütter, die ihre Kinder mit ihrer Muttermilch stark machen und zu kräftigen deutschen Jünglingen und Mädchen erziehen, die braucht unser Vaterland, und dazu kann und soll die Schule viel beitragen, indem sie auch bei der Mädchenerziehung den Grundsatz: „Im gesunden Leibe ein gesunder Geist!" tatsächlich befolgt.

Ich will auf die gesundenden und erziehlichen Vorzüge des Jugendspiels in freier Luft nicht weiter eingehen; ich habe das früher getan, z. B. in meiner Schrift „Das Bewegungsspiel, eine dauernde Schuleinrichtung, Voigtländer, Leipzig", und bedeutendere Männer als ich sind mir darin vorangegangen und nachgefolgt. Insbesondere tritt der Wert der Jugendspiele in freier Luft in dem mit Recht berühmten Erlaß des preußischen Kultusministeriums vom 27. Oktober 1882 hervor, der als eine befreiende Tat von allen frei denkenden Pädagogen hätte begrüßt werden sollen. Eigentümlich ist nur, daß seine Mahnung:

„Die Schule muß das Spiel als eine für Körper und Geist, für Herz und Gemüt gleich heilsame Lebensäußerung der Jugend mit dem Zuwachs an leiblicher Kraft und Gewandtheit und mit den ethischen Wirkungen, die es in ihrem Gefolge hat, in ihre Pflege nehmen, und zwar nicht bloß gelegentlich, sondern grundsätzlich und in geordneter Weise" noch immer nicht zur allgemein verbindlichen Einführung der Jugendspiele in freier Luft geführt hat.

Was steht dieser entgegen? Erstens der Mangel an Zeit. Unsere Schulmänner wollen den zu den Jugendspielen notwendigen schulfreien Nachmittag nicht hergeben. Es könnten ja einzelne Unterrichtsfächer darunter leiden. Ich bin nun freilich der Ansicht, daß sich mit frischeren Schülern in etwas kürzerer Zeit dasselbe Wissensquantum erledigen läßt, als mit erschlafften Schülern in längerer und daß das Spiel „eine Brücke zur Arbeit" ist. Nach Rousseau besteht ja „das größte Geheimnis der Erziehung darin, daß die Übungen des Geistes und Körpers sich gegenseitig zur Erholung dienen". Aber wenn auch ein ganz klein wenig von unsrer Schulgelehrsamkeit fallen müßte, würde das denn wirklich unserer Nation von Schaden sein? Ich habe auf einer Studienreise durch England und Schottland die bedeutendsten dortigen Public Schools, An-

stalten, die etwa unseren Gymnasien entsprechen, kennen gelernt. Man hat dort mindestens zwei Nachmittage für Jugendspiele in freier Luft und andere, der Witterung angepaßte athletische Sports, und die dortigen Schüler haben eine geringere häusliche Arbeitszeit als die unsrigen. Und das Ergebnis? Wenn ich mir die englischen und schottischen Jünglinge nach vollendeter Schulzeit und, um ein Bismarcksches Wort zu gebrauchen, die „Produkte" unserer höheren Schulen vergleichend vor Augen stelle, so wissen unsere Abiturienten ganz entschieden mehr, als die englischen, aber für das Leben sind jene besser geeignet, und es ist doch sicherlich wahr, daß unsere Schüler nicht für die Schule lernen sollen, sondern für das Leben.

Ein zweiter Hinderungsgrund gegen die allgemein verbindliche Einführung der Jugendspiele ist der Mangel an Geldmitteln für derartige Erziehungszwecke. Denn das ist richtig: sobald die Schule einen Spielnachmittag anordnet, muß sie auch für die Anleitung und Aufsicht, sowie für die notwendigen Spielgeräte Sorge tragen, und das läßt sich auf die Dauer ohne Geld nicht durchführen. Eine „sittliche Überwachung", wie Guts-Muths sie nennt, muß vorhanden sein, und da kann sich die Schule nicht auf freiwillige Leistung der Lehrer verlassen, sondern muß die Spielaufsichtsstunden gerade wie andere Schulstunden honorieren. Die in Betracht kommende Summe ist aber gering und wird sich unschwer von einem willigen Direktor beschaffen lassen.

Eine dritte öfters erwähnte Schwierigkeit liegt in der von gegnerischer Seite hervorgehobenen Unfähigkeit der Lehrer, die Spielaufsicht zu führen. Diese ist aber nur anscheinend vorhanden. Der Turnlehrer ist ja selbstredend immer dazu geeignet, sonst aber auch jeder nicht allzu alte Lehrer, der nur frisch und warm mit der Jugend zu fühlen und zu verkehren imstande ist. Sollte wirklich ein Lehrerkollegium nicht einen solchen Lehrer besitzen, so wäre ihm eine Erneuerung in dieser Hinsicht sehr zu wünschen. Die vom Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland alljährlich an verschiedenen Orten unseres Vaterlandes veranstalteten Spielkurse geben eine ganz vortreffliche Gelegenheit, sich in den hauptsächlich in Betracht kommenden Jugendspielen praktisch und theoretisch auszubilden. Der erste Vorsitzende des Zentralausschusses, Direktionsrat a. D. von Schenckendorff-Görlitz, erwirbt sich durch diese mit größter Sorgfalt und mühevollster Arbeit schon seit mehr als zehn Jahren für Damen und Herren durchgeführten Kurse ein großes Verdienst um die männliche und weibliche Jugend und damit um unser Vaterland.

Kommende Geschlechter werden dieser seiner Fürsorge dankbar gedenken, und die vielen seit 1890, dem Jahre der Gründung des genannten Zentralausschusses, in Deutschland neu erstandenen grünen Spielplätze bilden für den hochverdienten Führer auf dem Gebiete freier körperlicher Erziehung ein schöneres Denkmal, als Künstler in Stein oder Erz zu schaffen vermöchten.

Ein weiterer allerdings an manchen Orten schwer ins Gewicht fallender Hinderungsgrund ist der Mangel an Spielplätzen und, wo solche vorhanden sind, ihre meist ungenügende Beschaffenheit.

Es ist ein verhängnisvoller Fehler bei den Schulbauten seit 1870 gewesen, daß man die Schulplätze durchweg zu klein angelegt hat, sodaß die meisten von ihnen für irgend welche größere Spiele nicht genügen. Es müßte aber, ebenso wie jede Schule eine Turnhalle hat oder wenigstens haben sollte, ein geräumiger Spielplatz bei jeder Schule vorhanden sein. „Eine englische Schule ist eher ohne Schulzimmer, als ohne Spielplatz denkbar." In diesem Worte eines dortigen Direktors liegt ja viel bewußte Übertreibung, aber es ist doch kennzeichnend für den Wert, den man drüben bei der Erziehung den Leibesübungen in freier Luft beilegt. Noch verhängnisvoller ist es, daß bei uns in großen und kleinen Städten, ja selbst auf dem Lande, durch den steigenden Wert des Grundes und Bodens, durch die Verkoppelungen und andere Umstände viele früher der ganzen Bevölkerung offenstehende Plätze seit 1870 verschwunden sind — zum Nutzen der Wirtshäuser, zum Schaden der Volksgesundheit. In England hat man sie sich erhalten und schafft neue hinzu. Die wahrhaft riesigen Kapitalien, die allein in den Spielplätzen Londons stecken, die verhältnismäßig großen Summen, welche die „praktischen" Engländer für ihre Pflege ausgeben, der freudige Eifer, mit der sich die dazu gewählten Herren dieser Aufgabe widmen, sollten für unsere Stadt- und Gemeindeverwaltungen ein lehrreiches Beispiel zur allmählichen Nachfolge sein. Es handelt sich wirklich nicht um eine augenblickliche Liebhaberei, sondern um die Gesundheit, die geistige und körperliche Frische Jungdeutschlands. „Pro patria est, dum ludere videmur." Es ist für das Vaterland, wenn wir zu spielen scheinen!

Die Spiel- und Schulplätze sollte man an der einen Seite mit einer Berg und Tal nachbildenden Hindernisbahn versehen. Beim Militär werden solche Bahnen mit großem Vorteil schon seit längerer Zeit benutzt. Man versteht unter Hindernisbahn eine möglichst lange, etwa 2 m breite Strecke, die durch Hochsprung-, Weitsprung- und Tiefsprunggelegenheiten, durch Gräben und sonstige Hindernisse unterbrochen ist

und meist mit einer niedrigen Klettervorrichtung endet. Es ist ein herzerfreuender Anblick, wenn man eine muntere Schar Knaben oder Männer in stürmischem Lauf diese Hindernisse nehmen sieht.

Die gewöhnlichen Spielnachmittage können mit großem Vorteile durch gelegentliche größere Spiele, wie Schnitzeljagd oder Hase und Hunde, Kriegsspiele der mannigfachsten Art, Räuber und Landgensdarm, durch felddienstähnliche, militärische Übungen und Schulmärsche unterbrochen werden.

Über letztere noch ein paar Worte! Wir verstehen darunter nicht die sogenannten Turn- oder Wanderfahrten oder Schul- und Klassenausflüge — diese mögen als angenehme sommerliche Unterbrechung des Schullebens nebenbei bestehen bleiben —, sondern stramme Märsche in geschlossener Schar, wenn möglich unter Vorantritt eines von Schülern gebildeten Trommler- und Pfeiferkorps. Orientierungsübungen, Entfernungsschätzen und mancherlei andere Sehübungen, die, wie auch die Ballspiele, zu einer Schärfung der Sehkraft und Stärkung des Auges beitragen, sind in Verbindung mit solchen Schulmärschen in den letzten Jahren in ausgezeichnet vorbildlicher Weise von dem Realschuldirektor Dr. Lorenz in Quedlinburg ausgebildet werden. (Vgl. Was kann die Schule zum Schutze und zur Schärfung der Augen tun? Von Dr. H. Lorenz, Beilage zum Schulprogramm der Guts-Muths-Realschule zu Quedlinburg. Ostern 1903.)

Und im Winter, wenn die Wasserflächen sich mit glattem Eis bedecken, welchen kräftigen Jüngling und welches gesunde Mädchen treibt es da nicht hinaus zum Schlittschuhlauf, um mit dem geflügelten Stahlreif unter dem Fuß wie ein Vogel über die glitzernde Bahn dahinzufliegen! „O Winterlust, helle Winterlust, de den Minschen dörchgläuhen lett vör Kraft und Behagen trutz Winterküll un Wihnachtsfrost un em hart smädt tau Isen un Stahl," wer möchte nicht gern in diese preisenden Worte Fritz Reuters, der selber ein tüchtiger Turner gewesen ist, einstimmen! Auch hierzu soll die Schule anregen und unentgeltliche Gelegenheit schaffen, wenn solche sonst nicht gegeben ist. Unsere Schulhöfe und Spielplätze lassen sich in Orten mit Wasserleitung ohne allzu große Kosten gut dazu verwenden. Wenn aber die Erde tief mit Schnee bedeckt ist, dann hinaus mit der jugendlichen Schar zum Schneeschanzenbauen, zur lustigen Schneeballschlacht und sonstigem Schneesport.

So läßt sich unser Zukunftspielnachmittag in mannigfaltiger Weise zu allen Jahreszeiten gut ausnutzen. Verbietet das Wetter jede andere

Übung, so kann ein durch gelegentliche Pausen unterbrochener Dauerlauf der Jugend die dann gerade erst recht notwendige Auffrischung bringen. Nur nicht im Hause hocken bleiben! Der Dauerlauf in freier Luft sollte überhaupt viel mehr gepflegt werden, als gemeinhin geschieht. Die Lungen entleeren sich durch die bei ihm stattfindende Tiefatmung von allem Schulstaub und füllen sich bis in die äußersten Zipfel mit ozonreicher, reiner Luft, die das Blut trefflich erneuert und frisches Leben durch den ganzen Körper strömen läßt. Auch für die Mädchen sind möglichst anhaltende Dauerlaufübungen, nicht in der Turnhalle, sondern im Freien von besonders großem Nutzen. Der jugendliche Körper ist im Dauerlauf ganz außerordentlicher Ausbildung fähig. Naturvölker laufen mit Waffen und sonstiger Belastung in glühendem Sonnenbrand Stunden lang, ohne wesentlich zu ermüden. Ich habe als Direktor der zweiten Realschule in Hannover die Quinta, in der ich Turnunterricht gab, oft 20 Minuten und mehr auf dem Turnhofe Dauerlauf üben lassen und fand, daß das den Schülern trefflich bekam. Ein etwa ermattender Schüler hatte dabei das Recht, nach der Mitte hin auszutreten, — das kam aber nach einiger Zeit nie mehr vor.

Welche der genannten Leibesübungen den Nachmittag ausfüllen soll, entweder für die gesamte Schule oder für einzelne Abteilungen, das muß man dem Direktor und Turnlehrer überlassen. Es wird eine den Ortsverhältnissen angepaßte, verschiedene Verwendung mit der Zeit sich gewohnheitsmäßig entwickeln. Die bei vielen deutschen Behörden so beliebte Reglementiererei muß vom Spielplatz fernbleiben. Nur allgemein verbindlich, ich betone das nochmals, muß die Beteiligung werden und die Schule muß die Verantwortung für das Ganze tragen. Darin sei man nicht zu ängstlich. Bei den klassischen Griechen waren alle Leibesübungen Staatsangelegenheiten; weshalb sollen wir von dem vortrefflichen Volk, das uns immer als ein Ideal in Kunst, Gelehrsamkeit, Schönheit des Geistes und Körpers vorgeführt wird, nicht auch in dieser Hinsicht lernen?

Außer den genannten Leibesübungen muß die Schule meines Erachtens das Baden und Schwimmen in ihre geordnete Pflege nehmen. Kein gesunder Knabe und kein normal gebildetes Mädchen sollte die Schule verlassen dürfen, ohne schwimmen gelernt zu haben. Eine solche Forderung mag manchem zunächst etwas wunderbar klingen. Wir müssen uns aber an den Gedanken gewöhnen, daß die körperliche Ausbildung, auch die im Schwimmen, ebenso zur Erziehung gehört wie die im Lesen und Schreiben. Im alten Rom hatte man ein aus Griechenland überkommenes Sprichwort „Nec litteras didicit nec natare“ „Er

hat keine Wissenschaften gelernt und kann auch nicht schwimmen"; darin wird also geistige Ausbildung unmittelbar neben das Schwimmen gestellt. Das Schwimmen als Aufgabe der Schule bietet auch gar nicht so viel Schwierigkeiten, wie es auf den ersten Augenblick scheinen mag. Man hat gerade im verflossenen Jahre in mehreren großen Städten sehr bemerkenswerte Versuche mit dem Massenschwimmunterricht gemacht, bei dem die ersten Übungen mittelst geeigneter Vorrichtungen auf dem Lande ausgeführt wurden.

Es ist nicht die Fertigkeit des Schwimmens allein, die uns solchen Unterricht wünschenswert erscheinen läßt, sondern das damit verbundene kalte Bad, das in Deutschland wieder zur Volksgewohnheit werden muß. Unsere Vorfahren, die alten Germanen, waren ein wasserfrohes Geschlecht. Zum Staunen der damals schon verweichlichten Römer schwammen sie in den Flüssen Oberitaliens mit Frauen und Kindern auch in kalter Jahreszeit lustig umher. Auch im Mittelalter war bekanntlich die Gewohnheit des Badens im deutschen Volke viel stärker, als heutzutage. Der unselige dreißigjährige Krieg zerstörte die Badegelegenheiten und verschlechterte auch hierin Gesundheit und Sitten. Im neuen Reich müssen aber alle solche durch die Not der Zeiten entstandenen Schäden geheilt werden. Darum laßt uns überall gute Schwimmgelegenheit schaffen, und hinein mit unserer Jugend ins kalte Bad, wenn wir ein starkes Geschlecht erziehen wollen! Ganz besondern Segen bringt das kalte Baden und Schwimmen in der Zeit der Entwicklung. Mit jeder neuen Schwimmhalle, die auch im Winter das Baden und Schwimmen ermöglicht, treiben wir ein Stück Teufel aus.

„Gesundheit, Kraft zu mehren,
Der Schwächlichkeit zu wehren,
Der Frohnatur zum Schutz,
Der Reinlichkeit zum Nutz,
Dem Schmutz zum Trutz."

Werden nun in der geschilderten Art die Leibesübungen auf allen Schulen allgemein verbindlich gepflegt, so ist zu erwarten, daß die Schüler bald auch ihre sonstige freie Zeit gern auf Leibesübungen und Sports in frischer Luft verwenden und daß sie diese liebgewordene Gewohnheit nach dem Verlassen der Schule beibehalten. Damit wäre aber, wie wohl nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, sehr viel gewonnen.

Die zur Durchführung des Gewollten notwendigen Geldmittel müssen beschafft werden. Sie sind ebenso notwendig, wie die Aus-

gaben für Schulzimmer, Bänke und sonstige Schulutensilien. Das für die Leibesübungen verwendete Geld verzinst sich reichlich, freilich nicht in klingender Münze, wohl aber in dem kostbaren Gute allgemeiner Volksgesundheit. An Krankenhäusern, Irrenanstalten und an Gefängnissen wird das für die Gesundheit aufgewendete Kapital später reichlich wieder erspart. Für unser Vaterland haben solcherart Ausgaben annähernd dieselbe Bedeutung, wie die Summen, welche die militärische Ausbildung erfordert. Daher sollten alle Vaterlandsfreunde und insbesondere alle Eltern, die es mit dem Wohl ihrer Kinder ernst meinen, mit größtem Eifer dazu beitragen, die Leibesübungen der Jugend zu fördern und zu helfen, daß kräftige Spiele und Sports mit der Zeit zur allgemeinen Volkssitte in Deutschland werden.

Wir wissen ja alle, daß das beste, was wir unsern Kindern mit auf den Lebensweg geben können, nicht Reichtümer sind, sondern eine möglichst vollkommene Bildung. Daß aber zu der geistigen auch eine gute körperliche Ausbildung gehört, ist gerade in Deutschland in den letzten Jahrhunderten zum Schaden der Volkskraft viel zu wenig beachtet worden. Was für den einzelnen gilt, das gilt auch für das ganze Volk. „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper" ist wie für den einzelnen, so auch für die Nation der glücklichste Zustand.

„Nicht Äcker und Schätze,
Nicht, was wir haben, ist unser Höchstes:
Unser bester Besitz ist das, was wir sind."

Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung.

Von

Alfred Biese.

Bismarcks Werk liegt am Tage, aber etwa auch ebenso sein innerstes Wesen? Und wie aus diesem das Werk entsprang? Erst jetzt fließen die Quellen für die Erkenntnis reichlicher, aber damit tun sich auch immer neue Probleme für die historische Forschung auf.

Doch Bismarck war uns mehr als bloßer Staatsmann, der Geschichte gemacht hat. Wir sehen zu ihm auf, wie zu Luther, wie zu Kant, wie zu Goethe. Diese sind uns Vertreter des höchsten und reinsten Deutschtums nach der religiösen, nach der philosophischen, nach der poetischen Seite hin. — Wir können manche Parallele zwischen Bismarck und Goethe ziehen. Nicht nur in dem, was wir ihnen danken: der eine hob uns im Reiche der Geister auf die Höhe der Weltliteratur, Bismarck hob uns im Rate der Völker auf die Höhe der Weltmacht. Sodann auch in dem, was wir deutsche Denk- und Gemütsart nennen. Sie sind Weltweise, Träger eigenartiger Weltanschauungen.

In Luthers Tischreden, in Goethes Gesprächen mit Eckermann, dem Kanzler Müller und anderen und in seinen Briefen sprudelt ein reicher Quell des innersten Gefühlslebens und der tiefsten Lebensweisheit. Nicht anders bei Bismarck, in seinen Reden, Ansprachen und Briefen. — Man möchte wähnen, Bismarck, der Mann der Tat, ja der Gewaltmensch, der gefürchtete Löwe auf dem Boden des inneren und des äußeren Kampfes, der Eiserne, dem man schon jetzt glaubt die Gestalt eines in Eisen starrenden Roland geben zu müssen, er, der Realpolitiker, was hat er mit den Vertretern des Ideals im Glauben und Denken und Dichten zu tun?

War er nicht weit entfernt von jener stillen, unpolitischen Zeit in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts? Er, der für Preußens Machtstellung und dann für Deutschlands Größe unermüdet Tätige, der in einer unvergleichlichen diplomatischen Kunst sein Ziel erreichte, was hat er gemein mit jenen kosmopolitischen Träumern an der Ilm, vor allem mit Goethe, der scheinbar so gleichgültig aller patriotischen Bewegung gegenüberstand? Und doch! Goethe kann der nationalsten deutschen Dichter einer genannt werden mit seinem Götz, seinem Werther, seinem Faust, ja selbst seiner Iphigenie. Er konnte fragen: Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, den Geist seines Volkes aufzuklären, seinen Geschmack zu reinigen und seine

Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er Besseres tun? Wie soll er patriotischer wirken? — Und umgekehrt: Was sind Tatsachen ohne leitende Ideen? Was wäre Bismarcks ganze Realpolitik, wenn sie nicht wäre getragen worden von den hehrsten, heiligsten Ideen? Ist die Idee etwas Unfruchtbares, praktisch Unnützes? Mit nichten! Was stählt die physische Kraft, was belebt den Mut, was gibt Ausdauer, Geduld? Was anderes als die Idee, das Ideal?

Was schwebte dem großen Realpolitiker vor? Die Idee: Preußen, dein herrliches Preußen soll stark und mächtig werden, dein herrlicher König soll ein freier Souverän sein, unabhängig von Österreich und Frankreich. Und dann weiter: Was die Besten der Nation erhofften in langem, herbem Harren, das soll Wirklichkeit sein, die Brüderstämme sollen zusammengeschweißt werden!

War Bismarck nur Realist? Nein! Auch ihm standen Gott, Natur, Vaterland, Freiheit, Sittlichkeit als Ideale leuchtend vor der Seele, vor einer Seele voll Leidenschaft und Kraft.

In diese Naturtiefen seines Seins hinabzuleuchten ist eine bisher selten begonnene, um so reizvollere Aufgabe für den Psychologen. Bismarck verträgt es sehr wohl, aus dem scharfen Licht der politischen Kämpfe in die traulichere Dämmerung des Allgemein-Menschlichen, in den Bereich jener Gedanken und Empfindungen gerückt zu werden, die unabweisbar für jedermann sind. Denn dieser harte, entschlossene Heros der Tat wäre nicht so groß, wenn er nicht im Kerne so weich, so mild und so warm gewesen wäre. Größe beruht immer auf der harmonischen Vereinigung des scheinbar Unvereinbaren, d. h. auf der sieghaften Versöhnung von Widersprüchen.

In unserer auf das Gegenwärtige, Greifbare, Nützliche gerichteten Zeit, die überdies die Mehrzahl der Menschen kaum zur Ruhe und Selbstbesinnung kommen läßt, ist der Typus am häufigsten, der einen Menschen darstellt mit fachmännischem Geschick, mit Tüchtigkeit auf einem einzelnen Gebiet, aber ohne tiefere geistige Substanz. Die meisten begnügen sich mit überlieferten Formen, rosten in ihnen ein, nehmen alles hin und schieben im Alltagsgetriebe die Fragen über Gott und Welt und Lebenszweck und Ewigkeit, vielleicht aus Scheu vor den Ergebnissen, für später, für das Alter und für das Sterben auf. Bismarck gehörte nicht zu diesen leichten oder seichten Naturen. Ferner ist es ein großer Fehler der üblichen Betrachtungsweise, bei den Helden der Vergangenheit nur das Vollendete und Abgeschlossene festzuhalten, die Persönlichkeit in ihrer Rundung, in ihrer Reife zu betrachten, anstatt ihr Werden und Ringen in Betracht zu ziehen.

Welche Dämonen in Goethes Wesen lagen, wie er mit ihnen gerungen hat, wie schwere innere Kämpfe erst zu jener hoheitsvollen Abgeklärtheit führten, die man an ihm zu rühmen pflegt, wie auch Schillers gigantische Persönlichkeit erst allmählich von den Schlacken jugendlichen Ungestüms, rhetorischer Melancholie und sentimentaler Überschwenglichkeit, ja himmelstürmender Leidenschaft sich reinigte: das pflegt man gerne in allgemeiner Verhimmelung zu übersehen. Auch Bismarck

hat in seiner religiösen Überzeugung Häutungen durchgemacht, aber jene gewöhnliche Stufenleiter vom kindlichen Glauben durch Zweifel und Negation zu positiverem Standpunkte hat er rascher als die Mehrzahl der tiefer Gerichteten durchlaufen. Im Elternhause wehte die Luft des kirchlichen Rationalismus; der Religionsunterricht blieb ihm unverstanden; die Kraft zu beten verlor er. Deistische und pantheistische Anschauungen wechselten in der Sturm- und Drangzeit der Studenten- und Referendarjahre. Dann auf Kniephof suchte er in der Philosophie des Altertums oder Spinozas — wie der junge Goethe — Beruhigung über das, was menschlichem Verstand nicht faßlich ist; bald geriet er durch die Lektüre der Schriften von Strauß, Feuerbach, Bruno Baur nur noch tiefer in „die Sackgasse des Zweifels". Bald faßte ihn „Reue über die Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der er alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zwecklos und erfolglos verschleuderte." Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, ja manche Stunde war es ihm, als ob sein und anderer Menschen Dasein zwecklos sei und unersprießlich, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder. Dann wirkten verschiedene Umstände zusammen, um ihn dem verlorenen Glauben zurückzugewinnen. Es war nicht nur die zum Grübeln anregende Einsamkeit und Langeweile auf seinem väterlichen Gute Kniephof, die innere Leere und Unbefriedigtheit, nicht nur die Freundschaft mit dem frommen Moritz von Blankenburg auf Cardemin in Pommern, der Verkehr mit dessen Nachbar und späterem Schwiegervater, mit Adolf von Thadden, in dem pietistisch-herrenhuterisch angehauchten Triglaffschen Hause, wo ihn unter zufriedenen, nach außen hin vorbildlich wirkenden Menschen ein bisher ungeahntes Wohlsein umfing, sondern auch besondere erschütternde Erlebnisse, über die uns keine nähere Kunde geworden. Eifrig las er in der Bibel, wartete in der Stille auf die Erleuchtung, und wie einst Luther durch den plötzlichen Tod eines Freundes, wie der junge Goethe durch eine schwere Erkrankung im Innersten durchgerüttelt und zum Glauben zurückgeführt wurde, so kam es über den jungen Bismarck bei der Nachricht tödlichen Siechtums der Freundin in Cardemin, der jungen Frau von Blankenburg, wie eine Eingebung: ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, riß sich ihm wieder das erste inbrünstige Gebet vom Herzen los.

Er erzählte selbst später, Gott habe ihn auf den Rücken geworfen und stark geschüttelt, da sei ihm der Glaube gekommen, zu dem er sich nun freudig bekenne.

Aber das Wichtigste für seine religiöse Entwicklung war doch die Liebe zu Johanna von Puttkamer, der Tochter des frommen Gutsherrn von Reinfeld, der in strenger pommerscher Rechtgläubigkeit ganz im Sinne der Thadden, Gerlach, Senfft-Pilsach und Geistlicher wie Hengstenberg und ihres Anhanges auch für die Religiosität seiner Bauern und Leute zu wirken wußte.

Freunde wie Arnim unterließen nicht, mit mitleidiger Besorgnis zu fürchten, er möchte „fromm", d. h. für sie „verloren" werden; „es gibt doch wunderliche

Weltanschauungen bei sehr klugen Leuten," fügt Bismarck hinzu. In den Briefen an die Braut finden wir ausführliche theologische Auseinandersetzungen mit Bibelzitaten über Werkheiligkeit und Glaubensseligkeit. Er ist überzeugt, daß der Weg, den Gott ihn führt, der beste ist. Er spottet über den Gottesleugner Hobbes, der vor Gespensterfurcht nicht allein schlafen konnte. Der Ausdruck „Wunder" entlockt ihm ein mitleidiges Lächeln über Mangel an Logik. Denn in jeder Minute sehen wir Wunder, und nichts als solche. Unablässig bittet er Gott, frischen Lebensmut der Geliebten zu geben. Fleißig besucht er, auch in Frankfurt noch, die Kirche, obwohl ihm das Singen in der protestantischen Kirche nicht immer gefallen will. Ist er in Angst und Sorgen um die Seinen, so betet er um Gottes Gnade und Barmherzigkeit, aber er fügt auch hinzu: „Gebet ist freilich besser als Pillen, aber vernachlässige doch nicht die Menschenhülfe, die Gott bietet." Vor Schlafengehen liest er gerne noch einen Psalm. Schön ist das Bekenntnis: „Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht." Doch daß er auch damals schon nicht so ganz mit dem Glaubenskreise der Gattin übereinstimmte, beweist, daß er den liberalen Büchsel dem von Johanna besonders verehrten Eiferer Knaak, der Tanzen und Theatergehen und Musizieren für Sünde hielt, vorzieht. „Dieser ist mir zu aufgeregt; wenn ich ihn gehört oder gesprochen habe, so macht er mich so mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt, zu wanken; ich kann ihn nicht vertragen, was ohne Zweifel ein schlechtes Zeugnis für die Kraft meines Glaubens ist, und ich bitte Gott um Kräftigung durch seinen Geist, denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande seiner Wasser, das sehe ich klar und kann mich doch nicht ermannen, daß es anders werde."

Aber er spricht es auch klar aus, daß ein Glaube, der in Beschaulichkeit und Einsamkeit, in bewußter Absonderung von den übrigen Menschen, in Quietismus gipfele, wie so oft bei den Pietisten, besonders bei Frauen, für ihn ein toter Glaube sei. Seine innerste Überzeugung verrät folgendes Wort: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinfährt wie ein Strom. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben." — Und wenn auch allmählich in den Briefen von kirchlichen Fragen und Kirchenbesuch weniger die Rede ist, und wenn er auch auf der Höhe des Lebens wieder freier den Dogmen gegenübergestanden hat, sein ganzes Wesen wurzelte doch in dem Gottesglauben. Oft hat er es ausgesprochen, der Glaube heilige die Pflichterfüllung und in der Zeit des Verfassungskonfliktes habe er nur durch den festen Ankergrund des Glaubens die Kraft gefunden, alle Stürme und Gefahren zu bestehen.

Wie Bismarck zu Gott, so hatte er auch zu der Natur ein tiefes, gemütvolles Verhältnis. Es ist ungemein interessant, zu betrachten, wie verschieden Völker und Zeiten und einzelne bedeutende Menschen sich zu der Allmutter Natur gestellt haben. Sie, die Unentrinnbare und bei allem Wechsel Unwandelbare, spiegelt sich in dem landschaftlichen Auge der Kulturperioden alter und neuer Zeit und so auch im Geiste der Großen gar mannigfach wieder. Hier drängt das Andachtsgefühl die Schöpfung vor dem Schöpfer zurück, wie in den Psalmen, wie auch bei Luther; dort herrscht nur Bewunderung und Liebe zu der einfachen Garten- und Wald- und Tallandschaft, wie vor Rousseau und Goethe. Und dann erschlossen diese den Sinn für das Romantische, für den Zauber des Gebirges. Goethe hat, wie kein Dichter vor ihm, Seele und Natur auf einen Ton zu stimmen gewußt; ihn erfüllt die beseligendste Sympathie mit der Allmutter und ihren Erscheinungen. Auf seinen Bahnen sehen wir Bismarck wandeln. Wer die Briefe an die Gattin gelesen, der wird überrascht worden sein durch die Entdeckung: Bismarck ein „Naturschwärmer", wie er sich selbst bezeichnet, Bismarck ein Meister der stimmungdurchtränkten Naturschilderung! Wahrlich auch diese Entdeckung ist dazu angetan, den Gewaltigen uns näher zu bringen, und es ist ein Genuß, sein echt deutsch in inniger Naturliebe schlagendes Herz in dichterisch gehobener Sprache sich aussprechen zu hören.

Wir können es verstehen, daß dem Schönhausener Deichhauptmann, in dem es selbst brauste und gährte, in dem ein Lenzesweben ungestümen Dranges sich vorbereitete, der Eisgang der Elbe ein fesselndes und erhabenes Schauspiel darbot. Da schreibt er mit feinsinniger Naturbeseelung: „Die Elbe liegt noch mürrisch und trübe in ihren Eisbanden; des Frühlings Ruf, sie zu sprengen, ist ihr noch nicht laut genug." „Prosaisch" erscheint ihm der Damm, den sie mit Faschinen und Erdmassen dem „poetischen Schäumen der Flut" entgegenzustellen sich mühen. Und dann schildert er den Eisgang des großen Stromes als eins der interessantesten Schauspiele in der Natur. Ein andermal schreibt er, während ihm „die Eisschollen den Pappenheimer Marsch spielen", oder er weidet sich an dem leisen Klirren des gleitenden Eises auf dem Wasser oder an dem eintönigen Schrei der wilden Gänse, die ihm willkommene Boten des Frühlings sind. — Und wie er von Kniephof Abschied nimmt, während der Lenz schon Faulbaum und Flieder in Grün und Erdboden und Büsche mit blauen und weißen und gelben Blumen dicht bezogen hat, als sollten seine Wappenfarben ihm den Abschiedsgruß entbieten, da findet er über der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen eine „weiche, traurige Stimmung"; ein Pferdegerippe — es ist sein treuer Caleb, der ihn 7 Jahre lang getragen — lag dort, wo er ein neues Haus hätte bauen sollen. „Ich ging recht niedergeschlagen nach Hause; jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Eiche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gab."

Echt Goethische Wertherstimmung — ich denke an dessen Brief vom 10. Mai — atmet eine heitere und doch so sehnsuchtsvolle Schilderung aus dem Sommer 1849:

„Am Abend wollte ich dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, daß ich wohl zwei Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und Fledermäuse fliegen sah, ganz wie vor zwei Jahren mit dir, mein Liebling, ehe wir unsere Reise antraten. Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaßrote Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, solange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch."

Ein andermal versenkt er sich mit dem Bekenntnis seiner Blumenleidenschaft in die Betrachtung von Crocus, Hyazinthen und Kamelien; aber die duftlosen erfreuen ihn nicht, ebenso wenig wie jene äußerlich schönen, aber kalten Menschen, denen — wie er sich wundervoll ausdrückt — „jener duftige Hauch aus den unergründeten, innersten Tiefen des Gemüts fehlt, der weder Poesie noch Liebe noch Religion ist, der aber alle drei kräftigt, hebt und empfänglicher für sie macht, da, wo er weht. Das Zerrbild davon heiße ich Sentimentalität; das Wehen empfinde ich, wenn ich bei dir bin, ein Wort dafür weiß ich augenblicklich nicht."

Man kann begreifen, wie diese kraftvolle und leidenschaftliche Seele besonders durch die imposanten Naturschauspiele angezogen wurde. So ist ihm die Nacht voll von Wundern und Geheimnissen; es hat einen wundersamen Reiz für ihn, auf schlüpfrig steilem Pfade im Gebirge emporzuklimmen, wenn auch der Regen niederrinnt und die Kräfte zu erlahmen drohen, sodaß er hin und wieder sich ins triefende Heidekraut werfen muß. So liebt er mit Leidenschaft das Meer. Als er, nach einem viel früheren Aufenthalte in Norderney, wieder in Ostende die See sieht, da ist es ihm, als ob er eine alte Geliebte wiedergefunden, die unverändert reizend geblieben. Wie das Meer, so zieht sein deutsches Herz der deutsche Wald an. Von Frankfurt aus schreibt er an seine Mutter, als er von einem „langen, bummligen Waldspaziergange" heimgekehrt ist: „Ich fand so hübsche, einsame Steige, ganz schmal zwischen grünenden Hasel- und Dornsträuchern, wo man nur die Drossel und die Weihe hörte, und ganz fern die Glocke der von mir geschwänzten Kirche, daß ich mich gar nicht wieder nach Hause finden konnte." Den vollen Zauber des Waldes genoß er aber erst in Friedrichsruh. Stundenlang kann er an seiner Schönheit sich erlaben, im Wagen und auf Brücken lungern und ins Grüne stieren ohne Gedanken und ohne Langeweile. Und wer ihn in Friedrichsruh besuchte zur Sommerszeit, dem pries er den Frieden des Land- und Waldlebens, wie im April 1894.

Und nun ruht der müde Wandersmann aus von all den Mühen seines Erdenwallens, nicht inmitten von geradlinigen Steinhaufen, sondern inmitten

der Baumriesen, die den alten Recken so oftmals grüßten mit ihrem Grünen und Blätterrauschen und Sturmesbrausen. Wahrlich kein schönerer Dom als der Waldesdom kann über diesem deutschen Manne sich dehnen, der in edler Bescheidenheit nur von sich rühmte, „seinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche zu dauernder Erinnerung eingeschnitten zu haben".

Die Natur, und zwar nicht nur die Land- und Waldidylle, sondern auch der Berge und des Meeres Romantik war der Nährboden, aus dem der deutsche Held immer wieder Kraft und Lebensmut und Tatendrang sog. Ward er von Amtsärger und Überanstrengung und Krankheit niedergeworfen: die Berührung mit der Allmutter Natur gab ihm immer wieder die stählende Kraft. Ein echt germanischer Zug in seinem Charakterbilde und in seiner Lebensauffassung ist auch die tiefe Liebe zu den Tieren, besonders zu den Vögeln des Waldes, zu seinen Pferden und Hunden. Nur mit Mühe ward er z. B. 1877 von dem sterbenden Lieblingshunde „Sultan" durch seinen Sohn hinweggeleitet, und als er tot war, sagte er: „Unsere alten deutschen Vorväter hatten eine freundliche Religion, sie glaubten, sie würden nach dem Tode, in den himmlischen Jagdgründen alle die guten Hunde wieder antreffen, die ihre treuen Gefährten im Leben gewesen. Ich wünschte, ich könnte das auch glauben."

Das tiefe und zarte Kindergemüt, das er seinem Gotte und der Natur und den Tieren gegenüber bekundet, das tritt auch leuchtend hervor in seiner Liebe zur Häuslichkeit, zu Weib und Kind, zum heimischen Boden, zum Vaterlande. Der als der „tolle Bismarck" jahrelang verschrieene Junker, dessen Antrag um die Hand der Tochter dem Herrn von Puttkamer eine Gänsehaut verursachte, ward durch die Liebe gezähmt und so der zarteste Bräutigam, der unerschöpflich in liebkosenden Namen und in herzlichen Wendungen ist. Englische, französische, italienische und deutsche Gedichte bilden vielfach den Schluß der Briefe; man spürt, es ist das Herz, das da plaudert, wenn er schreibt, und das den toten Buchstaben nur als traurigen Notbehelf für das trauliche Gespräch ansieht, — denn „dem geschriebenen Wort ist es nicht anzusehen, ob die Tinte, als sie naß war, ein neckendes Auge oder die Falten bekümmerten Ernstes gespiegelt hat." In der Trennung schafft die Sorge trübe Phantasiebilder; der einsame Gatte fühlt sich in dem „vagabondierenden Leben" und in dem „Trubel", der ihn umgibt, voll Unruhe und Herzensplage.

Hört er von Krankheit der Kinder und bleibt er länger, als die Ungeduld es vertragen kann, ohne Nachricht, so füllt peinvolle Ahnung seine Tage und Nächte: „Es gibt nichts Schreckliches, was ich nicht schon im Geiste durchlebt hätte in diesen Tagen." Voll inniger Dankbarkeit gegen eine gnädige Vorsehung hat Bismarck es als sein Schönstes gepriesen, daß er in seinem Hause vor schwerem Kummer bewahrt geblieben, daß er kein Kind verloren und in glücklicher Ehe gelebt habe. Es ist dasselbe, was Goethe sagt: „Der ist am glücklichsten, er sei ein König oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist." Und wenn Bismarck einmal betonte: „Das Verwachsen mit der Scholle ist ein Grund-

zug deutschen Charakters und eine Wurzel seiner Kraft," so hat er damit zugleich die Triebfeder alles seines Handelns und seiner politischen Lebensanschauung gekennzeichnet.

Bismarck wurzelt in echt preußischer Art. Hier sind die Keime seines Wollens und seiner Größe; er war durch und durch ein Niederdeutscher, vom Kopf zur Zehe ein Preuße; danach gestaltete er sein Leben, danach formte er die Welt. Freilich behagte das Bureaukratentum dem jungen Auskultator in Berlin, Aachen und Potsdam wenig, und er rettete sich vor ihm auf seine Güter. Doch in dem Jahrzehnt 1838—48, das eine Gärung seiner Natur brachte, in denen er lange vergebens nach innerem Frieden rang, bald in Spinoza, bald in Byron sich vertiefend, begannen die ungenutzten Kräfte immer ungestümer ihr Recht zu fordern. Der Vereinigte Landtag und die Stürme der Revolution führten ihn auf das Feld, zu dem er berufen war. Und was er seinen Wahlmännern in Rathenow 1849 zurief, das blieb ihm Richtschnur: „Wenn Sie einen Vertreter in der Kammer wünschen, der fest entschlossen ist, die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen zu machen, ihr mit redlichem Willen, vollem Herzen und ganzen Kräften zu dienen und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen der Krone und dem Volk wieder fester zu knüpfen . . . dann richten Sie Ihr Auge auf mich." . . In diesem rastlosen Dienste für das Vaterland durchlief Bismarcks politische Weltanschauung mannigfache Wandlungen. Mit dem ganzen Ungestüm seiner leidenschaftlichen Seele warf er sich den Umsturzbewegungen entgegen, und seine Waffen waren Christentum, Königstreue und preußisches Staatsrecht. Der Junker, der christlich konservative Aristokrat, war in ihm lebendig. Er ward ein Begründer der Kreuzzeitung, ein Freund der Gerlachs. Aber freilich über diese von vornherein weit überragend durch den Sinn für alles Praktisch-Greifbare. — Die Frankfurter Jahre (1851—54) stellten dem klaren Blick immer deutlicher das Ziel vor Augen: Preußen aus dem Dienstjoch Österreichs zu lösen und über die Mittelstaaten zu erheben in freier Großmachtstellung, wie es dem Staate Friedrichs entsprach. Schwer litt er in der Zeit der Reaktion; wie verbannt fühlte er sich in Petersburg 1859—62; er sammelte alle seine Kräfte, und dann brachte das Jahr 1862 die Erfüllung, das Minister-Präsidium. Er stand, ein 47jähriger auf der Höhe, wo er die ganze wunderbare Kraft seiner Persönlichkeit entfalten konnte. Ihm gebührt schon für jene Konfliktsjahre der Ruhm, mit seinem König und mit Roon Preußen gerettet zu haben durch die Beharrlichkeit einer budgetlosen Regierung, durch die Heeresreorganisation. Und wie er dann, auch unter Widerstreben seines Königs und Herrn, Preußen in die Lösung der deutschen Frage drängte, wie er die Befreiung der Nordmarken durchsetzte und aus dem Zusammenwirken von Österreich und Preußen den Gegensatz hervorgehen ließ, wie er dann Norddeutschland einigte und mit Österreich und den Südstaaten sich wieder verständigte: das sind Wundertaten des diplomatischen Genies. Aber das Preußentum in ihm weitete sich immer mehr

zum Deutschtum. Preußen war zur führenden Macht im Norden geworden; nun galt es, ein ganzes, einiges deutsches Reich zu schaffen. Bismarck nahm die Träume aller edlen Deutschen der vergangenen Jahrzehnte in sich auf, aber nicht als Träumer, sondern als Mann der Tat.

Mit den neuen großen Aufgaben traten neue große Kämpfe an den Gewaltigen heran; es galt, das Reich ausbauen, im Innern zu festigen. In ihnen wuchs er in seiner elementaren Größe zum Heros des Deutschtums empor. Und so wird er leuchtend durch die Jahrhunderte gehen. Mit ihm erwuchs nicht nur eine neue, deutsche Staatenform, sondern auch eine neue Welt- und Lebensanschauung: die des Wirklichkeitssinnes und des Tatendranges. Wie diese in Bismarck selbst sich zur höchsten Kraft entwickelt hatte, so warf sie auch ihren Widerschein in die Zeit und machte sie sich untertan.

Seine Größe vereinigte in sich aber, wie bei Goethe, die Gegensätze des Realismus und des Idealismus. Bei Goethe führte ihre Versöhnung zur Betrachtung, bei Bismarck zur Tat. Aber wir haben doch auch wundervolle Reflexionen in seinen Briefen und Ansprachen, die davon zeugen, daß die Einsicht in die inneren Zusammenhänge der Dinge, in die treibenden Kräfte ebenso scharf und klar gewesen wie die Erfassung des Besonderen und die Ausbeutung der Wirklichkeiten. Wohl sagt er: „Mit Ideen kann man nicht schießen". Es müssen eben die Ideale in nationales Wollen umgesetzt werden und zur nationalen Tat führen. Ein solches Genie wie Bismarck erfaßt die Welt und das Leben nicht bloß mit dem Verstande und dem rückhaltlosen Willen, sondern auch mit warmem, tiefen Herzen, mit nachdenklichem Gemüt und mit lebendiger Phantasie. Nicht nur der Knabe der Plamannschen Schule baute sich Luftschlösser und träumte von der bunten Erde mit ihren Wäldern und Burgen und dem blauen Duft der Berge, die er jenseits des Gartenzauns ahnte, sondern die Phantasie fordert wie beim Dichter, so auch beim Gelehrten, ja auch bei dem Staatsmann ihr Recht; sie drängte auch Bismarck in schöpferischem Erfinden immer neue Bilder und Gestaltungen vor die Seele, die der Vollendung harrten.

Dichtung und Musik haben allezeit einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Unendlich viel hat er gelesen; in den Briefen an die Braut werden Lenau, Moore, Byron und viele andere zitiert. Immer mehr neigte er der ernsten, schmerzlich bewegten Dichtung zu und freute sich, wie auch die Geliebte an traurigen Dichtungen, z. B. Lenaus, Gefallen fand; er sieht darin nicht eine Umwandlung ihrer ehemals heiteren Stimmung, auch nicht einen Widerspruch mit der Gesundheit ihres Herzens, sondern einen Fortschritt der Empfänglichkeit und des Verständnisses für Poesie.

Damit stimmt es auch überein, daß Bismarck aufgeregte leidenschaftliche Musik liebte, daß er ruhige heitere Musik „vormärzlich" nannte; eine Löwennatur wie die Beethovens war ihm sympathisch, kongenial. Vom letzten Satz der F-moll-Sonate sagte er: „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens"; nächst Beethoven liebte er Schubert; an Chopin mehr die

leidenschaftlichen als die träumerischen Stücke; von einem feurigen Satz eines Neueren meinte er: „Diese Musik gibt mir das Bild eines Cromwellschen Reiters, der mit verhängten Zügeln in die Schlacht sprengt und denkt: „Jetzt muß gestorben sein!“ —

Die Macht des Liedes, des deutschen Liedes, ebenso wie die der deutschen Wissenschaft und der deutschen Literatur in ihrer Pflege des nationalen Einigungsgedankens, in der Schürung des unter der Asche glimmenden Funkens hat Bismarck oft hervorgehoben; er nennt deutsche Kunst und Wissenschaft die Basen, auf denen das sittliche Leben beruht, das geistige Band, das sich schon lange um die Herzen schlang, ehe die Stämme selbst sich zu einem Ganzen zusammenschlossen; von ihnen hofft er, daß sie auch der Fels bleiben, auf dem die gegenseitigen Beziehungen zwischen Nord und Süd ruhen sollen. Er zählt es zu den Imponderabilien, die den Erfolg der Einigkeitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben.

Die Imponderabilien, die Bismarck, dieser mit Napoleon I. größte Mann der Tat im verflossenen Jahrhundert, in ihrer Wirkung ungeschmälert wissen will, sind die ewigen idealen Güter der Menschheit, sind Religion, Naturliebe, Kunst, Wissenschaft; es sind die Güter und Tugenden, welche nicht bloß den rechnenden Verstand beschäftigen, sondern auch das Herz. Wäre in Bismarck nicht so viel Glaube, nicht nur an die eigene Kraft und die Zukunft seines deutschen Vaterlandes, sondern auch an eine gütig waltende Vorsehung gewesen, wäre nicht die Hoffnung auf Erreichung der höchsten Ziele in seiner Seele unauslöschlich gewesen, wäre er nicht erfüllt gewesen von so heißer Liebe zu seinem Könige und Herrn, zu seinem Preußen, zu seinem Deutschland — er hätte nimmer sein Werk vollbracht. Er, der große Rechner der Wirklichkeiten und Tatsachen, er, der nüchterne, kühl überlegende Mann der Tat, schätzte nicht minder das Unwägbare, das im Charakter geheimnisvoll Treibende, kurz die idealen Mächte.

Man hat sein Leben — ebenso wie das Goethes — ungewöhnlich glücklich genannt, und es ist vielleicht keinem Sterblichen mehr gehuldigt worden als ihm. Aber — ebenso wie Goethe — hat er selbst die Tage reinen Behagens auf eine kurze Spanne Zeit berechnet. Wie löst sich der Widerspruch in der Auffassung der Menge und derjenigen ihres glücklich gepriesenen Helden? War es die unablässige Sorge und Mühe und Arbeit, war es das Brechen unablässiger Widerstände, der Kampf wider Unvernunft und Haß und Neid, wider alle die kleinen und tückischen Teufel der Mißgunst und Selbstsucht?

Wie löst also — fragen wir kurz — Bismarck das Lebensproblem, d. h. wie faßt er des Lebens Wert, des Lebens Forderung, des Lebens Glück? Man wäre versucht, aus manchen Äußerungen früherer und auch späterer Zeit seines Lebens zu schließen, daß ihm das arkadische Glück des Landwirtes am höchsten erschienen. 1847 schreibt er: „Daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte, Beamter und selbst Minister zu sein, daß es mir ebenso respektabel erscheint,

Korn zu bauen als Verfügungen zu schreiben, daß mein Ehrgeiz mehr danach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen: das sind facta, für die ich außer meinem Geschmack keine Ursache anzuführen weiß, indessen dem ist so." Zu aller Zeit hat er ferner bitter geklagt über die politischen Scherereien, über die jämmerlichsten persönlichen Eitelkeiten und Intriguen, sodaß ihm immer wieder „durch alle politischen, bösen Wetter hindurch ein unabhängiges Familienleben auf dem Lande schwebt"; wohl ist es ihm, als ob er Gott, den Seinen und sich selbst fremd werde, als ob kein Ton, der einem gefallen möchte, noch auf der verstimmten Seelen-Klaviatur sich finde, als ob dem Leben, das er führe, das sonntägliche Element fehle. Denn er verlangt einen Tropfen Himmelsruhe für das fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf den Ambos menschlichen Unverstandes hämmern. So nennt er die Politik ein undankbares Geschäft, beruhend auf Vermutungen und Zufällen. — Auch sagt er früh: „Der Mensch sucht vergeblich sein Glück, solange er es außer sich sucht." Er weiß, daß des Glückes Feinde im eigenen Innern wohnen, sodaß Mißtrauen, die bitterste, schrecklichste Qual, nichts anderes ist als der Zweifel, die erste Saat alles Bösen, angewandt auf den Verkehr der Menschen untereinander, die Quelle fast jeder Bitterkeit und Feindschaft. Er kämpft in sich grundsätzlich gegen jede düstere Ansicht der Zukunft, weil er weiß: „Jede menschliche Natur will ihre bestimmte Konsumtion von Kummer und Sorge haben, je nach der Konstitution, und bleiben die reellen aus, so muß die Phantasie welche schaffen, kann sie das nicht, so grämt man sich aus Weltschmerz, aus allgemeiner, unverstandener Weinerlichkeit." Er nennt ein sentimentales Gedicht geradezu ein feiges Gedicht und hält ihm entgegen den Vers des Reiterliedes: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, so kann euch das Leben gewonnen nicht sein", und erläutert es in seiner Weise also: „In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig."

So war denn der Lebensnerv dieser glühenden Seele nicht idyllischer Friede, sondern Tätigkeit, Kampf. „Die Arbeit ist das, wozu uns Gott angewiesen hat." Das ist bestimmend für ihn. „Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun. Ohne Kampf kein Leben, ohne innere Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesentum an und versteinern." So vergleicht er gern das Leben mit einer Seefahrt: „wohl kann der Mensch den Strom der Zeit nicht schaffen und lenken; er kann nur darauf fahren und steuern, und es kommt auf Erfahrung und Geschick an, ob er Schiffbruch leidet und strandet oder in einen guten Hafen kommt." — Wer Bismarcks Gedanken und Erinnerungen gelesen hat, der weiß, wie heiß er mit sich und mit anderen gerungen hat, aber wie er doch sich immer wieder aufrichtete, auch wenn das starke Herz in Weinkrampf und Nervenzusammenbruch

erbebte. Unbeugsam war sein Mut, und mochten auch sein König und dessen Feldherrenstab oder eine höfische Koterie wider ihn stehen, oder mochte eine Welt von Feinden sich ihm entgegenstellen.

Er ward des Lebens und der Menschen Herr, weil er das Leben in seinen Tiefen und die Menschen in ihrer Enge durchschaute.

Wie Gott will — sagt er — es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt? — Auf das feinste durchschaut er die Unterschiede der Völkercharaktere: die Slaven mit ihren schier weiblichen Vorzügen der Grazie, der Klugheit, Schlauheit, Geschicklichkeit, und die Germanen, von Haus aus stärker, männlicher, oft plump und ungeschickt, aber das schwere Gewicht liegt auf ihrer Seite. So wertet er in ihrer Eigenart ebenso treffend die Westfalen: „Im Lande sitzt Eisen, und auf dem Lande wohnen Männer; ihre kriegerische Tüchtigkeit ist immer unbezweifelter gewesen als die feierliche Liebenswürdigkeit"; — oder die Thüringer, unter denen der Einheitsgedanke früh Wurzeln geschlagen mit der Begründung der deutschen Burschenschaft; gerne kommt er auf die Wartburg, auf die thüringischen Fürsten, auf Luther zu sprechen, dessen Bibelübersetzung der erste Anfang einer Einigung unserer Schriftsprache gewesen. Mag er zu den Ostfriesen, Schleswig-Holsteinern, Rheinländern usw. reden, immer weiß er aus dem Born der reichen Lebenserfahrung und geschichtlichen Welterkenntnis zu schöpfen; aber auch jedem Stande, ob es nun der Wehr- oder Nähr- oder Lehrstand ist, paßt er sich an; in das Wesen jeden Berufes dringt er ein, oft mit köstlichem Humor. Wie er in seinen politischen Reden Offenherzigkeit und Klarheit und eine Sprachgewalt, die einzig ist, an den Tag legte und dabei hunderte von scharfsinnigen, humorvollen bonmots prägte, die zu geflügelten Worten geworden, so verraten selbst die Ansprachen aus den letzten Jahren seines Lebens die gleiche erstaunliche Kraft und Fülle des Ausdrucks, die von jeder Phrase frei ist, weil sie auf gesundem Urteil und echtem Empfinden beruht.

Klares Verständnis und hellleuchtender, gemütvoller Humor umgoldet dem großen Manne die Welt und ihr Treiben, das Leben in allen seinen mannigfachen Erscheinungen. Aber das schließt nicht aus, daß selten ein Großer so leidenschaftlich gezürnt und gehaßt hat wie er. Er war der rücksichtsvollste Gatte und Vater und Gesellschafter, aber er wußte auch, wie Storm sagt: „Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht, doch zu Zeiten sind erfrischend wie Gewitter goldene Rücksichtslosigkeiten." Er wußte, daß, wer Freunde hat, auch Feinde haben muß; er hielt es für das ganze Räderwerk der Staatsmaschine nützlich, wenn er sich mitunter ärgere; das gibt stärkeren Dampf in die Maschine. Er lächelt bitter über die Phrasenhelden oder läßt sich mit kaustischem Humor

also aus: „Die Leutchen haben alle nicht genug zu tun, sehn nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde: sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt." — Freilich ward es ihm doch oft schwer, die „Wurschtigkeit" zu behaupten, so daß er sagen konnte: „das ist mir gleichgültig, das ist Staub, den die Bürste abwischt"; es ward ihm doch oft der Kopf warm, und die Galle bitter bei all den Angriffen, Anfeindungen, Bosheiten und Verkennungen; und selten haben wohl so viele Dohlen einen Kirchturmknopf umschrieen, wie Lästerer und Nörgler diesen bestgehaßten deutschen Mann.

Und jetzt, da der Mund auf ewig geschlossen ist, der seine Feinde niederzudonnern verstand, da das Auge erloschen ist, das Blitze des Zornes zu schleudern vermochte, da der Recke zur ewigen Ruhe gebettet ist im Sachsenwalde, sollte es nicht Zeit sein, daß alle Deutschen sich sammelten in der Liebe zu diesem Einzigen, Großen? Könnte er nicht auch in seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung ein Erzieher seines Volkes sein? In seiner Weltanschauung, die einem mächtigen Bau von gewaltiger Einheitlichkeit zu vergleichen ist, in dem die Grundquadern gebildet werden von der kraftvollen Erfassung der Wirklichkeit, der scharfsinnigsten Berechnung der gegebenen Verhältnisse und der Forderungen des Tages, und dessen Säulen, die das zum Himmel ragende Dach tragen, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Heimat- und Natursinn, Menschenkenntnis und Menschenliebe und Humor bedeuten?

Diese Weltanschauung zeigt die innerste Verschmelzung des Wirklichkeitssinnes, dem das Kleine klein und das Große groß ist, und jenes Ewigkeitssinnes, der die Imponderabilien, die Ideale, nicht aus dem Auge verliert. Ich wüßte nicht, was den Führern der Nation mehr not täte als die Verbindung von brausender Kraft, von Tiefe und Weichheit des Herzens, von Großartigkeit des Verstandes und des Willens, wie wir sie bei Bismarck finden.

Ist er aber ein geistiger Führer seines Volkes geworden? Wer wollte dies bejahen in unsern Tagen, wo die realen, d. h. rein materiellen Werte herrschen, allüberall die Imponderabilien in der Schätzung zurückgedrängt werden und wo die Stürmer und Dränger in Literatur und Kunst auf Nietzsche schwören? Größere Gegensätze aber lassen sich nicht denken: Nietzsche, der trotz aller Begeisterung für Kraft und Macht neurasthenische, weiche, ästhetische Stimmungsmensch, der mit seinem Immoralismus sich zum Übermenschen hinaufzuschrauben suchte, und Bismarck, dieser geborene Herrenmensch, der nicht bloß den Willen zur Macht, sondern auch die Macht zum Wollen und zur Tat und zugleich das tiefe sittliche Gefühl der Pflicht und der Verantwortung besaß! Nietzsche, in dem der Künstler, der phantastische Dichter immer wieder das logische und philosophische Denken zurückdrängt, und Bismarck, dessen ganze Persönlichkeit in den Naturtiefen ihres Seins darum so machtvoll ist, weil die Geisteskräfte, Verstand und Gemüt, Urteil und Phantasie und Wille, eine so geniale Ausgeglichenheit verraten! Nietzsche, ein

Meister des glänzenden Schlagwortes und der prunkenden Phrase, und Bismarck, der alles Gemachte haßte und nur das Echte, Schlichte, Aufrichtige liebte. Nicht Nietzsche soll unser Führer sein mit seinen geistvollen Aphorismen, die als Irrlichter uns in den Sumpf des weichlichen Selbstgenusses locken, sondern Bismarck in seiner freien, deutschen, hoheitvollen Männlichkeit, in seinem Weitblick, seiner Klarheit und Wahrheit.

In der Zeit der Ernte, wo in Norddeutschland der Weizen geschnitten wird, da sank unter des Mähers Tod unabweislicher Sichel auch diese volle, reife Menschenähre dahin. Fünf Jahre sind verflossen seit Bismarcks Tode. Uns will es wohl scheinen, als sei er schon lange, lange von uns geschieden, denn unsere Zeit lebt rasch, und die Sehnsucht und Trauer verdoppeln die Zeit des Verlustes.

Wo hoch des Sachsenwaldes Wipfel ragen,
Da steht ein Grabmal schlicht aus Stein und Erz;
Von Freundeshand hinausgetragen,
Schläft dort ein deutscher Mann — ein deutsches Herz.
Leis rauscht es um des Quaderbaues Mauern
Wie Schwerterklang aus Deutschlands großer Zeit,
Und wie der Sonnenglanz aus Wolkenschauern
Umflammt das Grabmal die Unsterblichkeit.

Anmerkung: Das Vorstehende ist einer Rede entnommen, die zum Besten der Bismarcksäule in Rengsdorf — bei Neuwied im Westerwalde — gehalten wurde.

Darf man von einem werdenden Christuslied in der außerkirchlichen Kultur reden?

Von

Friedrich Nippold—Jena.

Es ist nicht sowohl eine These, als vielmehr eine Frage, die in den nachfolgenden Zeilen zur Erörterung gestellt werden soll. Es ist dafür diese Zeitschrift gewählt, weil ihr Herausgeber[1]) (wie zufällig auch S. 384 der Schrift über „Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts“[2]) vermerkt ist) bereits seit Jahren der gleichen literarischen Strömung nachgegangen ist, mit welcher der Verfasser erst im vorigen Jahre sich methodisch zu beschäftigen Anlaß gehabt hat. Aus der eigenen Fachwissenschaft war er nämlich in ein anderes — freilich nahe verwandtes — Gebiet geraten. Die Ergebnisse, zu welchen er als Kirchenhistoriker im Bereich der allgemeinen Literaturgeschichte gekommen ist, verlangen daher, um allgemeinere Anerkennung zu finden, eine eingehende Prüfung seitens der literarischen Kritik.

Es ist sogar ein erst nachträglich beigefügter Abschnitt seines aus spezifisch kirchengeschichtlichen Untersuchungen erwachsenen Werkes, welcher neben denselben zugleich „das Christuslied in der außerkirchlichen Kultur“ behandelt. Anlaß dazu gab die den Verfasser im Anfang förmlich überraschende Tatsache, daß neben der älteren national-religiösen Dichtung (von Novalis und Arndt an) und neben der ausschließlich religiösen Dichtung (zumal der Missionskreise) nach und nach eine Reihe der besten Namen unserer weltlichen Lyriker als Dichter von Christusliedern in seinen Sehwinkel trat. Diese Christuslieder trugen zwar nicht die Form des kirchlichen Kultus, richteten sich auch ebensowenig nach dem kirchlichen Dogma, standen vielmehr oft geradezu in scharfer Opposition gegen die von den Kirchen überlieferten Formen. Aber es waren dafür unter denselben Lieder von einer religiösen Tiefe, wie sie uns seit dem Beginn unserer Nationalliteratur (mit Ulfila einer-, Heliand und Krist andrerseits) nur in den eigentlichen Blüteperioden des religiösen Liedes begegnen. Es sei mir gestattet, einige der zahlreichen Belege

[1]) Der nachfolgende Aufsatz war noch von Julius Lohmeyer persönlich angeregt, und unsere ein halbes Jahr vor seinem Tode begonnene Korrespondenz zeigte ihn mit mancher ähnlichen Zukunftsaufgabe beschäftigt. In die gleiche Kategorie gehört auch die Arbeit von Otto von Leixner: Christusgestalt und Jesugedanken in der deutschen Dichtung (1883—1903); Tägl. Rundschau. Unterhaltungsbeilage 1903 No. 50—57.

[2]) Leipzig, E. Wunderlich, 1903. br. M. 3.—, geb. M. 4.—.

(die sich zweifellos von besseren Literaturkennern noch bedeutend vermehren ließen) herauszugreifen und dieselben mit den übrigen Ergebnissen meiner Untersuchung zu verbinden. Auf diesem Wege dürfte die oben gestellte Frage am passendsten auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Bevor wir jedoch auf die bereits in dem genannten Sammelwerke charakterisierten dichterischen Schöpfungen eingehen, müssen einige bedeutsame Ergänzungen vorweg genommen werden. Denn das schon dort abgelegte Geständnis, daß ich bis dahin „keine blasse Ahnung gehabt habe von dem Reichtum, welchen unsere deutsche Dichtung hier wirklich besitzt", muß ich heute nochmals verschärfen. In der kurzen Zwischenzeit sind mir nämlich noch eine Reihe von bedeutsamen Erscheinungen bekannt geworden, auf welche ich früher gar nicht geachtet hatte. Paul Heyses „Maria von Magdala" war allerdings bereits kurz erwähnt worden (S. 350), und zwar mit dem nachdrücklichen Hinweis darauf, wie das herkömmliche Ungeschick der Zensur diesem Werke, mit welchem der berühmte Genosse Emanuel Geibels ein von ihm sonst aus guten Gründen bisher verniedenes Gebiet streifte, eine Tagesberühmtheit verschaffen werde. Man braucht sich daneben nur an den kurz vorher erschienenen Sudermann'schen „Johannes" oder an Hauptmanns „Hannele", wo ebenfalls in ähnlicher Weise das Heilige mit dem Pikanten gemischt war, zu erinnern, und von da aus den Weg zu Wolfgang Kirchbachs schwungvoll-unkritischer Leben-Jesu-Dichtung noch einmal zurückzuwandeln, und man findet sich alsbald wieder vor eines der vielen „Zeichen der Zeit" gestellt, an welchen die moderne Christusdichtung so reich ist.

Richten wir jedoch heute unseren Blick obenan auf die früher noch völlig übersehenen Werke! In oberster Reihe wird in Zukunft von Freund und Feind gleich sehr der Bayreuther Meister noch ganz anders herangezogen werden müssen, als es bei denen der Fall ist, welche (wie es auch mir ging) nur den Wagner'schen Parsifal mit der Verwertung der Gralsage und etwa noch den sich daran anschließenden Bruch zwischen Wagner und Nietzsche vor Augen haben. Daneben vermehren aber zugleich Paul Kaiser und Karl Hunnius die lange Reihe begeisterter Theologen, welche für das, was sie religiös beglückte, einen auch in der weltlichen Lyrik beachtenswerten Tonanschlag gefunden haben. Vor allem jedoch ist es der Sohn Julius Sturms, August Sturm, der die alten Ideale des Vaters in einer Weise fortgebildet hat, die sich sowohl materiell wie formell eine mit jeder neuen Dichtung steigende Beachtung erwarb.

Aus dem Nachlaß Richard Wagners hat sein Sohn Siegfried einen (dem Andenken von Heinrich von Stein gewidmeten) „dichterischen Entwurf aus dem Jahre 1848" veröffentlicht (Breitkopf und Härtel 1887): unter dem Titel „Jesus von Nazareth". Die Zeitbestimmung dürfte nicht völlig zutreffen, da die Revolution, an welcher sich bekanntlich Wagner noch 1849 persönlich beteiligte, als bereits abgeschlossen erscheint. Nach der Annahme meines hier besonders kompetenten Kollegen Dinger, von dem ich eine geistvolle Analyse des „Entwurfs"

benutzen konnte, dürfte die Entstehung in das Jahr 1849 fallen. Die Parallele zwischen der urchristlichen „Revolution" und derjenigen der Neuzeit war damals auch von Männern wie Ruge und Bakunin mit Vorliebe durchgeführt worden. Zwei Jahrzehnte später hat sie in England in der „Geschichte von Josua Davidson" sogar eine Spezialanwendung auf die Pariser Kommune gefunden. Wieder einige Jahrzehnte später, und nachdem schon sofort eine Reihe von Übersetzungen (u. a. gleich zwei holländische nebeneinander) gefolgt war, veranlaßte dann der alte Liebknecht die deutsche Übersetzung dieses Zeitromans, dessen Gedanken man in der nur bei uns noch üblichen Weise durch polizeiliche und gerichtliche Chikane tot machen zu können glaubte.

Die Verquickung mit der Tagespolitik an sich würde vom religionsgeschichtlichen Standpunkte aus sogar bei einem Wagner nicht als ein Vorzug erscheinen. Aber auch für denjenigen, welcher der Wagner'schen musikalischen Poesie kein oder wenig Verständnis entgegenbringt, ist es doch ein imponierender Eindruck, in welcher Weise in diesem „Entwurf" die freie dichterische Schöpfungskraft des Meisters doch zugleich dem Stoff der Evangelien gerecht wird. Die fünf Akte (in Tiberias — am See Genezareth — in Jerusalem — Einsetzung des Abendmahls — vor Pilatus) lassen nicht nur Jesus mit seinen Jüngern, sondern auch die Gegner ihrem historischen Charakter getreu hervortreten. So gleich der erste Akt im Wohnhaus des Levi-Matthäus den Judas Ischarioth und Barrabas, mit denen damals auch noch Maria Magdalena im Einklang erscheint. Die heilige Weihe der biblischen Erzählungen hat ersichtlich schon damals jenen Einfluß auf Wagner ausgeübt, der im Parsifal nur noch mehr ausgereift ist. Dabei stehen dem Entwurf noch „Ausführungen" (S. 23 ff.) zur Seite, welche auch da, wo der Fachmann seine Reservationen machen muß, doch immer wieder zu denken geben, wie auch die „Zitate" (S. 69 ff.) eine eindringende Bibelkenntnis (in der Art der Verwertung oft an H. St. Chamberlain*) erinnernd) erkennen lassen.

Dem an dieser Stelle allein möglichen knappen Resumee hoffe ich an anderm Ort eine gründlichere Einreihung des Wagner'schen „Entwurfs" in die

*) Der beiden gemeinsame judenfeindliche Zug tritt allerdings in dieser Auswahl von Bibelstellen weniger zu Tage. Aber wie Richard Wagner nachmals in die nachdrückliche Opposition gegen „das Judentum in der Musik" gedrängt wurde, so ist über Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" von sachkundiger Seite mit Recht bemerkt worden, daß hier Judentum und Christentum in vollständigem Gegensatz stehen, innerlich nichts miteinander zu tun haben, ja daß diese Verschiedenheit sich ihm zufolge nur aus einem Rassengegensatz erklären läßt. Zwar ist Jesus auch nach Ch. in jüdischer Umgebung und jüdischem Gedankenkreise aufgewachsen, „am Herde des eigentlichen Anthropomorphismus, wo die ganze Schöpfung nur für den Menschen da war, und alle Menschen nur für dieses eine auserwählte Volk". Aber der Abstammung nach kann Jesus nicht dem Judentum angehören, sondern muß ein Arier sein. In der stark gemischten Bevölkerung des galiläischen „Heidengaues" sind wenigstens starke arische Elemente vorhanden, die auch bei Paulus wenigstens von mütterlicher Seite angenommen werden können.

verwandte Literatur folgen lassen zu können. Denn vorerst ist es doch noch unabweisbarer, auch der andern in meiner Monographie unberücksichtigt gebliebenen Christuspoesieen gleichfalls kurz zu gedenken. Von P. Kaiser kommen speziell die unter dem Titel „Grüß Gott" gesammelten „Gedichte und Lieder" (zuerst bei G. Wigand 1898 erschienen, dann in den Deichert'schen Verlag übergegangen) in Betracht. Es sind die niemals veraltenden Gedanken der Frohbotschaft von der Gotteskindschaft, die hier eine neue, oft wirklich hinreißende Form gefunden haben. Bereits die erste Rubrik — aus „Natur- und Menschenleben" — zeigt den für alles Edle und Schöne aufgeschlossenen Sinn des Dichters. Das Gleiche gilt von der dritten, welche „Geschichte und Legende" verbindet, und der vierten: „Denksprüche und Gleichnisse". Doch fehlt schon hier das eigentliche Christuslied nicht (so in III in der Zurückführung der Speyrer Protestation auf das Evangelium selbst und in IV in der ergreifenden Mahnung: „Will mir Jemand nachfolgen"). Obenan aber kommt natürlich die zweite Rubrik „Kirchliche Zeiten und Worte der heiligen Schrift" in Betracht. Wir gedenken daraus z. B. der drei Weihnachtslieder, der „Worte am Kreuz", der Oster-, Himmelfahrts- und Pfingstlieder. Daneben noch besonders des „Eins ist not" und „Wo unser Herr nicht bei uns wär". Auszüge aus der reichen Sammlung werden jedoch besser bis zu einer Umarbeitung beziehungsweise Ergänzung meiner Monographie verschoben.

Das Gleiche gilt von den „Gedichten" von C. Hunnius (Leipzig, Rother 1898, 2. Aufl. C. F. Amelang), als dessen besondere Eigenart ich die Überleitung der Storm'schen Naturbilder in einen — Dichter und Leser gleich befriedigenden — männlichen Gottesglauben bezeichnen möchte. Hunnius hat eine größere Zahl Storm'scher Lieder komponiert. Tiefe musikalische Begabung hat sich bei ihm mit feinem Natursinn geeint. Die Landschaft seiner baltischen Heimat hat das ihre dazu beigetragen, in der „Symphonie der Jahreszeiten" zugleich eine Stimmung zu wecken, welche für die religiösen Ideen besonders empfänglich macht. Die Gestalt Christi steht dabei ebenso im Mittelpunkt wie bei dem von Hunnius trefflich gezeichneten Sebastian Bach. Reicher noch gerade für unsere Rubrik ist die Ausbeute einer neuen Sammlung „Zu höheren Sternen" (Stuttgart, Greiner

---

Die Chamberlain'schen Ausführungen können sich allerdings in manchem auf keinen geringeren Vorläufer als Schleiermacher berufen. Gleich diesem geht auch er in erster Reihe vom Johannes-Evangelium, nicht von den Synoptikern aus, und die alttestamentliche Wurzel der Gedanken Jesu kommt nicht zu ihrem Recht. Sein „Gottessohn" steht daher außerhalb aller Geschichte, weil Gott außerhalb aller Zeit steht. Und er ist nicht der Vollender der jüdischen Religion, sondern nur aus der Reaktion gegen dieselbe verständlich. Bekanntlich ist auch Harnacks „Wesen des Christentums" von dem gelehrten Dr. Bäck wegen der zu geringen Berücksichtigung des jüdischen Faktors in der Religion Jesu angegriffen worden. Weshalb ich in dieser Frage auf der Seite Bäcks stehe, ist in dem „Christuslied des 19. Jahrhunderts" in dem Abschnitt über „das Herantreten des jüdischen Prophetismus" (S. 376/9) dargelegt worden.

und Pfeiffer). Schon die Titel der verschiedenen Abteilungen (Vorhofsahnung — Im Osterlicht — Auf dem Berge der Himmelfahrt — Im Scheine der Pfingstflammen — Auf Pfaden des Pfingstgeistes — Friedhofslieder — Unter dem Weihnachtsstern — An der Jahreswende — Agape) lassen dies deutlich heraustreten. In einer neuen Auflage der in meiner Monographie dankbar benutzten Brümmerschen Sammlung (Das Evangelium von Christo aus dem Munde unserer neueren Dichter. Norden, D. Soltau, 3. Aufl.) würden eine ganze Reihe der Hunnius'schen Lieder Aufnahme verlangen. Und ebensowenig würde eine Neubearbeitung von Wetzsteins fleißigem Werke über „Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert" (Neustrelitz, Barnewitz) an ihm vorbeigehen dürfen.

Während die Lieder von Kaiser und Hunnius durchweg eine in sich abgeschlossene religiös-kirchliche Lebensanschauung vorführen, und deshalb bei der Behandlung des uns heute beschäftigenden Problems nur beiläufig in Betracht kommen können, hat es bei August Sturm ein besonderes Interesse, seinem Entwicklungsgang von Stufe zu Stufe nachzugehen. Es ist dies durch die im Laufe eines Vierteljahrhunderts aufeinander gefolgten Sammlungen erleichtert. Schon aus dem Jahre 1877 liegt eine Sammlung „Gedichte" von ihm vor. Und seit dem zur Silberhochzeit der Eltern gedichteten „Thüringer Waldmärchen" und der jugendfrischen Liedersammlung Peroat tristitia (zuerst 1882 erschienen, später in dem „Deutschen Liederbuch" von 1894 mit aufgenommen) ist dem Dichter der echte Frohsinn nie verloren gegangen, der auch den „Frommen Liedern" seines Vaters in schwülster Reaktionszeit ihren erfrischenden Charakter gegeben hatte. Auch die in drei Auflagen erschienene Sammlung „Deutscher Humor" trägt den gleichen Charakter. Daneben haben jedoch seine (unter dem Titel „Klingende Herzen" 1883 erschienenen) philosophischen Epen sich den ernstesten spekulativen Problemen zugewandt (Prometheus, die Erdpartikularisten, der deutsche Don Juan, Zuleika). In den neueren lyrischen „Dichtungen", deren erster Band[4]) „Lied und Leben" 1889 erschien, finden wir neben der alten Heiterkeit zugleich eine zunehmende Vertiefung in die ernstesten Zukunftsfragen. Am vielseitigsten erscheint uns jedoch die „neue Lyrik" unter dem Titel „Auf der Höhe", die nun zugleich einen besonders reichen Gewinn für die

[4]) Diesem ersten Bändchen sind noch zehn andere gefolgt. Daß aber auch der in den dramatischen Dichtungen immer neu aufsprudelnde Quell noch unversiegt ist, zeigen die letzten drei Dramen Sturms „Im Morgenrot des Jahrhunderts" und das 1902 erschienene Epos „Der König von Babel". Wie der innere Fortschritt in seiner Lyrik ein steigendes Interesse erweckt, so geht es auch dem aufmerksamen Leser der Epen Merlin (1892) und König Laurins Rosengarten (1897), und der Schauspiele Reinhart Frei (1893), Verschollen (1894), das Rätsel des Lebens (1894), ein Künstlertraum (1897), wenn er dem Dichter bis zu seinen jüngsten Schöpfungen folgt. Durchweg begegnet uns zugleich das lebendige Nationalgefühl, das auch dem „Deutschen Heldenliede", „Kaiser Friedrich" und den „Hohenzollernsagen" (Balladen) einen so zukunftsfreudigen Charakter gibt.

werdende neue Christuspoesie bedeutet. Auf demselben Blatt stoßen wir hier (S. 114/5) auf die wehmütige Zuschrift an den Naumburger Landsmann Nietzsche und auf den zornigen Erguß über die Verleugnung des Geistes Christi in so vielen kirchlichen Formen:

Kirchengeschichte! Bewahrt mich dafür!
Da weich' ich gleich von eurer Tür.
Willst du wissen, wie häßlich seit Jahren
Die Menschen mit unserem Heiland verfahren,
Lügen und feilschen und quälen und morden,
Zanken und streiten in Sekten und Orden,
Lauter versteckte Ketzergerichte:
Dann lies und studiere die Kirchengeschichte.

Es ist überhaupt eine bitterernste Kritik, welche an dem ostentativen „Christentum" unserer Tage von Sturm geübt wird. Aber sie geht durchweg in den Fußtapfen dessen, der mit stets zunehmender Schärfe die Straßenfrömmigkeit der Pharisäer bekämpfte und den Samariter und Zöllner allen Geschlechtern und Völkern zum Vorbilde setzte. So sehr wir sonst an dieser Stelle Zitate vermeiden müssen, so muß doch hier eine Ausnahme gemacht werden. Denn wenigstens das „Weihnachten" überschriebene Lied, das einen selbsterlebten Vorfall in Berlin behandelt, darf hier nicht fehlen.

Weihnachten.

Auf der Friedrichsstraße steht ein Junge,
Bietet frierend seine Waren aus,
Ruft zum letzten Mal mit müder Lunge:
„Kauft, ach kauft doch eine weiße Maus!"

Und er läßt das kleine Spielzeug laufen.
Ob die Stunde naht, die uns beschert,
Keiner will mehr Weihnachtsgaben kaufen,
Jeder eilt nach Hauf' zum heim'schen Herd.

Nach dem Osten schleicht der müde Knabe,
Eilt vorbei an all der Lichter Pracht,
Und er trägt die unverkaufte Habe
Auf ins Hinterhaus in dunkle Nacht.

Ach, die kleine Tür ist fest verschlossen,
Mutter muß noch auf der Arbeit sein,
Auf die Diele legt er sich verdrossen,
Seufzt im Kummer auf und schlummert ein.

Schelte wecken ihn: „Da liegst du wieder?
Nichts verkauft? Wie faul und träg du bist!"
Auf das Stroh wirft er die müden Glieder. —
Seht, das ist der Armut „Heil'ger Christ!"

Ebenso finden wir den schon in dem altbekannten weitverbreiteten Liede „Des fremden Kindes heil'ger Christ" niedergelegten Gedanken in neuer Form wiedererstanden in dem Gedichte „Wiener Kinder". In frischen Farben wird

hier sowohl die zum Fest einkaufende „gnädige Frau" vorgeführt, als der als passender Schwiegersohn von ihr erlesene schneidige Husarenleutnant, sowohl der vor dem hereinschauenden armen Kinde die Tür schimpfend zuschlagende Kaufmann, als die für jene Leute immer noch zu gelinde auftretende Polizei; dem gegenüber aber zugleich das Haus und die Schule jenes Knaben in „Favoriten", wo doch sogar eine karge Verteilung von Gaben nicht fehlt. Allen diesen Einzelbildern folgt eine Art Refrain:

Geschlechter kommen, Geschlechter fliehn,
Es bleibt halt immer das lustige Wien.

Das Schlußbild aber ist wieder das gleiche wie in der schon erwähnten vorbildlichen „Ballade":

Mir aber ist, des Heilands Gestalt
Käm' durch die Straßen wie einst gewallt,
Er schaut nicht auf der Reichen Gepränge,
Nicht auf der Schachernden wüst' Gedränge,
Die Herren und Damen vorübergehn,
Nur bei dem Knäblein, da bleibt er stehn
Und breitet segnend die Hände aus:
Du armer Knabe — nun kamst du nach Hauf'.

Die Hauptsache ist aber, daß es keine blasse zerflossene Christusgestalt ist, die dem Dichter vorschwebt, sondern der geschichtliche Christus der Evangelien, der z. B. in dem Liede „Er bleibt" der Gegenwart genau so gegenübertritt wie den ersten Jüngern:

Wohin die junge Welt auch treibt,
Zu welcher Weisheit wir genesen,
Dein Bild ist's, Christus, das uns bleibt,
Du bleibst der Held, der du gewesen.

Du treibst einst Wahn und Irrtum aus,
Daß rein vom Fluch der Tempel bliebe,
Spannst deine Kreuzesarme aus
Und drückst die Welt an deine Liebe.

Dies wilde Herz pocht ohne Ruh'
Und hofft von den modernen Sternen,
Und doch sein Tröster wardst erst du,
Von dir nur mag die Seele lernen.

Gleich das folgende Lied „Einer wird kommen" spricht dann die von Jahrhundert zu Jahrhundert erneute Hoffnung einer dem eigenen Geschlecht verständlichen Erneuerung des Evangeliums aus. Aber im Grunde erwartet der Dichter die Erfüllung dieser Hoffnung nicht von irgend einem andern. Denn er hat sie in sich selbst als schon erfüllt erfahren, wie das nächstfolgende kleine Lied bezeugt:

Der Eine.

Ich such' dein tiefstes Wesen,
Das deine Liebe beut.
Was ich von dir gelesen,
Mir ist's, ich hör' es heut'.

Was du der Welt gegeben,
Klingt in der Seele fort,
Sie lebt ein neues Leben,
Lebt sie nach deinem Wort.

Sie hat dich nicht ertragen,
Dein Licht hat sie verletzt,
Hat dich ans Kreuz geschlagen
Und schlüg' ans Kreuz dich jetzt.

Fort aus dem Reich des Spottes,
Wo keiner dich verstand!
In uns sei dein Reich Gottes,
In uns dein Heimatland.

Und doch sind es die verschiedensten Interessen, die in dem Bändchen angeschlagen werden, welchem wir diese Christusgesänge[5]) entnehmen. Wir finden nach einander die Gruppen: Berglieder, Heimaterde, Granitne Spitzen, Nächte, Liebe und Sonne, Sphinx. Es folgen noch „Drei moderne Festlieder" (Kaiserlied, Flottenlied, Bismarcklied) und sogar ein Anhang mit Jenenser Studentenliedern, deren letztes nach dem Heimgang des Großherzogs Karl Alexander den edlen Fürsten als den Paten der alten Burschenschaft feiert. Der durchweg für den Dichter charakteristische Grundzug liegt überhaupt in jener vollbewußten Verbindung von Ernst und Frohsinn, wie sie Vater Arndt in dem Eingangsliede zahlloser Kommerse hinterließ, welches „aus jedem frohen Munde die Seele zum Gebet hervorklingen" läßt.

Doch es ist Zeit, daß wir diese nachträglichen Ergänzungen mit dem bereits in dem Kompendium über das „Christuslied" niedergelegten Stoffe verbinden. Erst dann können wir an die im Titel aufgestellte Frage herantreten, zu welcher gerade jene aufs neue unabweisbar herausfordern.[6]) In der an der Spitze dieses Aufsatzes angeführten dritten Abteilung meines Kompendiums (über das „Christuslied in der außerkirchlichen Kultur") hatte zuvörderst die prinzipielle Anschauungsweise klargestellt werden müssen, welche ein Recht darauf zu haben glaubt, neben der Verkirchlichung der Religion Jesu auch von außerkirchlichen Gestaltungen derselben zu reden. Es geschieht dies in den beiden — natürlich nur kurz andeutenden — Abschnitten über die verschiedenen Kirchen als Bruchteile des Reiches

[5]) Die zwei ersten sind der Abteilung „Granitne Spitzen" S. 47, 48 entnommen, die beiden anderen der Abteilung „Sphinx" S. 121, 122. Eine eingehendere Besprechung der A. Sturm'schen Dichtungen gibt Lic. Kohlschmidt in der Liter. Rundschau für das evang. Dtschld. (Beilage zur kirchl. Korr. des Ev. Bundes) August 1903.

[6]) Auch Leixner spricht in dem oben erwähnten Aufsatz den gleichen Gedanken aus, den ich oben aus der Monographie wiederholt habe: „Wer das Schrifttum der letzten 20 Jahre genau verfolgt hat, um dem Eindringen und Wachsen der religiösen Stimmungen nachzuspüren, der erstaunt über den Umfang und die Tiefe dieser geistigen Bewegung ... Auch dieser Versuch wird nur unzureichend sein, aber er weist doch auf Tatsachen hin, die von den schulgemäßen Darstellungen des neuesten Schrifttums bis heute unbeachtet geblieben sind."

Christi und über den sogenannten Logos spermaticos[7]) im 19. Jahrhundert. Dann folgt das größere Kapitel über „das werdende Christuslied in der weltlichen Lyrik". Demselben reihen aber noch zwei andere Kapitel sich an, von welchen das eine „Christusglaube und Christuslied in der modernen Philosophie und Naturforschung" behandelt, während das andere von dem „Herantreten des jüdischen Prophetismus" ausgeht.[8])

Ich darf wohl auch noch vorwegnehmen, daß die Untersuchung über die Stellung der Philosophie und der Naturforschung zu unserem Thema zuerst die allgemeine Entwicklung der ersteren Disziplin behandelt: seit dem (S. 96—109 eingehend besprochenen) von der Hegelschen Philosophie ausgegangenen Laien-Evangelium Friedrich von Sallets; hierauf den früheren und den späteren Eduard von Hartmann, dann aber speziell Euckens „Lebensanschauung Jesu" und Liebmanns „Weltwanderung". Zu den (S. 363—368 mitgeteilten) Poesien Liebmanns gesellt sich überdies noch sein — S. 330 f. in dem Abschnitt „im Kampf um die Weltanschauung" mit einem weit verbreiteten Gedicht des Ästhetikers Fr. Th. Vischer in Parallele gestelltes — Lied „Caritas". Allein schon diese Liebmannschen Lieder würden der wissenschaftlich fortarbeitenden Theologie ein Anrecht darauf geben, auch fürderhin nach einem „werdenden Christusliede" Umschau zu halten. Das gleiche gilt von den in dem Abschnitt über „das Naturbild in den Reden Jesu und die Darwinsche Naturbetrachtung" angeführten Beiträgen. Anknüpfend an mein „kollegiales Sendschreiben an Ernst Häckel", bin ich hier von dem gleichen Gerokschen Liede ausgegangen, mit Bezug auf welches gleich im Anfang (in dem literarisch-kirchlichen Exkurs der Einleitung S. 21 f.) eine arge Verballhornung konstatiert werden mußte. Daran haben sich dann Lieder von G. Falke, W. Weigand, H. Benzmann angereiht. Noch überraschender dürfte übrigens für diejenigen, welche die wissenschaftliche jüdische Theologie nicht kennen, der aus dieser letzteren heraus gegen die Harnackschen „Modernisierung" des Evangeliums erhobene Widerspruch sein. Dem Nachweise dieses Widerspruchs reihen sich noch einige kürzere Erörterungen an: über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Leben-Jesu-Forschung und Christuslied, über den „Ausschnitt" aus der nationalen Literaturgeschichte, über die soziale Frage und das Christuslied, über das Christusbild der bildenden Kunst als Parallele des Christusliedes. Der berühmte Geibelsche Appell an eine neue Ausgießung des „heiligen Geistes" bildet den Abschluß.

[7]) Logos spermaticos ist der von den Apologeten des 2. und 3. Jahrhunderts auf die hellenische Philosophie und Poesie angewandte Begriff: von der auch dort keimartig vorhandenen Offenbarung des göttlichen Logos (in der herkömmlichen Übersetzung z. B. des Johannesevangeliums mit „Wort" wiedergegeben, aber auch synonym mit der göttlichen Vernunft).

[8]) Der Ausdruck „Herantreten" steht in Analogie zu § 10 in der „Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" (Bd. I des „Handbuchs der neuesten Kirchengeschichte"): über „das Herantreten des griechisch-russischen Katholizismus" (nämlich aus seiner bisherigen Abgeschlossenheit heraus und in den Zusammenhang mit den internationalen Nachwirkungen der Reformation).

Soviel zum Nachweise, daß die aus der weltlichen Lyrik als solcher gesammelten Beiträge keine alleinstehende Erscheinung sind. Es sei vielmehr nochmals wiederholt, daß niemand mehr als ich davon überzeugt sein kann, daß bei diesem ersten Versuch auch jetzt noch nur ein Bruchteil eines weit größeren Ganzen zur Geltung gekommen ist.

Die Übersicht über die weltliche Lyrik der Gegenwart ihrerseits setzt nun ein bei der Egidyschen Bewegung, und zwar gleich bei der ersten Nummer der Wochenschrift „Versöhnung". Dieselbe enthält nämlich das ergreifende Lied „Vor einem Christusbilde" von W. von Polenz. Demselben stellt sich sofort ein zweites (von einem ähnlich geharnischten Protest gegen das übliche Christusbild ausgegangenes) von Marx Möller zur Seite. Es reiht das Handbuch für die „deutschen Volksabende" [9]) sich an: mit den Brüdern Hart und sogar mit B. Dehmel. Wenn schon diese Namen an den die Gegenwart so tief berührenden „Kampf um die Weltanschauung" erinnern, so spiegelt dieser Kampf sich doch noch drastischer ab in dem schon vorher zitierten Gedicht Vischers, sowie bei Th. Storm, F. Dahn, H. Allmers. Alle drei sind als scharfe Gegner der kirchlichen Formen bekannt, aber alle drei haben ergreifende Christuslieder geschrieben. Noch bedeutsamer erscheinen die „neuen Wege zu Christus" in den (ebenfalls wörtlich aufgenommenen) Liedern von K. F. Meyer, sowie von Fontane, Wildenbruch, Liliencron, Ferd. Avenarius.

Die entgegenwirkenden Faktoren sind nirgendwo verhehlt oder auch nur abgeschwächt worden. Noch unzweideutiger beweist das der folgende Abschnitt über „die Moderne". Naturgemäß kam es hier in keiner Weise auf eine umfassende Charakterisierung dieser „Moderne" selbst an, sondern nur auf die Ursachen ihrer ablehnenden Haltung gegenüber dem Christusglauben und dem aus ihm hervorquellenden Christusliede. So obenan bei Lagarde und Nietzsche. Andererseits war schon sowohl bei den deutschen wie bei den ausländischen „Vorbildern" der heutigen „Moderne" zugleich darauf hingewiesen worden, daß das Modewort der „erblichen Belastung" im Grunde nur die alte Kirchenlehre von der Erbsünde und Erbschuld neu aufnimmt.

Schon geraume Zeit vor dieser jüngsten Literaturgruppe hat der „Kampf um die Weltanschauung" begonnen. Derselbe schließt jedoch im tiefsten Grunde wieder jenes „Hungern und Dursten der Seele" ein, woraus die den Erretter und Erlöser anrufenden Lieder ihre Hauptnahrung ziehen. So kann es nicht einmal überraschen, daß das gleiche für die unmittelbare Gegenwart in nur noch stärkerem Umfange zutrifft. Gerade hier haben wir zweifellos nur wenige aus vielen herangezogen. Zunächst an Dichterinnen (von denen übrigens die kirchliche Abteilung S. 228—235 nicht weniger als 28 aufzuzählen hatte) Paula Dehn, Ada Negri, Emma Matthys. Neben ihnen wenigstens noch einige Dichter der jüngsten Zeit, in welchen „Gegensatz und Ausgleich" mit einander ringen.

[9]) „Deutsche Volksabende". Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende. Für die Praxis zusammengestellt von Dr. Paul Luther. Berlin, Al. Duncker 1898.

Unter den jüngeren Dichtern hat der Verfasser auch seinen eigenen Sohn nicht übergehen dürfen. Und zwar nicht bloß deshalb, weil derselbe sowohl als Lyriker wie als Dramatiker von den kompetentesten Beurteilern anerkannt ist, sondern vor allem weil die Beobachtung des Werdens dichterischer Schaffenskraft auf die Entstehung und Abfassung meiner ganzen Schrift einen Einfluß ausgeübt hat, welcher ihr hoffentlich nicht zum Nachteil gereicht. Mein eigenes Fach hätte leicht dahin führen können, dasjenige in den Vordergrund zu stellen, was der aufrichtigen Frömmigkeit im Volksleben zu gute kommt. Durch das Miterleben der Entstehung echter Lieder und Dramen aber habe ich seit vielen Jahren das Wesen der dichterischen Inspiration von allen gutgemeinten Reimereien klar unterscheiden gelernt. Auf dieser Unterscheidung beruht zugleich die nachdrückliche Abweisung aller künstlich gezüchteten Dichterschulen, gleichviel, von welchem Kreise, welcher Konfession, welcher dogmatischen Tendenz sie beeinflußt sind. Es lag darin überdies eine bedeutsame Erleichterung der dem Kirchenhistoriker in oberster Reihe obliegenden Pflicht, die Leistungen der verschiedenen Kirchen mit gleichem Maße zu messen. Die Schlußfolgerungen daraus finden sich in der durchgängigen Parallelisierung des modernen Warenhauses der offiziellen „katholischen Dichtung" mit den Erzeugnissen der in der Restaurationszeit obenaufgekommenen „neuen konfessionellen Gläubigkeit", sowie der obenan unter Kögels Einfluß begründeten „Neuen Christoterpe". Aber was wäre es um eine bloß negative Kritik, wenn ihr nicht die positive Würdigung zur Seite stände? Und müssen nicht auch in jener Luft der „Moderne", der sich kein jugendlicher Dichter entziehen konnte, sehr verschiedene Ingredienzien von einander unterschieden werden?

Doch ich möchte nicht länger subjektiv reden, beeile mich vielmehr, statt dessen noch einige der objektiven Tatsachen zu verzeichnen, welche im Laufe der Arbeit mich selber wie förmliche Entdeckungen berührten. Die ursprüngliche Anlage des Buches hatte nur den Protestantismus im Auge. Ja, es lag ihr eigentlich nur die breitere Ausführung eines einzelnen Paragraphen der eben zur Presse gehenden „Geschichte der Kirche im Protestantismus des 19. Jahrhunderts" [10]) zu Grunde. Derselbe sollte „das neue Christuslied in der Kirche" behandeln. Bei der Vorbereitung darauf stellte sich jedoch schon bald die Notwendigkeit heraus, diesem Gegenstande in seinem eigenen Zusammenhang nachzugehen. So ist jene einzelne Phase jetzt zu einer bloßen Unterabteilung der ersten Periode geworden. Wichtiger aber noch war es, daß sich überhaupt verschiedene Perioden von einander abhoben. Neben zwei Perioden hoher Blüte, dem ersten Drittel des Jahrhunderts und der neuen nationalen und religiösen Erhebung der Jahre 1858—1878, grenzen zwei ganz anders geartete Zeiträume sich ab, in welchen die Kraft des Protestantismus dadurch erlahmt war, daß er durch die die Kirchenregimenter beherrschenden

[10]) Band 5 des „Handbuchs der neuesten Kirchengeschichte" (Berlin, C. A. Schwetschke u. S.). Seither sind die beiden ersten Lieferungen dieses Bandes bereits erschienen.

restaurativen und reaktionären Tendenzen in eine seinem Grundprinzip widersprechende Bahn gelenkt wurde. Der allgemeine Charakter dieser Zeiten des Auf- wie des Niedergangs spiegelt sich nun gerade in der religiösen Poesie ganz unverkennbar ab. Die vierte Periode seit der schweren Niederlage des jungen Reichs im Kulturkampfe hat eigentlich nur von latenten Kräften gezehrt. Ebenso aber hat es schon in der zweiten Periode (der einander ablösenden Revolutionszuckungen und Reaktionsrückschläge) innerhalb des Protestantismus an jener nationalen religiösen Dichtung gefehlt, die in der ersten so mächtig aufgeblüht war und in der dritten sich noch kraftvoller erneute. In ausschließlich religiöser Dichtung haben allerdings die Erstlingszeiten der äußeren und der inneren Mission mit einander gewetteifert. Aber nationale religiöse Dichter sind in der vierten Periode überhaupt nicht zu finden. Und in der zweiten haben der freireligiöse Friedrich von Sallet und Annette von Droste, die echt deutsch-evangelische Katholikin, alle gleichzeitigen kirchlich-evangelischen Dichter aus dem Felde geschlagen.

Es sind das alles (wie der aufmerksame Leser bald erkennen wird) unbestreitbare literargeschichtliche Tatsachen. Auch die begeistertste Liebe zur evangelischen Kirche kann sich nicht darüber hinwegtäuschen. Für einen weiteren Horizont als den einer bloß konfessionellen Betrachtung der Dinge schließt es jedoch eine reiche Entschädigung ein, daß schon in der zweiten Periode die „aus der Kirche herausgedrängte Frömmigkeit" sich ihr eigenes Christuslied schafft, und daß in der vierten die bereits oben in Betracht gezogene „außerkirchliche Kultur" mit ihren positiv religiösen Schöpfungen in den Vordergrund tritt. Noch um vieles lehrreicher aber ist das Ergebnis für den deutschen Katholizismus.

Schon in der Ausführung des ursprünglichen begrenzteren Planes hatte die Gethsemane-Dichtung von Annette von Droste den eigentlichen Höhepunkt gebildet. Überdies aber hat noch vor der dritten Abteilung über das Christuslied der außerkirchlichen Kultur eine eigene zweite Abteilung über „den papstfreien Katholizismus" sich einschieben müssen. Ich sage: „papstfreier Katholizismus". Denn das ist die lehrreichste aller meiner Beobachtungen gewesen, daß im deutschen Katholizismus ein unversiegbarer Quell vorhanden ist, aus dem sich Christusglaube und Christuslied nähren. Aber dieser Quell sprudelt nur da auf, wo die päpstliche Politik mit ihrem jede subjektive Frömmigkeit ertötenden Samum dieselbe nicht austrocknet. Schon Heliand und Krist sind dieser Politik, welche in derselben Zeit die Fälschung Pseudo-Isidors ausnützte, zum Opfer gefallen. Die reiche mittelalterliche Leben-Jesu-Literatur, die ich schon vor zwei Jahrzehnten in einer ähnlichen Schrift[11]) behandelt habe, findet sich nur außerhalb des päpstlichen Machtbereichs. Genau die gleiche Erscheinung aber tritt uns entgegen, wenn wir dem neueren deutschen Christusliede von den Tagen der Aufklärung an bis zum Schluß des 19. Jahrhunderts nachgehen. Gerade die Aufklärungszeit hat unter Herders Einfluß auch im katholischen Deutschland eine

[11]) Das Leben Jesu im Mittelalter. Bern, K. J. Wyß, 1884.

überaus reiche religiöse Poesie geschaffen. Aber sie muß erst wieder aufgegraben werden, weil sie systematisch vertilgt wurde.

Was der eine Wessenberg auch als sinniger Dichter geleistet hat, verdient die vielseitigste Untersuchung. An ihn reihen sich seine auch pädagogisch hochbedeutsamen Gesinnungsgenossen Feneberg und Sperl. Die berühmten Namen von Michael von Sailer, Christoph von Schmid, Ladislaus von Pyrker stellen sich in die gleiche Kategorie, und allen andern zuvor Karl Simrock. Aber ihnen zur Seite treten noch eine größere Zahl weniger bekannter Dichter, wie Elshoff und Nadermann, Essenberger und Lersch. Sogar der obenan durch seine Marienlieder bekannte W. Smets hat seine bedeutendsten Anregungen durch den verketzerten Hermes empfangen. Haben wir hier somit überall Dichter, die ihrer gottgegebenen Inspiration folgen konnten, so ist es ein um so wehmütigeres Schauspiel, dem diese freie Inspiration ertötenden Einfluß der päpstlichen Politik nachzugehen. Ein längeres Kapitel zeichnet den „Kampf in der Dichterseele" zwischen dem „religiösen und politischen Katholizismus" bei Cl. Brentano, J. v. Eichendorff, W. v. Diepenbrock, sowie nicht am wenigsten bei der großen Zahl der Konvertiten. Die Ursachen, welche es hier durchweg zu keinem eigentlichen Christuslied kommen lassen, sind von dem gleichen Wetzstein, welcher Novalis dem Katholizismus zuwies, scharfsinnig beleuchtet. Ich darf daneben wohl auch das Kapitel über „die Selbstzersetzung" der offiziellen katholischen Dichtung zu spezielleren Beachtung und Prüfung empfehlen. Die ganze denkwürdige Erscheinung tritt aber doch erst dann in die rechte Beleuchtung, wenn man ihr zur Seite das mächtige Aufblühen gerade des Christusliedes schon bei den Vorläufern des altkatholischen Martyriums, vor allem jedoch in diesem selber beobachtet. Es sei von jenen Älteren hier nur an die geistvollen Schöpfungen von F. Beck und J. Pape erinnert. Denn eigentlich genügen schon die Namen Tangermann und Rosegger als dichterische Zeugen dieser ebenso religiösen wie papstfreien Bewegung im Katholizismus.

In der Vertiefung in die parallele Entwicklung liegt ja überhaupt der große Gewinn jener Geschichtsforschung, welche sich von jeder konfessionalistischen Engherzigkeit frei gemacht hat, d. h. eben doch in Mommsens Sinn „voraussetzungslos" auch an die Erscheinungen des religiösen Lebens in den verschiedenen kirchlichen Formen herantritt. Und so führt uns diese jüngste Gestaltung der Dinge innerhalb des deutschen Katholizismus noch einmal zu der verwandten Erscheinung im Protestantismus der vierziger und fünfziger Jahre. Denn auch damals sehen wir eine „aus der Kirche herausgedrängte Frömmigkeit" schöpferisch tätig in ihrer religiösen Lyrik vor uns. Es tut mir fast weh, zum Belege dafür wieder nur bloße Überschriften zusammenstellen zu können. Um so mehr wird es sich in Zukunft lohnen, solchen Rubriken näher nachzugehen, wie den in der älteren Erbauungsliteratur (Zschokke, Tiedge, Witschel, Puchta) niedergelegten Poesien einerseits, den neueren Dichtern der Humanitätsreligion (J. Hammer, W. Jordan, Melch. Meyr) andererseits, nicht minder aber den Dichtern unter den

proteſtantiſchen Freunden und in den freien Gemeinden, den „Achtundvierzigern“, den „Dichtern der Gartenlaube“.

Wer es nach ſolcher Rundſchau dann nochmals verſucht, von da aus die Linien weiter zu ziehen — zumal an der Hand ſolcher Sammelwerke wie von Hammer und Schleiden auf der einen, von Wetzſtein und Brümmer auf der anderen Seite — dem liegen ſchließlich auch die Urſachen jener jüngſten Erſcheinung deutlich vor Augen, die uns zu der heutigen Frageſtellung veranlaßten: „Darf man von einem werdenden Chriſtuslied in der außerkirchlichen Kultur reden?“

Und ruft nun immer!

Ich geh mit den andern — es muß ja ſo ſein,
Nur meine Seele, die wandert allein,
Geht eigne Wege von früh bis ſpät,
Meine ſuchende Seele, die keiner verſteht.

Einſt traf ſie am Wegrand im Dämmerſchein
Eine andere Seele, die auch allein,
Die müde und kraftlos am Boden lag
Auf ſtaubiger Straße — ſeit Jahr und Tag.

Aus flehenden Augen, leidvoll und trüb
Sah ſie mich an: „Ach, hilf mir, ſei lieb,
Bin ja verlaſſen und einſam wie du,
Irrte gleich dir ohne Raſt und Ruh.

Du kennſt die Sehnſucht — reich mir die Hand,
Hilf mir hinauf in mein Heimatland.“ —
Tieftraurig wehrt' ich: „Du liebe Zeit,
Dahin kommſt du nimmer, der Weg iſt zu weit.“

Doch half ich der Armen vom Boden auf —
Da hob ſie die Flügel und ſchwang ſich hinauf
Zu Sternenhöhen — zum Heimatlicht —
Und ruft nun immer: „Kommſt du denn nicht?“

Leon Vanderſee.

Herbſtbild.

Am Rheine iſt's. Ein milder Herbſttag neigt
Zur Rüſte ſich und überflammt ringsum
Mit goldnem Lichte, Bäume, Strom und Land.
Es weht wie Balſam durch die klare Luft
Und über den zu Gold gewordnen Strom
Und all das licht- und farbenſprühnde Sein,
Und tief und tiefer neigt zur Welt der Sonne
Rotgoldne große Scheibe ſich zur Erde.

Am Horizonte hinter ſeinem Pfluge,
Den muntre derbe Braunen ziehn,
Geht kräft'gen Schritts ein junger ſtämm'ger Burſch;
Und wie er jetzt die Pflugſchar wendet, ſteht
Wie eine große mächt'ge Aureole,
Als wollte ſie die ſchlichte Arbeit feiern,
Die Sonnenſcheibe flammend hinter ihm,
Den Burſchen und den Pflug und das Geſpann
Mit ihrem hellen Strahlengold umfließend.

Karl Auguſt Hückinghaus.

Neu aufgefundene Briefe König Friedrichs des Grossen aus der Gefangenschaft zu Küstrin 1730—1731.*)

Von

Ernst Berner.

Das große Friedrichs-Drama der Jahre 1730 und 1731 war in vollem Gange, die preußische Königsfamilie war tief erschüttert, und mit begreiflicher Spannung blickten die auswärtigen Höfe nach Berlin, wie sich die Krisis lösen möchte. Auf der Reise nach Süddeutschland hatte Kronprinz Friedrich versucht, sich der harten Behandlung, unter der ihn der Vater, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, seufzen ließ, durch die Flucht zu entziehen. Die Flucht war vereitelt, und Friedrich über Wesel und Mittenwalde nach Küstrin gebracht worden. Dort wurde er als Staatsgefangener in strenge Haft genommen und sollte als Deserteur vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Zu den besonderen Maßregeln, die getroffen wurden, die Haft voll wirksam zu machen, gehörte die Abschließung jedes Verkehrs des Gefangenen von der königlichen Familie, und noch in der neuen Instruktion die im August 1731, als Friedrich schon begnadigt war und das väterliche Antlitz hatte wiedersehen dürfen, gegeben wurde, war ihm nur gestattet mit den königlichen Eltern in Briefwechsel zu treten, jede andere Korrespondenz untersagt.

Allein so streng die Haft befohlen war, immer fanden sich doch Personen, die dem Kronprinzen Erleichterungen zu verschaffen wußten, und wenn frühere Erzählungen das Maß dessen, was in dieser Richtung wirklich geschah, auch übertrieben haben, so rühmt Friedrich doch selbst, daß es in diesem verderbten Zeitalter noch anständige Menschen gäbe, die ihm die Möglichkeit gewährten, der vielgeliebten ältesten Schwester Wilhelmine Nachricht zu senden, und auch diese erzählt in ihren Denk-

*) Gelegentlich der voraussichtlich in den nächsten Wochen durch S. M. den Kaiser und König erfolgenden feierlichen Enthüllung der Standbilder des Markgrafen Johann von Küstrin, des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen als Kronprinzen in Küstrin mitgeteilt aus dem demnächst in demselben Verlage erscheinenden Briefwechsel der Markgräfin von Bayreuth.

würdigkeiten, daß sie in dieser trübseligen Zeit Briefe miteinander gewechselt haben. Der Bruder ihrer Hofmeisterin, Major von Sonsfeld, habe sie vermittelt. Merkwürdiger noch als diese Tatsache ist vielleicht die andere, daß es wirklich gelungen ist, das Geheimnis zu wahren, und König Friedrich Wilhelm noch im August 1731 die Meinung aussprechen konnte, daß, wenn nicht einer oder der andere aus Küstrin gekommen wäre, der von Friedrich erzählt, man in Berlin gar nicht gewußt hätte, ob er noch lebte oder schon gestorben wäre.

Es begreift sich daher, daß wir bis in den Spätherbst des Jahres überhaupt keine Briefe Friedrichs an andere Personen haben, und auch von den Briefen an die Markgräfin liegt, abgesehen von einer zweifelhaften Inhaltsangabe, bisher nur ein Brief vor, den die Markgräfin von Bayreuth in ihren Denkwürdigkeiten selbst mitteilt, und den der Herausgeber der Werke Friedrichs danach — mit einem falschen Datum — wieder abgedruckt hat. Und doch leuchtet ein, von wie großer Bedeutung es für die Beurteilung Friedrichs sein muß, ihm gerade in diesen Tagen ins Herz zu sehen und seine Gemütsstimmung zu prüfen, es leuchtet um so mehr ein, als es keineswegs liebenswürdige Züge sind, mit denen die Markgräfin das Verhalten des Bruders in diesen Tagen ihrer eigenen hingebenden Liebe gegenüber gezeichnet hat. In Wirklichkeit hat nun aber Wilhelmine die vertraulichen Briefe ihres Bruders gerade von diesem Jahre an gegen den Wunsch Friedrichs sorgsam aufbewahrt und uns so die Möglichkeit gewährt, Herz und Sinn des Prinzen zu prüfen, während Friedrich — wir dürfen heute sagen, leider — ihrem Wunsche nachgekommen ist und die Antworten der Schwester verbrannt hat. Die Gefahr einer Entdeckung des Briefwechsels mag wohl auch in Küstrin größer als im Berliner Schloß gewesen sein. Mußte doch Friedrich alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen, da der Verdacht über eine Korrespondenz mit der Schwester bald auftauchte. Er mußte die Zeit für den Brief daher wohl abwarten und schreiben muß er, wie er sich ausdrückt, wie ein Toller und rasend aufpassen, um nicht ertappt zu werden. Er unterschreibt wohl auch die Briefe entweder gar nicht, oder nur mit NN oder, wie in dem schon gedruckten Briefe, mit Le prisonnier, er kürzt ihm bedenklich scheinende Worte ab, er läßt andere ganz aus, schreibt aber dabei wieder inhaltlich so durchsichtig, daß er schwerlich den gewünschten Erfolg damit erzielt hätte. Er erinnert endlich wiederholt die Schwester an den in früheren Jahren bei ihnen üblichen Gebrauch, mit Zitronensaft zu schreiben, der die Schrift nur, wenn man sie ans Licht hielt, hervortreten ließ. „Hast du denn den Gebrauch der Zitrone ganz vergessen, liebe

Schwester, oder gibt es keine Zitronen mehr in Berlin?" so mahnt und bittet er zugleich dringlichst die Prinzessin, ihm doch Antwort zu geben. Und wie sehnsüchtig mag er, der Ausgestoßene, oft nach einer Zeile ausgeschaut haben, wenn ihn die Schwester wieder einmal gar zu lange auf eine Nachricht über die Vorgänge in der Welt hatte warten lassen. Niemals glich daher auch eine Freude der seinigen, so jubelt er wohl einmal, als er endlich ein Billet von ihrer Hand erhält, tausendmal küßt er es, um die Hand zu verehren, die das Papier berührt hat. Entzückt ist er, als er ein anderes Mal wieder hat lange warten müssen, und bis in den dritten Himmel fühlt er sich erhoben, als er ihre Handschrift sieht, trotzdem er sie krank glaubt. Aber wie schwer mag es auch ihr oft geworden sein, den zahlreichen Späheraugen an ihres Vaters und wohl noch mehr an ihrer Mutter Hofe zu entgehen und unbemerkt ihre Zeilen abzusenden!

So scheint es denn auch, daß Friedrich die Korrespondenz eben mit jenem schon gedruckten Briefe eröffnet hat. Er trägt jetzt das Datum vom 1. November 1730, und es ist aus mehreren Ursachen nicht ganz unwichtig, festzustellen, daß dieses nicht vom Kronprinzen herrührende, sondern wohl von der Prinzessin selbst nachträglich hinzugefügte Datum ein irriges ist. Denn die frohe und zuversichtliche, ja übermütige Stimmung, die dieser Brief atmet, will für die Tage nach dem Zusammentritt des Kriegsgerichts gar nicht recht passen; es ist aber auch noch gar nicht eröffnet. Vielmehr beginnt der Brief mit der Mitteilung, daß dieses erst zusammentreten werde, und das geschah schon am 25. Oktober. Doch auch der erste der neu aufgefundenen Briefe wird noch vor diesem Termin geschrieben sein, und er setzt voraus, daß inzwischen in den Mauern Küstrins eine Antwort eingelaufen ist. „Die ganze Literatur hat man empfangen und verbrannt, man antwortet und wünscht, daß man es ebenso mache", so beginnt Friedrich sibyllinisch und durchsichtig zugleich seinen Brief. In heiterer Laune sieht er seinem widrigen Geschick noch jetzt entgegen, und lustig teilt er der Schwester mit, daß er — von dem wir unseres Wissens kein eigengemaltes Bild und nur die Beschreibung eines einzigen Beweises dieser Kunst besitzen — ihr ein von ihm in der Verbannung selbst geschaffenes Portrait in den nächsten Tagen übersenden werde. Auch sein eigenes Portrait werde er anfertigen lassen und der Schwester schicken, ob sie es nun haben wolle oder nicht. Aber freilich, es ist nur eine Art Galgenhumor, mit dem er so schreibt, denn nur noch der kleine Rest von Verstand ist ihm verblieben, der Schwester seine Liebe und Verehrung zu bezeugen. Tausendmal hat er sich die Abschiedsworte der Schwester wiederholt, ihre Trauer, ihre Tränen, ihren Kummer. Ob sie denn ein Ahnungsvermögen habe?

Niemals hätte er sie ja verlassen können, wenn er beim Abschied gewußt, wie lange ihre Trennung dauern würde, und eher würden seine Augen zu lebendigen Tränenströmen, seine Arme unbeweglich geworden sein, als daß er sie verlassen hätte. Glücklich die Menschheit, daß ihr die Zukunft verschleiert ist! Die Herzen würden, wenn es anders wäre, nur brechen, und bei alledem würden wir unser Los nicht ändern. So sei denn auch, fährt er fort, diese ganze Wirtschaft (tout le potage) der Vorsehung anheimgestellt und ausgerufen: „Vogue la galère, tant qu 'elle pourra! Was soll man sonst auch machen?" — Nur ganz leise, mit einem Apropros in einer Nachschrift eingeleitet findet sich die Befürchtung ausgesprochen, die Bosheit mache Miene, mit ihm zu brechen. In diesem Fall findet Friedrich freilich, daß seine Aktien erheblich fallen werden, und er bittet Wilhelminen, durch die Wände seines Gefängnisses ein Wort darüber dringen zu lassen.

Nur allzu schnell und allzu furchtbar sollte die Befürchtung sich erfüllen. Das harte Geschick Kattes, des Freundes und Genossen seiner Pläne zog tiefe Furchen in das weiche Gemüt des Kronprinzen. Schwer und melancholisch ist sein Sinn geworden. Allerdings lieber noch als auf die alte Weise leben, will er in Küstrin sterben, aber eins hat er, so schreibt er schon im Januar des folgenden Jahres, mit großem Kummer gelernt, und das ist: ein feindlich gesonnener Vater ist das Schrecklichste, was man haben kann. Aber alles — so weich ist sein Herz durch das Unglück geworden — will er ihm verzeihen, wenn er nur Mutter und Schwester nicht weiter betrübe, und wie lebhaft seine Freude gewesen sei, als er gehört, daß Wilhelmine frei von jeder Beunruhigung geworden sei, soll ihr der Überbringer dieses Briefes, Major von Sonsfeld, der ihm ein Kästchen als Geschenk der Schwester gebracht, bezeugen. Offiziell hatte der Vater den Sohn begnadigt und ihn der Kammer zu Küstrin überwiesen. Da war denn auch der Sinn des Sohnes klug genug, seine Stimmung bereit genug, um die vom General von Grumbkow — den die Königin und ihre Kinder lange Jahre als ihren ärgsten Feind anzusehen sich gewöhnt hatten — nunmehr mit ebenso kluger Überlegung gesuchte Versöhnung nicht zurückzuweisen. So läßt er denn auch die Mutter durch die Schwester auffordern, jetzt Grumbkow ihr Vertrauen zu schenken. Denn er, der Allvermögende, könne alles wieder einrenken und handle gegen ihn jetzt wie ein Ehrenmann. Wirklich hat die Königin auch im Januar ihren Frieden, wenigstens für einige Zeit, mit Grumbkow gemacht, und man darf vielleicht vermuten, daß diese Mahnung Friedrichs nicht ohne Einfluß darauf gewesen ist. Er selbst aber, der Sohn, weiß trotz aller Vertraulichkeit mit Grumbkow noch nicht, was das Geschick

über ihn bestimmt hat, weiß noch nicht, was in der Welt vorgeht. Für jede Nachricht will er daher der Schwester Dank sagen und weder Gefangenschaft noch Freiheit, weder Fürstenwürde noch Thron, weder Tod noch Leben würden in der Freundschaft und Liebe, die er ihr ewig gewidmet habe, etwas ändern können.

Wohl kamen nun einige Monate, da verhältnismäßige Ruhe herrschte, und wenigstens die Schwester hatte, so trostlos sie ihre Lage schildert, ganz wie sie es offenbar selbst durch den Major von Sonsfeld dem Bruder hatte darstellen lassen, wie man aus ihren Briefen an die Schwester Friederike sieht und selbst aus ihren eigenen Denkwürdigkeiten schließen kann, sich gleichsam eines Waffenstillstandes zu erfreuen. Aber kaum war der Frühling ins Land gezogen, da kamen neue Sorgen, neue Aufregungen. Den Hauptanlaß zu allem Streit in der königlichen Familie hatten bekanntlich die Heiratspläne der Königin für ihre beiden ältesten Kinder mit den Kindern ihres Bruders, des Königs von England, und der sehr berechtigte Widerstand gegeben, den der König hauptsächlich dem Plane entgegensetzte, seinen Sohn mit der englischen Königstochter zu vermählen. Umständliche Verhältnisse, auf die wir hier nicht näher eingehen, da sie oft genug erörtert sind, hatten dann dahin geführt, daß der König auch von der englischen Vermählung seiner Tochter ganz absah und auf andere Pläne teils zurückgriff, teils solche neu gestaltete.

Man darf es wohl aussprechen: Für den Augenblick war Friedrich der weitaus am härtesten Gestrafte, Wilhelmine aber, so zärtlich sie das Verhältnis des Verlobten zu sich schildert, so glücklich sie in den ersten Jahren mit ihrem Eheherrn zu sein vorgibt, ist doch durch das unlösliche Band mit einem ihr geistig untergeordneten Gemahl auf die Dauer die tiefer Leidende gewesen. Das bedingt schon der Geschlechtsunterschied, und das wird man bei der Beurteilung ihrer Persönlichkeit und ihrer Schriften nicht aus dem Gedächtnis verlieren dürfen. Friedrich Wilhelm aber hat, wenn er von der Vermählung ins Welfenhaus endgültig absah und in schroffster Weise die Tochter zu einer andern Ehe nötigte, nicht geahnt, daß er ihr eine Strafe für das Leben auferlegte. Wir kennen nicht die Gründe, die den König bestimmt haben, gerade den Erbprinzen von Bayreuth zu wählen. Wenn aber auf der einen Seite feststeht, daß der König die englischen Pläne in der durchgreifendsten Weise abschneiden wollte, wenn er seine zweite Tochter vermählt, die dritte bereits verlobt sah, wenn die Königin alle seine früheren Vorschläge für die endliche Vermählung auch der ältesten Tochter, den Markgrafen von Schwedt, den Herzog von Weißenfels scharf abgelehnt hatte, sie aber

selbst, wenn auch im Unmut, den Bayreuther Erbprinzen ihm in Vorschlag gebracht hatte, so durfte er, wenn er noch einmal Wilhelminen die Wahl zwischen diesen drei Fürsten ließ, wie einmal seine Art war, glauben, nachsichtig genug zu sein. Alle Gedanken aber, die man ihm heute zuweisen möchte auf Befestigung der preußischen Ansprüche an die Sukzession in den fränkischen Ländern oder auf den Gewinn ökonomischer Vorteile, sind hinfällig. Durch eine Heirat der beiden Erbprinzen von Bayreuth und Ansbach, gleichviel welche, wurde voraussichtlich die preußische Sukzession vielmehr in ganz unsichere Ferne geschoben, die schon bestehende Schuld des Bayreuther Hauses an die Krone Preußen wurde infolge der Vermählung Wilhelmines durch ein zinsloses Darlehen nur erhöht, die Klagen der späteren Markgräfin über zu geringe Mitgift und Benachteiligung bei Geschenken lassen sich, wo sie aktenmäßig nachzuprüfen sind, als falsch nachweisen, und die Wahl endlich, die der Vater der Tochter ließ zwischen den drei Fürsten, war, wenn auch für sie selbst kaum noch eine Wahl, so doch keineswegs ein Gaukelspiel Grumbkows, sondern der ausdrückliche Befehl des Königs.

So widerlegen denn auch die nächsten Briefe Friedrichs die Darstellung der Markgräfin über das Verhalten des Kronprinzen bei ihrer eigenen Verlobung; richtig allein ist die Darstellung des vom König ausgeübten Zwanges. Friedrich hat nicht, wie Wilhelmine es schildert, kaltherzig bei der Verlobung beiseite gestanden. Im Gegenteil, als er Mitte Mai erfuhr, daß ihr auf der nächsten Revue (27. Mai) ein junger Prinz als ihr Verlobter vorgestellt werden sollte, da ergreift ihn förmliches Entsetzen. Freilich vor seinen „Vorgesetzten" wußte er sich bald zu fassen, aber zwei Stunden währte auch nach ihrer Erzählung der Ausbruch seiner Verzweiflung, und so heftig war er, daß es mitleiderregend war. In Wirklichkeit hat ihn die heftige Verzweiflung auf die Dauer gefaßt. Denn er befürchtet, die Prinzessin könne ihr Jawort geben, weil sie glauben werde, ihn dadurch aus seiner Gefangenschaft befreien zu können und also auch zu müssen. Da findet er denn für das geliebteste Schwesterchen — carissima sorella, wie er sie dies eine Mal italienisch und im Superlativ anredet — ergreifende Töne zärtlichster Sorge und stürmischer Angst. „Gib niemals Deine Zustimmung, wenn Du keinen besseren Grund hast. Laß Dich nicht durch die Rücksicht auf mich einschüchtern und handle hierbei niemals anders, als nach dem, was Dein Herz Dir eingibt, denn in solchen Dingen ist das Herz der beste Ratgeber. Aufs neue erhebt die Bosheit ihr Haupt, und Grumbkow ist ein kompletter Narr geworden, der uns arme Königskinder zu allem zwingen, uns wie die eigenen ver-

kuppeln will. Er aber wolle ihm, dem Allmächtigen, den er doch eben erst zum Freunde gewonnen, nicht raten, sich an ihm zu reiben; er werde ihm Antwort zu geben wissen. Zum Teufel mit diesem Allerweltskuppler! — Man sieht, es ist die aufrichtige Herzensangst, die ihn bei dem Gedanken befällt, die geliebte Schwester könne, nur um ihn zu retten, in die verhaßte Ehe willigen, und nochmals bittet er, der diesen Brief offensichtlich auch in der Eile und Sorge, mit seiner Warnung noch rechtzeitig zu kommen, nicht unterzeichnet, nicht zu antworten, wohl aber den gewünschten Gebrauch von seinen Zeilen zu machen, d. h. ihre Zustimmung zu versagen, sie jedenfalls nicht seinetwillen zu geben. Da darf man wohl fragen, warum die spätere Markgräfin, als sie ihre Denkwürdigkeiten aufzeichnete, nicht auch diesen, für die Freundschaft, die ihr der Bruder erwies, bezeichnendsten Brief aufgenommen hat.

Und diese Stimmung hält an, ja die verhaßten Ehen bilden nunmehr das Grundmotiv der Briefe überhaupt, obwohl die Schwester den Bruder gerade jetzt wieder auf Nachricht warten läßt. Als er — Mitte Juni — von allen Seiten gehört hatte, der Erbprinz sei sehr liebenswürdig, da fühlt er sich wohl ein wenig getröstet, wünscht ihm eine Krone, um sie der Schwester zu Füßen zu legen, und ihretwegen will er ihn sogar lieben und achten, je nachdem er die Schwester glücklich macht oder nicht. „Ja, wenn ich nur wüßte," so fährt er fort, „wie die Stimmung Deines Herzens ist, so würde ich mich weit ruhiger fühlen. Oder lebt denn dies liebe Herz noch in Ängsten und beklagt es noch den trostlosen Schritt, den es getan? Ach, wenn ich es wüßte, durchbohren würde ich ihn den scheinheiligen Verräter — Grumbkow — der alles das angerichtet hat."

Allein bei alledem ist Friedrichs Verhalten auch würdiger als das der Prinzessin. Sie selbst ist es, die uns in der französischen Ausgabe ihrer Denkwürdigkeiten verrät, daß sie ihre Zustimmung zum Verlöbnis nur gegeben habe, weil der Minister Thulemeyer ihr zugeraunt, daß alles nur eine Finte sei, daß er mit seinem Kopfe ihr dafür hafte, aus dieser Heirat werde nichts, sie sei nur das einzige Mittel, um eine günstige Erklärung des Königs von England herbeizuführen. „Diese Worte bestimmten mich," so fügt sie ausdrücklich hinzu. Gewiß darf man ihr, daß sie so handelte, nicht übel deuten, aber man wird ihr nicht mehr glauben, daß sie sich damals selbst zum Opfer gebracht habe. Friedrich ist wohl zeitlebens der Meinung gewesen, sie habe sich für ihn geopfert; sie wird trotz der wiederholten Warnungen Friedrichs bei der Verlobung der Meinung gewesen sein, den Bruder durch ihr Jawort von seiner

Galere in Küstrin zu befreien. Aber sie hat damals nicht geglaubt, daß sie das Opfer auch vollbringen müsse. Friedrich dagegen wollte, wie wir anderwärts wissen, in der zärtlichen Sorge um die Schwester zwar auch noch nicht alles auf den ersten Wurf verloren geben. Er verlangte daß die Verlobung der Schwester schon aus dem Grunde bekannt gemacht werde, weil sie allerdings noch ein Mittel sei, den König Georg zur Nachgiebigkeit zu nötigen. Aber in der Seele des Vaters und seines Staates fühlte er sich beleidigt und verhöhnt durch das hochmütige Benehmen und den Wortbruch der Engländer, und als er Nachricht von dem Fehlschlagen erneuter Versuche erhielt, da war es ganz seine Meinung, daß die Ehre des Vaters und des Hauses den völligen Abbruch der Verhandlungen verlange, und daß der Abschluß der Bayreuther Vermählung die einzig richtige Antwort sei, die man dem vornehmen Hofe von St. James geben könne.

Diese Überzeugung von der politischen Notwendigkeit hinderte indessen, wie wir gesehen haben, nicht die Klage um das persönliche Los der Schwester, hinderte auch nicht die Klage darüber, daß er nun nicht, wie er gehofft, die glänzenden Eigenschaften Wilhelminens auf einem Thron glänzen sähe, auf dem ganz Europa staunend sie bewundern könne, und auf dem allein sie zur Geltung gekommen wären. Friedrich hatte ganz richtig geurteilt. Denn als man in England sah, daß der König von Preußen sich nicht alles bieten ließ, sondern die Tochter wirklich anderweitig verlobte, da versuchte man endlich einzulenken und gab nach der Verlobung in der Tat die einfache Vermählung Wilhelminens zu, ohne gleichzeitig die des preußischen Thronerben zu verlangen. Friedrich Wilhelm hat das, wie sich versteht, als unschicklich kurz abgewiesen, Friedrich aber es wenigstens in Küstrin wohl überhaupt nicht erfahren, und wir wissen, daß er bei dem vorzeitigen Tode des Prinzen von Wales niemals die Schwester auf dem Thron von England gesehen hätte. Er nahm auch kein Teil daran, als der Hof zu Monbijou die Intrigue, wie berichtet wird, fortsetzte und abstoßende Kälte der Braut den Bayreuther Erbprinzen bewegen sollte, seinerseits von dem Verlöbnis zurückzutreten. Vielmehr da die Schwester selbst ihm jetzt gestanden, daß ihr Auserwählter ein liebenswürdiger Fürst sei, glaubt er sie mit dem Gedanken trösten zu dürfen: „Vielleicht lebst Du „da unten“ weit mehr in Frieden, ich kann Dich öfter sehen und brauche nicht die Annehmlichkeiten eines stolzen und hoffärtigen Parlaments dabei mit in den Kauf zu nehmen.“ Ja, wenn er auch, entfernt von dem Schauplatz, der Schwester keinen Rat geben mag über ihr Betragen gegen den Erb-

prinzen, so will er ihr doch mitteilen, wie er gehört habe, daß, wenn die Prinzessin nur ein wenig liebenswürdiger gegen den Verlobten sein möchte, er sie auch mehr lieb haben würde. Friedrich hat mithin jedenfalls nicht, wie der österreichische Gesandte wissen will, dazu beigetragen, die Schwester zu der abstoßenden Kälte zu bestimmen, die sie — nach ihrer Darstellung aus Furcht vor der Mutter — gegen den Erbprinzen entwickeln mußte, sondern er rechnete, wie dies auch R. Fester betont, mit der Verlobung als einer abgeschlossenen Tatsache.

Inzwischen war Friedrich trotz aller Arbeit, zu der ihn der König am Schreibtisch in der Kammer nötigte, keineswegs für seinen reichen Geist beschäftigt genug. Wir hörten schon, daß er deshalb zum Pinsel gegriffen. Weit eindringender aber widmete er sich der Muse der Poesie, die ihn bekanntlich nicht wieder freigeben sollte. Dem zärtlichen Freundschaftsbunde der Geschwister würde es daher nicht entsprechen, wenn der Bruder seinen vor Schmerz erregten Gefühlen nicht auch dichterischen Ausdruck gegeben hätte. Rühmte er sich jetzt doch einem Grumbkow gegenüber, daß er in zwei Stunden 100 Verse machen könnte. So liegt denn auch dem Brief aus der Mitte des Mai eine umfangreiche Ode an die geliebte Schwester bei, die erste Dichtung Friedrichs, die uns, von einigen kleinen Liedern abgesehen, überhaupt erhalten ist, zugleich die erste Ode an die Schwester, der nun noch so manche andere folgen sollte bis zu der letzten, in der er ihr bei ihrem Tode jenes ergreifende, stimmungsvolle Denkmal seiner Freundschaft errichtet hat. Obwohl er schon seit seinem sechszehnten Jahre Verse gemacht hatte, so setzte er hier doch voraus, daß Wilhelmine nichts davon wisse. Aber sinnvoller als bei Grumbkow weiß er sich bei der Schwester in seinem neuen Beruf vorzustellen. In späteren Jahren bedankt sich Wilhelmine einmal, wie Fester hervorhebt, bei Friedrich für ein scherzhaftes Heldengedicht mit einem am Grabe Vergils gepflückten Lorbeerzweige, wozu der Schatten des Dichters selbst sie ermächtigt habe. Ob sie sich damals daran erinnert hat, daß einst Friedrich sie zum erstenmal unter Berufung auf denselben Vergil besungen hat? Sie werde freilich staunen, so sagt er, daß er unter die Dichter gegangen sei. Was indessen werde man nicht hier unten auf dieser Erde? Auch Vergil wäre ja nicht, so setzt er mit freudigem Ausblick auf seine zukünftige Poeten-Laufbahn und Ovid mit Vergil verwechselnd, hinzu, der große Dichter geworden, wenn die Verbannung nicht seine lebendige Lehrmeisterin geworden wäre. Einzig und allein aber reime er nur, um der angebeteten Schwester die Gefühle seines Herzens besser schildern zu können und ihr zu beweisen, daß er des Worts im Verse ebenso mächtig sei wie in Prosa.

Und nun hebt er, erstickt vom Seufzen und müde des langen Schweigens, an, in nicht endenwollenden Versen alle Klage über den Kummer auszuströmen, den er über die Trennung von der Schwester empfindet. Er jubelt über ihren erhabenen und fruchtbaren Geist, ihre Herzensgüte und ihren edlen Stolz, der alle Leidenschaften zügelt. Gern würde er sein eigenes Geschick tragen, wenn er nur von ihr den Schlag hätte abwenden können, den die verhaßte Ehe ihr zugefügt. Aber die geliebte Iris — wie er nach damaliger französischer Sitte, ebenso wie bald darauf Frau von Wreech, die Gefeierte anredet — zur Strafe für die eigene, noch dazu mißratene Unbesonnenheit der blinden Wut des Schicksals ausgeliefert zu sehen, ist ihm ein gar zu düsteres Denkmal, das seinem eigenen unerhörten Unglück errichtet ist. Ruhe und Neigung habe sie ihm geopfert, um ihm ihre Freundschaft zu beweisen, dabei aber völlig vergessen, daß es für ihn allein, und daß es ohne sie für ihn ein Glück überhaupt nicht gäbe. Von ihrem Schicksal hänge sein Leben ab und von dem Stern, der ihr in der neuen Ehe leuchten werde. Wenn ihre Tage ruhig und zufrieden dahin fließen, dann will er den Himmel segnen und das Schicksal, das besiegt sei von ihrer Tugend. Altäre solle man ihr errichten, aber nicht sie zum Opferlamm machen. Wenn sie, die Unschuldige, aber leiden müsse, so werde er ihr Unglück nicht überleben, denn damit würde das Schicksal ein Verbrechen begehen, unter dessen Wucht er selber erliegen werde. Der Sinn erstarrt ihm über solche Gedanken, der Geist verwirrt sich ihm, der Leib erschauert und die Seele seufzt. Und umgekehrt ist das Glück der Schwester seine einzige Freude, und ganz so, wie er 1758, da die kühle Erde schon die sterblichen Reste der Schwester deckte, seinem Bruder Heinrich gesteht, zwei Körper waren wir zwar, aber nur eine Seele, so bekennt er schon jetzt, daß der Schwester Herz die Herrin seiner Seele sei.

Das klingt doch wieder sehr anders, als was uns Wilhelmine von der Teilnahme Friedrichs an ihrer erzwungenen Vermählung sehen läßt. In der ersten Redaktion schweigt sie sich darüber völlig aus, in der zweiten spricht sie gelegentlich von einem Brief, den sie durch den Major von Sonsfeld und seine Schwester von Friedrich erhalten habe. Aber wie spricht sie von ihm? „Er schien über mein Schicksal beunruhigt zu sein" — so faßt sie, die erregten Worte des Bruders in Prosa und Poesie geschickt in Gleichgültigkeit verwandelnd, zusammen. Er lobte mich sehr, daß ich den häuslichen Zwist durch meinen Entschluß beendigt hätte. Er bat mich, ihm den Charakter des Prinzen zu zeichnen und fragte, ob ich mit der Wahl des Vaters zufrieden sei. Nun, statt des einen

haben wir drei Briefe aus der Verlobungszeit. In keinem findet sich auch nur ein einziges Wort des Lobes über diesen Entschluß, in keinem die Bitte, ihr das Porträt des Erbprinzen zu zeichnen, in keinem auch nur die unmittelbare Frage, ob sie mit der Wahl des Vaters zufrieden sei. Sie klagt, man habe — was sie aus natürlicher Delikatesse ihm verschwiegen — auch von anderer Seite dem Bruder nicht mitgeteilt, was alles nämlich sie seinetwegen gelitten, daß er ihr die Erleichterung seines gegenwärtigen Geschicks und die zukünftige Begnadigung verdanke. Aber alles, was der Kronprinz ihr schreibt, ist voll der Überzeugung, daß sie ihm das Opfer bringe, ist voll der Warnung, es nicht zu tun, da sein Geschick von ihrem Entschluß nicht abhänge, ist voll von Dank, daß sie sich für ihn aufopfere, sie, von der wir doch wissen, daß sie ihr Jawort nur in dem Bewußtsein gab, sie würde nicht genötigt sein, es zu halten.

So entstellt sie Friedrichs Bild. Allein noch eine andere Tatsache ersehen wir aus der Ode. Es wird immer ein merkwürdiges Licht auf die doch zweifellos echte und zärtliche Freundschaft beider Geschwister werfen, daß Friedrich schon in dem ersten, von der Markgräfin selbst mitgeteilten Brief aus diesen Tagen sich um alle Verdammungsurteile seiner Richter nicht kümmern zu wollen erklärt, wenn er nur wisse, daß die geliebte Schwester kein falsches Zeugnis gegen ihn ablegen wolle (pourvu que je sache que mon aimable soeur s'inscrive á faux là contre). Er hält also für möglich, daß sie es tue, und er beurteilt damit nicht nur ihren Charakter, sondern er deutet auch an sowohl, daß sie in seine früheren Pläne eingeweiht gewesen sei, als daß deren richtige Darstellung sie als harmloser erkennen lassen werde, als seine Richter annehmen möchten. Nun weiß man wohl, daß Friedrich Wilhelm I. die Tochter nicht für unbeteiligt an dem Fluchtplan des Sohnes gehalten hat, sie hat auch einen furchtbaren Zornesausbruch des Vaters aushalten müssen und die Verweisung nach Kloster Heiligengrabe ist ihr, so versichert sie wenigstens, angedroht worden. Indessen ist sie dann mit einem Stubenarrest davon gekommen, den sie sich, wie man aus den Briefen an die Schwester Friederike sieht, trotzdem sie die Ungnade des Königs voll empfindet, in ihrer Art freundlich genug zu gestalten weiß. Sie wagt es freilich nicht, sich vor dem König sehen zu lassen, sondern lebt zurückgezogen, sie pflegt aber ihre Korrespondenz, ist mit ihren weiblichen Handarbeiten beschäftigt, treibt Lektüre und musiziert, sie sieht die Ihrigen, die Damen der Königin leisten ihr treulichst Gesellschaft, sie tauscht mit der Schwester Geschenke, und bald auch wenden sich ihre Gedanken schon wieder der Toilette, der Mode zu. Nur der König scheint sich bis zu dem schrecklichen Tage,

da sie sich zur Verlobung entschließen muß, um sie gar nicht zu kümmern. Nicht ohne Grund also hatte sie, wir es scheint, Friedrich mitteilen lassen, daß sie frei sei von jeder Beunruhigung. Sie ist auch, was sehr auffällt, und so sehr sie danach Verlangen getragen haben will, niemals förmlich durch den König oder gar durch den Richter verhört worden. Der Königin hat sie zwar gestanden, daß sie von Friedrichs Plänen gewußt habe, doch sei sie keineswegs jetzt auf ihre Ausführung gefaßt gewesen. Sie versichert vielmehr dem Leser ihrer Denkwürdigkeiten ihre eigene Unschuld. „Ich brauche mich nicht zu fürchten, ich habe mit der Sache nichts zu tun gehabt, und läßt mich der König verhören, so sage ich, was ich von ihr weiß." „Der König kann mich nicht überweisen, an den Absichten meines Bruders teilgenommen zu haben. Hätte er mich über diesen Punkt befragt, so würde ich meine Unschuld deutlich dargetan haben." Jetzt aber erfahren wir durch die vertrauliche dichterische Herzensergießung Friedrichs, daß sie wirklich, daß sie, wie schon Fester vermutet und doch auch ihre eigene Darstellung schließen läßt, mehr, als man bisher angenommen, an der Ausführung des Fluchtplanes beteiligt war. Wie? wissen wir freilich auch jetzt noch nicht, wissen es um so weniger, als die erwähnte Erinnerung Friedrichs an den Abschied vor der Reise weder in Einklang mit der Abschiedsszene, wie Wilhelmine sie schildert, zu bringen ist, noch ihr direkt widerspricht. Das Eine aber sagt Friedrich in der Ode mit ausdrücklichen Worten. Zum Teil leide er für die Schwester, ja, ohne lange zu zögern, habe er sich geopfert und getan, was er konnte, um die Schwester aus der Affäre herauszuziehen. Sie selber wisse es nur zu wohl.

Indessen die wenigen Worte Friedrichs reichen nicht einmal zu Vermutungen aus, und man wird sich begnügen müssen mit der Erkenntnis, daß Friedrich, wenn er sie der Schwester selbst aussprach, Grund zu dieser Behauptung hatte, und man darf hier um so mehr bedauern, daß ihre Briefe an ihn nicht erhalten sind, als man in ihnen den Reflex der überströmenden Dankbarkeit und Teilnahme Friedrichs hätte erwarten dürfen. Man würde vielleicht auch erfahren, warum Friedrich Wilhelm die Tochter nicht hat verhören lassen, und als gewiß darf man wohl annehmen, daß der Vater auch „sein Mädchen" strenger bestraft hätte, wenn er das größere Maß von Schuld geahnt hätte, das ihr Friedrich hier beimißt. Oder sollte Friedrich Wilhelm sich gescheut haben, der Sache ganz auf den Grund zu gehen, sollten die Drohungen, die Wilhelmine gehört haben will und die Friedrich hörte, doch nicht ganz ernsthaft gemeint gewesen sein? Erschrak der König selber etwa vor ihnen?

Für jetzt trug Friedrich jedenfalls die weit härtere Strafe, und fort aus Küstrin, die Freiheit wieder atmen, das war Friedrichs brennendes Verlangen. Alles war er bereit, dafür zu tun, schließlich auch selbst sich zu vermählen. Man weiß, wie bereit er gewesen wäre, die Prinzessin Amalie von England zu heiraten, man weiß, daß er der Königin von England sein Wort darüber gegeben hat, und wie er dies erst nach der mündlichen Versöhnung dem König eingesteht. Schon um Monate früher aber hatte ihn, wie wir jetzt erfahren, das stolze und perfide Verhalten der Herren an der Themse nicht nur, wie oben ausgeführt, überzeugt, daß die Ehre des Königs von Preußen die anderweite Vermählung Wilhelminens verlange, sondern daß es auch ihn selbst der eingegangenen Verpflichtung überhoben habe. Ja allzuweit von dem Gefühl der Erleichterung, mit dem König Friedrich Wilhelm sich freute, daß er allen englischen Wind aus seinem Hause los sei, ist wohl auch die Empfindung Friedrichs nicht entfernt, mit der er niederschreibt, wie das Benehmen der Engländer ein so treuloses sei, daß es ihn von dem Bande seines Versprechens löse, daß mithin der einzige Grund, der ihn verpflichtet habe, aufgehoben und er frei sei von dem gegebenen Wort. Doch wir brauchen hier Friedrichs Gedanken über die eigene Ehe nicht weiter zu verfolgen, denn auch der Schwester gegenüber spricht er nur die sonst hinreichend bezeugte Abneigung gegen jede Vermählung, und seine, später so sehr getäuschte Hoffnung aus, wenigstens zwischen drei Prinzessinnen wählen zu dürfen. Er erwähnt den Vorzug, den er der Prinzessin von Eisenach geben würde und die entschiedene Abneigung, die er gegen die Prinzessin von Bevern empfindet und erklärt zuletzt seinen Entschluß, die endgültige Wahl der Schwester und, wie er hier hinzufügt, der Mutter zu überlassen. Auch der Ausgang dieses Dramas in seinen teils erschütternden, teils abstoßenden Einzelheiten, wie sie vornehmlich Friedrichs Briefwechsel mit Grumbkow zeigt, ist hinlänglich bekannt.

Wir erwähnen hier nur noch ein weniger bekanntes Eheprojekt, das die russische Politik für Friedrich aufgestellt hatte. In einem Augenblick der größten seelischen Unruhe und des stürmischen Verlangens, seiner Galere zu entfliehen, hatte er sich, wie man weiß, einem Grumbkow gegenüber bereit erklärt, auf den Gedanken einer österreichischen Ehe einzugehen und Maria Theresia zu heiraten. Er glaubte, damit einem Wunsch des Vaters entgegenzukommen, er wies darauf hin, daß der Kaiser durch eine solche Heirat — in Verbindung mit der englischen Wilhelmines, die England und Holland an Preußen knüpfen würde — zugleich eine Sicherheit für die Erbfolge seiner eigenen Tochter gewinnen werde und erklärte sich,

da Europa die Vereinigung Preußens und Österreichs in einer Hand nicht dulden werde, bereit, seinerseits auf Preußen zu Gunsten seines Bruders, des Prinzen August Wilhelm, zu verzichten. So chimärisch der ganze Plan war und als solcher von Grumbkow ohne weiteres abgelehnt wurde, so traf diese Bereitwilligkeit doch mit alten Gedanken des Königs weit mehr zusammen, als Grumbkow erkennen lassen mochte. Zu gleicher Zeit nämlich war, worüber Ranke einige Mitteilungen macht, in Petersburg der Wunsch aufgetaucht, den Kronprinzen von Preußen mit der Nichte und mutmaßlichen Thronerbin der Kaiserin, der Prinzessin Anna von Mecklenburg zu vermählen. Friedrich sollte mit der ihm zugedachten Gemahlin das russische Reich erben und dafür sein preußisches Erbrecht ebenfalls an den Prinzen August Wilhelm abtreten. Die russische Kaiserin selbst, ihr allmächtiger Günstling Ostermann und alle ihre Favoriten waren für den Plan sehr eingenommen, man trug ihn dem preußischen Gesandten von Mardefeld vor, dieser berichtete darüber eingehend nach Berlin, und Friedrich Wilhelm war gar nicht abgeneigt, auf solchen Plan einzugehen, wenn das Volk und wenn namentlich die Armee vorher auf Friedrichs Namen vereidigt würde. Die preußischen Minister indessen behandelten den Plan mit angemessener Kühle, hoben die einen und anderen Schwierigkeiten hervor und legten ihn schließlich als durch die Zeit erledigt nach längeren Monaten zu den Akten. —

Am 23. November wurde Friedrichs Haft in Küstrin durch die Teilnahme an den Festlichkeiten der Vermählung Wilhelmines unterbrochen, dann mußte er auf seine Galere nach Küstrin zurückkehren und dort noch bis Ende Februar nächsten Jahres verweilen. Aus dieser Zeit haben wir nur noch zwei Briefe an Wilhelmine, aber auch einen von ihr. Die Briefe Friedrichs unterscheiden sich von den früheren durch ein beinahe noch größeres Maß von Versicherungen der Liebe, der Verehrung, des Respekts und des Dankes für die anbetungswürdige Befreierin, und man erinnert sich dabei nicht nur daran, daß ein Übermaß an solchen Versicherungen zu den sorgsam gehüteten Künsten damaliger Briefstellerei gehört, sondern auch an das Wort Friedrichs, mit dem er einem Grumbkow gegenüber einmal auf den Unterschied zwischen Aufrichtigkeit und bloßer Höflichkeitsformel aufmerksam gemacht hat.

„Wenn es wahr gemeint ist, was ich sage, dann erscheint das, was ich sage, natürlich und ist ohne Zwang geschrieben; wenn es Zeremonie ist, dann mache ich einen großen Gallimathias von Schwulst und Komplimenten nach gemeinem Muster.“ Nun muß er in der Schwester einen ungläubigen Thomas sehen, und so versteigt er sich denn in seinen Freundschafts-Ver-

sicherungen bis zu Worten, wie Wilhelmine dürfe an ihrer Wahrheit nicht zweifeln, denn das heiße ihn für meineidig und widernatürlich undankbar halten. Ja bei Gott schwört er ihr, er wolle weder selig werden noch das Antlitz Gottes schauen, wenn solche Versicherungen nicht aus der Tiefe seines Herzens kämen. Hatte er doch besonderen Grund zu der Befürchtung, Wilhelmine sei wirklich der ungläubige Thomas. Sie war mit Friedrichs Verhalten bei dem Besuch in Berlin weder ihr selbst noch ihrem Gemahl gegenüber zufrieden. Anstatt der glühenden Versicherungen, die sie vom ersten Wiedersehen erhofft, fand sie nach der deutschen Ausgabe ihrer Denkwürdigkeiten den Bruder, der ihr so viel Tränen gekostet, und für den sie sich geopfert habe, verlegen und linkisch, sie ward ganz irre an ihm und erkannte ihn nicht mehr. Den Erbprinzen musterte er von Kopf bis zu Fuß und sagte ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten. Nach der französischen Ausgabe dankte er ihr wenigstens noch für das, was er ihr schuldete und erwies ihr einige Zärtlichkeiten, aber die kamen nicht vom Herzen. Auch Fräulein von Sonsfeld zuckte über Friedrichs Benehmen die Achseln, der Erbprinz wunderte sich über die geringe Freundschaft Friedrichs und war ganz zerknirscht, daß er ihm nicht gefiel. Diese Unzufriedenheit hat Wilhelmine dem Bruder auch brieflich ausgedrückt und nötigt ihn dadurch immer wieder und mit stärkeren Worten von seinen Gefühlen zu reden. Auch wird Friedrichs Verhalten in Berlin wirklich befangen und verlegen gewesen sein, da er nach der langen Haft und nach allem, was vorgefallen war, zuerst wieder den Eltern und Geschwistern, der ganzen Hofgesellschaft, und zumal in einem Kleide gegenüber trat, das weder hochzeitlich noch im Berliner Schloß hoffähig war. Vor allem aber hatte Grumbkow dem Kronprinzen vorgeschrieben, wie er sich bei seinem Besuch in Berlin verhalten müßte und dabei besonders hervorgehoben, daß er, um bei dem König nicht anzustoßen, ja der Schwester gegenüber in seinen Beweisen der Zärtlichkeit und Freundschaft bestimmte Grenzen inne halten sollte, und selbst nach den Memoiren der Markgräfin hatte Friedrich gegenüber den mündlichen schwesterlichen Vorwürfen darauf hingewiesen, daß er besonderen Grund für sein Handeln habe. Wenn Grumbkow der Prinzessin ins Angesicht, wie sie erzählt, wirklich anders urteilte, wenn er vor ihr des Prinzen Betragen, als dem König mißfällig heftig tadelte, das der Prinzessin, als dem König wohlgefällig ebenso lobte, so muß es dahin gestellt bleiben, weshalb er ihr nicht die Wahrheit sagte. Jedenfalls liegt ein Grund nicht vor, warum Friedrich der völlig einflußlosen Schwester, die überdies im Begriff stand, den väterlichen Hof zu verlassen, unwahre Versicherungen seiner Liebe aussprechen, dem Erbprinzen

schreiben und sie bitten sollte, diesen, der gleichfalls ein ungläubiger Thomas war, von seiner Freundschaft zu überzeugen. Denn der Schwager habe sein Herz gewonnen, also daß er ihn liebe wie sein Augenlicht und, wie er schon viele Leute von ihrem Vorurteil gegen den jungen Markgrafen zurückgebracht habe, so werde er sich alle Mühe geben, die ganze Welt von der Wahrheit über ihren Ehegemahl zu überzeugen. Zwanglos und einfach, aber damaliger Sitte gemäß ist der Ausdruck seiner Freundschaft, die häufige Wiederholung hat Wilhelmine selbst heraufbeschworen. Sie bleibt ihm die anbetungswürdige Befreierin, die sich für ihn geopfert und ihn aus dem Labyrinth herausgeführt. Niemals ist eine Anerkennung größer, eine Dankbarkeit herzlicher gewesen. Sie hat auch die Zeiten schwerer Irrungen überdauert und selbst vor dem Grabe nicht Halt gemacht. Aufs tiefste war Friedrichs Vorleser Catt immer aufs neue ergriffen, als der Schmerz des Königs über den Tod der Schwester gar nicht zur Ruhe kommen wollte, Friedrich das Gespräch immer wieder darauf lenkte und unter heftigem Weinen ihr Ende beklagte. Wenn er in der vertrauten Unterhaltung jener Tage unter vielen Tränen klagte: „Mußte ich denn diese liebe Schwester verlieren, die ich in all meinem Unglück so sehr geliebt habe? Sie allein half es mir tragen, sie tröstete mich, sie gab mir neues Leben, sie hieß mich glücklichere Zeiten hoffen, in ihr habe ich alles verloren" —, so würden, wie wir annehmen dürfen, die nicht mehr vorhandenen Briefe Wilhelminens aus dieser Schmerzenszeit den Beweis dafür erbringen und auch ihrerseits zeigen, daß Memoiren nicht Geschichte sind, sondern der Reflex psychischer Stimmungen des Augenblicks späterer Erinnerung. Ein „Duett" hat Richard Fester, in seiner überaus anziehenden, geistvollen Studie über Wilhelmine, den Briefwechsel der Geschwister genannt, in einem solchen aber muß die begleitende Unterstimme mit der führenden „Oberstimme" harmonieren.

Goethes Faust in Max Grubes Bearbeitung.

Ein Wort zu den Düsseldorfer Goethefestspielen

von

Paul Cauer.

Der rheinische Goethe-Verein war in seinen Festspielen für dieses Jahr ganz zu dem Meister zurückgekehrt, nach dem er sich nennt. An drei Abenden wurden beide Teile des Faust vorgeführt. Von früheren Bearbeitungen des zweiten Teiles, deren wir drei erlebt haben, unterschied sich die neueste hauptsächlich darin, daß nur wenig weggelassen war. Durch die Vereinigung auswärtiger Schauspieler, deren jeder für seine Rolle ausgesucht war, wie durch die Pracht und den Geschmack der Ausstattung, die mit den reichen Mitteln der rheinischen Kunststadt geschaffen werden konnte, endlich durch das Hinzutreten einer eigenartigen, unmittelbar für diesen Zweck von August Bungert komponierten musikalischen Begleitung trat die Düsseldorfer Vorstellung aus der Reihe gewöhnlicher Theatererscheinungen heraus. Wenn auch nicht als Musterleistung, so konnte sie doch als eine Probe gelten, was moderne Schauspielkunst vermag und wie weit sie dem Geiste unseres größten Dichters in dem tiefsinnigsten seiner Werke gerecht zu werden imstande ist.

Da ist zunächst bemerkenswert, daß sich das Interesse des Publikums von vornherein ganz überwiegend der malerischen und musikalischen Ausschmückung zuwandte. Und, unter den gegebenen Verhältnissen, wohl nicht mit Unrecht: die Rollen waren alle angemessen, doch nicht hervorragend besetzt; nur Gretchen und Mephistopheles Leistungen von besonderer Art, die zu denken und zu sprechen gaben. Dagegen war die Virtuosität, mit der den Schwierigkeiten der Inszenierung begegnet wurde, in der Tat etwas Ungewöhnliches. Man hatte den Eindruck, daß auch die Regie auf diese Seite der Darstellung die meiste Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandt habe. Die Worte des Theaterdirektors

„Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen"

wurden treulich befolgt. Aber eben hier drängte sich doch auch ein Bedenken auf. Faust und Mephistopheles zur klassischen Walpurgisnacht durch die Luft fahrend, nachher Faust in einer Wolke in felsige Gegend herabschwebend: dies und ähnliches war geschickt und hübsch arrangiert, aber doch nicht so, daß etwas wie Illusion erreicht worden wäre. Der Centaur Chiron, auf dessen Rücken Faust reitet, war durch Schilf und Röhricht klug verdeckt, so daß man den phantastischen Körper nur hindurchschimmern sah; dagegen war der Versuch ge-

macht, sein Vorwärtstraben am Peneios entlang zum Wohnsitz der Manto durch eine ihm entgegen bewegte Wandeldekoration anschaulich zu machen. Dieser Versuch mißlang vollständig, so schön an sich und malerisch wirksam gerade diese Dekoration sein mochte. Man wurde an Horazens Wort erinnert: Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.[1]) Ähnlich wirkte die Schlußszene, die Verklärung im Himmel. Auch sie ein schönes Bild; aber wie man die wohlbekannten Gestalten der Schauspieler, die Faust und Gretchen gegeben hatten, zwischen Theaterwolken einander begegnen und freundlich sich nähern sah — übrigens nicht so sehr ein Erzeugnis Goetheſcher als Grubeſcher Erfindungskraft —, mochte auch bei einem ernsten Betrachter die Erinnerung erwachen an den Ausgang mancher rein weltlichen Dichtung, wo zum Schluß die Liebenden glücklich vereint werden. So wurde der bekannte eine Schritt, der vom Erhabenen in ein scheinbar ganz fern liegendes Gebiet hinüberführt, mehrfach Ereignis.

Zum Teil lag dies auch an den Raumverhältnissen. Die Bühne des Theaters war an sich etwas eng, und dazu kam nun das Bestreben, die Szenerie überall so recht der Wirklichkeit entsprechend darzustellen. Der Osterspaziergang war weniger gut arrangiert als seinerzeit bei Devrient. Es fehlte eben am Platz, die Gruppen zu verteilen, auch an Spielraum für die beiden Hauptpersonen, weil gar zuviel Gerät an Steinen, Brücken, Mauern den Weg sperrte. Die Walpurgisnacht fiel geradezu ins Komische: der ganze Raum war mit Felsen vollgepackt, und dazwischen kamen Faust und Mephistopheles nicht von der Stelle. Auch Faustens Studierzimmer enthielt zu viel Möbelwerk, sogar mehr als man in der Zelle eines mittelalterlichen Gelehrten erwarten möchte. Diese Fülle sollte dem Schauspieler Gelegenheit geben, den bewegten Gedankengang in den großen Monologpartieen, den unmittelbar auszudrücken freilich schwer ist, wenigstens durch wechselvolle körperliche Bewegung anzudeuten. Faust stand oder saß bald hier, bald dort. Bei den Worten „den ich so manche Mitternacht an diesem Pult herangewacht" saß er an einem beliebigen breiten Tische. Während der Erscheinung des Erdgeistes stand er so, daß er jenen gar nicht sehen konnte.

Überhaupt zeigte sich ein merkwürdiger Widerspruch zwischen realistischer Genauigkeit in allem, was Ausstattung heißt, und sorgloser Verletzung der Wirklichkeit in dem feineren, geistigen Elemente, zunächst in der Haltung und Bewegung der Menschen. „O sähst du, voller Mondenschein" — so fing Faust an, und danach erst wandte er sich dem Fenster zu. Das Herannahen des Narren (Mephistopheles) am Kaiserhofe wurde von einem Junker beschrieben, der sich gar nicht die Mühe nahm, hinauszusehen. Der Astrolog erläuterte das Spiel von Paris und Helena, ohne einen Blick darauf zu richten. In beiden Fällen wirkte wieder die Enge des Raumes störend mit. Die war doch nun einmal gegeben und hätte berücksichtigt werden sollen, z. B. auch in der Eingangsszene des zweiten Teils, wo Faust in anmutiger Gegend, von Geistern umgeben, auf Rasen ge-

[1]) „Alles was du mir so vorführst, mag ich nicht, weil ich es nicht glauben kann."

bettet, unruhig schlafend liegt. Bei einer Aufführung, die vor einigen Jahrzehnten in Leipzig nach einer Bearbeitung von Wollheim da Fonseca veranstaltet wurde, bot diese Szene das reizende Bild eines Elfenreigens, der den Schläfer umschwebt. Diesmal war für freie Bewegung der Gestalten kein Raum, weil man, gar zu naturalistisch, den Wasserfall — freilich keinen solchen, wie ihn Faust beschreibt — auf die Bühne gesetzt hatte. Nun rückten ganz im Vordergrunde die paar Genien, die man in Bewegung vorführen konnte, dem Ruhenden dicht auf den Leib. Endlich erwachte er, reckte sich, rieb sich die Augen und sprach sitzend die Worte: „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig."

Damit sind wir denn bei dem angelangt, was doch eigentlich die Hauptsache sein sollte, der Art des Vortrages. Wahr und naturgetreu müßte dieser darin sein, daß er den Sinn möglichst klar und gewissermaßen plastisch zum Ausdruck brächte. Davon aber war, zumal bei Faust selber, wenig zu spüren. Mit Vorliebe wurden Pausen gemacht, wo engster Zusammenhang gegeben war, und umgekehrt wirkliche Ruhepunkte des Gedankens durch hastiges Sprechen verdeckt. Stellenweise hatte man fast den Eindruck, als sei es darauf abgesehen, dem Zuhörer die Genugtuung zu verschaffen, daß er auch bei unrichtiger Betonung den Sinn zu verstehen vermöge. Sorgfältig durchdacht war die Sprechweise des Mephistopheles; aber auch sie nicht so sehr darauf berechnet, Gedanken herauszuarbeiten, als Stimmung zu malen. Wir haben denselben Schauspieler in dieser Rolle vor 29 Jahren gesehen und erinnerten uns einzelner Szenen, z. B. der mit dem Bakkalaureus, deutlich genug, um erkennen zu können, wie er fortgeschritten, wieviel mehr er mit der Gestalt, die er darstellen sollte, verwachsen war. Aber eine Gefahr besteht in solchem Falle: daß aus dem Gefühl der Sicherheit ein gewisses bequemes Sichgehenlassen aufkomme. Und in den komischen Szenen wurde diese Gefahr nicht ganz vermieden. In dem Gartengespräch mit Frau Martha hatte die Darstellung fast einen Stich ins Possenhafte; ähnlich war es in der Unterhaltung mit dem Schüler. Gewiß, der Schauspieler soll ein Bild der Wirklichkeit zeigen; und wer den Mephisto gibt, darf auch vor Derbheiten sich nicht scheuen. Nur muß alles dazu dienen, den Sinn der Dichtung deutlich zu machen; es darf nicht dahin wirken, ihn zu verwischen. Sonst gerät man auf einen ähnlichen Abweg, wie der war, den nicht nur Gottsched bekämpfte, sondern vor dem auch Shakespeare-Hamlet in den schärfsten Ausdrücken warnt: daß der Schauspieler durch Improvisationen seine Rolle zu beleben sucht und dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums von dem ablenkt, was dem Dichter das Wichtige war.

Die Aufgabe, Gedanken des Dichters lebendiger und deutlicher werden zu lassen, war diesmal auch der Musik gestellt; und auch sie geriet in den Fehler, sie statt dessen zu verdunkeln. Damit soll über den Wert der Bungert'schen Komposition als eines selbständigen musikalischen Kunstwerkes kein Urteil ausgesprochen sein. Nur als Begleitung eines — und nun gar dieses — Goethe'schen Werkes drängte sie sich zu sehr, manchmal mit verletzender Unbescheidenheit, hervor. Daß der Gedankengang in Fausts Monolog durch nebenher gehende Tonmalerei

illustriert wird, ist an sich eine Geschmacksverirrung. Wer solchen „Text“ nicht verstehen kann, mag zu Hause bleiben; jedenfalls darf er nicht verlangen, daß die Darstellung dem Niveau seines Verständnisses angepaßt werde. Die herrlichen Worte des Erdgeistes („In Lebensfluten, im Tatensturm usw.“) gingen in der Musik unter. Der Schlußsatz — „du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ — konnte überhaupt nicht vernommen werden. Faust erschrak vor einem Paukenschlag anstatt vor einem niederschmetternden Gedanken. So ging auch das mächtige „Ist gerettet“ am Schluß der Kerkerszene völlig verloren. Im zweiten Teile verstand man in der Euphorionszene des dritten Aktes kaum ein Wort von dem, was gesprochen wurde. Und hier steigerte sich der Beifall der Menge zu leidenschaftlichem Jubel, weil die Gruppen der Spielenden, die sich nach den Klängen der Musik bewegten, wirklich geschickt und gefällig arrangiert waren. Ein Ballet war es, was entzückte, allenfalls eine Pantomime — nicht Goethes Dichtung.

Was würde er selbst, der Schöpfer, zu dieser Aufführung gesagt haben? Würde er freudige Genugtuung empfunden haben über eine gelungene Darstellung dessen, was ihm nur vorgeschwebt hatte? In befreundetem Kreise haben wir diese Ansicht lebhaft vertreten hören, ihr aber ebenso lebhaft widersprochen. Ob Goethe den zweiten Teil überhaupt im Gedanken an eine Aufführung gedichtet hat, darf bezweifelt werden. Wäre es aber der Fall, so war eine Vorstellung wie diese gewiß geeignet, ihn im Glauben an die Ausführbarkeit solches Planes irre zu machen. Denn er würde gesehen haben, daß bei dem Versuche, die Schöpfungen seiner Phantasie in schauspielerische Wirklichkeit zu übersetzen, gerade die Nebendinge breit und massig hervortreten, die Hauptsache, der Gehalt an Gedanken, der lebensvolle Verkehr interessanter Gestalten, unterdrückt wird und unter üppig wucherndem Beiwerk verschwindet.

In dem „Vorspiel auf dem Theater“ behält der Direktor gegen den Dichter das letzte Wort. Soll es auch in Wirklichkeit so sein? Innerhalb dessen, was moderne Schauspielkunst will und kann, sind die Düsseldorfer Festspiele in diesem wie in früheren Jahren eine ganz respektable Leistung. Eben deshalb mögen sie zu der Frage anregen, ob diese Kunst wirklich auf dem rechten Wege ist; ob wirklich die Schöpfungen unserer großen Dichter dazu da sind, um dem Schauspieler und dem Maschinenmeister Stoff und Anhalt zu wirksamer Entfaltung ihres Könnens zu geben. Diese Frage aufwerfen, hieße schon sie beantworten. Vor dem Hause, in dem der Goethe-Verein sein Publikum unterhält, steht, in einer Nische zwar, das Standbild Immermanns; vielleicht, daß doch von manchem derer, die aus- und eingehen, ein verständnisvoller Blick ihn trifft. Vielleicht, daß Erfahrungen, wie sie diesmal bei der Faustaufführung gemacht werden konnten, dazu beitragen, Schauspieler und Zuschauer zu einer Besinnung zu rufen auf das, was edle Kunst bedeutet. Die Schauspielkunst hat immer da ihre stolzesten Erfolge gewonnen, wo sie sich zu bescheiden wußte und nichts anderes wollte als der Kunst des Dichters dienen, sein Werk, wie es ihm vor der Seele stand, nachschaffen und für Sinnen und Verstand lebendig machen.

Nach Jahren.

Die ruhenden, ſtillen Felder,
Darüber der Vollmond ſteht,
Die weiten, ſchweigenden Wälder,
Daher ein Schauer weht,

Wie hab ich ſelig genoſſen,
Die ſchöne Nachteinſamkeit,
Und habe den Schatz verſchloſſen
Für kommende dürſtende Zeit.

Nun träum' ich die alten Träume
Und rühre leiſe den Schatz,
Sacht rauſchen die alten Bäume,
Und alles am alten Platz.

Mir iſt, als könnt ich gehen
Nur grad ins Feld hinein,
Mit geſchloſſenen Augen ſehen
Den klaren Vollmondſchein.

Und leiſe Schauer wehen
Kühl mich wieder an,
Und die alten Sterne ſtehen
Über dem träumenden Mann.

Schweigen.

Nun um mich her die Schatten ſteigen
Stellſt du dich ein, willkommnes Schweigen,
Du, aller tiefſten Sehnſucht wert.
Sehr hab ich unter Lärm und Laſt
Des Tags nach dir, du ſcheuer Gaſt,
Wie einem lieben Freund begehrt.

Das wirre Leben iſt verklungen,
In Höhen ging und Niederungen
Längſt jeder laute Schall zur Ruh.
Urſtimmen, die der Tag verſchlang,
Erklingen, myſtiſcher Geſang —
Ja, ſüßes Schweigen, rede du.

Was über deinen ſtillen Mund
Aus einem rätſelfiefen Grund
Mit leiſem Murmeln quillt herauf,
Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang die feinen Silberſtrahlen
Verborgner Quellen ſelig auf.

Aus: Guſtav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus ſeinen Dichtungen. Mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier. Zweite Auflage. Hamburg, Alfred Janſſen 1903 (Preis M. 1).

Das Albrecht Dürer-Haus.

Von

Ludwig Gurlitt.

Wer von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß unsere Jugenderziehung in Zukunft das Schöne gegenüber dem Nützlichen oder rein Abstrakten lebhafter zu pflegen habe, der wird sich freuen, daß jetzt in Berlin in dem Albrecht Dürer-Haus von den Herren Sütterlin und Schöll (W. Kronenstraße 18) eine Zentralstelle für künstlerischen Wandschmuck und Lehrmittel für den Zeichenunterricht geschaffen worden ist. Ich wünschte, daß sich alle Zeichenlehrer und viele Lehrer anderer Fächer in dieser reich ausgestatteten Sammlung umsehen möchten. Wir besitzen jetzt in den neuen Lehrmitteln und den schönen Veröffentlichungen aller Art einen wahren Schatz von höchstem ästhetisch-pädagogischen Werte. Nun kommt es nur darauf an, daß man ihn auch nutzbar mache. Ich empfehle den Schulleitern. Schulprämien aus diesem Gebiete zu wählen. Weshalb schenken wir den Kindern in den Schulen nur Bücher, die doch schnell zu veralten pflegen, weshalb nicht auch Kunstwerke? Diese sind weder zu teuer, noch würden sie, als Wandschmuck im Elternhause angebracht, den Empfänger weniger freuen, ihm weniger nützen. Damit könnte die Schule gute Kunst in Häuser tragen, in denen es bis heute im allgemeinen mit der Kunst noch traurig genug beschaffen ist. Zumal was Teubner und Voigtländer an Steindrucken veröffentlicht haben, Blätter von Volkmann, Steinhausen, Thoma u. a., gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen moderner und dabei kerndeutscher Kunst. Diese Blätter mit schlichtem Rahmen bilden einen Schmuck des vornehmsten Salons und können doch um einen bescheidenen Preis erworben werden.

Die Zeichenvorlagen entsprechen den Wünschen der für die Zeichenreform tätigen Männer und sind dem Fachmanne vom Dresdener Kunsterziehungstage und aus anderen Ausstellungen im wesentlichen bekannt. Nur quält mich dabei eine Sorge: Müssen die armen Vögel, Eichhörnchen und sonstigen lieben Gäste unserer Wälder und Fluren nun auch für den Zeichenunterricht bluten? Nimmt der Tiermord überhand, dann werde ich ein lauter Gegner solcher Vorlagen und rufe nach der Hülfe der Tierschutzvereine. Es wird so schon von herzlosen Jägern genug gegen unsere Freunde in Wald und Flur gesündigt. Manche Vögel sind schon im Aussterben. Hat der Mensch ein Recht, Gottes Natur zu entvölkern? Wer schafft uns denn den Eisvogel, den Wiedehopf, den Kuckuck, den Uhu und all die Wunder aus Gottes Hand wieder, wenn erst die letzten Exemplare weggeknallt und ausgestopft im Glaskasten verstauben? Also: Förderung des Zeichenunterrichtes, gewiß! Aber nicht auf Kosten der anmutigen und harmlosen Tierwelt, nicht auf Kosten eines feinen liebevollen Naturſinnes, der sich nur am Lebendigen wahrhaft entwickeln kann. Es wäre eine rechte Beruhigung, wenn uns versichert werden könnte, daß all die Tiere, deren Köpfe, Flügel, Füßchen uns da entgegenstarren, nicht um des Zeichenunterrichtes willen getötet wurden. Erst dann würde ich mich des Albrecht Dürer-Hauses rückhaltlos freuen können.

Über militärische Kritik.

Von

H. von Boguslawski, Generalleutnant z. D.

Man kann unter diesem Ausdruck zwei sehr verschiedene Dinge verstehen. Das eine ist die Beurteilung von Kriegsereignissen und das andere die der militärwissenschaftlichen und kriegsgeschichtlichen Werke.

Über die erstere Sorte von Kritik hat schon Clausewitz, der größte Kriegsphilosoph aller Zeiten, Vortreffliches gesagt („Vom Kriege" 1. Buch S. 121 u. folg.). Er stellt als erste Bedingung einer vernünftigen Kritik hin: die geschichtliche Ausmittlung und Feststellung zweifelhafter Tatsachen. Ohne eine solche gründliche Forschung und Feststellung schwebt jede Kritik in der Luft.

In der kritischen Forschung nun kommt alles darauf an, die Dinge bis zu „unzweifelhaften Wahrheiten zu verfolgen und nicht, wie es so häufig geschieht, auf dem halben Wege, d. h. bei irgend einer willkürlichen Satzung oder Voraussetzung stehen zu bleiben." — Das sind herrliche Worte, und ich wollte, ich könnte das ganze Kapitel hier abschreiben, um so manchem militärischen Schriftsteller die Grundbedingungen wahrer Kritik ins Gedächtnis zurückzurufen. — Wir wollen daraus also nur noch so viel entnehmen, daß der Kritiker allerdings danach streben soll, sich möglichst an die Stelle des handelnden Feldherrn zu versetzen, daß ihm dies aber nie ganz gelingen kann, und der Kritiker daher berechtigt ist, von dem durch gründliche Geschichtsschreibung gewonnenen Überblick Gebrauch zu machen. „Indeß", sagt Clausewitz weiter, „ist es noch schwerer, daß die Kritik von dem absehe, was sie zu viel weiß," d. h. daß der Kritiker von dem nachträglich gewonnenen Überblick der Dinge einen Gebrauch mache, „als ob alle die Weisheit, die ihm durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen sei, sein persönliches Talent wäre." Endlich ist noch mit großem Recht der Erfolg als ein besonderes Moment von hervorragender Bedeutung von der Kritik zu beachten. Aber auch bei diesem ist zu untersuchen, ob der Erfolg durch zufällige Umstände oder durch das Genie des Feldherrn, die Tüchtigkeit seiner Truppen usw. herbeigeführt ist. — Aus alledem geht nur hervor, welche große Summe von Verhältnissen in Betracht zu ziehen ist, wenn man zu einer klaren objektiven Kritik militärischer Ereignisse gelangen will. Und dieser Hinweis ist in der jetzigen Zeit ungemein an der Stelle. Denn an unserer Heerführung von 1866 und 1870/71 ist so viel höchst zweifelhafte Kritik geübt worden, daß man sich eigentlich verwundern muß, wie es möglich war, daß wir bis vor Wien und bis an die Loire gelangten, und zwar ist diese Kritik nicht nur von Militärs, sondern auch von Nichtmilitärs geübt worden.

Nicht als ob die Kritik alles gutheißen könnte, was in Taktik und Strategie damals geschehen ist, aber vor allem ist die Bezeichnung der und jener Handlung als absoluter Fehler zu verwerfen. Wenn man den Motiven auf den Grund geht, wird man nämlich wenig absoluten Fehlern, d. h. solchen, die aus sträflichem Leichtsinn, Unentschlossenheit oder Fehlen gegen einen nach der Kriegslage unzweifelhaft anwendbaren Grundsatz gemacht worden sind, begegnen. Das Schlimmste ist aber, wenn der Kritiker nach einem theoretisch zurechtgelegten System arbeitet und danach nun die Ereignisse beurteilen will. So haben in der neuesten Zeit Militärs auf Grund einer Methode gearbeitet, die sie unrichtigerweise ganz Moltke zuschreiben, andere wieder haben Moltkes Verhalten kritisiert, weil er hin und wieder von einer Methode abwich, die man als die napoleonische bezeichnete, und endlich haben junge Historiker ältere Ereignisse nach einem System beurteilt, das von A bis Z nach dem Katheder schmeckt, bis denn einer sogar den Satz zu Tage förderte, die Schlacht von Leuthen sei „ein einigermaßen bedeutendes Gefecht" gewesen, dessen Gewinn oder Verlust nicht viel entschieden hätte. Hierbei spielt leider auch die Begierde, sich durch neue Entdeckungen und Behauptungen auszuzeichnen, eine große Rolle, bis denn die Legendenzerstörer glücklich eine neue Legende aufgebaut haben. Summa summarum: die Kritik über Kriegsereignisse und insbesondere über bedeutende Feldherren kann nicht vorsichtig genug und nur unter Berücksichtigung aller Verhältnisse ausgeübt werden.

Die zweite Art militärischer Kritik, die über militärische Werke, fordert in der Gegenwart ebenfalls mehrfache Bemerkungen heraus. Bekanntlich hat sich in der letzten Zeit eine heftige Polemik über die Kritik dramatischer und anderer Erzeugnisse der Dichtkunst entsponnen. Wenn man dort den Kritikern eine zu scharfe Sprache vorwarf, so kann man dies von der durch militärische Schriftsteller ausgeübten Kritik nicht sagen. Diese hält sich durchaus in den Grenzen, wie sie durch die Regeln des persönlichen Verkehrs, durch den Ehrbegriff und die Kameradschaft geboten sind, aber es ist nicht zu verkennen, daß diese Motive manchmal zu stark auf die Beurteilung einwirken. Eine größere Entschiedenheit in der Hervorhebung der Schwächen eines Buches könnte nichts schaden. Andererseits ist sowohl in der zivilistischen wie militärischen Kritik wohl zu bemerken, daß der verschiedene Parteistandpunkt Einwirkung hat. Dies kann nun in gewissem Grade nicht anders sein, nur muß das nicht in eine gegenseitige Unterstützung ausarten, die man in der französischen Literatur schon vor langer Zeit mit dem Worte Camaraderie bezeichnete. — Wir schließen ab, indem wir sagen, daß in der Beurteilung von Kriegsereignissen häufig eine zu große Schärfe, in der von militärwissenschaftlichen Werken eine zu große Milde zu Tage tritt. Scharfe pointierte Urteile müssen, wenn sachlich begründet und natürlich in angemessener Form, ertragen werden, insbesondere aber, wenn das Werk selbst scharfe Meinungsäußerungen enthält.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann—Berlin.

Deutschland ist in der glücklichen Lage, in den beiden brennenden Fragen internationaler Politik, die heute Gegenstand der Sorge anderer Staaten sind, den Zuschauer spielen zu können, der den Ausgang der zu einer Entscheidung treibenden Entwicklung mit seinen guten Wünschen begleitet, aber im Fall eines unerwünschten kriegerischen Ausganges aus dieser beobachtenden Stellung nicht herauszutreten braucht. Weder die mandschurisch-koreanische Frage, noch der Konflikt, der die Balkanhalbinsel in Aufregung hält, berührt direkt unsere Interessen. Da ist es vielleicht nützlich, einmal den Blick rückwärts zu wenden, und uns wieder ins Gedächtnis zu rufen, was die letzten Jahre uns gebracht haben und wie weit sich unsere Stellung im großen Zusammenhang der um ihren Platz an der Sonne ringenden Völker verändert hat. Die Anregung dazu haben uns die kürzlich in stattlichem Bande erschienenen Reden des Grafen Bülow[1]) gegeben, an deren Hand sich die ganze Summe der politischen Interessen verfolgen läßt, welche das letzte Lustrum uns zugetragen hat.

Wenn einmal die Geschichte der nachbismarckschen Zeit geschrieben wird, läßt sich wohl annehmen, daß man das Aufhören der tiefen Depression, welche mit seiner Entlassung eintrat, von dem Zeitpunkt datieren wird, da Deutschland sich entschloß, an der russisch-französischen Aktion teilzunehmen, durch welche Japan vom asiatischen Kontinent auf seine Inselwelt zurückgeworfen wurde. Es war das erste Anzeichen dafür, daß wir uns auf die Zusammenhänge der Weltpolitik besannen, und uns dessen bewußt wurden, daß es einer großen Nation nicht würdig ist bei Seite zu stehen, wo Entscheidungen fallen, an deren Ausgang eine neue Periode der Weltentwicklung hängt. In der Tat war die sich vorbereitende Erschließung Ostasiens ein solches Ereignis, und es wird das historische Verdienst des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe bleiben, das erkannt zu haben. Der zweite Wendepunkt, an dem die gedrückte Stimmung der öffentlichen Meinung Deutschlands sich aufzurichten begann, wird durch das Telegramm Kaiser Wilhelms aus Anlaß des Jamesonschen Raubzuges in Transvaal bezeichnet. Man kann heute darüber streiten, ob vom diplomatischen Standpunkte aus dieses Telegramm nicht

[1]) Graf Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik. Mit Erlaubnis des Reichskanzlers gesammelt und herausgegeben von Johannes Penzler. Mit dem Bildnis des Reichskanzlers und einem ausführlichen Namen- und Sachregister. Leipzig, Verlag v. Otto Wigand 1903. 8° 523 S. 10 M.

einen Fehler bedeutete. In England empfand man es als eine Beleidigung, und wenngleich die englische Regierung sich schließlich genötigt sah, Jameson den Prozeß zu machen, die große Masse der Engländer erkannte trotz allem in Jameson ihren Helden und vergaß uns den Jubel nicht, mit dem wir das Telegramm des Kaisers begrüßten. Vom Januar 1896 datiert die Germanophobie der Engländer, bei den Buren aber setzte sich die Vorstellung fest, daß für den Fall eines Konfliktes mit England die Unterstützung durch Deutschland zu den Wahrscheinlichkeiten gehöre, mit denen sie rechnen könnten. Das war ein Irrtum, und Deutschland hat sie, lange bevor es zu jenem Konflikt kam, nicht in Zweifel darüber gelassen. Aber der Irrtum wurde bei uns in weiten Kreisen geteilt und in England behauptete sich die Vorstellung von gefährlichen Plänen Deutschlands auf Südafrika wie ein Glaubensartikel. Im Zusammenhang mit der daraus folgenden Verschärfung der deutsch-englischen Beziehungen konnten wir aber die lehrreiche Erfahrung machen, daß Frankreich entschlossen war, jede Verlegenheit und jede Gefahr, die uns erstand, gegen uns auszunützen.

Das war die Lage, als im Spätherbst 1897 Herr von Bülow vom Botschafterposten in Rom abgerufen wurde, um als Staatssekretär im Auswärtigen Amt die Leitung unserer Politik zu übernehmen. Er hat, bevor er Rom verließ, im Klub der deutschen Kolonie einige Worte des Abschieds gesprochen: „er gehe, sagte er, mit dem Vorsatz in seine neue Stellung, seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit zu tun, im Sinn des kategorischen Imperativs, zweitens aber wolle er stets die Gebote der Gerechtigkeit, Billigkeit und wahrer Menschlichkeit anderen gegenüber verfolgen.“ Summiert man den Inhalt dieser Sätze, so gibt das freilich noch lange keinen Staatsmann, sondern nur einen guten Menschen, also ein erwünschtes und wie wir glauben, auch ein notwendiges Akzidens, aber nicht die entscheidenden Eigenschaften, die den Staatsmann machen; die liegen auf anderem Boden. Neben der unerläßlichen Voraussetzung fester Nerven gehört dazu ein klarer Blick in die Gegenwart, genaue Kenntnis der eigenen Kräfte, politische Phantasie, die über das Morgen hinaus sieht, und die Fähigkeit kräftigen Entschlusses zur rechten Zeit. Graf Bülow hat nun alle diese Eigenschaften mitgebracht und sie mit einer ungewöhnlich glücklichen Laune kombiniert, die gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, daß er bis heute auf seiner dornigen Bahn keinen einzigen wesentlichen Mißerfolg zu verzeichnen hat. Wir fassen dabei an dieser Stelle nur die auswärtige Politik ins Auge und wollen, um nicht dem Fürsten Hohenlohe gegenüber ungerecht zu werden, noch ausdrücklich hervorheben, daß die ersten entscheidenden Schritte bereits vom alten Kanzler in seiner ruhigen und sicheren Weise wohl vorbereitet waren. Wir meinen natürlich den ersten Gesetzentwurf zur Verstärkung unserer Kriegsflotte und die Absendung unserer Kreuzerdivision in die Gewässer von Kiautschou. Aber der Staatssekretär hatte beide Maßnahmen zu verteidigen und durchzuführen, und unzweifelhaft gebührt ihm ein entscheidender Anteil an dem glücklichen Ausgang. Am 4. Januar 1898 wurde unser Pachtvertrag mit China perfekt, und damit war endlich der Stütz-

punkt gewonnen, von dem aus wir uns als gleichberechtigt im Wettkampf der europäischen Kulturvölker um die Erschließung des in alten Vorurteilen erstarrten ältesten Kulturvolkes der Welt behaupten konnten. Man braucht nur den Blick von jenen ersten Anfängen unserer asiatischen Politik auf die gegenwärtige Lage in Ostasien zu werfen, um zu erkennen, wie besonnen und umsichtig wir Stellung genommen haben und wie unerläßlich es war, hier Fuß zu fassen. In Übereinstimmung mit Rußland waren wir vorgegangen und dabei war von vornherein durch die Lage von Kiautschou auch künftigen Interessenkonflikten mit England vorgebeugt worden. Schon in diesen ersten Anfängen haben wir das heute als politische Notwendigkeit anerkannte Prinzip der offenen Tür uns zu eigen gemacht und damit langsam aber sicher der anderen gefährlichen Theorie der Interessensphären, die ursprünglich von England, Frankreich und Rußland vertreten wurde, den Boden unter den Füßen entzogen. Nichts aber hätte einem politischen Dilettanten näher gelegen, als auch für Deutschland diese Theorie der Einflußsphären aufzunehmen, die für Vorteile des Augenblicks große Zukunftsaussichten preisgegeben hätte.

Aber darüber deckten sich im Jahre 1898 noch dichte Schleier. Eine Reihe anderer Fragen drängte sich in den Vordergrund, und auch da galt es, vorsichtig mit nicht am Tage liegenden Möglichkeiten der Zukunft zu rechnen. Die Nachwehen des griechisch-türkischen Krieges nötigten zu einer prinzipiellen Stellungnahme in der orientalischen Frage. Nachdem wir im Januar 1898 durch Regelung der griechischen Finanzkontrolle endlich die alten Forderungen der deutschen Gläubiger Griechenlands in Sicherheit gebracht hatten, wurde im März die „Oldenburg" aus den kretischen Gewässern abgerufen. Deutschland bekannte sich zum Standpunkt, daß eine aktive Orientpolitik außerhalb des Kreises seiner Interessen liege, und hat eben dadurch in der fast ununterbrochenen Kette der bis auf den heutigen Tag fortdauernden orientalischen Krisen einen Einfluß in Konstantinopel erlangt, der, wie die Erfahrung gelehrt hat, der Erhaltung des Friedens in diesem alten Wetterwinkel Europas förderlicher gewesen ist, als eine Parteinahme, nach welcher Seite immer sie gefallen wäre. Den Vorteil aber, den eine Vertrauensstellung gibt, haben die deutschen Reichsangehörigen in türkischen Ländern spüren können. Ihre Stellung ist eine andere geworden, und die Orientreise des Kaisers, die in ihren Konsequenzen den Grundsatz zu praktischer Geltung brachte, daß deutsche Staatsbürger nicht fremdes Protektorat — wie es Frankreich über die Katholiken des Orients beanspruchte — zu tragen brauchen, und die nebenher den grandiosen Gedanken der Bagdadbahn ins Leben führte, hat diese Stellung der Deutschen weiter gesichert. Nun aber folgte eine Reihe politischer Verwickelungen, welche an die Umsicht unserer Regierung die höchsten Forderungen stellte. Der spanisch-amerikanische Krieg brach aus, auf den Samoainseln platzten die deutschen Interessen mit denen der Engländer und Amerikaner an einander, die handelspolitischen Gegensätze namentlich zu England und zu den Vereinigten Staaten begannen sich zuzuspitzen, und zu alledem traten die An-

zeichen, daß ein neuer Sturm in Südafrika und ein Gewitter in Westindien sich vorbereite. Es war allerdings so: überall kamen die großen politischen Probleme in Fluß, und mit ihnen zugleich in aller Welt die staunende Erbitterung, daß jenes Deutschland, das man gewohnt war, als rein europäisch-kontinentale Macht zu betrachten, nicht mehr abseits stand, wenn es sich darum handelte, eine Neuverteilung der Welt vorzunehmen. Die Folge war, daß, was an Neidern uns gegenüberstand, sich zusammentat, und neben den offiziellen Gegnern und Konkurrenten eine Armee publizistischer Freibeuter jeden Schritt Deutschlands in malam partem interpretierte, und, wo der Stoff fehlte, mit Verleumdungen und Verdächtigungen gegen uns vorging, die in Deutschland selbst, unter den Gegnern der neuen Weltpolitik, in der wir standen, ein gehässiges, unpatriotisches Echo fanden. Unter solchen Verhältnissen mündete der Samoakonflikt trotz allem in einen ehrenvollen Vergleich aus, und brachte uns der Zusammenbruch der spanischen Kolonialmacht die Erwerbung der Karolinen-, Mariannen- und Palau-Inseln. Wir hatten nunmehr wirklich ein Südseereich, das mit Kaiser-Wilhelmsland und Bismarckarchipel und im Zusammenhang mit Kiautschou ein hoffnungsvolles Ganzes bildet und das Raum für die Arbeit vieler Generationen bietet.

In dieser Kombination, die uns ernste Pflichten auflegte und die Möglichkeit neuer Verwickelungen bot, wurde am 12. Dezember 1899 die neue Flottenvorlage eingebracht, die nach Kämpfen, in denen Herr von Bülow der Protagonist war, am 12. Juni 1900 — endlich — vom Reichstage angenommen wurde. Er stand, als die Entscheidung fiel, bereits seit dem 1. März als Reichskanzler an der meistverantwortlichen Stellung im Reiche, genötigt, zu den Problemen der auswärtigen Politik, die sich wiederum drohend zugespitzt hatten, mit den Gegensätzen zu rechnen, welche die Parteikämpfe im Innern im Hinblick auf die Wandlung, die im wirtschaftlichen Leben des Reiches eingetreten war, zu leidenschaftlicher Gluthitze angefacht hatten. Die Gegensätze von Landwirtschaft und Industrie, die Welt der sozialdemokratisch-organisierten Arbeiterschaft mit ihren utopischen, das Wesen des Staats negierenden Forderungen, wohlgemeinte, aber über das Ziel hinausschießende Forderungen der alldeutschen, konfessionelle Gegensätze, die, im Hinblick auf die Machtstellung des Zentrums, im Reichstage sich allezeit geltend machten und in Gebiete übergriffen, von denen man hätte annehmen müssen, daß sie unter allen Umständen einen neutralen Boden darstellten, die Notwendigkeit endlich, in den Ostmarken des Reichs dem Polentum die Spitze zu bieten, das alles gab eine Gesamtlage im Innern, deren Schwierigkeiten an der Zerfahrenheit unseres parlamentarischen Lebens mit erschreckender Klarheit zu Tage trat. Vielleicht hat der Einblick in diese Verhältnisse, die naturgemäß auch jenseit unserer Grenzen nicht verborgen blieben, dazu beigetragen, daß die eben charakterisierten Feinde Deutschlands in der Presse aller Staaten des Auslandes sich zu einem Bündnis zusammenschlossen, wie es unseres Wissens noch niemals und nirgends in gleicher Stärke bestanden hat. In England, Amerika, Rußland und Frankreich hatten sie ihr Hauptquartier, Tschechen,

Madjaren und Polen stellten die Hülfstruppe, und mit ungeheurem Lärm wurde aller Welt angekündigt, daß das Heil der Menschheit nicht anders behauptet werden könne, als durch eine Koalition aller übrigen Mächte gegen Deutschland. Nur wenn Deutschland schwach und ohnmächtig am Boden liege, werde die rechte Freiheit und die echte Humanität wieder ihr Haupt erheben können. Diese Predigt ist jahrelang mit nie ermüdender Gehässigkeit gepredigt worden, und von Zeit zu Zeit meinten die Apostel des Deutschenhasses nahe daran zu sein, die Früchte ihrer Mühen pflücken zu können.

Solch ein Moment schien gekommen, als während der tiefen Erregung, die der Burenkrieg wie in aller Welt, so auch in der öffentlichen Meinung Deutschlands hervorrief, englische Kriegsschiffe sich herausnahmen, deutsche Fahrzeuge widerrechtlich festzuhalten. Man konnte meinen, daß England den Nebenzweck verfolge, die werdende deutsche Flotte in die Schranken alter politischer Demut zurückzuwerfen. Daß schließlich infolge unseres guten Rechts und der festen Haltung unserer Regierung England einen recht beschämenden Rückzug antreten mußte, steigerte nur die Gegensätze der öffentlichen Meinung beider Länder, so daß für absehbare Zukunft nichts unwahrscheinlicher war, als ein Zusammenwirken Englands und Deutschlands in Fragen der großen Politik. Und doch ist gerade dieses Unwahrscheinliche Wirklichkeit geworden.

Die so überraschend hereinbrechende, in ihrer Vorgeschichte noch immer nicht vollkommen ergründete chinesische Krisis, die Ermordung des Freiherrn v. Ketteler und die Notwendigkeit, die bedrängten Gesandtschaften der Mächte zu befreien, änderte plötzlich die Lage, und als die Nebel sich verzogen, die das Geheimnis der zwischen den Mächten gepflogenen diplomatischen Verhandlungen verdeckten, sahen wir Deutschland als führende Macht an der Spitze einer Koalition, die uns den Oberkommandierenden und die Verständigung auf bestimmte politische Ziele zu danken hatte. Schon vorher war durch das sogenannte Jangtseabkommen vom 16. Oktober 1900 dafür gesorgt worden, daß unsere Auffassung vom Prinzip der offenen Tür für Ostasien die geltende würde, wobei Deutschland sich das Recht vorbehielt, der mandschurischen Frage fern zu bleiben, welche den Keim von Konflikten in sich trug, die mit unseren besonderen Interessen nichts gemein hatten. Auch das gehört in den Zusammenhang dieser chinesischen Angelegenheiten, daß seit dem 14. Juni 1900 unsere neue Flottenvorlage glücklich unter Dach und Fach gebracht war. Was aber den größten Eindruck machte, war doch die Sicherheit, mit der wir ein Heer freiwilliger Chinakämpfer aufstellten, und die spielende Leichtigkeit, mit der die ungeheuren Aufgaben, die der Transport und die Verpflegung der Truppen brachte, bewältigt wurden, endlich die kühne und opferfrohe Tüchtigkeit, die unsere junge Kriegsflotte zeigte. Die Leitung der kooperierenden Truppen aller Nationen durch den Grafen Waldersee, der allen Rivalitäten zum Trotz ein gutes Einvernehmen aufrecht zu halten verstand, trat hier ebenbürtig der gewiß nicht minder schwierigen Aufgabe zur Seite, die inzwischen von unserer politischen Führung gelöst werden

mußte: Die Eintracht aufrecht zu erhalten bis zu dem Zeitpunkt, da das Ziel erreicht, China gedemütigt und ein Frieden errungen war, der eine neue Ära in der Geschichte der Beziehungen Europas zum fernen Osten eingeleitet hat. Wer sich nicht darüber klar ist, wie ganz anders die Entwicklung dieser Krisis verlaufen konnte, wenn auch nur ein falscher Zug in unserer diplomatischen Aktion gemacht wurde, wird allerdings auch nicht recht würdigen können, was es bedeutet, daß Deutschland heute von den am chinesischen Kriege am meisten beteiligten Mächten diejenige ist, die kommenden Verwicklungen am ruhigsten entgegensehen kann. So gingen uns die Jahre 1900 und 1901 an. Wer sich der parlamentarischen Verhandlungen dieser Zeit erinnern kann, wird das Wort verstehen, das Graf Bülow einmal in die Verhandlung hineinwarf: „Vom Standpunkt der reinen Moralphilosophie kann ich auswärtige Politik nicht treiben, das hat auch Fürst Bismarck nicht getan — und vom Standpunkt der Bierbank auch nicht!“ Das Nachspiel des Burenkriegs, die Reise des Präsidenten Krüger und der Burengeneräle, das sittliche Pathos, mit der die Sozialdemokratie sich für China zu begeistern begann — obgleich, wie der Reichskanzler einmal ironisch bemerkte, Bebel doch kein geborener Chinese war —, das alles gab unerschöpflichen Stoff zu politischen Entgleisungen auf der Rednertribüne des Reichstags, wie in den Spalten einer Presse, die bemüht war, der Bierbank ihre Stimmungen abzulauschen, wie endlich in den wohlgemeinten Entrüstungsversammlungen, die aus Anlaß des Burenkrieges allüberall in den großen städtischen Mittelpunkten des Reiches stattgefunden haben.

Dann kam die Rückwirkung, die der nach dem Tode der Königin Viktoria und nach dem Pakt von Vereeniging in neuer Richtung auftretende britische Imperialismus auf den Kontinent ausübte. Die wirtschaftlichen Fragen rückten so sehr in den Vordergrund, daß darüber in unserem inneren Leben zeitweilig alles andere in den Hintergrund trat. Die Notwendigkeit, für den Abschluß neuer Handelsverträge gerüstet zu sein, führte am 2. Dezember 1901 zur Einbringung des neuen Zolltarifs, der die Diagonale der Interessen von Landwirtschaft und Industrie so ziehen sollte, daß darüber weder die gesunde bäuerliche Grundlage unseres Reichs, noch die erfolgreiche Arbeit seiner mächtig aufgeblühten Industrie und seines kühn vordringenden Handels zu kurz kam. Nach Kämpfen von beispielloser Heftigkeit wurde am 14. Dezember 1902 um 4½ Uhr morgens, nach mehr als achtzehnstündiger Schlußsitzung der Zolltarif glücklich angenommen. Graf Bülow, der der Sitzung von Anfang bis zu Ende beiwohnte und nicht weniger als fünfmal in die Debatte eingriff, konnte sich wohl sagen, daß er in entscheidender Weise den schließlichen Ausgang gefördert hatte.

Nebenher war der Konflikt mit Venezuela gegangen, in welchem Deutschland mit erstaunlicher Langmut jahrelang an sich gehalten hatte, um endlich im Verein wiederum mit England und nachträglich auch mit Italien, nach vorausgegangener Verständigung mit den Vereinigten Staaten, schnell und energisch die entscheidenden Schläge zu führen, die den kleinen Halbbarbarenstaat nötigten,

trotz des Schutzes, den ihm die amerikanische Presse zuteil werden ließ, ins Knie zu fallen und Buße zu leisten. Es wird noch in frischer Erinnerung sein, welche Verleumdungskampagne sich in diesem Zusammenhange gegen uns gerichtet hat. Die Furcht weiter englischer Kreise, daß Deutschland politisch in den Vereinigten Staaten einen Freund finden könne, war durch den enthusiastischen Empfang, den Prinz Heinrich in der großen Republik gefunden hatte, so sehr gesteigert worden, daß der venezolanische Krieg zum Anlaß genommen ward, unsere angeblichen Annektionspläne in Südamerika der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten zu denunzieren und gleichzeitig die verleumderische Behauptung zu verbreiten, während des kubanischen Krieges seien wir bemüht gewesen, eine paneuropäische Koalition gegen Amerika zu organisieren. Auch diesmal fiel die Verleumdung auf ihre Urheber zurück, aber als Niederschlag blieb eine Verstärkung des Hasses, der sich nun einmal in England gegen uns festgesetzt hatte. Wenn heute Chamberlain diesen Haß als einen politischen Machtfaktor benutzt, um seinen großbritischen Zollverein durchzupeitschen, ist das gewiß kein Beweis dafür, daß die Sache, mit der er sich identifiziert hat, eine gute ist.

Doch wir halten inne. Blicken wir auf jene hinter uns liegende jüngste Vergangenheit zurück, so zeigt sie uns eine Reihe stattlicher Erfolge. Deutschland ist allerdings größer geworden und mächtiger. Es bewegt sich in aufwärtsgehender, nicht in absteigender Linie. Aber, wenn auch der Dreibund in wörtlich gleicher Fassung auf weitere 12 Jahre erneuert werden konnte, was nicht leicht war, die Notwendigkeit, noch stärker zu werden, gebietet sich als Folge der sich immer kritischer zuspitzenden Gesamtlage der großen Politik. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß neue große Erschütterungen bevorstehen. Stehen wir heute abseits von den Interessenkonflikten, die im nahen und im fernen Orient drohen, — und beides danken wir ohne Zweifel der Politik des Grafen Bülow —, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß aus ihnen Komplikationen hervorwachsen, denen wir uns nicht entziehen können. Je später sie eintreten, um so besser für uns; denn wir wachsen rascher und sicherer als die andern, aber wir dürfen uns nicht in der Zuversicht wiegen, daß ernste Kriege uns auf die Dauer erspart bleiben.

Graf Bülow hat in der Rede, die er am 16. Juni 1901 bei Enthüllung des Bismarck-Nationaldenkmals hielt, die Quintessenz des Wirkens seines großen Vorgängers charakterisiert. Es waren Worte, die wir namentlich heute unserer Nation wieder lebendig ans Herz legen möchten: „Was uns sein ganzes Wirken zeigt, ist, daß der Mensch das Schiff lenken kann, das auf dem Strom fährt, nicht aber den Strom selbst; daß wir, wie Fürst Bismarck sich ausgedrückt hat, die großen Dinge nicht machen, aber den natürlichen Lauf der Dinge beobachten und das, was dieser Lauf zur Reife gebracht hat, sichern können. Mit anderen Worten, daß es in der Politik darauf ankommt, in jedem Augenblick die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen und an die Erreichung des zu Nutz und Frommen des Landes Erreichbaren *alles* zu setzen."

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Mallow.

15. August 1902.

In der Ferienzeit der inneren Politik ist auch der Lärm des Wahlkampfes und der den Wahlen folgenden Erörterungen bald genug verhallt. Aber in der Stille beginnen bereits die Rüstungen für den neuen Winterfeldzug. Die Parteien mustern ihre Kräfte und suchen die praktischen Folgerungen aus dem Geschehenen zu ziehen, sei es in Ausbeutung des Sieges, sei es in der Feststellung der Lehren, die ihnen die Niederlage erteilt hat.

Eine vollständige, nach allen Richtungen hin Aufschluß gebende Verarbeitung des statistischen und politischen Materials aus den letzten Wahlen liegt noch nicht vor; ein allgemeiner Überblick wird aber auch schon durch die Beobachtungen ermöglicht, die sich an der Hand der von den Parteien nach den amtlichen Wahlziffern gesammelten Notizen anstellen lassen. In der letzten Monatsschau haben wir uns mit dem Erfolg der Sozialdemokratie beschäftigt und seine Ursachen zu ergründen versucht. Jetzt wird sich die Betrachtung vor allem der Feststellung zuzuwenden haben, wie dieser Erfolg auf die bürgerlichen Parteien gewirkt hat. Im ersten Augenblick konnte sich wohl die Befürchtung hervordrängen, der gewaltige Zuwachs an Stimmen für die Sozialdemokratie werde im höchsten Maße niederdrückend und entmutigend auf die Stimmung der nationalen Wählerschaft einwirken und den Pessimismus, an dem wir zur Zeit kranken, noch erheblich vermehren. Diese Befürchtung hat sich aber sehr bald als völlig unbegründet erwiesen. Es zeigt sich, daß das Wahlergebnis fast allgemein vorhergesehen worden ist, ja daß man sich im allgemeinen wohl auf viel Schlimmeres gefaßt gemacht hatte. Das wäre freilich an sich noch kein besonders erfreuliches Anzeichen für die politische Lage nach den Wahlen, wenn nicht zugleich andere Merkmale vorlägen, daß man anfängt, sich wieder auf feste Grundlagen der politischen Anschauung und auf ideale Ziele zu besinnen. Wir haben schon in der letzten Betrachtung vor den Wahlen festgestellt, daß eine entschiedene Reaktion gegen die nackte Hervorkehrung wirtschaftlicher Sonderinteressen sich vorbereitete, freilich in ganz anderer Weise, als man in manchen nationalen Kreisen bis dahin geträumt hatte. Man hatte vielfach geglaubt, die wirtschaftlichen Gegensätze in einem allgemeinen nationalen Idealismus aufgehen lassen und so eine geschlossene Phalanx gegen die rote Gefahr führen zu können. So ist die

Sache nun freilich nicht gegangen. Die Wählerschaft der bürgerlichen Parteien antwortete damit, daß sie die alten Parteiprinzipien, die in den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart fast verschüttet oder zur Phrase erstarrt waren, wieder hervorholte und sich fester um die Parteifahne scharte. Das mochte für viele Sammlungspolitiker eine unbequeme Enttäuschung sein, und gewiß hat ja auch die Sozialdemokratie zunächst viele Verteile daraus gezogen. Aber es wäre falsch, bei diesem ersten Eindruck stehen zu bleiben. Die politische Anschauungsweise wird stets beeinflußt bleiben von materiellen Interessen und der äußeren Lebensstellung; der wirtschaftliche Untergrund aller politischen Gruppierungen wird also immer sein Recht behaupten. Wir standen aber in Gefahr, daß unser politisches Leben ausartete in einen rohen Wettlauf dieser rücksichtslos behaupteten materiellen Interessen. Diese Gefahr wird abgewendet, wenn die Interessengegensätze sich vertiefen zu Verschiedenheiten der Grundanschauungen, die in dem Idealismus ihres Strebens nach dem Gemeinwohl bewußt oder unbewußt etwas Gemeinsames finden. Da wir innere politische Gegensätze niemals los werden können, so sollten wir es wenigstens mit Freuden begrüßen, wenn wir wieder von Prinzipien hören, statt des niederziehenden Gezänks um den Brotkorb der großen wirtschaftlichen Interessengruppen.

Es scheint wirklich, als ob die Wahlen in dieser Beziehung eine klärende und ermunternde Wirkung ausgeübt hätten. Im konservativen Lager läßt sich diese Wirkung freilich noch nicht ganz klar übersehen, und man wird deshalb mit dem Urteil zurückhalten müssen. Dagegen scheint sich innerhalb der nationalliberalen Partei eine bemerkenswerte Entwicklung zu vollziehen. Diese Partei stand mehr als alle anderen in Gefahr, in dem Kampf um materielle Sonderinteressen zwischen den extremen Gruppen zerrieben zu werden. Über die Stellung zu den agrarischen Fragen drohte im Schoße der Partei ein Zwiespalt, der um so verhängnisvoller werden mußte, je mehr die wirtschaftlichen Streitpunkte das politische Leben beherrschten. Wir haben auf den inneren Grund der Schwierigkeiten, mit denen der nationale Liberalismus zu kämpfen hatte, schon früher hingewiesen und ebenso auch hervorgehoben, daß kurz vor den Wahlen diese Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte. Da ist denn nun die Feststellung von besonderer Bedeutung, daß gerade diese Partei unter allen bürgerlichen Parteien die einzige ist, die einen nicht unwesentlichen Zuwachs in der Gesamtstimmenzahl bei den Wahlen zu verzeichnen hatte. Das deutet auf den Entschluß weiter Kreise des liberalen Bürgertums, in einer nationalen, positiven Zielen dienenden Politik wieder ein festes, ideales Prinzip zum Ausdruck zu bringen, das allen wirtschaftlichen Interessen gerecht wird, aber sich nicht einem einzelnen unterwirft. Wenn das für die nationalliberale Partei im ganzen einen gewissen Ruck nach links bedeutet, — denn es ist unvermeidlich, daß der grundsätzliche Liberalismus dabei stärker als bisher betont wird, — so braucht das konservative Politiker nicht zu beunruhigen. Es kann auch für sie etwas Gutes daraus entspringen. Wir haben jetzt eine zum Teil völlig stagnierende, zum Teil in rein agrarischen Interessen

befangene konservative Partei, daneben halbkonservative Gruppen, die sich nicht konservativ zu nennen wagen; sie stehen den revolutionär gestimmten Massen in der denkbar unglücklichsten Stellung gegenüber. Eine unter kräftigen nationalen Impulsen sich vollziehende Sammlung der leistungsfähigen Kräfte im deutschen Liberalismus kann uns vielleicht vermöge der unausbleiblichen Gegenwirkung etwas bringen, was unserem politischen Leben bitter not tut, eine wirklich auf der Höhe der Zeit stehende, lebenskräftige konservative Partei.

Doch das ist ja noch Zukunftsmusik. Einstweilen könnte wohl die Befürchtung nahe liegen, ein Linksrücken der Nationalliberalen könnte dem radikalen Liberalismus, der jetzt eine so klägliche Niederlage erlitten hat, wieder auf die Beine helfen und jene „große liberale Partei" verwirklichen, von der schon so oft die Rede gewesen ist und die doch nie zu stande kommen konnte. Sie wird aber auch jetzt nicht verwirklicht werden, weil die Zeit für jene Form des Liberalismus, die in den heutigen freisinnigen Parteien und der Volkspartei noch ein kümmerliches Dasein fristet, unwiederbringlich dahin ist. Die politisch radikalen und demokratischen Elemente werden immer mehr zur Sozialdemokratie hingezogen werden, und die Freisinnigen werden immer mehr werden, was sie nahezu schon jetzt sind: Generale ohne Soldaten. Um so bedeutsamer kann die Form des Liberalismus werden, die, den Bedürfnissen der Zeit aufmerksam folgend, den nationalen Idealismus wahrt und dabei ganz positive, praktische Aufgaben zu lösen versteht. Bemerkenswert ist hier vor allem die Arbeit der „nationalliberalen Jugendvereine," die in einer kraftvollen Bewegung in den Vordergrund zu treten beginnen. Sie sind bisher außerhalb der Partei nicht sonderlich beachtet worden. Das lag wohl an dem eigentümlich gewählten Namen, der für die erste Empfindung etwas Abstoßendes hat. Wenn man das schöne Wort „Jugend" mit dem offiziellen Namen einer politischen Partei verbunden sieht, so wird man wohl zunächst von einem gelinden Schüttelfrost gepackt. Es zeigt sich aber, daß das Wort „Jugend" nicht in dem uns zunächstliegenden Sinne, sondern etwa im Sinne des altrömischen Begriffs „juventus" zu verstehen ist, also unter Umständen schon recht „alte Knaben" umfaßt. Der Gedanke, nicht die „heranwachsende" Jugend, wie — mindestens mißverständlich — oft zu lesen ist, sondern die jungen Männer, die in das Leben treten, in den Ideen einer bestimmten politischen Anschauung zu schulen, sie mit erfahrenen Vertretern dieser Ideen in Verbindung zu bringen, sie politisch anzuregen und ihrer Pflichten bewußt zu machen, — dieser Gedanke sieht sich freilich schon ganz anders an und muß, verständnisvoll durchgeführt, einer Partei eine große Stärke geben. Und jetzt scheinen die Nationalliberalen in der Tat schon die ersten Früchte zu pflücken. Dieser Bewegung der Jungen unter den Nationalliberalen scheint es wohl zu danken zu sein, daß zunächst zwei wichtige positive Programmpunkte voraussichtlich der Partei als verheißungsvolle Leitsterne dienen werden. Es ist die Gegnerschaft gegen den Ultramontanismns und ferner die Fortführung einer ehrlichen maßvollen Sozialreform. Man wird daher die weitere Entwickelung dieser Bewegung mit großem Interesse verfolgen müssen.

Eine Folge der letzten Wahlen hat kürzlich der politischen Welt eine Überraschung bereitet. Wir meinen die geplante Fusion der Nationalsozialen mit der freisinnigen Vereinigung. Erstaunen, Spott, Schadenfreude auf der einen, Mißtrauen und Ablehnung auf der andern Seite sind die Grundtöne der Erörterung, die sich darüber entsponnen hat. Versuchen wir möglichst objektiv festzustellen, was sich bis jetzt darüber sagen läßt.

Die Lostrennung des von Pfarrer Naumann geleiteten Flügels der „jungen" Christlich-Sozialen von der älteren, der Führung Stöckers folgenden Parteigruppe schien zunächst der notwendigen sozialen Reformbewegung einen beträchtlichen Zuwachs an Kraft zu verbürgen. Die Grundlage der christlich-konservativen Anschauungen, auf denen die ältere Bewegung fußte und die im wesentlichen nur eine Popularisierung der altkonservativen Ideen durch erweiterte Anwendung der christlichen Charitas auf die Politik bedeuteten, erwies sich auf die Dauer zu schmal, um den Bau einer modernen Sozialreform zu tragen. Naumann stellte sich frisch und frei auf den Boden der modernen Arbeiterbewegung, die er in die bestehende Staatsordnung dadurch einfügen wollte, daß er sie von den Einflüssen der internationalen revolutionären Sozialdemokratie befreite und sie national, monarchisch und christlich machte. Die Idee einer solchen spezifischen Vertretung der modernen Arbeiterinteressen im Rahmen des Gegenwartsstaates bedeutete allerdings die Ausfüllung einer klaffenden Lücke im politischen Parteigetriebe. War doch damals im Jahre 1895 das Häuflein derer, die das Banner einer Sozialreform auf nationalem Boden hochhielten, arg zusammengeschmolzen. Es war daher natürlich, daß Naumann viel freudige Zustimmung fand, nicht nur bei denen, die seine Ideen unmittelbar teilten, sondern auch bei solchen, die von einer höheren Warte aus urteilend, an die Notwendigkeit der Ausfüllung jener Lücke in den modernen Parteibestrebungen glaubten. Mehr als die sachlichen Erwägungen war es aber wohl vor allem die Persönlichkeit des glänzend begabten Mannes, sein warmherziger, frischer Idealismus, seine ehrliche Begeisterung für die Sache, wie man sie in dem kalt und nüchtern gewordenen Parteileben so gar nicht mehr zu finden gewohnt war, was nicht nur auf seine näheren Freunde hinreißend wirkte, sondern ihm auch die Sympathien bedeutender Männer, selbständig denkender Köpfe zuführte.

Nun kam es aber auf den Weg an, auf dem der allgemeine Gedanke dieser Bestrebungen seiner Verwirklichung zugeführt werden sollte. Die Zusammensetzung des Kreises, der sich zunächst für die Naumann'schen Ideen interessierte, wies eigentlich von vornherein auf eine lange und geduldige Arbeit in der Stille hin, die vor allem auf die Durchdringung der im gegenwärtigen Staate einflußreichen, der modernen Arbeiterbewegung zum großen Teil verständnislos gegenüberstehenden alten Parteien mit sozialen Reformideen hinwirken mußte. Aber die Summe von Intelligenz, die sich um ihn geschart hatte und von seiner jugendkräftigen Führerschaft Taten erwartete, verleitete den feurigen Optimismus Naumanns, den zweiten von den offenstehenden Wegen einzuschlagen, nämlich eine neue Partei zu gründen.

Es lag damals, im Jahre 1896, auch wohl in der Luft, daß sich viele den Zerfall der alten Parteien und die Gründung neuer leichter vorstellten, als der Wirklichkeit entsprach. Für Naumann wurde dieses Unternehmen zum Verhängnis, denn er zeigte sich der ihn erwartenden gewaltigen Aufgabe doch nicht gewachsen. Die Gründung einer Partei, d. h. die Umgestaltung einer Idee zu einer die Gesamtheit beeinflussenden, von einer größeren Volksmasse getragenen Kraft ist nicht einfach das Werk einer starken, von ehrlicher Freudigkeit getragenen Intelligenz, sondern sie ist ein Werk der Staatskunst, und Kunst ist Können, ein starkes, tief im ganzen Menschen wurzelndes Können. Naumann unterschied sich von dem Schöpfer einer Partei ungefähr wie ein geistvoller Kritiker und Bühnenleiter vom dramatischen Dichter. Er verstand wohl Menschen zu gewinnen, aber er verstand nicht, die Menschen zu beherrschen. Der Führer einer neuen Bewegung, der Gründer einer Partei muß in seiner Art ein Herrscher sein. Er muß unter Festhaltung seines großen Zieles den sicheren Blick für die kleinen Störungen, die es zu überwinden gilt, bewahren, Widerwärtigkeiten, Entgleisungen, die Schwächen der Menschen rücksichtslos nach seinem Willen lenken, mit der Kraft eines stahlharten Charakters über Enttäuschungen vorwärts zu schreiten verstehen und den festen Griff in den Schmutz politischer Leidenschaften nicht scheuen. Naumann war seinem ganzen Wesen nach viel zu human für einen politischen Agitator. Die frische, frohe Beredsamkeit eines für seine Überzeugung kämpfenden guten und edlen Menschen, der es ja vielfach gelang, unvereinbare Gegensätze unter den Seinen auf eine gewisse Zeit scheinbar zu überbrücken, konnte auf die Dauer nicht die Beimischung von Stahl ersetzen, die seine Natur hätte haben müssen, um mit der gestellten Aufgabe fertig zu werden. Gleich der Anfang der Parteigründung war eine Halbheit. Es galt auszugleichen zwischen zwei ganz verschiedenen Tendenzen, die beide ihre Hoffnung auf Naumann setzten und die sich am prägnantesten vielleicht durch die Namen Sohm und v. Gerlach kennzeichnen lassen. Darin war eigentlich der Fingerzeig gegeben, daß es besser gewesen wäre, in stiller Vereinstätigkeit zu wirken, zumal sich zeigte, daß die Kräfte für eine neue Partei nicht ausreichten. So gründete man denn in der Tat einen „Verein", ließ diesen aber trotz seines Namens sofort als Partei auftreten. Daß in dieser Parteitätigkeit der rechte Flügel der Anhängerschaft Naumanns der Öffentlichkeit gegenüber mehr in den Hintergrund trat, war natürlich, aber das Schlimme war, daß die Natur Naumanns in der ihm nun auferlegten politischen Agitation immer mehr von dem einbüßte, was ursprünglich die Kraft und der Vorzug der Bewegung gewesen war. Man glaubte herauszufühlen, wie er sich mit der leidigen taktischen Kleinarbeit der Parteiführung Zwang antat und wie einzelne ursprüglich große Züge seines Wesens erstickt und beeinträchtigt wurden durch das politische Alltagswerk. Er stand nicht mehr als Beherrscher über seiner Sache; er war nur noch Parteimann und Parteiführer im allergewöhnlichsten Sinne. Daher verfiel er immer mehr dem Einfluß der Mitarbeiter, die ihm nun zunächst standen und unter denen „Schwarmgeister" der verschiedensten

Art, sehr wandlungsfähige, wenig gefestigte politische Charaktere und mancherlei Querköpfe waren. Damit begann die Verflachung der kleinen Partei, die Verwischung ihrer Eigenart. Die Preßtätigkeit der Partei litt unter der Einseitigkeit, mit der die Wortführer der Partei die Sätze einer den Parteianschauungen günstigen volkswirtschaftlichen Richtung als absolute mathematische Wahrheiten betrachteten, und unter der kleinlichen Nervosität, mit der sie ihnen nahestehende, sozialreformerische Richtungen abstießen, wenn diese sich ihrem Radikalismus nicht beugten. Schließlich endete die anfangs so viel verheißende Bewegung in dem wenig erfreulichen Treiben einer oppositionellen Gruppe sehr radikalen Charakters, die ihren letzten Rettungsanker in der Beteiligung an dem Geschrei über den „Brotwucher" suchte. Die schlechte materielle Lage und das drohende Ende der Partei trieben den größten Teil der kleinen Kerntruppe, die sich noch in Wort und Schrift für den Nationalsozialismus betätigte, in den Dienst des Handelsvertragsvereins, und damit war die Brücke zur freisinnigen Vereinigung geschlagen, die Herr v. Gerlach, der neugewählte Reichstagsabgeordnete für Marburg, schon überschritten hat und auf der ihm Pfarrer Naumann folgen will. Unter vielen Angehörigen der nationalsozialen Partei regt sich lebhafter Widerspruch, und zum endgültigen Austrag wird die Frage erst in einigen Wochen gebracht werden. Ein Bruchteil der Partei wird wohl in das freisinnige Lager gehen, andere werden dem schon vor Jahren gegebenen Beispiel Göhres folgen und Sozialdemokraten werden. Und dieser Anschluß an größere Parteien ist ein verständiger und berechtigter Schritt für Leute, die sich wirklich nur noch in ganz unwesentlichen Punkten von jenen unterscheiden. Ob daneben noch eine selbständige nationalsoziale Organisation bestehen bleiben wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls wird sie nicht mehr als Partei angesprochen werden können. Wahrscheinlich wird ihr das zum Heil gereichen. Denn der ursprüngliche, gute und berechtigte Kern der Naumann'schen Ideen wird zweifellos erhalten bleiben und wird, wenn das Hindernis einer falschen Methode ihrer Entwicklung beseitigt ist, noch recht fruchtbar werden können, falls besonnene, nationalgesinnte Kreise dadurch den Anstoß erhalten, als soziales Ferment in der Welt unserer bürgerlichen Parteien fortzuwirken.

Auf einige andere Erörterungen, die in dieser Zeit in der Presse einen breiten Raum eingenommen haben, einzugehen, können wir uns diesmal noch versagen. Man hat sich lange über die Frage der Wahl eines sozialdemokratischen Vizepräsidenten des Reichstags herumgestritten, die Frage wird aber erst bei Zusammentritt des Reichstags wirklich aktuell werden. Auch die wichtigen Fragen, die durch die letzten Hochwasserkatastrophen in den östlichen Provinzen Preußens angeregt worden sind, sind noch nicht so weit gefördert, um ihrer an dieser Stelle gedenken zu können. Nur soweit daran Vermutungen über Krisen in der preußischen Staatsregierung geknüpft worden sind, kann dem schon jetzt widersprochen werden.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

(Die Europäische Donaukommission und die Verkehrsfreiheit an der Donaumündung. — Die Wichtigkeit einer nationalen Handelsflotte. — Eine Transsaharabahn.)

Eine Fahrt auf der Donau ist reizvoll und reich an Abwechslung. Leider kann sie erst in Passau beginnen, da, wo der Strom das Deutsche Reich verläßt, weil auf der kurzen deutschen Strecke Regensburg-Passau nur ein Güterverkehr aufrecht erhalten wird. Anmutig windet sich die Donau von Passau abwärts durch dicht bewaldete Gehänge zu dem freundlichen Linz und an zahlreichen Ortschaften, an Schlössern, Klöstern und Wallfahrtskirchen vorüber durch ihren landschaftlich schönsten Teil nach Wien. Bei Preßburg tritt die Donau ins Ungarische und zeigt zwischen Gönjö und Raab, wo sie fortwährend neue Arme, Sand- und Schotterbänke, Werder und Inseln bildet und bis zu 5 Kilometer breit wird, den Charakter eines großen Wildbaches, den sie erst danach verliert, um dann eine ziemlich unbeschränkte Schiffbarkeit zu bekunden. Die ungarische Hauptstadt ist ein letzter großstädtischer Glanzpunkt der Donau. Nachdem sie die ungarische Ebene durchflossen, tritt sie oberhalb Belgrad wieder an die Berge heran und erzwingt sich weiter unterhalb in Gestalt einer Klamm größten Stils einen Durchgang, da, wo die transsylvanischen Alpen und die Balkanausläufer zusammenstoßen. Mit der Regulierung des sogenannten Eisernen Tors sind die Schiffahrtsschwierigkeiten dieser Strecke leidlich beseitigt worden. Unterhalb des Eisernen Tors entwickelt sich die Donau zu der vollen Breite eines großen Stromes und erscheint verkehrspolitisch wie eine weit in das Binnenland hineinreichende Einbuchtung des Meeres, seitdem auf Veranlassung der europäischen Mächte die Donaumündung geöffnet worden ist. Ehedem war der Schiffahrtsverkehr zwischen der Donau und der See außerordentlich beschränkt. Vor der Mündung hatte der Strom große Schlammbänke angesammelt, und nur kleine Schiffe konnten in die Sulina einlaufen, da die Stromtiefe in der Sulinamündung auf 2⅔ Meter zurückgegangen war. Während des Krimkrieges hatten die Engländer die verkehrspolitische Bedeutung der untersten Donau kennen gelernt. Im Pariser Frieden von 1856 erklärte man die Donau für international und stellte ihre Mündung unter den Schutz des europäischen Völkerrechts. Damals wurde in Galatz die Europäische Donaukommission eingesetzt, bestehend aus je einem Vertreter

Österreichs, Rußlands, Preußens, Englands, Frankreichs, Italiens und der Türkei, mit der besonderen Aufgabe, die unterste Donau von Galatz abwärts von den Schiffahrtshindernissen zu befreien, in den bestmöglichen Zustand der Schiffbarkeit zu versetzen, ein Schiffahrtsreglement auszuarbeiten und die Strompolizei zu handhaben. Diese Aufgaben hat die Kommission befriedigend gelöst und auf einer Strecke von 90 Kilometer den Sulinaarm durch großartige Stromregulierungen, sowie durch umfassende Ausbaggerungen jener Schlammbänke, die Rußland im Interesse der nördlichen Kiliamündung hatte entstehen lassen, durch den Bau von weit ins Meer hinausgehenden Betondämmen aus Portlandzement und durch Herstellung einer Stromtiefe von 7½ Meter für die größten Schiffe fahrbar gemacht. Im Berliner Vertrag von 1878 wurde der Wirkungskreis der Kommission noch erweitert und Rumänien zur Teilnahme an den Verhandlungen berechtigt, im Londoner Vertrag von 1883 die Dauer der Kommission bis 24. April 1904 festgesetzt. Die Vollmachten der Kommission werden stillschweigend um drei weitere Jahre verlängert, falls nicht ein Jahr vor ihrem Ablauf von seiten einer Macht oder mehrerer Mächte anderweite Vorschläge gemacht werden.

Nach Andeutungen russischer Blätter wünscht man in Petersburg, daß das Mandat der europäischen Donaukommission nicht verlängert wird, und scheint bereits die Zustimmung einiger Mächte erlangt zu haben, die ein unmittelbares Interesse an der Donau nicht besitzen. Zu diesen Mächten gehört auch Deutschland. Lange Zeit hat man die verkehrspolitische Bedeutung der Donau für Deutschland überschätzt, und noch heute gibt es deutsche Handelspolitiker, die der irrigen Meinung sind, daß die Donau eine wichtige Handelsstraße für den Verkehr Deutschlands mit dem näheren Orient sei. Tatsächlich ist der Verkehr auf der Donau erstaunlich gering und dürfte, auf den Kilometer berechnet, noch nicht den zehnten Teil des Verkehrs auf der Elbe ausmachen. Überdies drängt sich der Donauverkehr auf den untersten freien Stromlauf jenseits des Eisernen Tors zusammen. Hauptinteressent dieses Donauverkehrs ist England. Auf Anregung Englands wurde die europäische Donaukommission eingesetzt und ihre Regulierungsarbeiten sind ganz überwiegend dem englischen Handel zugute gekommen. In den siebziger Jahren belief sich, nach dem Tonnengehalt gerechnet, Englands Anteil an dem Schiffsverkehr der Sulinamündung auf ⅔ der Gesamtheit. Infolge der Konkurrenz anderer Nationen ist der englische Anteil seither etwas zurückgegangen, doch entfiel noch im Jahre 1901 mehr als die Hälfte auf englische Schiffe. Durch die österreichisch-ungarische Handelspolitik gegenüber Rumänien wurde der rumänische Güteraustausch mehr auf den Seeweg gedrängt und der Verkehr der Sulinamündung gesteigert. Nach einer Schrift von Demeter S. Nenitzescu, dem früheren Generalsekretär im Ministerium des Innern zu Bukarest wurden im Jahre 1902 rund 51 Millionen Hektoliter Getreide, meist rumänischer Herkunft und meist auf englischen Schiffen, von Galatz donauabwärts und dann zur See nach Nordwesteuropa ausgeführt und für 86 Millionen Mark Waren zur größeren Hälfte aus England eingeführt. Rußlands Bemühungen,

durch eine staatlich unterstützte Dampfschiffahrtsgesellschaft mit den unteren Donauländern in lebhafteren Güteraustausch zu kommen, hatten keinen rechten Erfolg, und so erklärt es sich, daß Rußland die bedeutende Entwicklung des Sulinaverkehrs im wesentlichen zu Gunsten Englands nicht gerade mit freundlichen Augen ansieht und in die Verlängerung der Vollmachten der europäischen Donaukommission nicht willigen mag, die als Vertreterin aller Mächte mit ihren von jeder Territorialhoheit unabhängigen Befugnissen die Neutralität der untersten Donau gewährleistet. Erstrebt man von russischer Seite wirklich die Beseitigung der europäischen Donaukommission, so wird England als meistbeteiligter Staat darauf bedacht sein müssen, daß sie, wenn auch nicht mehr unter Beteiligung aller Mächte, als internationale Körperschaft aufrecht erhalten wird, um auch fernerhin über die Unabhängigkeit und Neutralität der Donaumündung zu wachen. Darauf wird man von englischer Seite um so ernster hinarbeiten müssen, als man sich in Rußland schon seit Jahren mit dem Gedanken beschäftigt, den nördlichen Donauarm, der sich in russischem Besitz befindet, schiffbar zu machen und den Sulinaarm zu konkurrenzieren. Offenbar hat man in Rußland dazu aus Mangel an Mitteln noch nicht kommen können. In ihrer bisherigen Zusammensetzung hatte die europäische Donaukommission das Recht, alle Arbeiten Rußlands im Kiliaarm zu beaufsichtigen, auch daraufhin, ob nicht durch die Ableitung des Donauwassers in den Kiliaarm die Sulinamündung aufs Trockene gesetzt wird. Ist das Mandat der europäischen Donaukommission erloschen und besteht sie nicht mehr in der bisherigen Form, so fällt auch ihr Aufsichtsrecht, das sie bisher an der untersten Donau übte, fort und Rußland erlangt für die Regulierung des Kiliaarmes freie Hand. Hierdurch eröffnen sich bedenkliche Aussichten für die Zukunft der freien Schiffahrt an der Donaumündung, und es ist Sache Englands, einer möglichen Gefährdung seiner Handelsinteressen im Sulinaarm vorzubeugen. Nach den Andeutungen der „Nowoje Wremja" fordert Rußland das Recht der Herrschaft auf dem Schwarzen Meer, in das die Donau mündet, erblickt in der Donau einen großen slavischen Strom und will sich an der Kiliamündung einen Mittelpunkt künftiger strategischer Operationen schaffen. Gegen diese Aspirationen wendet sich vom rumänischen Standpunkt aus die bereits erwähnte Schrift von Nenitzescu, verteidigt die europäische Donaukommission gegen die russischen Angriffe, faßt ihre verdienstliche Tätigkeit zusammen und begründet die Notwendigkeit ihres Fortbestehens. In der Tat ist Rumänien am unmittelbarsten daran beteiligt, da es in der europäischen Donaukommission nicht nur eine Bürgschaft für die Unabhängigkeit und Neutralität der Donaumündung, sondern wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch eine Bürgschaft für die eigene Unabhängigkeit und Neutralität erblickt. —

Bei der Beratung der deutschen Flottenvorlage ist die Wichtigkeit einer nationalen Handelsflotte in ein helles Licht gerückt worden. Eine leistungsfähige Handelsflotte erleichtert und befördert die Einfuhr wie die Ausfuhr, sie ist ein wertvoller Träger nationaler Wirtschaftsinteressen in den internationalen

Kämpfen um den Weltmarkt, und sie erscheint da, wo sie nicht nur die nationalen Bedürfnisse befriedigt, sondern darüber hinaus auch noch für fremde Völker verfrachtet, mit einem erheblichen Posten in dem Haben der Zahlungsbilanz des Staates. Die Engländer berechnen ihren Gewinn an Schiffsfrachten aus dem Verkehr mit fremden Staaten jährlich auf 1600 Millionen Mark; für Deutschland, dessen Handelsflotte der englischen erfolgreich nachstrebt, wird er auf 200 Millionen Mark veranschlagt. Dagegen schätzen nordamerikanische Sachverständige die Beträge, die ihr Land jährlich für Seefrachten an die Eigentümer fremder Dampferlinien zahlt, auf über 300 Millionen Mark. Ein französisches Fachblatt beziffert die Frachtkosten der überseeischen Ein- und Ausfuhr Frankreichs im Jahr 1901 auf 288 Millionen Mark. Davon entfielen auf französische Schiffe 96 Millionen Mark und auf fremde Schiffe 192 Millionen Mark. An letzteren waren beteiligt die Schiffe der Herkunfts- und Bestimmungsländer mit 88 und die Schiffe fremder Länder mit 104 Millionen Mark. Das „Bulletin de la Mutuelle-Transports beklagt dieses Ergebnis. Frankreich zahle seiner Handelsflotte bedeutende Schiffahrtsprämien und sei trotzdem noch immer der fremden Handelsflotte tributpflichtig. „In der Zeit von 1874 bis 1895 haben wir für unsere Häfen 1 Milliarde und 300 Millionen Franks ausgegeben und diese Häfen werden besonders von fremden Handelsflotten benützt. Le Havre und Cherbourg sind gewissermaßen Zweigstellen von Bremen und Hamburg geworden." Schließlich verlangt das genannte Blatt eine Organisation der französischen Handelsflotte, die den Anforderungen des modernen Fortschrittes entspricht. —

Mit großer Lebhaftigkeit befürworten französische Volkswirte und Kolonialpolitiker, die sonst ernsthaft zu nehmen sind, die Anlage einer Transsaharabahn von Tunis oder Algerien durch die Wüste nach dem Tschadsee. Diese Bahn würde mindestens 2400 Kilometer lang werden und nach sehr optimistischen Schätzungen 250 Millionen Franks kosten. Politisch und militärisch wäre diese Bahn von großem Wert für Frankreich, sie würde den großen französischen Kolonialbesitz in Nordwestafrika zusammenfassen und es den Franzosen ermöglichen, in einem Kriege mit England französische Truppen von Algier nach dem Sudan zu werfen, ohne den Seeweg zu benützen. Das ist aber auch alles, was sich zu Gunsten einer Transsaharabahn anführen läßt. Im übrigen erinnert sie an den Rhodes'schen Plan einer Kap-Kairobahn. Auch diese Bahn entsprang politischen und militärischen Erwägungen, hatte aber wirtschaftlich keine Daseinsberechtigung, weil sie vom Seewege flankiert worden wäre. Bei der Transsaharabahn ist es nicht der Seeweg, sondern sind es die Ströme der afrikanischen Westküste, insbesondere der Benue-Niger und der Senegal, die eine überlegene, weil viel billigere Konkurrenz bereiten. Von Yola an bildet der Benue-Niger eine katarakten-freie Verkehrsstraße von 1140 Kilometer Länge, die sechs Monate lang reichlich Wasser führt. Nach und vom Benue muß darum naturnotwendig der Handel der Tschadregion, des zentralen Sudans ein- und ausgehen, solange nicht etwa

eine Bahn von Kamerun nach Adamaua geht. Die Engländer wußten sehr wohl, warum sie bei der Festlegung der deutschen Kamerungrenze Yola durch einen Zirkelschlag aus dem deutschen Block herausschnitten. Darauf hat schon Prof. Dr. Hans Meyer in seinem nicht genug zu schätzenden Buch „Die Eisenbahnen im tropischen Afrika" hingewiesen und hervorgehoben, daß gegen die kürzere und billigere Verbindung nach Westen, die dem westlichen und mittleren Sudan durch die Flußläufe gegeben ist, eine Transsaharabahn nicht aufkommen kann. Für den östlichen Sudan erachtet er den Nil und vielleicht auch den Ubangi-Kongo als die natürlichen und konkurrenzlosen Verkehrsstraßen, sobald ihre Dampfer und Zwischenbahnen billigere Frachtsätze einführen können. Demgegenüber erscheinen die Betriebs- und Ertragsberechnungen der Franzosen in hohem Grade phantastisch, da sie eine Grundtaxe von 2 bis 2½ Zentimes für den Tonnenkilometer in Aussicht nehmen, wie sie nur auf nordamerikanischen Durchfuhrbahnen mit Massenfrachten denkbar ist. Mit Recht setzt Meyer eine Grundtaxe von 10 Zentimes und äußersten Falles von 5 Zentimes für den Tonnenkilometer an, so daß Durchfuhrgüter auf der ganzen Strecke 240 und äußersten Falles noch immer 120 Franks für die Tonne zu zahlen hätten, welchen Satz indessen die Massenerzeugnisse des Sudans, abgesehen von Gummi, Elfenbein und wertvollen Erzen, nicht tragen können. Der transsaharische Handel ist nicht im stande, der geplanten Bahn genügende Frachten zu schaffen, und auch der Personenverkehr läßt sich nur äußerst gering veranschlagen. Es wäre eine Äußerung erstaunlicher Tatkraft und kühner Kolonialpolitik, wenn die Franzosen, was freilich noch zu bezweifeln ist, sich entschließen sollten, den Bau der Transsaharabahn in Angriff zu nehmen.

Das Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

(Kirchliches. — Schulwesen. — Österreich. — Ungarn. — Frankreich. — Rußland. — Italien. — Nordamerika. — Mexiko. — Argentinien. — Chile.)

Kirchliches. Der Bau einer deutschen evangelischen Kirche in Rom ist gesichert, nachdem eine Versammlung von Vertretern der deutschen evangelischen Gemeinde in Rom Ende Juni die Übernahme des im Herbste 1899 für das Kirchenbaukomitee in Deutschland angekauften Platzes in Villa Ludovisi (Via Sicilia, nahe dem Palast der Königin-Witwe) beschlossen hat. Das Grundstück hat einen Wert von 180 000 Lire und soll der Gemeinde geschenkt werden. Für den Kirchenbau sind bisher ¼ Millionen Mark durch freiwillige Beiträge gesammelt worden, aber noch ¾ Millionen werden erforderlich sein. Nunmehr erhält der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin eine Unterlage, um im Herbst der Generalsynode über die Aufbringung der noch nötigen Mittel Vorschläge zu machen. Um das Zustandekommen des Kirchenbaues hat sich durch Wort und Tat der Superintendent Terlinden in Duisburg besondere Verdienste erworben.

Schulwesen. Zu den wichtigsten Wünschen der deutschen Auslandsschulen rechnet Dr. Richard Jahnke, Direktor der deutschen Schule in Brüssel, in der Monatsschrift „Die deutsche Schule im Auslande" das Verlangen nach der Gründung eines Reichsschulamts. Er erachtet die Errichtung eines solchen Amtes nur als eine Frage der Zeit. Was den höheren Schulen in Preußen das Kultusministerium und die Provinzialschulkollegien sind, das soll das Reichsschulamt den deutschen Auslandsschulen sein: eine oder vielmehr die vorgesetzte Behörde für die Lehrkräfte, sie soll wenigstens für den Schulleiter das Recht der Bestätigung haben. Nur so werde den Lehrern im Auslande der nötige Schutz vor Willkür gegeben. Die Befürchtung, daß den Schulen ihre Bewegungsfreiheit genommen werde, daß der Bureaukratismus die Herrschaft gewinnen und eine unzweckmäßige Gleichförmigkeit die notwendige Verschiedenheit verdrängen könnte, teilt Jahnke nicht und sagt: „Es schadet nichts, wenn an die Stelle der Freiheit, die in Wirklichkeit nur Willkür ist, Zwang tritt, der Ordnung bedeutet". Das Reichsschulamt hätte den Schulen die nötigen Lehrkräfte zu vermitteln, könnte Einfluß ausüben auf das innere Leben der Schulen und dafür sorgen helfen, daß die Unterstützung der deutschen Auslandsschulen gerechter verteilt wird als dies bisher

möglich war. Bei der Bemessung des Reichszuschusses ist die Schülerzahl und die der Lehrkräfte in Betracht zu ziehen, die Höhe des Schulgeldes, die Kosten des Schulgebäudes und seiner Erhaltung, die Höhe der etwa zu zahlenden Steuern, der Aufwand für Heizung und Beleuchtung — Kosten, die doch bei manchen Schulen ganz wegfallen — und endlich die Besitzverhältnisse der betreffenden Kolonie. Auch ist die Erhaltung des Deutschtums an dem einen Orte wichtiger als an dem andern, weil sie schwieriger ist. Sicherlich werden alle diese Dinge auch jetzt schon berücksichtigt, aber eine wirklich sachgemäße und zweckentsprechende Erledigung der Angelegenheit wird erst auf der von uns gewünschten Grundlage möglich sein. Jahnke befürwortet eine Erhöhung des Reichszuschusses für die deutschen Auslandsschulen, von dem er sagt, daß er in nicht zu ferner Zeit die Höhe von einer Million erreichen muß und wird, das erfordern die Würde des Reichs und die Wichtigkeit der deutschen Auslandsschulen. Nach Jahnkes Meinung wird diese Ausgabe eine erhöhte Einnahme zur Folge haben. „Mehr als jetzt werden dann, wenn die deutschen Schulen im Auslande ungehemmt wirken können, von den Deutschen wie von den Ausländern deutsche Bücher und deutsche Zeitungen gelesen und deutsche Waren gekauft werden. Die Ausländer werden für deutsches Wesen immer mehr Verständnis und Achtung gewinnen, und die Deutschen selbst werden ihrem Volke erhalten bleiben. Denn es ist wirklich so: die deutsche Schule ist der Anker, der die Deutschen im Auslande an ihrem Vaterlande und ihrem Volke festhält. Besonders tritt das hervor, wenn der Geburtstag des Kaisers gefeiert wird. Wenn auch der eine oder der andre meint, es sei zu viel, sich alljährlich einmal vaterländisch zu begeistern, die meisten werden doch hingerissen und nehmen von der Schulfeier ein wärmeres Vaterlandsgefühl mit nach Hause. Selbst die Ausländer können sich diesem Eindrucke nicht entziehen."

Österreich. Vor einiger Zeit gab der französische Professor der Volkskunde Henri Gaidoz in der Zeitschrift „Melusine" den Tschechen den Rat, sich bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen einer Kultursprache zu bedienen, und er empfahl ihnen als solche die deutsche mit der Begründung, daß die tschechische Kultur zur Hälfte eine deutsche sei. Bitter, aber wahr!

Ungarn. Selbst in magyarischen Kreisen anerkennt man gelegentlich die Unentbehrlichkeit der deutschen Sprache, wenn auch nur für die höhergestellten Gruppen der ungarischen Bevölkerung. In einem Aufsatz über die Reform der höheren Handelsschulen sagt der „Pester Lloyd," ein Tageblatt, das in deutscher Sprache erscheint, aber lediglich magyarische Interessen vertritt, daß die deutsche Sprache für den ungarischen Kaufmann eine unvergleichlich größere Wichtigkeit habe als die französische Sprache, und beklagt die Mangelhaftigkeit des Unterrichts der deutschen Sprache in den Handelsschulen. Der Abiturient sei nicht einmal im stande, den einfachsten deutschen Formularbrief tadellos zu entwerfen, wenn er nicht gerade die deutsche Sprache daheim lerne. Und doch müßte der heutige Kaufmann in erster Reihe die deutsche Sprache lernen, weil sie die Sprache der benachbarten Handelsvölker sei. Schließlich empfiehlt der „Pester Lloyd" die

obligatorische Einführung des deutschen Sprachunterrichts in den Handelsschulen. Außerdem sollen die Schüler wählen dürfen, ob sie noch französisch oder englisch hinzulernen wollen.

Frankreich. Die Zahl der Deutschen in Frankreich wird auf 100000 angegeben, wovon etwa 70000 in Paris wohnen sollen. Deutsche evangelische Kirchengemeinden finden sich in Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux, Nizza, Cannes, Mentone und Nimes. In den meisten dieser Städte sind auch deutsche Kirchen vorhanden, ferner deutsche Religionsschulen, Männer- und Jünglingsvereine, Mädchenheime usw. Unterstützt werden die Kirchengemeinden durch Zuwendungen des deutschen Kaisers (für Paris 3000 Mark), des Großherzogs von Hessen (für Paris 2000 Mark) und anderer deutscher Fürsten, durch die Gustav Adolf-Stiftung, durch den Protestantischen Hülfsverein in der Schweiz und besonders auch durch das Oberkonsistorium der bayrischen protestantischen Landeskirche. Daneben wirkt der deutsche Hülfsverein in Paris, der im Jahre 1902 rund 54500 Mark verausgabte, zumeist für Unterstützungen, aber auch für die Rückbeförderung mittelloser Deutscher nach der Heimat. Von deutschen Fürsten und Regierungen erhält der Verein jährlich Beiträge von 6861 Mark, und zwar 3200 Mark vom Kaiser und 1600 Mark vom Prinz-Regenten von Bayern. Das Vermögen des Vereins beläuft sich auf rund 90000 Mark. Wöchentlich zweimal strömen die hülfsbedürftigen Deutschen zur Rue de Bondy, wo drei Vorstandsmitglieder des Hülfsvereins bereit sind, Klagen, Anliegen usw. in Empfang zu nehmen. Im Nebenzimmer wartet der deutsche Arzt auf die Kranken, die man ihm zuschickt.

Rußland. Nach der letzten Volkszählung wohnten in Petersburg 22338 und in Moskau 14531 Ausländer. Unter den Moskauer Ausländern befanden sich 6688 Deutsche, 2044 Franzosen, 1834 Österreicher und Ungarn, 1176 Schweizer, 942 Engländer und 360 Italiener.

Am Schlusse eines Berichtes über die Tätigkeit des vor Jahresfrist begründeten „Vereins zur Pflege des Studiums russischer Kultur" in Berlin bringt die deutsche „St. Petersburger Zeitung" die Gründung eines ähnlichen Vereins zur Pflege des Studiums deutscher Kultur zu Petersburg in Anregung. Allerdings fügt sie hinzu: „Die Zeiten, wo man in der russischen Gesellschaft in dem erforderlichen Maße das deutsche Geistesleben verstand und schätzte, scheinen vorbei zu sein — allzu eifrig haben die Organe jener Halbintelligenz dafür gesorgt, in dem russischen Volke die Saat des Hasses gegen Deutschland und die Deutschen auszustreuen und die törichte Meinung zu verbreiten, daß sich das Land der Dichter und Denker in ein Land hochfahrender Gamaschenknechte und gewinnsüchtiger Geschäftsleute verwandelt habe".

Italien. Ein unermüdlicher Wohltäter und die Stütze der deutschen Gemeinde zu Neapel ist am 25. Juli mit dem Generalkonsul Julius Aselmeyer vom Hause Aselmeyer und Ko. dahingegangen. Schule, Kirche, Krankenhaus und Hülfsverein, all diese Einrichtungen zur Erhaltung und Förderung deutscher Kultur und deutscher Sitte im Auslande wären ohne seine stets offene Hand über

eine kümmerliche Scheinexistenz kaum je hinausgekommen. Wo ein Defizit gähnte, deckte er es, wo es Neuschaffungen gab, stellte er seine Mittel zur Verfügung. Er half dem Hospital aus dem finsteren Loch in der Capella vecchia heraus und schenkte ihm ein Haus. Wenn diese Anstalten jetzt blühen und gedeihen zum Segen der in Neapel Ansässigen und der durchreisenden Deutschen, so ist es im wesentlichen dem Verstorbenen zu danken.

Nordamerika. Mitte September wird der „Deutsch-amerikanische Nationalbund" (Vorsitzender Dr. C. J. Hexamer in Philadelphia, Näheres darüber I, 438) seine erste deutsch-amerikanische Nationalkonvention in Baltimore abhalten. In dem Einladungsschreiben an die deutschen Vereine heißt es: „Deutsch-Amerikaner, die Zeit ist nicht mehr fern, wo sich die Frage: Soll das Deutschtum in diesem Lande aussterben? Euch aufzwingen wird, und dann wird es zu spät sein, diese Frage mit einem Nein zu beantworten! Fühlungnahme der einzelnen Staaten und Städte untereinander bringt nicht allein das Bewußtsein der dem Deutsch-Amerikanertum innewohnenden Macht, sondern auch Mittel und Wege zur gemeinsamen Abwehr der herannahenden Gefahr des Aussterbens von allem, was deutsch in diesem Lande ist. Wie aus dem Bruderbunde von Nord- und Süddeutschland ein geeinigtes Vaterland hervorgegangen, so soll auch aus einer Verbrüderung des Westens und Ostens der Vereinigten Staaten ein einiges Deutschtum in der neuen Heimat erstehen, die beste Gewähr zur Erhaltung des Deutschtums, ein mächtiges Bollwerk gegen nativistische Übergriffe und Vergewaltigungen, das einzige Mittel gegen puritanische Unduldsamkeit und Heuchelei, die unser Volksleben vergiften. Prohibitionistische und Sonntagsfanatiker diktieren Gesetze zur Einschränkung der Einwanderung, zur Knebelung der persönlichen Freiheit, zur Ausmerzung der Deutschen aus den Schulen. Diese Fanatiker finden bei den Politikern ein willig Ohr, denn sie haben eine starke, über das ganze Land verbreitete Organisation. Der Deutsch-Amerikaner wird mit leeren Versprechungen abgespeist, entweder nie gehalten oder bald gebrochen, denn man weiß, daß seine Macht zersplittert ist."

Mexiko. Wiederholt ist es vorgekommen, daß tüchtige deutsche Facharbeiter unter anscheinend günstigen Bedingungen in ferne Länder berufen wurden, dort aber Enttäuschungen erleben, bedauerliche Schädigungen erleiden und bald wieder nach der Heimat zurückkehren mußten. In diesen Fällen wurden die deutschen Facharbeiter nur als Lehrmeister angesehen und rücksichtslos vergewaltigt, nachdem sie die heimischen Arbeitskräfte angelernt hatten. Von einem solchen Schicksal scheinen auch die 65 Glasbläser betroffen worden zu sein, die Ende vorigen Jahres von einer Glasfabrik in Monterey berufen wurden und schon nach vier Monaten in den Ausstand traten, weil die Arbeitgeber sie zu verkürzen suchten. Zwei Monate lang dauerte der Ausstand und erst den Bemühungen des deutschen Geschäftsträgers in Mexiko und dem Eingreifen des Präsidenten Diaz ist es zu danken, daß die Eigentümer der Glasfabrik den deutschen Arbeitern auf Grund eines neuen Vertrages entsprechende Rechte einräumten. Berufungen deutscher

Arbeiter in das Ausland sind erfreulich und ehrenvoll, indessen müssen die Berufenen, bevor sie sich verpflichten, sich darüber genau vergewissern, daß sie in dem fremden Lande ihre Lage erheblich verbessern und dauernd sichern.

Argentinien. In den letzten fünf Jahren hat das deutsche Erziehungswesen in Buenos Aires große Fortschritte gemacht. Am 29. Juni wurde die neue „Germaniaschule" der deutschen evangelischen Gemeinde feierlich eröffnet. Der stattliche Bau besteht aus einem Hauptgebäude, zwei Seitenflügeln, einer Turnhalle und drei Spielhöfen, er enthält insgesamt 44 Zimmer, darunter 22 Lehrzimmer, sämtlich mit elektrischer Beleuchtung. Vor fünf Jahren besaß Buenos Aires eine in jeder Hinsicht mangelhafte deutsche Erziehungsanstalt mit 250 Kindern, heute zählt die deutsche Schule 400 Kinder und die neue „Germaniaschule" dürfte vorläufig von 200 Kindern besucht werden. Beide Schulen werden nebeneinander gedeihen. Als es sich darum handelte, eine einzige Schule zu schaffen, eine Einigung darüber aber nicht erzielt werden konnte, meinte der damalige deutsche Gesandte Freiherr von Treskow, daß er das Scheitern der Verhandlungen nicht bedauere. Wäre die angestrebte einheitliche Schule zustande gekommen, so hätte sich wahrscheinlich bald der Eifer für das Schulwesen verflaut, was bei dem Fortbestehen beider Anstalten nicht zu befürchten sei. Bei der Eröffnung dankte F. W. Arning als Vorsitzender des Schulvorstandes der deutschen evangelischen Gemeinde, die durch hypothekarische Belastung der Kirche den Bau ermöglichte, und sprach die Hoffnung aus, daß die äußeren Vorteile der Schule nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei den stamm- und sprachverwandten Nationen, den Österreichern, Schweizern und Holländern, wie bei den Argentiniern Anerkennung finden mögen. Ziel der Schule ist die Erlangung der Berechtigung des einjährig-freiwilligen Dienstes in Deutschland. Auch hat die Schule die Aufnahme in das Nationalkolleg erhalten und kann durch diesen Anschluß an das höhere Unterrichtswesen von Buenos Aires den eingeborenen Argentiniern den Weg für ihre Zukunft im Lande selbst öffnen. Rektor Preuß zeichnete die Ziele und Zwecke der neuen Schule und Pastor Bußmann von der deutschen evangelischen Gemeinde betonte die sittlichen und religiösen Aufgaben dieser deutschen Lehranstalt in der Fremde.

Schon seit vielen Jahren besteht in Buenos Aires ein „Verein zum Schutze germanischer Einwanderer", der in der Hauptsache sich die Aufgabe stellt, den Einwanderern lohnende Arbeit nachzuweisen. Der „Deutsche Frauenverein" in Buenos Aires gewährt stellungsuchenden Mädchen und Frauen billige und gute Unterkunft. Auch Erzieherinnen und Lehrerinnen benützen gern das Heim dieses Vereins. In den sieben Jahren seines Wirkens hat der deutsche Frauenverein viel Gutes gestiftet.

Chile. Nach Berichten aus Victoria in Südchile haben sich dort die Deutschen zu einem „Deutschen Hülfsverein der Frontera" zusammengeschlossen mit der Aufgabe, alle Deutschsprechenden zu gegenseitiger Hülfeleistung auf allen Gebieten, zum Schutz und Trutz gegen alle Ungerechtigkeiten und zur Förderung

gemeinnütziger Zwecke zu vereinigen. Hoffentlich erweitert ſich dieſer Verein zu einem Bunde aller Deutſchgeſinnten in ganz Chile. Der Hauptvorſtand hat ſeinen Sitz in Temuco. In Chile, wo das Deutſchtum in kompakten Maſſen ſowohl in den Städten des Südens wie auf dem dortigen flachen Lande ſitzt, wo es faſt ganze deutſche Städte, wie Valdivia, Puerto Monte und Temuco gibt, iſt an eine Erſchlaffung des deutſchen Gefühls weniger zu denken als in den großen Hafenſtädten, wo ſich die Deutſchen mehr zum Beſuch fühlen, während die Landanſiedler für immer bleiben und gute und geſchätzte Bürger ihres neuen Heimatlandes werden.

Aus neuen Büchern.

Wir werden ſehen, daß die Geſchicke Europas nicht mehr am Bosporus, ſondern in Oſtaſien entſchieden werden, und nicht nur China, die älteſte Großmacht der Welt, auch die neueſten, Japan und die Vereinigten Staaten Amerikas, wirken und weben nunmehr an dem Schickſal des europäiſchen Kontinentes mit.

Aus: Politik und Seekrieg von Rudolf v. Labrès. (Mittler u. Sohn, 1903.)

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

XII.

(Marie von Ebner-Eschenbach, Agave. — D. S. Mereschkowski, Leonardo da Vinci. — Helene Böhlau, Die Kristallkugel. — Alfred Bock, Kantor Schildköters Haus. — Selma Lagerlöf, Eine Herrenhofsage.)

Marie von Ebner-Eschenbach, die Dreiundsiebzigjährige mit den klaren, klugen Augen, hat uns ein neues Buch beschert. Man würde es mit dem Hut in der Hand kritisieren, auch wenn es Ermüdung und die Spuren des Alters zeigte. Aber nichts dergleichen findet sich darin. Es ist rein, durchsichtig und gleichmäßig von Anfang bis Ende durchgeführt.

Als ich dieses Buch las, ward ich den Gedanken nicht los, wie sehr einsam diese Dichterin ist. Wohl: die Kinderlose hat die meisten Kinder, tausende und abertausende, die sie verehren und lieben. Aber wie ganz verlassen, literarisch verlassen ist sie in ihrem Vaterlande! Sie hat in ihrer Jugend Österreichs Macht und Glanz gesehen, ein Geschlecht von Dichtern, deren Namen lange noch tönen werden. Und sieht sie sich heut um: dann hört sie es bröckeln und knirschen und krachen, und einsam steht sie unter den Poeten; nur Einem kann sie die Hand reichen, Einem, der nicht wie sie aus dem Schlosse kam, sondern aus der Hütte: Peter Rosegger. Auf vier Augen steht eigentlich heut die österreichische Literatur, wenigstens jene, die auch außerhalb Wiens unbedingten Kurswert hat. Es sind ja viel, beinah zu viel Talente da, aber kein rechter Nachwuchs. Wo sind die Söhne des Ostreiches, die einst, wenn die Ebner und Rosegger nicht mehr sind, an ihre Stelle treten können? Es scheint, als sei drüben dieser kernige Schlag ausgestorben. Nicht das beklagen wir, daß die Ebner, daß Rosegger keine Schüler hat. Wohl aber, daß niemand da ist, der — mag er sonst sein, was und wie er wolle — den beiden gleich ist an menschlicher Kraft, daß er ausgehe und Seelen fange. Deshalb sagte ich, daß eine große Einsamkeit um die Ebner-Eschenbach sei.

Es dürfte niemanden geben, der ihr den ersten Platz unter den deutschen Erzählerinnen der Gegenwart streitig machte. Und sie wahrt ihn nicht so durch innere Herzensleidenschaft — darin übertreffen sie wohl manche —, als durch eine sichere Ruhe und Freiheit der Persönlichkeit. Die Lyrik, die stets aus Herzensfülle und Leidenschaft erblüht, ist deshalb nicht eigentlich ihr Feld, wenn sie gelegentlich auch mal einen Streifzug in dies Gebiet unternommen und ein

paar liebe kurze Verse gefunden hat. Ihre kluge Güte und freie Sicherheit, von der es scheint, als könne sie niemals in Verwirrung geraten, hat auch im Drama nicht die Form finden können, in der sie sich am reinsten ausdrücken konnte. Denn das Drama, das der Lyrik darin viel näher steht als der Epik, ist nicht das Kind ruhiger Anschauung, sondern sprungbereiter Leidenschaft. So ward die Dichterin, nachdem sie sich links und rechts versucht, mit Notwendigkeit zur Erzählung geführt, wo alle ihre Gaben zu schönster Geltung kamen. Vor den klaren und klugen Augen entschleierten sich alle Verhältnisse des Lebens. Aber solche Augen sind doch nur dann ein Segen, wenn das Herz danach ist. Sonst führen sie wohl zu kalter Überlegenheit, zur Satire.

Die Ebner hatte das Herz, das die Augen korrigieren konnte, das ihr zu den äußeren Augen auch jene inneren Augen des Geistes öffnete, von denen der wunderlich tiefsinnige Görlitzer Schuster Jakob Böhme so oft spricht. Sie wurde nicht zu kalter, sondern zu milder Überlegenheit geführt. Die Liebe, sagt Leonardo da Vinci, ist die Tochter der Erkenntnis. Die kluge, aber milde Überlegenheit der Ebner kleidet sich gern in das Gewand der feinen Ironie. Ihr danken wir auch die Perlenschnur der Aphorismen.

Es ist verständlich, daß diese Art nichts eigentlich Hinreißendes an sich hat. Die jungen Poeten sind stets in einem großen Bogen um Marie von Ebner herumgegangen . . . mit ungeheuer viel Respekt, aber ohne stürmische Begeisterung. Man kann sich diese Dichterin nicht jung denken. So wenig wir uns etwa Wilhelm I. jung denken mögen. Grade die unverwirrbare Sicherheit und Klarheit, die Lebensklugheit, das edle Gleichmaß — kurz, alles, was die Dichterin eben zu der bedeutendsten deutschen Erzählerin macht, steht dem vorgeschrittenen Alter besser an, als der Jugend. Man wird bezwungen; man beugt sich.

Beugen darf man sich, wie gesagt, auch vor dem neusten Buche der Ebner-Eschenbach: „Agave", einer Erzählung aus dem Beginn des goldnen Zeitalters Italiens. (Berlin, Gebrüder Paetel 1903.) Niemand — wie oben schon angedeutet ward — würde glauben, vor dem Werke einer Frau zu stehen, die das biblische Alter schon überschritten hat. Kein Zittern der Hand, kein Ermatten — klar und kräftig hebt sich ein leuchtend Bild, das in allen Teilen von edlem Gleichmaß und in der Zeichnung nicht weniger scharf, in der Farbe nicht weniger glänzend ist als die vielbewunderten früheren Arbeiten.

Ein Künstlerleben schlägt sich vor uns auf. Die vertrauten Namen des Masaccio und Filippo Lippi grüßen uns, aber nicht nur die Maler, auch die Menschen werden lebendig. Der eigentliche Held jedoch ist Antonio Venesco, der Töpfersohn aus Arricia, dessen Talent durch den großen Schmerz einer verratenen Liebe fruchtbar wird. Ein einziges Mal schafft er ein unsterbliches Bild. Dann ist es vorbei mit seiner Kraft; er kehrt zurück zu seinen Töpfen, nachdem er in halbem Wahnsinn sein eigenes Werk zerstört hat. Und nach Irrung und Fehle findet sich auch diejenige, die ihm den größten Schmerz getan — jenen Schmerz, der ihn einmal zur Höhe führte —, zu ihm zurück.

Den Titel „Agave“ soll das Motto erklären:

„Aus farbloser Hülle, Agave, bist du
In Schönheit erstanden, seltsame du,
Wie Blumen im Märchen durch Zauber erweckt.
Auf zierlichem Schaft, ihn bekränzend, ragst du,
Geworden noch kaum, vollendet doch schon.
Für einen berauschenden Frühling gibst du
Die Kraft eines Lebens, Agave, dahin
Und stirbst am Erblühen — ein Wunder bist du.“

Aber das Buch erklärt den Titel doch nicht ganz. Er trifft nicht, er erscheint sogar gesucht. Und man forscht unwillkürlich, weshalb die Dichterin wohl dazu griff; man fragt sich, wie sie den Roman sonst hätte nennen können.

Nach dem Namen des Helden? Damit hätte sie nicht ausdrücken können, daß sie in seinem individuellen Schicksal ein typisches sieht. Und ferner: Es gibt in dieser Erzählung eigentlich drei Lichtquellen: Masaccio, Antonio, Margherita. Besonders Masaccio ist dem eigentlichen Helden gefährlich. Er ist die Kontrastfigur: der strebende, immer höher steigende, nur vom heiligen Feuer durchglühte Künstler, den nichts aus seiner Bahn werfen kann, der Gegensatz von Antonio. Und die Schwierigkeit der Aufgabe lag doch darin: dem nicht immer sympathischen Antonio trotz seiner Ohnmacht das Interesse zu erhalten auch gegenüber dem reinen und großen Menschen und Meister Masaccio.

Es gelingt zuletzt. Doch es gibt Partien in dieser Erzählung, wo man immer nur an den Meister denkt, wo sein Licht das des Helden überstrahlt. Es ist so viel Großes und Rührendes in ihm. Nur ein reiner Mensch konnte diese Gestalt erschaffen, die uns in ihrem Streben und Vollbringen den Schauer ins Herz gibt, in dem wir Ewiges fühlen. Mit großer Liebe ist der Meister gezeichnet. Jeder Dichter und jeder ehrliche Dilettant, sagt die Ebner in ihren Aphorismen, schreibt mit seinem Herzblut, aber wie diese Flüssigkeit beschaffen ist, darauf kommt es an —. Nun, wer an dem Herzen der Ebner zweifelt, mag sich hier vor den Masaccio stellen. Er trägt alles höher, was sich ihm nähert. Und man fühlt — das ist das, was ich von dem Buche mitnehme —, wie groß und ewig und über alle Begriffe heilig die Kunst und das reine Streben zu ihr ist, wie man ihretwegen hungern und dürsten könne, da sie aller Opfer wert sei.

Als Gedanke ausgesprochen ist das trivial. Weißt du das nicht selber? könnte man mich fragen; muß dir das die Ebner-Eschenbach erst erzählen? Gewiß nicht, aber daß aus einer von ihr geschaffenen Gestalt mich dies als großes Gefühl überkommt, mir das Herz weitet in Andacht, mich im eignen Streben, sei es noch so dürftig, befeuert — das ist das Ausschlaggebende: ein lebendiger Gewinn für mich, nicht für den Kopf, aber für Herz und Leben, und für die Dichterin ein lebendiger Beweis, daß sie ein hohes Ziel erreicht hat.

Am meisten bewundert hab' ich jedoch die Mädchengestalt, die durch diese Erzählung geht. Nicht, als ob viele andre Poeten sie nicht auch hätten schaffen können. Aber daß eine Zweiundsiebzigjährige noch ein so blutvolles Geschöpf von

dieser Schönheit und Sinnlichkeit zu schaffen weiß, ist außerordentlich. Diese Margherita hat einen Ansatz zu jenen großen Menschenbildern, wie Gottfried Keller sie liebt, wie Isolde Kurz sie manchmal schafft.

Man braucht über den Stil der Ebner nicht erst zu reden. Er ist klar und durchsichtig und oft überraschend durch eine edle Kraft und Einfachheit. Wer den Jüngling Antonio daherkommen sah in seiner Pracht, heißt es auf Seite 6, so hochgewachsen, so stark und so schlank, „der dachte: Du Gottgeliebter! und folgte dem Beispiel des Höchsten und liebte ihn auch". Merkwürdig matt wirken aber gegen die sonst so knappe oder festliche Sprache, die das Verbrauchte meidet, ohne irgendwo das Ungewöhnliche zu suchen, die beiden Schlußzeilen des Buches. Hier wäre ein stärkerer Akkord nicht nur leicht zu erreichen gewesen — er war auch ganz am Platze.

Aber das sind Nebendinge, die nicht ablenken sollen von der Hauptsache: daß wir hier ein gutes und schönes Buch vor uns haben, für das wir der greisen Dichterin dankbar sind.

In seiner Anlage noch bedeutender, im einzelnen gewaltiger und genialer ist das Werk eines Russen. Das goldene Zeitalter Italiens, das sich in der Zeit, in der die Ebner-Eschenbach'sche Erzählung spielt, ankündigt, ist erschienen. Auf Masaccio und Filippo Lippi ist Leonardo da Vinci gefolgt; Michelangelo malt und meißelt; Raffael feiert Triumphe.

Im Rahmen eines biographischen Romans, dessen Held kein Geringerer ist als der wenn nicht größte, so doch universellste Künstler der italienischen Renaissance, hat Dmitry Sergewitsch Mereschkowski ein Bild jener gewaltigen Epoche entrollt unter dem Titel „Leonardo da Vinci" (Leipzig, Schulze & Co., 1903).

Und ich wüßte keinen, der auch nur annähernd in dieser Anschaulichkeit die große Zeit vor uns lebendig gemacht hätte. Richard Muther hat den Roman „die beste Arbeit über Leonardo" genannt. Aber es ist vielleicht auch die beste Arbeit über die ganze Epoche.

Wundervolle Episoden gibt es da, eines großen Dichters würdig. Das Kapitel „Der Hexensabbath" ist voll von einer heißen wilden Phantastik: wie auf Böcken und Besen die Hexen nach Biterne fliegen, wo der große Bock — el Bock de Biterne — seine Hochzeit feiert. Die grandiose Schilderung des Flugs und der Feier vergißt man nicht so leicht.

Andererseits: mit wie feiner Psychologie ist das Verhältnis Leonardos zu Monna Lisa dargestellt! Dieser Mereschkowski, dessen Namen man sich merken muß, ist auch ein hervorragender Seelenkünder.

Drittens aber, und vielleicht vor allem, ein trefflicher Charakteristiker. Wie lebt, um nur eine Prachtgestalt herauszugreifen, da Macchiavelli vor uns! Wie glänzend sind Leonardo und Michelangelo, Leonardo und Raffael kontrastiert! Eines Tages sieht Leonardo einen Jüngling, der in der Kapelle Brancacci die Fresken des Masaccio abzeichnet. Es ist fast ein Knabe noch, der einen ungewöhnlich weißen, zarten, langen Hals hat wie ein bleichsüchtiges Mädchen.

Sein eirundes, durchsichtig blasses Gesicht trägt den Stempel einer gezierten süßlichen Schönheit; er hat große schwarze Augen wie die Bäuerinnen Umbriens — „Augen, die keine Gedanken ausdrückten, sondern tief und leer wie der Himmel waren". Der Jüngling kopiert dann auch Arbeiten von Leonardo, ahmt allen nach, und eines Tages spricht der Meister ihn an. Er erstaunt, mit welcher Leichtigkeit dieser Knabe die größten Schwierigkeiten überwindet. Es gibt für ihn durchaus nicht das endlose Suchen in der Kunst; Arbeit, Anstrengungen und Zweifel, die der Fluch von Leonardos ganzem Leben gewesen, scheinen für ihn nicht vorhanden zu sein. Mit erstaunten und verständnislosen Augen sieht er den Meister an, als der ihm die Notwendigkeit der Erlernung der mathematischen Regeln und Gesetze der Malerei auseinandersetzt. „Ich habe die Erfahrung gemacht", sagt er einst, „daß man nicht nötig hat zu denken, wenn man malt; es gelingt einem so besser."

Da wird Leonardo still. Und vor der milden furcht- und gedankenlosen Klarheit dieses Knaben empfindet er mehr Zweifel und Furcht über das Schicksal seines eigenen Lebenswerkes, als vor der Erregung und dem Hasse Michelangelos.

Woher stammst du, mein Sohn, wer ist dein Vater und wie heißt du? hatte er den Jüngling einst gefragt.

Und dieser, zögernd, aber freundlich: „Ich stamme aus Urbino. Mein Vater ist der Maler Giovanni Santi, und ich heiße Raffael."

Ich erzähle gerade diese kleine Szene — nicht etwa weil sie die andern übertrifft. Viele sind tiefer, bedeutender. Aber sie läßt sich am leichtesten aus dem Rahmen lösen. Wie hier mit wenigen Worten der innerste Wesenskern Raffael Santis gefaßt wird, so sind an anderer Stelle Cesare Borgia, Alexander VI, Savonarola, König Karl von Frankreich usw. mit großer Charakterisierungskunst dargestellt. Über das wundervolle Material eines Gelehrten ist ein Dichter geraten, der über die seltene historische Phantasie verfügt. Das ist so außerordentlich, wie dieser Mereschkowski aus dem Vollen schöpft. Alles wird ihm zum Bilde. Die ganze Zeit erhält Farbe. Die Persönlichkeiten, deren Ruhm die Jahrhunderte überstrahlt, stehen nicht abgesondert auf Piedestalen in der Leere, sondern gegen ihren natürlichen, in tausend intimen Zügen lebendigen Hintergrund. Wie gesagt, ich kenne kein Buch, welches mir das ganze Zeitalter so nahegerückt, so vertraut gemacht hätte.

Allen denkenden Lesern sei dieses Werk auf das Wärmste empfohlen. Es ist dichterisch und kulturhistorisch gleich interessant. Es ist sehr umfangreich, aber nur selten, etwa in der Mitte, scheint der Autor zu ermatten und mit ihm der Leser. Bald hält er uns wieder fest und läßt uns nicht mehr los. Und man denkt an sein Werk zurück, wie an eine gefüllte Schatzkammer. Es liegt so viel Reichtum darin, daß man ihn auf einmal nicht übersehen kann. —

Mit einem schmächtigen Bändchen stellt sich Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey) ein. „Die Kristallkugel" hat sie es getauft (Egon Fleischel & Ko., Berlin 1903). Es ist eine altweimarische Geschichte, und fast immer, wenn

Helene Böhlau aus dem alten Weimar erzählt, ist sie glücklich und gibt uns ein Lächeln auf die Lippen und Wärme ins Herz.

Helene Böhlau ist ungefähr der gerade Gegensatz zur Ebner-Eschenbach. Ihr hat der Himmel wohl auch alle Talente gegeben, aber er hat ihr verweigert, worüber die Ebner verfügt: das edle Gleichmaß. Sie hat die remiges, die Schwungfedern, aber die pennae rectrices, die Lenkfedern sind ihr verkümmert. Es fehlt ihr ein innerer spiritus rector. Ihre Begabung zeigt alle guten, aber unter Umständen auch alle schlimmen Seiten des echten und rechten Frauentalentes. Sie ist nur mit Auswahl und mit Vorsicht zu genießen. Doch hat man etwas Gutes von ihr erwischt, dann ist dieses Gute gleich sehr gut und kann uns einen ganzen grauen Tag vergolden.

Wenn ich an manche Ratsmädelgeschichte, an manches altweimarische Histörchen denke, mein' ich, die Böhlau müsse jedweder lieb haben. So viel Kernigkeit, Fröhlichkeit, Herzensfrische, Humor hat sie da. Aber das lustige Ratsmädel verwandelt sich in die moderne Frauenrechtlerin. Ein dumpfer Haß und Zorn trübt ihr die Augen. „Halbtier", ihren großen Roman, kann man nicht mehr ganz ernst nehmen. Sie verliert sich ins Maßlose, das hart ans Sinnlose streift, und die prächtige Dichterin, die keinem Manne zu weichen brauchte, beweist eben doch, daß sie dem Geschlechte mit langen Haaren und kurzen Sinnen angehört. Ich bitte, sich an jene Erzählung „Jugend" aus dem „Sommerbuch" zu erinnern, in dem die nackte Naive eine Rolle spielt. Da ist Helene Böhlau direkt ins Unfreiwillig-komische geraten; es ist kaum verständlich, wie man sich so vergreifen kann.

Man muß annehmen, daß sie in ihrem Leben viel unter Prüderie und Philistrosität zu leiden hatte; daß ihre temperamentvolle Art sich dagegen empörte; daß sie nun manchmal die wohlverständliche, ihr in allen Fingerspitzen kribbelnde Lust hat, dem Philistertum, der eng zugeknöpften Wohlanständigkeit eins auszuwischen. Ihre Freude am Gesunden, Natürlichen, Freien mag dazu kommen — und da verliert sie eben das Gefühl für die Grenze, den spiritus rector. Ein Bild ihrer Phantasie reißt sie so hin, daß sie es in die Wirklichkeit hineinkomponiert, ohne zu merken, daß unter den nun maßgebenden Verhältnissen das Freie den leichten Anstrich des Frechen, das Sinnliche den des Lüsternen erhält. Man prüfe daraufhin das Geschichtlein „Jugend". Die Böhlau hat zuerst nur das köstliche Bild gesehn: in einer Sommervollmondnacht zwei junge lachende Menschenkinder im Wasser, zwei Wesen aus der goldenen Unschuldszeit, scherzend, sich anspritzend, jubelnd — — hätte das Böcklin gemalt, es wäre gesund, rein, prächtig geworden. Aber er hätte das junge Weib zur Nixe gemacht oder irgendwie anders die Szene von uns entfernt, und wir hätten die große Freude und große Sehnsucht davor gehabt. Nun stelle man sich aber vor, daß dieses junge Mädchen eine Hofratstochter ist, die mit einem Studenten im Wasser plätschert, nachdem sie sich entkleidet hat — es braucht kein Wort mehr darüber, wie unmöglich, wie schief das ist. Die Maler haben den feinen Unterschied von „nackt" und „ausgezogen".

Und was als Phantasiebild nackt vor Helene Böhlau stand, schön, frei, natürlich, das präsentierte sich, als sie das Phantasiebild in die Weimarsche Wirklichkeit hineinkomponierte, eben „ausgezogen".

Eine derartige Entgleisung passiert ihr natürlich selten, aber fast in jeder ihrer Erzählungen kann man beobachten, daß sie gern einen Trumpf ausspielt und einer derberen Natürlichkeit durchaus nicht aus dem Wege geht. Wenn damit die Grenze des guten Geschmackes nicht verletzt wird, und besonders, wenn ihr das fröhliche Herz, der Humor dabei zu Hülfe kommt, so erreicht sie grade damit die köstlichsten Wirkungen, daß man ganz begeistert ist.

„Die Kristallkugel" setzt so ein, daß man alles Beste von ihr hofft. Der Rittmeister Rauchfuß und sein „Badewännchen" sind vortrefflich; man ist sofort gut Freund mit dem alten Saufbruder und seinem rotschopfigen Mädel, dessen Seele die „Kristallkugel" ist, ungetrübt von Flecken und Schatten. Man sieht, wie das Mädel aufwächst, wie das Badewännchen zu einem schönen starken Menschenkind wird. Da kommt der, an den sie ihr Herz verliert, Herr Kosch, der Kupferstecher.

Bis hierher ist alles meisterhaft und von durchsichtiger Klarheit. Auch Herr Kosch ist noch deutlich und sicher gezeichnet, aber man begreift nicht mehr ganz, was das Badewännchen zu ihm treibt. Er entpuppt sich als eigentümlicher Mensch; er trinkt auch. Badewännchen weiß das alles, aber sie will trotzdem nur ihn.

Man erwartet nun die Geschichte dieser Ehe. Wie wird das schöne Geschöpf mit ihrem ruppigen Manne fertig werden? Wird sie ihn halten und heben, wird er sie drücken und brechen? Und man ist ganz verblüfft, als die Geschichte plötzlich schließt. Auf zwei Seiten wird die Ehe beschrieben, die junge Frau ist schließlich ein altes Mütterchen, ihre Seele ist wieder weltabgetan, durchsichtig wie eine helle Kugel, kristallklar wie einst in der Jugend.

Ganz verwirrt tastet man nach einer Erklärung. Was wollte die Böhlau eigentlich? Weshalb „die Kristallkugel"? Es scheint, als wäre hier ein Roman geplant gewesen, dessen erstes Buch in diesen 132 Seiten fertig vorläge. Dann aber hätte die Dichterin die Geduld verloren und hätte in zwei Seiten die folgenden Bücher erschöpft. Es fehlt, wie man sieht, wieder ganz das Ebner-Eschenbachsche Gleichmaß.

Daß in eine richtige altweimarische Geschichte auch Karl August und Wolfgang Goethe gehören, ist selbstverständlich. Es mag nicht immer leicht sein, sie mit den Personen der Erzählung zu verknüpfen. Helene Böhlau hilft sich gern damit, daß sie jemanden einführt, der extra nach Weimar kommt, um die Exzellenz zu sehn. Und es ist jedenfalls gut, daß sie sich sehr hütet, Goethe jemals in den Mittelpunkt zu stellen. Er ragt nur wie eine Sehenswürdigkeit in ihre altweimarischen Geschichten hinein. Auch in die „Kristallkugel"; wenige Worte redet er nur; sie hätten gut und gern noch ein wenig trivialer sein können. Aber es geht auch so. Er tut den Mund gottlob nicht zu Weltweisheiten auf.

Die Kristallkugel bleibt jedenfalls ein Dichterbuch, wenn auch ein unvollendetes. Man kann sich im ganzen doch herzlich dran freuen.

Über den Roman von Alfred Bock: „Kantor Schildköters Haus“ (Egon Fleischel & Ko., Berlin 1903) kann ich kurz hinweggehn. Es wäre mir nie eingefallen, ihn zu lesen, wenn ich nicht wieder einmal auf die Tageskritik etwas gegeben hätte. Aber wenn das größte Blatt Österreichs, die Neue Freie Presse, einen Roman dieses Verfassers mit Pauken und Trompeten begrüßt, wenn sie urbi et orbi verkündet, daß „ein Hauch von den unsterblichen Seldwylern“ über Alfred Bocks „Kindern des Volkes“ schwebe — so sagt man sich unwillkürlich: ein Erzähler, zu dessen Charakterisierung Gottfried Keller beschworen wird, muß doch wirklich Vorzüge haben! Deshalb fühlte ich mich verpflichtet, „Kantor Schildköters Haus“ zu lesen.

Die Leser der deutschen Monatsschrift sind dazu nicht verpflichtet. Der übliche Zeitungsroman mit „erschütternden Auftritten“; keine Zeile, kein Satz, kein Wort, die den Dichter zeigten. Feuilletonfutter schlimmster Sorte.

Möglich, daß frühere Romane des Verfassers besser sind. Aber sie können über das Journalistische unmöglich hinausgehen. Trotzdem beschwört eine führende Zeitung die unsterblichen Seldwyler! Das nennt sich dann Kritik. Gewöhnlich, wenn man gar nichts mehr weiß, spricht man von Böcklin'scher Farbenpracht. Es wäre lustig, wenn es nicht gar so traurig wäre.

Nicht schnell genug kann man in freiere Lüfte zurückkehren. Und ich habe hier am Schlusse von einer Dichterin zu reden, der man sich nicht tief genug beugen kann, von einer Dichterin, die eins der größten Werke der modernen Literatur geschrieben hat, ein Buch, das man wirklich gelesen haben muß. Ich nannte es vor langer Zeit flüchtig schon einmal an dieser Stelle. Das Herz schlägt mir bei seinem Namen; wie eine Offenbarung hat es einst — vor Jahren — auf mich gewirkt. „Goesta Berling“ heißt es, und Selma Lagerlöf ist der Name der Dichterin.

Die Poeten des skandinavischen Nordens tragen fast alle Waffen. Sie sind Kämpfer, nicht Könige; sie bereiten mehr vor, als sie erfüllen. Sie sind keine Befreier, denn ihre Augen sind entweder zornig oder träumend, ihre Seele ist entweder verbittert oder müde, kampfmüde. Da stand unter all diesen Poeten wie ein Wunder Selma Lagerlöf auf. Wir kannten die Ibsen und Björnson, Strindberg und Skram, Elster und Kjelland, Leffler und Garborg; wir kannten auch Jens Peter Jacobsen. Aber keiner von allen erschien so frei, wie die Frau, die den unsterblichen Goesta Berling schrieb. In diesem Legendenkranz sind Stellen die man nur noch an Shakespeare messen kann; diese Geschichte der Kavaliere auf Ekeby ist mit einer souveränen Freiheit erzählt, die auch uns aller Fesseln ledig macht. Und man sieht wieder, daß die größten Meisterwerke aller Literaturen auf uralte Volksvorstellungen zurückgehn. Man kann die meisten vielleicht gesteigerte Märchen nennen. Der Held wird erhoben und gerettet, das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan. Die Arbeit läutert ihn. Labor vincit omnia steht auf der Kiste Onkel Eberhards, aber eigentlich, sagt Selma Lagerlöf, müßte darauf stehen: Amor vincit omnia.

Ich spreche von „Goesta Berling“ und soll von einem neuen, viel späteren Buche der Dichterin reden. Doch Selma Lagerlöf, so viel Werke ich inzwischen auch von ihr gelesen, wird für mich stets die Schöpferin der Kavaliere auf Ekeby sein. Nichts, was sie später geleistet, kann an dieses gewaltige Buch heran — an dieses Buch der Phantasie gegen die Phantasie, an dies Buch der Schönheit gegen die Schönheit, dessen Höhen hoch und dessen Tiefen tief sind. Der Kampf der ästhetischen und sittlichen Mächte des Lebens ist nie so grandios dargestellt worden wie hier. Die ästhetischen haben die Lebensführung übernommen; daran geht alles zu Grunde. Aber Selma Lagerlöf, die mit unverwirrtem Gefühl jene ästhetischen Mächte unterliegen läßt, schaut ihrem Sterben doch mit leisem Bedauern zu wie einem schönen Sonnenuntergange. Neben dem großen Frenssen'schen Buch ist der Goesta Berling wohl das gewaltigste literarische Dokument der Zeit.

„Amor vincit omnia“ könnte als Motto auch vor der Erzählung stehen, die Pauline Klaiber neuerdings aus dem Schwedischen übersetzt hat: „Eine Herrenhofsage“ (Albert Langen, München 1903). Auch hier besiegt die Liebe den Tod: Hede, der die kleine Ingrid zweimal rettet; Ingrid, die dann mit ihrer Liebe den in geistige Umnachtung Gefallenen erlöst. Auch hier der Legendenstil; wie Märchenfiguren die Gestalten in die freie Luft gemalt, erlöst von der Alltäglichkeit. Eben deshalb aber kryställisiert sich das Menschliche so klar heraus. Der Wesenskern drängt hervor und wirft alle Hüllen ab.

Vielleicht wird jemand, der den Goesta Berling nicht kennt, begeisterter von der Herrenhofsage reden. Mir aber steht das gewaltige Buch noch zu deutlich vor Augen, als daß ich dieser an sich schönen und freundlichen Erzählung größeres Lob zollen könnte. Und ich muß unwillkürlich jener Worte gedenken, die Arthur Schopenhauers Schwester Adele einst an ihre Freundin Annette von Droste schrieb.

„Es gehört eine unendlich reine Natur, eine herrliche Konstitution der Seele und des Körpers dazu, um ein Dichter zu bleiben nach dem ersten Auftreten. Wie reißt alles an dem kaum geborenen, wie ein Schmetterling noch mit feuchtem unversuchtem Flügel sich still entfaltenden Talent! Da bleibe einer Dichter! Da bleibe einer sich treu, eigentümlich, rein, unangetastet von aller fremden Annäherung! O das erste Gedicht eines wirklich geborenen Dichters! Es ist damit wie mit der Frauenliebe; Jean Paul sagt, nur einmal liebten wir des Geliebten, nachher immer der Liebe wegen. Ich wollte, es holte euch alle der Kuckuck, ehe ihr das zweite Opus in die Welt schickt!“

Adele Schopenhauer, diese kreuzbrave Haut, hat, wie man sieht, die echte Frauenzimmermanier, zu übertreiben. Aber die kleine Wahrheit, die in ihrer Predigt steckt, fühlt jeder Poet einmal.

Und wenn Selma Lagerlöf vor ihren neuen Büchern an ihren Liebling Goesta Berling denkt, den Strahlenden, den Unbesieglichen, „den Stärksten und Schwächsten unter den Menschen“, dann mag die kleine Wahrheit vielleicht auch ihr leise die Brust beklemmen.

Was uns not tut.

Theaterprovinzen.

Von

Fritz Lienhard.

Der folgende Vorschlag scheint zwar wesentlich an den Theaterfreund oder gar nur Theaterfachmann gerichtet, hat aber doch auch seinen sehr allgemeinnationalen Hintergrund. Er bewegt sich in jener Richtung, welche in jüngster Zeit einem positiveren und nationaleren Geiste in Kunst und Kultur das Wort redet.

Der Gedanke, unserem jetzigen Theatergeist gegenüber Gegenkräfte zu schaffen, hat eingeschlagen und ist reichlich erörtert worden. Unter anderem haben die „Wartburgstimmen" (Heft I und V) zunächst die Theater Thüringens angeregt, einen „Thüringischen Theaterbund" zu gründen. Es wurde etwa folgendes verfochten:

„1. Die Aufführung von Bühnenwerken soll nicht lediglich von Berlin aus bestimmt werden, weil wir wissen, daß dort das Kapital-Interesse mit allen Hülfsmitteln der von ihm geschaffenen Organisation im Vordergrunde steht. Die Bühne soll als Kunstinstitut frei werden, so weit das die Dinge dieser Welt sein können, frei vom großstädtischen Bühnenmarkt.

„2. Wir erkennen, daß der Geschmack unseres Volkes an dramatischen Werken mehr und mehr verdorben und mißleitet wird, schon weil ihm die Freiheit fehlt, zu richten und zu wählen. Diese Freiheit ist durch die Monopolisierung des gesamten Theaterwesens in Berlin vollständig illusorisch geworden. Suchen wir also Bühnen zu schaffen, die unabhängig von Berlin ihre eigenen Ziele verfolgen, ohne kapitalistisch zu sehr abhängig zu sein.

„3. Wir glauben, daß dem Rufe „Los von Berlin" nur dadurch entsprochen werden kann, daß man dem Monopolwesen des Berliner Bühnenkapitals die Genossenschaft von Verbänden kleinerer Bühnen entgegensetzt, die durch organisierte Arbeitsteilung in den Stand gesetzt werden, nach Inhalt und Form so Gutes zu leisten in der Genossenschaft, wie die selbständigen Einzelbühnen Berlins."

Diese drei Punkte bildeten den Kern jener Besprechung. Sodann fanden sich noch einige vortreffliche allgemeine Bemerkungen, die jeder Theaterfreund in Provinzstädten nachfühlen wird.

„Die Bühnen deutscher Mittelstädte sind trotz allen guten Willens nicht im stande, mit Neuaufführungen von dramatischen Werken selbständig bahnweisend

vorzugehen. Erstens können sie das Stück nicht in vollendeter Form herausbringen, und zweitens ist ihr Publikum numerisch zu schwach, als daß sie selbst ein erfolgreiches Stück mehr als drei bis vier mal geben könnten. Sie leiden alle am Mißverhältnis zwischen der Vielseitigkeit des Repertoirs und der Unzulänglichkeit ihres Personals. Jede solche Bühne wirkt in einem kleinen Kreise, über den sie nicht hinausreicht und in den kein anderes Theaterunternehmen hineinreicht. So sind sie gezwungen, wenn sie nicht vor leerem Hause spielen wollen, alles zu geben, heute die Judith, morgen den Veilchenfresser, heute Macbeth, morgen den Rosenmontag. Das Publikum beansprucht von allem etwas zu bekommen, und bekommt eigentlich alles schlecht, weil es gar nicht möglich ist, ihm Gutes zu bieten. Die Folge ist, daß an diesen Plätzen das Publikum auf die Bühne schimpft und nörgelt, und daß Theaterleitung und Personal auf das Publikum schimpfen, das nicht begreifen will, wie sehr man sich plagt, und daß man relativ beinahe das Unmögliche leistet. Des Übels Grund ist, daß diese Bühnen außer stande sind und sein müssen, ein Personal zu beschäftigen und entsprechend zu besolden, das durch Zahl und Tüchtigkeit solchen übertriebenen Ansprüchen genügen könnte.

Zweitens fehlt es diesen Bühnen, bei der Arbeitsüberlastung durch das Repertoir, an Zeit und Kraft, eine wirklich alle Teile befriedigende Vorstellung herauszubringen, zumal wenn die Inszenierung noch Geld kostet. Es heißt zu viel verlangen, wenn Leitung, Regie und Schauspieler wochenlang arbeiten sollen, denn der Zeit bedarf es, um ein Stück gut einzustudieren, um mit einem neuen Stück, dessen Erfolg nicht einmal sicher ist, zwei oder drei mal vor ein an Zahl begrenztes Publikum zu treten. Ist es da nicht entschuldbar, daß diese Bühnen nur noch die Stücke geben, die in Berlin, Dresden, München usw. Erfolg gehabt haben? Das Publikum will es so haben, die Bühnenleitung weist jede Verantwortung von vornherein ab, ob das Stück überhaupt wert ist, aufgeführt zu werden, und der Beifall stellt sich sicher ein, wenigstens hat bis jetzt noch kein Theaterpublikum deutscher Mittelstädte es gewagt, ein Stück abzulehnen, das in Berlin zehn und zwanzig mal gegeben werden konnte. Die Einstudierung ist auch einfacher; man ahmt einfach Berliner Aufführungen nach, die auch die allgemeine Schablone für die Auffassung der Rollen lieferten. Die Sache ist bequem, kostet weniger Zeit und Arbeit und Nachdenken, und das liebe Publikum bekommt eigentlich nur noch Abklatsche von Berliner Aufführungen."

Das sind unbestreitbar richtige Beobachtungen. Aber die Besserungsvorschläge, die in dem Satze gipfeln: „Jede Bühne (der zu gründenden Vereinigung) verpflichtet sich, auf eine Anzahl von Jahren ein ganz bestimmtes Spielgebiet zu pflegen" — sind in dieser Form nicht ganz glücklich. Solcher Spezialismus ist einförmig und läßt die Darsteller versauern. Der einzig richtige Weg freilich scheint auch uns: Zusammenschluß.

Das Übergewicht der Großstädte besteht zunächst in der Anhäufung von Massen; von Menschenmassen zu allererst. Jede Bühne hat nun reichlich Zuhörer. Es sind weit über eine Million, fast zwei Millionen Menschen auf einem Raum versammelt; die acht bis zehn größeren Bühnen können also, bei durchschnittlich kaum 1000 Besuchern an einem Abend, ein erfolgreiches Stück immer und immer wieder spielen: die Zahl der Neugierigen und Wißbegierigen erschöpft

sich nicht so leicht, falls die Presse ein wenig ermuntert hat. Wo aber sollen etwa im kleinen Weimar, selbst bei bestem Stück und bester Darstellung, die Zuhörer herkommen?

Weimar hat kaum 30000 Einwohner. Ist ein neues Stück zwei oder drei Mal gegeben, so ist die Zahl der neugierigen Theaterfreunde erschöpft, und Abonnenten und Publikum verlangen Neues. Das vielleicht mühsam und kostenreich einstudierte Stück liegt nun nutzlos am Wege. Und nun? Da hilft in der Tat, auch meiner Ansicht nach, nichts anderes, als daß der Prophet zum Berge komme, als daß man sich Absatzgebiete schaffe, als daß man eine Großstadt gründe. Gera, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach liegen an einer Bahnlinie und sind unter einander leicht zu erreichen; tun sich diese Theaterstädte zwanglos zusammen, so ist eine Großstadt von etwa 250000 Einwohnern geschaffen. Nimmt man Meiningen und Koburg hinzu, so vermehrt sich die thüringische Großstadt um 35000 Einwohner; auch Hildburghausen und Rudolstadt würden noch einmal 20000 Menschen stellen. Kurz, eine große Stadt von 300000 Einwohnern ist im Nu geschaffen, falls man, wie gesagt, das alte wahre Scherzwort beherzigt: kommt der Berg nicht zum Propheten, so kommt der Prophet zum Berge.

Mit anderen Worten: die mittleren Theater des Reiches müßten sich (nicht nur in Thüringen), einem sehr modernen Machtprinzip folgend, zu Gruppen vereinigen und untereinander Theaterprovinzen bilden. Aber nicht, um nun einseitig spezialistische Gebiete zu pflegen, sondern nur zwecks Austausches von Gastspielen, um solchen (nicht allen) Neuheiten ein größeres Absatzgebiet zu verschaffen, die das einzelne Theater mit zu großer Mühe und unverhältnismäßig zu bedeutenden Kosten einstudiert hat, als daß sich Arbeit und Ausgabe für die einzelne Stadt lohnte. Daneben und dazwischen könnte jedes Theater seine Besonderheit und sein eigenes Gepräge ruhig behalten. Ein Stück, das in Weimar oder Gotha auf kaum 3 Aufführungen kommen würde, könnte bei solcher planmäßigen Rundreise ganz gut seine 10 bis 20 Aufführungen erleben mit entsprechenden Einnahmen. Währenddem würde dann das Theater, dessen Stadt besucht wird, irgend etwas von seinem Vorrat in Weimar oder Gotha zum Besten geben. Wenn sich 6 Theater finden, die alle 6 Wochen einmal derartigen Austausch vornehmen, so bildet sich allmählich so etwas wie ein gemeinsames Fluidum, etwas wie ein gemeinsamer Landschaftsgeist heraus, der auch auf das dramatische Schaffen bezeichnend abfärben und einwirken könnte.

Es handelt sich, nochmals sei es gesagt, um wenige Stücke, und zwar um schwierigere oder besonders glückliche Einstudierungen, die es lohnen, daß man sich ihnen zu Liebe einer kleinen Mühe unterzieht. Das Drama großen Stils, das historische Drama, liegt heutzutage gänzlich darnieder, teils durch Ungunst des Zeitgeistes, teils aber auch, weil grundsätzlich und besonders von Berlin aus das nüchterne Stubendrama als gewinnreicher, als weniger kostspielig, als durch Pikanterieen unrein-moderner Art anlockend mit erschreckender Einseitigkeit gepflegt wird. Es wimmelt von Kotzebue-Naturen. Der Dichter, dessen Anlage

zu großem Stil drängt, steht einer dumpfen Gleichgültigkeit der Provinz, einem Terrorismus Berlins gegenüber. Und wird einmal ein halbwegs tüchtiges Stück solcher Art in irgend einem selbst besseren Provinztheater aufgeführt, so bringen die großen Zeitungen drei Zeilen in Kleindruck darüber — und die Sache ist für das übrige Deutschland ohne allen Widerhall. Eine Theaterprovinz jedoch bedeutet eine weit sichtbarere Masse als eine einzelne Stadt, und ein Stück, das laut Vereinbarung in obiger Form, gleich von der ganzen Theaterprovinz angenommen ist, kann nicht mehr so leicht übersehen werden. Solche Theaterprovinzen würden nach und nach gradezu geistig-künstlerische Machtfaktoren bedeuten. Die Bühnen und die schaffenden Dichter, die jetzt unter dem Druck des von Berlin ausgehenden Zeitgeistes leiden, würden kühner, selbständiger, entfaltungsfreudiger werden. —

Ich will diesen Vorschlag nicht überschätzen. Man erwäge ihn in aller Ruhe. Er scheint mir einer der möglichen Wege zur Gesundung unserer kunstpolitischen Verhältnisse.

„Die Mängel aufdecken ist nicht genug; ja man hat Unrecht, solches zu tun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem besseren Zustande anzugeben weiß.“ Goethe.

Bücherschau.

Hermann Obrist, Bildhauer. Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. Eugen Diederichs, Leipzig. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Dieses kleine Werk erregte die lebhafte Teilnahme des verblichenen Begründers der deutschen Monatsschrift noch in den letzten Tagen seiner Krankheit. Lohmeyer fühlte sich durch den Ernst und die Wärme der Ausführungen, in denen die Gleichgültigkeit unserer Gesellschaft den Künsten gegenüber erklärt und besprochen wird, um so mehr getroffen, als er selbst, nach seinem Ausspruch ein Kind einer hinter uns liegenden mehr literarischen Zeit, seine Interessen überwiegend der Literatur zugewandt hatte, weniger der Kunst, zumal der angewandten. Seinem ausdrücklichen Wunsche, diese Schrift dem Leserkreise der Monatsschrift warm empfohlen zu sehen, wird hiermit gern nachgekommen.

Sie ist eine Sammlung anschaulich und lebendig geschriebener Essays, die verschiedenen Zeiten angehören, aber von einer sehr einheitlichen, geistvollen Beurteilung der Dinge ausgehen. Vieles darin, was manchem heut paradox erscheinen könnte, sind Wahrheiten, die bald die Mehrheit aller nachdenklichen Leute für sich haben werden.

Eine Inhaltsangabe der Schrift ist nach ihrer Fassung nicht wohl möglich. Einige Auszüge, meist mit den Worten des Verfassers wiedergegeben, mögen seine Art zeigen und für ihn werben.

Die Frage des ersten Aufsatzes „Wozu über Kunst schreiben" wird damit beantwortet, daß all dem Banalen und Vulgären, das uns an allen Straßenecken, in jedem Zimmer, auf den Ausstellungen, in jedem Buch zehntausendmal begegnet, entgegengetreten werden muß. Dieses Urteil kann nur denen eine Übertreibung scheinen, die nicht empfindlich und mit dem Anblick unserer Straßen und Innenräume zufrieden sind. Deswegen muß geschrieben, geredet, gestritten werden. Der Empfindlichen soll immer mehr werden. Sie sollen Front machen gegen das Bauunternehmertum, gegen die untergeordnete Fabrikware, gegen das Genrebild, gegen die Mode, gegen unsere guten Stuben. Die Wissenden, die Erkennenden, die vielseitig Gebildeten müssen die Initiative des Lebens ergreifen. (Aus Kapitel: Volkskunst.) Hat jeder der Männer, die für Volkskunst eintreten, sein Haus gesäubert von Sofas, von goldenen Bilderrahmen, knalligen Tapeten, protzigen Kronleuchtern, Nippsachen und vom Geiste der Symmetrie? Wehe dem, der von Volkskunst redet ehe er vor der eigenen Tür gekehrt! Kaufen *wir* erst einmal durch mehrere Generationen Einfaches, Solides, Wahres, Echtes. Die Volkskunst wird dann von selber kommen.

(Aus Kapitel: Kunstunterricht.) Aus manchen Umfragen der letzten Zeit, betreffend die Kunstakademien, geht deutlicher, als es je der Fall gewesen ist, hervor, in wieviel Kreisen die Frage erörtert wird, ob wir die Kunstschulen nicht lieber gänzlich abschaffen sollen. — Was fehlt doch unseren Professoren? Es fehlt ihnen die Freude, die intensive Lust. Sie lieben weder die Kunst, denn sonst müßten Professoren doch profiteri: bekennen, noch lieben sie die Schüler, denn sonst müßten sie ihnen doch ihre Sehnsucht, ihr Suchen nachempfinden. Die Liebe fehlt, der Glaube fehlt, die Hoffnung fehlt, wenn auch nicht immer, so doch oft. O, armer

Lehrer, welch ein Paradies läßt du dir da entgehen! — Über tausend Schriften erscheinen jährlich voller Tadel, Klagen und Reformen. Der Worte sind genug gewechselt; laßt uns endlich einmal Taten sehen! — — Aber deine Vorschläge sind ja Utopien? Gewiß krasse Utopien. Aber nicht die bürgerlichen Wirklichkeiten sind die Wahrheit, sondern von jeher waren es nur die Utopien der Männer und Frauen von Gemüt, Verstand, Erfahrung und Zielbewußtsein.

Über den Absatz: die Zukunft unserer Architektur, setzt der Verfasser das Motto: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder .... Kann ein geheimer Oberbaurat wieder ein Kind werden? Nein, er kann es nicht, er hat zu viel gelernt, zu viel im Renaissancestiel gebaut. Der Verfasser weist an Beispielen das erfolgreiche Übergreifen von Künstlern in ihnen ursprünglich fremde Gebiete nach und befürwortet den rechten Dilettantismus, der sich aus dem Zweckmäßigen das Phantasievolle schafft, der nach dem feinen Ausspruch W. Raabes sich dadurch von dem falschen unterscheidet, daß er bescheiden macht.

Viel Treffendes bekommt man da zu lesen: von der richtigen Bewertung der historischen Stile, zumal der überschätzten Renaissancebaukunst; von der Stufenleiter der Werte, von dem Kunstwert der fliegenden Blätter, ja des Simplizissimus (trotz seiner teilweis vollendeten Ekelhaftigkeit) an bis zu demjenigen der Darstellungen höchster religiöser Visionen; von der bestehenden Entfremdung zwischen Künstlern und Kunsthistorikern, von Denkmalskunst und der einseitigen Pflege des menschlichen Aktes in der Plastik. — Ahnen doch viele Bildhauer, trotzdem sie immer mit der Hand modellieren, nicht, daß die Plastik auch Lustgefühle des Tastsinnes auslösen soll. Eine ungeahnte Fülle von Möglichkeiten tut sich vor dem Auge dessen auf, der plastische Formen in der Natur zu sehen gelernt hat. — Alle Formen der Tastempfindung, das Gefühl des Glatten, des Rauhen, des Harten, des Weichen, des Elastischen, des Starren, des Biegsamen, des Schwellenden, des Dürren, des Runden, des Kantigen sind auslösbar durch die der Natur nachmodellierten Formen. Der menschliche Akt ist nicht Anfang und Ende der Plastik.

Und zum Schluß noch einige Sätze aus dem letzten Kapitel, die dem hoffnungsstarken Herzen des verewigten Lohmeyer besonders wohlgetan haben werden: die neuen Möglichkeiten, auch in der freischaffenden Malerei, hängen zum großen Teile nicht vom Talente ab, das in unserem Volke massenhaft vorhanden ist, sondern, wie überall, vom Sittlichen, Geistigen und von Triebkräften, die noch nicht energisch genug zum Durchbruch gekommen sind. Doch diese Kräfte sind da in der Nation. — Die Musik hat einen Höhepunkt erlangt, der hart an Hypertrophie grenzt, die Technik, die Anwendung der Wissenschaft und diese selber haben ihre stärkste schöpferische Zeit hinter sich, und das große Gesetz der Fruchtfolge auf dem Acker des Geistes zeigt die Zukunft in hellem Lichte vor uns — die Zukunft gehört der schöpferischen Kraft in den bildenden Künsten, der Architektur, des Kunsthandwerks, der Plastik und der Malerei. March.

Im Kampf um Südafrika. Band IV. Die Buren in der Kapkolonie im Kriege mit England von A. de Wet, H. v. Doornik und G. C. du Plessis. Mit 48 Abbildungen. Herausgegeben und übersetzt von A. Schowalter. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Der IV. Band dieses bedeutsamen Werkes bietet wiederum des Interessanten eine reiche Fülle, wenn er auch an einheitlicher Geschlossenheit hinter Band I und II zurücksteht, da er Beiträge mehrerer Verfasser enthält, welche insgesamt die einzelnen Einfälle in die Kapkolonie, die damit in Zusammenhang stehenden Erhebungen der Kapkolonisten und ihre Beteiligung am Kampf gegen die Engländer schildern. Lehrreich ist auch dieser Band in vieler Beziehung, am lehrreichsten für die Buren selber, ganz besonders durch die Beiträge von Andries de Wet, dessen Persönlichkeit diesem

Band seinen Stempel aufdrückt. A. de Wet ist in Deutschland rasch bekannt und beliebt geworden durch seine zahlreichen Vorträge zu Gunsten seiner Stammesgenossen, und mit Recht: ein in sich gefestigter Charakter, mit Schwert und Feder gleich geübt, hat er einen weiteren Blick als die meisten seiner Landsleute und scheut sich nicht, offen das Übel an der Wurzel anzupacken und den Mißerfolg des Krieges in der Hauptsache auf gewisse Stammes- und Charaktereigentümlichkeiten der Buren zurückzuführen. Er hält ihnen zur besseren Einsicht mit fester Hand den Spiegel vor und weist ihnen voll glühender Hoffnung auf die Zukunft die Wege dorthin, er glaubt an ein großes Afrikanerreich, an einen neuen, großen Entscheidungskampf vor seiner Gründung und mißt der Frage der Beteiligung der Farbigen hieran einen wichtigen Anteil zu.

Die Aufstände der Kapkolonisten sind hauptsächlich auf mehr persönliche Motive zurückzuführen als auf eine große, nationale Begeisterung: Bedrückung durch englische Beamte und das in ihren Farmen und Dörfern liegende Militär, Maßregeln desselben, die eine Saat des Hasses und Zornes in ihre Herzen streuen, auch Angst vor den eingefallenen Brüdern aus dem Freistaat und Transvaal, Empörung über die Vollstreckung von Todesurteilen an Rebellen. Aber das Wort des Präsidenten Steijn: „Alle die Greuel müssen geschehen, um uns zu einer großen Afrikaner-Nation zu machen. — Wir wollen keinen Frieden, ehe nicht ein vereinigtes Südafrika ausgerufen werden kann" hat doch die Geister geweckt, wenn es auch nicht in Erfüllung ging. Sehr bedeutsam scheinen mir auch die Ausführungen A. de Wets über das Afrikanervolk: „Im Kampf gegen England hat es seine Größe erreicht; englische Herrschaft bedeutet seine Erniedrigung. Es hat mit England keine Erinnerung und kein Heiligtum gemein; was das eine Volk feiert, verachtet das andere. Wie kann sich daraus ein ehrliches und offenes Zusammenleben entwickeln und die Bitterkeit schwinden?" Und ferner die Worte S. 285 über Rhodes und Krüger: „Diese beiden harten Mühlsteine haben sich zerrieben. — Auch dieser Gegensatz wird in Zukunft die Kraft derer, die Südafrika groß machen wollen, nicht mehr lähmen."

Das Buch schildert nach einer sehr interessanten, allgemeinen Einleitung von A. de Wet: „Die Hereinziehung der Kapkolonie in den Krieg zwischen England und der Südafrikanischen Republik, ihre Ursachen und Folgen", die verschiedenen Einfälle in die Kapkolonie, und zwar den ersten Einfall im Nordwesten derselben mit den Gefechten um Kimberley, bei Belmont, Graspan, am Modderfluß, bei Magersfontein und dem Entsatz von Kimberley, beschrieben von G. C. du Plessis; hervorgehoben sei die ergreifende Schilderung des Schlachtfeldes von Magersfontein S. 38. Es folgen, beschrieben von H. van Doornik und du Plessis: die Kämpfe südlich des Oranjeflusses bei Kolesberg und Stormberg und eine Expedition nach dem Nordwesten, wieder von de Wet, ein von diesem selbst eingeleitetes Unternehmen zur Zerstörung der wichtigsten Eisenbahnlinien bei de Aar, das teilweise an der Feigheit des Generals Steenkamp scheitert. Hier sehen wir den ersten Versuch eines planmäßigen Vorgehens, der dann von Christian de Wet in Gemeinschaft mit den Generalen Hertzog und Kritzinger aufgegriffen und fortgesetzt wird, freilich ohne großen Erfolg: die Begeisterung in der Kolonie verpufft rasch wieder, die Bürger schleichen sich wieder heim, und zerstreute Kommandos irren in der Kolonie gehetzt und gejagt ohne einheitliche Leitung umher. Diese Einfälle werden von H. van Doornik beschrieben, als hervorragenden General und Menschen lernen wir hier Kritzinger kennen, der schließlich gefangen und erschossen wurde. Hervorgehoben sei aus diesem Teil die Schilderung eines nächtlichen Überfalles eines englischen Lagers, der Verwüstung des Grabes einer Burenfrau durch die Engländer, eines nächtlichen Flußüberganges und der Gefangennahme Kritzingers. Doorniks weitere Beiträge behandeln die Streifzüge des Kommandos von Lategan, die Hinrichtung eines jungen

Kaprebellen Louw und die fliegenden Kommandos in der Kapkolonie: ein fortwährendes Aufflackern und Verlöschen des Aufstandes, der erst wieder kräftig durch General Maritz organisiert wird, zunächst im Nordwesten und dann in Gemeinschaft mit General Smuts in der ganzen Kapkolonie, beide Kapitel aus A. de Wets Feder. Charakteristisch für Maritz ist das S. 106 geschilderte Meisterstück, wie er durch kühnes Draufgehen sich selbst zum Kommandanten macht, ergötzlich der Überfall zweier englischer Offiziere in ihren Wohnungen und zweier Soldaten, die sich als Gefängniswärter aus Angst selbst einschließen lassen und von innen bewachen. Maritz ist entschieden eine der sympathischsten Persönlichkeiten des ganzen Krieges, sein kecker Zug direkt auf Kapstadt zu hat etwas Herzerfrischendes, auch Smuts, der einen militärisch knappen Bericht beisteuert, gewinnt unsere rege Teilnahme. Eines der interessantesten Kapitel ist die Schilderung de Wets, wie er sich von Europa aufmacht, durch Deutsch-Südwestafrika durchschlägt und wieder am Kriege teilnimmt. Ein besonderes Wort der Erwähnung gebührt auch dem Pfarrer Kriel, den de Wet „ein Vorbild der Vaterlandsliebe und Aufopferungsfähigkeit" nennt, ergreifend ist die Schilderung, wie er die Glocken einer kleinen Kirche läuten läßt, eine seit 2 Jahren entbehrte Erhebung, und den Unzufriedenen ins Gewissen spricht.

Nach einem Kapitel über „die Frauen im nationalen Kampf", einem hohen Lied zu ihrem Preis und Ruhm, kommt de Wet zu dem packendsten Kapitel des ganzen Buches, der Schilderung von dem Eindruck der Friedensnachricht, und dann seiner Flucht nach Deutsch-Südwestafrika zurück, da er die Waffen nicht niederlegen will. Zum zweiten Male nach Europa gekommen, läßt er sich in der Klinik von Professor v. Bergmann kurieren, wo auch seine Aufzeichnungen geschrieben sind. Wir empfehlen wiederholt dieses bedeutende Werk über den Krieg in Südafrika, nicht zum wenigsten wegen seiner Objektivität auch dem Feind gegenüber, besonders aber den eigenen Landsleuten gegenüber. Als Beigabe wird man zahlreiche Bilder, namentlich der Heerführer, dankbar begrüßen. Gottfried Doehler.

Aus den Tiefen des Weltmeeres von **Carl Chun.** Schilderungen von der Deutschen Tiefsee-Expedition. Mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern, 3 Karten und 482 Abbildungen im Text. Zweite umgearbeite und stark vermehrte Auflage. Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1903.

Ein Werk wie das vorliegende bedarf eigentlich keiner weiteren Empfehlung als darauf hinzuweisen, daß nach Verlauf von kaum zwei Jahren bereits eine neue Auflage nötig wurde. In der Tat ein Ereignis, wie es die populär-wissenschaftliche Literatur für ähnlich vornehme Erscheinungen nur selten zu verzeichnen hat. Dieser Erfolg verdient hervorgehoben zu werden und daranschließend die dankenswerte Sorge mit der Verfasser wie Verleger bemüht waren, ihr Lieblingskind innerlich wie äußerlich noch reicher auszustatten. Und dies ist ihnen in überraschender Weise gelungen. Einmal textlich durch Verwertung der seitdem wesentlich vorgeschrittenen Ergebnisse der Bearbeitung des ungeheuren Sammlungsmaterials, und dann illustrativ. Sind doch nicht weniger als 82 Abbildungen hinzugefügt worden, darunter höchst interessante Aufnahmen von Eisbergen und Kerguelen-Szenerien. Das ergibt eine Gesamtzahl von 530 Illustrationen gegenüber 600 Seiten Text, jedenfalls ein Reichtum, der nahezu unerreicht dasteht. Und dies gilt auch in bezug auf die äußerst gelungene Auswahl wie die vollendet künstlerische Ausführung, die das höchste Lob verdienen. Leider verbietet der Raum näher einzugehen, aber wir können uns nicht versagen, wenigstens auf zwei Farbentafeln aufmerksam zu machen, die fast zauberhaft wirken, nämlich „Bouvet-Insel bei Sonnenuntergang" und „pelagische Tiefseefische". Ja, das sind wahrlich fabelhafte Geschöpfe, die einer untergegangenen Schöpfungsperiode anzugehören scheinen, jedenfalls die interessantesten unter den vielen neuen und

wunderbaren Tierformen, welche sinnreich erfundene Fanggeräte ans Licht förderten „aus den Tiefen des Weltmeeres"!

Gewiß ein hübscher Titel, indeß nur für die Hauptaufgabe zutreffend, aber nicht entfernt den Inhalt deckend, der folgende Kapitel verzeichnet: Teneriffa, Kamerun, Congo, Kapstadt, Kerguelen, Sumatra, Mentawei, Nicobaren, Ceylon, Malediven, Diego Garcia, Seychellen, Ostafrika! Das sind zum Teil sehr wenig bekannte Lokalitäten, über die wir in Wort und Bild eine Fülle zuverlässiger und interessanter Nachrichten erhalten, unter denen die über Völkerkunde noch besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Und dies gilt auch für die anschauliche und fesselnde Darstellung, mit der es der Verfasser verstand, eine Reisebeschreibung allerersten Ranges zu schaffen, ein Monumentalwerk, das allen Beteiligten zur Ehre und zum Ruhm gereicht, nicht zum wenigsten Deutschland selbst, das die Mittel zu dieser vorzüglich ausgerüsteten, großartigen Expedition gern und willig hergab. Mehr vielleicht als daheim wird dies der Deutsche im Auslande dankbar anerkennen, und gerade diesen möchte ich daher — selbst in der Fremde — das nationale Prachtwerk warm empfehlen. Es sollte keinem Vereine oder besserem Hause fehlen, die alle der „Deutschen Monatsschrift" dankbar sein werden, diese Empfehlung in die entferntesten Weltgegenden vermittelt zu haben.

Vergessen wir zum Schluß nicht den Preis (18 M., elegant gebunden 20 M.), der gegenüber der durchaus gediegenen Darbietung in der Tat ein staunenswert niedriger ist.

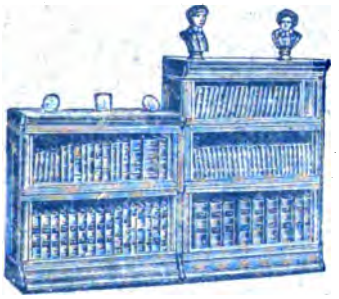
Leiden. Dr. O. Finsch.

Kolonial-Handels-Adressbuch 1903. 7. Jahrgang, mit der Karte der Kolonien in Buntdruck, herausgegeben von dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee in Berlin. Preis 1,50 M.

Im Jahre 1896 wurde das Kolonialwirtschaftliche Komitee begründet mit der Aufgabe, unter Verzicht auf Agitation und Polemik durch sachgemäße Ausführung grundlegender wirtschaftlicher Pionierarbeiten zur Feststellung des wirtschaftlichen Wertes der deutschen Kolonien und überseeischen Interessengebiete als Ergänzung der heimischen Volkswirtschaft beizutragen. In stiller Arbeit hat sich dieses Komitee bereits große Verdienste um die Einleitung und Durchführung schöpferischer Unternehmungen in den deutschen Kolonien erworben, u. A. durch Einführung der Kautschuk-Großkultur, durch Verbesserung des Kakaoanbaues in Kamerun, durch Einführung der Baumwollkultur in Togo, durch Begünstigung neuer Kulturen in Deutsch-Ostafrika usw. Im Gange sind Maßnahmen zur Bekämpfung von Kaffeekrankheiten in Usambara, die wirtschaftliche Erkundigung des Südens von Deutsch-Ostafrika im Interesse einer Eisenbahn Kilwa-Wiedhafen und eine wasserwirtschaftliche Expedition nach dem Bagdadgebiet behufs Schaffung von Unterlagen zur Wassernützung durch deutsche Unternehmer. Alljährlich gibt das Komitee das Kolonial-Handels-Adreßbuch heraus, das alles Wissenswerte in bezug auf die deutschen Kolonien umfaßt, Statistik, Aus- und Einfuhr, die Verwaltungsbehörden, Kolonialgesellschaften, Missionsgesellschaften, ferner die Adressen der in den Kolonien tätigen Firmen und Farmer und der beteiligten Ein- und Ausfuhrhändler, endlich die Verkehrsverhältnisse, Zollsätze usw. Es ist ein unentbehrliches Nachschlagebuch für alle diejenigen, die sich für die deutschen Kolonien interessieren, es gibt über alle Verhältnisse der deutschen Kolonien Auskunft, und diese Auskunft ist zuverlässig. Paul Dehn.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Amerikanische Schreibtische.

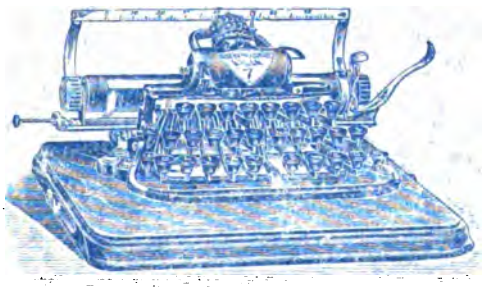


Für Export-Lieferung ab eigenem Transitlager.

Größte Auswahl in **Rolljalousie-, Steh- und Flachpulten, Diplomatentischen, zusammensetzbaren Bücherschränken, drehbaren Büchergestellen, Akten- u. Notenschränken etc.**

Neuer illustrierter Hauptkatalog gratis und franco.

Die Blickensderfer



(D. R.-P No. 53295, 59697, 64836, 70716, 81061)

vereinigt bei einfachster u. garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Überall Referenzen: 70000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u.s.w. in Verwendung.

Größte Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift, sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderliche Zeilengradheit, stärkste Vervielfältigung, Tabulator.

***Die Blickensderfer** ist laut Ministerialerlass vom 4. Juni 1902 zur Ausfertigung notarieller Urkunden zugelassen.*

Preis 175 Mk. und 225 Mk.

Vorführung oder Probesendung bereitwilligst; Katalog franco.

Groyen & Richtmann, Köln,

Mauritiussteinweg 84 u. Hohestrasse 105.

Filiale: BERLIN, Kronenstrasse 68/69.

Allgemeine Länderkunde.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers.**

Das von jedem Gebildeten empfundene Bedürfnis nach Zusammenfassung unsrer heutigen Kenntnis von der Erdbeschreibung in übersichtlicher und anregender Form wird durch diese „Allgemeine Länderkunde" befriedigt. In ihr besitzt die deutsche Literatur ein in Text und Illustration gleich vorzüglich durchgeführtes Werk, das den Fachmann von der Bürde des Gedächtnisballastes befreit und dem Laien unter Beseitigung aller Schwierigkeiten jede gewünschte Belehrung erteilt. Die fließende Schreibweise von oftmals fesselnder Wirkung ist ein anerkannter Vorzug des Werkes.

Afrika.

Zweite Auflage, nach der von Prof. Dr. Wilhelm Sievers verfaßten ersten Auflage völlig umgearbeitet von Prof. Dr. **Friedrich Hahn.**

Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.

In Halbleder gebunden 17 Mark.

Süd- und Mittelamerika.

Zweite neubearbeitete Auflage.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers.**

Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Nordamerika.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Von Dr. **Emil Deckert.**

Mit etwa 140 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.

In Halbleder gebunden 16 Mk. (Im Erscheinen.)

Australien, Ozeanien und Polarländer.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers** und Prof. Dr. **Willy Kükenthal.**

Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.

In Halbleder gebunden 17 Mark.

Asien.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers.**

Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

In Halbleder gebunden 15 Mark.

Europa.

Von Dr. **A. Philippson** und Prof. Dr. **L. Neumann.**

Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

In Halbleder gebunden 16 Mark.

Die Erde und das Leben.

Eine vergleichende Erdkunde von Prof. Dr. **Friedrich Ratzel.**

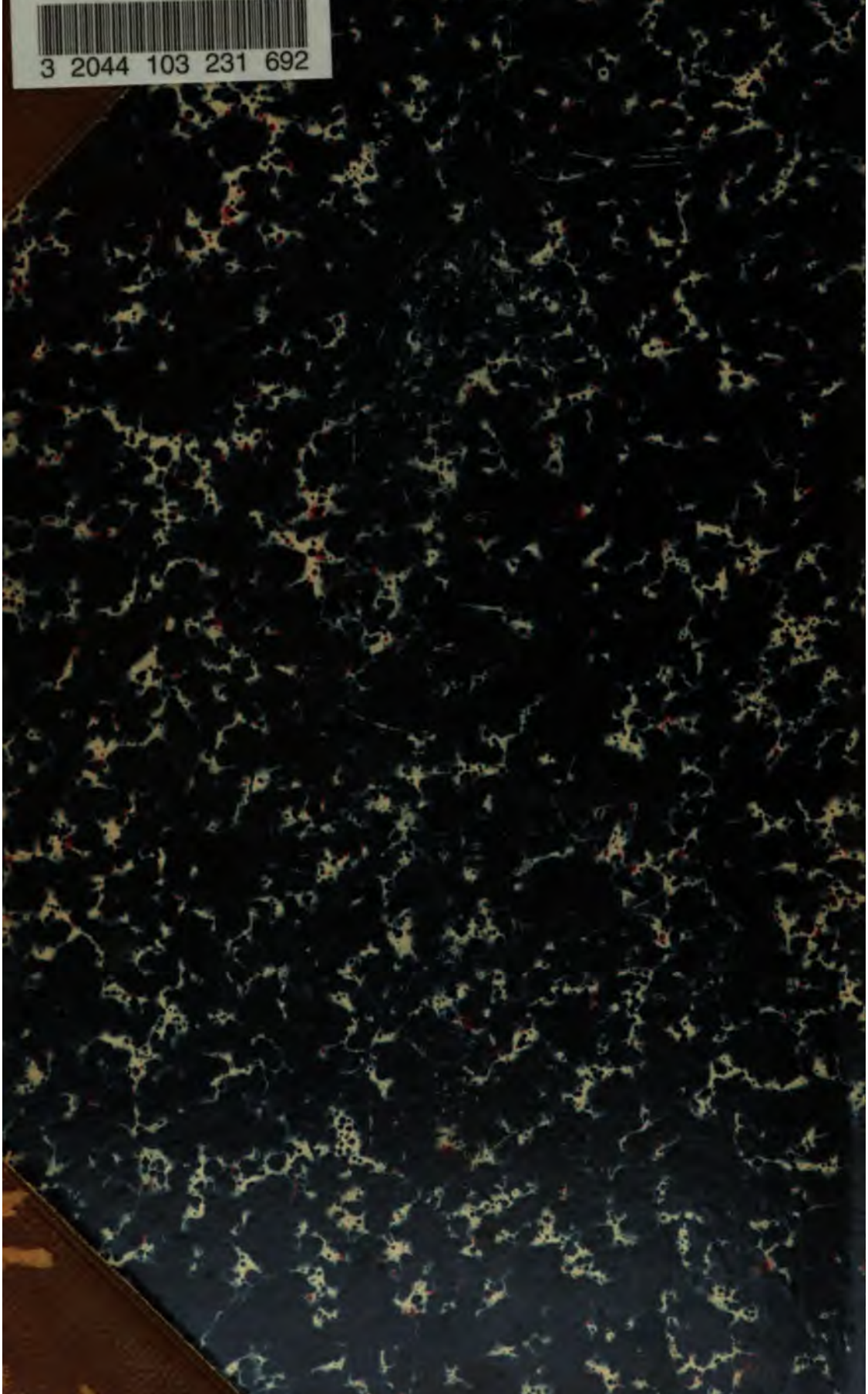
Mit 487 Abbildungen und Karten im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.

2 Bände in Halbleder gebunden zu je 17 Mark.

Mit großem Geschick führt uns der Verfasser das Werden und Vergehen unsers Planeten und aller auf ihm in Erscheinung tretenden Formen der anorganischen und organischen Natur vor Augen und zeigt in Wort und Bild, wie aus dem Ineinandergreifen der aus fernen Welten auf die Erde wirkenden und in ihr tätigen Naturkräfte und der Funktionen der Lebewesen das Antlitz der Erde so vielseitig und das Leben so mannigfaltig sich gestalten konnte.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

DUE DEC 21 1918

3 2044 103 231 692